This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E. u. G. II. (35.)

V 1056 b. (35.)

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Zweite Section.

H—N.

Herausgegeben von

August Leskien.

Fünfunddreißigster Theil.

KAUFMANN—KHÔRASÂN.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1884.

W

AE27
A6
Sect. 2
v. 35

MF78

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweite Section.

H—N.

Fünfunddreißigster Theil.

KAUFMANN—KHÔRASÂN.

K.

(Artikel, die unter K nicht stehen, suche man unter C.)

KAUFMANN, der Name einer Familie von ausgezeichneten Mechanikern und Akustikern, die in Dresden ihren Sitz hat, und unter der Firma „Akustisches Cabinet" eine Ausstellung selbst erfundener und selbstgefertigter musikalischer selbstthätiger Kunstwerke veranstaltet. Der Begründer dieser Anstalt ist Johann Gottfried Kaufmann, geboren 1752 zu Siegmar bei Chemnitz von armen Aeltern, die ihn zu einem Strumpfwirker in Chemnitz in die Lehre gaben. Er verließ jedoch die Profession und ging zu einem Manne in Dresden, der sich mit Reparatur von Uhren und andern mechanischen Arbeiten beschäftigte. Hier entwickelte sich bei Kaufmann das Talent zu Construction neuer Uhren, und ohne musikalische Vorkenntnisse unternahm er die Anfertigung von Spieluhren und mechanischen Musikwerken, unter denen sich 1789 eins durch Vereinigung von Harfe und Flöte auszeichnete und vom damaligen Kurfürsten von Sachsen angekauft wurde, jetzt im Besitze des Königs Albert ist. Schon 1800 wurden ähnliche Instrumente von ihm nach Oesterreich, Italien und Rußland versandt und als Meisterwerke anerkannt. Anfang des 19. Jahrh. begann der mit musikalischem Talent ausgestattete Sohn des Vorigen, Friedrich Kaufmann, geboren 1786 und gestorben am 1. Dec. 1866 zu Dresden, seinen Vater bei dessen Arbeiten zu unterstützen; es gelang beiden im J. 1806, ein großes Musikwerk mit natürlichen Trompeten und Pauken unter dem Namen „Bellonion" zu erbauen, welches als besonders zur Aufführung von Märschen, Chören und Fanfaren geeignet vom Könige von Preußen angekauft und im Schlosse zu Charlottenburg aufgestellt wurde. Es schließt sich hieran folgendes historische Curiosum. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena nahm Napoleon I. sein Hauptquartier im Charlottenburger Schlosse. Er hatte sich kaum zu Ruhe begeben, als durch die Stille der Nacht die preußische Cavalerie-Attake schmetterte. Napoleon fährt erschrocken von seinem Lager auf, glaubt sich überfallen und läßt Alarm schlagen. Allein bald zeigte es sich, daß die Töne aus dem Marmorsaale des Schlosses kamen, in welchem das mit zwölf Trompeten ausgestattete Bellonion aufgestellt, aber durch eine unvorsichtige Berührung eines Knöpfchens in Bewegung gesetzt war und so die preußische Cavalerie-Attake mit allen Trompeterstückchen herschmetterte. Friedrich Kaufmann kam sehr bald auf die Idee, alle Töne der Trompete auf einem einzigen Instrument hervorzubringen und construirte eine in altdeutscher Trompeterkleidung costümirte Figur, den Trompeten-Automat, welcher eine Trompete an den Mund setzt und mit fertigstem Zungenstoße alles bläst, was lebenden Trompetern zugänglich ist. Das „Harmonichord" wurde 1812 von Kaufmann erfunden, ein Instrument in Form eines aufrecht stehenden Flügel-Fortepiano, dessen Saiten jedoch nicht durch Hammeranschlag, sondern durch Reibung eines mit Leder überzogenen und mit Kolophonium durcharbeiteten Cylinders zum Ertönen gebracht werden. Der Ton ist äolsharfenartig mit allen Nuancirungen von großer Tragweite. K. M. von Weber componirte für dieses Instrument ein besonderes Concert mit vollem Orchester. Noch später construirten Vater und Sohn das „Chordaulodion", eine Verbindung des Pianoforte mit Flöten und Piccolo, auf welchem ein Saiten-Flöten-Gesang hervorgebracht wird. — J. G. Kaufmann starb 1818 in Frankfurt a. M.; sein Sohn Friedrich Kaufmann vollendete 1839 in Dresden ein neues, großes und selbstthätiges Musikwerk, von ihm „Symphonion" genannt, welches Fortepiano, Clarinetten, Flöten, Piccolo, Schallstäbe und Pauken in sich vereinigt. Schafhäusel in München schrieb über dieses Instrument: „Das Spiel dieser Maschine ist entzückend, der Vortrag brillant, der Anschlag des Fortepiano frisch und rund." Dieser Friedrich Kaufmann unternahm mit seinem 1823 zu Dresden geborenen Sohne Friedrich Theodor Kaufmann große Kunstreisen durch Deutschland, Rußland, Schweden und Dänemark, auf welchen er seine Instrumente mitnahm und mit ihnen viele Auszeichnungen erlangte. Der jüngere Kaufmann verbesserte die bisherigen Instrumente und schuf 1851 ein vollständiges, selbstspielendes Orchesterwerk, das Orchestrion, welches Clarinetten, Flöten, Flageoletts, Hörner, Cornets, Trompeten, Fagotts, Tuba, Pauken, Trommeln, Triangel und Becken in sich vereinigt. Auch mit diesem Instrument unternahm er Kunstreisen und erregte namentlich auf der internationalen Industrie-

Ausstellung zu London 1851 große Sensation. Er starb am 5. Febr. 1872, das bisherige Akustische Cabinet ist aber als Kunstsalon geblieben und wird von der vierten Generation der Familie, dem am 4. Febr. 1861 geborenen Sohne Friedrich Kaufmann, durch Anfertigung musikalischer Instrumente, von denen sich das Harmonium und die Aeolsharfe auszeichnen, in Dresden mit Erfolg fortgesetzt. *(C. Reinwarth.)*

KAUFMANN (Konstantin Petrowitsch von), Kaiserlich-Russischer Ingenieur-General und General-Gouverneur von Turkestan, ist am 19. Febr. 1818 (a. St.) zu Maidani geboren. In früher Jugend kam er nach Petersburg, wo er in die Nikolajewskische Ingenieur-Schule eintrat, 1837 die gleichnamige Akademie bezog und 1839 als Ingenieur-Lieutenant nach Neu-Georgien versetzt wurde. — Nach mehrfachem Wechsel der Garnisonen trat er 1843 als Stabs-Kapitän in die Adjutantur des Oberbefehlshabers der kaukasischen Armee und zeichnete sich in den Feldzügen gegen Schamyl (s. d. Art.) mehrfach aus. Der officielle Bericht erwähnt Kaufmann bei der Expedition gegen Salatawia, bei der Wegnahme der Terengulskischen Position, bei der Eroberung von Burtunai und bei der Erstürmung von Asal. Im J. 1845 bei Dargo verwundet und zum Kapitän ernannt, erwarb er sich 1848 zu den früher erhaltenen Ehrenzeichen durch die Leitung der Belagerungsarbeiten bei Dergebil noch das Georgskreuz und den Majorsrang. Im J. 1849 abermals verwundet, wurde er mit der Befestigung des Samurthales beauftragt und löste diese Aufgabe mit vielem Geschick. — Nachdem er sich 1851 als Oberstlieutenant im Infanterie-Regiment Turkestan durch ein siegreiches Gefecht an den Gergebilischen Abhängen einen goldenen Ehrensäbel mit der Inschrift: „Für Tapferkeit" erworben hatte, trat er im Laufe des Krimkrieges an die Spitze der Sappeure der Belagerungs-Armee von Kars und wurde durch die heroische Tapferkeit, welche er bei dem mislungenen Sturme auf Thamasp-Tabia am 17. Sept. 1855 (a. St.) an den Tag legte, auch in weiteren Kreisen bekannt. Kaufmann's Ernennung zum Obersten war die unmittelbare Folge dieses für ihn so ruhmvollen Tages, auch den Wladimir-Orden erhielt er.

Im Mai 1856 wurde Kaufmann als Mitglied der Ingenieur- und Kriegs-Akademie nach Petersburg berufen. Rangerhöhungen und andere Beweise des kaiserlichen Wohlwollens folgten nun in kurzen Zwischenräumen. Schon im August desselben Jahres wurde Kaufmann zum Generalmajor befördert und mit der Befestigung der Landenge von Kertsch und des Bugthales betraut.

Bei seiner Rückkehr trat er zunächst an die Spitze eines Comité zur Verbesserung der Schulen der Kriegsabtheilung und wurde im April 1858, unter Versetzung in das kaiserliche Gefolge, zum Director der Kanzlei des Kriegsministeriums ernannt. Neben den Geschäften dieses Amtes hat sich Kaufmann durch seine anderweitige Thätigkeit dauernde Verdienste um die russische Armee erworben. So sind die in jener Zeit erfolgten Verbesserungen der Militärschulen, die Feststellung der Rechte und der Privilegien der Unteroffiziere, die Reformirung der militärischen Strafvollstreckung, sowie namentlich auch das neue „Kriegs-Kreissystem" unter seiner hervorragenden Mitwirkung durchgeführt worden. In Anerkennung seiner erfolgreichen Thätigkeit wurde Kaufmann im April 1864 zum Generallieutenant, Ende des Jahres zum General-Adjutanten des Kaisers und im Frühjahre 1865 zum Oberbefehlshaber der Truppen in den Gouvernements Wilna, Grodno, Minsk und Mohilew ernannt. Die strengen Maßregeln, welche er in dieser Stellung zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung ergriff, erfuhren in der Presse des Auslandes die schärfste Verurtheilung.

Im October 1866 erhielt Kaufmann zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen längeren Urlaub; nach Ablauf desselben wurde ihm das General-Gouvernement von Turkestan (s. d. Art.) übertragen. Als er im August 1867 in Taschkend eintraf, war weder eine geordnete Landesverwaltung vorhanden, noch waren die Beziehungen mit den Nachbarstaaten geregelt. Der Kaiser hatte ihm die ausgedehntesten Vollmachten verliehen. Die ganze Stellung trug mehr den Charakter eines Vice-Kaisers als den eines General-Gouverneurs. Da überdies die Sitten der Asiaten an Aeußerlichkeiten und Ceremoniell besonders hängen und eine gewisse persönliche Prachtentfaltung der Machthaber verlangen, wenn diese Respect und Hochachtung bei der Bevölkerung und den Nachbarstaaten genießen sollen, so war Kaufmann auch genöthigt, bei seinem öffentlichen Auftreten ein großes Gepränge zur Schau zu tragen; er hieß im Volksmunde der Asiaten nicht anders als der Jarim oder Pol-Padischah, d. h. Halb-Sultan oder Vice-Kaiser. Auf Grund der ihm ausdrücklich übertragenen Befugniß, mit den im Gebiet des Syr-Darja und den östlich des Kaspi-Sees gelegenen Khanaten in unmittelbare Verbindung zu treten, hatte Kaufmann die Gesandten dieser Staaten empfangen und eine Reihe ständiger Gesandtschaften in Taschkend eingerichtet, welche bei der Person des General-Gouverneurs beglaubigt waren. Die diplomatische Abtheilung seines Stabes fand bei solchen Verhältnissen sehr bald ein reiches Feld für ihre Thätigkeit; es kam zunächst darauf an, die Nachbarstaaten an die Beobachtung der internationalen Gebräuche zu gewöhnen, sie dem Einflusse Englands zu entziehen und dauernd an das russische Interesse zu fesseln.

In administrativer Beziehung hat Kaufmann während seiner funfzehnjährigen Wirksamkeit in Turkestan unverrückt das Ziel im Auge behalten, die Verwaltung des Landes nach dem Muster der im europäischen Rußland bestehenden Verhältnisse einzurichten; nur wenige, durch die abnormen asiatischen Verhältnisse bedingte Ausnahmen sollten statthaben. Großen Nachdruck legte er auf die dringende Nothwendigkeit, die Civil- und Militär-Gewalt dauernd in den Händen der Militär-Chefs zu concentriren. Die „Steppen-Commission" erklärte sich 1867 mit diesen Grundsätzen einverstanden, aber es fanden sich sehr bald erhebliche Bedenken gegen die Durchführung derselben, und der Kampf, welchen Kauf-

mann einerseits gegen die mistrauische Bevölkerung Turkestans und andererseits mit der Regierung in Petersburg zu führen hatte, zog sich bis in seine letzten Lebenstage hin. Der enge Rahmen dieser Biographie gestattet nicht, auf die administrativen Einrichtungen näher einzugehen, welche Kaufmann unter sorgsamster Schonung der traditionellen Volks- und Stammesrechte zum großen Segen des Landes durchgeführt hat. Gelang es ihm auch nicht, den Widerstand der fanatischen Geistlichkeit dauernd zu brechen, so erreichte er doch, daß die überwiegende Mehrzahl der Bewohner die Wohlthat einer geregelten Verwaltung anerkennt und der russischen Regierung treu ergeben ist. Sehr viel trug zu diesem Umschwunge der Gesinnungen der wachsende Einfluß bei, welchen Kaufmann durch die Besiegung der Nachbarstaaten in Central-Asien erlangte. Es ist ihm bei diesen Kriegen häufig der Vorwurf gemacht worden, daß er dieselben absichtlich herbeigeführt habe, um diese Länder dem russischen Reiche zu erwerben. Wer die Verhältnisse unbefangen beurtheilt, wird ihn von diesem Verdachte freisprechen; denn es waren im wesentlichen dieselben Ursachen, welche Rußland in Central-Asien auf den unabsehbaren Weg der Eroberungen drängten, welche England zur Ausbreitung seiner Macht in Ostindien zwangen und welche überall da, wo die Civilisation mit der Barbarei in Contact tritt, ähnliche Erscheinungen hervorrufen werden. — Die Veranlassung zu diesen Kriegen ist fast immer dieselbe. Rußland hatte die Pflicht, die eigenen Unterthanen gegen die Ueberfälle und ähnliche Gewaltthaten der unruhigen Nachbarstaaten zu schützen, während diese das von jeher geübte Recht der Raubzüge für sich in Anspruch nahmen und jede Genugthuung verweigerten. Dies war 1867 auch mit dem Emir von Buchara der Fall; er ließ die Friedens-Vorschläge Kaufmann's unbeantwortet und rüstete sich zum Kriege. Mit 8000 Mann stürmte Kaufmann am 1. Mai 1868 (a. St.) die feste Stellung der Bucharen auf den Höhen von Samarkand, schlug ein zweites Heer des Emirs am 2. Juni 1868 auf den sirabulakischen Höhen und züchtigte Samarkand, welches sich in seinem Rücken empört hatte, nach einem hartnäckigen Kampfe mit den zahllosen Horden, welche sich in der Stadt festgesetzt hatten. Zur Charakteristik der Kriegführung sei erwähnt, daß Kaufmann nach der Erstürmung der Stadt einen Theil der Empörer vor den Thüren ihrer eigenen Häuser aufhängen ließ. In dem Frieden vom 23. Juni 1868 (a. St.) trat der Emir von Buchara einen Theil seines Gebietes an Rußland ab. Der Kaiser verlieh Kaufmann für diesen Feldzug den Georgsorden III sowie den Weißen Adlerorden und errichtete in der Ingenieur-Akademie zu Petersburg eine Marmortafel mit der Inschrift: Kaufmann, Samarkand. 1868.

Ende 1872 war aus ähnlichen Ursachen der Krieg mit Chiwa unvermeidlich geworden und der Ausgang desselben hätte bei den gegenseitigen Machtverhältnissen nicht zweifelhaft sein können, wenn nicht die Natur der Wüste, welche bei einem Feldzuge gegen Chiwa durchschritten werden mußte, dem Vormarsche ein Hinderniß entgegengestellt hätte, an welchem bisher alle Expeditionen der Russen gescheitert waren. — Die Gesammtstärke der Armee Kaufmann's überstieg nicht 14,000 Mann und war in fünf Colonnen vertheilt; ein ungeheurer Troß, bei welchem sich allein 19,200 Kamele befanden, war zur Fortschaffung der Lebensmittel, der Munition und anderweitiger Armee-Bedürfnisse erforderlich. Kaufmann brach am 18. März 1873 (a. St.) von Dshisak auf, vereinigte sich mit einer zweiten von Kasalinsk abgegangenen Colonne, schlug feindliche Angriffe bei dem Brunnen Adam Kirilgan und Uetsch-Utschuk zurück, erzwang den Uebergang über den Amu-Darja und stand Ende Mai bei Hezarasp, südlich von Chiwa. Hier erhielt er die Nachricht, daß die von Orenburg und der Kinderli-Bucht abgerückten Colonnen vor dem Nordthore Chiwas angelangt seien. Nur die fünfte Colonne, welche unter dem Obersten Markossow von Tschykyschlar am Kaspi-See abgerückt war, hatte nach heroischen Anstrengungen, durch Wassermangel gezwungen, den Rückzug angetreten. Trotz dieses Missgeschicks war der glückliche Ausgang des Feldzuges durch das Zusammenwirken der andern Colonnen gesichert. Am 29. Mai 1873 (a. St.) zog Kaufmann an der Spitze seiner Armee in Chiwa ein und dictirte den Frieden.

Der Kaiser verlieh ihm den Georgsorden II und ernannte ihn am 1. Jan. 1874 (a. St.) für besondere Verdienste zum Ingenieur-General.

Im Frühjahre 1875 führte ein Aufstand der Khokandzen, welcher ursprünglich nur gegen die Bedrückungen ihres eigenen Khans gerichtet war, aber schnell um sich gegriffen hatte und für die Stellung der Russen in Turkestan gefährlich werden konnte, zum Kriege mit Khokand. Infolge des Sieges, welchen Kaufmann am 22. Aug. 1875 bei Machram am obern Syr-Darja errang, wurde Khokand dem russischen Reiche einverleibt.

Zur Erinnerung an diesen Feldzug erhielt Kaufmann vom Kaiser einen reich geschmückten Degen mit entsprechender Inschrift.

Die kriegerische Thätigkeit Kaufmann's hatte hiermit ihr Ende erreicht und seine letzten Lebensjahre waren fast ausschließlich der Organisation und Verwaltung der unterworfenen Länder gewidmet. Wie bereits angedeutet, hatte das von Kaufmann entworfene Project der Landesadministration vielfache Anfechtungen erfahren. Die im J. 1874 eingesetzte Commission erklärte die Einrichtung einer europäischen Verwaltung für nicht dringlich und für viel zu kostspielig. Die Gelder, welche eine so umfangreiche Beamtenwirthschaft verschlingen würde, seien zweckmäßiger direct zur Hebung des Landeswohls zu verwenden. Ebenso wenig wurde die ausschließlich militärische Verwaltung in Rücksicht auf die inzwischen erfolgte Aenderung der politischen Lage für nothwendig erachtet. Obgleich Kaufmann mit seinen Vorschlägen vollständig abgewiesen und beauftragt wurde, einen neuen Verwaltungs-Plan auszuarbeiten, so ist eine wesentliche Veränderung in den Principien der Landesadministration bis zu seinem Tode nicht eingetreten, und die Regierung war um so mehr geneigt, Kaufmann freie Hand zu lassen, als der wachsende Wohlstand und eine geregelte Steuer-

erhebung ihn in den Stand setzten, auf die früher seitens des Mutterlandes gewährten Zuschüsse zu verzichten.

In richtiger Erkenntniß der Wichtigkeit von Afghanistan für die Machtstellung Rußlands in Central-Asien hatte Kaufmann im J. 1878 den englischen Einfluß daselbst beseitigt und die Zulassung einer russischen Mission in Kabul erwirkt, während gleichzeitig die Engländer in beleidigender Weise an den Grenzen des Landes zurückgewiesen wurden. Als Rußland sich bei den weiteren Verwickelungen darauf beschränkte, dem aus seinem Lande vertriebenen Khan von Afghanistan ein Asyl zu gewähren, soll Kaufmann um Enthebung von seinem Posten gebeten haben. Authentische Nachrichten sind darüber ebenso wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen, wie über die Gründe, welche ihn bestimmten, bis zu seinem Tode in seiner Stellung zu verbleiben. Er starb zu Taschkend am 4. Mai 1882.

Quellen: Russkij Invalid (Nr. 103. 1882). — Hugo Stumm, Der russische Feldzug nach Chiwa. Beihefte zum preußischen Militär-Wochenblatt 1873, 1881. *(Major Ulbrich.)*

KAUFMANN (Maria Angelika), Malerin und Künstlerin der Radirnadel, geb. 30. Oct. 1741 zu Chur, gest. 5. Nov. 1807 zu Rom. Ihre Geburt fällt in die Zeit, da die deutsche Kunst sich in tiefster Erniedrigung befand. Um so bemerkenswerther erscheint es, daß ihr Vater, ein sonst mittelmäßiger Maler, sein kleines Töchterchen, das ausgesprochenes Talent für die Kunst besaß, nach der Antike zeichnen und malen ließ, wodurch nicht allein ein feines Kunstgefühl geweckt, sondern auch die Leichtigkeit erworben wurde, nach lebenden Vorbildern sicher zu zeichnen. In frühester Jugend kam Angelika, wie sie in England gewöhnlich genannt wird, in die schöne Gegend von Como, dessen See und reizende Landschaft das jugendliche Herz entzückten. Ihre ersten Lebensjahre blieben ihr auch für ihr ganzes Leben eine frohe Erinnerung. Als elfjähriges Kind malte sie den greisen Bischof von Como. Unter Zeichnen, Sprach- und Musikunterricht floß ihr die Zeit angenehm dahin; mit einer vorzüglichen Stimme begabt, hätte sie eine glänzende Bühnenlaufbahn vor sich gehabt. Angelika entschied sich für die darstellende Kunst. Später hat sie sich selbst auf diesem Scheidewege zwischen Musik und Malerei dargestellt. Im J. 1754 kam sie mit den Aeltern nach Mailand, wo ihr in den Kirchen und Museen zum ersten mal die Herrlichkeit der Kunst in den Werken der besten Maler vor die Augen und die Seele trat. Drei Jahre darauf, als ihr Vater die Stadtkirche in Chur ausmalte, versuchte sie sich ebenda gleichfalls in der Frescomalerei. Die zwölf Apostel, die sie nach Piazetta malte, sind daselbst noch zu sehen. Darauf besuchte sie mit dem Vater Italien, bewunderte Correggio's Fresken in Parma, studirte nach Gemälden in den Sammlungen von Bologna und Florenz und kam als aufgeblühte Jungfrau nach Rom. Hier zeichnete sie sogleich nach der Antike; Winckelmann wurde ihr Rathgeber und später ihr Freund. Rafael Mengs, der die Wiederbelebung der Kunst inaugurirte, wurde ihr Vorbild. Um Stoffe für historische Compositionen zu gewinnen, las sie die besten Historiker und Dichter des Alterthums wie der Neuzeit. Die antike Welt und die Romantik sind die beiden Quellen, aus denen sie schöpfte. Wenn ihre griechischen Helden und Frauen sich von jenen der romantischen Dichtungen nicht unterscheiden und, im ganzen genommen, an einer gewissen Monotonie leiden, so ist daran der Zeitgeist mit schuld, dem sich auch der Beste nicht ganz entziehen konnte. Doch ist Reinheit des künstlerischen Ausdrucks wie ein poetisches Gemüth ihnen nicht abzusprechen. Wenn auch ihre historischen, allegorischen und mythologischen Compositionen vor der Kritik der Gegenwart nicht den Enthusiasmus wecken, den sie bei ihrem Erscheinen gefunden haben, einen kunsthistorischen Werth behalten sie doch. Besonders ihre vielen Porträts lassen sie als eine Künstlerin erscheinen, die es mit der Kunst immer ernst nahm. Als sie sich 1765 in Venedig aufhielt, erhielt sie einen Ruf nach England, den sie auch annahm. Am 22. Juni 1766 kam sie, mit vielen Empfehlungen versehen, in London an. Sie wurde mit Arbeiten wie mit Ehren überhäuft. Reynolds war ihr Bewunderer und Freund und bot der reizenden Künstlerin sogar die Hand an, jedoch vergeblich. Sie malte in London die Königin, den König Christian VII. von Dänemark und viele Große des Hofes. In diese Zeit ihrer Triumphe fällt eine Begebenheit, die ihr viel Kummer und Leid bereitete. Ein Schwindler, der sich Graf von Horn nannte, wußte ihr Mädchenherz zu bethören und zu einem geheimen Ehebunde zu überreden. Als der unbedachte Schritt gethan war, entlarvte sich der Mann als gemeiner Schwindler, der es nur auf das Geld seines Opfers abgesehen hatte. Mit 300 Pfund St. erkaufte sich endlich Angelika ihre Freiheit, ihre Ehe wurde 1768 annullirt. Sie fand bei hoch und niedrig aufrichtiges Bedauern. Dem Wunsche des Vaters gehorchend, gab sie 1781 ihre Hand dem Maler Antonio Zucchi und kehrte mit ihm und dem Vater nach Venedig zurück. Als der letztere das Jahr darauf gestorben war, besuchte sie mit dem Gatten Neapel, wo sie die königliche Familie malte, und siedelte sich darauf in Rom an, wo sie bis zu ihrem Tode blieb. Hier entfaltete sie eine wunderbare Thätigkeit. Neben vielen Bildnissen malte sie auch im Auftrage fürstlicher Personen historische Bilder, so für den Kaiser Joseph II., für die Kaiserin Katharina II. von Rußland. In Stunden der Muße war ihr Haus der Sammelplatz von Künstlern und Gelehrten. Goethe, der zu ihren Hausfreunden gehörte und, wie seine römische Correspondenz beweist, sich von der graziösen Erscheinung Angelika's angezogen fühlte, schildert sie und ihre Kunst mit warmen Worten. Im J. 1795 starb ihr Gatte. Um sich zu trösten, besuchte sie nochmals Como, wo sie nach ihren eigenen Worten „im glücklichsten Jugendalter die ersten Freudengenüsse des Lebens empfing". Zwölf Jahre später folgte sie dem Gatten nach und wurde in San-Andrea delle Fratte begraben. — Die besten Stecher ihrer Zeit beeilten sich, ihre Compositionen auf die Platte zu übertragen; man zählt über 300 Kupferstiche nach ihren Bildern und Zeichnungen. Ihr Eigenbildniß befindet sich

in den Ufficien zu Florenz, Goethe spendet ihm großes Lob; auch sonst noch finden sich in Sammlungen ihre Eigenbildnisse, so in Berlin. In freien Stunden beschäftigte sie sich auch mit der Radirnadel. Ihre Arbeiten erheben sich durch die freie und kräftige Behandlung durchweg über die Mittelmäßigkeit; besonders gelungen sind: ein Bildniß Winckelmann's, Venus und Adonis, Kalypso und Ulysses, Rinaldo und Armida, L'Allegra, La Penserosa, die Zopfflechterin. Im Deutschen Peintregraveur habe ich 36 ihrer Blätter beschrieben. Wenn wir die Zeit, in welcher Angelika thätig war, und die Thätigkeit derselben zusammenfassen, werden wir auch bei hohen Anforderungen an die Kunst zugeben müssen, daß sie ein nicht zu verachtendes Glied in der Kette der Kunstentwickelung bildet und darum ein freundliches Beachten von seiten des Kunsthistorikers verdient.

Vgl. Wessely in Dohme's Kunst und Künstler. — Andresen, Deutscher Peintregraveur, Bd. V.

(J. E. Wessely.)

KAUFUNGEN (Kauffungen), eine alte adelige Familie in Meißen und Thüringen, deren Stammhaus gleichen Namens im Amte Borna liegt. Eine Linie in Böhmen und Schlesien führt auch den Namen Chlump. Volquin von Kauffungen wird bei einer Schenkung eines Herrn von Waldenburg an die Kirche zu Wolkenburg 1308 als Zeuge genannt. Hildebrand von Kauffungen auf Landsberg in Ober-Schlesien erscheint 1435 als des Herzogs Heinrich zur Oelße Rath. Ein Heinrich von Kauffungen ist 1499 Mannrechts-Beisitzer zu Glatz. Siegesmund von Kauffungen von Hummel aus der Grafschaft Glatz sagte 1522 der ganzen Krone Böhmen ab, zog viel Volks an sich, wurde aber, nachdem er am 24. Aug. 1534 endlich gefangen, alsbald zu Wien enthauptet. In der Pfarrkirche zu Frankenstein in Schlesien ist das Grabmal des 1573 verstorbenen Siegesmund von Kauffungen von Chlumb und seiner ihm 1578 gefolgten Gattin Apollonia geborenen von Alschatz. Der bekannteste des ganzen Geschlechts ist der durch seinen Prinzenraub berüchtigte Ritter Kunz (Konrad) von Kauffungen. Anfangs am Hofe Friedrich's des Gütigen, Kurfürsten von Sachsen, in gutem Ansehen, auch von diesem zum Vogte von Altenburg ernannt, hielt er getreu seines Herrn Partei in dessen Kriege wider den eigenen Bruder, den Herzog Wilhelm. Letzterer nahm Kunz beim Entsatze von Gera gefangen und legte ihm ein Lösegeld von 4000 Gulden auf. Hierdurch sowol an seinem Vermögen wie sonst durch die Kriegsläufe an seinen Gütern stark geschädigt, räumte ihm Kurfürst Friedrich zum Ersatz Apel von Vitzthum's Meißnische Güter ein, da Vitzthum es mit Herzog Wilhelm hielt, stellte ihm aber die Bedingung, solche Güter bei eintretendem Frieden zurückstellen zu müssen. Der Friede wurde bereits 1450 zwischen den Brüdern zu Naumburg geschlossen, die gegenseitigen Eroberungen sollten zurückgegeben, so auch die Kauffungen'schen auf die Vitzthum'schen Güter eingetauscht werden. Der Kurfürst sah sich, da Kunz gutwillig zur Herausgabe nicht zu bewegen war, zur Gewalt gezwungen und zog des letzteren heftigsten Haß hierdurch auf sich und sein Haus. — Kunz erklärte offen, daß er sich nicht an des Kurfürsten Land und Leuten, sondern an dessen Fleisch und Blut zu rächen gedenke. Bald schritt er zur That. Des Landes verwiesen, erwarb er Schloß Isenberg in Böhmen und sammelte dort Unzufriedene von Adel und sonstige dem Kurfürsten Abgeneigte. Zur Ausführung seines lange vorbereiteten Planes bediente er sich im altenburger Schlosse als Kundschafter eines Koches, Namens Schwalbe. Nachdem er von diesem die Nachricht erhalten, der Kurfürst habe eine Reise nach Leipzig gethan, kam Kunz am 7. Juli 1455 nachts mit zwei meißnischen Edelleuten, Wilhelm von Mosen und Wilhelm von Schönfels, sowie 36 andern Reitern vor das kurfürstliche Schloß, erstieg dasselbe mit seinen beiden Gesellen mittels Leitern und bemächtigte sich der Personen der beiden Prinzen Ernst und Albrecht. Kauffungen eilte der Verabredung gemäß mit dem Prinzen Albrecht nach Böhmen, während Mosen und Schönfels mit dem Prinzen Ernst den Weg nach Franken einschlagen sollten, damit, würde auch eine Partei ergriffen, die andere zu deren etwaiger Begnadigung einen Druck noch auszuüben in der Lage sei. Alsbald machte man sich von Altenburg aus auf die Verfolgung der frechen Räuber, die Sturmglocken klangen von Dorf zu Dorf, sodaß Kunz gezwungen war, die unwegsamsten Pfade einzuschlagen. Die Entdeckung des Kurprinzen dicht an der böhmischen Grenze und dessen vielfach von der Sage umwobene Befreiung durch den Köhler Georg Schmidt (Stammvater der späteren, seit 1592 Adelsfamilie Namens Triller, die noch heute, freilich in wenig adeligen Verhältnissen blüht) ist bekannt. Ritter Kunz wurde vorerst mit dem befreiten Prinzen nach dem benachbarten Kloster Grünhain in Verwahrung gebracht. Während dessen hielten sich Mosen und Schönfels tagelang unfern des Schlosses Stein mit ihrem Prinzen in einer Höhle versteckt, knüpften aber, da sie an einem erfolgreichen Entkommen zweifelten, mit dem Amtshauptmann von Zwickau, Friedrich von Schönburg, Auslieferungs-Verhandlungen an, falls ihnen Straffreiheit zugesichert würde. Dies geschah und Prinz Ernst wurde nach Schloß Hartenstein abgeliefert. Kunz von Kauffungen büßte seinen Frevel bereits am 14. Juli desselben Jahres, indem er zu Freiberg öffentlich enthauptet wurde. Sein Leichnam ruhte anfangs dort in der St.-Petrikirche, wurde aber später nach Neukirch bei Freiberg überführt. Sein der Mitschuld wie der Auflehnung gegen seinen Lehnsherrn überführter Bruder Dietrich erlitt die gleiche Strafe. — Es scheint, daß die Familie nach dem tragischen Ende dieser Brüder nicht mehr zu rechter Bedeutung habe aufblühen können. Sie saß noch längere Zeit besonders im Vogtlande, wo sie die Güter Hirscha, Langenwetzendorf und Böhmersdorf innehatte, auch eine Linie nach Ostpreußen absetzte, und hier erlosch sie am 23. Mai 1860 im Manns-, im J. 1868 auch im Weibsstamme, nachdem sie mit landesherrlicher Genehmigung bereits im J. 1853 zur Erhaltung ihres alten Namens diesen einer Familie „Brunn" übertragen hatte. — Das einfache Wappen ist von Gold über Roth durch eine ganze und

eine halbe Schrägspitze getheilt. Auf dem Helme erscheint ein geschlossener Adlerflug, der dem Schilde entsprechend gezeichnet ist. Decken: roth-gold.

(H. von Borwitz und Harttenstein.)

KAUKASIEN, russische Statthalterschaft im westlichen Asien. Unter diesem Namen versteht man das nach Schweizer 799,735 □Kilom. große Ländergebiet, welches zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere liegt und das europäische Rußland mit Westasien verbindet. Historisch ist Kaukasien seit alter Zeit bekannt. Die armenischen und grusinischen Chroniken führen die Gründung des Armenischen und Kartalinischen Reiches auf mehr als zwanzig Jahrhunderte vor Christi Geburt zurück: schon in sehr früher Zeit war Armenien von den Eroberungsgelüsten der Babylonier bedroht und der am Schwarzen Meere gelegene Theil Transkaukasiens wurde früh von den Griechen besucht. Auf diese Weise war Kaukasien schon in den frühesten Zeiten der Zielpunkt von Eroberern theils wegen des Reichthums seiner Naturproducte, theils weil es eine der wichtigsten Straßen aus Asien nach Europa war. Armenien, das seine Unabhängigkeit von Babylonien erst nach dem Tode Sardanapal's in der Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. wiedererhielt, wurde zusammen mit Kolchis im J. 558 die Beute des Perserkönigs Cyrus. Im 7. Jahrhundert v. Chr. gründeten die Griechen auf der kaukasischen Küste des Schwarzen Meeres viele blühende Colonien, wie Dioskuria u. a. Im J. 322 erscheint Armenien wieder als selbständiges Reich und im J. 302 auch Georgien unter der Regierung des Pharnabazes. Im J. 182 diente das freie Armenien dem flüchtigen Hannibal als Zufluchtsort, auf dessen Rath die Stadt Artaschad in der Nähe des Flusses Araxes erbaut wurde, die in der Folge die Hauptstadt von Armenien wurde. Welche Wichtigkeit schon zu jener Zeit Kaukasien für den internationalen Verkehr hatte, ersehen wir daraus, daß der iberische König Mirwan an dem Eingange der Darjalskischen Schlucht, durch welche die Hauptstraße führte, eine Festung anlegte. Im 1. Jahrhundert v. Chr. zeigten sich auch römische Legionen in Kaukasien. Im J. 67 wurde Kolchis von Pompejus zur römischen Provinz gemacht. Indem er längs dem Flusse Phasis bis zum Meschirskischen Gebirge vordrang, überschritt er 65 dieses Gebirge und bemächtigte sich Iberiens (Georgien und Imeretien) und Albaniens (Kachetien und die Gegend, die südlich vom Flusse Samur liegt). — Im J. 34 unterwarf Marc Anton Armenien; 56 nach Chr. Geburt zerstörten die Römer unter Nero die Hauptstadt Armeniens Artaschad und im J. 38 unternahm Trajan einen Kriegszug nach Armenien. Vom 2. Jahrhundert an begannen hier die Bewegungen der großen Völkerwanderung. Im J. 150 setzten sich die Gothen, nachdem sie die Alanen verdrängt hatten, an der Küste des Schwarzen Meeres fest. Im J. 204 brachen die Chazaren in Kaukasien ein und gelangten über den Kaukasischen Gebirgsrücken nach Georgien und Armenien. Erst im J. 300 wurden sie von dem Armenischen Könige Tiridates aus Armenien und Albanien verdrängt. Im J. 513 drangen die Hunnen in Armenien durch die Darjalskische Schlucht ein. Die Macht der Römer war zu dieser Zeit in Kaukasien schon sehr geschwächt, dennoch war Kolchis von Zeit zu Zeit noch immer Schauplatz von Kriegen zwischen den Römern und Persern, wie z. B. zwischen den Jahren 522 und 556. Im J. 558 brachen die Awaren in Kaukasien ein, die sich auf den Kaukasischen Bergen festsetzten; 640 die Ariwitanen, 683 die Chazaren, 697 wiederum die Ariwitanen, die 722 den Kaukasus überschritten. Die Russen sahen zum ersten mal das Kaukasus-Gebirge im Anfange des 10. Jahrhunderts. Im J. 914 und 943 bemächtigten sie sich der Festung Barda (jetzt ein Dorf im jelisawetpolschen Kreise) und machten von hier aus Einfälle dem Kaspischen Meere zu, namentlich nach Dshil, Dsheilan, Tabaristan, Abiskan und nach dem Naphthagebiet. Im J. 967 besiegte der Großfürst Swätoslaw am Fuße des Kaukasus die Jassen und Kossogen (die heutigen Osseten und Tscherkessen). Im 11. Jahrhundert führte Mstislaw Udaloi (d. h. der Verwegene), der auf der Halbinsel Taman das tmutarakanskische Fürstenthum gegründet hatte, einen glücklichen Krieg gegen die Kossogen. Mit der Schwächung des tmutarakanskischen Fürstenthums hörte zwar der Einfluß der Russen in Kaukasien auf, doch damit keineswegs der Verkehr zwischen Rußland und Kaukasien. So heirathete z. B. die verwitwete georgische Königin Tamara (1184—1222) den Sohn des Großfürsten Andreas Bogolubski, Georg. — Zur Zeit der Mongolenherrschaft in Rußland hörte der Verkehr zwischen Rußland und Kaukasien ganz auf, wurde aber nach der Befreiung vom Mongolenjoche wiederhergestellt. Um Schutz vor den häufigen Ueberfällen ihrer räuberischen Nachbarn zu suchen, sahen sich die schwachen Fürsten Kaukasiens und Transkaukasiens genöthigt, die Hülfe der moskowitischen Großfürsten in Anspruch zu nehmen. So suchte 1492 der Fürst Kachetiens, Alexander, den Schutz Johann's III. nach und im J. 1555 erkannten die Bewohner von Pätigorsk die Oberhoheit Rußlands an. Im J. 1567 erbauten die Russen an der Mündung des Terek die Festung Terki. Im J. 1586 erbat sich der kachetische Fürst Alexander II. den Schutz des Zaren Fedor Johannowitsch; 1604 unternahmen die Russen einen Kriegszug in das Gebiet des tarkowskischen Schamchal und eroberten Tarki. Von 1618—1650 nahmen verschiedene kaukasische Fürsten die Hülfe des Zaren Michael Fedorowitsch in Anspruch. Im J. 1718 nahm der knmuchskische Schamchal Adil-Girei die russische Unterthanschaft an. Im J. 1722 eroberte Peter I. Derbent und erbaute am Flusse Sudak die Festung des heiligen Kreuzes. Im J. 1723 bemächtigten sich die Russen der Stadt Baku, doch schon 1735 wurden sämmtliche russische Eroberungen an Persien abgetreten. Im J. 1770 überschritt ein russisches Heer zum ersten mal das Kaukasische Gebirge und eroberte Kutais. Im J. 1785 wurde aus den an der Nordseite des Kaukasus liegenden Ländern die kaukasische Statthalterschaft eingerichtet, die damals aus den jetzigen Kreisen: Jekaterinograd, Kisljarsk, Mosdok, Alexandrowsk und Stawropol bestand. Im J. 1796 unterwarf der russische General Graf Subow die am Kaspischen Meere liegenden Länder mit

den Städten Kuba, Derbent und Baku und 1801 wurde auch Georgien Rußland einverleibt. Im J. 1801 wurde Georgien ein besonderes Gouvernement; 1802 wurde Ossetien unterworfen, 1804 auch Mingrelien, 1810 Imeretien und im J. 1813 trat Persien an Rußland folgende Khanate ab: Karabach (der jetzige Schuschinskische Kreis), Ganschinsk (Kreis von Jelisawetpol), Schakinsk (der Nuchinskische Kreis), Schirwan (Schemachinskischer Kreis), Derbent, Kuba, Baku und Tolyminsk (Lenkoranscher Kreis). So besaß Rußland schon im J. 1815 seine jetzigen Besitzungen in Transkaukasien mit Ausnahme des Achalzinskischen Kreises und des südlichen Theiles der Kreise Etschmiadsin, Eriwan, Nachtischewan und Ordubat, während die kaukasischen Gebirgsvölker ihre Unabhängigkeit bewahrten mit Ausnahme des Landstriches, der längs der georgischen Militärstraße das freie Tscherkessengebiet in zwei Hälften schied, die unter dem Namen der rechten und linken Flanke bekannt waren. Vom J. 1815 begann ein hartnäckiger Kampf gegen die freien Gebirgsvölker, der ungefähr ein halbes Jahrhundert fortdauerte. Die erste Periode desselben fiel in die J. 1815—1845. Während derselben gelang es nur, die Gebirgsvölker enger durch Befestigungswerke einzuschließen. Unterdessen hatte Persien im J. 1828 die Khanate Eriwan und Nachitschewan und ein Jahr darauf die Türken den jetzigen Achalzinskischen Kreis und die Festungen Anapa und Poti an Rußland abgetreten.

In der zweiten Periode (1846—1856) des Kaukasischen Krieges gingen die Russen schon systematischer zu Werke und erlitten auf ihren Expeditionen weniger große Verluste wie auf den früheren. Sie faßten auf dem Küstendistricte Daghestan festen Fuß und richteten die Lesghinische und Kaukasische Linie ein, doch gelang es ihnen noch immer nicht, die freien Gebirgsbewohner zu unterwerfen. Erst in der letzten Periode (1856—1864), in welcher der Krieg mit Aufbietung aller Kräfte und nach einem vollkommen systematischen Plane geführt wurde, wurde die vollkommene Unterjochung der kaukasischen Gebirgsvölker zu Stande gebracht. Die Zahl der mit Rußland im Kampfe gewesenen Kaukasier wird auf 700—800,000 Seelen beiderlei Geschlechts geschätzt, von denen später mehr als 200,000 nach der Türkei auswanderten.

Die gesammten kaukasischen Länder zerfallen in ciskaukasische und transkaukasische, Armenien und das Transkaspische Gebiet, welche in militärischer Hinsicht unter einem zu Tiflis residirenden Statthalter (jetzt Generalgouverneur) vereinigt sind, während sie in administrativer Hinsicht einerseits organisirte Gouvernements, andererseits unter Militärbehörden stehende Bezirke und Gebiete bilden. Gegenwärtig besteht die kaukasische Statthalterschaft aus sechs Gouvernements: Tiflis, Kutais, Jelisawetpol, Eriwan, Baku, Stawropol; sechs Gebieten: Daghestan, Kuba, Ter, Kars. Batum und Transkaspien, und aus drei Bezirken: dem Tschernomorischen, Sakatalschen und Suchumschen Militärbezirke.

Ciskaukasien umfaßt: 1) das eigentliche Gouvernement Ciskaukasien oder Stawropol mit den vier Kreisen: Stawropol, Pätigorsk, Nowogeorgiewsk und Medweshenskaja Stanitza, enthält auf 68,710 □Kilom. 475,051 Einwohner. Die Hauptstadt ist Stawropol mit 34,328 Einwohnern.

2) Den Kubanschen Oblast (Gebiet) mit den sieben Kreisen: Jekaterinodar, Jeïsk, Temrjuk, Maikop, Batalpaschinsk, Sakubansk und Kawkask. Der Kubansche Oblast umfaßt die vom kubanschen Kosakenheer eingenommenen Landstriche zu beiden Seiten des Flusses Kuban, ferner die von tscherkessischen Stämmen (die beiden Pristawschaften des oberen und unteren Kuban, sowie die Bezirke der Schapsug, Abadsechen und Bsheduchen) bewohnten Striche, desgleichen auch die seit der Auswanderung einiger Tscherkessenstämme verödeten Küstenstriche an der Küste des Schwarzen Meeres zwischen den Flüssen Tuapsse und Msymta, zusammen also ein Areal von 94,523 □Kilom. und 843,247 Einwohnern. Die Hauptstadt ist Jekaterinodar am rechten Ufer des Kuban mit 32,303 Einwohnern.

3) Den Tersche Oblast, vom Flusse Ter benannt, welcher in die Länder des Terschen Kosakenheeres und die sieben Bezirke: Wladikawkas, Kisljar, Grosny, Chassawjurt Mosdok, Argun und Weden zerfällt und auf 60,987 □Kilom. 530,980 Einwohner enthält. Die Hauptstadt ist Wladikawkas am Terek mit 23,766 Einwohnern.

Der oberste Militärbefehlshaber für alle ciskaukasischen Länder, die somit ein Areal von 224,221 □Kilom. mit 1,849,278 Einwohnern begreifen, hat seinen Sitz zu Stawropol.

Zu Transkaukasien mit der Hauptstadt Tiflis gehören zunächst die fünf organisirten Gouvernements: 1) Tiflis mit den acht Kreisen: Tiflis, Gory, Achalzych, Telaw, Signach, Duschet, Achalkalaki und Tioneti. Es enthält auf 40,345 □Kilom. 660,800 Einwohner. Die Hauptstadt ist Tiflis an den beiden Ufern der Kura mit 104,024 Einwohnern (s. Tiflis). 2) Kutais mit den sieben Kreisen: Kutais, Ossurgety, Scharopan, Ratscha, Letschgun, Senaki und Sugdidi, enthält auf 20,661 □Kilom. 570,691 Einwohner. Die Hauptstadt ist Kutais an beiden Seiten des Flusses Rion mit 12,165 Einwohnern. 3) Jelisawetpol mit den sieben Kreisen: Jelisawetpol, Schuscha, Nucha, Kasach, Dshewanschir, Aresch und Dshebrail, enthält auf 44,153 □Kilom. 593,784 Einwohner. Hauptstadt ist Jelisawetpol mit 16,167 Einwohnern. 4) Eriwan mit den sieben Kreisen: Eriwan, Alexandrapol, Nowo-Bajaset, Etschmiadsin, Nachitschewan, Surmalin, Scharur-Daralagos, mit der Hauptstadt Eriwan (15,000 Einwohner), enthält 27,725 □Kilom. und 547,693 Einwohner. 5) Baku mit den sechs Kreisen: Baku Schemacha, Lenkoran, Kuba, Göktschai und Dshewad, enthält 40,187 □Kilom. und 540,773 Einwohner. Hauptstadt ist Baku an der Bucht gleichen Namens mit 15,480 Einwohnern. — Den Rest Transkaukasiens bildet das Gebiet Daghestan, 29,705 □Kilom. und 481,524 Einwohnern. Hauptstadt ist der Hafenort Derbent mit 15,191 Einwohnern. — Der Tschernomorische Bezirk mit den zwei Kreisen Anapa und Noworossijsk enthält 7313 □Kilom. und 15,735 Einwohnern. Der Suchumsche Militärbezirk, mit der Hauptstadt Suchum-Kale

am Schwarzen Meere 1612 Einwohner), enthält 8369 □Kilom. und 41,364 Einwohner. Der Sakatalsche Militärbezirk mit der Hauptstadt Sakataly enthält 4168 □Kilom. mit 68,839 Einwohnern. Ganz Transkaukasien umfaßt somit 222,625 □Kilom. mit 3,521,203 Einwohnern, die ganze Statthalterschaft 446,846 □Kilom. mit 5,370,481 Einwohnern. Hierzu kommt das Gebiet von Kars, 18,587 □Kilom., 95,086 Einw., mit der Hauptstadt Kars; es enthält die Kreise: Temir-Chan-Schura, Gunib, Kasikumuch, Andi, Awar, Kaitag-Tabassaran, Dargini, Kuri und Samur; ferner das Gebiet von Batum, 7233 □Kilom. mit 80,987 Einw., Hauptstadt Batum. Beide zusammen bilden das Gebiet von Armenien mit zusammen 25,820 □Kilom. und 176,073 Einwohnern. Zur Verwaltung Kaukasiens gehört auch das Transkaspische Gebiet mit der Hauptstadt Krasnowodsk, 327,069 □Kilom. und 203,000 Einwohner.

Die Bevölkerung Kaukasiens ist aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt. Die größere Hälfte derselben bekennt sich zur christlichen Religion, während die kleinere dem Mohammedanismus angehört. In der Zahl der Christen gibt es mehr als eine halbe Million Armenier, circa 8000 Protestanten und Katholiken (über 15 Colonien); der Rest gehört der griechisch-orthodoxen Kirche an. Außerdem leben hier 15,000 Juden und über 7000 Buddhisten im Gouvernement Stawropol. Die Religion der übrigen Bewohner ist ein Gemisch von Heidenthum, Christenthum und Mohammedanismus. In Betreff der Abstammung dieser Bevölkerung sind die Angaben noch sehr [illegible]. In erster Reihe stehen die Bewohner des kau[illegible]s Hauptgebirges, die kaukasischen Bergvölker, die Abc[illegible]n oder Asegavölker, von den Russen unter dem Namen Abissinzen zusammengefaßt, circa 150,000 Köpfe stark; die Tscherkessen oder Adighe am nördlichen und nordwestlichen Abhange des Kaukasus nach dem Schwarzen Meere zu oder in dem neu eingerichteten Kubanschen Oblast circa 291,000; die Suanen oder Suanethi, welche Glieder des iberischen Völker- und Sprachstammes sind (circa 600); die Ubychen am Südabhange des Hauptgebirges zwischen den Flüssen Chosta und Sache, circa 25,000 Köpfe stark; die Osseten, deren Sprache entschieden zu der iranischen Familie des indogermanischen Stammes gehört, mehr als 27,000 Köpfe stark; die Völker türkischen oder tatarischen Stammes, wie die unter Peter dem Großen am Kuban und Kuma angesiedelten Nogaier, die Karatschai am nordöstlichen Abhange des Gebirges, die Malkarzen an den Quellen der Flüsse Tschegem und Tscherek und die Kumyken im Osten der Tscherchnja (circa 45,000), zwischen den Flüssen Terek und Sulak; die Tschetschenzen, von den Georgiern „Khisten" genannt, circa 117,000 Köpfe stark; die erst zum kleinsten Theil bekannten Völker des sogenannten letzghischen Stammes in Daghestan und den südwestlich anliegenden Landschaften, circa 560,000; die Thuschino-Pschawo-Chewsuren, circa 71,000. — Nach den Gebirgsvölkern nehmen die Russen der Kopfzahl nach den ersten Platz ein (circa 900,000), die vorzugsweise im Gouvernement Tiflis, im Kubanischen und im Terischen Gebiete leben. Dann folgen die Georgier, d[illegible] aus den eigentlichen Georgiern, den Imeretinzen, Mingr[illegible]liern und Guriern bestehen und hauptsächlich in den Gouve[illegible]nements Tiflis und Kutais leben (circa 830,000). Ihr[illegible] Kopfzahl nach die vierte Stelle nehmen die früheren Ho[illegible]ren der südlichen Provinzen Transkaukasiens, die Türk[illegible] und Perser, ein (circa 790,000, namentlich in den Go[illegible]vernements Baku und Eriwan, und theilweise auch in d[illegible] Gouvernements Tiflis und Kutais. Den fünften Pl[illegible] nehmen die Armenier ein (circa 520,000), die vorzug[illegible]weise in den Kreisen von Tiflis, Baku und Achalzy[illegible] sowie in den Gouvernements Stawropol und Kutais [illegible]ben. Endlich gehören zu den Bewohnern Kaukasiens au[illegible] die tatarischen Steppenstämme des Stawropolschen Gouve[illegible]nements, die Kurden und Kalmyken.

Kaukasien ist ein Gebirgsland, das seinen Nam[illegible] dem Kaukasusgebirge verdankt, welches aus dem Ka[illegible]kasischen Hauptgebirgsrücken und dem Transkaukasisch[illegible] Gebirge (letzteres auch unter dem Namen „der Klei[illegible] Kaukasus" bekannt) besteht. Der Hauptgebirgsrücken [illegible] streckt sich von der Mündung des Kuban in das Schwar[illegible] Meer bis zur Halbinsel Apscheron am Kaspischen Me[illegible] in der Richtung von WNW. nach OSO., hat e[illegible] ungefähre Länge von 1125 Kilom. und bedeckt n[illegible] Humboldt's Berechnung einen Flächenraum von 83,[illegible] □Kilom. Der bequemeren Uebersicht wegen wird er vo[illegible] Russen in 7 Theile oder Glieder eingetheilt, den Tsc[illegible] morischen Kaukasus, den Kubanschen, den Elbrussch[illegible] Terischen, den Daghestanischen, den Samurskischen Kaspischen oder Schemachinskischen Kaukasus. D[illegible] Gipfel des Gebirges sind: der Kasbek [illegible]043 [illegible] Dychtau 5160 Met.), der Koschtantau [illegible]52 und der Elbrus (5652 Met.). Eine Merkwürd[illegible] kaukasischen Gebirges sind die vielen Gebirgs[illegible] von parallel zueinander laufenden Gebirgsk[illegible] bildet werden. So ist z. B. der ganze unter Daghestan bekannte Landstrich weiter nic[illegible] solcher ungeheurer Gebirgskessel, der [illegible] □Kilom. umfaßt und von den Andiskisch[illegible] skischen Gebirgskämmen eingeschlossen wir[illegible]

Der sogenannte Kleine Kaukasus be[illegible] Conglomerate von Hochebenen, Gebirgsk[illegible] birgskämmen und erstreckt sich vom [illegible] (39° 37' östl. Länge und 41° 49' nördl. Br. Kreise des Gouvernements Kutais bis [illegible] (44° 10' östl. Länge und 38° 38' nördl. [illegible]skischen Kreise des Gouvernements Er[illegible] beträgt circa 670 Kilom. Die höch[illegible] sind der kleine Ararat auf der [illegible] Erichmiadzinskischen Kreises (62° 5' ö[illegible] nördl. Br., der eine absolute Höhe [illegible] und westlich von diesem der große [illegible] Länge und 39° 42' nördl. Br. 4[illegible]

Der Kaukasus ist zwar ohne[illegible] reich an vulkanischen Erscheinung[illegible] kalte und heiße Mineralquell[illegible] schen Gebiete zwischen den Fl[illegible] längs des ganzen Kaukasische[illegible]

die ponto-kaspischen Steppentiefländer scharf abgegrenzt ist, besteht im Süden in den genannten Gebirgslandschaften von Kutais und Tiflis ein unmittelbarer Zusammenhang des europäischen Grenzgebirges mit den asiatischen Erhebungssystemen.

Ueber die Reliefverhältnisse des Kaukasus haben erst die umfassenden Aufnahmen des russischen Großen Generalstabes in den J. 1847—1864 genauere Kenntniß verbreitet. Die Zahl der barometrischen und trigonometrischen Höhenmessungen beläuft sich in dem gesammten Kaukasusgebiete auf weit über 2000. Besondere Verdienste um die Erforschung des Hochgebirges, und zwar einmal seines orographischen Charakters und weiter namentlich seines geologischen Baues, hat sich der russische Akademiker von Abich erworben.[2])

Der Kaukasus fällt im allgemeinen nach Süden zu mit steilem, schroffem Absturz gegen die vorgelagerten Tief- und Berglandschaften Transkaukasiens ab. Auf europäischer Seite dagegen vermitteln die ausgedehnten Vorberge in Daghestan, in Stawropol und im kubanschen Landstriche einen allmählicheren Uebergang zu den angrenzenden Tiefebenen. Das Hochgebirge läßt sich in drei Abschnitte zergliedern, und zwar in ein schmales, aber am höchsten aufragendes Mittelstück, und zwei breitere, dabei aber minder hoch erhobene, seitlich angegliederte Theile, welche jenes Mittelstück nach Südosten und nach Nordwesten fortsetzen. Die Verschmälerung des mittleren Abschnittes, welcher gegen Südosten durch den Domvulkan des Kasbek, auf der andern Seite durch den Kegel des Elbrus begrenzt wird, ist dadurch bedingt, daß sich von Norden her das etwa 600—700 Met. hohe, vom obern Terek durchströmte Plateau von Wladikawkas bis an den Hauptkamm des Gebirges heranerstreckt. Wie erwähnt, stellt dieses Mittelstück den höchsten Theil des Gebirges dar und trägt in dem Kasbek (nach Abich 5043 Met.), dem Dych-tau, Koschtan-tau (5220 Met.) und Elbrus (nach Abich 5632 Met.) die Culminationsspitzen des Gebirges.[3]) Der Elbrus wurde am 31. Juli 1868, der Kasbek am 1. Juli desselben Jahres zum ersten mal, und zwar von den Mitgliedern des Londoner Alpenclubs: D. W. Freshfield, A. W. Moore, C. C. Tucker und dem Alpenführer Fr. Devonassoud aus Chamounix[4]) erstiegen. Beide Gipfel sind vulkanischen Ursprungs, und zwar repräsentirt der Kasbek einen glockenförmigen Domvulkan, der Elbrus dagegen besitzt eine Kegelgestalt und läßt auf der Höhe einen deutlichen Krater erkennen.

Der mittlere Abschnitt des Gebirges besteht im wesentlichen aus einem Hauptkamme.[5]) Nur dem westlichen Theile desselben sind auf der Südseite einige Nebenketten parallel vorgelagert. Mehrere Querkämme gliedern sich von Norden und Süden her jenem Hauptkamme an. Auf ihnen erheben sich drei jener oben genannten Culminationsgipfel, vor allen der Elbrus und weiter nach Südosten der Dych-tau und Kasbek. Auf dem Hauptkamme selbst bilden die schroffen Felsgrate das Koschtan-tau die höchste nicht-vulkanische Spitze des Gebirges. In dem westlichen, vom Elbrusmassiv bis zur Kubanmündung sich erstreckenden Gebirgsabschnitte tritt eine Reihe von parallelen Nebenketten zu beiden Seiten des Hauptkammes hervor, so namentlich auf der Südseite, wo dieselben steil zu den Gestaden des Schwarzen Meeres abfallen und von den Thälern der an dem Hauptkamme entspringenden und dem Pontus zueilenden Gebirgsflüsse vielfach durchbrochen sind. Die höchsten Erhebungen in diesem Theile des Gebirges sind der Baltakaja, der Schugus, der Fisch-Dagh und Oschten. Diesem in mehrere Ketten gegliederten Westabschnitte steht das Gebirgsland von Daghestan gegenüber, welches sich vom Kasbek östlich bis zu dem Gestade des Kaspischen Meeres ausbreitet. In ihm treten Parallelketten in nur untergeordneter Weise auf, es stellt vielmehr ein durch zahlreiche Querthäler wild zerrissenes Bergland dar, welches sich aus zahlreichen einzelnen Berggruppen und nach den verschiedensten Richtungen hin verlaufenden, von steil und schroff abfallenden Felsgehängen umrandeten und dadurch tafelbergartig gestalteten Bergmassen zusammensetzt. Als bedeutende Erhebungen ragen in diesem Gebirgsabschnitte die beiden Schawikldе, der Salawat, der Wyshyry, der Schach-dagh und als Culminationsgipfel der Schebulos-mta, der Diklos-mta und im Osten der Basardjusi auf.

Die geologischen Verhältnisse des Kaukasus sind, wie erwähnt, hauptsächlich durch den russischen Akademiker von Abich aufgeklärt worden, welcher sich mehr als 40 Jahre in erfolgreichster Weise der Erforschung derselben gewidmet hat. Erst neuerdings haben sich auch andere Gelehrte an der letzteren betheiligt, so namentlich E. Favre, dessen in den J. 1868 und 1871 angestellte Untersuchungen vornehmlich auf die centralen Theile des Gebirges gerichtet waren.[6]) Diesen zufolge bilden krystallinische Gesteinsarten besonders in den mittlern und westlichen Abschnitten einen Hauptbestandtheil des Kaukasus. Die Centralaxe der Hochgebirgskette besteht im Meridian des Elbrus aus Granit, welchem sich auf beiden Seiten Gneise und krystallinische Schiefer, und zwar am Nordabhange in normaler Auflagerung, am südlichen Steilabsturze unter erheblichen Schichtenstörungen anreihen. Auf diesen azoischen Gesteinen lagern, wiederum unter starken Schichtenstörungen, versteinerungsarme Thonschiefer, welche Abich zur untern Juraformation, Favre dagegen zur paläozoischen Formationsgruppe rechnet; doch läßt er es unentschieden, ob diesen Schiefern devonisches oder silurisches

2) Die zahlreichen Arbeiten desselben finden sich in den Bulletins de l'Acad. imp. des sciences de St.-Pétersbourg, sowie in den Bulletins de la Société des Naturalistes de Moscou. 3) Petermann's Mittheil. (1869) XV, 59. 4) Douglas W. Freshfield, Travels in the Central Caucasus etc. and ascents of Kasbek and Elbruz. With maps and numerous woodcuts. London 1869 (cf. auch Alpine Journal, 1868, p. 160—168). 5) Vgl. hierzu die vortreffliche Karte in Stieler's Handatlas, Osteuropa Nr. 6: Südrußland und Kaukasien von A. Petermann.

6) Vgl. Röttger's Russische Revue (1876) VIII, 252 fg. und Geographisches Jahrbuch (1880) VIII, 353.

Alter zuzuschreiben sei. Auf beiden Flanken des Gebirges schließen sich diesen älteren Ablagerungen Kalksteinschichten der Juraformation an, welche stellenweise Kohlenflötze führen und local eine Mächtigkeit von über 1000 Met. erreichen. Auf dem Nordabhange fallen diese Schichten wiederum regelmäßig nach Norden ein, während sie auf der Südseite des Gebirges starke Windungen und Faltungen erkennen lassen und von Spalten und Verwerfungsklüften durchsetzt sind, auf welchen mannichfaltige vulkanische Gesteine und zwar Melaphyre, Diabase, Augit-Porphyre und Teschenite emporgedrungen sind.

In überaus mächtiger Entwickelung ruhen auf diesen Juraablagerungen die Schichten der Kreideformation, bestehend aus Kalksteinen, Mergeln, Sandsteinen und Dolomiten. Indessen weisen diese Kreidebildungen auf der Südseite des Gebirges einen andern Charakter auf als an der Nordflanke, wo sie eine Mächtigkeit von 500—600 Met. erreichen. Die Tertiärformation ist neben eocänen Nummulitenschichten und dem Alpen-Flysch entsprechenden Bildungen in Daghestan namentlich durch miocäne Ablagerungen vertreten. Dieselben gehören der sarmatischen Stufe an und beweisen durch ihre besonders am Südrande des Gebirges stark gestörte und steil aufgerichtete Schichtenstellung, daß die letzte Hebung des Kaukasus erst nach der Miocänzeit erfolgt ist. Jüngere, Petroleum und Ozokerit führende Ablagerungen der Pliocänzeit, welche am Nordabhange des Gebirges auftreten, ruhen in horizontaler Schichtenlage auf jenen älteren aufgerichteten Gebilden auf.

Gewaltige vulkanische Ausbrüche haben sich am Ende der Tertiär- und zu Anfang der Posttertiärzeit im Kaukasus vollzogen. Ihnen verdanken die Andesitkegel des Elbrus und Kasbek sowie die isolirte Trachyt-Porphyr-Masse des mit steilen und zackigen Felsgipfeln zwischen Terek und Kuban bis zu einer Höhe von 1400 Met. aufragenden Besch-tau ihre Entstehung. Andere minder bedeutende Eruptionen haben an zahlreichen Stellen auf dem Südabhange des Gebirges stattgefunden.

Die Diluvialzeit kennzeichnet sich nach Favre, wie in andern Gebirgen der nördlichen Hemisphäre, so auch im Kaukasus durch eine mächtige Entwickelung der Gletscher.[7]) Ungeheure Trümmeranhäufungen glacialen Ursprunges bedecken namentlich bei Naltschik und im Terekthale den Nordabhang bis zum Fuße des Gebirges hinab.

Der Kaukasus zeigt, wie aus vorstehenden Darlegungen erhellt, einen unsymmetrischen Bau. Auf der Nordseite besitzen die stufenweise aneinander gereihten Schichten der Jura-, Kreide- und Tertiärformation ein gleichmäßiges Einfallen gegen Norden; der Südabhang dagegen zeigt außerordentlich verwickelte Lagerungsverhältnisse, Faltenbildungen, Ueberkippungen und Verwerfungen umfassendster Art, auf welchen letzteren gewaltige Verschiebungen und Abbrüche ausgedehnter Schichtencomplexe stattfanden und auf deren Klüften und Spalten vulkanische Gesteine ihren Weg an die Erdoberfläche nahmen. Noch jetzt geben sich diese Lagerungsstörungen namentlich an dem südlichen Bruchrande des Gebirgslandes von Daghestan durch das Hervortreten heißer Quellen, durch Erderschütterungen und vulkanische Erscheinungen deutlich zu erkennen.[8]) Im Einklange mit diesen geologischen Verschiedenheiten des Nord- und Südabhanges steht der unsymmetrische orographische Bau des Gebirges: auf der einen Seite der Steilabsturz gegen die Becken der Kura und des Rion, auf der andern Seite die sanfteren Abdachungen gegen das aralo-kaspische Tiefland.

Die Modellirung des Gebirges durch die Thalbildung unterscheidet sich wesentlich von derjenigen unserer Alpen. Herrschen in den letzteren infolge des Vorhandenseins zahlreicher Parallelketten Längsthäler erster Ordnung weitaus vor, so ist im Gegensatze dazu der Kaukasus durch Querthäler charakterisirt, welche, schluchtartig eingeschnitten und von steilen Felswänden umrandet, von dem Hauptkamme des Gebirges sich abzweigen. Dies gilt namentlich von dem Hochlande von Daghestan, welches von einer Reihe derartiger Querthäler durchfurcht ist und wo auch auf dem steilen Südabhange zahlreiche kurze Thäler rechtwinkelig zu der Hauptaxe des Gebirges gegen die vorgelagerte Tiefebene verlaufen. Westlich vom Adaichoch aber ändert sich mit dem Auftreten einer größeren Zahl von Nebenkämmen die Erscheinungsweise der Thäler. Hier durchströmen die Gebirgsflüsse in ihrem Oberlaufe zunächst die von jenen Parallelketten gebildeten Längsthäler, um alsdann umzubiegen und die Vorketten in engen Querthälern zu durchbrechen. Besonders die Thäler des Rion, Tskenis-Tskali, des Ingur, Bsyb und der Mdsynita am Südabhange, der Pjelaja auf der Nordseite lassen diesen Charakter der Thalbildung erkennen. Aber nicht nur Vorketten, sondern selbst die Hauptkette wird von solchen Querthälern durchfurcht, so durch diejenigen des Ardon und des Terek; beide Flüsse entspringen südlich vom Hauptkamme und durchbrechen denselben sodann auf ihrem nordwärts gerichteten Laufe in engen und finstern Felsschluchten. Durch dieses Querthal des Terek, die wilde Darjalschlucht, nordöstlich vom Kasbek, führt die wichtigste Kaukasuspassage, die große grusinische Heerstraße, durch das Gebirge hindurch. Von Mosdok verläuft dieselbe dem Terekflusse entlang nach Süden und überschreitet oberhalb der Darjalschlucht auf dem 2300 Met. hohen Paß von Wladikawkas die Wasserscheide zwischen Terek- und Kuragebiet, um sich sodann durch das Thal des Aragwi nach Tiflis hinabzuwinden. Außer dieser auch zum Theil nur durch Felssprengungen ermöglichten Hauptübergangsstraße, den sarmatischen Pforten der Alten, bietet nur noch im Osten am Ufer des Kaspischen Meeres die Straße von Derbent nach Baku, die porta Caspia oder Albania der Alten, eine leichter passirbare Verbindung zwischen Cis- und

7) Vgl. James Geikie, The Great ice age (London 1877), 2. Ed. p. 402.

8) Mémoires de l'Acad. des sciences de St.-Pétersbourg (1863) VI, 43; vgl. Krümmel, Europäische Staatenkunde (1880) Bd. I, Abth. 1, S. 38.

Transkaukasien; abgesehen von diesen Stellen aber ist der Hauptkamm des Gebirges nur auf eis- und schneebedeckten Einschartungen, welche bis nach dem abachsischen Kaukasus hin nirgends unter 3000 Met. herabreichen, zu überschreiten.

In klimatischer Beziehung besitzt der Kaukasus dadurch eine große Bedeutung, daß er infolge seiner geschlossenen Massenerhebung einerseits den kalten, winterlichen Luftströmungen der kaspischen Steppen den Zugang zu den transkaukasischen Gebieten wehrt, andererseits aber den warmfeuchten südwestlichen Winden ihren Feuchtigkeitsgehalt in hohem Grade entzieht und dieselben als trockene und ausdörrende Luftströmungen in die dem Gebirge nördlich vorgelagerten Tieflandschaften gelangen läßt. Der Einfluß, welchen der Kaukasus als klimatische Scheide auf die Wärmevertheilung ausübt, ist aus folgenden Angaben der Mitteltemperaturen des Jahres und des wärmsten und kältesten Monats der drei Beobachtungsstationen Redut-Kale und Tiflis auf der Südseite, Astrachan im Norden des Gebirges ersichtlich:

	Jahr	Juli	Januar	Differenz
Redut-Kale . .	13,7	23,0	5,1	17,9
Tiflis (409 m) .	12,5	24,4	—0,4	24,8
Astrachan . . .	9,5	24,5	—6,4	30,9

Der starke Unterschied in der Erwärmung der nach Süden gekehrten pontischen Gehänge des westlichen Kaukasus gegenüber den kälteren Nordabdachungen ist die Ursache für das Auftreten plötzlich und stoßweise losbrechender Bora-artiger Winde. Namentlich in Nowo-Rossijsk sind dieselben häufig beobachtet. Mit zerstörender Gewalt weht diese locale Bora oft mehrere Tage lang und hat häufig eine bedeutende Erniedrigung der Temperaturen zur Folge, sodaß die unter ihrem stürmischen Anprall aufspritzenden Wassermassen des Pontus gefrieren und das Verdeck und das Takelwerk der Schiffe mit Eis überziehen.[9]) Der Kaukasus bildet ferner die Scheide zwischen dem regenarmen Steppengebiete des ponto-kaspischen Tieflandes und den reich benetzten Landschaften des Rionbeckens. In letzterem hat Redut-Kale eine jährliche Niederschlagsmenge von 1601 Milm., Kutais eine solche von 1421,3 Milm. aufzuweisen. Nach Osten zu nimmt die Höhe der Niederschläge ab, sodaß jenseit des meskischen Gebirges bereits Tiflis an der mittlern Kura nur noch eine jährliche Regenmenge von 454,9 Milm. zeigt und den Gebieten des untern Kurabeckens noch spärlichere Niederschläge zutheilwerden. Dürre und Trockenheit herrschen hier gerade in den Sommermonaten, in welchen in den kolchischen Landschaften die Niederschläge am reichlichsten fallen. Der Kaukasus selbst erhält infolge seiner bedeutenden und geschlossenen Kettenerhebung überall bedeutende Niederschläge von über 1000 Milm. Nach Norden zu aber, also auf der Leeseite für die Feuchtigkeit spendenden Südwestwinde nehmen die Niederschläge rasch an Menge ab, bis sie in den ponto-kaspischen Steppenlandschaften zu dem geringsten Betrage in dem Gebiete des europäischen Continents herabsinken und z. B. in Astrachan im Jahresmittel nur noch 120 Milm. betragen. Dieser Vertheilung der Niederschläge entsprechend gestalten sich die Vegetationsverhältnisse des Kaukasus und seiner Umrandungen. Die sommerlichen Niederschläge des Rionbeckens lassen daselbst eine Reihe von Pflanzenformen Mitteleuropas Verbreitung finden. Gleichzeitig aber mischen sich begünstigt durch die hohen Sommertemperaturen zahlreiche Gewächse der Mediterranflora mit jenen mitteleuropäischen Formen. Gegen das Kaspische Meer hin nimmt, entsprechend der gesteigerten Trockenheit der Luft, die Vegetation mehr und mehr den Charakter einer reinen Steppenflora an. Es stoßen mithin hier an der Südseite des Kaukasus drei Klima- und Florengebiete zusammen: das europäische Waldgebiet, das Mediterrangebiet und das asiatische Steppengebiet.[10])

Am Gebirge selbst sind die tieferen Regionen durch einen Kranz von Laubwäldern bedeckt, welche hier und da noch einen vollkommenen Urwaldcharakter bewahrt haben, an manchen Stellen aber, und zwar namentlich auf der Südseite, auf ausgedehnte Strecken hin ohne Sorge für Nachwuchs gelichtet sind. An der Zusammensetzung derselben betheiligen sich hauptsächlich Baumformen des europäischen Waldgebietes, wie Buchen, Eichen, Birken, Linden, Ulmen, Erlen, Ahorn und Pappeln, ferner von Nadelhölzern die Kiefer und die Edeltanne. Dazu gesellen sich aus dem Mediterranfloragebiet die Kastanie, die behaarte Eiche (Q. pubescens) und ein Ahorn (A. Lobelii), sowie die breitblätterige Erle (A. cordifolia), endlich von orientalischen Baumformen die bis nach Indien reichende Platane, der Walnußbaum und mehrere Linden- und Eichenarten, sodaß also der Kaukasus die Waldregionen Europas mit denen Asiens verbindet.[11])

Die Baumgrenze verläuft in dem Hochgebirge in einer durchschnittlichen Höhe von 2000—2700 Met. Bereits bei etwa 1900 Met. verschwindet die Kiefer, höher hinauf reicht die Birke, welche noch am Fuße des Kasbek ein dürftiges, aber seit alten Zeiten als Heiligthum geschontes Wäldchen bildet. Darüber folgt die Region der alpinen Sträucher, Kräuter und Gräser, welche in ähnlicher Weise wie die Waldvegetation verwandtschaftliche Beziehungen einerseits zu den Alpen (Rhododendren und Genzianen), andererseits zu den asiatischen Hochgebirgen bis zum Altai und Himalaja hin erkennen läßt.

Getreidebau ist im Kaukasus fast bis zur Waldgrenze hinauf möglich; so reicht die Gerste bis nahezu 2700 Met. Meereshöhe, der Roggen bis 2600 Met., der Weizen bis über 2300 Met., ja selbst die auf der Nordseite fehlende Weinrebe gedeiht an dem Südabhange bis nahezu 1200 Met. hinauf. In den tieferen Regionen gedeihen ferner Reis, Maulbeeren, Kastanien, Feigen, Mandeln, Baumwolle, Krapp, Safran und andere südlichere Producte sowie mitteleuropäische Obstarten. Die Gunst des Kli-

9) Vgl. Theobald Fischer, Studien über das Klima der Mittelmeerländer. Ergänzungsheft Nr. 58 zu Petermann's Mittheil. (1879) S. 36.

10) Grisebach, Die Vegetation der Erde, I, 411. 11) Grisebach l. c. I, 485. 486.

mas, welche sich in dieser ausgedehnten Anbaumöglichkeit von Culturgewächsen zu erkennen gibt, findet ihren Ausdruck auch in der Bewohnbarkeit des Hochgebirges bis zu Regionen hinauf, welche in unsern Alpen bereits an die Schneegrenze hinanreichen. Die höchstgelegene, bewohnte Ortschaft im Kaukasus ist das Dorf Kurusch in Daghestan in einer Meereshöhe von nahezu 2700 Met., die zweithöchste das Dorf Kolata in Ossetien in einer Höhe von fast 2600 Met.[12])

Ueber der Region der Alpenkräuter und Gräser folgt endlich das Bereich des ewigen Schnees. In einer Länge von nahezu 315 Kilom. sind die höchsten Theile des Kaukasus von dem letztern bedeckt; und diese Gebiete sind es vor allen, welche mit ihren Schnee- und Eismassen, mit ihren steilabstürzenden Gletschern, mit ihren wildzerrissenen, jäh und schroff aufsteigenden Felsgipfeln das eigentliche kaukasische Alpenland darstellen, ein Hochgebirgsland, welches nach den Schilderungen aller Kaukasusreisenden an Großartigkeit der Gebirgsscenerien seinen europäischen Rivalen weit übertreffen soll.

Nach Favre[13]) liegt die Schneegrenze in den mittlern Theilen des Gebirges auf dem den feuchten südwestlichen Luftströmungen ausgesetzten Südabhange in einer Meereshöhe von 2900 Met., auf der Nordseite aber unter dem Einflusse der trockenen Steppenwinde um 300—450 Met. höher. Auch in der Längsrichtung des Gebirges verändert sich die Höhenlage der Schneegrenze. In dem westlichen Kaukasus senkt sich dieselbe nach Abich bis auf 2700 Met. hinab, um dann nach Osten zu allmählich anzusteigen, sodaß sie am Elbrus bereits in einer Höhe von 3300 Met., an den östlichen Gipfeln der Hauptkette sogar in einer solchen von 3700 Met. verläuft.[14])

Während noch Agassiz das Vorhandensein von Gletschern erster Ordnung im Kaukasus in Abrede stellte, haben die neueren Untersuchungen gezeigt, daß auch solche größere Gletscher diesem Hochgebirge nicht fehlen, wenn dieselben auch nicht die Ausdehnung unserer alpinen Eisströme erreichen. Der größte unter den Kaukasusgletschern, der Kaltschi-don, am Nordabhange des Adai-chod, besitzt nach Abich eine Breite von 450 Met. und reicht von allen am weitesten, nämlich bis 1740 Met. Meereshöhe hinab. Im Gegensatze zu der Lage der Schneegrenze senken sich die Gletscher auf dem Nordabhange bis in tiefere Regionen als auf der Südseite. Die Ursache dieser zunächst befremdenden Erscheinung liegt in dem orographischen Bau des Gebirges, indem der steile südliche Absturz weniger geeignete Reservoirs für die Bildung des Firns bietet als der flacher abgedachte breitere Nordabhang.

Verleihen diese Schnee- und Eisregionen dem Kaukasus den Charakter eines Alpenlandes, so fehlt demselben dagegen vollständig der belebende Reiz der Seeflächen und Wasserfälle, wie diese unser europäisches Hochgebirge in so ausgezeichneter Weise zieren. Dagegen ist der Kaukasus reich an Quellen, und zwar namentlich an Thermen, deren Zahl sich auf mehr als 100 beläuft. Ein großer Theil derselben wird vom Volke zu Heilzwecken benutzt. Schon zur Zeit Peter's des Großen kannte man einzelne der Quellen des Sundsha-Terekplateaus, und aus dieser Zeit (dem J. 1717) stammen die ersten Untersuchungen der Thermalwasser. Das Auftreten derselben concentrirt sich hauptsächlich auf die Gegend von Pjätigorsk an der Nordseite des Gebirges im Gebiete des Besch-tau. Eine zweite Gruppe findet sich in dem mittlern Theile des Terekgebietes in der sogenannten Tschetschna an der untern Sundsha. Unter ihnen sind die Quellen von Gorjatschewodsk die heißesten, welche der Kaukasus aufzuweisen hat. Dieselben besitzen an der Quellenmündung eine Temperatur von 71½° R. und strömen in solcher Fülle hervor, daß durch ihre Wassermasse unmittelbar unterhalb der Quellen bereits mehrere Mühlen getrieben werden. Erst weiter abwärts werden die auf dem Wege bis dahin auf 48° abgekühlten Gewässer zu Badezwecken benutzt. Die wichtigsten Bestandtheile sind kohlensaures und schwefelsaures Natron, sowie in geringer Menge Kochsalz und kohlensaurer Kalk. Letzterer scheint indessen in früheren Perioden in bedeutenderer Menge vorhanden gewesen zu sein; wenigstens deuten darauf die mächtigen Kalksinter-Ablagerungen hin, welche die Plateaufläche bedecken, auf welcher die Quellen in kleinen natürlichen, durch jenen Kalkabsatz gebildeten Bassins hervortreten. Die ausgezeichnete Heilkraft dieser Quellen wird hauptsächlich den Beimischungen von Gasen, und zwar von Schwefelwasserstoff, von Sauerstoff, von Kohlensäure, Kohlenwasserstoff-Verbindungen und Stickstoff zugeschrieben. Nicht minder wichtig sind die Quellen von Michajlowka im Sundshagebiete, welche zu den schwefelwasserstoffreichen Halothermen gehören. Die Hauptquelle zeigt eine Temperatur von über 55° R., die zwei andern eine solche von 26° und 29°. Kochsalz, schwefelsaures Natron, Kalk- und Magnesia-Verbindungen repräsentiren die wichtigsten festen Bestandtheile; daneben sind Schwefelwasserstoff und Kohlensäure auch diesen Quellwassern beigemischt.

Die Thermen des Kaukasus stehen nach den Untersuchungen Abich's in keinem directen Zusammenhange mit den umfangreichen altvulkanischen Erscheinungen des Gebirges. Das Auftreten derselben knüpft sich vielmehr an das Vorhandensein von Bruch- und Verwerfungsspalten, welche bei der Hebung des Gebirges entstanden sind. Dadurch erklärt sich die nicht selten reihenförmige Anordnung dieser Quellen, wie sich dieselbe namentlich bei zahlreichen Säuerlingen am Südrande des Gebirges zu erkennen gibt.[15])

---

12) Vgl. Petermann's Mittheil. (1869) XV, 58; Grisebach l. c. S. 465. Besonders ausführlich ist die Vegetation des Kaukasus behandelt in Radde l. c. S. 18 fg. Vgl. auch Petermann's Mittheil. XIX, 118 (1873). 13) Röttger's Russische Revue (1876) VIII, 532 fg. 14) Cf. Bulletin de l'Acad. des sciences de St.-Pétersbourg (1877) p. 258—288.

15) Vgl. Karte von Kaukasien von A. Petermann. Ergänzungsheft Nr. 36 zu Petermann's Mittheil. (1874) Taf. 1; sowie G. Radde l. c. S. 36 fg. 3. Vortrag: Die unorganische Welt im Kaukasus und ihre Benutzung durch den Menschen. Daselbst findet sich auch Näheres über die chemische Beschaffenheit und medicinische Verwendung der kaukasischen Bäder.

Von nutzbaren Mineralien sind in dem Kaukasus bisher namentlich Steinkohlen, Schwefel und silberhaltige Bleierze nachgewiesen. Die Steinkohlen sind seit Anfang der vierziger Jahre vom obern Riongebiete im kolchischen Berglande bekannt. Ein zweites Vorkommen findet sich auf der Nordseite des Gebirges am obern Kuban. Die kolchischen Steinkohlen sind u. a. von Abich untersucht worden. Sie besitzen nach den angestellten Versuchen eine ausgezeichnete Heizkraft und sind in wenige Zoll bis zu einem Meter mächtigen Flötzen den thonigen Sand- und Kalksteinschichten des obern Riongebietes zwischengelagert. Nach neueren Berechnungen beträgt das Kohlenquantum dieses Lagers von Tkwibula 76,000,000 Pud. Indessen steht die Ausbeutung dieses für den Betrieb der Poti-Tiflis-Baku-Bahn besonders wichtigen Kohlenvorkommens zu dem Bedarf der letztern noch in keinem Verhältniß, sodaß nach wie vor die dadurch immer mehr gelichteten kolchischen Wälder die Hauptmasse des Heizmaterials liefern.

Ausgedehnte Torflager sind namentlich in Daghestan vertreten, und zwar hauptsächlich in der Region zwischen 2000—2600 Met. Die Ausbeute wird hier bereits jetzt in großartigem Maßstabe betrieben. An zwei Stellen allein wurden im J. 1870 gegen 11,000 Kubikfaden Torf gestochen.

Schwefelführende Gesteine treten auf der Nordseite des Gebirges in Daghestan auf, und zwar in der Nähe von Aul-Tschirkat. Den Erzählungen der Eingeborenen zufolge im Anfange dieses Jahrhunderts entdeckt, wurden diese Schwefelablagerungen von den Anwohnern, namentlich im Beginn der funfziger Jahre, abgebaut. Seitdem aber liegt die Schwefelproduction im Kaukasus, hauptsächlich wegen der Schwierigkeit des Absatzes, vollständig danieder. Nach den Untersuchungen von Abich und den Ingenieuren der kaukasischen Bergverwaltung finden sich die schwefelführenden, schiefrigen Thone zwischen den Dolomiten der untern Kreideformation und den Schichten des obern Jura dieser Gebiete.

Der Erzreichthum des Großen Kaukasus scheint den bisherigen Untersuchungen zufolge beträchtlich hinter demjenigen des Kleinen Kaukasus, also des armenischen Hochlandes, zurückzustehen. In ersterm sind hauptsächlich silberhaltige Bleierze südlich von Alagir in der Nähe von Wladikawkas seit alten Zeiten abgebaut worden. Der neuere Betrieb dieser Minen datirt von dem Jahre 1839, ohne daß sich derselbe aber bisher in einträglicher Weise entwickelt hätte. Gold findet sich in den Flußalluvionen der kolchischen Gebirgswasser inmitten von Schiefer- und Granit-Detritus. Die Ausbeute desselben hat sich indessen stets in engen Grenzen gehalten.

Eine ungleich größere Bedeutung besitzen die Kaukasusländer durch ihren Reichthum an Naphtha- und Steinölquellen, deren Ausnutzung in neuerer Zeit namentlich einen großartigen Aufschwung genommen hat, seitdem die Naphthabrunnen durch Verkauf seitens der Regierung der freien Concurrenz zugängig gemacht worden sind. Auf weite Strecken hin ist das Gebirge von Naphtha-führenden Schichten umsäumt.[16]) Das Vorkommen dieser Kohlenwasserstoff-Verbindungen concentrirt sich auf sieben Gebiete, von denen je zwei auf der Nord- und Südseite des Kaukasus besonders große Ausdehnung besitzen. In Transkaukasien breitet sich als weitaus wichtigstes und reichstes das Naphthagebiet von Baku, von der Nordseite der Halbinsel Apscheron über die südöstlichen Ausläufer des Kaukasus bis zum Südende des Kuradeltas aus. Eine zweite Naphtharegion erstreckt sich aus der Gegend von Tiflis in östlicher Richtung bis zu der Einmündung des Alasan in die Kura. Auf der Nordseite des Gebirges finden sich zahlreiche Naphthaquellen in einer schmalen Zone, welche sich von der Halbinsel Taman und der Straße von Kertsch in südöstlicher Richtung nahezu 35 d. Meilen dem Rande des Gebirges entlang ausbreitet. Weiter im Osten folgt die Naphtharegion des terekschen Landstriches südöstlich von Mosdok. Endlich tritt Naphtha in drei kleineren Gebieten bei Derbent, Petrowsk und an der Mündung des Ata-Tschai in der Nähe der Halbinsel Apscheron an dem Ufer des Kaspischen Meeres hervor. Wie durch zahlreiche Bohrungen und natürliche Aufschlüsse erwiesen ist, findet sich das Naphtha hauptsächlich in den Schichten der Flysch-Formation, also in jüngeren eocänen Ablagerungen und zwar namentlich da, wo dieselben eine gemischtfeste und klastische Ausbildungsform besitzen. Doch zeigt sich das Naphtha-Vorkommen nicht immer an die Gesteine einer und derselben Flysch-Facies gebunden. Nach Abich's Darlegungen schließt sich dasselbe auf der Nordseite des Gebirges einer durch Faltungs- und Verwerfungserscheinungen gekennzeichneten Bruchlinie an.[17]) Auf solchen Klüften und Spalten tritt das Erdöl vielfach auf natürlichem Wege an die Erdoberfläche, an andern Stellen wird dasselbe durch Saugpumpen und Schachtbrunnen heraufbefördert, und zwar aus einer Tiefe von selten mehr als 30 Met. Das Gesammtareal der Naphtharegionen des Kaukasus beläuft sich auf 612 □Meilen. Im J. 1870 wurden mehr als 2,600,000 Eimer Erdöl gewonnen und in zahlreichen Etablissements verarbeitet. Die Hauptproduction concentrirt sich auf das Gebiet von Baku und der Halbinsel Apscheron.

In Zusammenhang mit dem Hervortreten dieser Mineralöle steht die Erscheinung der ewigen Feuer von Baku. Dienten dieselben ehedem den indischen Feueranbetern zu vielbesuchten Wallfahrtsstätten, so sind sie in neuer Zeit der Industrie nutzbar gemacht und werden zum Heizen der mächtigen Retorten der Naphtha-Raffinerien verwendet. Ebenfalls eine Folge des Emporquellens jener Kohlenwasserstoff-Verbindungen sind die zahlreichen Schlammvulkane (Salsen, Schlammsprudel, Macaluben), welche an den beiden Enden des Kaukasus, auf den Halbinseln Taman und Apscheron auftreten, und zwar in solcher Zahl und Großartigkeit, daß diese Gegenden hierin

16) Vgl. die Karte bei Radde l. c. Tafel 1. 17) Vgl. dazu Abich, Das Petroleum und die geologischen Bedingungen seines Erscheinens im Kaukasus. Verhandlungen der K. K. geologischen Reichsanstalt (Wien 1883, Nr. 8).

von keinen andern der Erde übertroffen werden. Einer der bekannteren Schlammvulkane ist der Arsena am Kaspischen Meere. Der Kegel desselben ist gegen 300 Met. hoch; auf seiner Höhe öffnet sich ein elliptisch gestalteter, nach innen zu steil abstürzender Krater, welcher fast $^2/_3$ der Größe des Vesuv-Kraters erreicht. An seinen tiefsten Stellen bilden sich Wasseransammlungen, welche schwefelsaures Natron enthalten und Salzkrusten absetzen. Die Gewässer treten aus stark mit Kohlenwasserstoff-Gasen gemischten Quellen hervor. Mächtige Schlammströme nehmen von hier ihren Ausgang und bewegen sich an den Gehängen des Berges hinab.[18]) (*Rudolf Credner.*)

KAUKASUS (ethnographisch). Das kaukasische Gebirgsland bietet eine große Menge kleinerer und größerer Stämme, über deren ethnographische Gruppirung und sprachliche Verwandtschaft die Forschung nicht abgeschlossen ist, zum Theil noch in den Anfängen liegt. Von den versuchten Gruppirungen der eigentlich sogenannten Kaukasusvölker (abgesehen von Armeniern, Tataren u. s. w.) empfiehlt sich als die einfachste die Theilung in eine nördliche Völkerabtheilung (Gebirgsbewohner des nördlichen Kaukasus) und eine südliche (Bewohner des Südrandes). Zu der letztern gehören die sprachlich miteinander verwandten Völker: Grusier (Grusiner, Georgier), die sich selbst Karthuhli (Karthweli) nennen; Imerethier, mit den Grusiern gleichsprachig, aber durch andere ethnologische Merkmale stark von ihnen verschieden; Suanen oder Suanethen; Mingrelier; Lazen; die drei letztgenannten Völker sprachlich entfernter von den Grusiern. Diese ganze Gruppe faßt man auch als karthwelische oder iberische zusammen; dazu gerechnet werden noch die kleinen Stämme der Thuschinen, Pschawen und Chewsuren. Die Grusier im engeren Sinne bewohnen in einer Zahl von circa 300,000 den Strich von etwa Sakataly oder dem Unterlaufe des Alasan bis Achalzik; die Imerethier, circa 380,000, das Flußgebiet des Rion, von der Einmündung des Zchenis-zkali an jedoch nur dessen südlichen Theil; die Suanethen, circa 12,000, das Quellgebiet des Ingur und Zchenis-zkali; die Mingrelier, circa 197,000, das Gebiet zwischen Rion, Ingur und Zchenis-zkali, südwestlich von den Suanethen; die Lazen den Küstenstrich am Schwarzen Meere etwa von Batum bis Trebisond (Lazistan). Thuschinen, Pschawen und Chewsuren, deren Gesammtzahl auf 20,000 angegeben wird, wohnen nördlich vom Quellgebiet des Alasan und Aragwa (östlich und südöstlich vom Kasbek). — Die nördliche Abtheilung wird getheilt in eine westliche und östliche (von andern in eine westliche, mittlere und östliche) Gruppe. Zu der westlichen Gruppe gehören: 1) die Abchasen (Asega), in eine Menge kleinerer Stämme zerfallend (zu ihnen zählen auch die jetzt verschwundenen Ubychen und die fast verschwundenen Dschigeten); ihr Gebiet bildet der Küstenstrich vom Ingur bis über Suchumkalé hinaus, ihre Zahl beträgt, nachdem die Mehrzahl des Volkes in die Türkei gewandert ist, nur circa 13,000; 2) die Tscherkessenstämme (Adyche, Adighe), einst ein großes Volk mit weitem Gebiete bildend, sind durch massenhafte Auswanderung nach der Türkei, Folge des russischen Vordringens, sehr zusammengeschmolzen; die Hauptmasse, circa 66,000, bilden jetzt die Kabardiner in der Großen Kabardah (zwischen den Flüssen Malka und Terek) und der Kleinen Kabardah (in dem Süd-Ost-Winkel des Terek); die im Kaukasus sonst noch vorhandenen Stämme, zum Theil auf einige hundert und weniger Volksgenossen reducirt, wohnen in größeren und kleineren Sprachinseln an den südlichen Zuflüssen des Kuban (an den beiden Selentschuk, am untern Urup, an Laba und Fars) und gehen westlich bis etwa Jekaterinodar am Kuban. — Die östliche Gruppe wird durch das von der Hauptkette des Kaukasus nordöstlich streichende andische Gebirge in zwei Untergruppen geschieden: 1) westlich vom andischen Gebirge bis an die Kleine Kabardah die Tschetschenzen (dies ist die russische Bezeichnung; der einheimische Name ist Nachtschuoi, die Georgier brauchen die Bezeichnung Khisten, die Lesghier Mizdscheghen), circa 164,000; sie zerfallen in mehrere Stämme (unter diesen die Thusch oder Mosok); 2) die Lesghier, deren Gebiet das Land Daghestan oder Lesghistan, das Dreieck zwischen dem andischen Gebirge, der Kaukasus-Hauptkette und dem Kaspischen Meere südöstlich etwa bis Kuba bildet; vom Kaspischen Meere sind sie jedoch bis auf einen kleinen Strich an der Samurmündung durch die Kumüken abgeschnitten; die Zahl der Lesghier beträgt ungefähr 500,000. Von ihren Stämmen mögen als die bedeutenderen genannt werden: Awaren am Awarskoi Koi-su, Kara-Koi-su und Sulak, circa 155,000, Andier, am Ostrande des andischen Gebirges, circa 35,000; Laken oder Kasi-Kumüken (nicht zu verwechseln mit den Kumüken) östlich vom Kara-Koi-su; Darginen, östlich und nordöstlich von den zuletztgenannten, östlich fast bis Derbent, circa 88,000; Küriner, zu beiden Seiten des Samur, circa 131,000; abgesondert von den übrigen Stämmen wohnen die Uden (Udiner) in zerstreuten Ansiedelungen, 10,000 an Zahl, am Südabhange des Kaukasus südöstlich von der Stadt Nucha. — Nach der oben erwähnten andern Gruppirung wurden die Tschetschenzen als die mittlere, die Lesghier als die östliche Abtheilung der Kaukasusvölker bezeichnet. — Gegen das Gebiet der genannten Kaukasusvölker dringt von Norden wie von Süden eine Reihe anderer Völker, die zum Theil schon tief in dasselbe einschneiden, so vor allem von Norden her die russische Colonisation, welche sich schon jetzt am ganzen Nordufer des Terek hinzieht, und zum Theil den vom Laufe des Terek gebildeten Winkel ausfüllt, außerdem das Land zwischen dem Kuban und dem Abfalle des Gebirges beherrscht. Von Norden her hat der tatarisch-türkische Stamm der Kumüken südlich vom untern Terek bis Derbent sich zwischen die lesghischen Stämme und das Kaspische Meer geschoben; nördlich an die Abchasen und Suanethen stoßen zu beiden Seiten des Elbrus ebenfalls kleinere tatarische Stämme (westlich vom Elbrus Karatschai, östlich sogenannte Berg-Kabardiner). — Von Süden her drangen armenische Ansiedelungen bis gegen

18) Vgl. Humboldt, Centralasien l. c. I, 476—478, 647—653. Sitzungsberichte der Königl. Baier. Akademie der Wissensch., mathem.-physik. Abtheil. (München 1879) Heft 2.

die mittlere Kura vor, in der Gegend von Tiflis darüber hinaus. Das Gebiet zwischen mittlerm Aras und Kura mit den Armeniern theilend, bewohnen das Kura-Thal von Tiflis bis zur Mündung die sogenannten aderbeidschanischen Tataren; von der Halbinsel Baku aus bis an das Gebiet der Küriner wohnen persische Einwanderer (Taten genannt; von ihnen durch besondere Mundart unterschieden die Talyschiner im Süden um Lenkoran); auch Kurden kommen in kleinen Partien nördlich bis Achalzik vor. Während aber diese iranischen Völker (Tat, Kurden) in neuerer Zeit nach Norden gerückt sind, besteht inmitten der eigentlich sogenannten Kaukasusvölker, fast im Centrum der Kaukasuskette eine alte Niederlassung eines iranischen Stammes, aus unbekannter Zeit, der Osseten (Iron, wie sie sich selbst nennen). Ihr Gebiet reicht von etwas nördlich Goris an der Kura bis nach Wladikawkas und Nikolajewsk am Terek, an der Westgrenze liegt der Adai Choch, an der Ostgrenze der Kasbek; über die Kura nach Süden haben die Osseten erst in neuster Zeit ihre Niederlassungen ausgedehnt. Die Gesammtzahl des Volkes beträgt circa 111,000. — R. von Seidlitz, Ethnographie des Kaukasus in Karte und Tabelle, Petermann's geographische Mittheilungen 26. Bd., 1880; Derselbe, Die Völker des Kaukasus nach ihrer Sprache und topographischen Verbreitung, Russische Revue herausgegeben von C. Röttger, XIX. Bd. (1881); vgl. Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie (Wien 1873). *(R.)*

KAUKASISCHE SPRACHEN, Sprachen der kaukasischen Bergvölker. Die wissenschaftliche Erforschung derselben gehört zu den jüngsten Errungenschaften der Sprachwissenschaft. Abgesehen von den durchaus ungenügenden Sammlungen Klaproth's und Güldenstädt's ist das Studium dieser hochinteressanten Sprachenwelt erst so recht eigentlich durch die bahnbrechenden Untersuchungen Anton Schiefner's und des Barons Peter von Uslar begründet worden. Namentlich gebührt dem erstern das Verdienst, die in russischer Sprache lithographirt und nur in einer kleinen Anzahl von Exemplaren erschienenen, daher schwer zu erlangenden Arbeiten Uslar's durch seine vorzüglichen Bearbeitungen derselben der Wissenschaft zugänglich gemacht zu haben. Seit dem verfrühten Tode der beiden unermüdlichen Forscher hat dieser fruchtbare Boden, trotz der sichern Aussicht auf die reichste Ernte, brach gelegen, bis endlich erst in den letzten Jahren ein im Kaukasus lebender russischer Gelehrter, L. Zagurski, sich desselben angenommen hat.

Eine auf genauerer Bestimmung des Verwandtschaftsverhältnisses der einzelnen Sprachen untereinander beruhende Klassifikation dieses Sprachgebietes bleibt zur Zeit noch ein Problem, dessen Lösung erst durch eine viel umfassendere und zugleich mehr ins Einzelne gehende Erforschung sämmtlicher zugehöriger Sprachen ermöglicht werden wird. Alles, was bisher nach dieser Richtung geleistet worden ist, muß, solange eine festere Basis fehlt, lediglich als ein vorläufiger Nothbehelf betrachtet werden. Friedr. Müller, der die Sprachen der kaukasischen Bergvölker unter dem Namen „nordkaukasische Sprachen" zusammenfaßt, theilt dieselben in folgende drei Gruppen:

1) Lesghisch, Awarisch, Akuscha, Kasikumükisch, Küriniſch, Kubetschi, Udisch.
2) Abchasisch, Tscherkessisch.
3) Khistisch (Tschetschenzisch), Thusch. [1])

Bei Zagurski [2]) werden die in der ersten und dritten Gruppe enthaltenen Sprachen (mit Ausnahme des Lesghischen, welches eigentlich nur eine Gesammtbezeichnung für die daghestanischen Sprachen ist) als Sprachen der ostkaukasischen, das Abchasische und Tscherkessische als Sprachen der westkaukasischen Bergvölker unterschieden. Die letztere Eintheilung dürfte als eine provisorische den Vorzug verdienen, da sie sich an ein geographisches Moment hält und dadurch einer in Zukunft zu liefernden sprachlich begründeten Eintheilung in keiner Weise vorgreift.

Von den erwähnten Idiomen sind bisjetzt einer eingehenderen Untersuchung unterzogen worden: das Awarische, Hürkanische (Akuscha), Kasikumükische, Küriniſche, Udische, Abchasische, Tschetschenzische und Thusch. Seinem Bau nach nimmt unter ihnen das Abchasische eine Sonderstellung ein. Das Tscherkessische, welches demselben gewöhnlich an die Seite gestellt wird, ist seiner Structur nach noch zu wenig bekannt, als daß sich über sein Verhältniß zu einer der übrigen Sprachen etwas annähernd Sicheres sagen ließe. Die Sprachen der ostkaukasischen Bergvölker hingegen haben bei aller Verschiedenheit doch so viele gemeinsame Merkmale, daß es zuläſſig erscheint, dieselben in der vorliegenden Skizze zusammenfassend darzustellen.

Um mit der lautlichen Seite zu beginnen, muß bemerkt werden, daß alle hier zu behandelnden Sprachen (mit Einschluß der westkaukasischen Gruppe) sich durch einen ungewöhnlich großen Consonanten-Reichthum auszeichnen. So besitzt z. B. das Abchasische allein nicht weniger als 23 Zischlaute, eine Zahl, welche auf den ersten Blick vielleicht unmöglich erscheinen mag, die indessen durch den Umstand erklärlich wird, daß mehrere dieser Laute in doppelter Weise gesprochen werden, nämlich entweder rein oder mit nachtönendem u oder w — eine Erscheinung, die Schiefner nicht unpassend der Mouillirung entgegenstellt. Diese Art parasitischer Labialismus, wie man ihn bezeichnen möchte, tritt allerdings von den bisher bekannt gewordenen Sprachen des Kaukasus nur im Abchasischen auf, beschränkt sich jedoch hier nicht allein auf die Zischlaute, sondern zeigt sich auch an einigen Gutturalen und Dentalen. Vier höchst eigenartige Consonanten-Verschmelzungen ganz anderer Art finden sich im Awarischen: davon sind zwei dental-lingual, eine guttural-lingual und eine sogar dental-guttural-lingual. Man kann dieselben annähernd durch tl, tll, xl (x = ch

---

1) Allgemeine Ethnographie, 2. Aufl. (Wien 1879), S. 27. Vgl. auch desselben Grundriß der Sprachwissenschaft I, 94. 2) L. P. Zagurskij, **Zaměška** ob izslědovanii **kavkazskich jazykov** (Notiz über die Erforschung der kaukasischen Sprachen (Moskau 1880.) Nach ihm N. von Seidlitz, Die Völker des Kaukasus nach ihrer Sprache und topographischen Verbreitung (Russische Revue, X. Jahrgang, S. 97 fg.).

in „lachen") und tql bezeichnen. Diese Mischlaute mögen wol dem Klange nach den hottentottischen Schnalzlauten ähneln, unterscheiden sich jedoch dadurch sehr wesentlich von jenen, daß sie reine Explosivlaute sind. — Consonantenhäufungen sind ebenfalls ein charakteristisches Merkmal des kaukasischen Sprachtypus. Der Vocalismus bietet nichts Bemerkenswerthes dar.

Da es viel zu weit führen würde, auf alle Einzelheiten des Sprachbaues des nähern einzugehen, sollen in den folgenden Zeilen nur die Hauptmomente, durch welche derselbe in seiner Eigenartigkeit gekennzeichnet wird, Berücksichtigung finden. Als solche sind hervorzuheben: 1) die Wortkategorien, 2) die Bezeichnungsweisen für die Raumverhältnisse, 3) das Verbum. Es werden sich alsdann die übrigen grammatischen Erscheinungen mehr oder weniger von selbst um diese Hauptfactoren des Sprachbaues gruppiren.

Die meisten der zum ostkaukasischen Sprachkreise gehörenden Sprachen besitzen die Eigenthümlichkeit, einzelne Wörtergruppen nach gewissen Begriffs- oder Vorstellungskreisen unter entsprechende Kategorien zu vertheilen und dieselben lautlich zu charakterisiren. Weit entfernt, sich mit dem Begriffe des grammatischen Geschlechts zu decken (da sie denselben vielmehr in sich einschließen), bieten diese Kategorien doch manche Analogie zu jenem, so z. B. durch den Umstand, daß sie die Congruenz zur Folge haben (welche sich jedoch, beiläufig bemerkt, auf die Casus nicht erstreckt).

Im Kasikumükischen dienen die Laute u, d und b, welche sowol als Anlaute wie auch als Inlaute auftreten, zur Bezeichnung der Kategorien. Sie werden dabei in folgender Weise verwendet:

1) Die erste Kategorie erfordert im Sing. u, im Plur. b, z. B. adamina uri, der Mensch ist; arantal buri, die Menschen sind (arantal ist eine selbständige Pluralform zu adamina). Sie gilt nur für vernünftige Wesen männlichen Geschlechts.

2) Die zweite Kategorie umfaßt die vernünftigen Wesen weiblichen Geschlechts, und es entspricht hier dem Sing. d im Plur. b, z. B. ninu duri, die Mutter ist; ninuχlu buri, die Mütter sind.

3) Sing. b, Plur. b, z. B. ču buri, das Pferd ist; dučri buri, die Pferde sind (dučri ist ein unregelmäßiger Plural). Hierher gehören: a) die unvernünftigen belebten Wesen ohne Unterschied des Geschlechts, b) Gegenstände der äußern Natur, c) einige Stoffnamen, d) Theile des menschlichen oder Thierkörpers, e) Producte des Pflanzenreichs, f) Gegenstände der menschlichen Kunst.

4) Sing. d, Plur. d, z. B. us duri, der Stiefel ist; usru duri, die Stiefel sind. Auch diese Kategorie umfaßt Wörter, welche einer ganzen Reihe verschiedener Begriffskreise angehören: Gegenstände der äußern Natur und der menschlichen Kunst, Zeitbestimmungen, Stoffnamen, Körpertheile und alle Nomina verbalia auf -abu und -ibu.

Das Awarische braucht zur Bezeichnung vernünftiger Wesen männlichen Geschlechts w (dem im Auslaute u entspricht). Das weibliche Geschlecht wird durch j, resp. i, ausgedrückt, b dient zur Bezeichnung vernunftloser Wesen und unbelebter Gegenstände, und r entspricht (abgesehen von besondern Pluralendungen, die außerdem noch angewandt werden) dem Plural. So z. B. bedeutet wači, jači, bači, rači Ankunft, je nachdem sich das Wort auf einen Mann, ein Weib, Thiere, Gegenstände oder eine Mehrheit bezieht. Aehnlich verhält sich die Artschi-Sprache, welche dem Awarischen verwandt zu sein scheint.

Im Hürkanischen dienen w und d zur Bezeichnung vernunftbegabter Wesen männlichen und weiblichen Geschlechts im Singular, und v wird für alle übrigen Wesen und Gegenstände im Singular und Plural gebraucht. Im Plural findet sich für das männliche und weibliche Geschlecht d, wenn sich die Gegenstände auf die erste und zweite Person beziehen, für die dritte Person aber v.

Das Tschetschenzische kennt sechs Kategorien mit vier charakteristischen Lauten: w, j, d, b. Da hier jedoch auch die Person von Einfluß auf die Wahl des Lautes ist, hat Uslar diese Kategorien an dem Verbum substantivum in Verbindung mit dem Personalpronomen durch folgende Tabelle dargestellt:

1.	2.	3.	4.
suo wu, ich bin	suo ju	suo ju	suo bu
t̔xuo du, wir sind	t̔xuo du	t̔xuo ju	t̔xuo du
izuš bu, sie sind	izuš bu	izuš ju	izuš du

5.	6.
suo du	suo bu
t̔xuo	t̔xuo bu
izuš du	izuš bu

Die zweite und dritte Person Sing. werden der ersten Person Sing., die zweite Person Plur. wird der ersten Person Plur. gleich behandelt. Was die Vertheilung der Wörter unter diese Kategorien betrifft, so stimmt das Tschetschenzische darin, unbeschadet einzelner Abweichungen, mit dem ihm nahe verwandten Thusch im allgemeinen überein. In der fälschlich sogenannten Thusch-Sprache, einer khistischen Mundart, welche in der Gemeinde Tsow geredet wird, lassen sich ebenfalls sechs Kategorien unterscheiden:

	1.	2.	3.	4.	5.	6.
Sing.	w	j	j	b	b	d
Plur.	b	d	j	j	b oder j	d

Die beiden ersten Kategorien beschränken sich auf lebende Wesen männlichen und weiblichen Geschlechts, z. B. wašo wa, der Bruder ist; Plur. wažar ba; bstuino ja, das Weib ist; Plur. bstei da. Die dritte Kategorie gilt für unbelebte Gegenstände weiblichen Geschlechts; d und b dienen meist zur Bezeichnung von Gegenständen aus der Thier- und Pflanzenwelt; d vorzugsweise zur Bezeich-

nung geschlechtsloser Gegenstände (6). Im Plural der Wörter, welche im Singular b erfordern, tritt bei belebten Wesen j (4), bei unbelebten Gegenständen theils b, theils j ein (5): bstu ba, der Ochse ist, Plur. bstarč da; niq ba, der Weg ist, Plur. naqiš ba; tark ba, der Finger ist, Plur. tarki ja.

Aus dieser gedrängten Darstellung ergeben sich als die für die Eintheilung in Kategorien maßgebenden Factoren: 1) das Geschlecht, 2) Belebtheit und Unbelebtheit, 3) die Begriffskategorie und 4) wol auch die grammatische Form (wenigstens ist das bei den Nomina verbalia auf -abu und -ibu im Kasikumükischen augenscheinlich der Fall). Von modificirendem Einflusse sind Numerus und Person — letztere, wie es scheint, nur im Hürkanischen und Tschetschenzischen. Zu beachten ist auch, daß sich dieselben Begriffskreise oft in mehrern verschiedenen Kategorien vertreten finden.

Es ist nicht leicht zu entscheiden, ob man in jenen charakteristischen Lauten Affixe oder aber ursprünglich im Worte vorhandene motionsfähige Laute zu erblicken habe. Schiefner scheint die erstere der beiden Annahmen zu adoptiren, und wo diese Laute im An- oder Auslaute vorkommen, wird man in der That vielleicht mit einigem Rechte Prä- und Suffixe voraussetzen dürfen, so z. B. in solchen Fällen, wo der reine Stamm neben dem durch beweglichen Anlaut erweiterten vorkommt (aq neben waq, jaq, baq, daq, s. Versuch über die Thusch-Sprache, §. 178; übrigens scheinen solche Fälle sehr selten zu sein). Indessen braucht die eine Annahme durch die andere keineswegs ausgeschlossen zu sein. Wenn in der awarischen Adjectivbildung die Auslaute: -au, -ai, -ab zur Bezeichnung der Geschlechter verwendet werden (z. B. ḳudíjau, ḳudíjai, ḳudíjab, großer, -e, -es, und das davon durch Reduplication des Suffixes abgeleitete substantivische Adjectivum: ḳudíjawau, ḳudíjajai, ḳudíjabab), so wird man wol nicht fehlgehen, wenn man darin das suffigirte Demonstrativpronomen áu, ái, ab erblickt. Tritt hingegen die Motion im Inlaute auf, wie bei cewéχan (c lautet gleich dem deutschen z), Anführer, neben cejéχan, Anführerin, oder auch selbst im Anlaute bei Wörtern, wie wac, Brüder, neben jac, Schwester, was, Sohn, neben jas, Tochter, so liegt die Vermuthung wol nahe, daß in solchen Wörtern bereits ursprünglich einer der motionsfähigen Laute vorhanden gewesen sei und alsdann nach Analogie des Pronomens áu, ái, ab zum Zweck der Geschlechtsbezeichnung umgemodelt wurde. Es muß überdies hervorgehoben werden, daß Präfixe, mit alleiniger Ausnahme der mit präfigirten Partikeln zusammengesetzten Verba, in den ostkaukasischen Sprachen nicht geduldet werden.

Diese Kategorienbezeichnung zieht gleich einem rothen Faden durch den ganzen Bau der Sprachen hindurch. Wie schon an den citirten Beispielen ersichtlich ist, beschränkt sich dieselbe keineswegs auf das Substantivum und Adjectivum, sondern tritt in gleicher Weise am Verbum, am Pronomen, auch am Zahlworte, selbst am Adverbium auf, z. B. cewé, cejé, cebé, Plur. ceré, vorn, wovon das oben erwähnte cewéχan, cejéχan abgeleitet ist, ferner: kiw, kíi, kib, Plur. kir, wo? kíwe, kíje, kíbe, Plur. kíre, wohin? roqówe, roqója, roqóbe, nach Hause u. dgl. m. Ja sogar bis in die Interjectionen scheint sich die Kategorienbezeichnung verirrt zu haben, wenigstens findet sich die Angabe, daß im Awarischen der Ruf le! an Männer oder an mehrere Weiber, jo! ju! nur an Weiber gerichtet wird. Nicht alle motionsfähigen Sprachen sind in diesem Punkte von einer so großen Beweglichkeit wie das Awarische. Das Hürkanische läßt die Motion im Inlaute nicht zu, das Kasikumükische duldet dieselbe zwar im An- und Inlaute, nicht aber im Auslaute, und das Tschetschenzische und Thusch nur im Anlaute. Dem Kürinischen und Udischen sind derartige Kategorien überhaupt unbekannt; sie gehören zu den geschlechtslosen Sprachen.

Bemerkenswerth durch ihren Reichthum an Casusformen ist die Declination der ostkaukasischen Sprachen. Allein zum Ausdruck logischer Beziehungen gibt es hier außer dem Nominativ noch folgende Casus: Genitiv, Dativ, Instrumental, drei Aequative: einen quantitativen, einen qualitativen und einen modalen, ferner Comparativ, Causativ, Comitativ, Instructiv, Factiv, Affectiv, wobei jedoch hinzugefügt werden muß, daß diese Casus auf das ganze Sprachgebiet vertheilt sind und nicht etwa sich in einer Einzelsprache vollzählig vorfinden. Noch bei weitem zahlreicher und mannichfaltiger sind aber die Localcasus, wie denn überhaupt die verschiedenartigen Ausdrucksweisen für räumliche Verhältnisse eins der hervorstechendsten Merkmale dieser Sprachen sind. Zunächst wird am „Wo?", am Orte der Ruhe unterschieden, ob es sich um ein In, Auf, Unter, Bei, Um-herum (oder in der Gegend von ...) oder Hinter handelt; das Vor ist merkwürdigerweise in keiner der in Rede stehenden Sprachen durch einen besondern Casus vertreten. Auf diese Weise ergeben sich folgende locale Grundcasus: Inessiv, Superessiv, Subessiv, Adessiv I (bei oder neben), Adessiv II (um herum oder in der Gegend von ...) und Possessiv. Je nachdem nun ferner die Richtung nach dem Ruhepunkte hin oder von demselben her ins Auge gefaßt werden soll, läßt sich von jedem dieser Grundcasus je ein Illativ und ein Elativ bilden, und zwar geht das Kasikumükische hierin sogar noch weiter, indem es einen zweiten Elativ und einen sogenannten Conversiv bildet, durch welche, wie es scheint, neben der Richtung noch ganz besonders der Zielpunkt betont wird. Endlich gibt es noch für jede der genannten Grundformen einen Prosecutiv, welcher die eigentliche Bewegung längs etwas hin bezeichnet. Folgendes dem Kasikumükischen entnommene Beispiel mag das Gesagte veranschaulichen. Von dem Worte χaṭa, Haus (χ ist ein rauher aspirirter Kehllaut und ṭ ist ein verstärktes t) lassen sich folgende Localcasus ableiten:

Inessiv	χatlubu im Hause
Elativ I.	χatluba aus dem Hause
Elativ II.	χatlubatu aus dem Hause fort
Illativ	χatlubun in das Haus
Prosecutiv	χatlubux durch das Haus
Conversiv	χatlubunai in das Haus hinein

Ineſſiv	x̌atlulu unter dem Hauſe
Elativ I.	x̌atlula unter dem Hauſe her
Elativ II.	x̌atlulatu unter dem Hauſe her
Illativ	x̌atlulun unter das Haus
Proſecutiv	x̌atlulux unter dem Hauſe durch
Converſiv	x̌atlulunai unter das Haus hin
Ineſſiv	x̌atluç bei dem Hauſe
Elativ I.	x̌atluça von dem Hauſe
Elativ II.	x̌atluçatu von dem Hauſe
Illativ	x̌atluçun zum Hauſe
Proſecutiv	x̌atluçox neben dem Hauſe hin
Converſiv	x̌atluçunai zum Hauſe hin
Ineſſiv	x̌atlui auf dem Hauſe
Elativ I.	x̌atluja vom Hauſe her
Elativ II.	x̌atlujatu vom Hauſe her
Illativ	x̌atluin auf das Haus
Proſecutiv	x̌atluix über das Haus
Converſiv	x̌atluinai auf das Haus hinein
Ineſſiv	x̌atlux hinter dem Hauſe
Elativ I.	x̌atluxa hinter dem Hauſe her
Elativ II.	x̌atluxatu hinter dem Hauſe her
Illativ	x̌atluxun hinter das Haus
Proſecutiv	x̌atluxux hinter dem Hauſe entlang
Converſiv	x̌atluxunai hinter das Haus hin
Ineſſiv	x̌atluč̂a um das Haus
Elativ I.	fehlt
Elativ II.	x̌atluč̂atu von dem Hauſe
Illativ	x̌atluč̂an zum Hauſe
Proſecutiv	x̌atluč̂ax um das Haus herum
Converſiv	x̌atluçanai in der Richtung um das Haus herum.

Auch auf dem Gebiete der Localbezeichnungen gilt, was oben im Hinblick auf die Kategorien bemerkt wurde, daß nämlich nicht alle Sprachen ſich hierin einander gleich verhalten, und das Hürkaniſche z. B. beweiſt, daß mit dem obigen Paradigma das Bereich möglicher Localbezeichnungen noch keineswegs erſchöpft iſt, indem daſſelbe noch beſondere Formen für die Richtungen hinauf und hinab beſitzt. Von waçalizi, in den Wald, bildet es waçaliziwad, aus dem Walde hinauf, und waçaliziwẖad, aus dem Walde hinab, ſowie auch analoge Formen aus waçaliču, zum Walde, und waçali'i, in die Nähe des Waldes.

Uebrigens bleiben die Bezeichnungsweiſen räumlicher Verhältniſſe nicht auf die ſoeben beſprochenen Caſusformen beſchränkt, ſondern machen ſich, von beſondern Ortsadverbien und Poſtpoſitionen abgeſehen, noch in ganz anderer, pſychologiſch intereſſanter Weiſe geltend. Das Awariſche beſitzt beiſpielsweiſe folgende einfache Demonſtrativpronomina: dóu, áu, éu, ǵóu und xlóu, die alle als Pronomina der dritten Perſon gebraucht werden, jedoch mit folgender Nuancirung: áu wird gebraucht, wenn von einem Anweſenden oder von einem Gegenſtande, der vor unſern Augen iſt, geſprochen wird; éu bezeichnet einen entfernten oder abweſenden Gegenſtand, der nicht unmittelbar unſern Sinnen unterworfen iſt, aber auch denjenigen, der dem Angeredeten näher ſteht als dem Redenden; ǵóu bezieht ſich auf denjenigen, der ſich unterhalb des Sprechenden befindet; xlóu auf denjenigen, der ſich oberhalb deſſelben befindet, endlich dóu auf denjenigen, der ſich mit ihm auf derſelben Ebene aufhält. Aehnliches findet ſich im Hürkaniſchen, Küriniſchen und Kaſikumükiſchen. Hierher gehören ferner die hürkaniſchen Verba: liwra, tiwra, k'iwra, xiwra, šiwra und uwra, welche „ſein, ſich befinden" bedeuten und ſich in folgender Weiſe unterſcheiden: liwra bezeichnet ein fortgeſetztes, dauerndes Sein; tiwra wird gebraucht, wenn der in Rede ſtehende Gegenſtand mit dem Sprechenden in derſelben Ebene iſt; k'iwra, wenn er ſich höher, xiwra, wenn er ſich unterhalb, šiwra, wenn er ſich oben, uwra, wenn er ſich unten befindet. Offenbar ſtehen dieſe Verba in etymologiſchem Zuſammenhange mit den entſprechenden Demonſtrativpronomen hil, hit, hik', hix, hiš, ganz ähnlich, wie das Verbum ſubſtantivum saira, sarra, savra mit dem Pron. refl. sai, sari, savi (nach den drei Kategorien) zuſammenhängt. Endlich mag an dieſer Stelle ebenfalls erwähnt werden, daß das Pronomen der erſten Perſon im Tſchetſchenziſchen, Thuſch und Awariſchen eine excluſive und eine inclusive Pluralform unterſcheidet, erſtere mit Ausſchluß, letztere mit Einſchluß des Angeredeten. Uebrigens wiederholt ſich dieſe Erſcheinung in einer ganzen Reihe von Sprachen, die ſonſt keinerlei Zuſammenhang untereinander aufweiſen.

Der Umſtand, daß allen hier beſprochenen Sprachen der Accuſativ fehlt, charakteriſirt zugleich das Verbum. Ein Verbum transitivum im eigentlichen Sinne gibt es nicht. Subject (als Urheber einer Handlung) und Object werden einfach als nähere Beſtimmungen des Verbums, mithin in adverbialem Sinne aufgefaßt, ſodaß der Inſtrumental ſowol als Subjects- wie auch als Objectscaſus vorkommt. Es ſcheint kein durchaus zwingender Grund vorzuliegen, mit Schiefner in ſolchen Fällen das Verbum als ein paſſives aufzufaſſen, wenn man nur im Stande iſt, ſich in die Anſchauungsweiſe hineinzuverſetzen, daß Subject und Object als adverbiale Beſtimmungen verſtanden werden können.

Das Verbum iſt beſonders im Awariſchen höchſt lehrreich, welches in dieſer Hinſicht unſtreitig unter den Sprachen der oſtkaukaſiſchen Bergvölker den erſten Platz einnimmt. Keine der übrigen Sprachen hat einen ſo ſtaunenswerthen Reichthum an Verbalformen aufzuweiſen wie das Awariſche. Daſſelbe unterſcheidet zwei Conjugationen. Die Verba der erſten Conjugation bilden den Infinitiv auf -ne, die der zweiten auf -ze. Bei den einſilbigen Verbis unterliegt der Wurzelvocal der Ablautung, z. B. i-ne, gehen, hat im Präſ. ú-na, im Präter. á-na, im Fut. í-na. Die zweiſilbigen Stämme verändern nur den Vocal der zweiten Silbe, während der erſte Vocal unverändert bleibt, z. B. wúḳine, ſein, Präſ. wúḳuna, Präter. wúḳana, Fut. wúḳina; hárize, bitten,

Präs. hárula, Präter. hárana, Fut. hárila; xoxóze, sterben, Präs. xoxóla, Prät. xoxóna oder xoxána, Fut. xoxéla. Die Ablautung richtet sich bei den zweisilbigen Verbis theils nach dem Vocal der zweiten Silbe, theils nach dem Consonanten, welcher demselben vorhergeht.

Ferner zerfallen die Verba in Iterativa, Frequentativa, Inchoativa, Interrogativa und Negativa, die theils durch Affixe, theils durch Reduplication, theils durch Zusammensetzung mit Hülfsverben gebildet werden. Vor allem aber zeichnet sich das awarische Verbum durch eine Ueberfülle modaler Formen aus. Neben den fünf Grundmodi: Indicativ, Conditional, Consecutiv, Optativ, Imperativ (und zwar unterscheidet es einen Conditional der wirklichen und der gedachten oder vorausgesetzten Bedingung) gibt es noch eine ganze Reihe anderweitiger modaler Bestimmungen, deren jede in einer zusammengesetzten Form ihren besondern Ausdruck gefunden hat, und bei denen temporale und modale Momente vielfach miteinander verflochten sind. Es verlohnt sich daher wol der Mühe, dieses psychologisch so überaus interessante Getriebe des awarischen Verbums an einem Beispiele zu veranschaulichen. Von dem Verbum substantivum wúḳine, sein, lassen sich folgende Formen ableiten:

Indicativus.

Einfaches Präsens: wúgo, jígo, búgo, rúgo.
Unbestimmtes Präsens: wúḳuna, jíḳuna u. s. w.
Präsens des Beginnens: wúḳuna wúgo.[3])
Präsens des Sollens: wúḳine wúgo.
Präsens der Absicht: wúḳinexina wúgo.
Präsens der Absicht frequent.: wúḳinexina wúḳuna.
Einfaches Präteritum: wúgoan.
Einfaches Präter. der abgeschlossenen Handlung: wúḳun wúgoan.
Einfaches Präter. des Beginnens: wúḳuna wúgoan.
Einfaches Präter. des Sollens: wúḳine wúgoan.
Einfaches Präter. der Absicht: wúḳinexina wúgoan.
Präteritum perfectum: wúḳana.
Indirectes Präter. perfectum: wúḳun wúgo.
Prät. Perf. frequent.: wúḳunaan.
Bestimmtes Präter. des Beginnens: wúḳuna wúḳana.
Indirectes bestimmtes Präter. des Beginnens: wúḳuna wúḳun wúgo.
Präteritum des Sollens: wúḳine wúḳana.
Indirectes Präter. des Sollens: wúḳine wúḳun wúgo.
Präteritum der Absicht: wúḳinexina wúḳana.
Indirectes Prät. der Absicht: wúḳinexina wúḳun wúgo.
Präteritum der Absicht frequent.: wúḳinexina wúkunaan.
Bestimmtes Futurum: wúḳina.

Das Verbum wúḳine wird als Hülfsverbum verwendet, wodurch sich noch mehr Formen bilden lassen. Der Indicativ von ẋámize, jagen, lautet z. B. in seinen verschiedenen Formen folgendermaßen:
Unbestimmtes Präsens: ẋámula.
Bestimmtes Präsens: ẋámula wúgo.
Präsens frequent.: ẋámula wúḳuna.
Präsens des Sollens: ẋámize wúgo.
Präsens des Zulassens: ẋámize wúḳuna.
Präsens des Zulassens und Beginnens: ẋámize wúḳuna wúgo.
Präsens der Absicht: ẋámizexina wúgo.
Präsens der Absicht frequent.: ẋámizexina wúḳuna.
Einfaches Präteritum perfectum: ẋámun wúgoan.
Einfaches Präteritum des Beginnens: ẋámula wúgoan.
Einfaches Präteritum des Sollens: ẋámize wúgoan.
Einfaches Präteritum der Absicht: ẋámizexina wúgoan.
Präteritum perfectum: ẋámuna.
Indirectes Präteritum perfectum: ẋámun wúgo.
Präteritum perfect. der Wiederholung: ẋámun wúḳuna.
Präteritum perfectum frequentativum: ẋámulaan.
Bestimmtes Präteritum des Beginnens: ẋámula wúḳana.
Indirectes bestimmtes Präter. des Beginnens: ẋámula wúḳun wúgo.
Continuirliches Präteritum: ẋámula wúḳunaan.
Präteritum des Sollens: ẋámize wúḳana.
Indirectes Präter. des Sollens: ẋámize wúḳun wúgo
Präteritum des Sollens und Zulassens frequentativum ẋámize wúḳunaan.
Präteritum der Absicht: ẋámizexina wúḳana.
Indirectes Präteritum der Absicht: ẋámizexina wúḳun wúgo.
Präteritum der Absicht frequent.; ẋámizexina wúḳunaan.
Plusquamperfectum: ẋámun wúḳana.
Indirectes Plusquamperfectum: ẋámun wúḳun wúgo.
Plusquamperfectum frequent.: ẋámun wúḳunaan.
Bestimmtes Futurum: ẋámila.
Unbestimmtes Futurum: ẋámula wúḳina.
Futurum des Zulassens: ẋámize wúḳina.

Alsdann folgen die übrigen Modi mit einer ganzen Reihe von Formen, Participia und eine große Anzahl von Gerundien, bei denen überdies besondere Causalformen und Formen der Gleichzeitigkeit vertreten sind.

Obwol, wie gesagt, die übrigen hierher gehörigen Sprachen einen so großen Reichthum an Verbalformen nicht darbieten, so besitzen dieselben doch andererseits manche Formen, welche wiederum dem Awarischen abgehen. Dahin gehören beispielsweise im Hürkanischen die verschiedenartigen Gerundia zum Ausdruck unsers „auf daß, bis, obwol, zu der Zeit als, nachdem, seitdem, kaum", sowie die Unterscheidung einer Momentan- und Continuativform. Das Kasikumükische besitzt außer dem eigentlichen Präsens, Präteritum, Präteritum perfectum und Futurum noch eine besondere emphatische Form für jedes dieser Tempora, durch welche die Wirklichkeit oder Thatsächlichkeit der Handlung betont wird. Das Thusch bildet durch Einfügung eines b in den Verbalstamm sogenannte Pluralitätsverba; während sich z. B. die Verba dož, fallen, und ƙox, schlagen, auf einzelne Gegenstände beziehen, werden die mit infigirtem b versehenen Formen dobž und ƙobx in Hinblick auf eine Menge angewandt. Auch hinsichtlich der Personenbezeichnung herrscht große Mannichfaltigkeit. Das Awarische kennt keinen Unterschied der Person, ebenso wenig das Küriniſche. Im Thusch ist die Personalbezeichnung „zwiefacher Art, entweder steht die

3) Die entsprechenden Kategorien ergeben sich von selbst.

Person vor dem Zeitworte oder wird demselben nachgesetzt, in welchem Falle eine innigere Verschmelzung des Pronomens mit dem Verbalstamme eintreten kann. Dies kann aber nur mit dem Pronomen der ersten und zweiten Person stattfinden, welches entweder in der Nominativ- oder in der Instructivform nachfolgt. Im erstern Falle verlieren die Pronomina so, ich, und ḫo, du, ihren Auslautsvocal, z. B. was, ich bin, statt waso; waḫ, du bist, statt waḫo; oder falls sie an consonantisch auslautende Formen treten, so bleiben sie unverändert, werden jedoch durch einen Bindevocal a mit ihnen verbunden" (Schiefner, Versuch, §. 177). Das Tschetschenzische unterscheidet beim Imperativ die zweite Person von der dritten, beschränkt sich jedoch im übrigen auf die bei Gelegenheit der Kategorienbezeichnung besprochenen Personalunterschiede. Im Kasikumükischen richtet sich die Endung der Verba, welche eine transitive Natur haben, theils nach der Person, auf welche die Handlung gerichtet ist, theils nach der handelnden Person. Beim hürkanischen und udischen Verbum werden die Personen durchgehends unterschieden, und zwar im Hürkanischen durch besondere Endungen, die je nach dem Tempus verschieden sind, während die Personalbezeichnung im Udischen auf dreierlei Art stattfinden kann: entweder hinter dem Verbum oder zwischen den beiden Elementen des Compositums, oder aber es tritt das zum Verbum gehörige Personalpronomen enklitisch an ein vorhergehendes Wort.

Es würde zu weit führen, noch näher auf den Bau des kaukasischen Verbums einzugehen; daher genüge die Bemerkung, daß das Udische, ohnehin die formenärmste dieser Sprachen, auch an Verbalformen die wenigst reiche ist. Es besitzt vorwiegend zusammengesetzte Verba.

Wie aus dem Gesagten erhellt, geht die Wort- und Formenbildung zumeist auf dem Wege der Suffigirung und Infigirung vor sich. Präfigirung ist nur bei den (immerhin zweifelhaften) Kategorien-Präfixen und den mit präfigirten Partikeln zusammengesetzten Verben zu constatiren.

Das Abchasische nimmt, wie bereits bemerkt, seinem Baue nach eine Sonderstellung ein. Dasselbe steht morphologisch dem Baskischen und den einverleibenden Sprachen der Neuen Welt bei weitem näher als seinen nächsten Nachbarn, indem es vollkommen deutlich den Typus der einverleibenden Sprachen repräsentirt. Ob es ungeachtet seiner morphologischen Isolirtheit dennoch genealogisch mit den übrigen bisjetzt bekannten Sprachen der kaukasischen Bergvölker zusammenhängt, muß zunächst noch als eine offene Frage betrachtet werden. Desgleichen ist auch sein Verhältniß zum Tscherkessischen unsicher. Allerdings weist das Pronomen auf einen näheren Zusammenhang hin. Dasselbe lautet in den beiden Sprachen wie folgt:

	Abchasisch	Tscherkessisch (Nach Lhuilier)	Tscherkessisch (Nach Loewe)
Ich	sara	sere	sayray
Du (masc.)	uara	vuore	weyroo
Du (fem.)	bara		

	Abchasisch	Tscherkessisch (Nach Lhuillier)	Tscherkessisch (Nach Loewe)
Er	ui	i, ie, ma, ari	seeshà
Sie	ra		
Wir	hara	tere	teyroo
Ihr	š'ara	sŏre	sôreeshér
Sie	urĺ	a, ma, aryx	áreeshér.

Das Verhältniß der Zahlwörter ergibt sich aus der weiter unten folgenden Uebersicht.

Gleich den meisten Sprachen der ostkaukasischen Gruppe unterscheidet auch das Abchasische zwischen männlichen und weiblichen sowie vernünftigen und vernunftlosen Wesen. Dem Charakter der einverleibenden Sprachen treu, hat es das Verbum zu seinem Mittelpunkt; das Verbum beherrscht den ganzen Bau der Sprache. Beziehungen, welche sonst durch Casus ausgedrückt werden, finden hier ihren Ausdruck durch besondere Verba. Das gilt vor allem von den Localbezeichnungen, für welche gewisse Verba, die einen Oertlichkeitsbegriff in sich schließen, Verwendung finden; doch gibt es außerdem eine bedeutende Anzahl localer Postpositionen. Es liegt auf der Hand, daß in einer Sprache, die sozusagen ganz in dem Verbum und durch dasselbe lebt, das Verbum einen sehr beträchtlichen Vorrath an Formen für alle irgend möglichen Verhältnisse und Aussageweisen besitzen muß, Es sind folgende Arten des Verbums zu unterscheiden: zunächst affirmative, negative und fragende Verba; ferner Activa (transitive und intransitive), Passiva, Factitiva, Reflexiva, Reciproca, Cooperativa und Verba commodi. Die Frageverba zerfallen ihrerseits in Interrogativa der Person, der Sache, des Orts und der Zeit, z. B. vom Verbum subst. qa, sein: íqouda, wer ist? íqowzi, was ist? sabáqou, wo bin ich? sanbaqou, wann bin ich? Auch existiren besondere Verba der Art und Weise, der Bedingung und der Gleichzeitigkeit (während). Es ist ein beständiges In- und Durcheinanderziehen genereller, modaler und temporaler Bestimmungen. Die Modi sind: Indicativ, Conjunctiv, Conditional, Consecutiv, Optativ, Imaginativ (z. B. sqalázš'a, als wenn ich würde) und Imperativ. Neben den aus den übrigen kaukasischen Sprachen bekannten Temporibus gibt es noch ein Präteritum interruptum, impeditum und antecipativum. Es braucht kaum noch hinzugefügt zu werden, daß das Abchasische als eine echt einverleibende Sprache Subject und Object (sowol das directe wie das entferntere) am Verbum selbst zum Ausdruck bringt und zwar durch Pronominalpräfixe.

Das Nomen ist stets mit einem Pronominalaffix versehen, und zwar meist mit dem bestimmten oder unbestimmten Artikel. Der erstere ist ein Demonstrativpronomen, lautet a und wird präfigirt, der letztere lautet k (aus dem Zahlworte aky, eins, verkürzt) und wird suffigirt, z. B. apʼa, der Sohn, pʼak, ein Sohn. Aus jedem Nomen kann ohne weiteres eine Aussage gebildet werden, indem dasselbe mit einem Personalpräfix und dem Verbalsuffix -up verbunden wird, wobei das No-

men oft in verſtümmelter Geſtalt erſcheint, z. B. aog̀y, der Menſch, sara syog̀up, ich bin ein Menſch.

Hinſichtlich des Zahlwortes muß erwähnt werden, daß es in dreierlei Geſtalt auftritt: erſtens in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, zweitens in beſondern Formen, welche nur für vernünftige Weſen angewandt werden, und drittens, wenn es in Verbindung mit einem Nomen auftritt, in verkürzter Geſtalt, als Präfix.

Als Ergänzung dieſer kurzen Schilderung und zur Veranſchaulichung des Verhältniſſes, in welchem die beſprochenen Idiome zueinander ſtehen, diene folgende Ueberſicht der Zahlwörter in den bisher bekannt gewordenen Sprachen der kaukaſiſchen Bergvölker.

Awariſch:

	Chunzach	Antſuch		Artſchi
	Nach Schiefner-Uslar		Nach C. Graham	
1.	ć̣o	so	tzo, go oder ko	os
2.	k̡igo	k̡igo	gigo	k̡ue
3.	xlabgo	tabgo	tlabgo	xlew
4.	unqo	un'qo	onk̡o	ewq
5.	šugo	šugo	šago	h̡o
6.	antllgo	antllgo	antlgo	dixl
7.	antqlgo	antqlgo	antl̲tl̲go	uik̡
8.	mitqlgo	mitqlgo	mit̲l̲igo	meqe
9.	iče̱go	iče̱go	ičgo	uč̣
10.	anče̱go	anče̱go	anžgo	uic

Andi-Sprachen:

	Andi	Tſchamalal	Achwach	Botlik
1.	seb	seb	čebe	ć̣eb
2.	čego	č̣eda	k̡edabe	k̡eda
3.	xlobgu	qabuda	xladoabe	habuda
4.	boqogu	buuda	boqodabe	bug̀uda
5.	išdugu	išduda	išdudabe	išduda
6.	ontlligu	antllida	intllidabe	intllida
7.	hotqlogu	hatqluda	atqludabe	hatqluda
8.	bitqligu	betqlida	bitqlidabe	bitqlida
9.	hočogu	haǯ'ada	apadabe	haǯada
10.	hoče̱gu	hazada	aǯadabe	haǯada

Dido-Sprachen:

	Dido	Beſhit		Dido	Beſhit
1.	s̡is	hos	6.	itlno	itlna
2.	qeno	qono	7.	otllno	atllna
3.	xlono	xlana	8.	bitllno	betllna
4.	uino	o'qona	9.	oče̱ino	oče̱ina
5.	xleno	tlina	10.	oéino	ače̱ona

	Hürkaniſch	Kaſikumükiſch
1.	ca	cawa, cara, caba
2.	k̡'wel	k̡'iwa, k̡'ira, k̡'iba
3.	h̡'aval	šanwa (šama), šanda, šanba
4.	awa'l	muqwa (muqa), muqra, muqba
5.	šwal	x̌'owa, x̌'ora, x̌'oba
6.	urig'al	raxwa (rax̌'a), rax̌'aa, rax'ba
7.	werh̡'al	arulwa (arula), arulda, arulba
8.	gah̡'al	m'aiwa (m'aja), m'aira, m'aiba
9.	urče̱imal	urče̱wa (urče̱a), urče̱ra, urče̱ba
10.	wiče̱al	ače̱wa (ače̱a), ače̱ra, ače̱ba

	Küriniſch	Udiſch	Tſchetſchenziſch	Thuſch
1.	sad	sa	ca'	cha
2.	qwed	p̌a	ši'	ši
3.	p'ud	xib	x̣uoa	x̣o
4.	qud	bip	di' (wi', ji', bi')	dh̡ew
5.	wad	x̣o	p̌xi'	p'xi
6.	rug̀úd	ux̣	jalx	jeǯx
7.	erid	wug̀	wuorh	worl$_x$
8.	müžüd	mug̀	barh	barl$_x$
9.	k'üd	wui	is	iss
10.	çad	wiç	it'	itt

Abchaſiſch:

	Grundzahlwörter	Zahlwörter für vernünftige Weſen
1.	aky	aƷ'y
2.	g̀ba	g̀ƒƷa
3.	xp̌a	xg̀'y
4.	p̌šba	p̌šg̀y
5.	xuba	xug̀y
6.	fba	fg̀y
7.	bžba	bžg̀y
8.	âba	âg̀y
9.	ž'ba	žg̀y
10.	žàba	žag̀y

(Ʒ' = ds mit nachklingendem u oder w)

Präfigirte Zahlwörter [N. č'y, Pferd]
č'yk, 1 Pferd,
g̀č'yk, 2 Pferde u. ſ. w.
p̌šč'yk u. ſ. w.

Tſcherkeſſiſch:

	Nach Lhuilier, in ruſſiſcher Umſchreibung	Nach Loewe
1.	зӕе	zee
2.	туу	ôh
3.	шше	shee
4.	плéа	tley
5.	тӏе	tpey
6.	ххё	shoo
7.	бле	dley
8.	иӏе	yee
9.	—	booghoo
10.	—	tsey

Literatur: A. Schiefner, Verſuch über das Awariſche (Mémoires de l'Acad. Imp. d. Sciences de St.-Pétersbourg, VII. Série, Tom. V), Petersburg 1862. — Derſ., Ausführlicher Bericht über Baron P. von Uslar's Awariſche Studien. Ebendaſ. Bd. XVIII (1872). — Derſ., Awariſche Texte. Ebendaſ. Bd. XIX (1873). — Derſ., Ueber Baron Uslar's neuere linguiſtiſche Forſchungen (Mél. Asiatiques T. V, 78—85 = Bulletin VII, 99—104). — Cyril Graham, The Avâr Languagc. Journal of the R. As. Soc. N. S. Vol. XIII. Pt. III. — Schiefner, Ausführlicher Bericht über Baron P. von Uslar's hürkaniſche Studien. Mém. T. XVII (1871). — Derſ., Ausführlicher Bericht über Baron P. von Uslar's kaſikumükiſche Stu-

dien. Mém. Tom. X (1866). — Derſ., Ausführlicher Bericht über Baron P. von Uslar's küriniſche Studien. Mém. Tom. XX (1873). — Derſ., Verſuch über die Sprache der Uden. Mém. Tom. VI (1863). — Derſ., Tſchetſchenziſche Studien. Mém. Tom. VII (1864). — Derſ., Kurze Charakteriſtik der Thuſch-Sprache. Mél. Asiatiques II, 402—426 = Bull. hist. phil. Tom. XII. — Derſ., Verſuch über die Thuſch-Sprache oder die khiſtiſche Mundart in Thuſchetien. Mém. VI. Série, Sciences politiques, histoire, philologie Tom. IX (1856). — Derſ., Ausführlicher Bericht über des Generals Baron Peter von Uslar abchaſiſche Studien. Mém. Tom. VI (1863). — Люлье, Леонтій, Словарь русско-черкесскій или адигскій, съ краткою грамматикою сего послѣдняго языка (Одесса 1846). — Loewe, Dr. L., A Dictionary of the Circassian Language. In two Parts: English-Circassian-Turkish, and Circassian-English-Turkish. Containing all the most necessary word for the Traveller, the Soldier, and the Sailor; with the exact Pronunciation of each word in the English Character (London 1854).

(*W. Grube.*)

KAUKONES (*Καύκωνες*), griechiſcher und kleinaſiatiſcher Volksſtamm; KAUKON (*Καύκων*), griechiſcher Heros.[1]) Ausgedehntere Niederlaſſungen des in hiſtoriſcher Zeit verſchollenen (*Strabo* VII, p. 322, VIII, p. 355) Stammes der Kaukonen ſind nachzuweiſen im weſtlichen Peloponnes und nördlichen Kleinaſien. Die peloponneſiſchen Kaukonen werden zuerſt erwähnt *Hom.* Od. 3, 366.[2]) Nach einigen Forſchern, deren Anſichten Strabo (VIII, p. 342 sq.) mittheilt, ſollten ſie die ganze Weſtküſte des Peloponnes von Meſſenien bis Dyme bewohnt haben; andere, darunter Ariſtoteles, unterſchieden zwei Gruppen, eine ſüdliche in Triphylien zwiſchen Elea und Pylos[3]) und eine nördliche am Abhange des Skollisgebirges in der Gegend von Dyme, was in kaukoniſcher Zeit den Namen Paleia getragen haben ſoll (*Paus.* VII, 17, 6). Man wird wol mit Curtius (Pelop. I, 411) die an erſter Stelle erwähnte Tradition für die älteſte Zeit gelten laſſen dürfen, wie denn auch das meſſeniſche Pylos von H. D. Müller (I, 155) mit gutem Grunde für die Kaukonen in Anſpruch genommen iſt. Durch jüngere Einwanderer — Minyer (Deimling S. 137), Achäer, Aetoler und Dorier — wurde der Stamm vermuthlich zerſprengt und auf jene gebirgigen Grenzgebiete zurückgedrängt, wo ſich in der That die deutlichſten Spuren ſeiner Seßhaftigkeit — das *μνῆμα Καύκωνος* in der Lepreatis (*Strabo.* p. 345) und der Name des Flüßchens Kaukon bei Dyme (*Strabo* p. 342) — erhalten haben.

Die kleinaſiatiſchen Kaukonen[4]) erſcheinen als Bundesgenoſſen der Troer (Hom. X, 429, XX, 329). Sie waren Nachbarn der Paphlagonen (*Scholl.* z. St. und zu Od. 3, 366) und ſollten nach Kalliſthenes einſt zwiſchen dem Gebiete der Mariandyner und Kappadoker bei Tion und am Parthenios gewohnt haben (*Strabo* XIII, p. 594); dazu ſtimmt die Notiz bei *Steph. Byz.* s. v. *Ἀράβυζα· πόλις τῆς Καυκωνίδος, ἥ τις νῦν Πεσηνοῦς ὀνομάρεται*, wo man wol mit Recht *Πεσσινοῦς* gebeſſert hat.[5]) Reſte von ihnen, die Kaukoniten (*Καυκωνῖται*, vergl. *Steph. Byz.* s. v. *Καυκώνεια*), erhielten ſich, wie es ſcheint, bis in helleniſtiſche Zeit (*Strabo* XII, p. 542).

Auf die Frage nach der ethnographiſchen Stellung des Stammes iſt die gewöhnliche Antwort, ſie ſeien arkadiſche „Pelasger" geweſen.[6]) Man beruft ſich dafür auf die Anknüpfung des Kaukon an Lykaon (als Sohn: *Apollodor.* III, 8, 1) und die Autorität des einen der von Strabo berückſichtigten Gewährsmänner. Doch werden auch ſtammfremde, nur zeitlich ſich ablöſende Völkerſchaften vom Mythus durch ein genealogiſches Band verknüpft; gerade bei der — jedenfalls ſpät und durch bewußte Erdichtung vollzogenen[7]) — Benennung der funfzig Söhne des Lykaon liegt die Abſicht, möglichſt viele Stämme in den Bereich der achäiſchen Sage zu ziehen, klar am Tage, und ſo deutet denn auch ein ſtarker Bruchtheil jener Namen auf nicht peloponneſiſche, ja unhelleniſche Volkselemente.[8]) Ueberdies iſt mit jener Bezeichnung nicht viel gewonnen, denn der von den Alten in vager Allgemeinheit für die älteſte Bevölkerung des Landes angewandte Pelasgername iſt für den Ethnographen an und für ſich werthlos, da er ganz verſchiedenartige Stämme umfaſſen kann.[9]) Vielleicht können wir aber von der entgegengeſetzten Seite aus dem Ziele näher kommen. Mit Recht hat man für die Forſchung über prähiſtoriſche Völkerverhältniſſe den methodologiſchen Grundſatz aufgeſtellt: man ſolle, wenn irgendmöglich, die in hiſtoriſcher Zeit erhaltenen Reſte der Stämme als Ausgangspunkt nehmen.[10]) Nun berichtet uns Strabo (XII p. 542), *τοὺς δὲ Καύκωνας οὓς ἱστοροῦσι τὴν ἐφεξῆς οἰκῆσαι παραλίαν τοῖς Μαριανδυνοῖς . . . . οἱ μὲν Σκύθας*

---

1) Zur Orientirung: Clinton, Fast. Hell. p. 34 fg.; Burſian, Geogr. II, 272; Preller in Pauli's Realencyklopädie; Abel, Maked. S. 70 fg.; Deimling, Leleger S. 41. 132 fg.; Giſele, Thrak.-pelasg. Stämme S. 126 fg.; H. D. Müller, Mythol. I, 147—187. 2) Ueber die ſachlichen Schwierigkeiten dieſer Stelle (Scholl. und Strabo a. a. O.), vgl. O. Müller, Orchom. S. 365; Deimling S. 131; H. D. Müller S. 142. 3) Daher heißt Lepreon *Callim.*, Hymn. in Jov. 39 *Καυκώνων πτολίεθρον*, Kaukon *Ael.* v. h. I, 24 Vater des Lepreos); ebenſo wird *Strabo* p. 345 Kypariſſos und der Makiſtos ausdrücklich als Sitz der Kaukonen bezeichnet.

4) Vgl. O. Kämmel, Heracleotica (Plauen 1869) S. 10. 5) Freilich müßte man dabei annehmen, daß ſich das Gebiet der Kaukoniaten urſprünglich in das Innere des Landes hineinerſtreckt habe, wofür weitere Anhaltspunkte fehlen. 6) Vgl. Curtius, Pelop. I, 75 und Burſian a. a. O. Homer proteſtirt ſtreng genommen dagegen, wenn er die kleinaſiatiſchen Kaukonen neben den Lelegern und Pelasgern (wol = Tyrſenern) anführt. 7) Das Verzeichniß bei Apollodor ſcheint auf Akuſilaos zurückzugehen. 8) So Makareus, Makednos, Linos, Kanethos, Phineus u. a. m. 9) Hiſtoriſch erkennbar iſt nur der Stamm der böotiſchen-attiſchen (tyrſeniſchen) Pelasger, deſſen Wanderungen ſich Schritt für Schritt verfolgen laſſen und dem der Kabirendienſt eigenthümlich war (vgl. den Art. Kabiren). Ueber den gewöhnlichen Misbrauch des Pelasgernamens vgl. die treffenden Bemerkungen H. D. Müller's Philol. XIV S. 132 und Mythol. I S. 39, Anm. 2. 100. 296. 10) A. von Gutſchmid in der Recenſion von Deimling's Lelegern, Fleckeiſen's Jahrb. 89 S. 670.

φασίν (1), οἱ δὲ τῶν Μακεδόνων τινάς (2), οἱ δὲ τῶν Πελασγῶν (3) . . . . καὶ νῦν δ' ἔτι Καυκωνίτας εἶναί τινας περὶ τὸν Παρθένιον. Während das dritte Zeugniß offenbar nichts ist als ein Versuch, die kleinasiatischen Kaukonen mit den peloponnesischen in Verbindung zu setzen, beruhen die beiden ersten allem Anschein nach auf Beobachtung. Sie widersprechen sich bei der allgemeinen Bedeutung, welche man dem Skythennamen oft genug vindiciren muß, nicht geradezu; man wird aus ihnen etwa folgern müssen, daß jene Kaukoniaten als nordische Halbbarbaren erschienen, als Verwandte der thrakischen Stämme (denen trotz Abel und Deimling auch die Makedonen nahe gestanden haben werden); und so erklärt es sich denn auch, wie sie die Ilias als Feinde der Hellenen hinstellen konnte. Schon hiernach würden wir die Kaukonen mit einiger Wahrscheinlichkeit als einen der vielen thrakischen Stämme bezeichnen können, welche vor und neben den später eingewanderten hellenischen Völkerschaften in Griechenland ansässig waren. Dazu stimmt zunächst ihr Name sehr wohl, auch wenn man ihn nicht wie O. Abel (Maked. S. 70 fg.) mit dem der Kikonen zu identificiren wagt[11]); ebenso der des kaukonischen Lykos und der Lykomiden, vgl. den von Kyknos getödteten Λύκον θρᾷκας (*Paus.* I, 27, 6) und den eng verwandten thrakischen Lykurg. Einen weiteren Anhalt werden wir in der Religion des Stammes finden.

Das Bewußtsein kaukonischer Herkunft scheint in historischer Zeit einzig die Familientradition etlicher Adelsgeschlechter festgehalten zu haben. So nennt Herodot I, 147 (vgl. V, 65) die Neleiden, welche die Führer der jonischen Wanderung waren (vgl. *Strabo* XIV, p. 632) Καύκωνας Πυλίους ἀπὸ Κόδρου τοῦ Μελάνθου, und diesem Zeugniß gegenüber wird der mythische Bericht bei Pausanias IV, 36, 1, sie seien „Pelasger" aus Iolkos gewesen, zurückstehen müssen.[12]) Ebenso betrachteten sich die Lykomiden als kaukonisches Geschlecht, was insbesondere aus der engen Verbindung ihres Archegeten Lykos mit Kaukon, dem Eponymos des Stammes, hervorgeht (Preller, Dem. und Perseph. S. 148). Diese Nachrichten geben uns einen Anhalt, die religiösen Anschauungen der Kaukonen kennen zu lernen. Zwar wird man zunächst kein großes Gewicht darauf legen dürfen, daß Kaukon und die Lykomiden in enge Beziehung zu den chthonischen Culten zu Eleusis und Andania gesetzt werden.[13]) Dagegen legt schon die von H. D. Müller S. 158 nachgewiesene Beziehung sämmtlicher Namen des Neleidenstammbaumes — Neleus, Melanthos, Andropompos, Boros, Penthilos, Periklymenos, Chloris[14]) — auf Hades und Persephone die Vermuthung nahe, daß Hades der θεὸς πατρῷος des Geschlechts war. Ebenso heißt aber auch Kaukon (*Paus.* IV, 1, 4) Sohn des Kelainos[15]) (vgl. Melanthos), und nach derselben Richtung deutet der mehrern kaukonischen Städten gemeinsame Name Pylos, worin H. D. Müller S. 154 eine Anspielung auf den Unterweltseingang erkannt hat. Was aber den Ausschlag gibt: selbständiger Hadescult findet sich nur in dem alten Stammgebiete der Kaukonen, bei den Eleern[16]) und am Berge Minthes beim triphylischen Pylos, in der Nähe des Baches Acheron (*Strabo* VIII, p. 344) — eine Thatsache, deren Bedeutung Preller in Fleckeisen's Jahrb. 79, S. 184 vergebens wegzudisputiren versucht hat[17]) und die im Verein mit jenen andern Momenten mit Nothwendigkeit auf H. D. Müller's Annahme führt, daß Hades der Stammgott der elischen Kaukonen war.[18])

11) Man beachte vor allem die Endung -ωνες, die sich bei den Namen der sicher hellenischen Stämme (Achäer, Argiver, Dorier, Aeoler u. s. w.) nicht findet, während sie bei den thrakischen sehr gebräuchlich ist: Ἀλιζῶνες Ὀλιζῶνες (*Suid.*), Ἤδωνες Ἠδῶνες Ἠδωνοί, Σιδῶνες Σιδόνες, Βισπόνες, Ἰολίονες, Μυγδόνες, Παίονες; auch die böotischen Ἄονες (thrakisch wegen ihres Aresdienstes, vgl. den Art. Kadmos Anm. 13 fg.), mit denen die Ἰάονες jedenfalls in nächster Beziehung stehen (Duncker V, 24[1]), gehören hierher. Welcker zu den „Etym. Andeutungen" Schwenck's (dessen wüste Combinationen S. 100 undiscutirbar sind) leitet den Namen von καίω her (S. 305 Anm.), vom „herrschaftlichen Opferamt" (Kret. Kol. S. 29), ohne jedoch die nöthigen sprachlichen und sachlichen Analogien nachzuweisen; auch Benfeler's Anknüpfung an καύηξ (Becher) entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit; besser geht H. D. Müller, „Indogerm. Sprachbau" S. 106 von καυχάομαι aus, vgl. die EN. Καύχανος, Καύναξ, Καύναν u. ähnl. im C. J. Gr. 12) Ueber die Entstehung dieser Sage, in der das nachbarliche Verhältniß der eleischen Kaukonen und Minyer in die Urheimat der letztern zurückdatirt zu werden scheint, vgl. H. D. Müller I, 148. Eine Vermittelung beider Traditionen ermöglicht die Ansicht Giseke's (S. 126 fg.), daß die Kaukonen in der That, wie die Minyer, aus dem hohen Norden gekommen seien; doch bleibt auffällig, daß sich bei Iolkos keine Spur von ihnen vorfindet. Deimling S. 132, 134 hält die Neleiden nach der Tradition des Pausanias für ein zugewandertes Adelsgeschlecht, gibt aber S. 136 zu, daß sie mit den Kaukonen zu „einem Volke verschmolzen".

13) Vgl. Lobeck, Agloph. S. 663. 983. 1252; Chr. Petersen, „Griech. Mythl." Sect. I, S. 82, 253, 268, und Sauppe's Publication der „Mysterieninschrift von Andania". 14) Die gleiche Beziehung ließe auch der Name Κόδρος zu (vgl. den Art.), wenn ihn Welcker mit Recht durch κνδρός erklärt hat; vgl. Hades Κλύμενος. 15) Bei *Apollod.* v. h. I, 24 heißt er freilich Sohn des Poseidon und der Astydameia und wird so in den Kreis der minyeischen Heroen herübergezogen (H. D. Müller S. 145). 16) *Paus.* VI, 22, 2 ὁ δὲ ἱερὸς τοῦ Ἄιδου περίβολός τε καὶ ναός, ἔστι γὰρ δὴ Ἠλείοις καὶ Ἄιδου περίβολός τε καὶ ναός, ἀνοίγνυται μὲν ἅπαξ κατὰ ἔτος ἕκαστον . . . ἀνθρώπων δὲ ἐν ἴσμεν μόνοι τιμῶσιν Ἄιδην Ἠλεῖοι κατὰ αἰτίαν τήνδε: nun folgt die Sage, daß Hades ἔχοντα ἐν τῇ Πύλῳ τιμάς den Eleern im Kampfe gegen Herakles und sein Heer (d. h. die Dorier) Beistand geleistet habe. 17) Unbegreiflich ist, wie Preller den unverkennbaren Sinn der Stelle wegleugnen, ja sogar Müller eines „argen Misverstandes" zeihen konnte (vgl. Welcker, Götterlehre II, 485 fg.). In der Folge schiebt Preller für den Stammgott Hades, neben dem Müller S. 125 und öfter ausdrücklich mehrere wesensgleiche Gottheiten (Kronos, Ares, Trophonios u. s. w.) anerkannt hatte, den allgemeinen Begriff des „chthonischen Gottes" unter und zieht dann πανσοφίᾳ gegen diesen selbstgeschaffenen Unsinn zu Felde. 18) Ebenso halte ich Müller's Hypothese, daß durch die nachweislich an der Ausbildung der eleusinischen Mysterien betheiligten kaukonischen Familien Attikas (bes. die Lykomiden) Hades und Persephone in jenen Dienst eingeführt seien, für hinlänglich gesichert (anders freilich Giseke S. 126 fg., der wieder von dem dunkeln Hintergrunde seiner thrakisch-pelasgischen Stämme aus operirt); der ältere Kern der eleusinischen Göttergruppe, Hermes und Demeter, ist in dem von Theben ausgegangenen Kabirendienste erhalten, vgl. den Art. Kabiren. — Auch die hervorragende Stellung des Hades bei Homer und in der Vulgärmythologie ist von Müller S. 153 wol mit Recht aus dem Einflusse der kaukonischen Königshäuser in Jonien hergeleitet.

Wir können nicht erwarten, in den kleinasiatischen Sitzen der Kaukonen, über die wir nur sehr unzulängliche Nachrichten haben, ähnliche Spuren aufzufinden. Um so merkwürdiger ist es, daß in der Sage jener Landschaft als Dämon des ersterbenden Naturlebens *Βῶρμος*, in der mythischen Königsreihe der Mariandyner neben Daskylos *Λύκος* erscheint[19]); Namen, die wol nicht zufällig an *Βῶρος* den Neleiden und *Λύκος*, den Ahnherrn der Lykomiden, anklingen. Auch hatte man in der Nähe von Heraklea eine *κατάβασις εἰς Ἅιδου* und eine acherusische Quelle, gerade wie z. B. beim triphylischen Pylos; doch kann diese letztere Sage mit dem Heraklesmythos durch die dorischen Besiedler von Heraklea eingeführt und localisirt worden sein.[20]) Immerhin haben wir für die Consequenz, daß auch bei den kleinasiatischen Kaukonen Hadesdienst bestand, einigen äußern Halt gewonnen.

Durch dieses Ergebniß erhält unsere ethnographische Fixirung des Stammes eine neue Bestätigung. Denn daß von den „mythischen" Thrakern die Vorstellungen vom Jenseits in das Centrum ihrer religiösen Anschauungen gestellt und zu besonders festen Formen von vorwiegend düsterm Charakter entwickelt wurden, wird von der Tradition unzweideutig und einstimmig berichtet und ist besonders von O. Müller und Gerhard (Myth. §. 400) anerkannt und geltend gemacht worden. Ein selbständiger Beweis dafür ist neuerdings geliefert durch H. D. Müller's Untersuchungen über das Wesen des sicher thrakischen Stämmen zugehörigen Ares, dessen mythische Eigenschaften und Verhältnisse fast durchweg aus seiner Beziehung zum Jenseits (als Todesgott) hervorgegangen sind.[21]) Dazu kommt, daß selbst bei den historischen Thrakern, die man von den mythischen nicht wird trennen dürfen, den griechischen Beobachtern das Vorherrschen ähnlicher Anschauungen auffiel.[22]) Andere Anhaltspunkte könnten die Mythen des Hades und der Hadesheroen liefern, deren Analyse jedoch zu weit führen würde. Hier mag nur noch hervorgehoben werden, daß das wichtigste Attribut des Hades[23]); seine *κυνέη*, auf griechischen Vasenbildern durchaus jenem Kopfschmucke ähnelt, durch den die barbarischen, besonders thrakisch-phrygischen, Könige charakterisirt zu werden pflegen.[24])

Ueber den Verlauf der ältesten Wanderungen des Stammes besitzen wir keinerlei Nachrichten. Giseke's Vermuthung (S. 126 fg.), daß er im nördlichen Griechenland neben den Minyern gesessen habe, kann nicht einmal wahrscheinlich genannt werden, da die reiche Tradition jener Landschaften nichts von ihm zu berichten weiß.[25])

(O. Crusius.)

KAULBACH (Wilhelm von), berühmter Historienmaler der Neuzeit, geboren am 15. Oct. 1805 zu Arolsen im Fürstenthume Waldeck, gestorben 7. April 1874 als Director der Akademie zu München. Keine wohlthätige Fee lächelte dem Kinde in der Wiege zu, der Vater, ein geschickter Graveur, hatte durch eigenes Verschulden den Frieden der Familie zerstört und das Kind mußte unter so trüben Verhältnissen nothwendig leiden und der ihm angeborene sarkastische Zug reichliche Nahrung erhalten. Zwar erhielt er vom Vater den ersten Unterricht im Zeichnen, aber er war nicht genügend, das offen vortretende Talent zur Meisterschaft zu führen. Dabei wurde der Schulunterricht fast ganz vernachlässigt. Es war darum für den künftigen Künstler ein glücklicher Umstand, daß der Vater des Kindes reiche Begabung erkannte und den rechten Weg einschlug, sie zur vollen Reife zu bringen. Im Herbst 1821 kam Kaulbach nach Düsseldorf, vorerst um sich durch Malen den Lebensunterhalt zu erkämpfen, dann auch um sich in seiner Kunst weiter auszubilden. Hier wirkte Cornelius, dessen ernste und classische Auffassung der Kunst in den siebzehnjährigen Jüngling eine verwandte Saite berührt zu haben scheint. Dieser wurde Schüler des großen Meisters und bald galt er als der hervorragendste unter dessen Schülern, weshalb ihm auch viele und die besten Aufträge durch die Vermittelung des Meisters zufielen. Das Großartige der Conception, die stille Größe des künstlerischen Ausdrucks, die seinen Lehrer zu einem Meister der historischen Composition stempeln, hat sich der Jünger voll angeeignet, Beweis dafür, daß in ihm dieses Talent vorhanden war und nur der Anregung bedurfte, um durchzubrechen.

Keine künstlerische Thätigkeit, auch nicht des größten Meisters, ist frei vor Fehlgriffen oder Abschweifungen vom rechten Wege. Wenn diese nicht permanent, sondern durch rasche Umkehr corrigirt werden, bleiben sie nicht ohne Nutzen für die weitere Vervollkommnung. Wir finden Kaulbach auch in solchen Momenten, in denen sein Genius zu schlafen schien, aber ein kühnes Aufraffen bringt ihn gleich wieder auf die rechte Bahn. Zu seinen ersten Arbeiten gehören einige Engelsfiguren, die er in der Kapelle des

19) Kämmel, Heracleotica S. 15. 30 (dessen Auffassung ich nicht ganz theilen kann). Lykos war hier auch Flußname, wie Kaukon bei Dyme. 20) Kämmel a. a. O. S. 50 und über das acherusische Vorgebirge S. 52 fg. Hauptzeugniß *Apoll. Rhod.* VI, 470 fg. mit *Scholl* 21) Vgl. auch Tümpel in Fleckeisen's Jahrbüchern, Suppl. XI, 707; über Ares als Thraker Crusius ebend. Bd. 123, 296. 22) Vgl. von Gutschmid in Fleckeisen's Jahrbüchern 89, 668 fg. Sie waren Eranier nach Lagarde, Ges. Abhandlungen S. 281, also den Griechen immerhin nahe verwandt. 23) Der Gott selbst wird sonst meist ganz nach griechischem Idealtypus gebildet, obgleich sich auch von seiner Auffassung als Barbar vereinzelte Spuren erhalten zu haben scheinen: Hermann, „Die Hadeskappe" S. 15 fg. Dasselbe gilt von Ares, der z. B. in der Gigantomachie in den „Monuments Grecs" 1875, 4, tab. 1. 2 durch die Form seines Helms wie durch sein langes Gewand deutlich als Thraker charakterisirt ist. 24) Vgl. Hermann, „Die Hadeskappe" (Göttingen 1853), bes. S. 11 fg., 20 fg., der ihn bei den Thrakern Phineus, Polymestor, Tereus, Orpheus, Thamyras (Anm. 62 fg.) nachweist; dazu kommt Ares in dem oben Anm. 23 angeführten Vasenbilde. Hermann findet übrigens S. 20 den Grund zu dieser Bildung der Hadeskappe in der Auffassung des Lebens nach dem Tode als Exil, was doch wol zu künstlich und gesucht ist; augenscheinlich haben wir hier ein Stück alter sacraler Tradition vor uns.

25) „Chthonische" Culte in Böotien beweisen nichts, da selbstverständlich nicht diese Eigenthum des Kaukonenstammes sind, sondern nur die individuelle Figur des Hades. Ebenso wenig wird man die angebliche Einwanderung der Neleiden aus Iolkos geltend machen dürfen; vgl. Anmerkung 12.

Irrenhauses in Düsseldorf zu malen hatte. Bei dieser Gelegenheit lernte er die Anstalt selbst kennen und was er hier sah, mußte sein Innerstes gewaltig berühren. Der Uebergang war zu rasch, von der idealen Sphäre, in der sich die Engelsgestalten der Kapelle bewegen sollten, für welche die ganze Schule thätig war, in die Tiefe des geistigen Elends, in die räthselhaften Schatten des Irrsinns. Der gewonnene Eindruck mußte, psychologisch genommen, bei dem Künstler zum Bilde werden, Form und Gestalt gewinnen. So entstand die Composition des Irrenhauses, die aber erst in München 1829 vollendet wurde (gestochen von Merz). Kaulbach stellt sich in derselben ganz auf den naturalistischen Standpunkt und schildert den Gesichtsausdruck, das Gebaren der Geisteskranken mit einer Anschaulichkeit, wie der beste Irrenarzt seine Kranken nicht treffender schildern könnte. Diese Composition begründete auch sogleich den Ruf des Künstlers. Und doch muß man dieses Kunstwerk als eine Verirrung ansehen, da die Kunst nicht die Aufgabe hat, Irrthum, Laster, physische oder geistige Gebrechen um ihrer selbst willen, ohne Beimischung eines erklärenden oder sühnenden Gedankens darzustellen. Hogarth hatte zwar auch das Innere eines Irrenhauses mit packender Wahrheit dargestellt (das 6. Blatt der Folge: Leben eines Liederlichen), aber hier ist das Bild nicht um des Gegenstandes willen aufgefaßt, sondern wird durch die vorhergehenden fünf Blätter, deren Schluß es als nothwendige Folge bildet, motivirt, der Irrsinn des Liederlichen als gerechte Strafe geschildert. Der Künstler hatte sich übrigens in dieser Zeit mit großer Vorliebe mit dem englischen Charakterzeichner beschäftigt. Eine Frucht dieser Studien war es wol, daß Kaulbach oft zur Wahl einer Folge griff, um einen Gedanken dramatisch zu bearbeiten.

Im J. 1826 wurde der Künstler von Cornelius, der das Jahr zuvor nach München übergesiedelt war, dahin berufen und sogleich für monumentale Arbeiten in Thätigkeit gesetzt. In den Arkaden des Hofgartens, an deren künstlerischer Ausschmückung verschiedene Maler beschäftigt waren, malte Kaulbach die allegorischen Figuren der Bavaria, der Donau, der Isar, des Rheins und des Mains. Sie gehören zu den schönsten Arbeiten des Künstlers; derselbe hat in der Allegorie einfach und treffend Land und Flüsse charakterisirt, das mangelhafte Colorit macht sich dabei freilich um so störender geltend. Bald nach diesen Arbeiten entstand das Deckenbild im Odeonsaale: Apollo mit den neun Musen; noch reichhaltiger sollte sich seine Kunst in dem von Klenze (s. d.) erbauten Palaste des Herzogs Maximilian von Baiern entfalten. Hier wurde ihm eine Aufgabe gestellt, wie er sich dieselbe nicht besser wünschen konnte. Er führte im Tanzsaale 16 Bilder aus, Darstellungen aus der Mythe des Amor und der Psyche.

Der kunstliebende König gab auch den Künstlern vielfache Beschäftigung. So wurde Kaulbach der Auftrag, den Salon der Königin mit einer Reihe Compositionen zu Wieland's Dichtungen zu zieren, die dann Ernst Förster auf der Wand ausführte. Ebenso entstanden für den Schlafsaal der Königin 36 Compositionen zu den Dichtungen Goethe's und im Thronsaale zu Klopstock's Gedichten. Der Künstler verstand es eben so gut in das antike wie das romantische Element des ihm vorgezeichneten Stoffes einzugehen. Ließ er seine Phantasie in allen erwähnten Arbeiten durch den Auftrag leiten, so sehnte er sich naturgemäß auch nach der Ausführung eines Kunstwerkes, dessen erste Idee wie Gestaltung seinem Geiste entstieg, sein ganzes Eigenthum war. Ohne Aussicht auf eine Verwerthung seiner Arbeit, ja auch ohne Aussicht, ob sein Entwurf je die vollendete Form eines als Bild ausgeführten Kunstwerkes finden werde, machte sich Kaulbach an die Arbeit und stellte im Frühjahre 1834 die in Bleistift in großem Maßstabe sorgfältig ausgeführte Zeichnung im münchener Kunstvereine aus. Einstimmig machte sich von derselben die Ansicht geltend, daß man es hier mit einem unsterblichen Meisterwerke zu thun habe. Die Composition führt den Titel: Die Hunnenschlacht; sie basirt auf der Sage, daß nach einer dreitägigen Schlacht zwischen den Römern und den Hunnen, den Scharen Attila's vor den Mauern Roms die Geister der Erschlagenen in der Nacht erwachen und in der Luft hoch oben den Kampf fortsetzen. Mit richtigem Instinct fand Kaulbach hier die für alle Zeiten der Menschengeschichte gültige Wahrheit heraus, daß der Kampf zwischen Civilisation und Barbarei keinen Abschluß finde. Wenn man nun auch geneigt wäre, hier nichts weiter als eine Allegorie zu sehen, so muß man doch wieder zugeben, daß der Inhalt der Composition von einer historischen Thatsache — der Hunnenschlacht — ausgehend, die Geschichte der Menschheit in allen Jahrhunderten schildert. Wenn irgendein Stoff, so ist dieser sicher ein eminent historischer. Hoch oben in der Luft wüthet der Kampf, unten auf der Erde erwachen allmählich die Erschlagenen aus ihrem Todesschlafe, um sich aufwärts zu erheben und Theil am Kampfe zu nehmen. Die Composition war, wie gesagt, ohne Bestellung ausgeführt worden: es war vorderhand auch keine Aussicht, daß sie als Wand- oder Galeriebild zur Vollendung gelange, da der Künstler beim König in Ungnade gefallen war. Der Ruf indeß, den sich der Carton in der Kunstwelt erobert hatte, führte den Kunstfreund Grafen Raczynski aus Berlin nach München und dieser bestellte ein Bild nach demselben und zwar Grau in Grau. Es wird dem reichen Mäcen nicht verborgen gewesen sein, daß das Colorit Kaulbach's schwache Seite war. Bei dieser Malweise konnte sich Kaulbach's Kunst frei ergehen, auch paßte sie ganz wohl für den Gegenstand, für die Darstellung eines Kampfes schemenhafter Wesen in fahler Nachtdämmerung.

Wie gewöhnliche Sterbliche war auch Kaulbach bei anstrengender, tiefernster Arbeit einer Erholung bedürftig. Aber seine Erholung war Schaffen zugleich. Ein Wechsel des Stoffes war ihm schon Erholung. Mußte der Schalk während der Bewältigung idealer Aufgaben schlafen, so war ihm dagegen in den Stunden der Ruhe die volle Herrschaft eingeräumt. So entstand der Reineke Fuchs, eine Illustrationsfolge zu Goethe's gleichnamigem Gedichte. Hier fand seine unerschöpfliche Laune, sein Witz, seine beißende Satire ein weites, offenes Feld als

Sammelplatz und wenn schon das Wort des Dichters die Welt gewann, so riß die bildliche Interpretation des Künstlers noch mehr dieselbe hin, um so mehr, als die Publication in eine politisch stark gärende Zeit so recht wie gerufen fiel. Daß Kaulbach so manchen köstlichen Einfall des Dichters durch seinen genialen Witz im Bilde noch potenzirte, greifbarer machte, ist im Charakter des Künstlers leicht begreiflich; es ist aber ebenso nicht zu verwundern, daß er mit seiner ätzenden Satire sich in vielen Kreisen auch Feinde machte. Die ausgeführten Stiche sind von Verschiedenen; wir finden sie aber weder dem Gegenstande noch dem Kunstcharakter Kaulbach's entsprechend; sie sind zu hart und der Grabstichel drängt sich zu viel vor.

Nach derartiger Ruhepause nahm Kaulbach wieder zu einer großen heroischen Composition den Anlauf; in den J. 1837 und 1838 war der Carton fertig und fand bei seiner Ausstellung abermals enthusiastischen Beifall. Kaulbach wählte zum Stoff seines Gemäldes die Zerstörung und Eroberung Jerusalems durch Titus. Niemand wird diesem Vorwurf einen eminent historischen Charakter absprechen. Die heilige Stadt liegt in Trümmern, der Tempel steht in Flammen, Titus zieht mit seinem Heere im Triumphe ein, bereits ist auf dem Heiligthume der römische Adler aufgepflanzt. In der Mitte des Bildes steht der letzte Hohepriester von den Leviten umgeben und gibt sich selbst mit dem Dolche den Tod. An die Schrecken der belagerten Stadt mahnt die Mutter aus Bettezob, die vom maßlosen Hunger gequält den eigenen Säugling ermordet, um sich mit dessen Fleische zu nähren. Links im Vordergrunde flieht der Ewige Jude aus der Stadt, aus der ihn Dämonen vertreiben. Rechts zieht eine Christenfamilie ohne Schaden aus der gefallenen Stadt; Engel begleiten dieselbe, um sie mit dem Gefäße der Gnade, dem heil. Graal, zu schirmen. Verwaiste Judenkinder bitten die Christen, sie mitzunehmen. Ueber Wolken erscheinen die vier größten Propheten der Vorzeit als Zeugen der Erfüllung jener Strafandrohungen, womit sie das Volk Israel vergebens zur Buße aufgerufen hatten. — Wir sehen, der Künstler hat einen reichhaltigen Apparat ins Treffen geführt; dieser ist so reich, daß man im ersten Augenblick nicht alles gleich übersehen kann; Kaulbach hat sich darum auch gezwungen gesehen, Erläuterungen zu der Composition drucken zu lassen, was immer, besonders bei einem im allgemeinen bekannten Thema, wie es die Zerstörung Jerusalems ist, mislich ist. Selbst wenn wir den Vorwurf, den man gegen das Herbeiziehen von Propheten und Engeln in eine historische Composition gemacht hatte, nicht theilen, da ja Rafael auch in seinem Gemälde Begegnung des Papstes Leo mit Attila die beiden Weltapostel als Schirmer des ersteren erscheinen ließ, so werden wir doch manches auszusetzen haben. Am meisten macht sich der Mangel einer Einheit der Handlung fühlbar; wir sehen mehrere für sich abgeschlossene Gruppen, die in keinem Wechselverhältniß zueinander stehen und die man sich leicht als für sich bestehende Bilder aus dem Rahmen der Composition herausschälen kann, wie auch der Kupferstecher Merz in der That die dem Publikum am meisten sympathische Gruppe der Christen als besondern Stich ausgeführt hat. Mit Recht wird auch die allzu theatralisch gegebene Gruppe des sich tödtenden Hohenpriesters und seiner Umgebung getadelt, da ihr im Bilde eine centrale Bedeutung gegeben wird, die sie im gegebenen Falle nicht haben kann. Ob das Herbeiziehen der Sage vom Ewigen Juden in eine historische Composition sich rechtfertigen lasse, wollen wir nicht weiter erörtern. Von dem großartigen Erfolge, den der Künstler mit dieser Schöpfung errang, kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß der König den Künstler wieder in Gnaden aufnahm und ihm ein großes Atelier einräumte, ihn auch zum Hofmaler ernannte. Kaulbach malte eine Oelskizze und begab sich sodann 1839 nach Rom, da ihm Kränklichkeit eine Reise nach dem Süden zur Nothwendigkeit machte. In der ewigen Stadt wurden nun fleißig Studien zu dem Bilde gemacht. Um die alte Kunst kümmerte sich Kaulbach wenig, wie er bekanntlich auch in München ein seltener Besucher der Pinakothek war. Zurückgekehrt, nahm er sogleich die Arbeit auf und hatte die Genugthuung, daß zwei Könige (von Preußen und Baiern) den Besitz der noch nicht vollendeten Bilder erstrebten. Um einen sehr hohen Preis gelangte es in den Besitz des letzteren, der es in der neuen Pinakothek aufstellen ließ. Dieser Ausgang war für Kaulbach doppelt günstig, da der König von Preußen beim Künstler für das Treppenhaus des Berliner Neuen Museums sechs große historische Compositionen bestellte.

Diese Bestellung fällt in das J. 1845; die Arbeit selbst zog sich bis 1863, fast zwanzig Jahre hin. Es dürfte bekannt sein, daß das Treppenhaus erst infolge dieser Bestellung gebaut wurde; es mußte für die Wandbilder der Platz geschaffen wurden. Wenn aber Wandgemälde den Zweck haben, einem Raume zur Ausschmückung zu dienen, so wird man einsehen, daß hier Zweck und Mittel vertauscht wurden, denn die Bilder sind hier Zweck und der Raum wurde zum Mittel. Dies zeigt sich auch besonders klar, als das Treppenhaus nie als Eingang zum Museum gedient hat. Daß die wechselnden Standpunkte für die Betrachtung der Bilder, wo man auch stehen mag, einen richtigen Ruheplatz nie bieten können, wird jeder Besucher des Museums leicht herausfinden. Zu diesem Raume wurden sechs Flächen, je drei an den Wänden, die keine Fenster haben, zur Aufnahme der Gemälde abgemessen. Kaulbach stellte sich die Aufgabe, wie sie seines Kunstgenies ganz würdig war, die Geschichte der Menschheit, die Entwickelung der Cultur in sechs Hauptmomenten zur Darstellung zu bringen. Man wird billig zweifeln müssen, daß der reiche Inhalt dieses Gedankens in sechs Bildern abgethan werden kann, selbst wenn man die wichtigsten Momente dieser Entwickelung festhält. Auch verlangt man von Wandgemälden, daß ihr Inhalt mit dem Zwecke des Gebäudes, das sie zieren sollen, in irgendeiner Beziehung stehe, was man bei dieser Bilderfolge vergebens suchen wird, es sei, daß Homer's Ankunft in Griechenland als eine leise Anspielung auf die Sammlungen der Antiken genommen werde. Kaulbach ordnete

sich den Stoff so zurecht: Der Thurmbau zu Babel — Die Blüte Griechenlands — Die Zerstörung Jerusalems — Die Hunnenschlacht — Die Kreuzfahrer vor Jerusalem und Das Zeitalter der Reformation. Wenn es schon mislich erscheint, daß zwei Compositionen früherer Zeit hier wiederholt werden, so ist überdies zu betonen, daß die Hunnenschlacht überhaupt nicht zu den wichtigen Momenten gehört, die hier in Frage kommen. Der Gegenstand des letzten Bildes ist erst durch einen hartnäckigen Kampf mit dem Generaldirector der Museen, von Olfers, durchgesetzt worden.

Kaulbach nahm die Arbeit mit allem Ernst und allem Fleiße auf; er stand jetzt im Zenith seines Kunstschaffens. Im J. 1847 konnte bereits mit der Ausmalung begonnen werden, zu welcher er sich seines Schülers Echter bediente. Ausgeführt wurden die Bilder nicht al fresco, sondern in der von Fuchs und Schlotthauer erfundenen Stereochromie. Die Farbenwirkung derselben ist eine tiefere und wärmere als bei Frescobildern, man glaubt fast Oelbilder vor sich zu haben.

Betrachten wir nun die Bilder selbst mit kritischem Auge. Im Thurmbau zu Babel schildert uns der Künstler die Scheidung der Sprachen und Rassen. Auf den Stufen des Thurmes, dessen Weiterbau durch die Sprachverwirrung gehindert wird, thront in ohnmächtigem Trotze König Nimrod; im Vordergrunde vollzieht sich die Scheidung der Völker nach der Sprache; das Auftreten der Arier als der bevorzugten Rasse, welcher der Drang nach Freiheit, das Gefühl für alles Schöne und Edle leicht abzusehen ist, wird wirkungsvoll dargestellt, während in der Familie des Cham, deren Angesicht sich bereits dunkler zu färben beginnt, die Sklaverei fein durch die Magd angedeutet wird, die den Kleidessaum des Familienhauptes küßt. Die Gruppe der ausziehenden Arier ist zugleich ein herrliches Seitenstück zu der Gruppe der ausziehenden Christen aus Jerusalem auf dem dritten Bilde. Haben wir bereits die Hunnenschlacht ein vollendetes Kunstwerk genannt, der Thurmbau ist es nicht minder, ja hier hat sich der Künstler noch übertroffen, da er ohne Zuhülfenahme allegorischer oder anderer überirdischer Gestalten bei der Sache selbst blieb und alle Gruppen zu einer malerischen Einheit verband. Die Erscheinung des zürnenden Gottes über den Wolken hat bei einem biblischen Bilde eine innere, zwingende Berechtigung. Wir kennen kein zweites Bild des großen Meisters, das in der Composition wie in der Farbe den Anforderungen der höchsten idealen Kunst so voll entspräche wie der Thurmbau zu Babel.

Das zweite Bild führt uns nach Griechenland. Vater Homer hat den griechischen Boden betreten und dem Volke, das seinen Gesängen aufmerksam lauscht, die neuen Götter und in seiner Ilias den Kanon der Gesittung gebracht. Der Gedanke ist ganz glücklich gewählt; Poesie und künstlerische Gestaltungskraft ist ihm nicht abzusprechen. Der Künstler hat ihn auch mit großer Genialität durchgearbeitet. Dennoch verliert das Bild neben dem nachbarlichen und leidet an einer gewissen Unruhe, die vielleicht am meisten durch das Colorit verschuldet wird. Störend wirkt der rechte Vordergrund; besonders der Rücken des mittlern an den drei im Wasser stehenden Mädchen, die dem wunderbaren Worte des Ankömmlings lauschen, ist stark verzeichnet und zu lang ausgefallen. Man stelle die Nymphe außerhalb des Wassers an das Ufer und man wird über die Monstrosität der Erscheinung erschrecken. Auch die in ekstatischer Bewunderung sich in die Luft erhebende Jungfrau rechts wirkt durch die unmotivirte gespenstische Bewegung, in der sie von den Tönen des Barden gleichsam magnetisch angezogen wird, nicht ästhetisch angenehm. Dagegen ist der feierliche Zug der Götter über dem Regenbogen meisterhaft gelungen; voran schweben die Grazien mit Amor, es folgt in siegreichem Schritte Apollo, die herrliche Gruppe der Musen anführend; rechts thront Zeus über dem Wolkenthrone in himmlischer Ruhe, im Geiste des Phidias aufgefaßt; neben ihm Hera und im Grunde seine hauptgeborene Tochter Pallas. Ein poetischer Rhythmus belebt das Reich der Götter; hier war Kaulbach vollkommen vom Geiste der classischen Kunst des Cinquecento beeinflußt worden.

Beim dritten Bilde, der Zerstörung von Jerusalem, brauchen wir uns nicht weiter aufzuhalten, da es eine genaue Replik des bereits obenbesprochenen Bildes ist. Dasselbe gilt von der Hunnenschlacht, die dem vorigen Bilde gegenüber angebracht ist und hier eine sehr gute Wirkung macht, da die Farben gedämpft sind und das Gespenstische des Kampfes in den Lüften zur rechten Geltung kommen lassen. In der Frauengestalt rechts unten, die sich emporrichtet und den Kopf träumerisch nach oben wendet, hat Kaulbach die Frau des Prof. Hermann in somnambulen Zustande als Modell benutzt. Die Gesichtszüge erscheinen denn auch gegen die andern individualisirt und markirt; der Ausdruck der Hellseherin, der so recht in diese Umgebung paßt, ist mit großer Naturtreue wiedergegeben; der Kopf ist der fesselndste von allen auf diesem Bilde.

In den Kreuzfahrern vor Jerusalem, dem fünften Bilde der Folge, begegnen wir einer neuen Composition. Der Gedanke und der demselben entsprungene Drang, die heil. Stadt und mit ihr das Grab des Erlösers aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, hielt ganz Europa längere Zeit hindurch in Athem. Einen einzigen Glanzpunkt in der langen Reihe von Kreuzfahrern und ihren Kämpfen ist es möglich zu verzeichnen, es ist der Tag, wo das siegreiche Heer der bewaffneten Pilger vor der heil. Stadt erscheint und in ihrem Anblicke neuen Muth, neue Kraft gewinnt. Diesen Augenblick hat der Künstler zur Darstellung gewählt. Von einem Hochplateau gewahren die Kreuzfahrer zum ersten mal Jerusalem vor ihren Füßen. Der Moment der Entzückung, des Jubels ist glücklich gewählt und künstlerisch zum Ausdruck gebracht. Diakonen tragen ein kostbares Reliquiarium (wol mit der Kreuzpartikel), ihnen folgt Gottfried von Bouillon zu Pferde, Gott für den Sieg dankend und ihm die Krone zum Opfer darbringend. Ueber Wolken erscheint der Heiland, neben ihm kniend Maria und im Halbkreise von sechs Propheten umgeben. In dieser Gruppe verleugnet

der Künstler nicht im geringsten seine geistige Abstammung von Cornelius; sie erinnert unwillkürlich an eine ähnliche des großen Meisters auf der kolossalen Freske des jüngsten Gerichts in der Allerheiligen-Kirche zu München (vollendet 1840). Unschön erscheint dagegen auf Kaulbach's Gemälde der vom Rücken sichtbare, in der Mitte vorn mit ausgebreiteten Händen kniende Einsiedler Peter von Amiens, der den ersten Impuls zu den Kreuzfahrten gegeben hat und es verdient hätte, daß man an Stelle seiner Glatze dessen Gesicht sehen könnte.

Wir kommen zum sechsten und letzten Gemälde, das uns das Zeitalter der Reformation vergegenwärtigen soll. Wir befinden uns in einer gothischen Kirche. Warum in einer gothischen? wäre für die neue Zeit, der geschichtlichen Entwickelung der Baukunst entsprechend, der Renaissancestil nicht angemessener gewesen? Zu beiden Seiten des Hintergrundes gewahrt man von der Mitte des Raumes durch Säulen geschiedene Räume nach Art von Seitenschiffen, die sich in Form von einer Apsis abschließen. Im Grunde des Mittelschiffes erblickt man den Chor mit der Orgel, besetzt von Meistern des Kirchengesanges; unter dem Chore sitzen im Halbkreise die Vorläufer der Reformation, Savonarola, Wiklef, Huß, Petrus Waldus, Arnold von Brescia u. a. Rechts in dem Seitenschiffe gewahrt man Dürer auf dem Gerüste, an einem Wandgemälde arbeitend, mehr vortretend Peter Vischer, Gutenberg u. a. In der Kapelle links entwirft Kopernicus an der Wand sein Weltsystem, Galilei, Kepler und Newton leisten ihm Gesellschaft. Der Mittelgrund zeigt uns Luther und seine Mitarbeiter am Werke der Reformation, die sie durch das Wort oder das Schwert verbreitet haben. Dieser Mittelgrund, der zur Aufnahme der genannten Persönlichkeiten bestimmt ist, erscheint gegen den Vordergrund um mehrere Stufen erhöht. Hier steht Luther, im kräftigsten Mannesalter aufgefaßt, in der Mitte, die offene Bibel emporhaltend; zu beiden Seiten des Reformators reichen Zwingli und Melanchthon den Abendmahlkelch knienden deutschen Fürsten dar, die sich zu Luther hielten. Links nähert sich die englische Königin Elisabeth mit englischen und niederländischen Protestanten dem Reformator, während rechts vor dem Pfeiler König Gustav Adolf mit gezogenem Schwerte, auch ein Pfeiler des Protestantismus, seinen Ehrenplatz erhielt.

Die lebendigste und ungezwungenste Gruppirung weist der Vordergrund nach. Links steht Columbus, die Rechte an den Globus stützend, den Martin Behaim, der berühmte Seefahrer aus Nürnberg, verfertigt hat und der hier zur Rechten des Columbus steht. Sebastian Frank, der Geschichtschreiber, der Arzt Paracelsus, der Kosmograph Münster und Baco von Verulam hören aufmerksam den Erklärungen des Columbus zu. Die gelungenste Gruppe ist aber rechts. Hier stehen in der Mitte Reuchlin und Erasmus von Rotterdam docirend; vor ihnen sitzen Shakespeare, Cervantes, Thomas Morus, Hutten u. a., die aufmerksam die Erörterungen der großen Gelehrten aufzunehmen scheinen; rechts zieht Petrarca aus einem antiken Sarkophag ein Manuscript des Homer ans Tageslicht. Um beide Gruppen des Vordergrundes unbekümmert, sitzt Hans Sachs, der nürnberger Schuster und Volksdichter, in der ungezwungensten Weise auf dem Erdboden und schreibt Verse in ein Buch ein, die er bedächtig mit der linken Hand scandirt. Das wäre der Inhalt der figurenreichen Composition. Wie wir rühmend den Aufbau der Gruppen hervorgehoben haben, so sei noch hinzugefügt, daß sich der Meister angelegen sein ließ, auch die Porträtähnlichkeit der Dargestellten zu wahren, wenn er auch dieselbe zu idealisiren bestrebt war. Eine Ausnahme macht Columbus, der als eine Idealfigur aufgefaßt ist. Es mag ihm ein echtes Porträt des Amerika-Entdeckers nicht vorgelegen haben.

Keins der sechs Bilder hat so zahlreiche Vorwürfe und so strenge Kritik gefunden wie gerade dieses. Wenn man alle Personen des Gemäldes einzeln, jede für sich betrachtet, so muß man jeder unbedingtes Lob spenden. Die herbe Kritik bezieht sich auch nicht auf die Einzelperson, sondern auf die Composition des Ganzen, und hierin ist der Künstler leider nicht immer im Recht.

Die Composition führt den Titel: Zeitalter der Reformation; es kann mit demselben Rechte Zeitalter der Renaissance genannt werden, da die vordern Gruppen — und auch die in den Nischen — Repräsentanten der geistigen Gärung vorführen, wie sie vor und während des Eintritts der Reformation in die Geschichte die Geister aller Länder aufregten. Will man diese vordern Gruppen als das Fundament nehmen, auf dem sich die Reformation aufbaute, dann ist die Hauptsache, diese letztere nämlich, zu weit in den Hintergrund zurückgedrängt. Die Hauptperson der Composition erscheint durch ihren Standpunkt im Grunde nicht als solche und wenn man die beiden Gruppen vorn genauer ansieht, so stehen sie in keiner Beziehung zum Reformator und bilden abgeschlossene Kreise für sich, die alles das, was sich hinten vollzieht, nicht im geringsten angeht und berührt. Um dieser Gleichgültigkeit willen, die der Vordergrund zur Schau trägt, erscheint die Handlung Luther's, der ihnen die Bibel zeigt, unmotivirt und der Witz hat eine gewisse Berechtigung, der in dem Reformator einen Auctionator erblickte, der irgendeine kostbare Incunabel der Bibel ausruft. Fassen wir das Bild schließlich als einen integrirenden Theil der Malereien des Treppenhauses auf, die den Zweck hatten, in historischen Gemälden die Entwickelung der Cultur zum künstlerischen Ausdruck zu bringen, so müssen wir einräumen, daß dieses sechste Bild, weil keine historische Composition, in diesen Rahmen nicht paßt. Man kann freilich, wenn man den Gesammtinhalt der Composition in sich aufgenommen hat, durch Reflexion sich die historische Entwickelung der Reformation klarlegen, aber dazu genügt die Lektüre eines Geschichtswerkes, für welches das Bild eine treffliche Illustration abgäbe.

Mit diesen sechs Bildern war Kaulbach's Thätigkeit im Treppenhause nicht erledigt. Zwischen den Bildern sind breite, pilasterartige Flächen, in deren oberer Hälfte die allegorischen Figuren Aegypten, Griechenland, Italien und Deutschland enthalten sind; darunter sind vier Gesetzgeber, Moses, Solon, Karl der Große und Friedrich der Große, angebracht. Daß sich diese historischen Ge-

stalten mit den allegorischen über ihnen nicht durchweg decken, wird man leicht einsehen. Ueber den Bildern läuft als Abschluß gegen die Wandflächen ein langer Fries mit Kindergestalten, welche die Weltgeschichte im Spiegel der Parodie zur Darstellung bringen. Hier hat Kaulbach eine Fülle geistreicher und launiger Einfälle verwerthet. Noch blieben vier Wandflächen über den Thüren und ebenso viele an den Fensterwänden zur Aufnahme bildnerischen Schmuckes offen. Auf den erstern brachte der Künstler die allegorischen Figuren der Sage, der Geschichte, der Dichtkunst und der Wissenschaft an. Die erste Figur, die Sage, ist vortrefflich concipirt und gehört zu dem Besten, was Kaulbach erdacht hat. An den Fensterwänden sieht man schließlich die kolossalen schwebenden Gestalten (in pompejanischer Auffassung) der Baukunst, Bildnerei, Malerei und Kupferstecherkunst. Kaulbach wählte diese Figuren ohne Zweifel, um denn doch auf irgendeine Art der Forderung des Museums und seines Inhaltes gerecht zu werden.

Von allen Bildern des Treppenhauses existiren treffliche Stiche in Linienmanier sowie zahlreiche Photographien, denen wieder meistentheils die Stiche zu Grunde liegen.

Bei einem so großartigen Werke, wie die Gemälde des Treppenhauses im berliner Museum, sollte man glauben, daß des Künstler's Arbeitskraft lahm gelegt wurde. Menschlich betrachtet wäre es ganz natürlich. Aber schon während der Arbeiten für das berliner Museum nahm der Meister einen ungeschwächten Anlauf zu neuen großartigen Schöpfungen. König Max II. ließ für das von ihm erbaute Maximilianeum Gemälde ausführen, die hervorragende Momente der Weltgeschichte zum Gegenstand haben sollten. Auch Kaulbach's Kunst wurde in Thätigkeit gesetzt, die Schlacht von Salamis ihm als Vorwurf gegeben. Dieses entsprach vollkommen dem Kunstcharakter des Meisters. Freilich erzählt er uns nicht einfach den historischen Vorgang, sondern webt Sage und Mythologie mit der Geschichte zusammen, um letztere auf diese Art zu erklären. Gleichsam als angeschlossene Moral erscheint Poseidon und hält höhnend dem fliehenden Perserkönige die Kette entgegen, mit welcher dieser im Uebermuthe die Meereswellen, das Reich Poseidon's, züchtigen wollte.

Im Laufe der vierziger Jahre entstand noch eine andere monumentale Arbeit in München. Kaulbach erhielt vom Könige den Auftrag, die Außenwände der neuen Pinakothek mit Bildern zu verzieren, welche die Entwickelung der modernen Kunst seit Anfang dieses Jahrhunderts darstellen sollten. Insbesondere sollte die Thätigkeit der münchener Kunstschule während der Regierung des Königs ihren beredten Ausdruck finden. Kaulbach, der ja selbst persönlich sich im Kreise der darzustellenden Zeit bewegte, konnte der Versuchung nicht widerstehen, seinen Witz, seinen ätzenden Sarkasmus über Lebende und Todte strömen zu lassen, was ihm natürlich großes Misfallen und Feindseligkeit von allen Seiten zuzog, um so mehr, als selbst Cornelius nicht verschont wurde. Das Wandgemälden im Freien ungünstige Klima des Nordens zieht aber unbarmherzig (oder vielmehr barmherzig) den Schleier der Verblassung über das Object hartnäckigen Kampfes.

Neben diesen umfangreichen Arbeiten entstanden in der ganzen Zeit noch viele kleinere, manche, deren Kenntniß sich ganz dem großen Publikum entzog, wie Bildnisse, die er in Oel oder in Kreide ausführte. Außerdem schüttete er nur so aus dem unerschöpflichen Füllhorn seiner Kunst eine Fülle von Zeichnungen und Illustrationen, wie für die Werke Shakespeare's, welche gestochen und für jene Goethe's und Schiller's, welche photographirt wurden und in zahllosen Exemplaren den Kunstmarkt bereicherten. In letzter Zeit seines Lebens (1866) wandte sich sein Zeichenstift auch den Opern Wagner's zu, aus denen er mehrere Motive componirte. Die Illustrationen zu Shakespeare sind nicht als durchweg gelungen zu nehmen; es ist Kaulbach, der sich hier vordrängt und den britischen Dichter zu sich zieht, statt daß der Illustrator sich pietätvoll an den Dichter angelehnt hätte.

Aus Goethe's Werken wählte er die Frauengestalten zur Darstellung, unter welchem Titel die Sammlung publicirt wurde. Jedenfalls sind die Frauen auf dem Blatte: Goethe auf dem Eise, nur nebensächliche Staffage. Dagegen ist „Lotte" vortrefflich aufgefaßt, auch längst jedermanns Liebling geworden. Schiller's Muse scheint dem Künstler verwandter zu sein, da sich beide, der Dichter wie der Zeichner, zum Schwunghaften oder Pathetischen hinneigen. Deshalb gelingt ihm Tell in der bekannten Scene, da dieser den Kahn durch die sturmbewegte See führen will und in welcher Kaulbach für die menschliche Leidenschaft in dem tobenden Element eine treffliche Folie gewinnt. Nicht minder ist Don Carlos und Maria Stuart gelungen. Wenn die Illustration der deutschen Dichter mehr Anklang fand als die des Shakespeare, so mag dazu das hier gewählte Reproductionsmittel wesentlich beigetragen haben, da die Photographie naturgetreuer Kaulbach's Kohlenzeichnung wiedergab als der ängstlich ausgeführte Stich der Shakespeare-Galerie, der sich hart und kalt ansieht. Man sollte es auch nicht unternehmen, eine breite, kühne Kohlenzeichnung durch enge und dünne Strichlagen wiedergeben zu wollen.

Wir müssen noch eines größeren Gemäldes Erwähnung thun, das der Künstler 1859 für die Kunsthalle in Nürnberg ausführte. „Kaiser Otto III. besucht die Leiche Karl's des Großen in der Gruft zu Aachen", ist der Gegenstand desselben. Kaulbach hat das große Wandgemälde mit staunenswerther Virtuosität ausgeführt; es wirkt um so ruhiger und tiefer, als sich der Meister hier streng an das Historische hielt und der Allegorie keine Zugeständnisse machte.

Man kann nicht gleiches Lob einer andern Composition spenden, wenngleich auch hier ein transscendentaler Apparat vermieden wurde. Es ist der 1869 componirte Ketzerrichter Don Pedro d'Arbues. Es ist bekannt, daß der Künstler, so scheu er sich vor seinen Collegen zurückzog, doch an den politischen und religiösen Kämpfen der Zeit den lebendigsten Antheil nahm. Als Arbues heilig gesprochen wurde (1868), da wurde bei dieser Nachricht das Innere des Künstlers gewaltig ergriffen, so gewaltig, daß selbst sein Witz verstummte und nur der Groll, der

Zorn sich seiner bemächtigte. In dieser Gemüthsaufregung ergriff er die Kohle und warf auf die Wand seines Ateliers das erschreckliche Bildniß des Ketzerrichters hin, wie sich seine im Zorn erhitzte Phantasie eben ein menschliches Scheusal dachte. Später entstand die volle Composition, indem er dem Arbues noch zwei Gehülfen in Dominikanertracht zugesellte und sie das blutige Gericht über die unglücklichen Opfer der Inquisition halten ließ. Den Helden der Composition selbst hat er mit einer solchen diabolischen Häßlichkeit ausgestattet, daß man sich mit Abscheu wegwendet, um so mehr, als in der Composition kein mildernder Ruhepunkt zu entdecken, kein versöhnender Accord angeschlagen wird. Das ist Tendenzkunst der schlimmsten Sorte; eine solche Predigt belehrt und versöhnt nicht. Wenn fliegende Blätter der Reformationszeit, wo die Geister aneinander platzten, solche Fratzen aufweisen, die man sich von beiden Lagern zuwarf, so liegt dies im Zeitgeiste, von dem doch der unserer Tage gottlob weit entfernt ist. Als Caricatur in einem Witzblatte hätte die Composition ihre Berechtigung, so aber entweihte sie die heilige Kunst.

Ein Jahr früher hatte er die „Charitas" gemalt. Es ist ein junges üppiges Weib, das einem halberwachsenen Jungen die Brust reicht. Von Liebe durchglüht ist die ganze Erscheinung, Liebe fordert ihr sinnlich-frivoler Blick, aber es ist nicht die „Charitas" die himmlische reine Liebe, wie sie Rafael an der Predella zur Grablegung Christi so ideal aufgefaßt hat. Wie viel mag der Urbinate für dieses Juwel der Kunst erhalten haben?

Kaulbach erhielt für seine „irdische Liebe" zwanzigtausend Gulden. Das Bild ging nach Boston. Ueberhaupt scheint der Meister der Darstellung der „irdischen Liebe" gern nahe getreten zu sein; wie er auf seinem Gemälde der Schlacht von Salamis mit scheinbarer Vorliebe der Gruppe des im Meere versinkendenHarems des Königs Xerxes eine besondere Sorgfalt zuwendet, so hat er auch einige Compositionen hinterlassen, die freilich nicht für das große Publikum bestimmt waren, aber dennoch, vielleicht eben deshalb, weite Verbreitung fanden. „Wer kauft Liebesgötter?" heißt eine derselben, und wer sie kennt, wird bei aller Genialität, mit der sie gezeichnet ist, gewiß bedauern, daß das reizende, naive, anmuthige Bild, das man in Pompeji fand und das denselben Namen hat, durch dieses Monument der Libertinage so arg beleidigt werde. Die Zeichnung trieb sich lange in Wien und Berlin herum, ohne einen Käufer zu finden. Der Preis und auch die Größe derselben mag den Ankauf erschwert haben.

An diese Arbeiten reihen wir gleich einige Zeichnungen an, die durch die Photographie vervielfältigt wurden und in das Kapitel der Todtentänze gehören. Es war vorauszusehen, daß Kaulbach bei seinem Charakter sich weder an die Idee noch an die Form der alten Todtentänze, wie sie durch Holbein, Manuel Deutsch u. a. in die Kunst eingeführt wurden, anschließen werde. Es sind vier Blätter erschienen. Auf einem erscheinen die Fürsten, um dem Sohne Napoleon's I. die Krone von Italien anzutragen und ihm zu huldigen. Der Tod, im Gewande des Nuntius, führt das Wort und setzt dem danach verlangenden Kinde die Krone, die aus Menschenknochen gebunden ist, auf. Auf dem zweiten packt der beflügelte Tod die Köpfe eines Dominikaners und eines protestantischen Geistlichen und stößt sie aneinander; auf dem dritten zeigt Papst Pius IX. die Himmelschlüssel, während der Tod mit der Sense, mit der Freiheitsmütze und dem Rosenkranze (!) ihm das Stundenglas weist und ein zweiter Tod im Gewande eines Pastors an das Thor pocht. Renan's Leben Jesu und Kant's Kritik liegen zu seinen Füßen auf der Erde. Das vierte endlich zeigt uns Humboldt, dem der Tod, als Indianer costumirt, artig den Kosmos von der Schulter abnimmt und ihm das offene Grab zeigt. Vielleicht wird die Nachwelt viele geistreiche Erklärungen auf diese enigmatischen Darstellungen verschwenden; hier ist nicht der Ort, den Witz zu zergliedern, nur sei bemerkt, daß in den drei erstgenannten sich die Caricatur sehr breit macht und kein ästhetisches Behagen aufkommen läßt. Es ist immerhin traurig, wenn man die Gegenwart eilig in die hohe Kunst übertragen will, die man denn doch der Nachwelt und ihrem Urtheile überlassen sollte. Die Zeichnungen sind 1868 entstanden.

Diese kleineren Arbeiten fallen in die letzte Lebensperiode des Künstlers. Vor denselben aber hatte er noch ein Kunstwerk geschaffen, das zu seinen besten zu rechnen ist. Es ist sein „Nero", vollendet 1866, nachdem bereits zehn Jahre früher ihn der Gedanke anfing zu beschäftigen. Aus dem Kaiserpalaste ist der Imperator auf die Terrasse herausgetreten, von der eine Treppe herabführt; er erscheint als Apollo, um sich als improvisirender Dichter zu zeigen. Der zahlreiche Hofstaat bildet dessen Gefolge, halbnackte Römerinnen drängen sich durch die Palastgarde, um dem Kaiser, der sich zum Gott erhoben hat, Blumen zu streuen; Tigellinus, der Hofschmeichler Nero's, klatscht ihm Beifall zu. Den Hochmuth und die Schlemmerei des römischen Despoten hat der Künstler meisterhaft ausgedrückt; von üppigen Weibern umgeben hebt er den Weinpokal mit einer Hand empor, während die andere in die Saiten der Lyra greift, die ihm ein nackter Knabe vorhält. Sicher wollte der Künstler auf diese Weise die bekannte Trias Wein, Weib und Gesang betonen. In den schönen Knaben, die die Rolle von Mundschenken üben, ist leise eine andere Schattenseite des aus Griechenland ererbten römischen Sybaritismus angedeutet. Während uns die auf der Terrasse oben versammelte vornehme Gesellschaft die verrottete Wirthschaft der Neronischen Regierung zeigt, spielt sich auf der Ebene unten eine ganz andere Geschichte ab. Hier wird das Martyrium der beiden Weltapostel Petrus und Paulus dargestellt; links sieht man die Kreuzigung mehrerer Christen, denen in der Mitte auch Petrus zugesellt wird, rechts wird Paulus, der sich mit Abscheu von der sodomitischen Gesellschaft auf der Terrasse abgewendet hatte, gefangen weggeführt. Zu beiden Aposteln drängen sich Gläubige muthig hinzu, um Abschied zu nehmen oder sich offen als Christen zu bekennen, um mit den Märtyrern desselben Heldentodes zu sterben. Gerade die Schilderung dieser Scenen ist dem Meister in hohem Grade gelungen;

der Vordergrund böte ein ergreifendes Gemälde für sich, auch wenn dessen tiefe Bedeutung durch den Gegensatz, den der trunkene Cäsar mit seiner bacchantischen Umgebung hervorruft, nicht noch greller beleuchtet wäre. Wie hängen nun beide Gruppen, die im Uebermuth jauchzende auf der Terrasse und die der Leidenden und Sterbenden unten, zusammen? Die rauchenden Lehmhütten Roms im Hintergrunde geben die Antwort. Nero will Paläste um sich haben, er selbst läßt das Feuer anlegen, die Schuld aber auf die Christen wälzen. So erreicht er zwei Zwecke zugleich. Der nie zu versöhnende Gegensatz von Heidenthum und Christenthum mußte die grausame Verfolgung des letzteren im Gefolge haben, denn ersteres war im Besitz der Macht. Dieser Gegensatz prägt sich im Bilde deutlich aus; der Machtbesitzer oben auf der Terrasse im Vollgenusse seiner Herrlichkeit, das Christenthum in seinen Hauptstützen erniedrigt, gefesselt, gemordet. Und doch ist die ganze Composition so durchsichtig, daß man in der Erscheinung des Paulus das bald siegreiche Princip erkennen kann, vor dem die Heidenwirthschaft oben in den Abgrund herabstürzen muß. So hat diese letzte größere Composition des Künstlers einen durch und durch historischen Charakter. Kaulbach hatte auch einzelne Episoden in das große Ganze einzuflechten verstanden, die ergreifend sind; so wenn die Gattin sich dem links am Feigenbaume gekreuzigten Gatten nähert und dem Sterbenden das Kind zum Abschiedskusse darhält, oder das an der Treppe des Palastes mit ihren zwei Kindern getödtete Christenweib, das fest noch das Kreuz an ihre Brust drückt.

Wenn wir die lange Reihe Arbeiten überblicken, die Kaulbach in seinem Leben vollendet hatte und dabei auf die vielen kolossalen Compositionen Rücksicht nehmen, die sich darunter finden, so müssen wir staunen über den Fleiß, die Arbeitsseligkeit und ungeschwächte Productivität seiner Phantasie. Darunter sind viele Werke, die unsterblich bleiben und auch seinem Namen die Unsterblichkeit sichern. Daß sich einem so reichen Lebenswerke auch Menschliches mit seinen Schwächen und Irrungen beimischt, wird uns nicht hindern, dem anerkannt Vollkommenen Anerkennung und Würdigung zu zollen. Seine Mitwelt hat ihm diese in reichem Maße entgegengebracht. Der König hatte ihm das Groß-Komthurkreuz des heil. Michael verliehen und ihn in den Adelstand erhoben, in Paris erhielt er die goldene Ehrenmedaille und das Offizierskreuz der Ehrenlegion, von Oesterreich das Commandeurkreuz des Franz-Joseph-Ordens. Seit 1837 war er bairischer Hofmaler, Mitglied aller hervorragenden Kunstanstalten und seit 1849 Director der münchener Akademie, als welcher er am 7. April 1874 an der Cholera starb.

(*J. E. Wessely.*)

KAULBARSCH ist der verbreitetste Name einer Fischart aus der Familie der Barsche (Percoidei), welche in Deutschland noch die localen Namen Schroll, Pfaffenlaus, Rotzwolf, Rotzkahr, Autz (Basel), Kugelbarsch nnd Goldfisch (Schlesien) trägt. In Schweden heißt er Gors, in Frankreich perche goujonnière oder Gremille, in England ruffe oder pope. Der Fisch gehört zur Gattung Acerina (*Cuvier*), welche von dem Flußbarsch (Perca) und Sander (Lucioperca), ihren Familiengenossen, durch den Mangel von Zähnen an Gaumenbeinen und Zunge, durch den bedornten Vordeckel, vom Sander noch durch die Vereinigung der bei diesem vorhandenen zwei getrennten Rückenflossen zu einer nur eingekerbten abweicht und besonders noch durch die Einsenkung der sogenannten Schleimkanäle am Kopfe in tiefe Gruben ausgezeichnet ist. Die mit dem Namen Kaulbarsch bezeichnete Art, A. cernua, weicht von der größeren, auf das Donaugebiet beschränkten Art, dem Schrätzer, durch die breite, rundliche, abgestumpfte Schnauze und überhaupt gedrungenere Gestalt und durch die geringere Zahl der Stachelstrahlen in der Rückenflosse (12—14, gegen 18—19 beim Schrätzer ab. Ihre Farbe ist am Rücken und an den Seiten olivengrün (nach unten heller), mit unregelmäßig zerstreuten dunkeln Punkten und Flecken, Rücken- und Schwanzflosse mit schwärzlichen Punkten. Sie ist durch ganz Mitteleuropa, England, Skandinavien, Rußland bis Sibirien verbreitet, ist in Norddeutschland häufiger als in Süddeutschland und fehlt in den Alpengewässern. Ihre Größe beträgt 20—25 Centim. Sie findet sich in schnell und langsam fließenden Wässern und nährt sich von Fischbrut, Insekten, Würmern, auch von Gras und Erde. Ihr Fleisch wird in manchen Gegenden sehr geschätzt. (*J. Victor Carus.*)

Kaulkopf, s. Cottus.

Kaulquappe, s. Batrachia.

KA-ULUNG, Stadt und Halbinsel an der Südküste Chinas in der Provinz Kuangtung, der seit 1841 den Engländern gehörenden Insel Hongkong gegenüber; die Engländer ließen sich hier, jenseit der Lei-i-mun-Passage, im J. 1861 diese Küstenstrecke von zwei deutschen □Meilen abtreten, weil dieselbe den Monsunen zugänglich und daher gesund ist. Man hat deshalb in Ka-ulung Sanitarien errichtet und dient dem im Aufblühen begriffenen Orte, namentlich den Bewohnern von Victoria, der Hauptstadt Hongkongs, als besuchter Sommeraufenthalt. (*Richard Oberländer.*)

KAUMUSKELN sind ein System von Muskeln, die den Unterkiefer gegen den Oberkiefer bewegen und so die Zerkleinerung der Speisen bewirken. Das System besteht beiderseits aus dem Musc. temporalis, masseter, pterygoideus internus und externus. Der M. temporalis, der größte von ihnen, entspringt vom Planum temporale (Schuppe des Schläfenbeins, großer Flügel des Keilbeins und anstoßender Theil des Stirn- und Scheitelbeins); seine Fasern convergiren nach dem Processus coronoideus des Unterkiefers hin, woselbst sie sich inseriren. Der M. masseter entspringt vom Jochbogen mit einer stärkeren, vordern und einer schwächeren hintern, tiefer gelegenen Portion. Die Fasern ziehen senkrecht und etwas schräg nach unten und inseriren sich an der äußern Fläche des Unterkieferastes. Der M. pterygoideus internus kommt aus der Fossa pterygoidea des Keilbeins, und geht nach abwärts zur innern Fläche des Unterkieferastes, woselbst seine Insertionsfläche genau der der vordern Portion des Messeter

entspricht. Der M. pterygoideus externus liegt in der Tiefe der Schläfengrube, entspringt vorzugsweise von der äußern Fläche der Lamina ext. des Processus pteryg., zieht mit seinen Fasern horizontal nach hinten und inserirt sich an der vordern und innern Seite des Unterkieferhalses.

Bei den Kaubewegungen concurriren die genannten Muskeln in der Weise, daß der Unterkiefer durch die gleichzeitige Contraction mehrerer von ihnen gehoben, vor-, rück- oder seitwärts bewegt wird. Das Heben des Kiefers — die eigentliche Beißbewegung — geschieht durch Tempor., Masset. und Pteryg. int.; die Vorwärtsbewegung durch den Pteryg. ext. und die vordere Portion des Masset.; die Rückwärtsbewegung durch die hintere Portion des Masset. und die fast horizontal verlaufenden hintern Fasern des Temporalis. Die seitlichen Verschiebungen endlich kommen zu Stande durch einseitige Wirkung des Pteryg. int. und ext.

Den genannten Muskeln reiht sich der M. biventer mandibulae an. Er entspringt mit seinem hintern Bauche von der Incisura mastoidea des Schläfenbeins; seine mittlere Sehne durchbohrt den M. stylohyoideus; sein vorderer Bauch setzt sich an den untern Rand des Unterkiefers an. Die Wirkung des M. biventer besteht in dem Herabziehen des Unterkiefers.

Die Innervation der Kiefermuskeln geschieht vom dritten Aste des Nerv. trigeminus aus und zwar durch die Fasern der sogenannten motorischen Wurzel des Trigeminus. Die Reizung dieser Wurzel bewirkt Beißbewegungen, ihre Durchschneidung vollständige Lähmung der Kiefermuskeln.

Kaumuskelkrampf ist meist Theilerscheinung eines allgemeinen Tetanus und tritt entweder als klonische oder als tonische Form auf. Beim tonischen Kaumuskelkrampf, Trismus, Kieferklemme sind die Kiefer gegeneinandergepreßt und ist das Oeffnen des Mundes, das Einführen von Speisen sowie das Kauen unmöglich; die fest contrahirten Kaumuskeln springen deutlich hervor und schmerzen lebhaft. Bei einseitigem Krampfe der Pterygoidei wird der Unterkiefer nach der entgegengesetzten Seite verschoben. Beim klonischen Kaumuskelkrampf wird der Unterkiefer entweder auf- und abwärts- oder seitlich hin- und herbewegt; so entstehen das Zähneklappern im Fieberfrost, das Zähneknirschen bei vielen Gehirnkrankheiten, die krampfhaften Kaubewegungen bei epileptischen, hysterischen und andern Krampfanfällen.

Aetiologisch bedingt ist der Trismus am häufigsten durch Erkältungen, selten durch directe Reizzustände an den entsprechenden Nerven. Die klonische Form ist meist centralen Ursprungs. Selbständige, isolirte Formen des Kaumuskelkrampfs entstehen meist reflectorisch von verschiedenen Nervengebieten aus, am häufigsten vom dritten Aste des Trigeminus bei Affectionen der Zähne, des Zahnfleisches und des Unterkiefers. — Die Prognose ist günstiger bei den rheumatischen und reflectorischen Formen, zweifelhaft bei centralem Ursprunge.

Die Behandlung des Kaukrampfs wird sich nach der Art seines Ursprungs zu richten haben. Bei centralen Störungen und den allgemeinen Krampfformen wird die Therapie sich allgemein gegen diese richten. Bei den rheumatischen Formen empfiehlt sich energische Diaphorese, Ableitung auf die Haut, Jodkalium; bei den reflectorischen Formen die entsprechende Causalbehandlung. Die directe Behandlung des Kaukrampfs besteht in der Anwendnng beider Arten des elektrischen Stromes, der Hautreize, in der innerlichen Darreichung der Narcotica, besonders des Opium und Morphium, der Cannabis indica, des Atropin; in hartnäckigen Fällen werden Arsen, Jodkalium, Zincum valerian. empfohlen.

Kaumuskellähmung kommt selten vor und zwar bei Erkrankungen der Schädelbasis, welche die motorische Portion des Trigeminus mitbetreffen oder bei Affectionen des Pons oder der Medulla oblongata. Der Unterkiefer hängt bei Kaumuskellähmung schlaff herab und die Muskeln können atrophiren oder durch secundäre Contractur den Unterkiefer heben. Nicht selten bestehen gleichzeitig Lähmungen benachbarter Gehirnnerven, z. B. der Augenmuskelnerven, des Facialis; häufiger ist gleichzeitige Anästhesie im Gebiete des Trigeminus, zuweilen nur auf den dritten Ast beschränkt. Gegen Kaumuskellähmung empfiehlt sich außer der causalen die örtliche elektrische Behandlung. (*Gustav Schütz.*)

KAUNITZ (Wenzel Anton, Fürst von), Graf von Rittberg, österreichischer Staatsmann. Kaunitz, einer der jüngeren Söhne des Grafen Max Ulbrich Kaunitz und der Gräfin Rittberg, Enkel des einflußreichen Staatsmanns Dominik Andreas Kaunitz, ward am 2. Febr. 1711 zu Wien geboren. Zunächst für den geistlichen Stand bestimmt, dann nach dem Tode der älteren Brüder für den Staatsdienst, studirte er auf den Universitäten zu Wien, Leipzig und Leyden, machte dann vielfache Reisen durch England, Frankreich und Italien, vermählte sich 1736 mit der Gräfin Marie von Starhemberg (gestorben 1749), trat 1737 als Mitglied in den Reichshofrath, fungirte als Commissar am Reichstage zu Regensburg und von 1740 in diplomatischen Missionen zu Florenz, Rom, Turin, bis er 1744—1746 als Beirath an der Seite des Statthalters der Niederlande seinen Platz fand, in welcher Thätigkeit er jedoch wiederholt um seine Entlassung bat, bis er im December 1747 den Botschafterposten in London erhielt, den er im Februar 1748 verließ, um an den Verhandlungen des Aachener Congresses Antheil zu nehmen. Maria Theresia hatte längst ihr Augenmerk auf den jungen, geschickten Diplomaten gerichtet und berief ihn als ihren Berather nach Wien, wo er als geringstes Conferenzmitglied in den Kreis ihrer Räthe eintrat. Neid und Eifersucht ließen ihn jedoch noch nicht in die Stelle einrücken, welche Maria Theresia ihm zugedacht hatte, und er ging 1751 nach Versailles, wo er als Gesandter eine vollständige Umwälzung in der traditionellen französischen Politik bewerkstelligte. Am 13. Mai 1753 wurde Uhlefeld zum Obersthofmeister der Kaiserin ernannt und Kaunitz rückte in seine Stelle als Hof- und Staatskanzler. Er organisirte die neue Staatskanzlei in der Weise, daß er von allen übrigen Ministern unabhängig war, und wählte Friedrich Freiherrn von Bin-

der (geboren 1708 zu Wetzlar) zu seinem Hülfsarbeiter und Vertrauten. Nach langen Verhandlungen mit Frankreich, welche er jedoch so führte, daß er sich auch nach England hin die Hände frei behielt, wurde im Mai 1756 der österreichisch-französische Allianzvertrag abgeschlossen. Gleichzeitig wurde Rußland in das österreichische Interesse gezogen und das deutsche Reich gegen Friedrich von Preußen aufgeboten, der gegen die große Coalition nun seinen siebenjährigen Kampf zu bestehen hatte. Wenn in dem Siebenjährigen Kriege die russischen Armeen ihre Schuldigkeit gethan hätten und Frankreich nicht im tiefsten Verfalle gewesen und die deutsche Reichsarmee nicht, wie man in Berlin mit Recht sie nannte, eine Reißausarmee gewesen wäre, unzweifelhaft wäre Friedrich, bei all seinem Heroismus, erlegen und die englische Hülfe, die ihm durch Pitt zutheil wurde, hätte gegenüber den Mitteln des vereinigten Europas wenig genutzt. Nachdem die Franzosen bei Roßbach schmählich erlegen waren, und die Zarin Elisabeth erkrankt war, hatte der französische Minister Bernis nicht übel Lust, Oesterreich im Stiche zu lassen und Frieden zu schließen, aber die Energie und Gewandtheit des Kanzlers Kaunitz hielt die gelockerte Allianz gegen Preußen fest, durch Choiseuil wurden neue Vereinbarungen getroffen und so der Krieg gegen Preußen fortgesetzt. Ebenso gelang es der diplomatischen Meisterschaft des Kaunitz gegenüber den Ryswiker Declarationen vom J. 1759, eine Contredeclaration Oesterreichs, Rußlands und Frankreichs durchzusetzen und in der Frage des Friedenscongresses Frankreich an der Seite Oesterreichs zu erhalten. Choiseuil's Abschluß des Bourbonischen Familienpactes mit Spanien hatte den Rücktritt des französischen Ministers, aber auch den Sturz des großen staatsmännischen Gegners von Kaunitz, nämlich des älteren Pitt in England, zur Folge. Friedrich von Preußen war jetzt ohne jegliche Hülfe, total erschöpft, als ihm plötzlich Hülfe ward durch den Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland (1762). Dieser Umstand brachte eine völlige Veränderung der Lage hervor. Der Thronfolger Peter III., der Verehrer des preußischen Königs, war dem Frieden geneigt, sogar einem Bunde mit Preußen, und bald wurde ein russischer Waffenstillstand mit Preußen geschlossen. Die Russen schwenkten sogar auf die Seite der Preußen hinüber und standen gegen Oesterreich, als Peter III. das Opfer einer Verschwörung wurde und Katharina II. den Thron der Zaren bestieg. Im J. 1762 wurden die Verhandlungen zwischen Frankreich und England eröffnet und so sah sich denn Kaunitz, um der Gefahr der Isolirung zu entgehen und ebenso einer lästigen Vermittelung Katharina's auszuweichen, zu Friedensverhandlungen mit Preußen genöthigt, als deren Frucht der Hubertsburger Friede erscheint, welcher den Siebenjährigen Krieg beendigt mit der Bestätigung des Statusquo, in seinen beiden geheimen Artikeln aber Preußen verpflichtet, seine Kurstimme dem Erzherzoge Joseph zuzuwenden und die Anerkennung der Succession eines österreichischen Erzherzogs in Modena zu fördern.

Unbestritten war das Ansehen Kaunitz' in Europa, den man sprichwörtlich den „Kutscher von Europa" nannte. Oesterreich wurde durch seine Staatskunst der Mittelpunkt der Allianzen. Nach außen hin war Kaunitz bestrebt, eine Politik des Friedens zu erhalten und dem aufstrebenden Machteinflusse Preußens Schach zu bieten. In der innern Staatsverwaltung ist er der Träger der centralistischen, germanisirenden Politik, der eigentliche Repräsentant des Systems vom aufgeklärten Absolutismus. Er suchte dem Staate einheitliche Institutionen zu geben, die verschiedenen Königreiche und Länder zu einem Staate zu vereinigen, die Macht der Kirche zu begrenzen, die landesfürstliche Autorität gegenüber der ständischen zu stärken — und in allen diesen Bestrebungen sah er sich von Maria Theresia wohl verstanden und unterstützt. Ihre Achtung vor seiner Weisheit, seinem Talent war unbegrenzt, wie ihre Anhänglichkeit an ihn und ihre Ueberzeugung von dessen Unentbehrlichkeit. Diese Meinung und die Empfindung der Kaiserin sprechen sich in den Bescheiden auf die wiederholten Entlassungsgesuche des Staatskanzlers aus. Durch den Staatsrath sicherte sich Kaunitz seinen Einfluß auf die Entscheidung in allen Angelegenheiten des Reiches. Bald nach dem Siebenjährigen Kriege beschäftigten die polnischen Angelegenheiten die Staatskunst des Fürsten Kaunitz und er suchte eine Verständigung mit Preußen über die schwebenden Fragen. Sie wurde angebahnt durch die erste Begegnung Joseph's mit Friedrich in Neisse am 25. Aug. 1769 und diente Kaunitz dazu, die österreichisch-ungarischen Ansprüche auf dreizehn Orte der polnischen Zips zu erheben und diesem Anspruche militärischen Nachdruck zu geben. Eine zweite Begegnung Friedrich's und Joseph's im Lager von Neustadt in Mähren (3.—7. Sept. 1770) führte Kaunitz mit Friedrich persönlich zusammen. Es wurde ihm nicht schwer, dem Könige von Preußen begreiflich zu machen, daß Rußland die polnische Beute für sich allein behalten wolle und daß Oesterreich die Erfolge Rußlands im Türkenkriege mit Recht beunruhigen. Für Oesterreich drohte nun ein Krieg mit Rußland und Kaunitz wollte sich in demselben vor allem der preußischen Neutralität versichern. Aus der Denkschrift Kaunitz' vom 25. Sept. 1771 sieht man, wie Oesterreich durch die Haltung Friedrich's immer mehr vorwärts geschoben wurde, und aus einer andern Denkschrift Kaunitz' vom 20. Jan. 1772 ersieht man, wie der auskunftsreiche Kaunitz die Vergrößerung Preußens und Rußlands in Polen gern zugeben wollte, wenn Oesterreich Bosnien und Serbien mit Belgrad und vor allem Theile von Schlesien wieder erhielt. Es folgt nun die Occupation Polens, die Tripleconvention vom August 1772, die Declaration vom 18. Sept. und Oesterreich gewinnt durch die Theilung Polens die polnische Zips, Rothrußland, die Hälfte des krakauer Palatinats, die Herzogthümer Zator und Auschwitz, Stücke von Podolien, Sandomir, Belz und Pokutien, ein Gebiet von 1300 □Meilen.

Bald darauf beschäftigte Kaunitz die Frage der Succession nach dem Erlöschen des Mannsstammes der bairischen Wittelsbacher. Er glaubte diese Frage um so günstiger lösen zu können, als durch die Vermählung der Maria Antonia mit dem Dauphin von Frankreich Louis

(später XVI) ihm Frankreich gewonnen war. Ganz Europa interessirte sich diplomatisch für den kurbairischen Erbstreit. Lange währten die Unterhandlungen, bis endlich der ehrgeizige Joseph an der Spitze dreier kaiserlicher Corps den Bairischen Erbfolgekrieg gegen Friedrich unternahm, der ohne eine Schlacht verlief, desto mehr aber von einem diplomatischen Feldzuge ersetzt werden mußte, in welchem Kaunitz sich als Muster erwies. Gegen Joseph's Willen verhandelte die Kaiserin Maria Theresia mit Friedrich und ein Friedenscongreß zu Teschen im J. 1779 brachte den Teschener Frieden zu Stande, in welchem Oesterreich auf die Erbfolge in Baiern verzichtet, hingegen das Innviertel von Baiern erhält. Eine weitere diplomatische Campagne führte Kaunitz in der kurkölnischen Angelegenheit, als der Erzherzog Maximilian entgegen dem preußischen Einflusse zum Erzbischof von Köln und Münster gewählt wurde. Der Theilung Polens parallel liefen die russisch-türkischen Kriege, die mit dem Frieden von Kutschuk-Kainardschi ihren Abschluß fanden. Inmitten dieser russisch-türkischen Streitfrage war Oesterreich's Haltung für beide Theile von großer Wichtigkeit. Im Bewußtsein dessen verlangte Kaunitz durch seinen tüchtigen Schüler Thugut eine Grenzabrundung und erhielt dieselbe durch die Besitzergreifung der Bukowina. Kaunitz hatte nun zum Stützpunkt seiner Politik die Freundschaft mit Rußland und hielt in seinen Schachzügen die Staatskunst Friedrich's fortwährend in Athem.

Mit dem Tode der Kaiserin Maria Theresia bricht für Kaunitz eine neue Epoche seiner Thätigkeit an. Er ist jetzt mehr und mehr beschränkt auf die Leitung der auswärtigen Politik. Er war mit Joseph häufig nicht übereinstimmend, doch einigten sie sich in den großen Fragen (1782 starb Freiherr von Binder, der Vertraute des Kanzlers, 1785 starb sein Sohn als Gesandter in Spanien). Der Besuch des Papstes Pius VI. bei Kaunitz in Wien in des Kanzlers Villa in Mariahilf zeigt ihn uns auf der Höhe seiner großen diplomatischen Macht. Vergebens suchte der Papst ihn für die Zurücknahme der Josephinischen Decrete zu gewinnen. In der Streitfrage mit Holland warnte er den Kaiser, die Sache auf die Spitze zu treiben. Als Holland die Barrièren räumte, verlangte Joseph die Aufhebung der Scheldesperre. Was Kaunitz besorgte, traf ein, die kaiserliche Brigantine wurde beschossen, zu seinem Erstaunen sah Kaiser Joseph die Westmächte und Preußen auf Hollands Seite treten und nur Kaunitz' Kunst des Temporisirens und diplomatische Geschicklichkeit verhinderten einen großen Krieg, der um so gefährlicher war, als der wiener Hof die Erbfolge in Baiern durch ein Tauschproject zu gewinnen suchte. Kaunitz machte große Anstrengungen, nachdem der Kurfürst von der Pfalz dafür gewonnen war, Baiern gegen die Niederlande, die der Kurfürst als König von Burgund erhalten sollte, Oesterreich zu übergeben, der preußischen Action entgegenzuwirken, England und Frankreich sowie Rußland zu gewinnen; aber Friedrich II. stellte Oesterreich den deutschen Fürstenbund vom 23. Juli 1785 entgegen, in welchem zum ersten mal Preußen an der Spitze von Deutschland erscheint. Diese letzte That Friedrich's machte den großen und geschickten Plan Kaunitz' zu Nichte. Bald darauf befreite der Tod Kaunitz von seinem Gegner und Kaunitz setzte sofort alles daran, den neuen König von Preußen Friedrich Wilhelm II. für Oesterreich zu gewinnen. Enger schloß er sich an Rußland an, als dieses gegen die Türkei losbrach. Aber der preußische Kanzler Herzberg arbeitete Kaunitz mit großer Geschicklichkeit entgegen, lehnte sich an die Pforte, sodaß der schwerkranke Joseph in seinen Correspondenzen mit Kaunitz das Ende der Dinge gekommen sah. In der That fehlte es dem österreichischen Feldherrn Lacy, der alle Kräfte zersplitterte, an jeglichem Erfolge. Als aber Laudon und der Prinz Josias von Koburg (vereinigt mit Suwarow) den Befehl erhielten, schlugen sie die Türken in mehrern Schlachten und Gefechten und Laudon gewann sogar Belgrad wieder. Joseph II. starb in jenen Tagen und auch unter seinem Nachfolger Leopold II. blieb Kaunitz an der Spitze der Staatskanzlei (an seiner Seite Graf Philipp Cobenzl und Freiherr von Spielmann). Am 26. April 1790 reichte Kaunitz seine Entlassung ein, als Leopold einen Frieden mit Preußen und damit eine neue Politik machen wollte. Doch bestimmte ihn der Kaiser zum Bleiben. Der Congreß von Reichenbach bringt gute Beziehungen mit Preußen, die deutsche Kaiserwahl Leopold's II. vollzieht sich in Ruhe und Graf Mercy gelingt es, die aufständischen Niederlande zu beruhigen. Die Französische Revolution, die es Oesterreich unmöglich machte, mit Frankreich alliirt zu bleiben, stürzte das Kaunitz'sche System. Die bewaffnete Coalition gegen Frankreich schloß sich zusammen, Oesterreich wurde von seinem Bündnisse mit der Zarin abgedrängt und die Pillnitzer Verhandlungen führten zu einer preußisch-österreichischen Allianz, die Leopold II. persönlich entwarf. Aber schon am 28. Febr. 1792 starb Kaiser Leopold II. und der greise Kaunitz überlebte auch diesen Herrscher und diente sogar noch als Kanzler dem Kaiser Franz II.

Er bat jedoch — inmitten dieser neuen Welt ganz fremd geworden — am 2. Aug. 1792 um seine Entlassung. Doch blieb seine Stimme noch immer von Gewicht, nominell stand er an der Spitze des Staates, in Wahrheit leitete von 1793 sein Schüler Thugut die auswärtige Politik Oesterreichs. Der nahm die antipreußische Politik Kaunitz' wieder auf und stellte das Bündniß mit Rußland wieder her.

Am 27. Juni 1794 starb Kaunitz in seinem Gartenhause zu Mariahilf in Wien; 54 J. lang hat er dem Staate gedient.

Er hinterließ als Erben seiner Güter den ältesten Sohn Ernst mit dem Fürstentitel. Sein zweiter Sohn Dominik hatte das Vermögen seiner Tante der Gräfin von Questenberg geerbt und nannte sich seit 1761 Graf Kaunitz-Rittberg-Questenberg. Er diente im Reichshofrath, war an mehrern Höfen Gesandter und trat dann in den Hofdienst. Ein dritter Sohn Joseph Clemens starb als Gesandter in Spanien. Der vierte Sohn Franz war General in der Armee. Nach dem frühen Tode seiner Frau führte seine Schwester, die verwitwete Gräfin Questenberg, den Haushalt des Kanzlers, dann die Gräfin

Clary und zuletzt die Frau von Burghausen. Seine Sonderbarkeiten haben einen ganzen Sagenkreis um seine Gestalt gewoben; seine Arbeitskraft war erstaunlich, seine Denkschriften sind Meisterwerke des Stils. Seine Bildung war eine vielseitige. Er stand ganz im Gedankenkreise Voltaire's und der Encyklopädisten. Seine Belesenheit setzte die Welt in Erstaunen. Eine Zeit lang hatte er Jean Jaques Rosseau zu seinem Secretär. An den Künsten hatte er lebhaftes Wohlgefallen und zeigte sich ihnen als freigebiger Mäcen. Groß ist die Zahl der ihm dedicirten Werke, Wieland widmete ihm seine Uebertragungen aus den römischen Classikern. Die Akademie der bildenden Künste in Wien, deren Protector er war, ward durch ihn mächtig gehoben sowol durch Berufungen als durch reiche Stiftungen und den Glanz, den ihr sein Name verlieh. Ungeheuer war der Reichthum an Bildern und Kunstgegenständen aller Art, die er hinterließ. Er war ein reicher, unabhängiger, feingebildeter Edelmann, besaß in Mähren 6 Güter, 1 Palast in Wien und 2 Landhäuser mit Gärten in den wiener Vorstädten.

Literatur: Die ältere Literatur über deutsche Staatengeschichte bei Weber, Literatur der deutschen Staatsgeschichte I; die einschlägige allgemeine Geschichte behandelt Schlosser, Geschichte des 18. Jahrh. (Heidelberg 1864—70); Arneth, Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege (Wien 1870) als Hauptquelle zu betrachten, 5. und 6. Band des ganzen Werkes; A. Schäfer, Geschichte des Siebenjährigen Krieges (1867—1874); Friedrich des Großen Oeuvres (Histoire de la guerre de sept ans und Briefe b. 26. Bd., 1850—56); Adam Wolf, Aus dem Hofleben Maria Theresia's (Wien 1858) und für die spätere Zeit: Adam Wolf, Marie Christine, Erzherzogin von Oesterreich (Wien 1863). Für Kaunitz's Bedeutung in der innern Staatsverwaltung: Freiherr von Hoek-Bidermann, Der Staatsrath (Wien 1868 u. fg.); Kaunitz, Denkschriften im Archiv für Kunde österreich. Geschichte (48. Bd.), enthaltend: Grundzüge für auswärtige Politik. In der Frage der Theilung Polens: Arneth, Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz sammt Briefen Joseph's an seinen Bruder Leopold (Wien 1867); Beer, Die erste Theilung Polens (Wien 1873); Arneth, Maria Theresia's letzte Regierungsjahre (Wien 1877). Ueber den Bair. Erbfolgekrieg das bez. Werk von E. Reimann (Leipzig 1869); Beer, Joseph II., Leopold II. und Kaunitz — ihr Briefwechsel (Wien 1873); Ranke, Die deutschen Mächte I und II in der Zeit unter Joseph; Dohm, Denkwürdigkeiten, enthält wichtige preuß. Staatsschriften; E. Hermann, Geschichte Rußlands. Für die letzte Zeit sehr wichtig; Arneth, Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold. Ihr Briefwechsel (Wien 1866); Alfred von Vivenot, Die Politik des österr. Staatskanzlers Fürsten Kaunitz unter Kaiser Leopold II. bis zur französischen Kriegserklärung (Bd. I der Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik, Wien 1873); Beer, Leopold II., Franz II. und Katharina. Ihr Briefwechsel (Wien 1874), E. Hermann, Diplomatische Correspondenz aus der Revolutionszeit (Gotha 1867), und E. Hermann, Die österreichisch-preußische Allianz (Gotha 1861). Die Verträge in Recueil des traités par Leop. Neumann (Leipzig 1855—59, 6 Bde.), und Vesque von Püttlingen, Regesten zur diplomatischen Geschichte Oesterreichs (Wien 1868).

(H. M. Richter.)

Kaunos, Bruder und Geliebter der Byblis (s. d.).

KAUP (Johann Jakob), bedeutender Zoolog, besonders hervorragend auf dem Gebiete der Paläontologie, war geboren zu Darmstadt am 10. April 1803. Mit seinen Altersgenossen, dem Vater der neueren Chemie, Justus Liebig, und dem Geschichtschreiber der deutschen Literatur, Gervinus, besuchte er das damals heruntergekommene Gymnasium seiner Vaterstadt, jedoch mit so schlechtem Erfolge, daß er, kaum 14 Jahre alt, aus der Anstalt genommen wurde. Kaup warf sich nun, nachdem er mit Latein und Griechisch nicht mehr gequält wurde, mit um so größerem Eifer auf das Studium der Säugethiere und Vögel. Die zur Bestreitung seines Lebensunterhalts und der Kosten seiner Studien erforderlichen Mittel erwarb er sich nothdürftig durch Schreibstunden, die er gab, und durch Ausstopfen von Thieren. Im J. 1822 bezog er die Universität Göttingen, damals die erste Deutschlands. Indessen weder hier noch später in Heidelberg fand er das, was er suchte; seine Lehrer vermochten nicht, ihm zu genügen. Nun entschloß er sich, die bedeutendsten europäischen Sammlungen zu durchwandern und dort durch Selbststudium das zu erlangen, was er auf den Universitäten nicht hatte erlangen können. Zunächst war es das leidener Museum, das mit seinen großen Schätzen der europäischen und indischen Thierwelt ihn anzog. Mühselig, weil mit Geld gar knapp versehen, erreichte er Holland und fand bald eine Anstellung an den Sammlungen zu Leiden, dem damals der berühmte Tremmink vorstand. Man wies ihm die Abtheilung der Amphibien und Fische zu und bald leistete er Hervorragendes. Doch das weckte die Eifersucht seiner Collegen, die ihm das Leben in Leiden und das Wirken am dortigen Museum dergestalt verleideten, daß er seine Stelle aufgab und mit reicher Ausbeute und der größten Erweiterung seiner zoologischen Kenntnisse nach der Heimat zurückkehrte. Hier übertrug man ihm die Leitung des Großherzoglichen Naturaliencabinets mit dem für heutige Begriffe kärglichen Gehalte von 600 Gulden. Die ungemeine Thätigkeit des Mannes entfaltete sich jetzt in der selbständigen, wenn auch anfangs mit den verschiedensten Schwierigkeiten, die er kämpfend beseitigen mußte, verknüpften Stellung. Fast jedes Jahr bringt ein neues Werk oder doch eine größere Abhandlung. Sein merkwürdigstes Buch aus dieser Periode ist seine „Skizzirte Entwickelungsgeschichte und natürliches System der europäischen Thierwelt" (Darmstadt 1827), ein Werk, worin der Gedanke einer Entwickelung höherer aus niederen Thiergattungen zum ersten mal systematisch auszuführen und an Beispielen zu erläutern versucht wurde. Seltsamerweise fand dieses Buch, das Kaup selbst in späteren Jahren als eine Jugendsünde bezeichnet, in der Gelehrtenwelt wenig Beachtung und dem Engländer Dar-

win blieb es vorbehalten, den Gedanken des deutschen Forschers, wenn auch in eigener Manier, zu behandeln und ihm zahlreiche Bewunderer zuzuführen. Trotzdem war Kaup kein Anhänger der Darwin'schen Lehre und der aus ihr von ihrem Entdecker gezogenen angeblichen Consequenzen, im Gegentheil, er bekämpfte die neue Lehre aufs heftigste. „Jede Zeile meines neuen Werkes", schreibt er später (es wurde leider nicht vollendet, da den Forscher der Tod ereilte, aber, soweit es fertig gearbeitet war, nach seinem Tode von seinem Freunde Prof. Röder in Heidelberg durch den Druck veröffentlicht), ist gegen den Unsinn von Darwin und seinen Nachbetern gerichtet. Die Natur war doch wahrlich eine solche Baumeisterin, daß sie nicht zuerst einen Viehstall entworfen hat, um diesen in einen Tempel umzuformen."

Das Bedeutendste leistete Kaup auf dem Gebiete der Paläontologie. Bereits 1829 veröffentlichte er eine Abhandlung über das Dynotherium giganteum, das damals in Rheinhessen aufgefunden wurde und jetzt eine Zierde des darmstädter Naturaliencabinets, nächst dem des British Museum das bedeutendste der Erde, bildet.

Daß ihm, dem würdigen Nachfolger des großen Cuvier, auch die äußere Anerkennung nicht versagt blieb, ist eine erfreuliche Thatsache. Er war Mitglied zahlreicher naturwissenschaftlicher Gesellschaften und Akademien und in Neuseeland benannte man sogar einen Berg nach ihm. Kaup starb am 4. Juli 1873 nach kurzer Krankheit. — Seine Werke sind: Beiträge zur näheren Kenntniß der urweltlichen Säugethiere (1—3, Darmstadt 1854). Klassification der Säugethiere und Vögel (Darmstadt 1844). Description d'Ossements fossiles de mammifères inconnus qui se trouvent au Museum de Darmstadt (Darmstadt 1832—1839, 5 Cahiers). Skizzirte Entwickelungs-Geschichte und natürliches System der europäischen Thierwelt I. (Darmstadt 1829). Grundriß zu einem System der Natur E. Röder (Wiesbaden 1877). Das Thierreich in seinen Hauptformen I—III. (Darmstadt 1835). (Dr. *Walther*.)

KAURI (engl. Cowrey, Plural Cowries). Verschiedene Arten der Schneckengattung Cypraea, Porzellanschnecke, Otter- oder Schlangenköpfchen, werden unter diesem aus dem Sanskrit stammenden Namen verstanden (Sanskrit kapardi, Mahratta-Dialekt kavari, Hindustani kewree, Gudjerati cori), besonders Cypraea moneta, von andern Arten noch C. annulus (beide zur Untergattung Aricia *Gray* gehörig). Die Schalen von C. moneta sind oval, auf dem Rücken gewölbt, auf der Mundseite platt, Mundspalte eng linienförmig, die beiden Lippenränder gezahnt, außen weiß, nach innen blau; Größe bis zu 40 Millim. C. annulus ist größer, bläulich mit gelbem Ringe. Beide Arten werden im Indischen Ocean bis nach den Philippinen und noch östlich in dem Pacifischen Ocean gefunden (Paumotu-, Gesellschafts-, Cooks-, Tongo-, Fidschi-, Kingsmill und Marquesas-Inseln). Der Hauptfundort von C. moneta war früher besonders die Küste von Malabar, Koromandel und die Malediven, von C. annulus die Ostküste von Afrika und spärlicher die Philippinen. Die Kauries sind seit vielen Jahrhunderten Zahlungsmittel bei Völkerschaften Asiens und Afrikas, früher vielleicht sogar auch Europas gewesen. Bei Ausgrabungen in Schweden hat man Kauries zusammen mit kufischen Münzen aus den Jahren 893—963 gefunden; ebenso fand man neben angelsächsischen Gegenständen in England, in den Gesichtsurnen Pomerellens, in heidnischen Gräbern in Litauen Kauries, welche indeß vielleicht ebenso wie die in den Ruinen von Ninive gefundenen als Schmuckgegenstände Verwendung gefunden haben dürften. Im 13. Jahrh. erwähnt Marco Polo ausdrücklich den Gebrauch der Kauries als Scheidemünze in Yünnan. Im 14. Jahrh. fand sie Ibn Batuta am Niger, und Cadamosto, welcher 1455 bis zum Grünen Vorgebirge kam, erwähnt „kleine weiße Muscheln, wie sie aus der Levante nach Venedig kommen", als Münze. Jetzt werden Kauries als Scheidemünze nur in dem Theile von West- und Mittelafrika benutzt, der vom Niger und Benur durchströmt wird, besonders in Segu, Timbuktu, Sokoto und Bornu. Nördlich und nordwestlich davon, nach Senegambien, ebenso in Bagirmi und Wadai hören sie auf, als Tausch- und Zahlungsmittel verwendbar zu sein. Außer in Afrika werden Kauries nur, wie es scheint, auf den Malediven und unter den Eingeborenen Bengalens als Scheidemünze verwendet. Als Schmuckgegenstände werden Kauries dagegen vielfach in Nord-, Mittel- und Ostafrika gebraucht, wie sie sich ja hier und da selbst im nördlichen Europa (durch den früheren Umweg ihrer Versendung dahin gelangt) als Schmuck an Ledergürteln, am Riemenzeug der Pferde u. s. f. fanden.

Früher hatten die Holländer, solange sie noch Ceylon besaßen, die Versorgung der afrikanischen Küste mit Kauries vermittelt, indem solche in Körben zu 12,000 Stück gepackt nach Holland und von dort nach Guinea gesandt wurden. An die Stelle der Holländer traten dann die Engländer, welche die von den Malediven nach Ceylon und Kalkutta gelangenden Kauries ebenso nach England und von da erst nach der Westküste von Afrika brachten. In den vierziger Jahren führten hamburger Rheder Kauries von den Malediven und von Zanzibar direct nach der afrikanischen Westküste. Das Aufhören des Sklavenhandels ließ den Bedarf vorübergehend bedeutend sinken; der fast gleichzeitig eintretende Aufschwung des Palmölhandels hob den Absatz wieder. Neuerdings ist infolge der durch Betheiligung mehrerer französischen Häuser entstandenen Concurrenz der afrikanische Markt so mit Kauries überführt worden, daß nur selten und gelegentlich kleine Quantitäten abgesetzt wurden.

Was den Werth der Kauries betrifft, so war derselbe wie der jedes Tauschmittels schwankend; doch stellte sich local und zeitweilig ein gewisser Mittelwerth fest, welcher zuweilen durch förmliche Coursnotirungen fixirt wurde. Beispielsweise sei erwähnt: der französische Reisende Mage theilt mit, daß in Segu 1000 Stück 3 Frcs. werth waren, daß als Werthbestimmung 20,000 Stück auf einen Sklaven gerechnet wurden (es wurde dann weiter der Werth eines Ochsen auf $1^1/_2$ Sklaven,

eines Pferdes auf 2—5 Sklaven u. s. w. festgestellt). Beckmann gibt dagegen an, daß (1794) 500 Sklaven um 120 Centner Kauries zu kaufen waren; da ein Centner weißer Malediven-Kauries etwa 45,000—48,000 Stück enthält, kostete also damals ein Sklave zwischen 11,000—12,000 Kauries. Nachtigall erwähnt, daß in Kuka (Bornu) 4000 Stück einen spanischen Thaler werth waren, also billiger als in Segu. Die als Schmuckgegenstände verwandten Kauries sind natürlich theuerer, da hierzu ausgesuchte Schalen genommen werden und zu dem Werthe derselben als Tauschmittel noch der Liebhaberwerth hinzukommt. (Vgl. u. a. den Aufsatz von Hertz, Ueber Verwendung und Verbreitung der Kaurimuschel, in den Mittheil. der Geograph. Gesellsch. in Hamburg, 1880—1881, 1. Heft, S. 14.) (*J. Victor Carus.*)

KAUSLER (Franz von), Königl. würtembergischer Oberst, gehört zu den fruchtbarsten und hervorragendsten Militärschriftstellern der ersten Hälfte des 19. Jahrh. Am 28. Febr. 1794 als Sohn des Professors und Hofraths Ch. F. Kausler in Stuttgart geboren, erhielt er seine erste Bildung im Gymnasium und im Cadetten-Institute daselbst und wurde 1811 Lieutenant in der reitenden Artillerie. Als solcher nahm er am Feldzuge 1812 in Rußland theil und zeichnete sich namentlich in der Schlacht bei Mosaisk dergestalt aus, daß er zum Ritter des würtembergischen Militär-Verdienstordens ernannt wurde. In Moskau vom Nervenfieber befallen, wurde er doch so weit wiederhergestellt, daß er mit der Großen Armee den Rückzug ausführen und auch im J. 1813 beim 4. französischen Armeecorps dem Feldzuge in Sachsen beiwohnen konnte. Nach der Schlacht bei Leipzig wurde er von dem commandirenden General Grafen Franquemont zu Napoleon I. nach Erfurt gesendet, um die Rückkehr der würtembergischen Truppen in ihre Heimat zu erwirken. Ungeachtet mancher Schwierigkeiten gelang es ihm, sich seines Auftrags glücklich zu entledigen; er wurde Oberlieutenant, erhielt im Feldzuge von 1814 das Commando einer reitenden Batterie, erwarb sich auf dem Schlachtfelde von Brienne den Wladimirorden 4. Klasse und wurde bei Montereau gefährlich verwundet. Schon hatte man beschlossen, ihm das Bein abzunehmen, als er, zum Bewußtsein erwacht, sich nachdrücklichst dem Ausspruche der Aerzte widersetzte. Nach einem halben Jahre vollständig wiederhergestellt, wurde er dem Feldzeugmeister Cammerer als Adjutant zugetheilt und nahm am Feldzuge 1815 theil. Im J. 1817 wurde ihm der Unterricht in den Artilleriewissenschaften an der Offizier-Bildungsanstalt übertragen, 1819 wurde er zum Hauptmann befördert, 1821 zum General-Quartiermeisterstabe versetzt, 1829 Major, am 26. Sept. 1836 Oberstlieutenant und später Oberst. Er starb am 10. Dec. 1848, nachdem er 1843 verabschiedet worden war. Seine literarische Thätigkeit begann er schon früh. Er gab anfangs in Gemeinschaft mit dem würtembergischen Oberstlieutenant Breithaupt, später allein die Zeitschrift für Kriegswissenschaft (1819—1823) heraus, von der 18 Hefte erschienen sind. Dann publicirte er eine Uebersetzung von Dumas, Précis des événements militaires unter dem Titel: „Darstellung der militärischen Begebenheiten von 1799—1814 von Mathieu Dumas" (5 Bde., Stuttgart 1820—1825), nachdem er eine „Darstellung des Feldzugs im Spätjahre 1813 in Deutschland vom Bruch des Waffenstillstandes bis zum Uebergang der französischen Armee über den Rhein" (Stuttgart 1819) veröffentlicht hatte. Zu gleicher Zeit gab er dann drei Werke heraus: den „Versuch einer Kriegsgeschichte aller Völker nach den Quellen bearbeitet", dessen 1. Band von dem Ursprunge der Völker bis zur Verschwörung des Catilina (Ulm 1825) reicht, während der 2. Band bis zum Untergang des Weströmischen Reiches (Ulm 1826), der 3. Band bis zum Anfang der Kreuzzüge (Ulm 1828) geführt ist, der 1. Theil des 4. Bandes die Kreuzzüge, die Kriegsgeschichte der geistlichen Ritterorden, der Byzantiner, der Deutschen innerhalb 1094—1494 und der 2. Theil des 4. Bandes die Kriegsgeschichte der Böhmen, Polen, Russen, Mauren von 1094—1494 (Ulm 1830) umfaßt. — 2) „Synchronistische Uebersichten der Kriegsgeschichte, der Fortschritte der Kriegskunst und der gleichzeitigen Quellen", von denen 4 Hefte (Ulm 1825, 1826, 1829 und 1830) erschienen. — 3) Das „Wörterbuch der Schlachten, Belagerungen und Treffen aller Völker", das sich in seiner Bandeintheilung dem Versuche einer Kriegsgeschichte aller Völker anschloß (1. Bd., Ulm 1825; 2. Bd. 1825; 3. Bd. 1826; 1. Thl. 4. Bd. 1829; 2. Thl. 4. Bd. 1833). Während das erste Werk in zusammenhängender Erzählung die politischen Veranlassungen und die strategischen Operationen der Kriege entwickelt, die einzelnen Kämpfe aber nur kurz berührt, werden letztere in dem dritten Werke in chronologischer Ordnung ausführlich dargelegt und in dem zweiten die gleichzeitigen Ereignisse der Kriege der verschiedenen Völker und die Fortschritte der Kriegskunst nebeneinandergestellt. Den drei sich einander ergänzenden, auf gründlichen Quellenforschungen beruhenden Werken folgte der „Atlas der merkwürdigsten Schlachten, Treffen und Belagerungen der alten, mittleren und neueren Zeit" (Karlsruhe und Freiburg 1831—1837), der, mit deutschem und französischem Text versehen, auf 213 Blättern die Pläne zu 31 Kriegshandlungen der alten, 59 der mittleren und 154 der neueren Zeit enthält und sich die Anerkennung competenter Richter erworben hat. Vorher schon hatte Kausler „Napoleon's Grundsätze, Ansichten und Aeußerungen über Kriegskunst, Kriegsgeschichte und Kriegswesen" (Leipzig 1827) zusammengestellt und zur Bearbeitung desselben sich fünf Monate lang in Paris aufgehalten, um Napoleon's Correspondenz zu excerpiren und manche literarische Verbindung anzuknüpfen. Während der Publication des Atlas folgte die Veröffentlichung des „Versuchs einer militärischen Recognoscirung des gesammten Gebietes der Donau von ihrer Quelle bis zu ihrer Mündung ins Schwarze Meer" (Freiburg im Br. 1835). Diese Schrift war nach dem Mémorial topographique frei bearbeitet. Ebenfalls in Freiburg erschien 1838—1839 in 2 Bänden „Das Leben des Prinzen Eugen von Savoyen, hauptsächlich aus dem militärischen Gesichtspunkte. Mit Noten versehen von v. Bis-

mark". Den beiden letztgenannten Werken war ein „Chronologischer Abriß der Geschichte der europäischen Staaten" (Ludwigsburg 1834) vorangegangen. Ihnen folgte die in höherem Auftrage bearbeitete „Beschreibung der Kriegsübungen des 8. deutschen Armeecorps im September 1840 (Ludwigslust 1840, mit 1 Karte und 7 Plänen). Nachdem von Kausler dann des Generals Paixhans Werk: „Militärische Stärke und Schwäche Frankreichs. Ein Versuch über die Frage der Vertheidigung der Staaten und über den Defensivkrieg" (Stuttgart 1841) frei ins Deutsche übertragen hatte, gab er in Verbindung mit Professor S. E. Wörl: „Die Kriege von 1792—1815 in Europa und Aegypten mit besonderer Rücksicht auf die Schlachten Napoleon's und seiner Zeit" (Karlsruhe und Freiburg 1842) heraus. An vielfachen Anerkennungen hat es einem dergestalt fruchtbaren literarischen Wirken nicht gefehlt. Im J. 1826 wurde Kausler infolge seiner Verdienste um die Kriegsgeschichte zum Mitglied der schwedischen Akademie der Kriegswissenschaften in Stockholm ernannt; bei einer zweiten Reise nach Paris zur Sammlung von Materialien für seinen Schlachtenatlas erhielt er 1833 das Kreuz der Ehrenlegion, das ihm schon 1813 nach der Schlacht von Bautzen zugedacht worden war. (*von Loebell.*)

Kaustik, s. Brennraum.

KAUTERISIREN. Die Kauterisation, das Aetzen, ist eine absichtliche Zerstörung von Geweben zu therapeutischen Zwecken. Die dabei zur Verwendung kommenden Mittel, die Kauterien, zerfallen in Brenn- und Aetzmittel; jene wirken durch hohe Hitzegrade, diese auf rein chemischem Wege; während erstere schon im Alterthum eine ausgedehnte und auf bestimmten Indicationen beruhende Verwendung hatten, kamen letztere erst in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters mehr und mehr in Aufnahme, finden aber gegenwärtig theils ihre Mannichfaltigkeit, theils ihrer sicherern und mitunter auch schmerzloseren Wirkung halber vorwiegend Verwendung. Die Wissenschaft bezeichnet letztere als Cauterium actuale, die chemisch wirkenden Aetzmittel als Cauterium potentiale.

Die Wirkung der Glühhitze ist eine absolutere, tiefer und gründlicher das Gewebe zerstörende — weil durch Verbrennen tödtende —, während die Aetzmittel zwar eine gleich tiefe Gewebsvernichtung bewirken können, man es aber bei ihnen mehr in der Hand hat, diese Wirkung zu moderiren, sodaß sie dann mehr als umstimmende, den Gewebsbildungsproceß erneuernde und auf sein normales Verhalten zurückführende örtliche Heilmittel wirken. Während jene daher noch heute zum Zweck der Vernichtung bösartiger Neubildungen, wie Polypen, Krebsgeschwülste, vielfach benutzt werden, bedient man sich in solchen Fällen, wo es sich um schlecht eiternde Geschwürsflächen, um perniciöse Ausschwitzungen oder Ablagerungen, um Stillung excessiver Blutungen handelt, der Aetzmittel.

Die Glühhitze, das Cauterium actuale, kann auf dreifache Art applicirt werden, und zwar erstens durch das Glüheisen, zweitens durch den Brennkegel — die sogenannte Moxa — und endlich drittens durch die Galvanokaustik. Das Glüheisen ist ein mit einem entweder kugeligen, konischen oder prismatischen Endstück versehener Stahlstab; beim Gebrauch wird dieses Endstück bis zum Glühen erhitzt, und je nach der beabsichtigten Wirkung entweder punktartig oder strichweise applicirt. Diese Wirkung ist je nach der Dauer der Application eine verschiedene; ist letztere nur eine momentane, so wirkt das Kauterium mehr als ein Reizmittel, indem die oberste Hautschicht — die Epidermis — zwar verbrennt und einen todten Brandschorf bildet, die darunterliegenden tieferen Gewebsschichten aber, namentlich deren Nerven- und Blutgefäße, zu einer gesteigerten Reaction angeregt werden, wie dies z. B. bei Lähmungen, bei Gelenkentzündungen, bei Knochenaffectionen u. a. geschieht, wo man das Glüheisen strichartig wirken läßt. Wesentlich anders ist der Erfolg bei länger dauernder Einwirkung; hierbei wird nicht blos ein oberflächlicher Brandschorf, sondern auch eine Zerstörung der tiefer gelegenen Gewebsschichten und einfache Abstoßung der necrotisirten Partien mit nachfolgender frischer Wundfläche erzielt. So hat man z. B. namentlich in früherer Zeit das Glüheisen vielfach zur Eröffnung von Abscessen, zur Zerstörung von Karfunkeln, carcinomatösen Geschwüren und bei Hospitalbrand benutzt.

Die Moxa ist ein aus Baumwollen-Watte oder sonstigem auffaugungsfähigem Stoffe geformter Kegel, welchen man mit einer leicht brennbaren Flüssigkeit tränkt, auf den betreffenden Körpertheil setzt, dann anbrennt und ihn bis zur Haut niederbrennen läßt. Der Gebrauch der Moxa ist sehr alten Datums, sie wurde schon in uralten Zeiten von den Japanesen als Präservativ gegen Seuchen angewandt. In neuerer Zeit finden jedoch die Moxen fast nur noch in Fällen Verwendung, in denen es gilt, eine kräftige Ableitung von andern erkrankten Organen zu bewirken, oder eine örtliche Reizung hervorzurufen.

Will man mit der Glühhitze in die Tiefe wirken, so hat uns die Neuzeit in der Ignipunctur ein nach dieser Richtung hin sehr präcis wirkendes Verfahren kennen gelernt, welches im wesentlichen darin besteht, glühende Eisenstifte mehr oder weniger tief in die erkrankten Gewebe einzusenken. Dasselbe hat sich namentlich bei granulirenden Gelenkentzündungen, Knochenentzündungen und Lymphdrüsenanschwellungen, sowie auch bei Gefäßgeschwülsten und Sehnenscheidencysten — Unterbeinen — sehr erfolgreich bewiesen.

Daß hohe Hitzegrade in verschiedenster Form — als Heißwassereinspritzungen in Eiterhöhlen, Auftröpfeln brennenden Siegellacks zur Belebung Scheintodter und zur Entlarvung von Simulanten u. a. — von Aerzten benutzt werden, sei hier nur im Vorübergehen bemerkt.

Dagegen sind hier noch als werthvolle Erfindungen der Neuzeit anzuführen der Nélaton'sche Gasbrenner, der Pacquelin'sche Thermokanter nnd der Middeldorpff'sche — galvanokaustische — Porzellanbrenner.

Der Nélaton'sche Apparat besteht aus einem Gummiballon, der mit Gas gefüllt wird und in einen mit feiner durch einen cylinderförmigen Drahtmantel geschützten

Spitze versehenen Schlauch ausläuft. Wird das Gas durch Fingerdruck aus dem Ballon getrieben und angezündet, so entsteht eine feine Flamme, welche an ihrer nicht leuchtenden Spitze einen hohen Hitzegrad entwickelt. Dieser Apparat hat vor dem Glüheisen den großen Vorzug, daß die Flamme mit großer Schnelligkeit eine tiefgreifende Verkohlung bewirkt, ihre Wirkung aber auf den Punkt beschränkt, auf den sie gerichtet ist. Dieser Apparat wurde bisher mit Vorliebe als blutstillendes Mittel bei frisch verletzten Gefäßen, sowie zur Zerstörung thierischer Gewebe benutzt, hat aber den Nachtheil, daß man mit ihm nicht in der Tiefe von Höhlen operiren kann, und außerdem das dazu nöthige Gas nicht immer da, wo man es braucht, zu haben sein dürfte.

Der Pacquelin'sche Platin-Brennapparat besteht aus einem hohlen Platinbrenner mit durchbohrtem Griff, der seinerseits am obern Ende eines Gummischlauches angebracht ist, dessen anderes Ende durch ein gläsernes Doppelrohr in Verbindung mit einer Benzin enthaltenden Flasche steht, aus welcher die sich entwickelnden Dämpfe mittels eines am gläsernen Doppelrohr angebrachten Gummigebläses durch den erstgenannten Schlauch in den Platinbrenner getrieben werden. Sobald nun letzterer über einer Flamme bis zur Rothglühhitze erwärmt, das Gebläse in Gang gesetzt ist und die Benzindämpfe in die Platinhülse getrieben sind, entzünden sich diese und halten den Brenner für längere Zeit — bei ruhigem Blasen bis zu mehrern Stunden — hellrothglühend, während durch forcirtes Blasen bloße Weißglühhitze erzeugt werden kann. Der Vorzug dieses Brennens vor dem Glüheisen beruht hauptsächlich darin, daß er beliebig lange glühend erhalten werden kann.

Der galvanokaustische Porzellanbrenner Middeldorpff's endlich besteht aus einem auf zwei Messingstäben befestigten und spiralförmig mit einem Platindraht umwundenen Porzellankegel, dessen Drahthülle durch die Messingdrähte mit der Leitung in Verbindung steht. Bei Schluß der letzteren überträgt der in Glühhitze versetzte Draht diese auf den Porzellankegel, der auch nach Unterbrechung des Stromes noch kurze Zeit weiter glüht. Mittels dieses Apparats kann man auch an tiefgelegenen Theilen, welche dem Glüheisen und dem Thermokanter nicht mehr zugängig sind, mit Leichtigkeit operiren, da man ihn kalt ein- und ausführen und so lange glühend erhalten kann, als man will.

Im Anschlusse an die zuletzt genannte Kauterisationsmethode Middeldorpff's mögen hier noch einige kurze Bemerkungen über Galvanokaustik im allgemeinen Platz finden, welche in den chirurgischen Arzneischatz eingeführt zu haben das große bleibende Verdienst des genannten Gelehrten ist.

Zur Erzeugung des für galvanokaustische Operationen erforderlichen constanten galvanischen Stroms benutzt man gewöhnlich eine Batterie mit möglichst großer auf wenige Elemente vertheilter wirksamer Oberfläche; die Grove'sche Batterie, aus Platin und Zink bestehend, ist zwar die für solche Zwecke geeignetste, aber bei ihrem hohen Preise und ihrer des großen Volumens wegen schweren Transportabilität nicht allgemein benutzbar. Man benutzt daher jetzt ziemlich allgemein die Stöhrer'schen Immersionsbatterien, welche lange Zeit gefüllt stehen können, ohne daß die dabei benutzten Metalle durch Zerfressen einen Schaden erleiden, und nebenbei jeden Augenblick in Thätigkeit gesetzt werden können. Der Stöhrer'sche Apparat besteht aus einem oder zwei Paaren großer Zink- und Kohlenplatten, die mittels Kurbelbewegung so auf und ab gedreht werden können, daß sie in die mit einer Mischung von chromsaurem Kali und Schwefelsäure gefüllten Glaströge mehr oder weniger tief oder auch gar nicht eintauchen. Die Leitungsdrähte, welche die Verbindung zwischen dem den galvanischen Strom erzeugenden Apparat und den galvanokaustischen Instrumenten herstellen, müssen von Kupfer oder Silber und hinreichend dick gearbeitet sein, während deren Länge von geringerer Bedeutung ist. Als eigentlich wirksamen und daher wesentlichen Theil haben die galvanokaustischen Instrumente eine Schlinge von Platindraht oder Platinblech, die vermöge ihres Leitungswiderstandes von dem galvanischen Strome in Glühhitze versetzt wird; die Enden dieser Schlinge müssen in dicken Kupferstäben befestigt sein, welche durch den aus einem Nichtleiter (Holz) gearbeiteten Handgriff isolirt voneinander verlaufen und in seitlich oder am Hintertheil des letzteren hervortretenden Fortsätzen endigen, die zum Anschrauben der Leitungsdrähte dienen. Ihrer Form nach entsprechen die galvanokaustischen Instrumente bald einem gewöhnlichen Glüheisen, bald einem Messer, einer Säge, einem Troikar, bald einem Ligatur- (Unterbindungs-) Werkzeuge, genannt Schneideschlinge. In Betreff der Wirksamkeit ist letztere dadurch ausgezeichnet, daß sie Ligatur mit Glühhitze combinirt, während alle übrigen analog dem Glüheisen wirken, nur mit dem Vorzuge, daß sie ihre Hitzquelle in sich selbst tragen, kalt eingelegt und beliebig lange im Glühzustande erhalten werden können. Ein weiterer Vorzug der Galvanokaustik ist die Möglichkeit, an Stellen zu operiren, welche dem Messer nicht zugänglich sind, sowie der Vortheil eines möglichst geringen Blutverlustes, weshalb sie auch vielfach als blutstillendes Mittel in Anwendung kommt; auch als antiseptisches — fäulnißwidriges — Mittel ist sie mannichfach empfohlen worden, doch steht sie nach Bardeleben's Ansicht in dieser Beziehung hinter andern Kausticis, namentlich dem Chlorzink, zurück.

Von der zweiten Hauptklasse der Kaustica, den chemischen Aetzmitteln, waren, wie schon erwähnt, im Alterthum nur wenige bekannt, welche meist nur als Blutstillungsmittel Verwendung fanden. Gegenwärtig ist jedoch ihre Zahl eine sehr erhebliche und sie finden theils in fester, theils in flüssiger Form bei den verschiedensten Krankheitsprocessen Verwendung, wo es gilt, Krankheitsproducte zu zerstören, reizend, alterirend, secretionsbefördernd oder beschränkend auf Wund- und Geschwürsflächen einzuwirken.

Als die bekanntesten nennen wir das Aetzkali, den Aetzkalk, den Höllenstein, den Kupferostriol, den Sublimat, das Chlorzink, den weißen Arsenik, die Chromsäure, die Wiener Paste (5 Aetzkali, 6 Aetzkalk), die Schwefel-

säure, Salpetersäure, die Antimonbutter nebst verschiedenen andern in Pasten- Pflaster- oder Salbenform benutzten Präparaten der genannten Mittel.

Dem Glüheisen gegenüber wirken die Aetzmittel langsamer, der Schmerz ist weniger heftig, hält aber länger an; der durch sie erzeugte Schorf ist weniger trocken und wird nur langsam abgestoßen; einzelne derselben (Arsen, Sublimat) können resorbirt werden und Intoxication veranlassen; alle irgend in die Tiefe dringenden Aetzungen bedingen Substanzverlust und oft entstellende Narbenbildung.

Zum Aetzen aus freier Hand bedient man sich der Aetzmittelträger, von denen namentlich die Emmert'sche Aetzpincette als praktisch zu empfehlen ist. Pulverförmige Aetzmittel werden mit dem Spatel aufgestaut oder mit dem Pinsel aufgepudert, Aetzpasten mit einem Holzspatel messerrückendick aufgetragen und mit einer Compresse bedeckt, pflaster- oder salbenförmige Mittel auf Leder oder Leinwand gestrichen und auf der Hand befestigt, bis die beabsichtigte Wirkung eingetreten ist. Flüssige Kauterien mit Holz- oder Glasstäbchen, am besten jedoch mit einem Asbestpinsel aufgeträufelt. Den nach der Aetzung längere Zeit zurückbleibenden, mitunter sehr peinlichen Schmerz kann man durch Auflegen von Eis oder kalten Compressen, im Nothfalle auch mittels einer Morphiuminjection oder einer Dosis Chloralhydrat lindern.

(Alfred Krug.)

Kautschuk, s. Caoutchouc.

Kauz, s. Strix.

KAVANAGH (Julia), englische Schriftstellerin, wurde am 7. Jan. 1824 zu Thurles in der irischen Grafschaft Tipperary geboren. Ihr Vater, Morgan Kavanagh, der sich durch einige linguistische und historische Schriften bekannt machte, brachte sie frühzeitig nach Paris, wo sie eine vortreffliche Erziehung erhielt. Im J. 1844 begab sie sich nach London, wo sie Mitarbeiterin an Chamber's Journal und andern Zeitschriften ward. Ihr erstes Buch war eine Weihnachtsschrift für die Jugend, „The Three Paths" (London 1847), in der sich alsbald die Vorzüge dieser begabten Erzählerin erkennen ließen. Darauf folgte der Roman „Madeleine" (1848), die Lebensbeschreibung eines frommen Landmädchens in der Auvergne, welches das Vorhaben faßt, in ihrem Geburtsdorfe ein Hospital zu gründen und dasselbe nach Ueberwindung aller Hindernisse schließlich ausführt. Mit dem nächsten Werke, dem Roman „Nathalie" (1851) trat Miß Kavanagh sofort in die Vorderreihe der Romandichterinnen. Es ist ein ebenso gehaltvolles wie geistvoll vorgetragenes Werk. Die Erzählung spielt wieder in Frankreich, dessen Norden vorwiegend teutonischer Abstammung mit dem Süden iberisch-celtisch-griechisch-römischer Abstammung in scharfen Gegensatz gebracht wird, wobei infolge der celtischen Abstammung der Verfasserin der Süden in ein bei weitem vortheilhafteres Licht kommt.

„Women in France during the 18. century" (London 1851) enthält eine Reihe geistreicher biographischer Skizzen von Frauen, die im 18. Jahrhundert als beaux esprits im grand monde von Paris glänzten. Die Verfasserin hatte sich damit eine Aufgabe gestellt, die ihrem keuschen Wesen keineswegs genehm war, sodaß die Schilderungen nicht so lebhaft sind, wie man von ihrer Feder wol erwarten sollte. Die Biographien beginnen mit der Periode der Regence, welche in der Einleitung im allgemeinen geschildert wird, und endigt mit der Revolutionszeit.

„Women of Christianity, exemplary for Acts of Piety and Charity" (London 1852) war ein Thema, das sich Miß Kavanagh nach ihrer Beschäftigung mit den französischen Damen des vorigen Jahrhunderts als ein ihrer Gemüthsrichtung angemesseneres gewissermaßen wol von selbst empfehlen mußte. Sie beabsichtigte, in diese Folge alle Biographien von Frauen aufzunehmen, welche sich unter dem Einflusse des christlichen Glaubens, geduldig, wenn zu ertragen, heroisch, wenn zu handeln und zu dulden war, durch ihre Selbstverleugnung als Muster des Christenthums bewährt und bemerklich gemacht hatten. Es war dies jedoch eine zu umfassende Aufgabe, weshalb die Behandlung ungleich ausfiel, sodaß einige eingehend, andere skizzenhaft sind, während manche, die dem Plane nach hätten aufgenommen werden sollen, fehlen.

Mit dem Romane „Daisy Burns" (3 Bde., London 1853) betrat Miß Kavanagh englisches Terrain, wo sie aber bei weitem nicht so heimisch war wie auf dem französischen. Im Einzelnen bekundete die Verfasserin ihre große Kraft, namentlich ihr so zartes wie ergreifendes Pathos. Der Erzählung fehlt jedoch Wahrscheinlichkeit, und im ganzen bezeichnet das Werk einen Rückschritt.

Im J. 1853 und 1854 machte Miß Kavanagh eine Reise durch Frankreich, die Schweiz und Italien, welche sie in „A Summer and a Winter in the Two Sicilies" (London 1858) beschrieb.

„Grace Lee, a tale" (3 Bde., London 1855) hat die Vorzüge und Fehler des letzten Romans, anschaulichen Vortrag und mangelhafte Wahrscheinlichkeit.

„Adele, a Tale" (3 Bde., London 1858) ist gleichfalls ein im Einzelnen vorzüglicher, im Ganzen verfehlter Roman. Besonders ist die Charakterisirung sehr fein ausgearbeitet.

„French Women of Letters" (2 Bde., London 1862) enthält ausführliche Biographien der bedeutendsten französischen Romandichterinnen, indem Miß Kavanagh hier unter „Letters" ausschließlich den Roman versteht. Ihr Zweck bei diesem und dem nachfolgenden (English Women of Letters, 2 Bde., London 1862) war, darzulegen, wie weit Frauen zur Entwickelung des Romans „in den beiden größten Literaturen der Neuzeit, der englischen und französischen, beigetragen haben". Von sämmtlichen Romanen der angeführten Schriftstellerinnen sind ausführliche Résumés und eingehende Kritiken gegeben.

„Queen Mab, a Tale" (3 Bde., London 1863) ist ein vortrefflich geschürzter Roman, welcher eine ergreifende Folge von Conflicten der Leidenschaften und Pflichten mit großer Anschaulichkeit vorführt.

Miß Kavanagh schrieb sonst noch die Romane „Beatrice“ (London 1865), „Sybil's second lore“ (3 Bde., London 1867), „Dora“ (3 Bde., London 1868), „Silvia“ (3 Bde., London 1870).

Die geistreiche Frau ist jedenfalls eine der Spitzen der englischen belletristischen Literatur unserer Zeit. Während der letzten Jahre ihres Lebens wohnte sie mit ihrer Mutter in Nizza, woselbst sie am 28. Oct. 1877 plötzlich starb. (*W. Bentheim.*)

KAWALA, auch Kawalla mit Doppel-l, theils durch Einfluß des Italienischen, theils um die Oxytonie zu markiren, während die türkische officielle Schreibweise der zweiten Silbe ein gedehntes a und nur ein l gibt, ist der Name einer Hafenstadt am Aegeischen Meere und liegt innerhalb einer Bucht, welche die thracisch-macedonische Küste gegenüber der Insel Thasos beschreibt, an einem kleinen Vorgebirge. Mit seinen mehrstöckigen Häusern, Minarets, Moscheen, Cypressen und andern Ziergewächsen sich terrassenmäßig die Höhe hinanziehend und oben von den festungsähnlichen Trümmern einer alten Kaserne überragt, gewährt der Ort, welchem eine stattliche Wasserleitung von drei Bogen übereinander das Wasser zuführt, einen herrlichen Anblick; andererseits wird von den Balkons und Fenstern seiner Häuser aus der reizende Golf mit der durch kühne Bergformen sich auszeichnenden Insel Thasos überschaut. Kawâla zählt ungefähr 3000 Einwohner und ist der Vorort der von dem Sandschak Drama abhängigen, zum Vilajet von Salonik gehörigen Districte Bereketli und Sary-Schâban, zugleich aber dient es als Stapelplatz für die an werthvollen Rohproducten reichen Gegenden von Seres und von Drama, sowie für einen großen Theil des Strymonthales. Der kostbare ostmacedonische Taback, welcher zum Theil auf dem eigenen Territorium von Kawâla, hauptsächlich aber in dem Gebiet der benachbarten Binnenstadt Jenidsche gebaut wird, findet fast ausschließlich über Kawâla seinen Weg nach Konstantinopel und den übrigen großen Handelsplätzen der Levante.

Die Vortheile der Lage von Kawâla waren schon dem Alterthum nicht entgangen und schon früh wurde dieselbe als Wohnstätte benutzt. Ursprünglich eine Colonie der Thasier, kam der Ort im J. 464 unter die Herrschaft der Athenienser, welche sich das Mutterland unterworfen hatten. Dieselben erneuerten die Ansiedelung und nannten sie Neapolis, unter welchem Namen sie hier und da erwähnt wird, ohne zu historischer oder politischer Bedeutung gelangt zu sein. Bekannt ist, daß der Apostel Paulus, von Alexandria Troas kommend, in Neapolis anlandete, um sich den folgenden Tag nach dem (nur 12 M. P.) entfernten Philippi zu begeben (Act. 16, 11). Ueber den Untergang des Namens Neapolis und den Ursprung von Kawâla ist Näheres nicht bekannt. Aus der byzantinischen Geschichte erfahren wir, daß, als Kaiser Michael II. den Aufstand des Thomas niedergeworfen und die rebellischen Land- und Seestädte Thraciens erobert, in der Rhodopegegend zwei Kastelle, Kawâla (*Καβάλα*) und Saniana, sich noch hielten und endlich durch Bestechung der Besatzungen gewonnen wurden.*) Es ist zwar nicht gesagt, daß diese Kastelle am Meere lagen; da aber ihre Commandanten auf der Flucht nach Syrien ergriffen wurden, so ist dies anzunehmen und die Identität des Kastells (*φρούριον*) Kawâla mit der heutigen Stadt wahrscheinlich. Bemerkenswerth ist die letztere dadurch, daß Mehemed-Ali Pascha, der Begründer des Vicekönigreichs Aegypten, im J. 1769 daselbst als der Neffe eines Mussellim das Licht der Welt erblickte und in dem Divan seines Oheims den Grund zu der praktischen Tüchtigkeit legte, welche ihn zu dem hervorragendsten Manne seiner Zeit im Orient machte. — Der den 3. März 1878 zu San-Stefano bei Konstantinopel zwischen Rußland und der Türkei abgeschlossene Friede würde, wenn er zur Ausführung gekommen wäre, Kawâla dem geplanten Bulgarischen Reiche einverleibt haben. Der Congreß von Berlin, welcher Macedonien und das Rhodopegebirge der Pforte zusprach, befreite Europa von der Besorgniß, einen slawischen Hafen am Aegeischen Meere entstehen zu sehen. (*G. Rosen.*)

KAWASSEN nennt man in der Türkei eine Klasse von Unterbediensteten, welche, hochgestellten Staatsbeamten beigegeben, einerseits eine Sicherheits- und Ehrenwache dieser vorstellen und andererseits bei ihnen die Geschäfte einer militärischen Ordonnanz zu versehen haben. Der Kawas erhält seine Löhnung ausschließlich von seinem Dienstherrn, zu dessen Privatgesinde er insofern zählt, als der Staat von ihm keine Notiz nimmt. Wenn ihm nichtsdestoweniger eine gewisse Autorität (Polizeidiener-Befugniß um die Person seines im Publicum verkehrenden Gebieters sowie vor dem Eingange von dessen Wohnung, Eintrittsrecht bei den Landesbehörden zu Bestellungen aller Art u. dgl. m.) zugestanden wird, so kann dies nur als ein Ausfluß der amtlichen Stellung seines Herrn betrachtet werden. Wie sich hiernach von selbst versteht, gibt es auch keine eigene Kawassen-Uniform; ob und wie er durch besondere Kleidung ausgezeichnet wird, hängt lediglich vom Willen des Gebieters ab, welcher selber der localen Sitte Rechnung zu tragen pflegt. Ohne Seitengewehr und Pistolen erscheint indessen ein Kawas so gut wie nie in der Oeffentlichkeit, und meistens führt er als charakteristisches Abzeichen, wenn er seinem Gebieter voranschreitet, einen langen mit Silber beschlagenen Stab. — Ihre häufige Erwähnung in den Reiseberichten aus dem Orient verdanken die Kawassen dem Umstande, daß auch die fremden Gesandtschaften und Consulate in der Levante Bedienstete dieser Kategorie führen, welche außer den oben angegebenen auf den Dienstherrn bezüglichen Attributionen noch mit Amts-, Gerichts- und Polizeidienergeschäften unter die im Jurisdictionsbezirk der betreffenden diplomatischen Behörde sich aufhaltenden, nach dem Rechte der Exterritorialität der letzteren unterstehenden Conationalen und Schutzgenossen betraut sind und demnach die alltäglichen Berührungen, wie der Gesandtschaft, resp. des Consulats, so der fremden Unterthanen mit den Landesbehörden vielfach vermitteln. Durch fälsch-

*) Georg. Cedrenus II, 90.

liche Uebertragung dieser bei den fremden Vertretungen bestehenden Einrichtung auf die intimen türkischen Civilbehörden werden auch die Saptiéh, die drei türkischen Polizeisoldaten, ein unsern Schutzleuten entsprechendes eigenes uniformirtes Corps, welchem, wie in Konstantinopel, so in den Provinzialhauptstädten der Türkei die Sorge für die öffentliche Sicherheit obliegt, von den Europäern gemeinhin Kawassen genannt. Andererseits findet man bei Franzosen, Engländern und Italienern noch häufig für die Gesandtschafts- und Consulatskawassen die Benennung Janitschar (Janissäre, Gianzzaro) als Reminiscenz der früheren Zeit, wo zu dem betreffenden Dienste nur Affiliirte des bis zu seiner Vernichtung (1826) vorwiegend privilegirten Truppenkörpers herangezogen wurden. Die Etymologie des Wortes Kawas ist nicht ganz klar; wahrscheinlich ist es von dem arabischen Kawwâs, spr. Kauâs, Bogenmacher, Bogenspanner herzuleiten. *(G. Rosen.)*

KAWÉRI, englisch Cauvery, *Χαβηρος* des Ptolemäus, ist ein großer Fluß im südlichen Indien, berühmt wegen seiner traditionellen Heiligkeit wie auch wegen seiner malerischen Landschaften und seiner Wichtigkeit für die Bewässerung. Sie entspringt in Kurg, mitten in den West-Ghats, in 12° 25′ nördl. Br. und 94° 10 Lg. von Ferro, fließt in südöstlicher Richtung über das Plateau von Maisur, und ergießt sich durch zwei Hauptmündungen innerhalb des Madrasdistricts von Tandschur in den Busen von Bengal. Sie ist etwa 103 □Meter lang und ihr Stromgebiet umfaßt 1317 □Meter. Der fromme Hindu nennt sie Dockshini-Ganga oder den Ganges des Südens, und ihr ganzer Lauf ist heiliger Boden. Nach einer in den Agneja- und Skanda-Puránas aufbewahrten Legende ist einst auf Erden ein Mädchen geboren worden, Namens Vishnumaja oder Lopamudra, eine Tochter Brahma's; ihr himmlischer Vater erlaubte ihr, als das Kind eines Sterblichen, des Kavera-muni, betrachtet zu werden. Um nun für ihren Adoptivvater die Seligkeit zu erlangen, beschloß sie, ein Fluß zu werden, dessen Wasser von allen Sünden reinigen sollte. Deshalb weilt einmal im Jahre die Heilige Ganga unterirdisch bei der Quelle der Kawéri, um sich von der Verunreinigung zu reinigen, welche sie durch die Menge der Sünder empfangen hat, die sich in ihrem Wasser gebadet haben. Bei Tala Kawéri, wo der Fluß entspringt, und bei Bhagamandala, wo sie den ersten Nebenfluß empfängt, stehen alte Tempel, die jährlich von einer Fülle von Pilgern im Monate Tulamasat (October und November) besucht werden. Der Lauf der Kawéri in Kurg ist sehr gewunden. Ihr Bett ist im allgemeinen felsig; ihre Ufer sind hoch und mit der üppigsten Vegetation bedeckt. In der trockenen Jahreszeit ist sie fast überall zu durchfurten; aber in der Regenzeit schwillt sie zu einem 7—10 Meter tiefen Strome an. In diesem Theile ihres Laufes empfängt sie viele Nebenflüsse: die Kakabe, Kadimur, Kumma-hole, Muttaramutta, Schikka-hole und Suvarnati. Nahe der Grenze, an der Station Fragerpat, führt eine prachtvolle Steinbrücke von 157 Meter Länge hinüber. Beim Eintritt in Maisur läuft sie durch eine enge Schlucht, die aber gegenwärtig auf 275—366 Meter Breite erweitert ist. Ihr Bett bleibt felsig, sodaß keine Schiffahrt möglich ist; aber ihre Ufer sind hier von einem reichen Streifen frischer Vegetation eingefaßt. Auf ihrem Laufe durch Maisur wird ihr Bett durch nicht weniger als zwölf Anikats oder Dämme zur Bewässerung unterbrochen. Von dem wichtigsten derselben, dem bekannten Madadkatte, ist ein 20 g. Meter langer künstlicher Kanal abgeleitet, welcher eine Fläche von 4000 Hekt. (mit einem Einkommen von 7000 Pfd. St.) bewässert, und schließlich noch eine Wasserzufuhr zur Stadt Maisur bringt. In diesem Theile ihres Laufes bildet sie zwei Inseln, die von Saringapatam und von Sivasamudram, welche an Heiligkeit mit der Insel Srirangam, weiter unten im Tritschinopoli-Districte, wetteifern. Die Insel Sivasamudram umschließen die berühmten Wasserfälle der Kawéri, welche rücksichtlich ihrer romantischen Schönheit nicht ihres gleichen haben. Der Strom theilt sich hier in zwei Arme, deren jeder 44 geogr. Meilen weit in einer Aufeinanderfolge von Stromschnellen und gebrochenen Cascaden weiter herabfließt. Durch private Freigebigkeit eines Eingeborenen von Maisur ist die Scenerie den Beschauern zugänglich gemacht, indem er zwei rohe, aber feste Steinbrücken hat bauen lassen, welche von jedem Ufer zur Insel hinüberführen. Um diese malerische Stelle hat mehr als eine tragische Erzählung aus früheren Tagen sich gesammelt. — Die Nebenflüsse der Kawéri sind die Hemavati (die Goldene), die Lakschmantirtha, Lokapávani, Kabbani und Suvarnavati. Nachdem sie den Boden von Madras betreten, macht sie die Grenze zwischen den Districten Koimbatur und Salem auf eine ansehnliche Strecke, bis sie den Tritschinopoli-District betritt. Den historischen Fels von Tritschinopoli umfließend, theilt sie sich wieder in zwei Arme, und zwar bei der Insel Srirangam, welche zwischen sich das Delta von Tandschur, den Garten des südlichen Indiens, umschließen. Der nördliche dieser Arme heißt der Kolerum (Kolidam); aber der, welcher weiterhin den Lauf der Kawéri nach Osten fortsetzt, behält den Namen Kawéri. An der Seeseite des Delta befinden sich die Ankerplätze Negapatam und Französisch-Karikal. Nur auf einem Theile ihres Laufes befährt man sie in Booten aus Flechtwerk. In Madras sind die wichtigsten Nebenflüsse die Bhavani, Nojel und Amravati. Bei Erode kreuzt der Fluß die Hauptlinie der Madras-Eisenbahn mittels einer eisernen Brücke, 40,000 Rubel kostend, 468 Meter lang, mit 72 Spannungen auf Pfeilern, welche in den Fels eingelassen sind.

Obwol das Wasser der Kawéri in Maisur und im Koimbatur-Districte für den Ackerbau benutzt wird, so wird sein wahrer Werth für die Bewässerung doch erst im Delta ersichtlich. Bei Srirangam, gerade an der Theilungsstelle, wird die Flutausladung auf 472,000 Fuß in der Secunde geschätzt. Mit der Aufgabe, diesen Agricultur-Reichthum nutzbar zu machen, hat sich zuerst ein vorhistorischer Hindu-König beschäftigt, welcher einen massiven Damm aus unbehauenen Steinen, 330 Meter lang und 12—18 Meter breit, quer über den Strom der

eigentlichen Kawéri führen ließ. Dieser Damm, von dem man glaubt, daß er aus dem 4. Jahrhundert vor Chr. datire, ist noch trefflich im Stande, und hat den englischen Ingenieuren als typisches Muster gedient. Als im J. 1801 die Briten in Besitz des Tandschur-Districts kamen, fand man, daß die große Wassermenge damals den Kolerum ungenützt hinablief, welcher jetzt nur ein Abzugskanal ist, während die eigentliche Kawéri allmählich vermoderte, und die Bewässerungs-Kanäle, welche von ihr ausgingen, trocken wurden. Der Hauptgegenstand der Ingenieurarbeiten, welche seitdem ausgeführt wurden, ist, diese fatale Tendenz zu beseitigen, und jeden der beiden Kanäle zu veranlassen, das Maximum an Wasser zu führen, welches zur Verwendung kommen kann. Das neuere Hauptwerk ist der Damm oder Anikat quer über den Kolerum, welchen Sir Arthur Cotton zwischen 1836 und 1838 hat bauen lassen. Dieser Damm ist 686 Meter lang und zerfällt durch Inseln in drei Abtheilungen; der Körper besteht aus Ziegeln, ist aber mit gehauenen Steinen gedeckt. Seine Dicke ist 1,8 Meter und er ist an der Rückseite durch einen 6,4 Meter breiten gemauerten Schutz gestützt. Mittels eines mühsamen Systems von Schleusen, welche in den folgenden Jahren angelegt sind, ist die Ausladung beider Flüsse jetzt so geregelt, daß keiner von beiden durch Schlamm überladen wird, während der Wasserüberfluß beider durch eine Anzahl von Vertheilungsgräben für Bewässerung nutzbar gemacht wird. Die jetzt schon aus dieser Quelle bewässerte Fläche ist in den drei Districten Tandschur, Tritschinopoli und Süd-Arkot etwa 61,4 g. □Meter, welche eine Revenue von 353,000 Pfd. St. geben. (Hunter.) *(G. A. von Klöden.)*

KAWI-SPRACHE. Unter den Völkern malaiischen Stammes waren die Javanen wo nicht das erste, so doch sicher eins der ersten, zu welchen indische Cultur und Schrift gedrungen sind, und jedenfalls ist jetzt ihre Sprache innerhalb der ganzen Familie diejenige, welche die älteren Literaturdenkmäler aufzuweisen hat. Es sind dies mehr oder minder getreue Uebersetzungen oder Nachbildungen indischer Werke, zumal epischer und dramatischer, dann aber auch buddhistisch-religiöser. Wann diese Literatur ihren Anfang genommen, dürfte schwer festzustellen sein; jedenfalls läßt ihre Sprache auf ein verhältnißmäßig hohes Alter schließen.

Diese Sprache ist ihrem Grundwesen nach altjavanisch, aber bald stärker bald schwächer mit indischen, dem Sanskrit oder dem Pali angehörigen Culturwörtern versetzt. Die Mischungsverhältnisse sind in der That so schwankend, daß von einem Wortsatze des Kawi kaum die Rede sein kann. Der Fall liegt hier nicht wie im Englischen, wo ja auch der Schriftsteller so oft die Wahl hat, ob er den germanischen oder den romanischen Ausdruck wählen will: denn hier sind so und so viele romanische Wörter in der germanischen Sprache eingebürgert. Das Kawi dagegen scheint ganz willkürlich den Wortsatz des Sanskrit als einen Theil seines eigenen zu behandeln und sich nur hier und da die fremden Laute mundgerecht zu machen. Das sogenannte Kramá, die vornehme Sprache der heutigen Javanen, hat sich dann einen Theil dieser indischen Elemente wirklich einverwebt.

Man hat gezweifelt, ob sich die Sprachen des malaiischen Stammes in auf- oder absteigender Formentwickelung befinden, ob also die formenärmsten oder die formenreichsten Sprachen des Stammes den ursprünglicheren Typus darstellen. Eine grammatische Vergleichung des Kawi mit dem heutigen Javanisch spricht entschieden für die letztere Annahme. In Uebereinstimmung mit den hochentwickelten Philippinensprachen weist das Kawi noch morphologische Formen und grammatische Functionen auf, welche seitdem im Javanischen verschwunden sind.

Gleichwol liegt die Bedeutung jener Sprache nur zum geringsten Theil in ihr selbst; und auch ihre unselbständige Literatur kann nur von secundärem Werthe sein. Für die Geschichte der Sprachwissenschaft aber sollte sie geradezu epochemachend werden. Wilhelm von Humboldt's bedeutendstes Werk, Die Kawisprache auf der Insel Java, 3 Bde. (Berlin 1836 bis 1839), hat sie zum Mittelpunkt, und so knüpft sich an sie einmal die tiefsinnige Abhandlung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, und dann die eigentliche wissenschaftliche Entdeckung des großen malaio-polynesischen Sprachstammes, für dessen grammatische Vergleichung das Kawi-Werk noch heute mehr als blos grundlegenden Werth behauptet. *(G. von der Gabelentz.)*

KAYSER (Karl Philipp) gehört einer alten, in der hessischen Rheinpfalz angesehenen Familie an, aus der zahlreiche Geistliche und Schulmänner hervorgegangen sind. Er war am 18. Nov. 1773 in Enzisheim bei Alzei geboren, hatte seine Schulbildung in Grünstadt und Buchsweiler erhalten und dann in Göttingen studirt. Die Theilnahme an dem dortigen philologischen Seminare bestimmte die Richtung seiner Studien. Schon 1793 erlangte er die philosophische Doctorwürde. Die dazu herausgegebene Schrift: Philetae Coi fragmenta quae reperiuntur collegit et illustravit, kann zwar heutigen Ansprüchen in Bezug auf die Untersuchungen über die Lebensverhältnisse des Elegikers, auf Anordnung und Verbesserung der Bruchstücke nicht mehr genügen, war aber doch damals immer beachtenswerth und erhielt durch die vorausgeschickte epistola Chr. G. Heynii ad J. G. Schlosserum eine besondere Empfehlung. Noch in demselben Jahre wurde er unter die rheinpfälzischen Candidaten aufgenommen und 1794 als dritter Schullehrer am reformirten Gymnasium in Heidelberg angestellt. An dieser Anstalt ist er bis zu seinem Tode thätig gewesen und nach der Erweiterung derselben einer der nach der Confession wechselnden Directoren gewesen, eifrig bemüht, die humanistische Entwickelung und Förderung der Schüler zu pflegen und zu sichern. Daneben hatte er sich an der Universität habilitirt, wurde schon 1804 als Gehülfe bei der Bibliothek ins Auge gefaßt, später zum Bibliothekar und zum außerordentlichen Professor ernannt. Mit dem 1804 berufenen Creuzer war er innig befreundet. Im J. 1805 hatte er sich mit Gertrud Keibel verheirathet, der Tochter eines reformirten Pfar-

rers in Mannheim, und dadurch eine energische und bedeutende Lebensgefährtin gewonnen, die fortan den Mittelpunkt eines ansehnlichen, durch Zöglinge besonders aus England und Frankreich erweiterten und durch ausgedehnten geselligen Verkehr belebten Hauses bildete. Durch Creuzer traten die Romantiker Tieck, Brentano und dessen Frau, Arnim, die Gebrüder Boissere der Familie näher. Die reiche musikalische Begabung der Frau sammelte gute musikalische Kräfte, deren Vereinigung im Wetteifer mit dem mehr der ältere Musik zugewendeten Thibaut'schen Kreise sich mehr der modernen Musik eines Händel, Gluck, Mozart, Beethoven u. a. widmete. Im J. 1822 war ein Weingut in Wachenheim erworben, wo im Frühjahre und noch mehr im Herbste zahlreiche Gäste sich einfanden und dessen reiche Erträge die Keller des geräumigen heidelberger Wohnhauses füllten.

Zu schriftstellerischer Thätigkeit fand er wenig Muße. Im J. 1805 ließ er als eine Art Uebungsbuch für die Anfänger lateinischer Lektüre „Interessante Erzählungen aus den römischen Annalen des Livius" in Erlangen erscheinen, welche 1824 abermals gedruckt wurden. Mureti institutio puerilis (1807) und desselben Scripta collecta (1809) sollten die Kenntniß des Latein fördern; bei Erasmi institutio hominis christiani (1815) war wol mehr der Inhalt ins Auge gefaßt. Von Schriftstellern hat er sich viel mit Cicero beschäftigt, aber nur ein kleines Programm „Einige Stellen des Cicero" (1827) und Beiträge zu Moser's Ausgabe von De divinatione et de fato sind uns überliefert. Diese 1828 erschienene Ausgabe ist gewidmet C. Ph. Kayser antiquae fidei amico suo von Creuzer und Moser mit der Bemerkung: Haec inscripseramus antiquae fidei amico valenti, gaudenti florente domo, ludo — nunc inscribenda *τῷ μακαρίτῃ*. — Nam eheu! eum uxori, liberis, amicis, literis urgente fato eripuit maligna febris ne cum undecim lustra emensum ipso die natali XIV Kalend. Dec. MDCCCXXVII. — Multis ille bonis flebilis occidit, nulli flebilior quam nobis.

Sieben Kinder gingen aus seiner Ehe hervor, zwei Söhne, Karl Ludwig, der nachher behandelte Philolog, und Ludwig, der als Diakonus und Vorstand der Schule in Gernsbach in der Blüte seiner Jahre gestorben ist, und fünf Töchter, von denen drei verheirathet waren. Der Kayser'schen Familie, besonders der Mutter, gedenkt Fr. Jacobs in den Personalien S. 292. Noch existirt von ihm sein sorgfältig geführtes Tagebuch, das in die Zeit des göttinger Aufenthalts zurückgeht und bis zum Tode 1827 fortgesetzt ist in einer Reihe von Bänden; nur die Jahre 1807—9 fehlen. Wie wichtig diese Aufzeichnungen für die Verhältnisse der heidelberger Universität und überhaupt für das geistige Leben in der Pfalz sind, ergeben die Mittheilungen des Geheimraths Bartsch in der Festrede über die Romantiker und über die germanistischen Studien 1882. (*F. A. Eckstein.*)

KAYSER (Karl Ludwig), Sohn Karl Philipp's, ist am 3. Febr. 1808 in Heidelberg geboren. Seine Erziehung erhielt er im älterlichen Hause unter der eingehendsten Leitung seines Vaters und der etwas unruhigen, immer neue Anforderungen an den Sohn stellenden Einwirkung der Mutter. Diese Einflüsse ergaben die Grundzüge seiner Jugendbildung, der humanistischen und der musikalischen; diese wurde überdies geweckt und gepflegt durch den Verein, der die Pflege moderner Musik sich angelegen sein ließ. Nachdem er im Mai 1822 confirmirt war, wurde er dem Musiklehrer Vollweyler in Frankfurt a. M. übergeben, um Theorie der Musik zu lernen, Klavierspiel eifrig zu üben, Mathematik zu treiben und daneben auch das Gymnasium zu besuchen, an welchem Vömel und Wilhelm Ernst Weber in frischer Thätigkeit standen. Aber die Neigung zu Homer mußte unterdrückt, ja im December 1823 das Gymnasium verlassen werden, damit der Knabe seine ganze Zeit der Musik und der Mathematik widmen konnte. Da war von einem frohen Jugendleben, von Verkehr mit Altersgenossen nicht die Rede. Im April 1824 kehrte er in das älterliche Haus zurück und besuchte noch die obersten Klassen des heidelberger Lyceums, wie damals das Gymnasium hieß. Im Herbste 1825 wurde er aus diesem entlassen und begann seine theologischen und philologischen Studien unter Creuzer, Bähr und seinem Vater. Dem Historiker Schlosser blieb er fern, weil der nahe Freund seines Hauses und sein eigentlicher Lehrer Creuzer diesem fern stand und das Auftreten Schlosser's, seine ganze Behandlung der Geschichte ihm nicht zusagte. Er hatte für Creuzer große Pietät, wie ein Sohn für den Vater, und nur so läßt sich die Verbindung mit dem Symboliker bei der für verstandesmäßige Analyse angelegten Natur Kayser's erklären. Im Juli und August 1826 begleitete der achtzehnjährige Jüngling Creuzer nach Paris, zugleich mit Professor Becker aus Löwen. Aber der Aufenthalt war zu kurz, weil Creuzer die Stadt rasch satt hatte, und blieb ohne Ertrag für die philologischen Studien, weil Kayser, der bis dahin viel Zeit auf musikalische Composition verwendet hatte, vor allem eine von ihm componirte Messe Cherubini überreichen wollte und das musikalische Interesse alles andere überwog. — Der Tod des Vaters 1827 veranlaßte eine gewaltige Aenderung der äußern Verhältnisse. Die rührige Mutter erweiterte das Pensionat und verband es mit einem Institut für Knaben, das in seinen fünf Klassen dem Gymnasium bedenkliche Concurrenz machte und wegen seiner Ausdehnung die Mitwirkung der ganzen Familie, auch der Töchter, beanspruchte. Auch unser Kayser fand sofort Verwerthung seiner Kenntnisse als Lehrer; später trat er wenigstens dem Namen nach als Director an die Spitze, dessen wahre Leitung immer die Mutter bis zu ihrem Tode 1843 behielt und das erst im Jahre 1846 ganz aufhörte.

An der Universität hatte er 1827 einen Preis gewonnen durch Bearbeitung der von der philosophischen Facultät gestellten Aufgabe exhibeatur elogium Jac. Gruteri, eius res exponantur et in rem litterariam cum nostram tum universam merita, die erste Anregung zur Bearbeitung der Geschichte der heidelberger Philologie, zu der er später noch einmal 1865 zurückgekehrt ist. Zum Druck dieser Preisschrift hat er sich

nicht entschließen können. Im Sommer 1830 bestand er in Karlsruhe die theologische und philologische Prüfung. Am 20. Dec. 1830 folgte die Doctorpromotion nach einem insigni cum laude bestandenen Examen. Am 22. Juni 1831 und zwar mit dem Abschlusse seiner Erstlingsarbeit beginnt sein Tagebuch, das anders als bei seinem Vater nur von seinen eigenen Studien und zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten genaue Kunde gibt.[1]) Ueber Lebensereignisse findet sich wenig. Er hat es gewissenhaft fortgeführt bis wenige Tage vor seinem Tode, bis zum 1. Mai 1872. Im Anfange 1833 habilitirte er sich an der Universität, am 12. Jan. hielt er seine Probevorlesung, am 19. Jan.[2]) disputirte er ad facultatem docendi rite obtinendam über sieben Thesen, die sich auf seine späteren Studien wie vorbedeutend beziehen. Ostern 1833 begannen seine Vorlesungen. Seit 1835 nahm er freiwillig an der Leitung der Uebungen des philologischen Seminars theil, aber erst 1845 wurde seine Einwirkung auf dasselbe geregelt und officiell ausgesprochen. Im J. 1841 war er zum professor extraordinarius ernannt; an Gehalt glaubte man bei dem Instituts-Director nicht denken zu müssen; spärliche Remunerationen wurden später wol bewilligt, 1855 auch der erste feste Gehalt von 600 Gulden, der sich langsam steigerte und erst kurz vor seinem Tode auf das Dreifache sich erhob. Bei der Uebernahme der außerordentlichen Professur hat er die Abhandlung de interpolatore Homerico drucken lassen. Die Uebertragung einer ordentlichen Professur verzögerte sich bis 1863 und zwar, wie er mir einmal schrieb, „infolge ungünstiger Verhältnisse". Daß man den Propheten in seinem Vaterlande nicht gelten, daß man einen Lehrer an derselben Universität nicht aufkommen läßt und was sonst bei den Kleinlichkeiten des Universitätslebens in derartigen Fällen angeführt zu werden pflegt, konnte bei Kayser nicht der Grund sein. Auch das Knabeninstitut und die dadurch bedingte Arbeit konnte niemand vorrücken; es war 1846 aufgelöst. Seine wissenschaftlichen Leistungen konnten nicht geltend gemacht werden, da er Ansehen nach außen hin sicher genoß. Wohl fehlte es ihm an der Kunst sich geltend zu machen, Ansprüche für sich zu erheben, aber schlimmer wurde die mangelnde Gunst seiner unmittelbaren Amtsgenossen, die vielleicht durch den intriguirenden Einfluß eines Einzelnen[3]) sich fortreißen ließen, die wohlverdiente Ehre und Anerkennung dem Collegen so lange vorzuenthalten. Als 1864 Köchly nach Heidelberg berufen war, wurde auch das philologische Seminar seiner Leitung und alleinigen Verantwortlichkeit übergeben. Kayser hatte sich zu einer Mitwirkung bestimmen lassen, aus der ihm bei der Selbstherrlichkeit dieses Vorstehers viel Verdruß und mancher schwere Druck erwuchs. Besondere Freude machte ihm 1869 die Verleihung des Ritterkreuzes vom Zähringer Löwenorden, mit dem ihn sein Landesherr nach Vollendung der Ausgabe des Cicero auszeichnete. Schon 1851 war er auswärtiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München geworden.

Im März 1837 hatte er sich mit der Tochter seines frankfurter Lehrers Vollweyler verheirathet, aber das junge Paar trat in den Hausstand der Mutter ein und fand kein häusliches Glück, keine Selbständigkeit. Als das Knabeninstitut aufgelöst war und ein Ersatz für die Einnahmen geschafft werden mußte, gründete Frau Kayser ein Mädchenpensionat, das unsern Kayser nöthigte, sich immer mehr zurückzuziehen und auch sich 1852 von der Frau zu scheiden. Zehn Jahre später schloß er eine zweite Ehe mit Sophie Hilger aus Langenkandel und fand in ihr wahres Lebensglück, weil diese Frau nicht blos das Hauswesen umsichtig leitete, sondern auch Verständniß für seine wissenschaftlichen Studien besaß vnd die musikalischen sachkundig unterstützte. Die Hochzeitsreise führte ihn nach München und Regensburg, 1864 begleitete Kayser sie nach Norderney, 1865 nach der Insel Sylt, 1871 nach Brückenau. Dies waren durch Gesundheitsrücksichten veranlaßte Reisen, von denen er sonst der gelehrten Arbeit gegenüber nichts wissen wollte. Nur musikalische Aufführungen lockten ihn nach den benachbarten großen Städten, kleinere Ausflüge führten zu den Verwandten und Geschwistern, doch beschränkten diese sich in der Regel auf einen Tag. Dagegen hat er die Philologen-Versammlungen in Mannheim 1839, Gotha 1840, Bonn 1841, Darmstadt 1845, Frankfurt, Augsburg und natürlich Heidelberg besucht. An den Vorträgen und Debatten derselben hat er sich nie betheiligt, wohl aber Genuß gefunden in dem engeren Verkehre mit einzelnen Festtheilnehmern, die ihn besonders interessirten und die ihm angenehme Stunden bereiteten. Die Versammlungen der mittelrheinischen Gymnasiallehrer, welche in der Pfingstzeit gehalten werden, hat er selten besucht. Auch an den zahlreichen Vereinen Heidelbergs nahm er nicht theil, nur die 1864 gegründete Philosophisch-historische Gesellschaft machte eine Ausnahme; hier hat er selbst Vorträge gehalten, von denen einer, am 6. Juni 1863 gehalten, über Pindar nach seinem Tode gedruckt ist.[4]) Bei solcher Neigung ist es erst recht erklärlich, daß er sich um die Weltereignisse nicht kümmerte; höchstens daß die badische Revolution 1849 und der Deutsch-französische Krieg einen früheren Schluß der Vorlesungen veranlaßt haben, findet in seinem Tagebuche eine Erwähnung.

In stiller, emsiger Thätigkeit vergingen ihm Jahr um Jahr. Er hatte sich in einem großen Gartensaale einquartiert mit seinen Büchern und Collectaneen, aber auch mit seinem Instrument. Hier hielt er seine Vorlesungen, hier sammelte er auch sonst die Studirenden um sich zu Uebungen und gemeinsamer Lektüre; daß die ihm näher stehenden auch auf Spaziergängen um ihn waren, ist

1) Die auf die Homerischen Studien bezüglichen Aufzeichnungen hat Usener S. XXVII fg. zusammengestellt. 2) Nicht Mai, wie Stark sagt. 3) Usener S. XXV spricht sich offen darüber aus.

4) In Masius' Jahrb. für Pädagog. 1875 S. 530—542. Schon früher (1865) hatte er in der Festschrift zur Begrüßung der Philologen-Versammlung die heidelberger Philologen des 16. Jahrh., besonders Xylander und Sylburg, behandelt.

selbstverständlich. Obschon seine Lehrthätigkeit im Institut viel in Anspruch genommen wurde, trat dieselbe doch an der Universität hervor, zumal hier viel gut zu machen war, was die Unfähigkeit der Collegen und die schwache Vorbildung der Studirenden verschuldet hatte. Eine lebhafte Schilderung davon hat als dankbarer Schüler Usener[5]) gegeben und besonders hervorgehoben, wie Kayser den häuslichen Fleiß in Bewegung gesetzt, wie er zum Denken, Prüfen und Urtheilen angeleitet habe. Seine Vorlesungen umfaßten ein weites Gebiet: Grammatik, wobei lateinische und griechische Schreibübungen regelmäßig veranstaltet wurden, Metrik, die er seit 1835 achtzehnmal gelesen und wiederholt umgearbeitet hat, griechische und römische Antiquitäten, Epigraphik, Geschichte der griechischen Poesie, einmal auch Archäologie. Nicht minder zahlreich waren die Schriftsteller, die er zu erklären pflegte, die classischen Dichter der Griechen, darunter besonders Pindar, Aeschylos, Sophokles und Aristophanes; die Redner, Aristoteles und sogar Pausanias; von den Lateinern Plautus, Terenz, die Satiriker und Elegiker, von den Prosaikern Cicero besonders in den rhetorischen Schriften, aber auch Quintilian und den Agricola des Tacitus. Eine Eigenthümlichkeit war es, daß er gegen Ende des Halbjahres mit den besten seiner Zuhörer an einem Nachmittage ein ganzes Stück des Sophokles oder Plautus las und daß er für die Metrik und die grammatischen Uebungen auf Sammlung von Beispielen drang, welche eingeliefert werden mußten. Die geringen Leistungen der Landesgymnasien nöthigten ihn sogar zu einer besondern Anweisung und Einprägung der griechischen Accentlehre.

Manche schriftstellerische Arbeit, die er früh geplant hatte, ist nicht zur Ausführung gekommen. So ein Werk über Homer, über griechische Literaturgeschichte, eine Geschichte der griechischen Poesie und Metrik, eine Geschichte der Grammatik, eine Vita Ciceronis. Einerseits nöthigten ihn die äußern Verhältnisse zu der Uebernahme zahlreicher Recensionen, die in den verschiedensten Zeitschriften sich finden und oft die Stelle selbständiger Aufsätze vertreten können, meist Vor- oder Ausläufer seiner größeren Arbeiten waren. Usener hat sich die Mühe gegeben, sie, 157 an der Zahl, zu verzeichnen; ebenderselbe hat auch die Ausgaben und Abhandlungen nach der Reihenfolge der Jahre zusammengestellt.[6]) Gelegenheitsschriften zu Creuzer's Geburtstage, 1841, über Hordeonius Lollianus oder zu dessen vierzigjährigem Professor-Jubiläum 1844 de pinacotheca quadam Neapolitana haben geringeren Umfang; auch die Mittheilungen aus Handschriften der heidelberger Bibliothek, die ihn sogar veranlaßten, in den Acta seminarii philologici Heidelbergensis 1839 darauf bezügliche Arbeiten der Seminaristen mit eigenen Anmerkungen zu einem ersten Hefte zusammenzustellen, denen jedoch ein zweites nicht gefolgt ist.

Eine ganze Reihe von Schriften bezieht sich auf Philostratos vom J. 1831—1871. Die Wahl dieses Schriftstellers war ohne Zweifel unter dem Einflusse Creuzer's und der Romantiker geschehen. Die Erstlingsschrift ist notae criticae in Philostrati vitas sophistarum; dann folgten 1838 vitae sophistarum mit großem kritischen Apparate und eingehenden Erklärungen, besonders aus der Geschichte der Sophisten[7]); 1840 liber de gymnastica, eigentlich nur Theile der Abhandlung, welche der Sophist *Γυμναστικός* betitelt hatte und deren Bruchstücke Kayser aus florentiner und münchener Handschriften mit sicherm Blicke entdeckte, zuerst herausgab und erklärte. Auf Villemain's Betrieb war 1840 Minoides Mynas zur Aufsuchung von Handschriften nach Griechenland und Konstantinopel geschickt und hatte auch den *γυμναστικός* mitgebracht, aber die Handschrift ist verschwunden (wahrscheinlich nach England verkauft wie Babrios), nur Abschriften von der Hand des Griechen sind vorhanden und danach zuerst von Mynas selbst sehr nachlässig, dann von Daremberg 1858 der vollständige Text herausgegeben und schließlich auch noch von Kayser in die leipziger Ausgabe 1871 aufgenommen und dabei die Arbeiten von Cobet, Guttmann und Volkmar benutzt. Im J. 1844 erschien die Gesammtausgabe des Philostratos in Zürich[8]), die 1853 einen neuen Titel als editio secunda erhalten hat; sie ist mit Recht Fr. Jacobs gewidmet. Wenn Kayser in dieser Widmung die Ausgabe als eine recensio Philostrati bezeichnet, so dürfen wir den Ausdruck nicht in dem Sinne fassen, in welchem nach dem Vorgange großer Meister die moderne philologische Kritik ihn faßt. Es ist allerdings mit großem Fleiße ein handschriftliches Material zusammengebracht und aus genauer Bekanntschaft mit der Darstellungsweise des Schriftstellers vieles verbessert, aber es fehlt die Sicherheit in der Schätzung der Handschriften und in der Handhabung diplomatische Kritik und daraus folgt die Mangelhaftigkeit, die Creuzer's Schule und selbst die Freundschaft eines L. Spengel nicht beseitigen konnte. Das tritt auch noch in der letzten Ausgabe (Leipzig 1870/1871, bei Teubner, 2 Bde.) hervor, so sehr man auch die unausgesetzte Arbeit an dieser Lebensaufgabe anerkennen muß.

Einen gleichen Abschluß haben die Homerischen Studien nicht gefunden. Wie wir jetzt durch Usener's Mittheilungen aus dem Tagebuche wissen, hat er sie im August 1831 begonnen, die Dichtungen immer wieder genau studirt, die einzelnen Theile derselben nach allen Seiten hin verglichen und doch haben wir außer zahlreichen Recensionen nur zwei kleine gehaltvolle Abhandlungen de diversa Homericorum carminum ori-

5) Homerische Abhandlungen S. XXII. 6) Homerische Abhandlungen S. XXXIV—XLVIII. Die Zweifel über die Plutarchea aus dem J. 1837 lösen sich; der Aufsatz steht im 5. Bande der Supplemente zu Jahn's Jahrbüchern S. 84—113.

7) Gründlich besprochen von Spengel in den Münchener Gel. Anz., 1838, Nr. 242—248 und von Bernhardy in der Hallischen Allg. Literaturzeitung 1839, Nr. 43 fg., gegen den er eine Antikritik verfaßt hat. Jahn's Symbolae ad emendandum Ph. librum de vitis sophist. hatte Kayser in der Zeitschr. für Alt. Wissensch., 1839, S. 211—219 recensirt. 8) Selbstanzeige in Heidelb. Jahrb. (1846) S. 774 und im Philol. XXI, 226. 395, von Preller in der Jenaer Allg. Literaturzeitung (1846) Nr. 116—118; Schanz im Rhein. Mus. (1883) S. 305.

gine (1835) und de interpolatore Homerico (1842), außerdem aus seinem jetzt in Karlsruhe befindlichen Nachlasse zwei Abhandlungen: Versuch einer Geschichte des Homerischen Epos (1843), Betrachtungen über *HΘK* (nicht *Γ*), welche Usener veröffentlicht hat in der Homerischen Abhandlung (Leipzig 1881), dann auch aus der Recension von Hoffmann's Quaestiones Homericae ein Aufsatz über die Anwendbarkeit prosodischer Beobachtungen zu Schlüssen über die Entstehung der Homerischen Epen hinzugefügt ist. Diese Zusammenstellung ist höchst verdienstlich, weil sie endlich die Selbständigkeit der Forschungen Kayser's in das rechte Licht stellt und in weiteren Kreisen verbreitet. Mag auch die Ansicht, daß *A—H*, 16 das älteste Stück der Ilias sei, keine Billigung finden, so werden wir in der Hypothese über die Diaskeuase der Odyssee nicht blos eine Vorläuferin der Auffassung Kirchhoff's finden, sondern auch reichhaltigere und richtigere Beobachtungen über die Reihenfolge (Nostos, Telemachie und Rache). — Auf Pindar bezogen sich die lectiones Pindariae (1840) und eingehende Recensionen; auf die Redner Aufsätze im Rheinischen Museum, in Fleckeisen's Jahrbüchern oder in den Münchener Gelehrten Anzeigen.

Das Zusammenleben mit dem seit 1841 nach Heidelberg berufenen und ihm schon vorher befreundeten L. Spengel führte in dem eifrigen *συμφιλολογεῖν* auch unsern Kayser zu neuen Studien, die dem Freunde näher lagen, zu den Philosophen, voran zu Aristoteles und zu den Rhetoren. Sie lasen Pausanias zusammen und Kayser gab kritische Beiträge im Rheinischen Museum und in mehrern Jahrgängen der Zeitschrift für A.-W., und mit Schubart, dem Herausgeber des Periegeten, stand er in eifrigem Briefwechsel. Ergebnisse für Sextus Empiricus liegen in einigen Zeitschriften; von Aristoteles beschäftigte ihn die Politik und die Rhetorik in Vorlesungen. Als 1854 Cornifici rhetoricorum ad C. Herennium libri IV. (Leipzig bei Teubner) erschienen[9]), widmete er sie Leonardo Spengel amico unice caro, dem er die Anregung verdankte. Die drei Dinge, welche bis dahin der Herstellung des Textes am meisten geschadet, incuria editorum in Bezug auf res, verba und codices, hat er hauptsächlich ins Auge gefaßt; bei den res sind die rhetorischen Erklärungen vorwiegend und hierin bieten die notae einen Reichthum technischer Aufschlüsse, der noch immer nicht genug beachtet ist, weil die Präcision der Fassung ein sorgfältiges Studium verlangt. Für die Herstellung des Textes hat Kayser einen reichen handschriftlichen Apparat zur Hand, den er sogar in Familien vertheilt hat, denn diese rhetorische Schrift ist zu allen Zeiten im Mittelalter viel gelesen und deshalb auch viel interpolirt. Eine Vereinfachung des Variantenwustes wird hier nichts schaden. Weil Kayser schon seit 1851 in den Münchener Gelehrten Anzeigen, bei Fleckeisen und in den Heidelberger Jahrbüchern bei der Anzeige von Cicero-Ausgaben vielfache Verbesserungen zu diesem Schriftsteller mitgetheilt hatte, erschien er besonders berufen bei der neuen Ausgabe, die in Tauchnitz' Verlage seit 1860 begonnen wurde, als Mitarbeiter zu Baiter hinzuzutreten. Beide Gelehrte sind an dem erst 1869 vollendeten Werke gemeinsam thätig gewesen. Von den 11 Bänden kommt der erste und zweite unter dem besondern Titel opera rhetorica, der dritte bis fünfte die orationes und im elften orationum fragmenta und orationes suppositiciae zunächst auf Kayser's Antheil. Jedem Bande ist eine adnotatio critica vorausgeschickt, in welcher über die Hülfsmittel und die einzelnen kritischen Beiträge genau berichtet wird. Im Cicero ist die Annahme von Interpolationen von Kayser zu weit getrieben. — Die gründliche Betrachtung der neueren Arbeiten über Plautus und Terenz hat ihn in kritischen Zeitschriften beschäftigt.

Der Gratulationsschrift über Hordeonius Lollianus 1841 liegt eine bis dahin noch nicht herausgegebene athenische Inschrift zu Grunde. Noch mehr hatten ihn Creuzer, die heidelberger Sammlungen und die dort immer neuen Entdeckungen auf römische Epigraphik geführt, über die er auch öfter gelesen hat. Aber der Stubengelehrte war ohne Empfänglichkeit für die Anschauung neuer Ausgrabungen und deren wissenschaftliche Regelung. Lefman erzählt, daß Kayser auch dem glänzenden Aufschwunge der neueren Sprachwissenschaft viel mehr als blos beobachtende Theilnahme gewidmet habe.

Aber der Philolog hatte neben seinen Büchern auch sein Klavier stehen und übte außerdem Musik in einem größeren Kreise von Damen und Herren und zwar selten gehörte größere Stücke von Händel, Gluck und Mozart. Kayser war hier mehr als Dilettant, er war auch auf diesem Gebiete Kenner und Kritiker auf der Unterlage unserer classischen Periode und deshalb auch in Widerspruch mit der anspruchsvollen Zukunftsmusik. So treffen wir ihn in der Allgemeinen musikalischen Zeitung mit einem Aufsatze über die Aufführung der Oratorien Händel's, über desselben Passion, wobei Bach's Arbeiten in Vergleich gestellt werden, über Gluck's Orpheus und über Richard Wagner's Behandlung einer Gluck'schen Oper in Bezug auf die Interpolationen in der Iphigenia in Aulis. Auch Recensionen musikalischer Werke hat er öfter geschrieben.

Bei dem Musikfeste in Darmstadt 1868 trat plötzlich in einem starken Krampfanfalle die Nierenkrankheit auf, die fortan an seinem Leben zehrte. Er arbeitete ihr entgegen durch strenge Regelung seines täglichen Lebens und durch Vermeidung jeder Störung in demselben. Er war aber alt geworden, die Arbeitskraft nahm ab, Heiserkeit und leichte Neigung zur Grippe stellten sich ein. Dies nöthigte ihn, seine Vorlesungen im Winterhalbjahre früher als sonst abzubrechen. Am 4. Mai 1872, einem Sonnabend, hatte er vormittags sein Seminar und am Abend ein Doctor-Examen abgehalten, ohne daß die Anwesenden etwas Auffälliges an ihm bemerkten. Und so verging auch der Vormittag des folgenden Sonntags, 5. Mai, ohne Ahnung der bevorstehenden Scheidestunde. Gleich nach Tische ist er kaum in sein Studirzimmer zurückgekehrt, da wird er von heftigen Krämpfen ergriffen,

9) Spätere Kritik im Philol. XII, 271—279.

man ruft seinen Arzt, und der kommt nur, um die letzten Athemzüge des Sterbenden zu vernehmen. Am 7. Mai wurde er unter allgemeiner Betheiligung an dem Leichenzuge begraben; sein College Stark sprach am Grabe beredte Worte im Namen der Universität, auch einer seiner Schüler rief ihm Dankesworte in die Gruft nach.

Wer ihn persönlich gekannt hat, wird die edle milde Persönlichkeit, den stillen bescheidenen Mann, den Anachoreten mit dem humoristischen Anfluge nicht vergessen. Als Lehrer hat er reiche Saat gesäet, als Schriftsteller durch tüchtige Arbeiten seines Namens Gedächtniß für alle Zeiten gesichert.

Vgl. K. B. Stark, Erinnerung an Prof. Dr. K. L. Kayser (besonderer Abdruck aus den Heidelberger Jahrbüchern XXV) Nr. 26, 27, S. 401—422 (Heidelberg 1872). Das Schriftchen hat in Stark's Vorträgen und Aufsätzen keine Aufnahme gefunden, obwol Biographisches, das dort zusammensteht, mit Archäologie und Kunstgeschichte auch nicht zusammenhängt. Nekrolog in den Beilagen zur Allgemeinen Zeitung (1872, Nr. 15 von — fn. — d. h. Lefman). Usener, vor den Homerischen Abhandlungen (S. III—XLVIII), hat mit Liebe und Treue zu einer gerechteren Würdigung Kayser's wesentlich beigetragen. *(F. A. Eckstein.)*

KAYSLER (Adalbert Bartholomäus), wurde am 24. Sept. 1769 in Landeck, dem in der Nähe von Glatz gelegenen Badeorte, geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf dem aus einem Jesuitencollegium hervorgegangenen katholischen Gymnasium in Glatz, mit dem ein Convictorium verbunden war. Dann bezog er die Leopoldina in Breslau und zeichnete sich hier so aus, daß er bald an das Gymnasium in Sagan, das damals noch als eine zur Universität vorbereitende Anstalt bestand, und von da nach Oppeln versetzt wurde, wo ein Exjesuit Rector war. Auch hier blieb er nicht lange, weil er als ordentlicher Professor an die Universität Breslau berufen wurde. Diese Stelle legte er 1803 nieder und benutzte die Muße zu einem Aufenthalte in Göttingen und Berlin. Im J. 1804 habilitirte er sich in Halle mit Vertheidigung der Schrift „De philosophiae forma“ und begann seine neue akademische Thätigkeit mit Vorlesungen über die Naturphilosophie Schelling's. Auf dieselbe bezogen sich auch die Schriften: „Beiträge zur kritischen Geschichte der neuen Philosophie“ (Halle 1801) und „Ueber die Natur in Bestimmung des menschlichen Geistes“ (Berlin 1804). Noch ein halbes Jahr lehrte mit ihm Steffens und wurde sein Freund. In Halle that er auch den Schritt, zu dem ihn seine innerste Ueberzeugung und gründliches Studium geführt und den er, wie sich aus den Verfolgungen der katholischen Geistlichkeit vermuthen läßt, schon länger vorbereitet hatte; er trat aus der Kirchengemeinschaft, in welcher er geboren und erzogen war und ging zur reformirten Kirche über.[1]) Unter dem Schutze der Behörden kehrte er 1806 nach Breslau zurück, allwo er zum Professor (diesen Titel führten die drei ersten Lehrer) und Directionsgehülfen der Friedrichsschule ernannt wurde, denn die Direction führte der erste Geistliche der reformirten oder Hofkirche. Die Schule, als Realschule gegründet, wurde durch Kaysler's Bemühungen in ein Gymnasium verwandelt und 1812 als solches anerkannt. Zu gleicher Zeit wurde das Alumnat aufgehoben. Erst 1815 wurde Kaysler alleiniger Director, der das große Glück hatte, tüchtige Mitarbeiter zu finden, unter denen Schaub, später Provinzial-Schulrath in Magdeburg, und der früh verstorbene Kephalides hervorzuheben sind. Die Schule gelangte rasch zu großer Blüte; eine Anerkennung zeigte das beim Reformationsfeste 1817 auf Kaysler's Veranlassung gestiftete Schülerstipendium. Einzelne Schulprogramme hat er 1814 und 1820 (über Plato's und Goethe's Pädagogik) geschrieben, auch einige Schulreden veröffentlicht. Daneben hatte er bei der Vereinigung der Universitäten Frankfurt und Breslau eine ordentliche Professur in der philosophischen Facultät und die Leitung des pädagogischen Seminars übernommen. Auch seine literarische Thätigkeit hat neben diesem dreifachen Amte nicht geruht. Es erschien 1812 „Einleitung in das Studium der Philosophie“ (Breslau), „Grundsätze der theoretischen und praktischen Philosophie“ (Halle 1816), „Begriff der Ethik als Wissenschaft“ (Breslau). War auch der speculative Philosoph manchen ungenießbar, so verschaffte doch sein edler Charakter und die strenge Reinheit ihm zahlreiche Freunde selbst in einer Zeit, wo die Parteiungen in Breslau leidenschaftlich hervortraten. Es drehte sich der Kampf hauptsächlich um das Turnen, das namentlich von Steffens als staatsgefährlich verdächtigt, von andern allzu hitzig mit allerlei Schwärmereien verfochten war. Steffens[2]) hat einen einseitigen Bericht über diese Turnstreitigkeiten gegeben, weil er sich rechtfertigen will. Auch Kaysler ergriff in dieser Fehde das Wort in der Schrift: „Würdigung der Turnkunst nach der Idee“ (1818) und sprach sich entschieden gegen Steffens aus, ruhiger als Passow mit seinem „Turnziel“, das dieser mit längerer Gefängnißstrafe büßen mußte. Kaysler hatte einen großen Kreis der wackersten Männer gewonnen, die sich seiner Freundschaft rühmten und zu seiner edeln und hohen Seele mit Anhänglichkeit aufschauten. Ueber seine Verheirathung kann ich nichts berichten, als daß sie am 2. März 1806 vollzogen war. Die Vielseitigkeit und Gründlichkeit seines Wissens haben alle anerkannt, auch die Studirenden, die gern bei ihm hörten. Eine langwierige Krankheit erschöpfte seine Kraft zu früh; er starb am 12. Dec. 1821 sanft und ruhig, oculis tabulae Redemptorem nostrum referenti infixis, absque cruciatu, absque angore deoque lubens reddidit animam, qua sanctiorem terrae non tulere. So sagt sein Freund[3]) Passow in der „Memoria“, die er diesem Collegen in dem „Index scholarum“ für das Sommerhalbjahr 1822 widmete. Sie ist in den „Opuscula academica“ S. 330 abgedruckt. *(F. A. Eckstein.)*

1) Fr. Passow's Leben S. 240.

2) Was ich erlebte IX, 27 fg. Passow's Leben S. 250 fg.

3) Zeugnisse dieser Freundschaft bietet Passow's „Tagebuch aus dem Gefängnisse“ auf jeder Seite.

KAZIKE, im Spanischen caçique, bezeichnet Häuptling, Oberhaupt, also dasselbe wie das französische chef, spanische jefe, arabische Scheich. Das Wort haben die Spanier der Sprache der ehemaligen Bewohner San-Domingos entnommen, und es gelangte mit den Spaniern nach Mejico, den mittelamerikanischen Staaten und bis weit nach Südamerika hinein. Bei des Cortez Ankunft in Mejico führten angeblich aber schon die Ortsvorstände diesen Titel, und die durch die Azteken von einem Meere zum andern unterworfenen Länder hatten ihre angestammten Häuser als Kaziken behalten dürfen. Noch gegenwärtig führen in Mejico und Guatemala die Vorstände von Gemeinden, welche blos aus Indianern bestehen, officiell den Namen Kazike. — Oviedo sagt in seiner Historia de las Indias, Theil IV, 1855, p. 595: Caçique, Herr, absoluter Chef oder König in einer Provinz oder einem Staate. Jetzt gebraucht man das Wort nur bei einzelnen Volksstämmen im östlichen Cuba, um den Verwalter eines Ayuntamiento oder Bezirks zu bezeichnen. Man sagt auch Regidor caçique.

(G. A. von Klöden.)

KAZINCZY (Franz von), einflußreicher ungarischer Schriftsteller, der Sprosse einer alten ungarischen Adelsfamilie reformirter Confession, geb. am 27. Oct. 1759 in Er-Semlyén im Biharer Comitate, erhielt seine erste Erziehung im älterlichen Hause, worauf er 1766 die Schule von Debreczin, 1768 (der deutschen Sprache wegen) die von Käsmark besuchte, und 1769—1779 seine Gymnasial- und akademischen Studien in Sárospatak absolvirte. Mit besonderer Vorliebe las er hier die lateinischen Dichter, die Lieder des Anakreon und deutsche und französische Dichter, sofern er derselben habhaft werden konnte, denn besonders deutsche Bücher waren in Sárospatak sehr selten. Außerdem beschäftigte er sich fleißig mit ungarischer Geschichte, als deren Hauptquelle ihm Georg Pray's lateinisch geschriebene „Annalen" zugänglich waren. Noch auf der Schule verfaßte und veröffentlichte er, 15 Jahre alt, sein erstes Buch: „Magyarország geographika azaz földi állapotjának Lerajzolása" (Geographie von Ungarn, d. h. Beschreibung seines Bodens, Kaschau 1775), eine übrigens ganz werthlose kleine Compilation; — dem bald ein zweites folgte, die Uebersetzung von Bessenyei's Deutsch geschriebener Erzählung „Die Amerikaner" unter dem Titel: „Az Amerikai podoc és Kazimir keresztyén vallásra való megtérése" (Die Bekehrung des amerikanischen Kasimir zum Christenthum, Kaschau 1776).[1] Nachdem er in Sárospatak seine juristischen und theologischen Studien beendet hatte, begab er sich 1779 nach Kaschau, um die juristische Praxis anzutreten, und von hier nach einem zweijährigen Aufenthalte zu demselben Zwecke nach Eperies, wo er ein Jahr blieb. Im J. 1782 kam er als Jurist nach Pest, wirkte einige Zeit im Dienste des Comitats Abauj und wurde im J. 1786, als die Regierung die Regelung des ungarischen Schulwesens in Angriff genommen, zum Schulrath ernannt. Sein District umfaßte die Comitate Zipsen, Sáros, Zemplin, Ung, Bereg, Gömör, Torna, Abauj, Borsod, Hewes, Jazygien und Klein-Kumanien.[2])

Während dieser Zeit setzte Kazinczy mit ruhelosem Fleiße und stets wachsender Begeisterung seine sprachlichen und literarischen Studien fort. Da er nun der deutschen Sprache vollständig mächtig war, begeisterten ihn besonders die neuesten Erzeugnisse der deutschen Literatur, welche er sich während seines wiederholten kurzen Aufenthalts in Pest und Wien zu verschaffen wußte, vor allem Geßner's Idyllen, Klopstock's Messias, Stolberg's Gedichte, Wieland's Musarion, Grazien und Diogenes von Synope u. a. Von den neuesten Erzeugnissen der ungarischen Literatur waren besonders Báróczy's Marmontel-Uebersetzung ihrer eleganten Sprache und Baróti's Gedichte durch ihre antiken Formen von nachhaltiger Wirkung auf seinen Geschmack.

Fünf Jahre (1786—1791) war Kazinczy Schulrath. Während dieser Zeit bereiste er wiederholt seinen Bezirk und knüpfte mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit persönliche Verbindungen an. So gering die Muße war, welche ihm seine Amtsthätigkeit gestattete, so reich und vielseitig war Kazinczy's schriftstellerische Thätigkeit und die persönliche Einwirkung, welche er besonders durch seinen erstaunlich fleißigen und gehaltvollen Briefwechsel auf seine Zeitgenossen ausübte. Während seiner Amtszeit erschienen von ihm: Geßner's Idyllen übersetzt (Kaschau 1788), Bácsmezeinek összreszedett levelei (Bácsmezei's gesammelte Briefe, das. 1789), die freie Bearbeitung eines übrigens unbedeutenden deutschen Wertherromans („Adolf's gesammelte Briefe", Leipzig 1778), welche besonders durch die sorgfältig gefeilte Sprache und den eleganten Stil außerordentlichen Beifall fand[3]); und als Frucht seiner amtlichen Thätigkeit, in ungarischer und deutscher Sprache, die „Rede bei der Einsetzung der Königl. Nationalschulen-Visitatoren des kaschauer Literärbezirks in ihr Amt, den 20. Dec. 1789, Kaschau".

Im J. 1787 verband sich Kazinczy mit Baróti und Bacsányi zur Herausgabe einer literarisch-kritischen Zeitschrift[4]), welche 1788 in Kaschau unter dem Titel: „Magyar Muzeum" (Ungarisches Museum) erschien. Da jedoch Bacsányi bei der Redaction des „Museum" mit großer Willkür vorging, zog sich Kazinczy im J. 1789 von demselben zurück[5]) und gründete im J. 1790 eine

1) Beide Bücher verdanken ihre Entstehung zunächst dem Wunsche der Aeltern, die, nach damaliger Sitte, eine Jugendschrift des begabten Knaben gedruckt zu veröffentlichen wünschten.

2) Sein Gehalt betrug anfangs 600 fl., seit 1789 1500 fl. Vier Gehülfen waren ihm untergeordnet. Kazinczy betont wiederholt, daß ihn nicht das Gehalt, sondern der große und wichtige Wirkungskreis des Amtes bewogen, dasselbe anzunehmen. Oberster Schulverweser des kaschauer Bezirks und als solcher Kazinczy's Chef war Graf Ludwig Török, dessen Tochter er später heirathete. 3) Neu herausgegeben mit einer literarhistorischen Einleitung von Gustav Heinrich (Budapest 1878). 4) Als Muster schwebte ihnen Nicolai's „Deutsche Bibliothek" vor. 5) In den ersten zwei Jahrgängen des „Museum" erschienen von Kazinczy Uebersetzungen aus Klopstock's Messias, aus Geßner's Idyllen und aus

eigene Zeitschrift: „Orpheus", welche er unter dem Pseudonym Vinzenz von Szephalom in Kaschau herausgab. Doch erschienen von dieser Zeitschrift blos acht Hefte in zwei Bänden, da die Theilnahme des Publikums eine sehr schwache war.[6])

Inzwischen hatte Kaiser Joseph's II. Tod wie im ganzen Lande so auch in Kazinczy's Leben wichtige Veränderungen im Gefolge. Am 12. April 1791 enthob die Statthalterei Kazinczy seines Amtes, weil er nicht katholisch war, vertröstete ihn aber auf die Zukunft. Kazinczy that jedoch keine Schritte, um ein neues Amt zu erlangen, sondern trat ins Privatleben zurück und widmete sich ganz der Schriftstellerei. Die Hebung der Literatur war das Hauptziel seiner rastlosen Wirksamkeit. Zu diesem Zwecke hielt er ein Doppeltes für dringend nothwendig: einmal sollte der Geschmack des Publikums geläutert und für die Würdigung wirklich classischer Schöpfungen empfänglich gemacht werden; dann aber war die ungarische Sprache, welche infolge langer Vernachlässigung ungelenk und ärmlich geworden war, stofflich zu bereichern und formell zu bilden. Beide Ziele wähnte Kazinczy am sichersten und mit verhältnißmäßig geringeren Schwierigkeiten durch geschmackvolle und sorgfältig gearbeitete Uebersetzungen der classischen Schöpfungen des Auslandes zu erreichen. Deshalb widmete er selbst den größten Theil seiner literarischen Wirksamkeit der Uebersetzung ausländischer Dichtungen und spornte auch seine Zeitgenossen zu ähnlichen Leistungen an; deshalb verwendete er auch erstaunlich viel Fleiß und Sorgfalt auf diese Uebersetzungen[7]), bei denen er seinen eigenen hochgespannten Ansprüchen nur schwer zu genügen vermochte. Das Ziel, das ihm vorschwebte, hat Kazinczy mittels seiner literarischen Wirksamkeit vollständig erreicht: der Geschmack des Publikums hob sich sichtlich, die vorzüglichsten Schöpfungen des Auslandes wurden jedem Magyaren zugänglich, die ungarische Sprache entwickelte sich in rapider Umgestaltung zu einem vollständig entsprechenden Vehikel jedes schriftstellerischen, besonders auch jedes dichterischen Strebens.

Von 1790—1794 erschienen folgende Arbeiten Kazinczy's: Shakespeare's „Hamlet, wie er bei uns die Breter zu betreten vermag", nach Schröder's deutscher Bearbeitung (Kaschau 1790). — „Helikoni virágok" („Blumen vom Helikon"), Almanach auf das Jahr 1791 (Preßburg), in Verbindung mit Anyos, Dayka, Péczeli, Verseghy u. a. — „Lanassa, Schauspiel in vier Acten von Lemierre", aus dem Deutschen (Kaschau 1793). — Herder's „Paramythien", übersetzt (Wien 1793). — Wieland's „Diogenes von Synope", übersetzt (Pest 1793).[8]) — Goethe's „Stella" und Veit Weber's „Blinder Sänger" (Preßburg 1794). — Vollendet waren, blieben aber vorläufig und theilweise auf immer ungedruckt, die Uebersetzungen folgender Werke: Klopstock's „Messias", Gesang I—X in Prosa und Gesang I in Jamben; Wieland's „Grazien"; Lessing's „Emilie Galotti"; Shakespeare's „Macbeth" und „Hamlet" in neuer Bearbeitung; Goethe's „Geschwister" und „Clavigo"; Molière's „Médecin malgré lui" und „Erzwungene Heirath"; Metastasio's „Themistokles"; Geßner's „Idyllen" in vollständig neuer Bearbeitung und „Die Oekonomie der Natur" nach einem damals ziemlich beliebten deutschen Original.[9])

Die Uebertragung zahlreicher Theaterstücke hängt mit den Tendenzen des merkwürdigen ungarischen Reichstags von 1790 zusammen, der die Förderung der Nationalsprache und des nationalen Theaters als eine Hauptaufgabe des Staates bezeichnete. In der Theaterfrage spielte Kazinczy in Verbindung mit Graf Paul Rádai die wichtigste Rolle, wenn auch seine Bemühungen zunächst ohne thatsächlichen Erfolg blieben.

Mitten in dieser reichen und fruchtbaren Wirksamkeit traf Kazinczy ein ebenso unvorhergesehener als schwerer Schlag: er wurde am 14. Dec. 1794 zu Regmecz (Comitat Abauj) im Hause seiner Mutter plötzlich verhaftet und der Theilnahme an der sogenannten Verschwörung des Bischofs Martinovics beschuldigt. Am 8. Mai des folgenden Jahres wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt, wurden Kazinczy und einige seiner Mitangeklagten, in Anbetracht mildernder Umstände, zu Festungsstrafe von unbestimmter Dauer, „bis sie hinlängliche Beweise reuiger Besserung gegeben haben würden", begnadigt. Zur Abbüßung ihrer Strafe wurden die Verurtheilten auf den Spielberg (bei Brünn) gebracht, wo Kazinczy in einem unterirdischen feuchten Kerker bei schlechter Sträflingskost hinsiechte, bis ihm am 21. Dec. 1795 auf Intervention des Palatins Erzherzog Joseph eine erträglichere Behausung angewiesen und ihm gestattet wurde, Bücher zu lesen und schriftstellerische Arbeiten zu verfassen. Im J. 1796 kam Kazinczy in das obrowitzer Strafhaus (bei Brünn), im J. 1799 nach Kufstein, 1800 nach Munkács, bis er endlich am 28. Juni 1801 seine Freiheit zurückerhielt. So hatte er $6\frac{1}{2}$ Jahr (2387 Tage) im Kerker zugebracht, ohne je ein anderes Verbrechen begangen zu haben, als daß er ein Exemplar des sogenannten Freiheitskatechismus besaß, das er, um nicht als Denunciant betrachtet zu werden, verabsäumt hatte, der Polizei zu übergeben. Mit Martinovics und dessen Genossen, deren „Verschwörung" überhaupt nicht ernst zu nehmen ist, hatte Kazinczy entweder in gar keinem oder in einem gegnerischen Verhältnisse gestanden.

Sofort nach seiner Freilassung wandte sich der 42 Jahre alte, aber durch die Leiden der Gefangenschaft stark

---

Young's Nachtgedanken, mehrere selbständige Gedichte und einige Kritiken.

6) Im „Orpheus" erschienen von ihm Uebersetzungen, Originaldichtungen, grammatisch-literarische Artikel und Kritiken. 7) So hat er z. B. Geßner's Idyllen, welche er sehr hoch hielt, funfzehnmal ganz neu übersetzt und war auch mit der funfzehnten Bearbeitung noch nicht zufrieden. 8) Die Uebersetzung war schon im J. 1790 vollendet, am 13. Juni 1794 wurde dieselbe verboten und gehört infolge dessen zu den selteneren ungarischen Büchern.

9) Diese Uebersetzungen befinden sich (sofern sie nicht im Druck erschienen sind) in der Handschriftensammlung des budapester Nationalmuseums.

gealterte Mann sofort wieder seinen literarischen Arbeiten zu, denen er auch im Kerker nicht vollständig entsagt hatte.[10]) Gefördert wurde seine Wirksamkeit durch das Glück des Familienlebens, welches er am 11. Nov. 1804 begründete, als er Gräfin Sophie Török, die Tochter seines frühern Chefs, zum Altar führte. Leider verbitterten ihm seine nächsten Verwandten mit Kränkungen aller Art, besonders seit dem Tode seiner Mutter (12. Nov. 1812), durch Vorenthalt seines Erbes manche Stunde seines Lebens, das infolge dessen wiederholt von Sorgen und Entbehrungen getrübt war. Sein Haus in Széphalom bei Sátoralja-Ujhely und ein kleiner Weingarten bei demselben war sein einziger reeller Besitz, da alles übrige, was ihm von Rechts wegen gebührte, fortwährend in endlosen Processen angefeindet wurde und ihm keinen Nutzen gewährte. Es war ein trübes, vom Schicksal überaus stiefmütterlich bedachtes Leben, das dem edeln, für die höchsten Ziele und schönsten Ideale der Menschheit und seines Volkes begeisterten und thatkräftig wirkenden Manne zutheil geworden war. Wohl konnte er in der allgemeinen Anerkennung und Hochschätzung, mit der ihn die Besten seiner Zeitgenossen auszeichneten, und in dem gewaltigen Aufschwunge der nationalen Literatur und des nationalen Geistes, an dem er so wesentlichen Antheil hatte, Trost finden für die Widerwärtigkeiten seines Privatlebens; die volle Entfaltung seines reichen Geistes war dennoch durch die ungünstige Lage behindert, in welcher er sich bis an seinen Tod befand, und Kazinczy ist der Nation nicht alles geworden, was er ihr seiner vielseitigen Begabung und seiner erstaunlichen Arbeitskraft zufolge hätte werden können.

Mit der Heimkehr Kazinczy's aus der Gefangenschaft beginnt die wichtigste Periode in seiner schriftstellerischen Laufbahn. Was er bisher nur furchtsam und gleichsam versuchsweise gewagt hatte: die Reform der ungarischen Sprache, das suchte er nun consequent und energisch durchzuführen. Gegenüber der beschränkten Orthologie, welche den Stoff und Bau der Sprache in keiner Beziehung zu berühren wagte, suchte Kazinczy — daher sein Standpunkt als Neologie bezeichnet wird — der Sprache sowol aus alten Quellen als auch aus der Volkssprache und mittels selbständiger Nachbildung fremder Sprachen neuen Stoff zuzuführen, um den beschränkten Wortschatz derselben zu bereichern; er ahmte die Wendungen und stilistischen Eigenthümlichkeiten fremder Sprachen möglichst nach und war bestrebt, die Vorzüge anderer Idiome seiner Muttersprache anzueignen; er versuchte es, bei der Uebertragung fremder Werke nicht nur deren Inhalt und äußere Form, sondern auch ihren Stil und Ton, ihr Colorit und sogar ihre Wortstellung im Magyarischen wiederzugeben. Auch seine hingebendsten Verehrer und treuesten Anhänger leugnen es heute nicht mehr, daß Kazinczy in diesem seinem Streben zuweilen über die Grenze des Erlaubten hinausging; daß er der Sprache nicht selten Gewalt anthat, daß er ihr oft einen fremdartigen, gemachten Charakter verlieh; aber auch seine erbittertsten Gegner, die ihn während seines Lebens mit den gemeinsten Angriffen und niederträchtigsten Verleumdungen verfolgten[11]), gestehen es heute, daß Kazinczy auf die Entwickelung der ungarischen Literatursprache sehr günstig einwirkte, daß der beispiellose Aufschwung dieser Sprache in den letzten funfzig Jahren ohne seine Wirksamkeit gar nicht denkbar wäre und daß überaus vieles von dem, was Kazinczy auf dem Felde der ungarischen Sprache geschaffen hat, zum unversiegbaren, werthvollen Besitze des Magyarischen geworden ist. Kazinczy's Auftreten und literarische Thätigkeit bezeichnet eine wichtige, entscheidende Epoche in der Entwickelung der ungarischen Sprache und Literatur.

Kazinczy's Schriften aus dieser Epoche seines Lebens sind die folgenden[12]): „Magyar Régiségek és Ritkaságok“ (Ungarische Alterthümer und Curiosa; (Pest 1808), I. Bd., welcher Sylvester's ungarische Grammatik und die „Orthographia Vngarica“ (Krakau 1549) enthält. — Uebersetzung von Marmontel's Erzählungen, Széphalom (Wien 1808).[13]) — Uebersetzung von Rochefoucauld's Maximen (Wien und Triest 1810, mit dem französischen Original und einer deutschen Uebersetzung von Schulz). — „Poetai Epistola Vitkovics Mihály barátomboz“ (Poetische Epistel an meinen Freund Michael Vitkovics), Széphalom (Ofen 1811). — „Tövisek és Virágok“ (Dornen und Blumen) Széphalom (Sárospatek) 1811.[14]) — „Hat Sonett“ (Sechs Sonette von Kazinczy und Szemere, herausgegeben von Stephan Horvát, Pest 1812). Die letzten drei Schriften gegen die Orthologen. — „Bossányi Zsuzsánna emlékezete“ (Zur Erinnerung an seine Großmutter Susanne Bossányi, von ihrem ältesten Enkel Franz Kazinczy), Sárospatak 1813. — In demselben Jahre gab er die gesammelten Schriften der beiden ungarischen Dichter Gabriel Dayka (Pest 1813, mit einer Sammlung eigener Gedichte; „Poetai Berek“,

10) Besonders in Munkács war er mit einer Uebersetzung Ossian's und Sallust's beschäftigt gewesen.

11) Besonders wurde er in einem anonymen Pamphlet („Mondolat“, Veszprim 1813) in gemeinster Weise angegriffen, indem auch alle Verirrungen seiner Nachfolger und selbsterfundene Wortschöpfungen und Neuerungen ihm zum Vorwurf gemacht wurden. Eine würdige, ebenso gründliche als beißende Antwort auf jenes Pamphlet verfaßte Franz Kölcsey („Felelet“, Pest 1815). Der Kampf endete mit dem vollständigen Siege Kazinczy's, dessen Verdienste auch bei der Revision der Acten jenes Kampfes in jüngster Zeit nichts eingebüßt haben. 12) Hierbei lassen wir seine zahlreichen Beiträge für Zeitschriften (auch für die Wiener „Annalen“) und seine ebenfalls sehr zahlreichen kleineren Gelegenheitsschriften unerwähnt. Ein vollständiges Verzeichniß von Kazinczy's sämmtlichen literarischen Arbeiten (gedruckten und ungedruckten) gibt Franz Toldy, Magyar költök élete (Leben ungarischer Dichter), Pest 1871, II, 1—51. 13) In demselben Jahre schrieb er eine deutsche Schrift zur Beantwortung der Frage, ob die ungarische Sprache zur Verwaltungs- und Staatssprache erhoben werden könne. Auf diese Frage hatte Cotta, einer Anregung Baron Ladislaus Prónay's folgend, im J. 1808 in der „Allgemeinen Zeitung“ (Beilage 10) einen Concurs ausgeschrieben. Die Preisfrage wurde nie entschieden und Kazinczy's Arbeit blieb Manuscript. 14) Mit dem Motto: „Werke des Geistes und der Kunst sind für den Pöbel nicht da. Goethe.“ Dieses Motto kann überhaupt als Devise von Kazinczy's gesammter schriftstellerischer Thätigkeit betrachtet werden.

Dichterhain, und Báróczy (Pest 1813—14, 8 Bde.) mit vortrefflichen Biographien heraus. Nun folgte die erste, bisher nicht vollständig gewordene Gesammtausgabe von Kazinczy's Werken unter dem Titel: „Kazinczy Ferencz Munkái. Szépliteratura" (Franz Kazinczy's Werke. Schöne Literatur. Pest 1814—16, 9 Bde.) mit folgendem Inhalte: Vol. I. Marmontel's „Erzählungen" und Herder's „Paramythien". II. III. Salomon Geßner's Werke mit dem Leben des Dichters. IV. Yorik's und Elise's „Briefwechsel". Sterne's „Empfindsame Reisen". Goethe, „Der römische Carneval". V. Goethe's „Stella, Clavigo und Geschwister". VI. VII. Ossian's sämmtliche Dichtungen. VIII. Wieland's „Salamandrin" und Goethe's „Egmont" IX. „Adolf's Gesammelte Briefe", Veit Weber's „Blinder Sänger", Herder's „Fliegender Wagen", Brydon's „Aetna", Lessing's „Fabeln in drei Büchern". — Die Fortsetzung der Ausgabe unterblieb aus Mangel an Theilnahme, sodaß Kazinczy's Originaldichtungen, welche den Inhalt der folgenden Bände bilden sollten, niemals gesammelt erschienen sind.[15])

Im J. 1816 unternahm Kazinczy eine Reise nach Siebenbürgen, es war dies ein wahrer Triumphzug des gefeierten Schriftstellers, und im J. 1831 einen Ausflug nach St.-Martinsberg bei Raab. Beide Reisen hat Kazinczy in meisterhaften Reisebriefen beschrieben: „Erdélyi Levelek" (Briefe aus Siebenbürgen in Bruchstücken 1817—31, vollständig nach seinem Tode 1839) und „Kazinczy utja Pannonhalmára" (Kazinczy's Reise nach Martinsberg, Gran und Waitzen), Pest 1831.

Noch ist seiner Uebersetzung von Sallust's Werken (Ofen 1836), welche er bereits vor zwölf Jahren in einer meisterhaften Vorrede zu einer Uebertragung des Sallust (Kaschau 1824) angekündigt hatte, von Cicero's ausgewählten Reden und Briefen, sammt Scipio's „Traum" (Ofen 1837), seiner Ausgabe von Nik. Zrinyi's sämmtlichen Werken (Pest 1817), seiner Uebersetzung von Pyrker's „Perlen der heiligen Vorzeit" (Ofen 1830), von Mailáth's „Ungarischen Volksmärchen" (Pest 1833), von Lessing's „Miß Sara Sampson" und „Minna von Barnhelm" (1834 und 1845) und vor allem seiner „Autobiographie" zu gedenken, welche er in mehrern, stofflich theilweise sehr divergirenden Fassungen ausgearbeitet, aber nur in Bruchstücken veröffentlicht hat.[16])

Kazinczy wurde ein Opfer der Cholera. Er starb nach der Heimkehr von Budapest, wo er in Angelegenheiten der Akademie, um deren Zustandekommen er die größten Verdienste hat, kurze Zeit verweilt hatte, am 22. Aug. 1831, 72 Jahre alt, auf seinem Gute Széphalom. Nach seinem Tode begannen seine Freunde Franz Schedel und Joseph Bajza eine Gesammtausgabe von Kazinczy's Originalwerken, von welcher aber nur zwei Bände erschienen (Ofen 1836 und 1839), welche seine kleineren Gedichte und seine Reisebriefe umfassen. Auch Kazinczy's überaus reicher und werthvoller Briefwechsel ist erst zum kleinen Theil veröffentlicht. Es erschien sein Briefwechsel mit Johann Kiß (Ofen 1842, 2 Bde.); mit Jos. Szentgyörgyi (Pest 1845); mit Paul Sipos (Leipzig 1846); mit Karl Kisfaludy (Pest 1860); mit Daniel Berzsenyi (Pest 1860); mit Graf Joseph Dessewffy (Pest 1860—64, 3 Bde.); mit Isidor Guzmics (Gran 1860), und einzelne Briefe in Zeitschriften. Eine vollständige, groß angelegte Biographie Kazinczy's hat Franz Toldy (Pest 1859) begonnen, aber nicht vollendet. Neuerdings hat die ungarische Akademie beschlossen, das Leben dieses ihres berühmten und einflußreichen Mitgliedes ausarbeiten zu lassen. Die Feier seines hundertjährigen Geburtstages im J. 1859 entfaltete sich zu einem großartigen Nationalfeste, dem die politische Stimmung der Zeit erhöhte Bedeutung verlieh.

Kazinczy gehört nicht zu jenen Schriftstellern, deren Bedeutung hauptsächlich auf ihren Schriften und keinenfalls auf dem absoluten Werthe ihrer Schriften beruht. Seine eigene dichterische Begabung war mehr anempfindend als schöpferisch. Sein Geschmack war durch das Studium der Meisterwerke der Weltliteratur geläutert, den Grundzug derselben aber bildete jener „deutsch-antike Idealismus", wie er besonders in den reifsten Werken der Goethe'schen Dichtung seine vollendete Gestalt erhalten. Goethe war für Kazinczy der größte aller Dichter; seine eigenen Dichtungen zeugen ebenso für den durchschlagenden Einfluß Goethe's wie seine theoretischen Grundsätze und seine ganze Lebensanschauung. Seine Gedichte gehören, und die besseren fast alle, den Gattungen des Epigramms, der Epistel[17]) und Ode an, also Gattungen, in denen die Reflexion eine größere Rolle spielt als die schöpferische Phantasie; seine Lieder und Sonette zeichnen sich besonders durch gewählte Sprache und künstlerisch vollendete Form aus. Alle seine Dichtungen haben aber mehr idealen als nationalen Charakter; sie wurzeln in seiner individuellen Bildung und Weltanschauung, welche mehr kosmopolitischen als nationalen Charakters war.

Aber, wie bemerkt, nicht in seinen Dichtungen wurzelt die epochale Bedeutung des Mannes, sondern in seiner Persönlichkeit und in seiner gesammten literarischen Betriebsamkeit. Kazinczy hat einen Einfluß ohne gleichen auf seine Zeit geübt und zwar nicht blos auf die überwiegende Menge seiner Zeitgenossen, die zu seiner Fahne schwuren, sondern auch auf jene Minderheit, die ihm gegnerisch gegenüberstand. Er hat nicht einzelne Werke hinterlassen, sondern, wie Baron Joseph Eötvös in seiner zur Säcularfeier von Kazinczy's Geburt gehaltenen Rede kurz und treffend sagte, „eine ganze Literatur, eine zu neuem Leben erwachte Nation". Das erste Viertel der Entwickelungsgeschichte der ungarischen Literatur dieses Jahrhunderts muß daher als „Kazinczy's Zeitalter" bezeichnet werden, als jene Epoche, welcher sein Geist, seine

15) Blos die kleineren (lyrischen) Gedichte Kazinczy's hat später Franz Toldy und jüngst Ludwig Abafi in drei Bänden herausgegeben. 16) Pályám emlékezete (Erinnerung an meine Laufbahn). Jüngst erschien eine Ausgabe (welche auf willkürlicher Combination der verschiedenen Fassungen beruht) von Ludwig Abafi (Budapest, ohne Jahr).

17) Doch sind seine überaus zahlreichen Briefe nicht nur inhaltlich, sondern auch formell weit bedeutender.

Ideale, seine Anregungen den Stempel aufgedrückt. Denn anregend, anspornend wirkte der rastlos Thätige auf alle, die mit ihm in Berührung kamen, und er suchte jeden auf, in dem er Talent und guten Willen erkannte. In den letzten Jahren seines Lebens stand er, ein echter Altmeister, an der Spitze des geistigen Lebens in Ungarn, von allen verehrt, von allen um Rath angesprochen, keinem Unternehmen fremd, jedem Bestreben mit thätigem Wohlwollen zugewandt. Denn auch das ist ein edler Zug in dem Charakter des Mannes, daß er die Fühlung mit seiner Zeit und das Verständniß für die Entwickelung der Dinge niemals verlor, daß er auch jüngere Kräfte, die über ihn hinausgingen, zu verstehen wußte, daß er sich vor den neuen Tendenzen neuer Generationen nicht verschloß. Daher blickten die Jüngsten mit eben solcher Hochachtung und Liebe zu ihm empor wie seine Altersgenossen, daher erfüllte sein Tod die ganze Nation mit aufrichtiger Trauer.

Besonders nachhaltig war Kazinczy's Wirksamkeit auf dem Gebiete der Sprache, die bei seinem Auftreten arm, ungelenk und pedantisch gewesen, und die hauptsächlich und in erster Reihe durch seine Wirksamkeit Fülle und Beweglichkeit, Wohlklang und Eleganz gewann. Nicht ohne Gewaltsamkeit und Irrthümer war diese „Sprachneuerung" durchgeführt und durchgedrungen; die fortschreitende Entwickelung der Sprache hat jedoch diese Auswüchse ausgeschieden. Daß heute die ungarische Sprache fähig ist, die größten Meisterwerke des Auslandes mit überraschender Treue und in tadelloser Schönheit wiederzugeben, daß sie jede Nuance in der Gefühls- und Gedankenwelt des Dichters und des Philosophen in vollendeter Klarheit und Schönheit zum Ausdruck zu bringen vermag, das ist zunächst das unsterbliche Verdienst Kazinczy's, welches ihm keine Zeit jemals streitig machen kann.

Hauptquellen: Kazinczy's autobiographische Schriften und Briefwechsel und Franz Toldy's literar-historische und biographische Werke. (*Gustav Heinrich.*)

KEAN (Edmund), berühmter englischer Schauspieler, wurde (nach den zuverlässigsten Angaben) am 4. Nov. 1787 im Gray's Inn in London geboren. Die Mutter, Ann Carey, eine Schauspielerin, war die Tochter des Dichters George Saville Carey und Enkelin des Dichters Henry Carey, stammte mithin von George Saville, Marquis von Halifax ab und war also stammverwandt mit einigen der ersten adeligen Familien Englands, den Dukes of Manchester u. a. George Saville, Marquis von Halifax (gest. 1695), hatte mit einer schönen Irin namens Carey den illegitimen Sohn Henry Carey, Dramatiker, Lyriker und Componist. Dieser schrieb eine überaus große Anzahl von Stücken für die Bühne, welche ihrerzeit mit Beifall aufgeführt wurden, jetzt freilich vergessen sind. Von seinen von ihm selbst in Musik gesetzten lyrischen Producten ist wenigstens eins noch gegenwärtig in aller Mund, das „Of all the girls that are so smart there is none like pretty Sally", auch wird ihm meistens das englische National-Anthem „God save the King" (Worte und Melodie) zugeschrieben. Henry Carey starb 1743 durch eigene Hand. George Saville Carey, Henry's Sohn, war gleichfalls Dichter, gleichfalls unglücklich und starb 1807. Derselbe hatte eine ungerathene Tochter, Ann Carey. Im Alter von 15 Jahren entlief sie ihrem Vater und ward Mitglied einer wandernden Schauspielertruppe. Ueber den Vater Kean's, Aaron Kean, nach einigen ein Zimmermann, nach andern Schneider, ist Näheres nicht bekannt, man weiß nur, daß er der Bruder des Moses Kean, Bauchredners und Mimikers, seines Zeichens gleichfalls ein Schneider, war. Der Vater verließ Ann bald nach der Geburt des Kindes, und es wurde seitdem nichts weiter von ihm vernommen. Als das Kind drei Monate alt war, wurde es von Ann Carey in der Nacht unter einem Thorweg ausgesetzt und von armen Leuten gefunden, welche es in Pflege nahmen. Nach drei Jahren forderte die Mutter, die inzwischen davon Kunde erhalten hatte, das Kind von diesen Leuten zurück.

Der kleine schöne Knabe mit den zierlich gebauten Gliedmaßen, den schwarzen glänzenden Augen und dem Lockenhaar mußte alsbald nicht nur seinen Unterhalt verdienen, sondern auch zu dem seiner Mutter behülflich sein, indem er als Figurant auf der Bühne verwandt wurde. Dem Posturmeister übergeben, erhielt er so biegsame Glieder, daß er die außerordentlichsten Verrenkungen anstellen konnte. Diese Schulung verursachte jedoch eine Verrenkung und ein Verwachsen der Glieder, welche die Anlegung schwerer eiserner Schienen und Bande erforderlich machte. Mit dieser Bürde mußte der Knabe seine Arbeit im Theater fortsetzen, um einen wesentlichen Theil der Unterhaltungskosten für sich, die Mutter und eine kleine Schwester beizusteuern. Der Schulunterricht wurde darüber gänzlich vernachlässigt. — Miß Tidswell, eine Schauspielerin, vertraute Freundin der Ann Carey, nahm sich des jungen Edmund thätigst an, sie bewog seinen Onkel, Moses Kean, und seine Tante, Mrs. Price, eine Schneiderin, Ann's Schwester, zusammen mit ihr das Schulgeld zu entrichten, und Eduard wurde, obgleich Ann sich heftig widersetzte, zur Schule gesandt. Miß Tidswell war es auch, die Kean die ersten Grundlagen der Schauspielkunst beibrachte. Sie studirte ihm die Rollen ein, indem sie ihm dieselben vorlas und sie dann von ihm mit dem gehörigen Ausdruck und in der gehörigen Stellung wiederholen ließ. Um ihn an die Unterredung mit Personen zu gewöhnen, stellte sie ein Porträt vor ihn, an das er seine Rede richten mußte. Ein anderer Freund ertheilte Edmund Unterricht in der Ballettanz- und in der Fechtkunst.

Der strenge Schulzwang wollte dem bereits etwas verwilderten Knaben keineswegs behagen. Er entlief seiner Mutter und wanderte geradewegs nach Portsmouth, wo ein nach Madeira segelndes Schiff ihn als Kajütenjungen mitnahm. Die romantischen Reize des Seelebens waren bald verflogen, und um wieder wegzukommen, stellte er sich taub und lahm. Er wurde daraufhin in Madeira ans Land gesetzt, ins Hospital gebracht und dann nach Portsmouth zurückgesandt. Zu Portsmouth ans Land gebracht, tanzte der bisher Taub und Lahme den

Bockspfeifentanz (hornpipe), und ehe sich die Umstehenden von ihrem Erstaunen erholen konnten, war der Knabe in den Straßen der Stadt verschwunden. In London fast verhungert und gänzlich erschöpft angekommen, begab er sich zu Onkel Moses. Dieser hielt Edmund zu fleißiger Fortsetzung seiner Studien in der Schauspielkunst an, verschaffte ihm häufig freien Zutritt zum Drurylane-Theater, ließ ihn in Shakespeare-Rollen Proben machen, wobei Edmund sich aber dem gemessenen Vortrage seines Onkels nach der damals vorherrschenden Weise John Kemble's keineswegs fügen wollte, sondern hauptsächlich Gewicht auf den natürlichen Ausdruck legte, was immer sein leitender Grundsatz blieb. Edmund befand sich nun zeitweilig bei seinem Onkel und zeitweilig bei Miß Tidswell. Sein Hang zum unsteten Herumschweifen veranlaßte ihn wiederholt, das gastliche Dach des Onkels oder der Tante Tidswell, wie er diese nannte, zu verlassen und sich auf dem Lande umherzutreiben, wo er sich vom Ertrage akrobatischer Vorstellungen oder Recitationen ernährte, auch trat in er einem Vorstadttheater in Sheridan's „Pizarro" auf. Die Tidswell that alles, was sie konnte, diesem wilden Treiben zu steuern; sie bemühte sich, Edmund den akrobatischen Kunststücken, in denen er allerdings eine beträchtliche Fertigkeit erlangte, abwendig zu machen und ihn zur Fortsetzung seiner Studien der Shakespeare-Charaktere anzuhalten.

Der frühzeitige Tod des Onkels Moses Kean machte Edmund gänzlich von Miß Tidswell abhängig, welche ihm Unterhalt, Schule und weiteren Unterricht in der Schauspielkunst gewährte. Hierauf mußte Edmund die Mutter wieder eine Zeit lang bei deren Hökerei in den Straßen begleiten, um ihr die Waaren tragen zu helfen. Mrs. Clarke, eine wohlhabende Dame, pflegte der Ann Carey Parfümerien abzukaufen und fand so viel Wohlgefallen an deren damals zehn Jahre altem Sohne, daß sie ihn zu sich beschied, um Proben seiner Schauspielkunst, von der sie gehört hatte, abzulegen. Vor einer eigens zu dem Behufe eingeladenen Gesellschaft trug Edmund Scenen aus Hamlet, Richard dem Dritten und andere Recitationen vor, wobei der kleine Schauspieler Bewunderung und Geldgaben erntete. Hierauf nahm Mrs. Clarke mit Zustimmung der Mutter den Knaben ganz zu sich. Edmund erhielt bei Clarkes Unterricht zur weiteren Ausbildung in der Tanz- und der Fechtkunst sowie im Singen und setzte seine dramatischen Vorstellungen fort. Der fast verwilderte Knabe wurde hier wie ein Kind des Hauses behandelt und lernte ein geregeltes, anständiges Leben kennen. Nach zwei Jahren indeß brach wieder einmal der Hang zum Herumstreichen aus, und als er nach einem heimlichen Ausfluge aufs Land zurückkehren wollte, brach Mrs. Clarke das Verhältniß ganz ab. Edmund ward aus der Behausung der Ordnung, der feinen Lebensart, des Wohlstandes zurückgeworfen in die der wilden Roheit und des Elends. Es war ein Schlag, den er zeitlebens empfand.

Edmund Carey, wie er sich jetzt noch nannte, begab sich zuvörderst zu Miß Tidswell zurück und trat sodann mit der Mutter in Richardson's (Saunder's) wandernde Schauspielergesellschaft. Edmund spielte Rollen der verschiedensten Art und producirte sich als Akrobat wie als Kunstreiter. Als die Richardson-Truppe nach Windsor kam, mußte er vor König Georg III. und den zahlreich versammelten Hofleuten seine Recitationen, von denen der König gehört hatte, vortragen, wofür dieser dem Burschen, welcher damals vierzehn Jahre alt war, zwei Guineen verabreichen ließ. Weil Ann Carey jedoch auch das Geschäft der Wahrsagerei trieb, wurde sie von der Ortsobrigkeit ausgewiesen. Edmund verließ jetzt Richardson und begab sich zurück nach London zur Tidswell und zum Shakespeare. Er ging dann nach Portsmouth, wo seine Mutter sich bei einer Schauspielertruppe befand. Als er dort ankam, war sie inzwischen abgereist, und er befand sich in der Stadt geldlos, obdachlos, der äußersten Noth preisgegeben. Der Bursche ermannte sich jedoch, miethete ein Zimmer, trug seine Recitationen aus Hamlet, Richard, Jane Shore vor, producirte seine Kunststücke und „Master Carey of the Theatre Royal Drurylane", wie er auf dem Anschlagezettel genannt wurde, hatte nach Abzug der Kosten 3 Pfund Verdienst bei dem Unternehmen.

Nach seiner Rückkehr von Portsmouth trat Edmund Carey zum ersten mal in London auf, nämlich im Sadler's Wells-Theater in Clerkenwell (Nordlondon). Hier wurde Edmund vom Director eines Theaters in York, welcher ihn hörte, engagirt. Er spielte in York Hamlet, Hastings, Cato, den Hamlet mit einem Pathos, einer Wärme, die Eindruck machten. Man bewunderte eine so reiche Auffassung in einem so jungen Menschen. Seine Stellungen waren aber damals noch steif, der Gesichtsausdruck unstet.

Im J. 1803 hatte Kean ein Engagement in der Hafenstadt Sheerneß, wo er in allen Gattungen des Dramas, im Trauerspiel, Lustspiel, Oper, Pantomime bei einer Gage von 15 Shillung wöchentlich auftrat und besonders im Lustspiel, als Norval, als George Barnwell und als Harlekin entschiedenen Beifall hatte. Hierauf ging er mit Richardson's Truppe nach Windsor, wo er wieder in den verschiedensten Fächern verwandt wurde, und hielt hierauf in dieser Stadt Vorlesungen aus Shakespeare's Werken, wobei er durch Emphase, Pause, scharf charakterisirten Ausdruck sein durchdringendes Verständniß des Dichters bekundete.

Der gelehrte Dr. Drury, Director der Gelehrtenschule Harrow, faßte ein so lebhaftes Interesse für den vielversprechenden Jüngling, daß er ihn auf seine Kosten auf die berühmte Gelehrtenschule Eton sandte. Edmund konnte diese Gunst jedoch nicht vollständig benutzen, sondern ging bereits im März 1806 wieder von Eton ab. Er kam sofort als Komiker nach Dumfries und erhielt darauf ein Engagement zu Northallerton als komischer Sänger und für Nebenrollen im Schauspiel mit einer Gage von 15 Shilling wöchentlich, und sodann ein Engagement am Haymarket-Theater in London für untergeordnete Nebenrollen. Er fand es überaus schwierig, leitende Rollen zu erhalten und sich dadurch bemerklich zu machen, was der strebsame Jüngling sehr schmerzlich

empfand. — Er kam sodann nach Hoddesdon in der Grafschaft Hertford, wo er eine Zeit lang als Lehrer am dortigen Seminar eintrat, spielte dann in Birmingham, wo er keine Anerkennung fand, in Edinburgh, wo er günstig aufgenommen wurde.

Das J. 1807 brachte Kean nach Belfast in Irland, wo er die berühmte Mrs. Siddons traf und zusammen mit ihr auftrat. In der ersten Rolle, die er nicht hinlänglich einstudirt hatte, erregte er den Abscheu der großen Schauspielerin; in der zweiten, in der er sich besser zusammennahm, erhielt er ihren lebhaften Beifall. Sie war überrascht von dem lebhaften natürlichen Ausdruck des jungen Mannes, der von ihrem und ihres Bruders John Kemble getragenen Stile so wesentlich abwich, sowie von der Meisterschaft, mit der er seine Rolle durch Stellung und Gesichtsausdruck illustrirte.

Hierauf kam er nach Sheerneß zurück, wo er leitende Lustspielrollen mit Erfolg darstellte, dann nach Rochester und Dover. In Braintone in der Grafschaft Essex im Norden der Themse für einen Abend engagirt und keine Gelegenheit zum Uebersetzen vorfindend, durchschwamm er den Fluß.

In Gloucester bei Beverley's Truppe hatte Kean im Lustspiel Erfolg und trat auch als Harlekin auf, allein es war tiefe Ebbe in der Kasse. Hier lernte Kean Miß Chambers kennen, eine Schauspielerin von derselben Truppe. Die Truppe spielte darauf in Stroud in der Grafschaft Gloucester, wo Kean im Juli 1808 Miß Chambers heirathete, eine Ehe, die damals allem Anschein nach nur Glück versprach. Beide traten zu Welsall bei Watson's Truppe ein für eine Gage von 1 Guinee wöchentlich für jede Person. Sie gingen mit dieser Truppe nach Birmingham, wo Kean zu Stephen Kemble's (des berühmten John Kemble's Bruder) Lear den Edgar machte. Als Hotspur, John Kemble's besondere Lieblingsrolle, erhielt Kean Stephen's lebhaften Beifall. Stephen Kemble erbot sich, Kean ein londoner Engagement zu verschaffen, allein Kean lehnte es ab, weil er noch nicht reif für London sei. Noch sollte Kean fünf Jahre Mühsal und Noth als herumziehender Schauspieler — beim englischen Volke auf dem Lande gewöhnlich als ein Vagabund betrachtet — mit Frau und Familie bestehen. In Birmingham erhielt er eine Anstellung als Theater-Regisseur zu Swansea in Wales mit 25 Shilling wöchentlicher Gage. Da Kean aber kein Reisegeld hatte, mußten er und Frau den Weg von 150 Miles von Birmingham nach Swansea zu Fuß wandern. Die Frau war obendrein schwanger. In Swansea blieb Kean nicht lange. Er setzte nach Waterford in Irland über, wo er in tragischen Rollen, als komischer Sänger, als Seiltänzer und Akrobat auftrat, in einer Pantomime, „La Perouse" genannt, einen Chimpanse-Affen machte. Dann ging die Reise wieder hinüber nach Dumfries in Schottland, von dort nach Annam, dann nach Carlisle, überall wurde angepocht und nirgends Beschäftigung gefunden. In York kam das arme Paar matt, müde, fußwund an. Ein dortiger Tanzlehrer nahm sich der Familie an, indem er Kean seinen Tanzsalon zur Verfügung stellte, um theatralische Vorstellungen zu veranstalten. Von York ging dann die Fußwanderung nach London, wo Tante Price der Familie (Kean, Frau und zwei Kindern) ein Obdach gewähren mußte. Miß Tidswell weigerte sich diesmal. Kean erhielt jedoch zuletzt ein Engagement von Jack Hughes, seinem frühern Genossen in Beverley's Truppe, dermalen Director der Gesellschaft in Exeter, zu 2 Pfund die Woche. Ihm wurde Romeo zugetheilt, eine Rolle, gegen welche er einen besondern Widerwillen hegte — er pflegte den Romeo einen „abgeschmackten Liebhaber" zu nennen — weshalb er denn auch in der Rolle keinen Erfolg hatte. Als Zanga in Young's „Revenge", später eine seiner Glanzrollen, erhielt er entschiedenen, theilweise stürmischen Beifall; dagegen spielte er Shylock, Richard, Othello, später seine großen Rollen, vor leeren Bänken. Nur sein Harlekin zog, und er wurde sonst nur zu Nebenrollen verwandt. Auch wurde seine Gage von 2 auf 1 Pfund herabgesetzt. Ein Freund, ein Buchhändler in der Stadt, wollte Kean bewegen, sich als Fecht- und Tanzlehrer dort zu etabliren. In Guernsey, wohin er sich jetzt begab, hatte er eine äußerst ungünstige Aufnahme; sein Richard wurde verlacht und ein Sturm von Gezisch brach von allen Theilen des Hauses aus; Kean mußte mit Gewalt von der Bühne entfernt werden.

In Dorchester traf Kean seinen alten Gönner, den Dr. Drury, welcher sich in Verkehr mit dem Drurylane-Comité setzte, von welchem damals das englische Nationaltheater verwaltet wurde, und von dem der gelehrte Doctor selbst ein Mitglied war. Das Comité sandte den Regisseur Arnold nach Dorchester, um sich mit Kean's Spiel bekannt zu machen und ihn geeignetenfalls sofort zu engagiren. Arnold gefiel Kean's Spiel so wohl, daß er Kean für fünf Saisons engagirte. Als Kean darauf vor dem Comité erschien, wollte diesem seine Figur gar nicht gefallen. Es war nicht die apolloartige Figur, wie man sie für erste Heldenrollen wesentlich erforderlich erachtete. Der kleine Mann in dem schäbigen Rocke machte dem Comité große Bedenken. Er wurde von demselben mit Unhöflichkeit behandelt, von den andern Schauspielern sogar verhöhnt. Endlich am 22. Jan. 1814 trat der in der Geschichte des englischen Theaters denkwürdige Tag ein, an welchem Kean als Shylock im Drurylane-Theater debutirte. Es war überaus schlechtes Wetter, Thauwetter mit Regen; das Haus war nur schwach besetzt, die Logen leer. Kean hob besonders die gegen Shylock selbst und gegen seinen „heiligen Stamm", sein „altes Gesetz" begangene schwere Ungerechtigkeit hervor, und verlieh damit dem Charakter eine bedeutsam vertiefte Motivirung. Der ergreifende Ausdruck der Rede, begleitet von fortwährend wechselndem Ausdruck des glänzenden, durchdringenden Auges, der Stellung, die zärtlichen Töne gegen seine Tochter Jessica, seine wilde Angst bei ihrer Flucht, sein furchtbarer Zorn über die Christen, die seinen großen Schmerz verspotten, seine vertrauensvolle Anrufung der „Gerechtigkeit" des Gerichts, seine Taubheit gegen alles Flehen um Barmherzigkeit, sein Jauchzen, wenn die Gültigkeit der Verschreibung

anerkannt wird, der teuflische Ungestüm, mit dem er das Messer schleift, dann die plötzliche Verzagtheit, wenn er sein böses Erwarten vereitelt sieht, die Aengstlichkeit, mit der er wieder zu erlangen sucht, was er vorher verschmäht hatte, seine verbissene Wuth, wenn er sich in allen Stücken abgewiesen sieht, alles dieses stellte die Rolle mit solcher überwältigender Kraft und solcher Naturwahrheit dar, daß Kean von Anfang des Stücks das Haus für sich hatte und wiederholter Beifallssturm ausbrach. Es war ein entschiedener Erfolg. Die Einnahme am ersten Abend des Marchant of Venice betrug 164, am zweiten Abend 340 Pfund, Auf Lord Byron's, damaligen Mitglieds des Comité, Anhalten sandte dasselbe jetzt den Regisseur zu Kean, um für die erwiesene Gleichgültigkeit sich zu entschuldigen und ihm ein Geschenk von 500 Guineen zu überbringen. Zugleich wurde seine Gage auf 20 Pfund wöchentlich erhöht. Nach der Vorstellung von Richard III. sandte das Comité ein ferneres Geschenk von 100 Pfund. Solche substantielle Zeichen der Anerkennung erfolgten auch von Privatpersonen.

Richard III. galt bisher nach Garrick's früheren Triumphen für eine besonders schwierige Rolle, von jetzt an wurde Kean's Ausführung als eine der großartigsten Leistungen im Tragischen anerkannt.

Am 12. März 1814 trat Kean als Hamlet auf. Dieser dem großen Publikum unverständliche Charakter wurde von Kean mit einer Zartheit, einer Innigkeit, einer Wärme dargestellt, welche den Adel des Charakters zur lebendigen Darstellung brachte, während John Kemble's Hamlet, welcher damals die Bühne beherrschte, nur ein harter, trockener, pedantischer, spitzfindiger Gelehrter war. Eine Schwierigkeit für die Rolle war Kean's kleine Figur, welche im Shylock der lange Rock des alten Juden unbemerklich machte und im Richard nur der Rolle angemessen schien, aber keineswegs für den Prinzen paßte, „the glass of fashion and the mould of form". Allein Kean's hinreißendes Spiel machte den Uebelstand unmerklich.

Kean's Hamlet entschied den Sturz der classischen oder John Kemble'schen Schule des Schauspiels in England.

Am 5. Mai 1814 trat Kean als Othello auf, eine Rolle, in welcher die überwältigende Macht seines Pathos das Haus stets in Triumph einnahm. Kean beseitigte die Schwierigkeit, welche bei dem früher für unerlaßlich erachteten Brauche entsteht, das Gesicht zu schwärzen, wobei das Mienenspiel, das bei Kean so wesentlich war, größtentheils wirkungslos wird.

Am 5. Nov. 1815 trat Kean im Drurylane-Theater als Macbeth auf, die Rolle, welche nach der Tradition der englischen Bühne vor allen das Eigenthum der großen Tragiker war, der Burbage, Betterton, Garrick. John Kemble, Kean's Rivale, hatte für die Rolle den Vorzug der stattlichen Figur, verdarb aber das Spiel der leidenschaftlichen Scene durch seinen kalten Declamations- und Predigerton. In Kean's Hand gewann die wunderbare Mischung von Kühnheit und Unentschlossenheit, Ehrgeiz und Demuth, Liebe und Tücke die Sympathie aller Herzen. Feierliche Stille herrschte im Hause, wenn er auf der Bühne war, rauschender Beifall folgte seinem Abgange. Es geschah auf Kean's Veranlassung, daß die Hexen, die bisher als grobkomische Figuren erschienen, mit dem ihnen gebührenden feierlichen Ernst eingeführt wurden.

Am 2. Jan. 1815 gab Kean den Romeo gegen seinen Willen, weil er gegen diese Rolle eine Abneigung hatte, Romeo einen abgeschmackten Liebhaber nannte. Er verdarb die Rolle durch sein leidenschaftliches Spiel, doch war einzelnes wirkungsvoll, wie die Scene mit Friar Lawrence, die Sterbescene.

Am 9. März 1815 wurde Richard II. aufgeführt. Dieses vortreffliche historische Schauspiel war vernachläßigt worden; Kean hatte auf seine Vorzüge als Bühnenstück aufmerksam gemacht.

Am 24. Mai 1815 gab er den Zanga in Edward Young's „Revenge", eine seiner vorzüglichsten Glanzrollen. Die Erwartungen des Publikums waren so gespannt und am Abend der Vorstellung das Theater so voll, daß auch regelmäßige Theaterbesucher sich mit Sitzen in den obern Rängen begnügen mußten.

Gleichzeitig gab er eine Probe seines Talents für das Lustspiel als Abel Drugger im „Tabacconist", einer drolligen, gemüthlichen, gemächlichen, behäbigen Figur. Am 20. Juni trat Kean sodann als Leon in Beaumont und Fletcher's Lustspiel „Rule a Wife and have a Wife" auf. Die scheinbar einfältige passive Unterwürfigkeit in den ersten Acten hatte eine mächtige komische Wirkung, z. B. wie er ihr den Fächer nachträgt, wie er ihr die Hand aufrecht hält u. s. w. Am 4. Juli gab Kean den Octavian in Colman's „Mountaineers", ein rührendes Bild verschmähter Liebe. Der schnelle Wechsel von Licht und Schatten im Gesichtsausdruck, von rasender Wuth zu trostloser Verzweiflung, von Betrübniß zu jauchzender Freude war erstaunlich.

Kean's Sir Giles Overreach in Massinger's „A New Way to pay Old Debts", zuerst am 12. Jan. 1816 aufgeführt, übertraf an gewaltiger Wirkung noch alle seine bisherigen großen Erfolge. Kean gab dem Charakter die schwärzeste Färbung. Sein Sir Giles war der Teufel der Erpressung, der abgefeimte, boshafte Geizhals und Unterdrücker, dabei von unbezwingbarem Muth. Es war ein Gemälde der schrecklichsten, unbezähmbarsten Leidenschaft.

Am 28. Sept. 1816 gab Kean den Timon von Athen. Der Timon galt und gilt auch jetzt als für die Bühne ungeeignet. Kean spielte die Titelrolle jedoch mit solcher Energie und Innigkeit, daß er einen nachhaltigen Eindruck machte. Die interessanteste Scene war die mit Alcibiades. — Am 1. Juni 1817 wurde „King John" aufgeführt und brachte Kean neue Erfolge.

Um Störungen und Unannehmlichkeiten mit Buck, dem Verfasser der vom Comité des Theaters angenommenen, aber dennoch nicht zur Aufführung gebrachten Tragödie „The Italians", hervorgerufen durch die Arroganz und Leichtfertigkeit der Miß Macauley, einer irischen Schauspielerin, auszuweichen, machte Kean mit

seiner Frau eine Tour auf dem Continent. In Paris wurde er von Talma mit hohen Ehren empfangen. Am 11. März 1819 zog Kean als „Hotspur“ ein volles Haus heran und gab eine anschauliche, anmuthige und feurige Darstellung des feurigen jungen Percy, seiner Tapferkeit, seiner Ausdauer, seines Ungestüms. Im April 1819 besuchte er Dumfries, Edinburgh und andere Städte in Schottland und trat dort überall mit dem gewohnten Erfolge auf. Besonders großartigen Erfolg hatte sein Macbeth in Edinburgh. Die Highland-Society ernannte Kean zum Mitglied, schenkte ihm ein Schwert. Am 26. Jan. 1820 trat Kean im Drurylane-Theater als Coriolanus, eine der imposantesten, statuesken, aber seelenlosen Rollen John Kemble's, auf. Kean's Coriolanus war mit größerer historischer Richtigkeit ein rauher, barbarischer Krieger des ursprünglichen Roms, nicht die elegante, hochwürdige Persönlichkeit John Kemble's, die nur für die spätere Zeit paßte.

Am 24. April 1820 trat Kean als Lear auf. Er ward sowol in Zartheit wie in Gewaltigkeit dem großen Pathos dieser Rolle gerecht. Dem alten Schauspieler Bannister zufolge übertraf er Garrick.

Die Auflösung des Drurylane-Comité und die damit eintretende Veränderung in der Direction des Theaters veranlaßten Kean, eine Reise nach den Vereinigten Staaten zu unternehmen. Am 16. Sept. 1820 wurde Richard III. als Abschiedsvorstellung gegeben. Am Schlusse nach dem üblichen Beifall wurde Kean vom londoner Publikum mit einem dreifachen Hurrah entlassen. Am 29. Nov. trat er in Neuyork als Richard III. mit entschiedenem Erfolg auf. Am Schlusse erhob sich das gesammte Haus und gab seinen Beifall durch ein vielfach wiederholtes Bravo!, Hut- und Tuchschwenken kund, eine völlige Neuerung bei dem gewöhnlich sehr nüchternen neuyorker Publikum. Bei dieser und den folgenden Vorstellungen Kean's war das Haus gedrängt voll. Die Direction ließ die Billete für die Logen und die obern Ränge versteigern; der Preis für eine Loge stieg auf 18 Dollar. Die abendliche Einnahme betrug an 20,000 Dollar. Die Elite von Neuyork wetteiferte, den intelligenten englischen Mimen in ihre geselligen Kreise zu ziehen. Am 28. Dec. wurde Kean von den „Freunden und Förderern der Bühne“ ein großes Festmahl im City Hotel gegeben. Aehnliche Erfolge hatte er hierauf in Philadelphia und dann in Boston, wo die Theaterbillete ebenfalls öffentlich versteigert wurden. Der ganze Weg war ein Triumphzug. Im Mai 1821 ging er zum zweiten mal nach Boston; allein um diese Zeit war hier die todte Saison. Am dritten Abend erschienen zu Richard III. nur zwanzig Personen im Theater. Kean weigerte sich aufzutreten, es entstand ein Tumult im Theater, und er reiste ohne weiteres ab. Als er sodann in Neuyork auftrat, erneuerte sich der Aufruhr. Kean versuchte vergeblich sich im National Advocate zu vertheidigen, und sah sich genöthigt, früher, als er beabsichtigt, nach England zurückzukehren.

Am 23. Juli 1821 erschien Kean wieder als Richard III. im Drurylane-Theater in London, wo er nun sein bisheriges Repertoire mit dem früheren Erfolge fortspielte.

Sein Verhältniß zur Frau des Alderman Cox verwickelte Kean in einen Proceß, in welchem er im Januar 1825 zu einer Buße von 800 Pfund verurtheilt wurde. Er wurde hierauf in Edinburgh und London von der Bühne gezischt. Kean begab sich deshalb im J. 1825 wieder nach den Vereinigten Staaten. Er wurde dort anfänglich überall mit stürmischem Ausdrucke des Mißfallens empfangen. Nachdem er jedoch öffentliche Abbitte gethan, konnte er wieder in Neuyork und Philadelphia, und zwar mit dem üblichen Erfolge spielen; in Boston und in Baltimore wurde ihm aber nicht gestattet aufzutreten. Um diese Zeit wurde er unter dem Namen Alantenonidet zum Häuptling der Tuscarora-Indianer erwählt.

Kean kehrte 1826 nach England zurück. Dem Trunke verfallen, verlor er rasch seine frühere Rüstigkeit. Es war ihm jetzt Stimulation unentbehrlich, um seine alten Rollen geben zu können. Neue Rollen vermochte er nicht mehr zu bemeistern. Das Gedächtniß war so geschwächt, daß er die Worte, die er sorgfältig einstudirt hatte, alsbald wieder vergaß. Im Februar 1833 sollte er zusammen mit seinem Sohne Charles im Othello auftreten. Am Abend der Aufführung gelang es ihm mit der äußersten Anstrengung die ersten zwei Acte des Stücks zu vollenden. Im dritten Acte fiel er bei den Worten „Villain, be sure!“ ohnmächtig in die Arme des Sohnes, welcher den Iago gab, und wurde von der Bühne getragen. Er trat nicht wieder auf und starb zu Richmond bei London den 15. Mai 1833.

Vgl. F. W. Hawkins, The Life of Edmund Kean (2 Bde., London 1869). — B. W. Procter, The Life of Edmund Kean (2 Bde., London 1835). — Mich. Kelly, Reminiscenses (2 Bde., London 1826). — G. Lotz, Leben des berühmten englischen Mimen Edmund Kean (Hamburg 1836). — W. Hazlitt, A View of the English stage (London 1821). (*W. Bentheim.*)

KEAN (Charles), englischer Schauspieler, Sohn des Edmund Kean, geboren am 28. Jan. 1811 zu Waterford in Irland, wurde an der berühmten Gelehrtenschule zu Eton erzogen, widmete sich aber, als er 16 Jahre alt war, der Schauspielkunst und debutirte 1827 im Drurylane-Theater in London, aber anfangs ohne besondern Eindruck. 1830 ging er nach den Vereinigten Staaten, kehrte 1833 nach England zurück und arbeitete sich allmählich zu einer hervorragenden Stellung an der englischen Bühne empor. 1839 ging er zum zweiten mal nach Amerika und kehrte im folgenden Jahre heim. 1842 heirathete er die ausgezeichnete Schauspielerin Ellen Tree (geb. 1805 zu London, gest. 20. Aug. 1880), mit welcher er dann 1843 abermals nach Amerika ging, wo sie zwei Jahre Gastrollen gaben. 1847 war das Künstlerpaar in den ersten Theatern Londons und der englischen Provinzialstädte engagirt, und 1850 ward er Mitinhaber des Princeß-Theaters in London, wo er sich eine Reihe von Jahren durch überaus großartig ausgestattete Aufführungen (Restorations, wie sie genannt wurden),

wie Shakespeare's Macbeth, King John, Richard III., Richard II., von bemerklich machte, wobei jedoch mehr auf Pracht und historische Correctheit der Decorationen und Anzüge als auf Vortrefflichkeit des Spiels gesehen wurde. Byron's Sardanapal, 1833 producirt, übertraf an Pracht noch alle andern Restorations. Charles Kean war auch Director der im königl. Schlosse zu Windsor veranstalteten theatralischen Vorstellungen. 1865 machte er, wie gewöhnlich in Begleitung seiner Frau, eine professionelle Reise nach Australien, von wo er 1866 über Californien zurückkehrte. Er starb am 22. Jan. 1868 in Liverpool.

Charles Kean versuchte sich in den Rollen, in denen sein Vater glänzte, hatte aber beiweitem nicht dessen Erfolg. Moderne melodramatische Stücke sagten ihm mehr zu als die Shakespeare's, in denen er nicht sehr zu Hause war. (*W. Bentheim.*)

KEATS (John), englischer Dichter, geb. am 29. Oct. 1796 in London, verlor frühzeitig den Vater, von dem Näheres nicht bekannt ist. John erhielt in der Schule zu Enfield einigen classischen Unterricht und kam, nachdem er auch die Mutter verloren hatte, sodann zu einem Chirurgen in die Lehre. Er bestand das chirurgische Examen, war jedoch zu nervös bei Operationen, weshalb er schließlich die Chirurgie aufgab, zumal eine Erbschaft vom Großvater mütterlicherseits ihm ein unabhängiges Leben sicherte.

Angeregt durch die Lektüre von Spenser's „Fairy Queen" entschloß er sich, die literarische Laufbahn zu betreten. Einige Sonette, welche er zur Veröffentlichung in dem Examiner bestimmt, dessen Redacteur der einflußreiche Kritiker und Dichter Leigh Hunt war, erhielten Hunt's lebhaften Beifall und machten den vielversprechenden jungen Mann mit den leitenden Literaten in London bekannt: mit Shelley, Byron, Dilke, Hazlitt. 1817 veröffentlichte er einen ersten Band seiner Gedichte, 1818 den poetischen Roman „Endymion". Keats, als ein neues, reichbegabtes Mitglied der radicalen „Cockney-Schule" der Poeten den Tories verhaßt, wurde von deren Organen, dem Quarterly Review und Blackwood's Magazine, heftig angegriffen. Der überaus reizbare Jüngling gerieth dadurch in die äußerste Aufregung. Dennoch ließ er sich durch diese Recensionen nicht ernstlich stören und veröffentlichte einen neuen Band Dichtungen, enthaltend: „Lamia", „Ode to the Nightingale", „The Grecian Urn", „Hyperion" u. a. Diese neue Gedichtsammlung wurde von Lord Jeffrey im Edinburgh Review nachdrücklich belobt und im allgemeinen von der Presse sehr beifällig aufgenommen. Das Fragment „Hyperion" setzte selbst Keats' Feinde in Erstaunen und wurde von ihnen als großartig anerkannt. Byron sagte darüber: „This fragment of Hyperion seems actually inspired by the Titans and as sublime as Aeschylus".

Keats' Gesundheit wurde inzwischen immer hinfälliger. Als er von einer Reise zur Wiederherstellung der Gesundheit aus Schottland und Irland nach London zurückgekehrt war, gewannen seine Freunde die Ueberzeugung, daß er noch einen Winter in England nicht ertragen könne, und es wurde deshalb beschlossen, daß Keats eine Reise nach Italien unternehme. Er reiste Ende September 1820 ab, begleitet von seinem ergebenen Freunde Severn, einem jungen Maler, der in Rom seine Studien treiben wollte. Keats verweilte einige Monate in Neapel und Rom und erkrankte schwer an letzterem Orte. Treu gepflegt von Severn starb er am 27. Febr. 1821 im Alter von 25 Jahren und 4 Monaten. Er wurde auf dem protestantischen Kirchhofe zu Rom begraben. Keats' Grabstein erhielt die von ihm selbst gewählte Inschrift: „Here lies one whose name was writ in water." Englands größter Lyriker, Shelley, hat ihm in der seinen so frühen Tod beklagenden prächtigen Elegie „Adonais" ein Denkmal errichtet, das länger als Erz dauern wird. In der Zeit des großen Aufschwungs der lyrisch-epischen Poesie in England am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts gehörten die Dichtungen des jungen Keats mit zu den interessantesten. Er hatte einen eigensten Gesang, der unmittelbar aus einem tieferregten Gemüthe drang und sich besonders in einer mächtigen Fülle von Bildern aussprach, die, überwuchernd wie der Pflanzenwuchs in der tropischen Waldung, scheinbar ohne unmittelbaren Zusammenhang von einem Gedanken zum andern springen, ein Bildergewirr, das auf ein sympathisch gestimmtes Gemüth vielfach anregend und reizend wirkt.

Vgl. R. Monckton Milnes (Lord Houghton), Life, Letters and Literary Remains of J. Keats (2 Bde., London 1848 und öfter). — H. B. Forman, J. Keats' Letters to Fanny Brawne, written in 1819 and 1820 and now given from the original manuscripts with introduction and notes (London 1878). — D. Masson, Wordsworth, Keats and Shelley (London 1874). — Percy Bysshee Shelley, Adonais, an Elegy on the death of Keats (Pisa 1821 und öfter).

(*W. Bentheim.*)

KEBES aus Theben war ein Schüler des Sokrates und außerdem des Philolaos (*Plato*, Phaed. 61 C). Er wird namentlich mit dem Thebaner Simmias, dessen Mitschüler er auch bei Philolaos war, zu jenen Schülern gerechnet, die mit Sokrates verkehrten, um gut und tüchtig zu werden und Hauswesen und Stadt gut verwalten zu lernen (*Xen.* Memor. I, 2, 48; III, 11, 17; *Plato*, Phaed. 59 C). Nach der Charakteristik, die Plato von ihm gegeben hat (Phaed. 63 A; 77 A.), der ihn zu einem der Theilnehmer im Dialog Phädon gemacht, war er schwer zu überzeugen und hegte bis zum letzten Augenblick Zweifel über einen Gegenstand, bevor er daran glaubte, sodaß er ein Skeptiker unter den Sokratikern war. Dieser Philosoph soll nun drei Dialoge geschrieben haben, Pinax, Hebdome und Phrynichos (*Diog. Laert.* II, 124; Suidas und Eudoc. v. *Κέβης*; vgl. meine Ausgabe des Hesychios S. 119), von denen uns der erstere nach der Ansicht der meisten früheren Philologen erhalten ist. Besonders Schweighäuser und Bähr (in Pauly's Realencyklopädie) zweifelten nicht an der Echtheit desselben. Die Schrift schien außerdem auch

im Alterthum viel gelesen worden zu sein, da sie nicht selten citirt wird, z. B. von Lucian an zwei Stellen (De merced. cond. 42; Rhetor. praec. 6), von Tertullian und Chalcidius in seinem Commentar zum Timäus (vgl. Menagius zu Diog. II, 124). Ein Verwandter des Tertullian scheint sogar diese Schrift zum Gebrauch für die Christen in Verse gebracht zu haben. Sie fesselte aber besonders die Neuzeit theils durch die Leichtigkeit und eine ihr nicht abzusprechende Eleganz der Darstellung, theils durch die einfache ethische Tendenz, daß wir nur im Besitz wahrer Bildung und im Bewußtsein der Tugend glücklich werden können (die Inhaltsangabe in Suidas ἔστι δὲ ἐν Ἅιδου διήγησις beruht offenbar auf einem Irrthume). Deshalb ist dies „Gemälde" des Kebes oder „Lebensgemälde", wie wir es richtiger bezeichnen können, nicht nur so oft herausgegeben wie selten ein classisches Werk, sondern es hat sich auch in allen Ländern einen eifrigen Leserkreis erworben und erhalten und ist deshalb in fast alle Sprachen Europas übersetzt worden, sogar ins Russische und Arabische; ins Französische schon im J. 1529, ins Italienische in den Jahren 1530, 1536, 1538, in deutsche Verse durch Hans Sachs im J. 1570, in Prosa durch Wilibald Pirkheimer (Nürnberg 1606). Dennoch steht heute fest, daß diese Schrift von dem Sokratiker Kebes nicht herrühren kann. Schon früher war man auf zwei Stellen darin aufmerksam, von denen die erste eine Erwähnung der Anhänger des Aristipp, der Peripatetiker und der Kritiker enthält (c. 13), während an der andern Stelle (c. 33) die Platonischen Gesetze citirt werden (Leg. VII, 808), woraus man freilich den seltsamen Schluß zog, daß diese Stellen von einem unwissenden (?) Abschreiber hinzugefügt seien (vgl. Menagius a. a. O.). Noch andere glaubten, daß nur eine Verwechselung der Namen vorgekommen sei, und der Stoiker Kebes von Kyzikos, ein Zeitgenosse Marc Aurel's (bei *Athen.* IV. 156 D), der wirkliche Verfasser sei. Wie wenig eine solche Annahme sich mit der Thatsache verträgt, daß die Schrift schon in der Lucianischen Zeit allgemein bekannt gewesen ist, liegt auf der Hand. Uebrigens wird noch ein dritter Kebes von Donat in der Vita des Vergil genannt.

Die Schrift kann also spätestens aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert oder aus dem Anfange des zweiten stammen, und dies ist die Ansicht von F. Drosihn in der Vorrede seiner Ausgabe und in seinem Programm über die Abfassungszeit dieses Pinax (Neustettin 1873), der annimmt, daß die Schrift zwischen Dio Chrysostomos, dem Zeitgenossen des Nerva und Domitian, und Lucian entstanden sei. Wenn jedoch der Stoiker Panätios aus Rhodos (geboren um 180 v. Chr.) mit seinem Zweifel über die Echtheit der meisten Schriften der Sokratiker (bei *Diog. Laert.* II, 64) auch an das „Gemälde" des Kebes denkt, was allerdings nicht nachweisbar ist, so muß diese Schrift von einem Stoiker oder Kyniker des 3. Jahrhunderts v. Chr. geschrieben sein, der den Sokratischen Ursprung und Namen fälschte. Daß demselben eine ältere, wirklich aus der Sokratischen Schule stammende Bearbeitung des Gegenstandes vorgelegen habe, war eine nicht zu erweisende Annahme von Klopfer, De Cebetis tabula (Zwickau 1818, 1820, 1822). Insofern ist noch keineswegs festgestellt, aus welcher Zeit das Büchlein stammt, ebenso wie es wol niemals gelingen wird, den wirklichen Verfasser herauszubekommen. Vgl. übrigens im allgemeinen Zeller, Gesch. d. Phil. d. Gr. II, 1^3, 205 fg. Wichtige Ausgaben: Editio princeps, gedruckt um 1490, doch ohne Jahreszahl und Druckort (wahrscheinlich Venedig), wird bereits im J. 1491 in einer Reisebeschreibung erwähnt; dann folgt Aldina vom J. 1494, bedeutendste Ausgaben von Johnson, London 1720 (nicht zu haben!), Schweighäuser, Hamburg 1806, von Ad. Korai (mit Epiktet), Paris 1826, von Dübner (Paris 1840); beste Textausgabe von Drosihn, (Leipzig, Teubner 1871). Uebersetzungen von K. Pfaff in Verbindung mit Aeschines (Stuttgart 1827) und in Verbindung mit Epiktet von Karl Conz (Stuttgart 1864).

Schulausgabe mit erklärenden Anmerkungen und Wortregister, von neuem von Büchling (Meißen 1796), bearbeitet von Wilh. Große (Meißen 1813).

(H. Flach.)

Keblah, s. Kiblah.

KEBLE (John), englischer Geistlicher und religiöser Dichter, geboren zu Fairford in der englischen Grafschaft Gloucester am 25. April 1792, gestorben zu Bournemouth in der englischen Grafschaft Hants (Hampshire) am 29. März 1866, studirte in Oxford, ging mit großer Auszeichnung 1810 von der Universität ab, verblieb noch einige Jahre in Oxford als Fellow der Universität, Docent und Examinator, wurde 1815 als Geistlicher ordinirt, erhielt 1823 die Unterpfarrei Eastbeach, Barthorpe und Southrop, zusammen von 100 Pf. Einkünften, schlug jedoch 1824 ein Archidiakonat in Westindien von 2000 Pf. Einkünften aus, ward 1825 Pfarrer zu Hursley, 1832 Professor der Poesie in Oxford und 1835 Rector (Oberpfarrer) zu Hursley, eine Stellung, die er dann zeitlebens innehatte. Keble war einer der Hauptrepräsentanten der sogenannten Hochkirchen- (High Church) oder Puseyiten-Partei in der Anglikanischen Kirche, gehörte mit zum ursprünglichen Bund der oxforder Theologen, welche die Puseyiten-Bewegung begannen, und war mit Dr. Pusey und Dr. Newman einer der thätigsten Mitarbeiter an den wohlbekannten Tracts for the Times (Oxford 1834—1836). Mehrfach besprochen wurde Keble's Tract „The value of Primitive Tradition in theology and its recognition by Scripture" (Tract 78). Eine Predigt, welche Keble im J. 1833 auf speciellen Auftrag während der Sommerassisen-Gerichtssitzung in Oxford hielt, wurde von Dr. Newman in der Apologia näher besprochen und als „der Anfang der religiösen Bewegung der gegenwärtigen Zeit" bezeichnet.

Das Hauptwerk unter Keble's Schriften ist: „The Christian Year; Thoughts in Verse for the Sundays and Holidays throughout the year" (2 Bde., Oxford 1827), eine Sammlung von Liedern, zunächst bestimmt als ein Begleitbuch für das Prayer-Book der englischen Kirche. Dieses Buch erlangte eine außerordentliche Verbreitung und ist schon als ein Ausdruck

der religiösen Gesinnungen einer zahlreichen Klasse in Großbritannien bemerkenswerth. Nach einer Angabe des londoner Verlegers vom J. 1854 waren damals von dem Buche bereits 44 Auflagen in über 108,000 Exemplaren erschienen. Als das Verlagsrecht 1873 erlosch, wurden innerhalb 5 Wochen 10 verschiedene Ausgaben von londoner Verlegern herausgegeben. Von dem pecuniären Ertrage des Buches erbaute der Verfasser anstatt der verfallenen Pfarrkirche zu Hursley eine neue, welche eine der prächtigsten Landpfarrkirchen in England ist. Das Buch ist durch und durch biblisch, sowol in den behandelten Gegenständen wie in Geist und Ausdruck. Es ist in fließenden Versen und edler Sprache geschrieben. Die überall innigen und sinnigen Lieder haben oft an sich beträchtlichen lyrischen Werth, besonders meisterhaft, anschaulich und lebendig sind die häufigen Beschreibungen der Vorkommnisse des Naturlebens. Man hat sonst noch von Keble „The Psalter or Psalms of David in English verse" (London 1839). — „Lyra Apostolica", (London 1836—1838). — „Praelectiones Academicae", (2 Bde. London 1840, die in Oxford über Poetik gehaltenen Vorlesungen.) — „Lyra Innocentium. Thoughts in verse on Children" (London 1846; Gedichte, nicht für, sondern über Kinder, zunächst für Mütter, Beschreibungen des Kinderlebens). — Life of Thomas Wilson, D.D. Lord Bishop of Sodor and Man (London 1850). Occasional Papers and Reviews, ed. with a preface by Dr. E. B. Pusey (Oxford 1877). — Verschiedene Bände Sermons. Er gab heraus „The complete Works of Richard Hooker, (4 Bde. London 1853). Froude's Remains (London 1837); in Gemeinschaft mit Dr. Newman und Dr. Pusey Library of the Fathers (Oxford 1838 fg.).

Vgl. The Right Hon Sir J. T. Coleridge, A Memoir of the Rev. John Keble, Vicar of Hursley (London 1868, 4. Auflage 1874). — A. T. Russell, Remarks upon the Rev. Prof. John Keble's, Visitation Sermon, entitled: Primitive Tradition recognized by Holy Scripture (London 1837). — C. Sharp (Prof. in St.-Andrews), An Essay on the Author of the Christian Year (Edinburg 1866). — (Miß) C. M. Yonge, Musings over the Christian Year (London 1871). *(W. Bentheim.)*

KECSKEMÉT (spr. Ketschkemeht), Stadt im ungarischen Comitat Pest-Pilis-Solt und Klein-Kumanien, 75 Kilom. südöstlich von Budapest, an der österreichischen Staatsbahn Wien-Bazias, inmitten der sog. Kecskeméter Heide (eine Sandsteppe, die sich von Pest an zwischen der Donau und Theiß 370 Kilom. weit erstreckt), zählt (1880) 44,887 Einwohner magyar. Stammes, darunter über ein Drittel Reformirte. Im J. 1870 hatte die Stadt eine Civilbevölkerung von 41,195 Seelen. Der Ort war vormals der größte Marktflecken Ungarns, er wurde aber 1857 zur Stadt mit eigener Jurisdiction und Verwaltung erhoben. Wie alle Ortschaften im ungarischen Alföld, so ist auch Kecskemét sehr weitläufig gebaut, mit großen Marktplätzen und breiten Gassen, die meistens mit Akazienbäumen bepflanzt sind. Die Privatgebäude sind in der Regel klein und ebenerdig; von den öffentlichen Gebäuden sind die merkwürdigsten: die katholische Pfarrkirche, die Kirche und das Kloster der Franciscaner und die der Piaristen, die Kirche der Reformirten, das Gebäude der reformirten Hochschule (Obergymnasium, theologische Facultät und Lehrerpräparandie), das Rathhaus. Die Kirche der Franciscaner diente ehedem sowol den Katholiken als auch den Reformirten zum Gottesdienst und war deshalb mittels einer Breterwand in zwei Theile getrennt. Später erhielten die Reformirten vom Grundherrn Grafen Stephan Kohary die Erlaubniß, eine eigene Kirche in der Nähe der Franciscanerkirche zu bauen, was sie 1681—1683 ausführten. Beide Kirchen waren mit Mauern und Gräben umgeben und dienten in Zeiten der Kriegsgefahr als befestigtes Bollwerk. Die reformirte Hochschule entstand im Anfange des 17. Jahrhunderts, im J. 1820—1830 wurde das zwei Stock hohe schöne Gebäude derselben erbaut, indem sie zur Hauptschule (Collegium) der Donauinperintendenz der Reformirten erhoben wurde. Seit 1836 war damit auch der juridische Curs verbunden. Die Ereignisse von 1848 und 1849 erschütterten die Lehranstalt und erst 1856 konnte das Obergymnasium nebst der theologischen Facultät und Präparandie wieder eröffnet und neu organisirt werden. Ferner bestehen in Kecskemét auch ein katholisches Obergymnasium und eine Realschule. In neuester Zeit wurden auch die Elementarschulen sowol in der Stadt selbst als auch auf den Prädien oder Pußten vermehrt. Kecskemét ist auch Sitz eines königlichen Gerichtshofes. Die Einwohner beschäftigen sich meistens mit Viehzucht, Wein- und Obstbau, besonders sind die Aepfel berühmt. Wichtig ist auch der Handel mit Vieh und Producten. Die Stadt gehörte einst mehrern Grundherren, sie hatte sich aber schon vor 1848 freigekauft. Sie besitzt ein sehr großes eigenes Territorium und außerdem noch mehrere Pußten, die zum Theil in meilenweiter Entfernung liegen, z. B. Ágasegyháza, Monostor, Bugacz, Kis-Alpár. Auf diesen Pußten sind viele zerstreut liegende Gehöfte (ungarisch tanya). Die ganze Gemarkung der Stadt beträgt über 14 □ Meilen, aber ein großer Theil derselben besteht aus magern Weideflächen und unfruchtbaren Sandstrichen. *(J. Hunfalvy.)*

KEDIRI, eine der 23 Residentien oder Provinzen der niederländischen Sunda-Insel Java in Insel-Indien, liegt zwischen 7° 20′ und 8° 21′ 40″ südl. Br. und zwischen 129° 15′ und 130° 10′ östl. L. v. F. Im Süden grenzt sie mit einer 90 Kilom. = 12,16 geogr. M. langen Küste an das Meer; nach Norden an die Residentien Rembang und Surabaja; nach Westen an Madiun und Patjitan; nach Osten an Pasuruwan und Surabaja. Die Residentie besteht aus den Abtheilungen Kediri und Ngrowo; erstere umfaßt die Residentschaft Kediri, die in fünf Districte getheilt ist, und die Regentschaft Berbek, welche in acht Districte zerfällt. Die Abtheilung Ngrowo umfaßt die Regentschaft Ngrowo, die in fünf Districte getheilt ist, und die Regentschaft Trengalek, welche aus sieben Districten besteht. — Kediri wird regiert von einem Residenten mit vier Regenten und zwei Unterregenten; nur der von Kediri führt den Titel Radi-

Adipati, während die Regenten und Unterregenten blos Raden-Ngabehi sind. Außerdem gibt es einen Assistenten für die Abtheilung Ngrowo, einen Hauptfiscal, einen Hauptpriester und ein Haupt der Chinesen. — Die Provinz mißt von Westen nach Osten 86,26, von Norden nach Süden 80 Kilom. = 10,8 geogr. M. Der Flächeninhalt beträgt 122,76 geogr. □M. = 6717,79 □Kilom. Im J. 1879 war die Zahl der Bewohner 726,808, und zwar zählte man 817 Europäer, 6445 Chinesen und 719,546 Javanen (1845: 235,243 Gesammt-Bevölkerung).

Ein Theil des Landes ist gebirgig, aber schwach bevölkert, obwol es fruchtbare Strecken hat. Die Districte Blitar und Lodago sind ausgedehnte Wildnisse, unfruchtbar, sollen indeß ehemals eine ansehnliche Bevölkerung gehabt haben. Der District Ngrowo ist fruchtbar und sehr bevölkert. Die Grenzen ziehen sich auf den Gebirgen hin, namentlich auf den Südbergen, dem Welis, dem Ngebel-Gebirge, dem Klut und dem Kawi. Der Klut (Kalut, Gelut) liegt im Osten auf der Grenze gegen Pasuruwang; er ist ein Vulkan von 1510 Met. Höhe, mit sehr gekerbtem Kraterrande. Seine Ausbrüche 1785, 1825 und 1848 sind sehr verwüstend gewesen; m Februar 1841 hatte er einen großen Wasserausbruch, dessen Gewässer ganze Waldstücke herabbrachten und in den Fluß Brantas warfen. Auch 1857 war er wieder sehr unruhig. — Der Kawi (Kaweh) wird zu 2865 Met. Höhe angegeben; er lehnt sich an der Nordseite an den Ardjuna an. — Die wichtigsten Flüsse sind: der Kediri oder Fluß von Surabaja, der zweitgrößte Fluß Javas; er kommt aus dem Sumpfsee Tranggul im District Tranggul, fließt nördlich nach Ngudjang, wo er den Namen Kali-brantas annimmt, und erlangt dann seine größte Breite, Bengawan-Kediri genannt. Nun ist er bis zur Mündung für große Schiffe fahrbar und hat ruhigen Lauf. Im District Surabaja heißt er Kali-maas, d. h. Goldfluß. Er mündet in fünf Armen; der östlichste heißt Panong; dann folgen Tangolangging, Sido-Keri, Kedong und Wono-Krone; letzterer geht mehrarmig durch die Stadt, und der nördlich von ihr mündende Arm heißt wieder Kali-maas. Bei dem genannten Ngudjang in der Regentschaft Ngrowo mündet in den Kediri der Kali-brantas. Derselbe entspringt unfern von Batu in der Regentschaft Malang in den südlichen Vorbergen des Ardjunagebirges, fließt nach Süden, dann um den Berg Kawi herum und dann nach Norden, wo er von Süden her namentlich den ansehnlichen Lesti aufnimmt, und zwar bei Sringat. Darauf fließt er nach Nordwesten zum Kediri. Er hat ein felsiges Bett voller Steine; eine 100 Met. lange Hängebrücke führt bei Ngudjang über ihn. Für die Bodenbewässerung wichtig sind: der vom Klut herabkommende Konto, welcher über Sringat fließt und sich in mehrern Armen bei Paxa und Burwassi in den Bengawan-Kediri ergießt. Es ist wildes Gewässer. Der nach Osten zum Kediri strömende Trengalek ist in der Regenzeit bis Trengalek fahrbar. — Im südlichen Landestheile liegt ein ziemlich großer See, der Rawa-Bening, d. h. Klarer See, der ehemals mit dem Meere in Verbindung gestanden hat, und sehr tief und überaus fischreich ist. — Die mehr als 10 geogr. Meilen lange Südküste ist durch ihre senkrecht aufsteigenden Felsmassen unnahbar und erscheint wie ein langes Gebirge. Sie hat mehrere Buchten; die Segara-Wedi- oder Sand-Bai ist von der Gemak-Bai durch ein vortretendes Cap geschieden. Im ganzen machen fünf Baien Einschnitte in die Felsküste; die erstere der genannten hat eine enge Einfahrt, umschließt Inseln und ist 23 Faden tief; die andere ist offen und weniger gut. Die Sumbreng-Bai ist riffig, offen und 26 Faden tief.

Am Berge Ngebel entspringt in 650 Met. Höhe die 63,3° C. warme Salzquelle Telaga Ngebel und in 150 Met. Höhe die 32,8 C. warme salzhaltige Quelle Praga. In demselben Gebirge finden sich mehrere 1 Met. tiefe Einsenkungen des Bodens, aus welchen tödliches kohlensaures Gas entweicht, also sogenannte Fumarolen.

Der einzige Wald von Bedeutung ist der von Besowo im District Sukoredjo, der sich nach Osten bis an den Klut erstreckt und von da nach Sibis in den Djambejan. Er liefert ausgezeichnete Holzarten; aber die neuesten Producte sind die gewöhnlichen javanischen, welche auf die Märkte gebracht werden. Man rechnet 217 □Kilom. Djati-Wälder. — Der fruchtbare Boden von Kediri liefert Reis, Indigo, Kaffee, Zucker, Zimmt, Pfeffer, Baumwolle, Taback und Kokosnüsse. Man gewinnt 82,000 Pikul Padi (Reis), 54,000 Pikul Kaffee, 13,500 Pikul Zucker, 43,000 Pfund Indigo, 7000 Pfund Zimmt und 97,500 Pfund Pfeffer. Auch die Viehzucht ist nicht unbedeutend; man zählte 58,600 Rinder und 14,000 Pferde. Die Waldwildnisse in den Gebirgen bergen sehr zahlreiche Tiger, indeß hat die ausgesetzte Prämiirung für jeden getödteten Tiger doch die Zahl derselben schon gemindert. — Es gibt hier Gold-, Silber- und Eisenschmiede, Lohgerber, Kupferschläger, Töpfer u. s. w.; man macht Kris für die Inländer und Wasserkrüge zur Ausfuhr. Auch besteht eine Sägemühle. Beim Bening-See wird viel Kalk gebrannt. — Seit Uebernahme des Landes 1830 durch die niederländische Regierung sind die Wege im Lande wesentlich verbessert worden; früher verbanden nur Fußpfade die Ortschaften miteinander, die zu beiden Seiten mit Buschwerk eingefaßt waren, aus denen die Raubthiere hervorsprangen und sich der Wanderer bemächtigten. Von Kediri geht eine Straße nach Nordosten auf Surabaja, eine nach Norden auf Brebek, welche einen Theil der großen Poststraße nach Madiun bildet, und eine nach Süden auf Ngrowo und zum Meere und dann längs der Küste durch die Regentschaften Kalangbret und Trengalek bis an die Grenze von Madiun; eine von Ngrowo nach Osten über Watas, Sringat, Blitar, Tjandi Gambar und Antang in Pasuruwan; eine von Blitar nach Norden zur Grenze von Surabaja, gegenüber von Kartlosona; und von letzterem Orte nach Westen zur Grenze von Madiun, und eine nach Süden auf Blitar.

Die Geschicke von Kediri sind in der Geschichte von Java nicht ohne Wichtigkeit. Die Mythe nennt an der Südküste das Reich Ludojo unter Bathara-Wisnu, dem Könige der Geister und Dämonen. Ebenso hat die Be-

herrscherin dieser Wesen, Njahi Gedé Segoro Kidul, hier einen hohen Ruf und die Javanen glauben an ihre Existenz noch gegenwärtig. Die Südostküste ist noch wüst und unbewohnt, als wenn dort noch jetzt die Geister hausten.

Im J. 701 war das Land Sitz und Mittelpunkt des Reiches Doho unter Djojo Bojo, einem prophetischen Fürsten, von welchem die Ueberlieferungen Absonderliches berichten. Später wurde der Sitz nach Purwotjarito in Bagelen verlegt, und Doho wurde eine bloße Provinz. Später wurde Doho durch ein Ausbrechen des feuerspeienden Klut verwüstet. — Seit dem Bestehen von Madja-Pahit war Doho eine Provinz dieses großen Reiches; und mit dem Untergange desselben im J. 1400 der javanischen Zeitrechnung verschwindet der Name Doho aus der Geschichte; 1400—1432 scheint Kediri theilweise unter der Herrschaft von Madiun gestanden zu haben, darauf kam es unter Padjang und erkannte den Adipati von Surabaja als Stellvertreter des Sultans dieses Reiches an. Im J. 1525 eroberte Senopati I. von Mataram das Land, und von da ab theilte es die Geschicke von Modjokarto. — Zur Regierungszeit des Generalgouverneurs van Goens befand sich in Kediri einer der Reichsgroßen von Mataram, Truno-Djaja genannt, welcher den Kaiserthron erstrebte; er fiel indeß 1679 den Niederländern in die Hände. Im J. 1688 kam das Land unter Senopati und blieb sein Besitz bis 1703. Im J. 1830 kam es unter niederländische Regierung.

Das Land hat mannichfaltige prächtige Ueberreste von Hindutempeln und ansehnlichen Städten. Etwa 2,5 Kilom. westlich von der Hauptstadt befindet sich die Grotte von Sela-mangleng am Fuße des Berges Klotok, der zum großen Welis-Gebirge gehört, sie besteht aus vier kleinen, aus dem Fels gehauenen Gemächern, einer sich ineinander öffnenden Reihe von Norden nach Süden. Die Wände der beiden mittleren größten Räume sind mit Sculpturen bedeckt. — Oestlich vom Hauptorte Kediri sind die Alterthümer von Sentul und von Prudung die merkwürdigsten. Sentul liegt in einem seit Jahrhunderten unberührten Walde. Das noch fast ganz erhaltene Hauptgebäude ist, so klein es an Umfang ist, doch so zierlich wie nur irgendeins auf Java. Die Javanen nennen es ein Tjunkup, d. h. einen Ruheplatz der Todten. Es ist fast quadratisch mit 12 Met. langen Seiten, ein fester, schwerer Bau, mit einem Innenraume und oben einem Betplatze, zu welchem an der Westseite eine Treppe hinaufführt. Alle Flächen sind durch Leisten getheilt und die Räume zwischen denselben mit zierlichem Bildwerk bedeckt, zum Theil von ausgezeichneter Arbeit. Auf der Höhe steht ein sehr zierliches Wasserbecken von ungewöhnlicher Größe. An der Südseite führt eine kleine Treppe zu einer Reihe von drei niedrigen Kellerräumen, einer immer tiefer liegend als der vorhergehende. Nahe dabei steht ein kleineres Gebäude von derselben Art, mit schönem Bildwerk verziert. Die Ebene ringsum weist Spuren davon auf, daß sie durch Mauern eingetheilt gewesen und das Ganze von einer Ziegelmauer umzogen gewesen ist. Uebrigens scheint sich eine ganze Reihe von Resten solcher alter Bauten bis zu den berühmten Alterthümern von Malang hinzuziehen. — Der Tjandi von Prudung liegt etwa 12 Kilom. im Südwesten von Sentul. Dieses ganz aus Ziegeln aufgeführte Gebäude übertrifft an Größe und Wichtigkeit alle andern ähnlichen Ziegelbauten. Zur Seite des Hauptgemaches, das den Eingang an der Westseite hat, enthält es zu ebener Erde nach Norden und Süden kleinere Gemächer. Die Treppen sind verfallen und man steigt mittels einer 7 Met. langen Leiter zum Innern des Tjandi hinauf. Die Größe der Verzierungen und Abbildungen an den Seiten ist in völliger Uebereinstimmung mit der Schwere des Bauwerkes, und die Sculpturen sind in einem erhabenen Stile gearbeitet. Nach Süden hin findet man in fast jedem Dorfe Götzenbilder, Wasserbecken, Reste von Gebäuden und Verzierungen. Der Tjandi Gedong, nahe bei Blitar, ist ein Ziegelbau, aber besser gearbeitet als die gewöhnlichen und zum Theil mit Sculpturen aus Stein. Hier finden sich auch die Mauerreste einer ehemaligen Hauptstadt. Nach Nordosten hin sind die Alterthümer von Penataram, der Größe und Arbeit nach zweiten Ranges, jetzt nur noch Trümmer, wo man aber aus den langen Mauerresten noch den Plan des Baues erkennt. Auch ein Tjandi, ähnlich dem von Sentul, steht darin u. s. w.

Ziemlich in der Mitte der Provinz liegt der Hauptort Kediri, links am Kediri, 6 geogr. M. von der Südküste, fast 14 geogr. M. von Surabaja. Die Stadt hat 2100 Einwohner, in 405 Häusern; die zu demselben Rechtsgebiete gehörenden 3000 Familien wohnen entfernter. Der Handel des Ortes ist von Wichtigkeit und durch die Lage am Flusse begünstigt. Die Chinesen haben einige bedeutende Bazars. Die schöne Moschee ist aus Ueberbleibseln von Buddha-Tempeln aufgebaut.

Literatur: A. J. van der Aa, Nederlands Oost-Indie (4 Bde. Breda 1857). — Roonda van Eysinga, Land en Volkenkunde van Nederlands Oost-Indie (4 Bde. 1836—1850). — Teenstra, Ned. Overz. Bezittingen. — Temminck, Possessions Neerlandaises (2 Bde.). — Handleidiug tot de Aardrijkskunde van Ned. Oost-Ind.-Bezittingeu. — Raffles, History of Java (1830). — Kuffendrage, Beschr. von Java. — Valentijn, Oud en Nieuw-Oost-Indie (4 Bde). — Müller, Beschreibung der Insel Java (1860).

(G. A. von Klöden.)

KEERE, von der (auch von der Kehr), ein altes fränkisches Adelsgeschlecht, das mit den Truchsess von Henneberg des gleichen Stammes und Wappens ist. Albrecht, ein nachgeborener Truchsess von Henneberg, erbaute auf dem Berge an der Keer zu Henneberg ein Schloß, von dem er und seine Nachkommen den Namen führten, während der Hauptzweig in seiner Erbamts-Stellung zu den henneberger Grafen fortblühte. Albrecht wird 1270 in einer Urkunde genannt, laut welcher er Roßheide vom Kloster Bildhausen um 46 Mark lautern Silbers erkaufte. Er hinterließ vier Söhne, die ebenso viele Linien stifteten. Diejenige des ältesten Sohnes Berthold (Hauptlinie Einhartshausen) erlosch mit Dietz von der Keer zu Einhartshausen, dessen Sohn Bartholomäus vor dem Vater starb und dessen Tochter Kunigunde

1477 mit Peter von Maßbach zu Maßbach und Madenhausen, Hochfürstlich Würzburgischem Rath und Ober-Schultheiß, vermählt war. Die Linie des zweiten Sohnes Seifried (Hauptlinie Keer) hielt den Stammsitz und erlosch nach 1400 mit Lamprecht von der Keer, dem von seiner Gattin Kunigunde von Buttlar aus dem Hause Brandenfels nur zwei Töchter Kunigunde und Margarethe geboren waren. Der Besitz fiel der vierten oder Roßheider Hauptlinie zu. Diese, gegründet von Heintz, spaltete sich unter seinen Enkeln (den zwei Söhnen seines Sohnes Hans), nachdem das Erbe der wie oben erwähnt früh ausgegangenen Keerer Linie angetreten war, in zwei Unterzweige. Der des Hans (Haus Roßheide) verblühte bereits in der vierten Generation mit Andreas von der Keer zu Roßheide bald nach 1541, der des Otto (ererbtes Haus Keer) gleichfalls in der vierten Geschlechtsfolge mit Sittig von der Keer zu Keer und schließlich auch zu Roßheide (vom andern Zweige ererbt). Dieses Sittig Tochter von seiner Gattin Elisabeth Faust von Stromberg, Namens Wandula, brachte Roßheide ihrem Gemahl Jakob von der Keer auf Schweickertshausen (aus der dritten Hauptlinie) zu. Diese dritte Hauptlinie (Frankenburg-Roßdorf), gegründet von Albrecht von der Keer, blühte am längsten. Seine vier Söhne setzten wiederum vier Zweige ab. Der des ältesten Berthold (Unterlinie Frankenburg) erlosch mit Kaspar von der Keer noch vor 1500, der des dritten Hans (Unterlinie Roßdorf) gleichfalls im 15. Jahrh. mit Kilian von der Keer zu Roßdorf, den eine mit seiner Gemahlin Barbara von Ehenheim genannt Grummat aus dem Hause Walmersbach erzeugte Tochter Margarethe überlebte; der des vierten Cuntz (Unterlinie Ellingshausen) ungefähr zur selben Zeit mit Hans von der Keer zu Ellingshausen, dessen Tochter Christine an Kaspar den Jüngern von Sternberg vermählt war. Es verblieb nur noch der Zweig des zweiten Sohnes Gobelius (Unterlinie Schweickertshausen), dessen Nachkomme Jakob, wie oben erwähnt, Roßheide von der vierten Hauptlinie erheirathete. Den Mannsstamm dieser Linie sowie des ganzen Geschlechts beschloß Reinhard von der Keer auf Schweickertshausen und Roßheide am 31. Juli 1570, von seiner Gattin Agnes von Hutten aus dem Hause Stöckelberg eine Tochter Anna Dorothea hinterlassend.

Wappen: Im Silber über Schwarz getheilten Schilde eine Adlerklaue in verwechselten Tincturen. Auf dem Helme ein wachsender schwarzer Mannsrumpf zwischen offenem, je wie der Schild gezeichnetem Fluge. Helmdecken: schwarz und Silber.

(H. von Borwitz und Harttenstein.)

KEES oder KES (das) ist die in Salzburg und Kärnten gebräuchliche Benennung der Gletscher und bedeutet ein selten oder nie ganz schmelzendes Eislager im Hochgebirge. Kes ist höchst wahrscheinlich ein eigener Wortstamm, der sich auf Kälte und Eis bezieht. Verkesen bedeutet: sich mit Gletschereis füllen, d. i. vergletschern. Keswasser = Gletscherwasser. *(Ferd. Grassauer.)*

KEF, el Kef (Sicca veneria oder Cirtha nova), nächst Tunis und Kairwan die wichtigste Stadt in Tunis, liegt am Abhange eines steilen Felsenhügels über einer bewaldeten Ebene, und ist der Mittelpunkt des Beled-el Dscherid, der Heimat der süßen, großen Dscheriddattel. Von der nach Sallust vom libyschen Herkules gegründeten früheren Hauptstadt des alten Numidien, die eine Zeit lang die Residenz Jugurtha's bildete, sind nur wenige Ruinen übrig, nur die numidischen Bäder lassen sich erkennen, in denen noch heute eine mineralische Quelle mit + 28° C. quillt.

Der größte und massivste Bau ist die Kasba oder Citadelle, in deren Hofraume zwei Moscheen stehen, um die man die meisten Ueberreste der einstigen römischen Stadt findet. Von diesem erhöhten Standpunkte aus hat man eine prachtvolle Aussicht auf äußerst malerische Gebirge, die jenseit der grünen Ebene liegen. Der Dschebl-el-Kef bedeckt sich im Winter mit Schnee.

Drei- bis viertausend Araber, vielfach mit Berbern vermengt, bewohnen den einst so blühenden Ort, indessen besitzen dieselben keinen geringen Reichthum in einem fruchtbaren Walde von etwa zweihunderttausend Stämmen der herrlichen Dscheriddattel, welche nicht nur ihnen selbst zur Nahrung dient, sondern auch weit und breit geschätzt und sogar in den Delicatessenhandlungen unserer Großstädte, in Kisten wohlverpackt, zu hohen Preisen verkauft wird. *(Richard Oberländer.)*

KEFERSTEIN (Christian), verdienter Geognost, geboren am 20. Jan. 1784 zu Halle, studirte daselbst die Rechte, war erst Auscultator beim Stadtgericht, unter der westfälischen Regierung 1809 Tribunalsprocurator, nach Wiederherstellung der preußischen Regierung 1815 Justizrath zu Halle, zog sich aber bald von allen Dienstgeschäften zurück und wendete sich vorzugsweise der Geognosie und Geologie zu. Er veröffentlichte: „Beiträge zur Geschichte und Kenntniß des Basaltes", mit Meineke (Halle 1819); „Geognostische Bemerkungen über die basaltischen Gebilde des westlichen Deutschland (1820); „Mineralogisches Taschenbuch für Deutschland" (1820); „Tabellen über die vergleichende Geognosie" (1825); „Teutschland, geognostisch-geologisch dargestellt" (7 Bde., 1821—1831); „Naturgeschichte des Erdkörpers" (2 Bde. 1834); „Geschichte und Literatur der Geognosie" (1840); „Mineralogia polyglotta" (1849); außerdem verschiedene Aufsätze in Schweigger's Journal, Karsten's Archiv, Oken's Isis u. a. O. Im J. 1821 gab er die erste allgemeine geognostische Karte von ganz Deutschland heraus. Keferstein starb am 26. Aug. 1866 zu Halle. *(E. Geinitz.)*

KEGEL (*Κῶνος*, conus) im weitesten Sinne ist eine Fläche, die von einer Geraden erzeugt wird, welche bei ihrer im übrigen willkürlichen Bewegung stets durch einen festen Punkt hindurchgeht. Die auf der Fläche gelegenen Geraden heißen die Erzeugenden oder Kanten, ihr gemeinschaftlicher Punkt die Spitze oder das Centrum des Kegels. Durch dieses Centrum wird die Fläche in zwei Felder, Kegel und Gegenkegel, getheilt. Nächst der Ebene, die als Kegel definirt werden kann, indem die Erzeugende bei ihrer Bewegung in dem festen Punkte zugleich längs einer andern festen Geraden (Leitcurve)

geführt wird, ist die einfachste Kegelfläche der Kreiskegel, auch schlechthin häufig Kegel genannt, bei welcher die Leitcurve ein Kreis ist. Die Verbindung der Spitze mit dem Mittelpunkte des Kreises heißt die Axe; steht diese senkrecht zur Ebene des Kreises, so ist der Kegel ein gerader; andern Falles ein schiefer. Die griechischen Geometer behandelten zuerst den geraden Kreiskegel, und definirten denselben als durch Umdrehung eines rechtwinkeligen Dreieckes um eine Kathete entstanden. Sie unterschieden drei Arten, je nachdem die Umdrehungsaxe mit der Hypotenuse einen Winkel bildet, der kleiner, gleich oder größer ist als die Hälfte eines rechten Winkels. Eine durch die Axe gelegte Ebene schneidet den Kegel in einem Dreieck, bei welchem der Winkel an der Spitze ein spitzer, rechter oder stumpfer wird. Demnach werden auch die Kegel in spitzwinkelige, rechtwinkelige und stumpfwinkelige eingetheilt. Werden diese drei durch eine senkrecht zu einer Erzeugenden gelegte Ebene geschnitten, so entstehen die drei Arten von Kegelschnitten (Ellipse, Parabel, Hyperbel; siehe die bezüglichen Artikel). Es ist nicht festgestellt, wer zuerst die Identität der Kegelschnitte mit diesen drei Arten ebener Curven erkannt hat. Als erster, welcher diese Curven und zwar gelegentlich des Problemes der Würfelverdoppelung überhaupt behandelt hat, wird Menächmus (Platonische Schule) genannt, und zwar von Geminus, einem Mathematiker des letzten Jahrhunderts v. Chr. in einer von Proklus übermittelten Stelle (ed. Friedlein, S. 111) und von Eutokius (6. Jahrhundert n. Chr.) in seinem Commentar zu den Kegelschnitten des Apollonius und Archimedes. Pappus (ed. Hultsch, S. 672, 676) berichtet, daß Aristäus der Aeltere (c. 350 v. Chr.) in seinen nicht mehr erhaltenen fünf Büchern über die Kegelschnitte die Identität dieser Curven mit den ebenen Schnitten des Kegels festgestellt habe, desgleichen, daß die vier ersten Bücher des Apollonius von Pergä (c. 250—220 v. Chr.) nur eine Vervollständigung der vier ersten Bücher des Euklid über die Kegelschnitte, die gegenwärtig nicht mehr vorhanden sind, bilden. Selbst bei Archimedes (ed. Torelli, Oxford 1792; deutsche Ausgabe von Nizze, Stralsund 1824) läßt sich die vollständige Erkenntniß der Identität der Kegelschnitte mit den Curven des Menächmus nicht nachweisen, und so bilden die acht Bücher des Apollonius (ed. Halley, Oxford 1710) die älteste vollständige Theorie, die uns erhalten ist. Apollonius, bei welchem die Namen Ellipse, Parabel, Hyperbel zuerst auftreten, untersucht auch den schiefen Kreiskegel, und zeigt, wie an jedem derselben die drei Arten von Curven durch Schnitte senkrecht zum Axendreieck zu Stande kommen. Seine Schriften sind von Pappus, Eudokius und Hypatia commentirt worden; der letztgenannte Commentar ist nicht mehr vorhanden. Mit dem Werke des Pappus und einer jedenfalls noch älteren kleinen Schrift des Serenus (Anhang zur Halley'schen Ausgabe des Apollonius) findet die Theorie über die ebenen Schnitte des Kegels ihren Abschluß in der Geometrie der Alten, und erst Desargues (Brouillon projet d'une atteinte aux événements des rencontres du cône avec un plan, 1639) und fast gleichzeitig Pascal (Essai pour les coniques, 1640) betrachteten alle möglichen Stellungen der schneidenden Ebene, und erwiesen die Identität des schiefen Kreiskegels mit dem Kegel auf elliptischer, paraboloischer oder hyperbolischer Basis. Aus der Theorie des Kegels und des Cylinders und ihrer Schnitte ist dann die descriptive und projective Geometrie hervorgegangen, als deren Begründer Monge (Traité de géométrie descriptive 1794), Poncelet (Traité des propriétés projectives des figures 1822) und Steiner (Systematische Entwickelung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten 1832) zu nennen sind, und in Bezug auf deren Ausbildung und überaus reiche Literatur auf das Hauptwerk von Chasles verwiesen werden muß: „Aperçu historique sur l'origine et développement des méthodes en géométrie", 2. ed. 1875.

Die Cubatur des Kreiskegels ist zuerst von Eudoxus, einem Zeitgenossen Plato's, im Anschluß an die Cubatur der Pyramiden gelehrt worden durch den Satz, daß das Volumen des Kegels der dritte Theil des Volumens eines Cylinders von derselben Grundfläche und Höhe ist, wie Archimedes in der Einleitung zum ersten Buch von der Kugel und dem Cylinder berichtet (Nizze, S. 43). Die Mantelfläche eines geraden Kreiskegels, gleich dem halben Producte aus der Peripherie des Grundkreises mit der Seite, hat Archimedes (Kugel und Cylinder I, Satz 15—17) zugleich mit der Berechnung beliebiger Zonen bestimmt.

Die Berechnung der Oberfläche eines schiefen Kreiskegels führt auf ein elliptisches Integral und konnte erst nach Ausbildung der Infinitesimalrechnung mit Erfolg in Angriff genommen werden. Ein unzureichender Versuch ist von Richard Albius (Rom 1648), übermittelt in Kästner's Geschichte der Mathematik Th. 3, S. 218. Wichtiger ist der Aufsatz von de la Hire, Sur les quadratures des superficies cylindriques, qui ont des bases paraboliques, elliptiques et hyperboliques (Mém. de Paris 1707), in welchem der Satz von Pascal über die Fläche des Cylinders, welcher gebildet wird, indem man in den Punkten eines Kreises die Längen der zugehörigen Sinus vertical aufträgt, verallgemeinert wird. Das elliptische Differential entwickelte Varignon (Miscell. Berol. 1727 cont. secunda) und zeigte, wie das Integral durch die Länge einer transscendenten Curve sich ausdrücken läßt, deren Construction von der Quadratur des Kreises abhängt. Den in einem Anhange zu dieser Arbeit von Leibniz gemachten Versuch, eine algebraische Curve einzuführen, berichtigte und verallgemeinerte Euler (Nov. Comment. Acad. Petropol. T. I., 1750) durch eine ausführliche Transformation des elliptischen Differentiale; die für den Ellipsenbogen geltende einfachste Reihenentwickelung fand Euler im J. 1773 (Nov. Comment. Bd. 18). Die Reihenentwickelung für die Kegelfläche im J. 1785 (Nov. Acta Acad. Petrop. T. III), zugleich mit einer Methode der Abwickelung dieser Fläche. Fast gleichzeitig hat Kästner (Göttinger Societät Bd. 9) die Reihenentwickelung des elliptischen Integrals behandelt.

Für die Kegel als allgemeine Flächenfamilie hat

zuerst Monge die partielle Differentialgleichung ausführlich behandelt (Mém. présent. à l'Acad. d. Sc. Paris 1771, 1784); doch war ihm auch hierin schon Euler mit der allgemeinen Untersuchung über abwickelbare Flächen (Comment. nov. Acad. Petropol. T. XVI. a. 1771) vorangegangen. *(Ax. Harnack.)*

KEGEL (in der Geologie) nennt man mehr oder weniger regelmäßig kegelförmige, verschieden hohe und breite Berge oder Hügel, die entweder das Product der Erosion sind, Ueberreste von früher zusammenhängenden größeren durch das Wasser zerstörten Gesteinsmassen, oder Zusammenschwemmungsmassen darstellen, oder endlich in den meisten Fällen vulkanische Aufschüttungsmassen (s. Vulkane) sind. Je nach dem Eruptionsmaterial, welches die vulkanischen Kegel aufgebaut hat, unterscheidet man nach von Hochstetter Lavakegel, Tuffkegel, Schuttkegel und gemischte Kegel. Die Lavakegel sind aus geflossenen, geschmolzenen Gesteinsmassen aufgebaut, und zeigen infolge der Leichtflüssigkeit der Laven zum Theil sehr flache Böschungen, die gewöhnlich nur 3—10 Grad betragen; sie bestehen aus lauter einzelnen, wenig geneigten Lavabänken, die den jedesmaligen Lavagüssen entsprechen. Die großen Vulkane auf den Sandwichinseln, der Mauna-Loa und M.-Kea, beide gegen 4350 Met. hoch, sind solche Lavakegel von durchschnittlichem Neigungswinkel von 6—8 Grad. Andere Lavakegel, die aus zähflüssigerer Lava entstanden sind, können viel steilere Böschungen zeigen. Die Tuffkegel werden durch Anhäufung von breiartigen Tuffmassen oder mit heißem Wasser gemengten Lapilli, Sanden und Aschen gebildet und zeigen eine stärkere Neigung, 15—30 Grad. Die Schutt- und Aschenkegel werden durch Aufhäufung der aus dem Eruptionskanal emporgeschleuderten und in unmittelbare Umgebung des Kraters zurückfallenden losen vulkanischen Auswürflinge gebildet und bestehen aus Lavablöcken, Bomben, Lapilli, vulkanischen Sanden und Aschen. Ihre Neigungswinkel betragen 35—45 Grad. Kegel von gemischtem vulkanischem Material sind ohne Gesetzmäßigkeit aufgebaut; oft von Lavagängen seitlich durchsetzt, welche Nebenkegel, Nebenkrater liefern. Zur Klasse der gemischten Kegel gehören die meisten Stratovulkane, wie der Vesuv, der Aetna u. a. — Die Kegel können sehr verschiedene Höhe haben, von wenigen Fußen bis zur größten Höhe, welche Berge auf der Erde erreichen. *(E. Geinitz.)*

KEGELGEBIRGE (vulkanische Gebirge) sind Gebirge, die aus einer meist ordnungslosen Anhäufung einzelner (vulkanischer) Kegel oder Kuppen bestehen. Sie entstehen allmählich durch Nebeneinanderstellung einzelner Kegel von neu gebildeten Gesteinen; bei ihnen sind die einzelnen Berge die zuerst entstandenen Elemente, im Gegensatz zu den Massen- und Kettengebirgen, welche durch Ortsveränderung schon vorhandener Gesteine entstehen und bei denen das Gebirge das erste ist, die einzelnen Berge erst später durch Erosion herausmodellirt werden. *(E. Geinitz.)*

Kegelschnäbler, s. Conirostra.

Kegelschnecke, s. Conus.

KEGELSPIEL heißt ein Spiel mit Kugeln, die nach einer bestimmten, in einer gewissen Ordnung stehenden Anzahl von Kegeln gerollt werden. Es wird auch Kegelschieben, oder Kegeln, auch wol Kugeln genannt, in älteren Schriften finden sich hierfür noch die Ausdrücke Kegelen, Keigeln, Kögeln, Malen. Das Kegeln ist ein uraltes Spiel. Im Grimm'schen Wörterbuche V, 384 fg. wird es als ein bei den Opferfesten der alten Deutschen gebräuchliches Spiel hingestellt. Hierfür sind folgende Gründe maßgebend. Gewisse Knochen am vorderen Pferdeschenkel heißen Kegel. Das Pferd war bei den alten Germanen ein sehr hochgeschätztes Thier und deshalb war unter allen Thieropfern das des Pferdes das vornehmste und feierlichste. Wuotan liebte Pferde- und Menschenopfer und deshalb liege nichts näher, als daß man von dem Opfer wie das Fleisch zum Opferschmaus so die Knochen zu den Spielen nahm und beides dadurch gleichsam heiligte. Weitere Begründung erhält nach Grimm diese Annahme durch die merkwürdige Angabe, die das Vocab. incipiens teut. ante lat. bringt: „Kegel, pirameda, est quoddam os in pede thibie et sure cum quo luditur". Mit pede thibie et sure kann nichts anderes gemeint sein als das Schien- und das Wadenbein, was zum Spiel genommen wurde. Weiter weiß das Volk an heiligen Orten, wo sonst die Fastnachtsfeuer ihre Stelle hatten, nebst allerlei Spielen und Leibesübungen, von gespenstigem Kegeln. Das Kegeln im Himmel, was das Volk im Donnern findet, gehört ja wol auch ursprünglich Wuotan an. Wer sich überzeugt hat, wie erstaunlich lange in solchen Redensarten Sitten fortleben, die längst verschollen und vergessen sind, der zaudert nicht, die Redensart als ein blos verblaßtes Zeugniß anzusehen, daß man einst wirklich aus dem Kegel im Knochengebäude einen Kegel zum Spiel machte. Ich stehe nicht an, sagt Grimm, dabei nicht blos an den Kegel des Pferdes zu denken, sondern auch an Menschen, wie eben das Zeugniß fordert. Grimm berichtet noch, daß ihm aus der leipziger Gegend mitgetheilt worden sei, daß man da auf dem Lande noch jetzt sich ein Kegelspiel aus den Unterschenkeln der Vorderfüße der Pferde selbst herstelle, indem man die Kugel, welche sich über dem Hufe befindet, nachdem sie vom Drechsler hergerichtet ist, zur Kugel gebraucht und den über der Kugel befindlichen Knochen, ebenfalls so hergerichtet, zum Kegel.

In den altdeutschen Göttersagen findet auch das Kegelspiel seine Erwähnung. Unter dem badischen Schlosse Hochberg sitzen zwölf Männer im Berge an einer Tafel oder spielen mit goldenen Kegeln und Kugeln. Die zwölf Männer (die zwölf Asen) sind in die Burg verwünscht, aber sie kommen, wenn Deutschland in großer Noth ist, wieder heraus und befreien es von seinen Feinden (Simrock, Deutsche Mythologie S. 195.) Der sogenannte pirnische Mönch Johann Lindner berichtet: „an die stet des abgotstempel, der czu Halberstadt czurüddet, wart auch in gots und sant Steffans ehr ein thumkirche erbawet, der czum gedechtnis sollen daselbst die thumherren jung und alt auf montag letare alle jar einen holzern Kegel an stat des abgots auffeczen und darnach allesamb

werfen", (Grimm, Deutsche Mythologie 4. Ausg., 1875, S. 653). Weiter wird berichtet: „Alle jahr, sonnabends nach laetare kommt auf den kleinen Hildesheimer domhof ein bauersmann sonderlich dazu bestellt, und bringt mit sich zwei hölzer, jegliches einer klafter lang, daneben zwei andere kleinere kegelförmig gespitzte. Die beiden großen setzt er gegeneinander in die erde, die Kegel oben darauf. Bald und in der eile versammeln sich dahin allerlei buben und jung gesindlein und werfen mit steinen oder stöcken die Kegel von den Klötzen herab; andere setzen sie wieder auf und das abwerfen geht von neuem an." Unter diesen Kegeln sind die heidnischen, teuflischen Götzen zu verstehen, welche die christlich gewordenen Sachsen niedergeworfen haben (Grimm, Deutsche Mythologie S. 158.)

Das Kegelspiel wird schon in mittelhochdeutschen Gedichten erwähnt, so z. B. in der 1300 beendeten Dichtung „Der Renner" von Hugo von Trimberg. Vers 3727 heißt es:

Sin Kegel er nach gewinne stellet
Mit lustlicher behendikeit
Und wol od' ubel sie betreit (betrügt)
Vers 10,440: Riemenstecher vnd Kegler
wurden nie so grozze trvgner (Betrüger)
als leider valsch geistlich levte.

Swer spielen welle der Kegel
der sol gên ûf den plaz,
da vindet er mangen vürsaz. (Gesammtabenteuer
49,1184 von der Hagen, Stuttgart 1850.)

Als Vorläufer des Kegelspiels ist das Steinstoßen und Steinwerfen anzusehen, das ja wol mit andern Kraftübungen als Wettspiel die Götterfesttage verherrlichen half. Schon Homer läßt in der Odyssee die Freier, die sehr üppigen, vor des Hauses doppelter Pfort' ihr Herz mit Steinschieben erfreuen. Von diesem Spiele gibt Athenäus (Bd. I, Kap. 29) eine allerdings nicht klare Beschreibung. Es läßt sich aus derselben doch aber so viel ersehen, daß dieses Spiel der Freier ein ähnliches gewesen ist, wie es noch heutigen Tages in Italien unter dem Namen Boccia gespielt wird. Die Freier, an der Zahl 108, stellten ebenso viele Steine in gleicher Anzahl gegeneinander, sodaß auf jeder Seite 54 standen. In der Mitte blieb ein kleiner leerer Raum, auf welchen ein Stein, den man nach der vielumworbenen Gattin des Odysseus „Penelope" nannte, gesetzt wurde. Nach diesem warf der Freier, den das Los bestimmt hatte, mit dem andern Steine. Traf er die Penelope und schnellte sie von der Stelle, so setzte er seinen Stein an die Stelle derselben. Sodann richtete er die Penelope da auf, wohin sie geschnellt war und warf nun mit ihr nach seinem in der Mitte stehenden Steine. Traf er nun, ohne einen von den übrigen Steinen zu berühren, so hatte er gesiegt und viel Hoffnung, die schöne Königin zu heirathen.

Daß man in früheren Zeiten die Kugeln beim Kegeln nicht rollte, sondern warf, ist nicht zu bezweifeln. In der Augsburger Chronik des 15. Jahrh. heißt es: „welcher in drei Würfen am meisten Kegel warf, der gewann das Best"; ferner bei Keller, Erzählungen aus altdeutschen Handschriften (Stuttgart 1855): „Kegelwerff und gampelspil". In der Bedeutung von werfen wird auch „schießen" gebraucht: „wer vor den Kegeln steht, der hat im sinn, er wölle alle Kegel umbschießen". Agricola, Sprich. (1582) 59. In einigen Theilen Süddeutschlands wirft man jetzt noch die Kugeln ein Stück in die Bahn hinein. Auch da, wo man zur Zeit die Kugeln regelmäßig in der Bahn hinausrollt, trifft man immer noch Ausdrücke an, die der früheren Spielweise, dem Werfen, entlehnt sind, z. B. „ich habe so und so viel Kegel geworfen", „ich habe einen guten Wurf gethan". Der jetzt zumeist beim Kegeln gebräuchliche Ausdruck „schieben" ist auch schon früher angewendet worden. In einem Fastnachtsspiele heißt es:

het ich solcher Kegel neun
wolt umb ein Kleinot schieben lan.

Hier und da mag man in früheren Zeiten mit einer diskusartigen Scheibe nach den Kegeln geworfen haben, ja sogar mit Stäbchen. „Inn etlichen Landen (Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 393) keglet man mit stecken, wie man in vnsern landen mit kugln keglet. Vn auff einmal da keglet man mit stecken, da wz ein blind' da, der wolt auch keglen, vnnd da er werffen solt, da traff er wer da stund, reich vnd arm, jung vn alt, es galt jhm gleich, wann er was blind."

Im Mittelalter durfte bei Kirchweihfesten und bei Büchsen- und Armbrustschießen neben andern Ergötzlichkeiten ein Kegelplatz nicht fehlen. In der Beschreibung des großen Herrenschießens zu Ulm 1556 findet sich Folgendes:

Dem Hahnenwerfen gang ich zu.
Der Hahn, der macht oft manchem heiß,
Mit Schranken macht man drum ein Kreis,
Daran stund der Welt ein große Zahl
Hinten und vorne, auch überall,
Es ist oft lächerlich zugangen
Beim Hahnen sah man Gewinneter hangen,
Kugel und Kegel war auch dabei (das heißt in der Nähe des Hahnenplatzes)
Jetzt habt ihr g'hört all Handlung frei,
Was ich beim Schießen gesehen han.
(Scheible, Schaltjahr 5. Bd. S. 622).

Auf der prächtigen Zeichnung von Hans Beham, eine Kirchweih von 1530, wo der Künstler in kräftigen Strichen die Licht- und Schattenseiten dieses Festes zeigt (vgl. L. Nacke, Deutsche Geschichte, Bielefeld und Leipzig, 2. Bd. S. 171), findet sich auch das Kegelschieben dargestellt. Das Bild läßt ersehen, daß man damals bei Herrichtung eines Schubes keine besondere Sorgfalt obwalten ließ; denn eine besondere Bahn ist nicht ausgehoben, nur hinter den Kegeln ist ein Bret als Kugelfang angebracht, und da, wo der Kegler die Spitze des vordern Fußes beim Schieben hinstellt, ist ein Pflock in die Erde getrieben. Auf den meisten alten Zeichnungen von Schützenfesten sind die Kegelplätze mit Pfählen und Stangen abgegrenzt. Regelmäßig findet sich auch der Pflock vor, der den Standpunkt des Schiebers bestimmt. Weitere Vorrichtungen kannte man nicht. Die Kegel wurden auf Wiesen- oder den gewöhnlichen Erdboden gestellt. Aus

der Stellung des Schiebers in der Beham'schen Zeichnung ist zu ersehen, daß man damals die Kugeln in der jetzt meistens gebräuchlichen Weise nach den Kegeln rollte. Auf der erwähnten Zeichnung kommen nur 5 Kegel zur Darstellung. Möglich, daß wir es hier mit einer sogenannten künstlerischen Freiheit zu thun haben; denn schon in den ältesten Zeiten sind auch 9 Kegel beim Spiel gebräuchlich gewesen. Das schon oben angeführte Citat aus einem alten Fastnachtsspiele beweist dies; ferner heißt es in Rollenhagen's Froschmeuseler 2. Buch, 5. Kap.:

Denn mancher schauet das spiel mit an
Und verlachet nur jedermann,
Das sie so wenig kegel schießen;
Wenn sie ihm einen wurf zulißen,
All neun wolt er auf einmal fellen.
Soll es aber selbst ins werk stellen,
So wirft er fern vom ganzen platz
Und macht keinen neuen auffatz.

Mit der letzten Bemerkung will der Dichter ausdrücken, daß der Prahler nicht einmal den Platz, wo die Kegel stehen, trifft und daher ein neues Aufstellen unnöthig macht.

Auf alten Zeichnungen finden sich Kegelplätze mit nur drei Kegeln, die alsdann, vom Werfer aus betrachtet, in einer Reihe hintereinander stehen. Finden sich neun Kegel vor, so ist die Aufstellung derselben keineswegs eine gleichmäßige oder der jetzt gebräuchlichen entsprechend. Auf einem Bilde aus dem 16. Jahrh. stehen die Kegel in drei Reihen zu je drei nebeneinander [: : : / : : :]. Auf dem augsburger Schießplatze von 1567 waren die Kegel folgendermaßen aufgestellt: [. : : . / : : :]. Diese Aufstellung erinnert schon sehr an die zur Zeit beliebte: [: . : / . : .].

Als etwas ganz Ungewöhnliches muß das Kegelspiel angesehen werden, was J. Scheible, Die gute alte Zeit S. 570, auf einem Bilde mit Kinderspielen, das einem holländischen Buche von 1628 entnommen ist, wiedergibt. Hier spielen u. a. zwei Knaben Kegel, die sie auf gewöhnlichem Boden folgendermaßen aufgestellt haben: ○➳ : . .
Werfer

Das Spiel mit 3 Kegeln muß früher ebenso beliebt gewesen sein als das mit 9; denn man sieht auf den Abbildungen von Schießplätzen auch wol zwei abgegrenzte Kegelplätze, den einen mit drei und den andern mit neun aufgestellten Kegeln, wie dies z. B. der Fall ist auf der „Contrafaktur Deß Schießplatzs Der Auff Den Sechsten tag Octobris zu Augspurg Zugerichtet Unnd gezieret ist worden x. Anno Dominj 1567".

Daß beim Kegelspiel von altersher die Zahl der Kegel drei und neun ist, ist für Grimm ein weiterer Beweis dafür, daß das Kegelspiel bei den alten germanischen Opferfesten Anwendung fand; denn drei und neun waren heilige, beim Opfergebrauch bedeutungsvolle Zahlen.

Am Geld oder sonstige Gewinne zu kegeln ist von jeher gebräuchlich gewesen. Seb. Brant sagt im Na schiff 68, 8: „wer keiglen wil, der selb uffetz", d. muß Geld auffetzen, wagen. Im Ambr. Liederbuch 25 heißt es:

weil sie wöllen nun
ir Keglen thun,
so müssen sie auffetzen.

Von einem Freudenschießeu im J. 1470 erzäh Augsburger Chronik: „es waren auch aufgeworfen Klainater (d. i. Gewinne) darumb gemain gesellen keg welcher in drei würfen an meisten Kegeln warf, de wann das best (d. i. den ersten Preis) und ain Baur Menchingen warf sieben Kegel in drei würfen".

In der Frankfurter Patrizier-Gesellschaft Lin fand 1463 ein Kegelschieben statt, für welches ein glied drei silberne Kleinode als Preis ausgesetzt und bei dem jeder Spielende gegen einen Einsatz drei Heller drei Würfe thun durfte (Dr. H. L. K Deutsches Bürgerthum im Mittelalter.) Doch beg man sich auch oft mit einfachen Preisen. Hans S schreibt von einem Hostuch, das bei einer Kirchwei Nürnberg im Kegeln zu gewinnen war:

ich gieng und schaut den kegelplatz,
da hieng ein rotes hostuch bei
da setzten sie oft zwen an drei,
ich gedacht mir, ob diesem Kegeln
werden sie noch einander flegeln.

In einer dichterischen Beschreibung des nürnb Armbrustschießens von 1579, auf welchem neben dem gel- (d. h. Kegel-) platz" es auch zur Belustigung des V kleine hölzerne Pferde gab, auf denen eine ausgest Mannspuppe saß, heißt es:

Darnach (nach diesen Puppen) warff man ganz wolgen
Je acht Wurff umb fünf Pfennig gut,
Wer ihn in acht Wurffen umbwerffen thett (d. h. den vom Pferdchen herabwarf)
Einen silbern pecher hett.
Daneben auch gehabt in gemein
Ein Kegelplatz groß und klein
Ein silbern pecher daß ihr west
Ist gewesen im Kugeln das pest (d. h. der Gewinn).
(J. Scheible, Die gute alte Zeit S. 5

Mit acht Handbällen gegen einen Einsatz von Pfennigen warf man also nach den ausgestopften kl Reitern. Wie viel man bei dem Kegelwerfen ein mußte, wie oft man werfen durfte, wie lang der und der kleine Kegelplatz war, das ist nicht gesagt.

Im J. 1602 wurde in Zittau ein großes Landsch gehalten, ebenfalls mit Volksvergnügungen und Ger sten. „Ingleichen (wurden gewonnen) zwei Ochsen von der Garkoch einen auf dem Kegelplatz, den a aber Paul Kühn auf den Würfeln durch den Tr mit 35 Augen auf dreimal (auf 3 Würfen) gewo (J. Scheible, Das Schaltjahr, 5 Bd., S. 199).

Nicht immer scheint man in dem Aussetzen von Pr wie das oben angeführte Beispiel zeigt, Maß geh zu haben. Es schritten deshalb die Behörden des M alters gegen die Kegelspieler oft verbietend ein, we stets auf Erhaltung der guten Sitte ängstlich bedacht w

und bei jedem einzelnen Bürger einem sittlichen und finanziellen Schaden vorbeugen zu müssen glaubten. Dies ließ sich natürlich nicht unbedingt durchführen und deshalb kommt denn auch hierbei die Erscheinung vor, daß man nicht immer verbietend, sondern mehrmals blos beschränkend einschritt. In Frankfurt wurde den Schützen 1443 und 1447 das Kegelschieben verboten, 1468 dagegen erlaubte man es ihnen mit einem Einsatz von einem Heller, 1487 aber ohne Beschränkung (Dr. Kriegk, Deutsches Bürgerthum im Mittelalter.) In Beltheim herrschte 1482 folgender Brauch: „wann Kirwyhen sint in demselben gericht, was dan von spielen und kegelschieben gescheen will, das moiss mit der drier herren erlanbunge sament gescheen" (Weisth. 2, 208).

Das Kegelspiel war von altersher in Stadt und Land beliebt, selbst in den vornehmsten und höchsten Kreisen belustigte man sich am Kegelspiel, so z. B. vergnügte sich bei dem jährlichen Hirschessen der Frankfurter Rath auch mit Kegelschieben. Doch mag es auch Orte und Zeiten gegeben haben, in denen man das Kegeln, wenigstens für Geistliche, nicht für passend erachtete. In der 394. Erzählung von Pauli's Schimpf und Ernst spielt, springt und kegelt ein Priester mit den jungen Gesellen. Eine alte Frau fragt ihn, er sei wol nicht der, der des Morgens Gottesdienst gehalten habe, und des Nachmittags den „gauch" mit den jungen Gesellen triebe, und so selber thue, was er vor ein paar Stunden verboten.

Schon in den frühesten Zeiten gab es in manchen Orten stehende Kegelbahnen. Auch trieben manche Schützengesellschaften auf ihren Schießplätzen das Kegelspiel fortwährend. Eine solche Kegelbahn für die Schießgesellen befand sich z. B. im 15. Jahrh. auf dem Fischerfelde in Frankfurt. Auch hier kostete „ein Schieb" einen Heller, drei aber einen Weißpfennig. In der Stadt Memmingen wurden 1435 zwei Bäder vor der Stadt errichtet und dem pachtzahlenden Wirthe neben dem Weinschank von Spielen gestattet „das Brettspiel und das Kegeln, das damals Malen hieß" (J. Scheible, Die gute alte Zeit S. 1036.) Die stehenden Kegelbahnen waren immer in der Nähe der Wirthshäuser. Es findet sich daher der Kegel als Aushängeschild von Wirthshäusern vor, ja Kegel und Wirthshaus treten in eine so enge Beziehung, daß man für letzteres die Bezeichnung „Kegel", wie dies z. B. auch mit Krug der Fall ist, setzt:

„Wo werdet ihr denn Bier hernehmen"?
Sprach die alte Schwieger.
„Wo der Kegel hangt, ist der Bierschank"
Sprach die Junge gleich wieder.
(Hofmann, Schles. Volkslieder 233.)

In manchen Orten gab es einen allgemeinen Kegelplatz. „Nach dem köstlichen ländlichen Mahl", erzählt Fischart biene 240ᵇ, „führte mich mein Wirth auf den allgemeinen Kegelplatz des Dorfes." Und Frisch 1,506ᶜ beschreibt einen solchen Platz folgendermaßen: „Ein viereckter oder runder Platz, wo man von allen Seiten aus einem gegebenen Ziel nach den in der Mitte stehenden Kegeln schieben kann."

Die Form der Kegel ist in den verschiedenen Zeiten eine verschiedene gewesen. Als sie dem Knochengerüste entnommen wurden, bestimmte natürlich die Form der benutzten Knochen auch das Aeußere der Kegel. Es scheint mehr als wahrscheinlich zu sein, daß man damals beim Kegeln die Kegel im Erdboden befestigte und nach denselben warf. Nach alten Zeichnungen haben die Kegel die Gestalt einer Pyramide. Diese Form läßt auch vermuthen, daß man nach solchen Kegeln nur mit der Kugel warf, um sie entweder blos zu treffen oder von ihren Standorten zu schleudern, wie dies z. B. in dem oben angeführten Spiele der Freier im Hause des Odysseus der Fall war. Weiter sind Kegel abgebildet, die langhalsigen, oben mit einem Köpfchen versehenen Flaschen gleichen, doch finden sich auch Kegel vor, denen das Köpfchen fehlt, oder es haben die Kegel die Aehnlichkeit schwacher Säulchen mit einer etwas breiten Basis. Mit den im Renner des Hugo von Trimberg angeführten „drei Kegelstebelin" im Frankfurter Druck von 1549 „Kägelhölzelein" genannt, die sich ein Schüler aus der Krambude aussuchte, sind die drei Kegel gemeint, welche in älterer Zeit ein Spiel Kegel ausmachten.

Zur Zeit sind die Kegel walzenförmig mit mehr oder weniger geschwungenem Aeußern, von dem sich oben deutlich ein kugelförmiger Kopf abhebt. Der König der Kegel hat außerdem über demselben noch eine knopfartige Verzierung. Die Kegel werden aus dem harten und dauerhaften Holze der Weißbuche (Carpinus), seltener aus dem der Rothbuche (Fagus) gefertigt. Sie sind gegen $0{,}_{40}$ Met. hoch, der König ist um 2—3 Centim. höher. Die Kugeln werden ebenfalls aus Weißbuchenholz gedreht, doch trifft man auch häufig Kugeln aus dem theuern, schweren und ungemein harten Holze des Buxbaums und des amerikanischen Guajakbaums an. Die Kugeln variiren zwischen $0{,}_{10}$ bis $0{,}_{15}$ Met. im Durchmesser, da bezüglich der Größe die Liebhaberei der Kegelschieber eine sehr verschiedene ist. In gewissen Gegenden des Rheins, der nördlichen Weser und Elbe findet man Kugeln bis $0{,}_{20}$ Met. im Durchmesser. Wegen dieser unhandlichen Größe sind an der Fläche der Kugel Vertiefungen für die Finger angebracht. Wo man solche große Kugeln liebt, da sind auch die Kegel größer, bis gegen $0{,}_{60}$ Met. sind sie anzutreffen.

Die Kegelbahn ist ganz eben und horizontal, entweder offen oder bedeckt, 12 bis 30 Met. lang und $1{,}_{10}$ bis $2{,}_{25}$ Met. breit. Da, wo bei Anlage des Kegelschubes der Platz beengt ist, z. B. in großen Städten wie Berlin, gibt man der Bahn eine geringe Steigung. In ärmeren Gegenden genügt es schon, wenn der Erdboden der Bahn festgestampft ist, dagegen da, wo man mehr Sorgfalt auf deren Herstellung verwendet, wird sie mit Lehm oder Thon ausgeschlagen und mit feinem Sand oder besser mit Hammerschlag bestreut. Neuerdings belegt man die Kegelbahnen vielfach mit Marmor, Cement, Fruchtschiefer und Asphalt. Am Anfange der Bahn ist ein ungefähr 2 Met. langes Bret zum Auflegen, d. h. bequemen Abrollen der Kugel aus der schwingenden Hand, eingelassen. Es gibt aber auch Bahnen, bei denen das

Mittelbret bis hinaus zu den Kegeln führt. An den Seiten der Bahn befestigt man aufrecht stehende Breter, Banden genannt, damit die Kugel nicht abweichen kann. Am hintern Ende versenkt man „übereck" in den Boden ein hölzernes mit einem Rahmen versehenes Kreuz, welches Leg heißt. Auf den 9 Kreuzungspunkten der Holztheile des Legs, die in der Regel noch durch eiserne Scheiben besonders markirt sind, kommen die Kegel zu stehen. Diese Scheiben sind von Mitte zu Mitte gegen 0,40 Met. voneinander entfernt. An der einen Seite der Bahn befindet sich zum Zurücklaufen der Kugeln eine hölzerne Rinne. Um Unglücksfälle beim Zurückprallen der Kugeln von der Hinterwand zu verhüten, hängt man in der Regel eine Matratze an derselben auf. Auch findet man als sehr empfehlenswerthen Kugelfang eine Reihe oben beweglich angehängter 5—7 Centim. starker Stangen.

In gegenwärtiger Zeit benutzt man beim Kegelschieben in der Regel neun Kegel, auch werden bei diesem Spiele nicht selten Wettspiele ausgemacht, bei welchen man einen, zwei oder drei bestimmte Kegel aufsetzt, die zu treffen die Wette gilt. Hierbei werden mitunter ganz nennenswerthe Beträge auf das Spiel gesetzt. Zumeist wird jedoch das Kegelschieben als Gesellschaftsspiel betrieben. Bestimmte Regeln stellen alsdann die Reihenfolge der Spieler, die Anzahl der hintereinander zu werfenden Kugeln, die Anzahl der abzuschiebenden Punkte, den Werth der geworfenen Kegel, den Modus der Bezahlung fest.

Das Kegelschieben ist in allen Kreisen gleich beliebt. Selbst der deutsche Kaiser Wilhelm I. verschmäht es nicht, zu seiner Erholung ein Spiel Kegel mitzuschieben. Vielfach sind in den einzelnen Orten Kegelschieber zusammengetreten und bilden Kegelgesellschaften, die meist den Zweck haben, neben den Freuden eines regelmäßigen Kegelschiebens, durch die Gewinngelder, durch besondere Steuern und Strafen eine Kasse zu bilden, um mit deren Zuhülfenahme ein Tanzvergnügen, ein Festessen, eine gemeinschaftliche Reise u. dgl. bewerkstelligen zu können.

Daß das deutsche Kegelspiel von überaus wohlthätigem Einfluß auf den menschlichen Organismus ist, bedarf wol kaum des besondern Nachweises.

Weniger werthvoll für die Gesundheitsverhältnisse ist das sogenannte amerikanische Kegelspiel. Hier hängt am Ende eines winkelartigen Gestells an einer Schnur eine Kugel und diese wird, nachdem die Schnur straff gezogen ist, in Bogenlinien nach den Kegeln geworfen. Die Stellung der Kegel und die Spielregeln sind wie beim deutschen Kegelspiel.

Ein Gleiches gilt auch von dem Spielen am Kegeltisch. Derselbe ist auf der einen Seite halbabgerundet und um den Rand geht ein langer Gang, die Kegelbahn, der am entgegengesetzten Ende gegenüber den Kegeln ausmündet. Die Kugel wird mit einem Stock, der zu diesem Behufe ein viereckiges breites Ende hat, fortgestoßen.

(*M. Zettler.*)

KEHDINGEN, Landschaft in der preußischen Provinz Hannover, Landdrostei Stade, bildet den von der Mündung der Schwinge bis zur Mündung der Oste reichenden Stader-Marschkreis, und zwar das Amt Freiburg und das Amt Jork. Der ganze Marschkreis hat eine Fläche von 7,45 geogr. □Meilen, wovon $^2/_3$ auf das Amt Freiburg fallen. Von den 38,700 Bewohnern des Kreises kommen 20,638 auf eine Stadt und3 5 Landgemeinden des Amtes Freiburg, und 18,062 auf 81 Landgemeinden des Amtes Jork; ersteres hat in 148 Wohnplätzen 3095 Haushaltungen, letzteres in 108 Wohnplätzen 2753 Haushaltungen. Katholiken sind in beiden Aemtern 27 und 17, Juden 40 und 5; ohne Kenntniß von Lesen und Schreiben 1453 und 1007; Blinde 19 und 12, Taubstumme 18 und 9, Blödsinnige 34 und 40. — H. Guthe sagt von diesem Ländchen: „Dieses 30 Kilom. lange und 4 bis 7,5 Kilom. breite Ländchen bildet in seinen baumlosen, fetten Weiden gegen das westlicher gelegene, mit Fruchtbäumen bedeckte Gebiet des Alten Landes einen mächtigen Gegensatz. Wir finden hier den fettesten Boden der gesammten Elbmarschen, weshalb denn auch wegen der Schwierigkeit des Pflügens der Ackerbau gegen die Viehzucht etwas zurücktritt.*) Auch die reinsächsische Bevölkerung von Kehdingen unterscheidet sich durch Tracht, Hausbau und Sitte wesentlich von ihren Nachbarn im Alten Lande. Früher als die übrigen Marschdistricte haben sich die Kehdinger dem Bremer Stuhle unterwerfen müssen. Erzbischof Hartwig, ein Bruder des letzten staader Grafen, baute in ihrem Gebiete 1154 die Burg Freiburg, die dem noch jetzt bestehenden Flecken (im Stande der Städte) Namen und Ursprung gab. Später haben sich die Kehdinger mehrfach, zuletzt im J. 1300, aber stets ohne Erfolg, gegen die Erzbischöfe erhoben, welche in dem eroberten Lande eine große Zahl adeliger Hofstellen einrichteten, deren Zahl jetzt freilich sehr zusammengeschmolzen ist. Aber trotzdem blieben die Gemeinden frei und bewahrten sich bis auf die neueste Zeit ihre eigenthümliche Verfassungs- und Gerichtsordnung. — Das Land zerfällt in den freiburger und den bützflether Theil; wo beide sich berühren im Kirchspiel Hamelwörden (1540 Einwohner), liegt ein freier Platz, der Schinkel genannt (9 Häuser mit 55 Bewohnern), wo am sogenannten Schinkeltage das Volk die Landeshauptleute wählte, und unter dem Thurme der hamelwörder Kirche wurde das Landgericht gehalten."

Freiburg, der Hauptort, gegenüber von Brockdorf an der Elbe, zubenannt an der Elbe oder in Hannover, ist mit der Elbe nur durch einen künstlichen Kanal, ein sogenanntes Tief verbunden, welches allmählich so versandet ist, daß der hauptsächlich auf Schiffsverkehr angewiesene Ort von der Elbe gänzlich abgeschnitten zu werden drohte. Die Regierung hat deshalb das Fahrwasser auf 2 Met. vertieft und begradigt, und eine Spülschleuse erbaut, um fernere Versandung zu verhüten. Seitdem hat sich der Verkehr des Ortes sehr gehoben. Oberhalb Freiburgs liegt die letzte größere Elb-Insel, des unbedeichte Krautsand, lange Zeit nur zur Weide gebraucht und von

*) Im Süden, gegen die Geest hin, geht der Marschboden in Moor über und bildet das fiscalische Kehdinger Moor.

zahlreichen Flußarmen durchzogen, bis im 17. Jahrh. sich hier Colonisten niederließen und eine eigene Gemeinde gründeten. — Der Flecken Freiburg hat 2455 Einwohner, wovon 1245 männl. Geschlechtes, in 373 Wohngebäuden mit 539 Haushaltungen. Von den übrigen 9 Landgemeinden haben Drochtersen 3503, Assel 2635, Balje 2315, Bützfleth 2265, Oederquart 2078 Einwohner. Im Amte Jork hat die Landgemeinde Borstel 2015 Einwohner, Jork 720 Einwohner in 89 Häusern, Königreich 440 Einwohner in 93 Häusern, Twielenfleth 430 Einwohner in 75 Häusern. — Die Kehdinger unterwarfen sich, um der Herrschaft des Erzstiftes Bremen zu entgehen, den Grafen von Oldenburg. Indeß wußten die Bremer doch in den Besitz der Landesfeste zu gelangen; denn Hartwig I., ein geborener Graf von Stade, hatte sie eine Zeit lang inne; sie wurde später von Heinrich dem Löwen zu Ende des 12. Jahrh. erobert und geschleift. Dennoch behaupteten die Kehdinger ihre Unabhängigkeit noch über 150 Jahre und unterwarfen sich Bremen erst nach schweren Kämpfen. *(G. A. von Klöden.)*

KEHL, Amtsstadt im badischen Kreise Offenburg, am Rhein und an der Kinzig gelegen, die unterhalb der Stadt in den Rhein mündet, mit 2067 Einwohnern (1880), während das südöstlich angrenzende gleichnamige Dorf 2931 Einwohner zählt. Stadt und Dorf bilden getrennte Gemeinden. Die Bewohner treiben Ackerbau, Viehzucht, Holzhandel. Auch finden sich einige Fabriken und größere Brauereien daselbst. Solange Kehl deutsche Grenzstadt war, herrschte ein reger Verkehr, namentlich mit dem gegenüberliegenden Straßburg, wohin eine Schiffbrücke führt, während die stehende Rheinbrücke nur dem Bahnverkehr dient. Diese Brücke ist in den J. 1858—1861 erbaut worden und hat eine Länge von 309 Met. Ueber die Brücke führt die Zweigbahn Appenweier-Straßburg, welche die badische Hauptbahn mit der Elsaß-Lothringischen Bahn verbindet. Neuerdings hebt sich Kehl wieder mehr und mehr, besonders seit im J. 1881 der Amtssitz von Kork dahin verlegt worden ist. Im gleichen Jahre ist das badische Pionnierbataillon nach Kehl verlegt worden. Auch dient die neu errichtete Trambahn nach Straßburg zur Hebung des Verkehrs. Militärisch ist Kehl dem Festungsgouvernement Straßburg unterstellt und gehört in den Festungsrayon, seitdem auf badischem Gebiete die detachirten Forts bei Sundheim, Neumühl und Auenheim errichtet worden sind.

Der Name Kehl wird von dem keltischen cai Weg und li oder lo (Wasser) abgeleitet und bedeutet also soviel als Wasserstraße. Im Mittelalter lautete der Name Kelle, Kaiele, Keele, im 17. Jahrh. gewöhnlich Kayl.

Das Dorf Kehl, älter als die Stadt, bestand früher aus zwei Theilen, Iringheim und Kehl, deren ersterer im 14. Jahrh. vom Rhein weggeschwemmt worden ist. Es gehörte ursprünglich dem Hause Gerolseck, später war es gemeinbann-herrlich und zwar stand ein Achtel Baden, ein Achtel Nassau, ein Viertel den Böcklin von Böcklinsau und die Hälfte dem Stifte Frauenhaus in Straßburg zu. Zuletzt fiel das Dorf an Baden, nachdem es namentlich in den J. 1796 und 1797 viel gelitten hatte.

Zum Schutz der Rheinbrücke hatte die Reichsstadt Straßburg beim Dorfe Kehl eine Schanze angelegt. Dieselbe wurde im J. 1678 von dem französischen General Montelas weggenommen und geschleift. Nach dem Raube Straßburgs legten die Franzosen am 1. Oct. 1681 den Grund zu der Festung Kehl, welche Ludwig XIV. als Stützpunkt für die Eroberungen dienen sollte, welche der ländergierige König auf dem rechten Rheinufer beabsichtigte. Im Schutze der Festung bildete sich die Stadt, welche durch den Frieden zu Ryswijk (1697) an das Reich kam und von dem Kaiser dem Markgrafen Ludwig von Baden „zu einiger Belohnung seiner dem Reiche und kaiserlicher Majestät geleisteten Dienste" sammt der Stadt Offenburg geschenkt wurde. Im Falle des Aussterbens der badenbadenschen Linie sollte Kehl an Baden-Durlach kommen. Im J. 1702 eroberte der französische Marschall Villars die Festung Kehl, welche 1714 wieder an Deutschland abgetreten wurde. Doch suchten die Markgrafen von Baden die Unterhaltungskosten der Festung vergeblich von sich abzuschütteln und thaten wenig für dieselbe. Im J. 1734 von den Franzosen mit Sturm genommen, fiel Kehl 1736 an Baden zurück, das die Festungswerke verfallen ließ, obgleich es sich der Bedingung widersetzt hatte, daß die Stadt den Charakter als Festung verlieren sollte. Das Reich wollte zur Wiederherstellung der Festung nichts thun, und 1754 zog der schwäbische Kreis seine Besatzung weg. Auf Wall und Graben erhoben sich Häuser der Bürger, welche während des französischen Revolutionskrieges fast gänzlich zerstört wurden. Die schwäbischen Kreistruppen hatten Kehl abermals besetzt, bis sie im J. 1796 von den Franzosen überfallen und vertrieben wurden.

Der Waffenstillstand, welcher den Feldzug am Rhein (1795) beendet hatte, war Ende Mai 1796 abgelaufen, und die Franzosen hatten alle Vorkehrungen getroffen zum Wiederbeginn der Feindseligkeiten. Von Hüningen bis Saarbrücken stand die Rhein- und Moselarmee unter Moreau, 79,600 Mann stark. Ihm gegenüber befand sich die österreichische Oberrheinarmee unter Wurmser, 82,800 Mann stark, von denen jedoch nur 57,800 Mann unter Latour verblieben, da Wurmser am 31. Mai mit 25,000 Mann nach Italien abmarschiren mußte. In aller Stille traf Moreau die Vorbereitungen zum Rheinübergang bei Kehl, während er scheinbar die verschanzten Lager bei Mannheim und Mainz bedrohte. Um das Geheimniß zu bewahren, hatten die allmählich nach Straßburg abrückenden Brigaden die Weisung erhalten, sie seien für Italien bestimmt. Ueber die bei Straßburg sich sammelnden Truppen führte General Desaix den Befehl, und der Uebergang sollte in der Nacht auf den 24. Juni ausgeführt werden.

Nach dem Plane des französischen Obergenerals sollten gegen 12,000 Mann in der Gegend von Gambsheim und 16,000 Mann unmittelbar bei Kehl übergeschifft werden, worauf von Straßburg aus Brücken geschlagen werden sollten. Einige schwache Abtheilungen hatten den Zweck, durch falsche Angriffe den Feind zu täuschen und seine Aufmerksamkeit zu theilen. Zugleich wollte man

ihn durch heftiges Geschützfeuer ober- und unterhalb der Uebergangsstelle beunruhigen. Am Nachmittage des 23. Juni wurden die Thore von Straßburg geschlossen, damit das Geheimniß sicherer bewahrt bleibe. Zum günstigen Erfolg des Unternehmens trug auch besonders die verzettelte Aufstellung der Oesterreicher bei, die eben deshalb nichts deckten, weil sie alles decken wollten.

Zwar scheiterte der Versuch der Franzosen, bei Gambsheim überzusetzen, an Naturhindernissen; auch wurde ein Rheinangriff bei Ichenheim zurückgeschlagen; aber der Uebergang bei Kehl gelang vollkommen. Zwischen 1 und 2 Uhr Nachts waren die ersten 3500 Mann mit 4 Geschützen eingeschifft, fuhren in dem todten Arme des Rheins aufwärts und dann im eigentlichen Rheinstrome etwas herab, bis sie gegen 3 Uhr auf den Inseln oberhalb Kehls am rechten Ufer landeten; die schwäbischen Posten wurden überrascht, sodaß ihnen keine Zeit blieb, die kleinen Brücken abzuwerfen, welche von den Inseln auf das rechte Ufer führten. Zwei Uferbatterien fielen nach wenigen unwirksamen Schüssen in die Gewalt der Franzosen, ebenso eine Redoute mit 3 Geschützen auf der Insel Erlenkopf. Die Transportschiffe setzten neue Truppen über, und gleichzeitig ward eine fliegende Brücke begonnen, welche morgens 6 Uhr fertiggestellt war. Nach Ankunft der ersten Verstärkungen drang der Feind gegen Kehl vor, die dabei liegende Redoute wurde erobert und die schwäbischen Truppen nach einigem Widerstande vertrieben.

Die österreichische Reserve, welche bei Willstätt stand, hatte um 4 Uhr die Nachricht erhalten, daß die Franzosen an verschiedenen Punkten den Uebergang versuchten; da man aber den wirklichen Uebergangspunkt nicht kannte, brachen die Truppen erst um 7 Uhr gegen Kehl auf.

Inzwischen waren die feindlichen Streitkräfte so sehr gewachsen, daß die Oesterreicher nichts mehr ausrichten konnten. Sie wurden bei Sundheim mit einem Verluste von 37 Offizieren, 693 Mann und 14 Geschützen zurückgeworfen. Im Laufe des Tages wurden noch mehr französische Truppen übergesetzt; der Infanterie folgte am Nachmittage die Artillerie und Cavalerie, sodaß bald 27,000 Mann Franzosen auf dem rechten Rheinufer beisammen waren.

Bis zum 29. Juni hatte Moreau, der inzwischen von Mannheim eingetroffen war, seine ganze Armee übergesetzt und war damit seinen Gegnern so überlegen, daß er nach allen Richtungen vordringen konnte. Die Oesterreicher wurden ins Renchthal zurückgedrängt, die schwäbischen Reichstruppen befanden sich auf dem Rückzuge in so trauriger Verfassung, daß sie durch die Oesterreicher gedeckt werden mußten.

Moreau drang bekanntlich siegreich bis Baiern vor, wurde aber am 3. Sept. durch Erzherzog Karl bei Würzburg zum Rückzug genöthigt. Dadurch wurde Kehl ein entscheidender Punkt, von dessen Besitz der Erfolg des Feldzuges zum großen Theil abhing. Erzherzog Karl hatte deshalb alsbald 11 Schwadronen unter dem Obersten Merveldt nach Mannheim abgesandt und dem General Petrasch befohlen, mit diesen Schwadronen und 9 Bataillonen rheinaufwärts zu marschiren und sich Kehls zu bemächtigen. Am 16. Sept. langte Petrasch in Rheinbischofsheim an und beschloß in der Nacht vom 17.—18. Sept. Kehl anzugreifen, welches nur schwach besetzt war. Mit 3 Bataillonen und 2 Schwadronen griff Petrasch an und jagte den überraschten Feind aus Kehl, der in wilder Flucht über die Rheinbrücke eilte. Da die Sieger aber sich der Plünderung und dem Trunke überließen, so wurde es dem französischen General Scheel, der Petrasch gefolgt war, nicht schwer, den Oesterreichern die kehler Schanze zu entreißen, zumal dieselbe nur von 200 Mann besetzt war. Gleichzeitig hatte der Commandant von Straßburg einige in der Eile zusammengeraffte Truppen über den Rhein gesandt — die Oesterreicher hatten die Brücke nicht zerstört — und so wurde Petrasch zum Rückzug gezwungen.

Die Franzosen behielten Kehl bis zum Anfang des J. 1799. Nach den Schlachten bei Emmerdingen (19. Oct.) und bei Schliengen (24. Oct.) war Moreau bei Hüningen und Breisach auf das linke Rheinufer zurückgegangen und hatte die Brückenköpfe bei Hüningen und Kehl stark besetzt. Gegen letzteres rückte Erzherzog Karl vor und beschloß, die durch General Desaix vertheidigte Festung zu belagern. Die Belagerungsgeschütze wurden aus Mainz, Mannheim und Philippsburg herbeigeschafft.

Man begann am 10. Nov. eine aus 15 Schanzen mit Courtinen bestehende Contravallationslinie aufzuwerfen und eröffnete in der Nacht zum 22. Nov. die Laufgräben. Die Franzosen machten am Morgen des 22. einen Ausfall mit 18 Bataillonen und 12 Schwadronen. Von einem dichten Nebel begünstigt erfolgte der Angriff in 3 Colonnen. Die erste Colonne eroberte die beiden Redouten des linken Flügels, die beiden andern rückten gegen Sundheim und die dortigen Redouten vor. Das Dorf wurde von der dritten Colonne erobert, aber 10 österreichische Bataillone vertrieben den Feind, und auch die zweite Colonne sah sich durch Flankenfeuer zum Rückzug genöthigt. Da die französische Reserve keine Anstalt machte, das Gefecht wiederherzustellen, zog sich auch die erste Colonne zurück. Der Verlust der Belagerer betrug 29 Offiziere und 371 Mann an Todten und Verwundeten, 15 Offiziere und 741 Mann wurden gefangen, 8 Geschütze erobert. Die Franzosen hingegen zählten nach ihrem eigenen Geständniß 3000 Mann Todte und Verwundete, und ihre Truppen zeigten fortan großen Widerwillen gegen Ausfälle. Ungeachtet des heftigen Frostes und der im December durch Platzregen verursachten Ueberschwemmung der Laufgräben hatten sich die Oesterreicher bis zum 6. Jan. 1797 in Besitz aller vorgeschobenen Werke gesetzt und konnten nun durch ihr Feuer die Rheinbrücke erreichen, welche sehr beschädigt wurde. Unter diesen Umständen machte Moreau am 9. Jan. Vorschläge zur Capitulation, laut welcher die Franzosen am 10. Jan. den Platz zu räumen hatten. Durch außerordentliche Anstrengungen brachten sie in der kurzen Zeit ihr Material über den Rhein und retteten alle Geschütze.

Von Straßburg aus nahmen die Franzosen schon im April 1799 das schwach besetzte Kehl mit leichter Mühe

wieder und behielten es bis zum Frieden von Luneville, durch welchen der fast zerstörte Ort an Baden zurückfiel, um 1808 abermals mit Frankreich vereinigt zu werden. Das Dorf Kehl, welches während der Belagerung fast vollständig zerstört worden war, blieb bei Baden. Die Franzosen stellten die Festungswerke wieder her, aber nach dem Sturze Napoleon's wurden sie geschleift. Ein badischer Offizier blieb Commandant einer kleinen Grenzbesatzung, die seit Errichtung der stehenden Brücke ein kleines Vorwerk zum Schutz des Rheinüberganges bewachte. Während des Deutsch-Französischen Krieges wurde der dem badischen Ufer zunächst gelegene Pfeiler der Brücke durch badische Truppen gesprengt (22. Juli 1870) und Stadt und Dorf hatten während der Beschießung Straßburgs abermals viel zu leiden. Am 19. und 24. Aug. wurde die Stadt beschossen, wobei der dem Rheine am nächsten liegende Theil fast völlig zerstört wurde. Nach dem Frankfurter Frieden wurde die Brücke wiederhergestellt, und zum ersten mal erhielten Stadt und Dorf reiche Entschädigung für die Verwüstungen während des Krieges, sodaß der Aufbau der Häuser rasch erfolgen konnte. Da Straßburg auch wieder deutsch geworden, hoffen die Bewohner Kehls und mit ihnen alle Deutschen, daß sie von nun an vor einer Wiederholung der früheren Heimsuchungen verschont bleiben. (Prof. *Höchstetter.*)

KEHLE (in der Baukunst) nennt man den Zusammenstoß zweier Dachflächen unter einem Winkel, wie er sich bei zusammengesetzten Grundformen von Gebäuden ergibt. Den Gegensatz hierzu bildet der Grat, bei welchem zwei Dachflächen in einer Kante zusammenstoßen. Den einfachsten Fall einer zusammengesetzten Grundform bildet die sogenannte Wiederkehr, d. h. zwei in einem (rechten) Winkel aneinanderstoßende Gebäudeflügel, wobei in der Dachform sich einerseits ein Grat, andererseits eine Kehle bildet. Während nun bei den Dachgraten das Regenwasser nach beiden Seiten rechtwinkelig gegen die Fronten zu abgeleitet wird, der Grat mithin gewissermaßen die Wasserscheide bildet, fließt das Wasser bei der Kehle von den anstoßenden Dachflächen zusammen und läuft in derselben entlang der Dachrinne zu. Da nun überdies die Kehlen, wie auch die Grate, stets eine flachere Neigung haben als die Dachflächen selbst, so ist es namentlich bei geringen Dachneigungen schwierig, die Kehlen dicht zu halten; sie müssen bei Schiefer- und Ziegeldächern mit breiten Kehlblechen von Zink-, Weiß- oder Kupferblech eingedeckt werden, welche möglichst weit unter die anstoßenden Schiefer oder Ziegel reichen. Man kann zwar Kehlen auch ganz von Ziegel decken, jedoch muß dies in einer ziemlich weiten Krümmung geschehen, erfordert viel Verhau an den Ziegeln und gewährt selten die erforderliche Dichtheit. Die bei der Dachconstruction oder dem Dachgespärre an den Kehlen sich vereinigenden Schiftsparren (Aufschifter, Reitersparren) erhalten ihren Stützpunkt und ihre Befestigung an dem Kehlsparren, der, wie der Gratsparren, von größerer Stärke als die übrigen Sparren und auf seiner obern Fläche rinnenartig vertieft oder ausgekehlt sein muß. Um dieses kostspielige Auskehlen der Kehlsparren zu vermeiden, legt man den rechteckig belassenen Kehlsparren etwas tiefer als die Schiftsparren und läßt die letztern mit ihren Enden sich auf den Kehlsparren etwas aufklauen, sodaß ihre zugeschärften Enden auf der Mittellinie der Kehlsparren-Oberseite zusammentreffen. Man nennt diese schrägen Klauen der Schiftsparren die Reiterschmiege.

Ferner nennt man bei den Dachgerüsten auch den von zwei Sparren an der Dachspitze gebildeten Winkel die Kehle, und dem zufolge den zwischen die Sparren eingezapften Balken Kehlbalken. Alle Dächer, bei denen die Stützung der Sparren durch Kehlbalken erfolgt, heißen Kehlbalkendächer. Sie besitzen eine Kehlbalkenlage, welche einen Dachboden bildet, und stehen sonach im Gegensatz zu den einen freien Bodenraum gewährenden Pfettendächern. Die Stützung der Kehlbalken selbst, wenn eine solche bei größerer freier Länge sich nöthig macht, erfolgt durch sogenannte (stehende oder liegende) Dachstühle, wonach sich die Bezeichnung: stehendes oder liegendes Kehlbalkenstuhldach ergibt. Die Stärke der Kehlbalken ist wegen geringerer Länge und Belastung nicht so groß als die der Stockwerksbalken; ihre Verbindung mit den Sparren erfolgt entweder durch Verzapfung, oder durch schwalbenschwanzförmige Verplattung und Dübelung.

Die Kehle bildet endlich ein häufig vorkommendes architektonisches Glied, das zur Vermittelung des Ueberganges von horizontalen zu verticalen Flächen dient und sowol bei Hauptgesimsen wie Zwischen- und Fußgesimsen vorkommt, sowol am Aeußern wie im Innern der Gebäude. In ersterer Beziehung sei an die bei fast allen ägyptischen Bauwerken als Hauptgesims vorkommende Hohlkehle erinnert, die durch einen unterhalb befindlichen Rundstab oder Wulst an die schräg ansteigende Wandfläche geknüpft erscheint und mit den charakteristischen Sculpturen der geflügelten Sonnenscheibe u. s. w. verziert ist.

Auch in den Gliederungen der Gothik spielt die Kehle eine große Rolle, sei es, daß sie als trennendes Glied der Rund- und Birnstäbe an den Bündelpfeilern und den Einfassungen der Fenster und Portale auftritt oder an den Gewölbrippen und dem Maßwerke in Verbindung mit Plättchen und Rundstäben erscheint.

Im Innern der Gebäude finden wir die Kehle bei geraden Decken als Uebergang von der Wand- zur Deckenfläche entweder in Form eines einfachen Viertelkreises oder in reicherer Ausbildung und gestreckter Form mit Anfangs- und Endgliederungen, die sich einerseits der Wand-, andererseits der Deckenfläche anschließen. In diesem Falle führt sie speciell den Namen Hohlkehle. In Hinsicht ihrer Färbung soll die Hohlkehle ebenfalls den Uebergang vom Wand- zum Deckenton vermitteln oder sich neutral verhalten. Bei gewölbten Decken tritt die Kehle namentlich bei sogenannten Spiegelgewölben oder Spiegeldecken auf (s. Gewölbe), wo sie den Uebergang des horizontalen Deckenfeldes (Spiegel) zur Wand in Form eines großen Viertelkreises (voute) vermittelt. Da, wo der Uebergang von der Wand zur Decke in einem scharfen rechten Winkel erfolgt, wird die Kehle durch Ma-

lerei nachgeahmt. Bei den Gliederungen an Sockel-, Zwischen- und Hauptgesimsen ist die Kehle in Form eines Viertelkreises entweder als Ablauf tragendes oder bekrönendes Glied verwendet, und im ersteren Falle entweder stützend (Ablauf) oder hängend (Kehle), d. h. entweder ihre Unterkante oder ihre Oberkante vorspringend. Demgemäß werden die Kehlen auch entsprechend ornamentirt. An Säulenbasen, Gefäßen u. s. w. kommt die Doppelkehle häufig vor, d. h. eine Verbindung von Kehle mit Ablauf. In verticaler Richtung treten solche Kehlen bei den Canellirungen der Säulenschäfte auf, außerdem kommen sie bei den Kanälen der Voluten des Ionischen Säulencapitäls vor.

Wegen des häufigen Vorkommens der Kehle bei allen Ziergliedern, namentlich an Holzconstructionen, wie Thüren, Fenstern, Verkleidungen aller Art u. s. w. werden letztere überhaupt Kehlleisten, gekehlte Leisten, auch Kehlstöße oder Kehlungen genannt. Sie dienen besonders zur Abgrenzung von Rahmenholz und Füllungen bei Tischlerarbeiten; je nachdem sie direct an das erstere angehobelt oder aus besonders aufgesetzten oder eingeschobenen gegliederten Leisten gebildet werden, unterscheidet man angehobelte und aufgesetzte, beziehungsweise eingeschobene Kehlstöße. Die Kehlung oder Profilirung wird mittels des Kehlhobels, dessen Eisen (Kehleisen) das umgekehrte Profil der Kehle zeigt, hervorgebracht. (*A. Gottschaldt.*)

KEHLFLOSSER (oder Halsflosser), Jugulares, nannte Linné diejenigen Knochenfische, deren Bauchflossen vor den infolge der festen Verbindung des Schultergürtels mit dem Schädel in ihrer Stellung fixirten Brustflossen standen. Die neuere Systematik der Fische hat auf dieses Merkmal nur in ganz untergeordneter Weise Rücksicht genommen. Cuvier unterschied noch unter seinen Weichflossern, Malacopterygii, solche, welche er der Stellung der Bauchflossen wegen Subbrachii nannte; doch ist selbst diese Unterabtheilung neuerdings aufgegeben und in die einzelnen natürlichen Familien vertheilt worden. (*J. Victor Carus.*)

KEHLKOPF, das Organ für die Stimmbildung, hat seinen Sitz an der vordern Seite des Halses unter der Zungenwurzel und bildet den obern Theil der Luftröhre, die Einmündung der ausschließlich für den Durchgang der Luft zu und aus den Lungen bestimmten Wege in den für Luft- und Speiseweg gemeinsamen Theil des Schlundes. Den Eingang in den Kehlkopf von oben her bildet der von oben nach unten zu sich an beiden Seiten verengende, ungefähr dreieckige obere Kehlkopfraum. Der mittlere Raum enthält das eigentliche Stimmorgan, die Stimmbänder, zwei von vorn nach hinten verlaufende schmale, oben flache, nach unten zu schräg gegen die Seitenwand abfallende, auf dem Querschnitte dreieckig erscheinende bandartige Massen, die die Ränder der Stimmritze bilden; über den Stimmbändern befinden sich mit ihnen in gleicher Richtung verlaufende Einbuchtungen oder Höhlen in den seitlichen Kehlkopfwänden, die Morgagni'schen Ventrikel, die von oben her schräg dachartig überdeckt, aber nicht verschlossen werden von den Taschenbändern, auch falsche oder obere Stimmbänder genannt; die obere Fläche dieser letztern bildet die Abgrenzung des obern Kehlkopfraums. Der untere Kehlkopfraum hat in seinem obern, von den schräg nach den Seiten hin abfallenden untern Flächen der Stimmbänder gebildeten Theile die Form einer nach unten zu sich erweiternden Spalte, in seinem untern, in die Luftröhre übergehenden Theile ist sein Lumen rund. Die Stimmbänder, deren hintere Enden nach den Seiten zu beweglich sind, können an diesen hintern Enden einander genähert werden, wodurch die beim gewöhnlichen Athmen die Gestalt eines spitzen gleichschenkeligen Dreiecks (mit der Basis nach hinten zu) bildende Glottis geschlossen und linienförmig wird.

Die Grundlage des Kehlkopfs bildet ein hohles, aus beweglich untereinander verbundenen Knorpeln bestehendes Gerüst, das nach oben zu durch Weichtheile mit den Rachenwandungen und der Zungenwurzel in Verbindung steht, nach unten auf der Luftröhre aufsitzt. Die Basis dieses Knorpelgerüstes bildet der Ringknorpel (Cartilago cricoidea); er gleicht ungefähr einem Siegelringe, dessen Platte sich nur nach einer Seite hin, nach oben, ausbreitet; der schmale Bogen ist nach vorn, die Platte nach hinten gerichtet, die innere Fläche dieser Platte bildet zum größten Theil die hintere Wand des Kehlkopfs. Den größten Theil des Kehlkopfgerüstes bildet der Schildknorpel (Cartilago thyreoidea); er besteht aus zwei nach vorn zu in einem Winkel miteinander verbundenen unregelmäßig viereckigen Seitenplatten, an deren hinterm Theile nach oben zu längere, nach unten zu kürzere Fortsätze abgehen. Die obern stehen durch Bandmassen mit den Hörnern des wagrecht an der Zungenwurzel angehefteten, hufeisenförmigen, aus einem nach vorn gelegenen Mittelstücke (Körper) und zwei seitlich davon nach hinten zu abgehenden Hörnern bestehenden Zungenbeins (Os hyoideum) in Verbindung, die untern umfassen den Ringknorpel, an dessen Seitentheilen sie durch kurze Bandmassen befestigt sind. Der obere Rand des Schildknorpels hat an seinem Vereinigungswinkel, der bei Männern stärker vorspringt (Adamsapfel) als bei Weibern, einen tiefen Einschnitt (Incisura thyreoidea), der untere Rand hat am Vereinigungswinkel eine flache stumpfe Spitze und an jeder Seite eine flache Einbuchtung. Der Schildknorpel bildet den vordern und seitlichen Theil des Kehlkopflumens. Auf dem obern Rande der Ringknorpelplatte sind die beiden Gießkannenknorpel (Cartilagines arytaenoideae, auch Stimmknorpel, Stellknorpel genannt) nebeneinander beweglich aufgeheftet. Sie haben ungefähr die Gestalt von dreiseitigen, nach hinten und außen zu etwas gekrümmten Pyramiden, an der vordern Ecke ihrer Basis befindet sich ein Fortsatz zur Anheftung der Stimmbänder (Processus vocalis), an der äußern ein Fortsatz für Muskeln (Processus muscularis), die ausgehöhlte Basis der Gießkannenknorpel reitet gleichsam auf den entsprechenden Gelenkflächen des Ringknorpels und die Construction dieses Gelenks läßt Bewegungen der Gießkannenknorpel nach allen Richtungen zu. An den Spitzen der Gießkannenknorpel sind durch elastische Bandmassen kleine dreieckige Knorpelknöpfchen, die Santorini'schen Knorpel (Cartilagines Santorini) angeheftet, an

der vordern Kante dieser letztern die Wrisberg'schen Knorpel, kleine Knorpelknöpfchen. An der innern Fläche des Vereinigungswinkels beider Schildknorpelplatten, nach oben zu, ist der Kehldeckel (Epiglottis), eine dünne, herzförmige und sattelförmig gekrümmte Knorpelplatte, mit ihrem etwas dickeren Stiele angeheftet, der Kehldeckel steht dicht unter dem Zungenbeine hinter der Zungenwurzel schräg nach aufwärts, mit nach oben und hinten zu gerichteter Basis, deren etwas ausgeschnittener freier Rand nach außen in geringem Grade umgebogen ist.

Diese einzelnen Knorpel des Kehlkopfs sind durch Bänder mit den umgebenden Theilen und untereinander verbunden. Die Verbindung mit dem Zungenbeine bewirken drei Bänder, ein nach vorn gelegenes, vom Körper des Zungenbeins nach der Incisura thyreoidea verlaufendes (Ligamentum hyo-thyreoideum medium) und zwei seitliche, von den Hörnern des Zungenbeins nach den obern Hörnern des Schildknorpels gehende (Ligg. hyo-thyr. lateralia); der von diesen drei Bändern übriggelassene Raum zwischen Zungenbein und Schildknorpel wird von der flachen und dünnen Membrana hyo-thyreoidea ausgefüllt. Der Kehldeckel wird mit den benachbarten Theilen, dem Zungenbeine, der Zungenwurzel und den Seitenwänden des Schlundkopfs, nicht durch wahre Bänder, sondern durch elastische, sehr dehnbare Lamellen verbunden, die an verschiedenen Stellen vorspringende gespannte Falten bilden. Zwischen Kehldeckel und Zungenwurzel finden sich drei solche Falten, eine in der Mitte (Lig. glosso-epiglotticum medium) und zwei an den Seiten (Ligg. glosso-epigl. later.); sie begrenzen zwei zwischen ihnen gelegene Vertiefungen (Fossae glosso-epigl. oder Valleculae). Ferner ziehen sich auch solche Falten zwischen dem Kehldeckel und dem Gaumen hin (Plicae epiglott.-palatinae) und nach den Spitzen der Gießkannenknorpel (Plicae ary-epiglotticae). Von der hintern concaven Seite des Zungenbeinkörpers nach der Spitze der Epiglottis geht das Lig. hyo-epiglotticum. Die Verbindung des Kehlkopfs mit der Luftröhre bewirken zwei Bänder, zwischen dem vordern Theile des ersten Luftröhrenringes und dem Bogen des Ringknorpels und zwischen dem hintern Theile des ersten Luftröhrenringes und der Platte des Ringknorpels (Lig. crico-tracheale anticum und posticum).

Gewissermaßen als Ergänzung des die Grundlage der Kehlkopfhöhle bildenden Knorpelgerüstes ist zwischen dem obern Rande des Ringknorpelbogens, dem medialen Rande der Gießkannenknorpel und der Basis ihrer Stimmfortsätze, dem Rande des Kehldeckels und dem Winkel des Schildknorpels auf jeder Seite die Membrana laryngis elastica ausgespannt; der untere, dickere Theil dieser Membran nimmt Antheil an der Bildung der Stimmbänder, der mittlere Theil bildet die Grundlage der Morgagni'schen Ventrikel, der obere die der Plicae ary-epiglotticae. Zwischen Schildknorpel und Ringknorpel bestehen drei Bänder, ein mittleres und zwei seitliche; das Lig. hyo-thyreoideum medium s. conoideum füllt den Raum zwischen dem untern Rande des Schildknorpels und dem obern Rande des Ringknorpelbogens aus, die Ligg. crico-thyreoidea lateralia verbinden die untern Schildknorpelhörner mit den Seiten des Ringknorpels. Zwischen der hintern Fläche des Schildknorpelwinkels am obern Theile derselben und der Spitze der Epiglottis wird die Verbindung gebildet durch das Lig. thyreo-epiglotticum. Die Gießkannenknorpel werden mit der Platte des Ringknorpels durch die Ligg. crico-arytaenoidea verbunden und in ihrer Lage gehalten; die Santorini'schen Knorpel sind durch die Ligg. ary-Santoriniana beweglich mit den Gießkannenknorpeln verbunden, untereinander und mit dem Ringknorpel durch die Ligg. crico-Santoriniana, einen Bandapparat, der von jedem der beiden Santoriniknorpel einen Strang ausschickt, die sich beide an einem in der Mitte zwischen den beiden Gießkannenknorpeln liegenden Sesamknorpelchen (Cartil. interarytaenoidea) vereinigen und in einem gemeinsamen Strange nach der Mitte des obern Ringknorpelplattenrandes gehen. Die Ligg. thyreo-arytaenoidea superiora liegen zunächst unter dem Kehldeckel und gehen von der innern Fläche des Schildknorpelwinkels zur Mitte des vordern Randes der Gießkannenknorpel, sie bilden die Grundlage der die Morgagni'schen Ventrikel nach oben und innen begrenzenden, noch mit drüsiger Einlagerung und Schleimhaut überzogenen Taschenbänder. Die Ligg. thyreo-aryt. inferiora, ziemlich parallel mit den vorigen verlaufend, nehmen theil an der Bildung der Stimmbänder.

Von den Muskeln, die sich am Kehlkopfe ansetzen, verändern folgende die Lage des ganzen Organs. Der Musculus sternothyreoideus, vom Brustbein auf beiden Seiten nach den beiden Seitenplatten des Schildknorpels gehend, zieht den Kehlkopf nach abwärts, der Musculus thyreo-hyoideus, von den Seitenplatten des Schildknorpels nach den Hörnern des Schildknorpels gehend, zieht ihn in die Höhe, der Musculus genio-epiglotticus, vom Kinn nach dem Kehldeckel gehend, hebt den letztern. Von den Muskeln, welche die Lage der einzelnen Kehlkopfknorpel gegeneinander verändern, bewirken die folgenden die Veränderungen der Stimmritze. Der Constrictor s. Sphincter rimae glottidis besteht aus zwei Haupttheilen, den ersten bildet ein Muskel, der zweite besteht aus zwei besondern Muskeln auf jeder Seite des Kehlkopfs. Der Musculus arytaenoideus transversus geht quer vom äußern Rande des einen nach dem äußern Rande des andern Gießkannenknorpels und bewirkt (für sich allein) eine Hebung und schraubenförmige Drehung dieser Knorpel, sodaß die medialen Ränder derselben einander genähert werden, die Stimmfortsätze dagegen auseinanderweichen. Der Musculus thyreo-arytaenoideus, der eigentliche Stimmbandmuskel, bedingt wesentlich die auf dem Querschnitte dreieckige Gestalt des Stimmbandes, an dessen äußerer Seite er liegt, er bewirkt Annäherung der Stimmbänder aneinander. Der Musculus crico-arytaenoideus lateralis geht vom seitlichen Theile des obern Randes und der äußern Fläche des Ringknorpelbogens nach dem Proc. muscularis des Gießkannenknorpels und nähert die Stimmfortsätze einander. Schildknorpel und Ringknorpel werden einander genähert durch die Mm. crico-thyreoidei,

die von der Außenfläche des Ringknorpelbogens nach der innern Fläche der Schildknorpelplatten gehen. Der Musculus crico-arytaenoideus posticus, von der Hinterfläche der Ringknorpelplatte an beiden Seiten nach dem hintern Rande des Proc. vocalis des entsprechenden Gießkannenknorpels gehend, zieht den letztern nach außen und erweitert dadurch die Stimmritze. — Die Bewegungen des Kehlkopfeinganges werden durch folgende Muskeln bewirkt. Der Constrictor vestibuli laryngis (Musculus ary-epiglotticus), bestehend aus mehrern Muskelbündeln, die, vom Muskelfortsatz des einen Gießkannenknorpels entspringend, um das obere Ende des andern Gießkannenknorpels sich herumschlagen und nach dem Kehldeckel hin verlaufen, verengen den Kehlkopfeingang. Der Dilatator vestibuli laryngis (Musculus thyreo-epiglotticus), der den Kehlkopfeingang erweiternde Muskel, entspringt an der innern Fläche des Schildknorpels und strahlt gegen den Kehldeckel hin aus.

Die Arterien des Kehlkopfes stammen aus den Arteriae thyreoidei; es sind drei an jeder Seite, die durch mehrfache Anastomosen miteinander in Verbindung stehen. Die Arteria laryngea superior entspringt aus der Thyreoidea superior, manchmal auch aus der Carotis externa; sie verläuft zwischen dem großen Horne des Zungenbeins und dem obern Schildknorpelrande, gibt Zweige nach dem Kehldeckel und der seitlichen Kehlkopfwand ab und bildet eine Anastomose mit der untern Kehlkopfarterie. Die Arteria laryngea media entspringt aus einem Aste der Thyreoidea superior und verläuft im wesentlichen schräg nach vorn, seitlich vom Schildknorpel. Die Arteria laryngea inferior entspringt aus der Thyreoidea inferior und steigt unter der Articulatio crico-thyreoidea in die Höhe. Die Venen begleiten die Arterien, die Lymphgefäße ergießen sich in die tiefen Halsdrüsen.

Von Nerven besitzt der Kehlkopf zwei Stämme. Der Nervus laryngeus superior entspringt vom Vagus, sein Ramus externus s. crico-thyreoideus versorgt vorzugsweise den Musculus crico-thyreoideus, der Ramus internus schickt Zweige nach dem Pharynx und nach dem hintern Theile des Larynx. Der Nervus laryngeus inferior besteht aus einer Fortsetzung des Nervus recurrens, steigt an der Verbindungslinie des untern Schildknorpelhornes mit dem Ringknorpel zum Kehlkopf in die Höhe und versorgt alle dem Larynx eigenen Muskeln mit Ausnahme des Musculus crico-thyreoideus.

Die das Innere des Kehlkopfs überall auskleidende Schleimhaut ist eine Fortsetzung der Rachenschleimhaut und geht nach unten zu auf die Luftröhre über. Drüsen finden sich in ihr zahlreich an der hintern obern Fläche des Kehlkopfs und an der vordern Fläche der Gießkannenknorpel, sowie am vordern Winkel des Kehlkopfeinganges und in den Morgagni'schen Ventrikeln. Von der Zungenwurzel aus tritt die Schleimhaut an die vordere Fläche des Kehldeckels, die drei Plicae glosso-epiglott. bildend, überzieht den Kehldeckel und geht theils von dessen Rändern in Gestalt von zwei Falten (Plicae ary-epigl.) schräg nach hinten zu den Santorini-Knorpeln und Gießkannenknorpeln, theils von der hintern Fläche des Kehldeckels über die Taschenbänder, den Morgagni'schen Ventrikel auskleidend, zu den Stimmbändern, über diese hinweg, bekleidet die innere Fläche des untern Kehlkopfabschnittes und geht auf die Luftröhre über. Die Farbe der normalen Kehlkopfschleimhaut ist überall gleichmäßig gelbröthlich, nur an den Stimmbändern gelblich weiß.

Der wesentliche Theil des Kehlkopfes als Stimmorgan sind die Stimmbänder nebst den zu ihrer Bewegung und Spannung dienenden Organen. Die Stimmritze wird in ihrem vordern Theile bis zu den Stimmfortsätzen der Gießkannenknorpel (etwa $^2/_3$ ihrer ganzen Länge) von den Stimmbändern begrenzt und deshalb Glottis ligamentosa genannt, ihr hinteres Drittel, das von den innern Rändern der Gießkannenknorpel begrenzt wird, heißt die Glottis cartilaginea, die zwischen den Grundflächen der Gießkannenknorpel liegenden Weichtheile bilden die hintere Glottiswand.

Beim ruhigen Athmen ist die Stimmritze mäßig erweitert in Gestalt eines spitzwinkeligen gleichseitigen Dreiecks, das an seiner nach hinten gerichteten Basis abgerundet ist. Die Erweiterung der Stimmritze wird hauptsächlich durch die Musculi crico-arytaenoidei postici bewirkt, welche die Gießkannenknorpel so um ihre Längsachse drehen, daß die Stimmfortsätze derselben und mit ihnen die hintern Enden der Stimmbänder voneinander entfernt werden. Der Verschluß der Glottis, der durch den als Constrictor rimae glottidis bezeichneten Muskelapparat bewirkt wird mittels Annäherung der Stimmfortsätze der Gießkannenknorpel und mit ihnen der Stimmbänder gegeneinander, geschieht in mehr oder weniger vollständiger Weise behufs der Tonbildung, bei Hustenstößen oder behufs der Abwehr mit dem Luftstrome eindringender fremder Substanzen. Bei vollständigem Verschluß der Glottis ist sowol die Glottis ligamentosa als auch die Glottis cartilaginea geschlossen, bei unvollständigem Verschluß bleibt entweder die Glottis cartilaginea offen oder die Stimmbänder sind nicht bis zu vollständiger Berührung einander genähert.

Dadurch, daß eine Luftsäule durch die geschlossene Glottis hindurchgetrieben wird und die Stimmbänder in Schwingungen versetzt, entsteht die Tonbildung. Der Ton ist verschieden nach dem Spannungsgrade und der Länge der Stimmbänder, der Dichtigkeit des Glottisverschlusses und dem Spannungsgrade der die Schwingungen hervorrufenden Luftsäule. Beim ruhigen Sprechen stehen die die Tonbildung bedingenden Factoren in einem gewissen Gleichgewichte zueinander, worauf die mittlere Tonlage beruht, die zunächst von den Dimensionsverhältnissen der Stimmbänder und Kehlkopfknorpel bedingt wird. Hierauf beruht der Unterschied der verschiedenen Stimmlagen (Sopran, Alt, Tenor, Baß). Die Spannung der Stimmbänder einschließlich des Stimmbandmuskels geschieht in longitudinaler und in transversaler Richtung. Bei Erhöhung der Längsspannung wird auch die Tonstufe erhöht, wobei es gleichgültig ist, ob die quere Spannung mit erhöht wird oder nicht,

die Längsspannung und Verlängerung der Stimmbänder wird durch die Musculi crico-thyreoidei bewirkt, die den Schildknorpel gegen den Bogen des Ringknorpels anziehen. Die transversale Spannung der Stimmbänder entsteht durch Zusammenziehung des Stimmbandmuskels mit Aneinanderpressen der Stimmfortsätze, die transversale Spannung ist am stärksten bei gleichzeitiger longitudinaler Spannung der Stimmbänder, die höchsten und kräftigsten Brusttöne werden auf diese Art gebildet, bloße Längsspannung ohne gleichzeitige Transversalspannung besteht beim Erzeugen des Falsettones. Die Stärkegrade erhält der Ton zunächst durch die Quantität der dazu verwendeten Luft, die Intensität durch die Compression derselben bei festgeschlossener Glottis, durch den entsprechenden Druck, den die Glottiswände von der Seite her auf die Luftsäule ausüben, die Klangfarbe durch das Verhalten der oberhalb der Glottis und des Kehlkopfs befindlichen Theile und Höhlen.

Die Morgagni'schen Ventrikel haben nicht, wie man früher geglaubt hat, die Bestimmung, die Schallwellen zu verdichten, sondern sie haben blos die Bedeutung von Schleimhautfalten, die verschwinden, wenn der Kehlkopf gewisse Stellungen einnimmt, wie bei stark anlautenden Tönen und beim Falset. Die Unterschiede in der Stimme bei verschiedenen Individuen beruhen im wesentlichen in Verschiedenheiten des Baues des Kehlkopfs. Bei Männern ist er im allgemeinen größer, kräftiger, mit schärfer ausgeprägten Formen (daher das Vorspringen des Adamsapfels bei Männern), bei Weibern kleiner, zarter und abgerundeter. Die Stimmbänder haben bei Männern im allgemeinen eine größere Länge und Stärke. Bei Neugeborenen ist der Kehlkopf im Verhältniß zu dem übrigen Körper ziemlich groß, aber unentwickelt, die Knorpel sind dünn und elastisch, seine Gestalt ist von vorn nach hinten platt gedrückt. Bei kleinen Kindern ist der Kehlkopf mehr rundlich und plump, die Dimension von einer Seite zur andern überwiegt noch über die von vorn nach hinten, die beiden Schildknorpelplatten stoßen vorn noch nicht in einem spitzen Winkel, sondern in Form eines Bogens zusammen, das Pomum Adami ist fast gar nicht bemerklich. Die Stimmbänder sind kurz, aber verhältnißmäßig dick und wulstig, die Glottis cartilaginea ist fast ebenso lang als die Glottis ligamentosa, die Knorpel sind weich und elastisch. Um das 6. Lebensjahr ist der Kehlkopf schon ziemlich entwickelt, die Stimmbänder haben an Dicke abgenommen. Vom 6. bis 15. Lebensjahre scheint sich der Kehlkopf in seinen gröberen Dimensionen wenig zu verändern. Bis dahin ist zwischen dem Kehlkopfe der Knaben und dem der Mädchen wenig Unterschied. Von da an (von der Zeit der Entwickelung der Mannbarkeit) aber verändert sich beim männlichen Geschlecht Gestalt und Größe wesentlich, es treten die Eigenthümlichkeiten des Kehlkopfs hervor, welche den Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Stimme bedingen (Mutation), namentlich werden die Stimmbänder länger und stärker, was gewöhnlich binnen sehr kurzer Zeit unter den Erscheinungen einer Hyperämie mit ihren Begleiterscheinungen vor sich geht; daher kommt die Heiserkeit und Rauhigkeit der Stimme während des Mutirens. Auch bei Mädchen findet zur Zeit des Eintritts der Pubertät eine analoge Veränderung statt, sie ist aber weniger eingreifend, der Kehlkopf wächst mehr in die Länge und bleibt zarter, die Stimmbänder bleiben kürzer und dünner. Bei Castraten, die vor Beginn der Geschlechtsentwickelung entmannt werden, sind die Größenverhältnisse des Kehlkopfes denen des weiblichen sehr ähnlich, doch sind die Stimmbänder etwas länger als beim Weibe, die Glottis cartilaginea ist so ziemlich der des Mannes gleich. Die Mutation ist bei ihnen nicht eingetreten, die Stimme behält ihre hohe Lage und ist sogar höher wie die Frauenstimme im allgemeinen. Im Mannesalter beginnen die Kehlkopfknorpel zu verknöchern, zuerst der Ringknorpel an den Stellen, an welchen er den Schildknorpel trägt, und von da aus nach dem Bogen und nach der Platte zu; der Schildknorpel verknöchert zuerst am hintern Rande und an den Hörnern, dann bilden sich Knochenkerne in den Platten, von denen aus die Verknöcherung weiter um sich greift; an den Gießkannenknorpeln geht die Verknöcherung von den hintern Fortsätzen aus.

Die Lage des Kehlkopfes als Ganzes verändert sich unter verschiedenen Verhältnissen. Bei ruhigem Athemholen ist kaum eine Bewegung des Kehlkopfes wahrnehmbar; wenn die Respiration tiefer wird, sinkt er etwas bei der Inspiration und steigt bei der Exspiration, ebenso steigt er stufenweise in die Höhe bei der Erzeugung immer höherer Töne und senkt sich herab bei der Erzeugung tieferer Töne. Beim Schlucken hebt er sich in einem raschen Ruck in die Höhe gegen die Zungenwurzel, sobald der Bissen oder Schluck über seine hintere Fläche hinabgleiten soll; hierbei legt sich der Kehldeckel über die obere Appretur hinweg. Daß der Kehldeckel zum Abschluß des Kehlkopfeinganges beim Schlucken nicht unbedingt nöthig ist, beweist der Umstand, daß Leute, bei denen der Kehldeckel infolge von zerstörenden Krankheitsprocessen verloren gegangen ist, trotzdem schlucken können; der Verschluß geschieht hier durch die Zungenwurzel.

Die Schleimbildung im Kehlkopfe, die im normalen Zustande nur gering ist, wird durch Reize vermehrt. Der Schleim sammelt sich im Kehlkopfe an verschiedenen Stellen in zusammengeballten oder flachen ausgebreiteten Klümpchen, namentlich im untern Kehlkopfabschnitte, wird durch Flimmerbewegung immer weiter nach oben befördert, schwingt sich über die freien Ränder der Stimmbänder hinweg, verweilt mehr oder weniger lange auf ihrer obern Fläche, ballt sich bei Intonationsbewegungen der Stimmbänder zusammen und spannt sich zwischen ihnen mitunter brückenförmig aus, wenn sie auseinandergehen. Die Schleimbildung ist im normalen Zustande wahrscheinlich nicht continuirlich vorhanden, sondern eine einmal abgesonderte Schleimschicht scheint durch Abhaltung der Reize auf die weitere Schleimabsonderung hemmend einzuwirken oder sie wenigstens zu verlangsamen, bis die obere Schleimschicht entfernt ist; dann produciren sich durch fortgesetzte Reizung neue Schleimmassen. Die

Schleimabsonderung in den Respirationswegen hat den Zweck, diese stets feucht zu erhalten und vor Austrocknung und consecutiver Entzündung zu schützen, wobei im normalen Zustande nicht mehr Schleim abgesondert wird, als gerade zu diesem Zwecke nöthig ist; ferner hat sie auch den Zweck, die eingeathmeten und schädlichen Substanzen aufzufangen und festzuhalten. Die Ausscheidung einer unnöthig großen Menge von Schleim verhütet der auf die Oberfläche ergossene Schleim; alle Momente, welche diesen auszutrocknen vermögen, dienen gleichzeitig als Reize zur Schleimsecretion, größere Staubmengen, die für den Organismus schädlich wirken würden, rufen eine vermehrte Secretion von Schleim hervor, der sie ihrerseits wieder einhüllt und unschädlich macht. Kältereize, die auf die äußere Haut einwirken, können ebenfalls eine vermehrte Schleimsecretion hervorrufen (Erkältung). Der massenhaft ergossene und dadurch dünnere Schleim wird durch vermehrte Flimmerbewegung nach oben und nach außen befördert.

Wesentlich fördernd auf die Kenntniß der physiologischen Vorgänge im Kehlkopfe und für die Kenntniß von den Krankheiten dieses Organs geradezu bahnbrechend und Grund legend, hat die Erfindung gewirkt, den Kehlkopf mittels des Kehlkopfspiegels zu untersuchen, die Laryngoskopie.

Nachdem im J. 1806 Bozzini in Frankfurt a. M. die Untersuchung der Nasenrachenhöhle mittels eines Spiegels versucht hatte, kam im J. 1825 Caignac de Latour auf die Idee, den Kehlkopf mittels eines Spiegels zu untersuchen, erzielte aber damit keine entschiedenen Erfolge; im J. 1827 machte Senn in Genf dieselben Versuche. Im J. 1829 empfahl Benjamin Guy Babington ein dem jetzigen Laryngoskop ähnliches Instrument, 1832 verfertigte der Mechaniker Selligues ein solches, das aus zwei Röhren bestand. Im J. 1836 wiederholten Trousseau und Belloc diese Versuche, um 1838 untersuchte Baumès in Lyon, 1840 Liston den Kehlkopf mittels eines Spiegels, 1844 Warden. Im J. 1854 verwandte der spanische Gesanglehrer Garcia den Spiegel, um Untersuchungen über die menschliche Stimme nach directer Beobachtung anzustellen, und veröffentlichte seine Versuche im J. 1855. Bis dahin waren die Versuche immer nur vereinzelt geblieben und hatten sehr wenig Beachtung gefunden, irgendwelche weitere Verwerthung und Verbreitung fand der Kehlkopfspiegel nicht, trotzdem daß Babington und Baumès ihre Instrumente vor ärztlichen Gesellschaften demonstrirten und Liston eingehend auf diese Untersuchungsmethode hinwies. Man zweifelte an der allgemeinen Anwendbarkeit und ließ sich vielleicht durch mislungene Versuche abschrecken, dieselben zu wiederholen. Wirklich bahnbrechend für die laryngoskopische Untersuchung wurden erst die Versuche, die Ludwig Türck in Wien im Sommer 1857 zuerst anstellte. Türck, der zuerst den Kehlkopfspiegel methodisch als Hülfsmittel zur Erkennung und Behandlung der Kehlkopfkrankheiten anwandte, ist als der eigentliche Begründer der wissenschaftlichen Laryngoskopie zu betrachten. Kurz nach Türck, durch Türck's Versuche angeregt, begann Johann Czermak, damals Professor der Physiologie in Krakau, während eines längeren Aufenthaltes in Wien Anfang 1858 seine Untersuchungen; er ging bald auf Reisen und gab laryngoskopische Demonstrationen in den großen Städten Deutschlands, Englands und Frankreichs und verschaffte auf diese Weise der neuen Untersuchungsmethode rasche Verbreitung. In den Jahren 1858 und 1859 wurde die laryngoskopische Untersuchung gefördert und praktisch verwerthet von Semeleder und Störk in Wien, C. Gerhardt, damals in Jena, und C. L. Merkel in Leipzig, 1860 von G. Lewin in Berlin. Im J. 1862 vollbrachte Prof. Victor von Bruns in Tübingen die erste Ausrottung eines Kehlkopfpolypen unter Beihülfe des Kehlkopfspiegels und in demselben Jahre wurde diese Operation wiederholt von Störk in Wien. Seitdem hat sich die Laryngoskopie immer weiter verbreitet und hat immer mehr Anwendung und auch Ausbildung erlangt.

Der laryngoskopische Apparat besteht im wesentlichen aus einem kleinen einige Centimeter im Durchmesser haltenden Spiegel von verschiedener Form, entweder ganz abgerundet oder mit abgerundeten Ecken, der, an einem Stiele in einem Winkel von ungefähr 120 bis 125 Grad befestigt, in den Rachen eingeführt wird, sodaß er an die Uvula zu stehen kommt und das Bild des darunterliegenden Kehlkopfeinganges unter demselben Winkel reflectirt, unter dem es auf seine Fläche auffällt, sodaß das vor dem geöffneten Munde befindliche Auge die ungefähr in senkrechter Richtung nach oben zu in den Kehlkopfspiegel einfallenden Strahlen des Kehlkopfbildes in horizontaler Richtung austreten sieht. Um den Kehlkopf selbst zu einer genauen Unternehmung hinreichend zu beleuchten, benutzt man entweder das Sonnenlicht oder durch Concentration (Hohlspiegel, Linsen) intensiver gemachtes künstliches Licht. Das Sonnenlicht wird entweder direct oder durch einen Planspiegel aufgefangen, in den geöffneten Mund eingeleitet; die erstere Methode hat indessen den großen Nachtheil, daß der Untersuchende es schwer vermeiden kann, mit seinem Kopfe sich selbst das Gesichtsfeld zu beschatten; ein anderer Nachtheil der Sonnenbeleuchtung ist natürlich der, daß sie nicht immer zugänglich ist und, wenn dies der Fall ist, auch der Stand der Sonne nicht gleichgültig ist. Behufs der künstlichen Beleuchtung wird eine möglichst helle und ruhige Flamme durch Hohlspiegel oder Linsensysteme concentrirt. Das durch den Mund in den in seiner Stellung am Zäpfchen befindlichen Kehlkopfspiegel einfallende Licht wird von diesem nach unten zu geworfen und auf die zu beobachtenden Theile geleitet; während dies aber bei Sonnenlicht, das mit parallelen Strahlen in den Kehlkopfspiegel einfällt und von diesem in derselben Weise ausgeworfen wird, nichts weiter erfordert als eine Stellung des Kehlkopfspiegels, in der die eingeleiteten Lichtstrahlen unter dem richtigen Winkel auffallen, um auch wirklich die zu untersuchenden Theile vollkommen zu beleuchten, ist bei concentrirtem künstlichem Lichte noch zu beachten, daß der Brennpunkt oder der Punkt, an welchem sich die Strahlen des Lichtkegels vereinigen, in eine genügende Entfernung hinter den Kehlkopfspiegel fällt, um noch eine vollstän-

dige Beleuchtung der Spiegelfläche zu gestatten. Den Reflector (den die Sonnenstrahlen ablenkenden Planspiegel oder bei der künstlichen Beleuchtung den die Strahlen concentrirenden Hohlspiegel) kann man entweder auf einem Stativ befestigen oder mittels verschiedener Vorrichtungen an der Lichtquelle (Lampe), oder man kann ihn in der Hand halten oder am Kopf (an der Stirn) befestigen. Den Vorzug verdient immer diejenige Art, die es am leichtesten gestattet, etwaigen Bewegungen des zu Untersuchenden am raschesten und mit möglichst einfachen Bewegungen zu folgen. Eine der beliebtesten und verbreitetsten Arten ist die Befestigung des Reflectors vor der Stirn mittels eines Stirnbandes, sodaß die Augen des Untersuchenden neben dem untern Spiegelrande vorsehen. Durch ein in der Mitte des Hohlspiegels angebrachtes Loch hindurchzusehen bietet zwar den Vortheil, daß die Strahlen des Bildes in dieselben Ebenen mit denen des einfallenden Lichtes fallen, aber es ist nicht für jedes Auge passend und hat auch den Nachtheil, daß man nur mit Einem Auge sehen kann. Der concave Reflexspiegel hat am besten einen Durchmesser von 8 bis 10 Centimetern und eine Brennweite von etwa zwischen 20 und 30 Centimetern. Außer Hohlspiegeln sind zur Concentration der Beleuchtungsstrahlen noch Linsen, Linsensysteme und mit angesauertem Wasser gefüllte Glaskugeln (Schusterkugeln) verwendet worden. Die Untersuchung im Dunkeln, wobei nur das Sehfeld beleuchtet ist, bietet den Vortheil, daß störende Lichteffecte fern gehalten werden. Es ist auch versucht worden, das Licht (Sonnenlicht oder concentrirtes künstliches Licht) nicht durch den Mund auf den Kehlkopfspiegel fallen zu lassen, sondern auf den Kehlkopf selbst von außen, auf das Pomum Adami (Durchleuchtung), eine Methode, die unter Umständen auch Verwendung finden kann.

Zur Beobachtung an sich selbst (Autolaryngoskopie) bedarf man außer dem erwähnten Apparate noch eines Beobachtungsspiegels, der in geeigneter Weise angebracht sein muß, um darin den Kehlkopfspiegel und das von diesem reflectirte Bild deutlich sehen zu können.

Zum Gelingen einer laryngoskopischen Untersuchung ist das Haupterforderniß, daß das zur Beleuchtung nöthige Licht ungehindert einfallen kann und das zu beobachtende Bild nicht von vorspringenden Theilen bedeckt wird; zu diesem Behufe muß die Zunge, die in dieser Beziehung die meiste Störung macht, zweckmäßig gehalten werden, d. h. möglichst weit nach vorn gezogen (wobei der Kehldeckel, der den Einblick in den Kehlkopf am meisten erschweren kann, gehoben wird) und möglichst platt am Mundboden liegend, wodurch der Einblick und das Einfallen des Lichtes erleichtert wird. Manche Menschen haben ihre Zunge genügend in der Gewalt, um ihr diese Lage freiwillig zu geben, meist aber muß dadurch nachgeholfen werden, daß die Zunge vorgezogen und dabei gleichzeitig mit einem Spatel niedergedrückt wird. Um auch der übrigen Mundhöhle die genügende Weite zu geben, läßt man einen Vocal (ein mehr dem a sich nähernden ä) articuliren und setzt dann den Kehlkopfspiegel an seine Stelle. Der eingeführte Kehlkopfspiegel erregt (bei verschiedenen Menschen und in verschiedenen Verhältnissen verschieden) mehr oder weniger Würgbewegungen, man gewöhnt sich aber meist ziemlich leicht daran, den Spiegel zu vertragen, namentlich wenn der Untersuchende eine geübte und sichere Hand hat.

Das Bild, das der Kehlkopfspiegel umgekehrt wiedergibt, wird nach vorn (im Spiegel nach oben) begrenzt von der Zungenwurzel, nach den Seiten und nach hinten (im Spiegel unten) von den seitlichen Rachenwänden und der hintern Rachenwand. Dicht unter der Zungenwurzel sieht man die Epiglottis und vor ihr, wenn sie etwas nach rückwärts geneigt ist, die von den drei Plicae glosso-epiglotticae begrenzten Valleculae glosso-epiglotticae, von den Seiten des Kehldeckels gehen die Ligamenta ary-epiglottica in flachen Bogen nach hinten (im Spiegel unten) und innen, einander sich an ihrem untern Ende nähernd, ab; am hintern Ende gehen sie in zwei kleine Anschwellungen, die Wrisberg'schen und Santorini'schen Knorpel über und hinten schließen die beiden Gießkannenknorpel und die zwischen ihnen gelegene Schleimhautfalte den Rahmen des eigentlichen Kehlkopfbildes ab. Bei gehobenem Kehldeckel sind die beiden Valleculae nicht sichtbar, sondern nur der freie Rand der Epiglottis und hinter (im Spiegel unter) demselben in der Tiefe der Epiglottiswulst. Zu beiden Seiten von diesem erstrecken sich nach den Gießkannenknorpeln hin die beiden Taschenbänder und unter ihnen, ungefähr parallel mit ihnen, verlaufen die beiden Stimmbänder, an denen bei weit geöffneter Glottis ihre Anheftung an die Stimmfortsätze als eine schwache Einknickung zu erkennen ist, welche die Grenze zwischen Glottis cartilaginea und ligamentosa bezeichnet. Unterhalb der Stimmbänder sieht man bei gerader Haltung des Spiegels die vordere Wand der Luftröhre, an der man die einzelnen Knorpelringe als quer verlaufende Streifen erkennen kann. Bei verschiedenen Drehungen des Spiegels kann man die seitlichen Theile des Kehlkopfinnern, sowie dessen vordere und hintere Wand, die seitlichen Rachentheile, den Eingang in den Oesophagus sichtbar machen.

Beim ruhigen Athmen ist die Glottis halb geöffnet. Beim Einsetzen eines Tones bewegen sich die nach oben gekehrten Spitzen und die Stimmfortsätze der Gießkannenknorpel sowie die Stimmbänder gegeneinander, die Glottis wird geschlossen und ist linienförmig, die beiden Taschenbänder nähern sich auch etwas, jedoch stehen dabei ihre hintern Enden weit voneinander; alle Theile des Kehlkopfeingangs bewegen sich seitlich gegeneinander und der Umfang des obern Kehlkopfraums erscheint verengt, nur der Boden des obern Kehlkopfabschnitts, den jetzt die Stimmbänder bilden, kommt in seiner ganzen Breite und Länge zum Vorschein. Zwischen den Stimmbändern zeigt eine feine enge Spalte die Oeffnung an, durch welche sich der den Ton erzeugende Luftstrom hindurchdrängt. Diese Spalte ist von verschiedener Weite und an verschiedenen Stellen der Glottis sichtbar, je nach den Modificationen der Tonbildung, nach der die Erscheinungen an der Glottis überhaupt variiren. Beim völlig tonlosen Flüstern ist die Glottis ligamentosa nur leicht geschlossen, die Glot-

tis cartilaginea offen, bei hauchender Flüsterstimme findet etwas festerer Glottisschluß statt, die Glottis cartilaginea ist enger, die Stimmbänder berühren einander in ihrem hintern Theile leicht, im mittlern zeigt sich eine in lange Spitzen ausgezogene Spalte. Beim festen Toneinsatz wird Glottis ligamentosa und cartilaginea luftdicht geschlossen, die Taschenbänder fahren mit großer Schnelligkeit gegeneinander, der Kehldeckel wird etwas nach unten und hinten gerückt, namentlich springt der Kehldeckelwulst stark nach innen und abwärts, die Spitzen der Gießkannenknorpel bewegen sich etwas nach vorn. Sobald die Tonbildung mit den Stimmbandschwingungen beginnt, werden die Taschenbänder in auffallendem Grade verschoben, die Oberfläche der tönenden Stimmbänder wird frei, der Kehldeckel steigt wieder aufwärts, die Gießkannenknorpel bewegen sich wieder rückwärts. Bei Brusttönen in hoher Lage ist Glottis ligamentosa und cartilaginea in ganzer Länge geschlossen, die Stimmbänder schwingen in ihrer ganzen Länge, die verschieden ist nach der Höhe der Töne; je tiefer der Ton wird, desto mehr verkürzen sich die Stimmbänder, desto mehr deckt der bei hohen Tönen aufrecht stehende und die Stimmbänder in ihrer ganzen Länge zeigende Kehldeckel den vordern Theil der Glottis, bei der tiefen Lage öffnet sich die Glottis cartilaginea und ist erst schmal spaltförmig, immer weiter werdend, je tiefer die Töne werden. Beim Falset ist die Glottis cartilaginea stets geschlossen und je höher die Töne steigen, desto weiter bleibt der hintere Theil der Glottis ligamentosa geschlossen und desto weiter nach vorn rückt die den Durchtritt der Luftsäule bezeichnende Spalte, die Stimmbänder, auf deren Ränder die Schwingungen beschränkt sind, geben dabei dem von unten kommenden Luftdrucke leicht nach und erscheinen infolge dessen leicht convex nach oben. — Beim Husten wird zuerst die Glottis geschlossen, der Kehldeckel vollständig auf den Kehlkopfeingang gedrückt und dann wird die Luft mit einem Ruck hervorgestoßen, wobei die Stimmritze, namentlich die knorpelige, sich in geringem Maße öffnet und der Kehldeckel, ohne seine Neigung zu ändern, mit seinem Stieltheile etwas in die Höhe und nach hinten geschoben.

Die allgemeinen Erscheinungen von Erkrankung des Kehlkopfs bestehen bald in abnormen Empfindungen (Stechen, Drücken, Kratzen, Brennen, Spannen, Zusammenziehen, Gefühl von Trockenheit, Rauheit, selten heftige Schmerzen) im Kehlkopfe selbst, bald in Veränderungen der Stimme (die belegt, rauh, heiser, tonlos, lispelnd oder pfeifend sein kann), oder in Beschwerden beim Schlingen (namentlich bei Erkrankungen des Kehldeckels oder der Gießkannenknorpel) oder in Anomalien der Athmung (scharfes, rauhes, zischendes, pfeifendes, rasselndes, erschwertes Athmen), vermehrter oder verminderter Schleimabsonderung, Veränderungen im Auswurf, häufigerem Räuspern und Husten. Anomalien der Stimme, soweit sie nur den Klang und die Resonanz betreffen, können entweder im Kehlkopfe selbst oder in dem oberhalb des Kehlkopfs gelegenen Ansatzrohre (Rachen-, Nasen-, Mundhöhle) ihren Grund haben. Belegtheit, Heiserkeit, rauhe Stimme und Stimmlosigkeit haben indessen meist ihren Sitz am Orte der Stimmbildung selbst, in den Stimmbändern, je nachdem diese mit Schleim belegt, entzündet und verdickt, in ihrer Schlußfähigkeit oder ihren Bewegungen und ihrer Spannung gestört sind. Eine sehr selten vorkommende, eigenthümliche Störung der Stimme ist die Doppeltönigkeit (Diphthonie), gleichzeitiges Zustandekommen von Tönen verschiedener Höhe bei der Phonation. Sie entsteht entweder dadurch, daß Geschwülste oder vorspringende Geschwürsränder an dem einen Stimmbande sich bei der Phonation an das andere anlegen und dadurch die Glottis in einen vordern und einen hintern Abschnitt theilen, in deren jedem ein eigener Ton gebildet wird, oder infolge von ungleicher Spannung der beiden Stimmbänder bei einseitigen Lähmungszuständen. Der Husten, eine Reflexbewegung, welche durch Reizung der Kehlkopfschleimhaut, hauptsächlich zwischen den Gießkannenknorpeln und an der hintern Kehlkopfwand, hervorgerufen wird, kann kurz, hoch, tief, grob, rauh, bellend, pfeifend, zischend, trocken oder locker, mit Auswurf verbunden sein. Der aus dem Kehlkopfe stammende Auswurf ist gewöhnlich kleinklumpig oder wenigstens nicht umfangreich, weil größere Mengen selten erzeugt und durch den Husten sehr bald ausgeworfen werden. Der Kehlkopfauswurf enthält gewöhnlich nur wenige Luftblasen.

Von den einzelnen speciellen Krankheitszuständen des Kehlkopfs kann hier nur eine allgemeine Skizze gegeben werden, wobei die Behandlung nur ausnahmsweise Berücksichtigung finden kann.

Anämie des Kehlkopfs ist Folge allgemeiner Anämie, sie kann aber auch bei gesunden, frisch aussehenden Individuen, namentlich weiblichen Geschlechts, vorkommen, sowie beim Beginn der Lungenschwindsucht. Kehlkopfschmerz, Kitzel und Hustenreiz, Krampfhusten, Empfindlichkeit gegen Temperaturwechsel sind Folge localer Ernährungsstörungen.

Hyperämie ist meist Folge mechanischer Reizung, passive Hyperämie entsteht durch starke Hustenparoxysmen. Die Symptome der Hyperämie sind Heiserkeit, Trockenheit und leichter stechender Schmerz im Kehlkopfe; sie können unter geringer Schleimsecretion binnen wenigen Stunden wieder verschwinden, wenn der Reiz aufhört und der Kehlkopf die nöthige Ruhe hat, bei öfterer Wiederkehr des Reizes und Vernachlässigung der Schonung geht die Hyperämie in Katarrh über; der Uebergang in katarrhalische Entzündung ist ein ganz unmerklicher.

Blutungen kommen nach Verletzungen, bei Geschwüren, aber auch schon bei lebhafter Entzündung mitunter vor; die Menge des entleerten Blutes ist meist gering, gewöhnlich zeigt es sich nur in Form von Streifen an dem katarrhalischen Auswurfe; stärkere Blutungen werden nur selten beobachtet außer bei Verletzungen des Kehlkopfs. Blutinfiltrationen (Erguß in das Zellgewebe unter der Schleimhaut) kommen bei manchen krankhaften Zuständen und Verletzungen vor, namentlich beim Skorbut.

Cyanose des Kehlkopfs ist bei Lungenödem und allgemeiner Cyanose, Icterus des Kehlkopfs bei allgemeinem Icterus beobachtet worden.

Acuter Katarrh (katarrhalische Entzündung) des Kehlkopfs ist am häufigsten Folge von Erkältung, aber auch alle diejenigen Schädlichkeiten, welche Hyperämie erzeugen, können zum acuten Katarrh führen, besonders Witterungseinflüsse; specifische Infectionsreize werden bei Grippe und dem das Heufieber begleitenden Katarrh angenommen. Auch bei verschiedenen Infectionskrankheiten kommt Kehlkopfkatarrh als Begleiterscheinung vor. Die Symptome bestehen in leichteren Fällen nur in unbedeutenden Empfindungen von Reiz oder Kitzel im Kehlkopfe, leichter Belegtheit der Stimme, die sich bei angestrengtem Reden zu Heiserkeit steigert, bei höherem Grade der Erkrankung kommen noch hinzu Gefühl von Trockenheit, Spannung, mitunter auch Stechen. Außerdem besteht geringe Absonderung von zähem Schleim, der Husten ist rauh, kurz, bellend; das anfangs rein schleimige und spärliche Secret wird im weiteren Verlaufe reichlicher, consistenter und gelber. Schlingbeschwerden sind nur dann vorhanden, wenn der Kehldeckel, die hintere Fläche der Gießkannenknorpel und die Plicae arye-piglotticae besonders stark afficirt sind. Bei der Untersuchung mit dem Kehlkopfspiegel findet sich rosige Injection, hauptsächlich im hintern Theile des Kehlkopfeinganges. Bei mittelschweren Fällen sind die erwähnten Symptome in gesteigertem Maße vorhanden, die Heiserkeit mitunter bis zur vollständigen Stimmlosigkeit (Aphonie), dazu kommt brennender Schmerz oder störender Kitzel, Reiz zum Räuspern, ohne daß erhebliche Schleimmengen herausbefördert werden oder die Stimme reiner wird, mitunter auch Schmerz bei Druck auf den Kehlkopf. Athemnoth kommt fast nur bei Kindern vor, meist in der Nacht. Es besteht stärkere Entzündung, Röthung und Schwellung der Schleimhaut, namentlich im Kehlkopfeingange und besonders nach hinten zu. Die schwerste Form der acuten katarrhalischen Entzündung, die auch bei Erwachsenen die Erscheinungen der Glottisverengung und sogar ein tödliches Ende herbeiführen kann, ist im allgemeinen sehr selten. Laryngitis acutissima mit Ausgang im Kehlkopfödem kann bei einfachem acutem Katarrh, wenn neue Schädlichkeiten einwirken, unter Steigerung der Symptome zu schweren Erscheinungen der Kehlkopfverengung führen. Wenn die Injection der Kehlkopfschleimhaut übermäßig stark ist, kann es zu Blutaustritt auf die freie Fläche der Kehlkopfschleimhaut kommen, durch welche sich die Erscheinungen der Stenose vorübergehend mildern, oder zu blutiger Infiltration der Schleimhaut und des submukösen Gewebes. Zu den schweren Formen der acuten katarrhalischen Laryngitis gehört auch die bei Infectionskrankheiten, die namentlich bei Masern oft sehr heftig auftritt. Die Diagnose der acuten katarrhalischen Laryngitis bietet in den meisten Fällen keine Schwierigkeit und ist oft auch ohne laryngoskopische Untersuchung sicher zu stellen, doch darf diese trotzdem nicht versäumt werden, namentlich bei Kindern, bei denen übrigens die Diagnose mehr Schwierigkeit bietet, und dann, wenn es sich um die Differentialdiagnose von andern Affectionen handelt. Schwieriger ist die Diagnose bei rasch wachsenden Stenosenerscheinungen, welche die Laryngoskopie erschweren, ja unmöglich machen können. Die Dauer der Krankheit beträgt von wenigen Tagen bis zu mehrern Wochen. Die Behandlung besteht zunächst in Abhaltung der Reize (namentlich ist der Reiz durch Sprechen möglichst zu vermeiden und der durch die Witterungseinflüsse bedingte zu verhüten), Anwendung von schweißbefördernden Mitteln (Prießnitz'sche Umschläge um den Hals, Fliederthee), Verminderung des Hustenreizes durch Thee, warmes Zuckerwasser, heiße Milch mit Selterswasser zu gleichen Theilen, Inhalationen mit Kochsalzlösung. Unter Umständen hat heißer Grog, kurz vor dem Schlafengehen getrunken, eine sehr gute Wirkung, auch die Massage (Streichungen zu beiden Seiten des Halses von den Unterkieferwinkeln nach dem Brustbein zu) hat eine sehr vortheilhafte Wirkung, namentlich durch Regelung der Circulation. Im weitern Verlaufe sind Expectorantia (den Auswurf befördernde Mittel) anzuwenden (Salmiak, Liquor ammonii anisatus). In schweren Fällen sind kalte Umschläge (wenn diese nicht vertragen werden, heiße Umschläge, in heißes Wasser getauchte Schwämme), Blutegel anzuwenden, auch Senfteige auf den Hals können gut wirken; zur Inhalation ist Kochsalzlösung oder Lösung und Bepinselung mit narkotischen Mitteln anzuwenden, Adstringentia (Höllenstein, Tannin, Alaun) sind im acuten Stadium nicht zu empfehlen, noch weniger Aetzungen. Als innerliche Mittel sind Narcotica und Abführmittel (bei Kindern jedoch nur mit Vorsicht) anzuwenden. Bei Stenosenerscheinungen ist die Anwendung eines Brechmittels indicirt, bei Oedem im Larynxeingange sind Scarificationen vorzunehmen.

Der chronische Katarrh (die chronische katarrhalische Entzündung) des Kehlkopfs entwickelt sich am häufigsten aus vernachlässigtem acutem Katarrh und infolge fortdauernder Einwirkung von Reizen, wie sie den acuten Katarrh hervorbringen, oder nach wiederholten Recidiven des acuten Katarrhs; er tritt auch zu andern chronischen Affectionen des Kehlkopfs (bei Phthisis, Typhus, Syphilis, Lupus, Polypen, Krebs und Perichondritis) und des Rachens hinzu. Die Symptome bestehen in Trockenheit, Reizgefühl, Kitzel und Hustenreiz, namentlich früh, die Stimme ist entweder für gewöhnlich rein, wird aber durch Sprechen und Ansammlung von Schleim leicht gestört, oder auch andauernd klanglos und heiser; bei höheren Graden ist sie beständig heiser, rauh und tief. Das Secret ist vermehrt, graulich, nach längerem Bestehen der Erkrankung gelblich und Eiterzellen enthaltend. Im Kehlkopfe besteht Röthung und Schwellung von verschiedener Intensität und Ausdehnung, manchmal kommt es zu partiellen Verdickungen der Schleimhaut im Kehlkopfeingange. Die Stimmbänder zeigen gewöhnlich nur leichte Röthung und Injection, in verschleppten Fällen werden sie uneben durch Verdickungen in der Schleimhaut. Hypertrophie der Drüsen kann eine granulöse Beschaffenheit der Schleimhaut hervorrufen, nicht selten wird sehr vernachlässigter chronischer Katarrh der Ausgangspunkt von Wucherungen und Polypen, in sehr seltenen Fällen entsteht Hypertrophie des Bindegewebes an der untern Fläche der Stimmbänder (Chorditis vocalis inferior

hypertrophica), die zu Stenose führen kann. Mitunter kommt es auch zur Bildung von oberflächlichen Geschwürchen. — Der Verlauf ist immer langwierig, bei schlechter Haltung treten leicht Verschlimmerungen ein; vollständige und dauernde Heilung ist indessen bei zweckmäßiger Haltung und Behandlung nicht selten. — Die Behandlung besteht außer in Vermeidung der Schädlichkeiten in Inhalationen mit adstringirenden Mitteln (Tannin), bei großer Reizbarkeit mit Kali- und Natronsalzen, auch Bromkalium. In schweren Fällen sind Aetzungen mit Höllenstein anzuwenden oder Bepinselung mit Jodglycerin. Einspritzung der adstringirenden Lösungen mit einer Spritze oder die Application von Adstringentien in Pulverform ist nicht zu empfehlen. Anwendung von gelind abführenden Mitteln ist namentlich bei Plethorischen zur Unterstützung der Behandlung nützlich, ebenso Regulirung der Diät, namentlich Beschränkung der stickstoffhaltigen Nahrungsmittel und Vermeidung der Alcoholica. Hautreize sind bei der localen Behandlung unnöthig. Von Trinkcuren sind namentlich die Glaubersalzwässer bei Plethorischen nützlich, besonders Marienbader Kreuzbrunnen und die kühleren Quellen von Karlsbad; die warmen Natron-Kochsalz-Quellen von Ems, sowie die Soolquellen von Reichenhall eignen sich mehr bei Reizbarkeit der Respirationsschleimhaut.

Vom Katarrh zu unterscheiden ist die chronische Blennorrhöe des Kehlkopfs, die von der Nase ausgeht und sich abwärts auf die Respirationswege ausbreitet. Infolge von Ansammlung des reichlichen eitrigen Secrets im vordern Winkel des Kehlkopfs kommt es zu Erosionen und infolge davon zu Verschmelzung der Stimmbänder, die indessen nicht als Verlöthung, sondern als Folge einer Wucherung an den Kanten der Stimmbänder aufzufassen ist. Mit Syphilis hat die Affection nichts zu thun. Sie kommt endemisch in Galizien, Polen, der Walachei und Bessarabien vor.

Die croupöse Kehlkopfentzündung kommt primär fast nur bei Kindern vor, secundär als Complication bei acuten Infectionskrankheiten, allgemeinen constitutionellen Erkrankungen, pyämischen Processen und andern acuten oder chronischen Krankheiten, besonders bei Masern, Scharlach, Diphtheritis, auch bei Pocken. Auf der Oberfläche der Schleimhaut sondert sich ein fibrinöses Exsudat ab in Form von Pseudomembranen, die gewöhnlich das Lumen des Kehlkopfs in seinem ganzen Umfange umgeben. Manchmal ist der Croup mit Katarrh complicirt und neben croupösen finden sich katarrhalisch afficirte Stellen. Der Verlauf ist stets acut, fieberhaft und sehr häufig tödlich.

Vom Keuchhusten sei hier nur erwähnt, daß der Sitz des Hustenreizes an der hintern Kehlkopfwand gesucht worden ist.

Die phlegmonöse oder submuköse Entzündung des Kehlkopfs, bei der außer der Schleimhaut gleichzeitig das unter derselben befindliche Zellgewebe mit entzündet ist, führt je nach dem Grade der Schwellung der Schleimhaut die Symptome der katarrhalischen oder der croupösen Kehlkopfentzündung oder auch des Glottisödems mit sich. Ihre Ausgänge sind je nach der Natur und der Umwandlung des Exsudates Oedem, Abscessbildung, Verschwärung und Brand oder, infolge der Organisation des Faserstoffexsudates schwielige Verdickung der Schleimhaut mit Misgestaltung und Verengung der Stimmritze. Die chronische submuköse Kehlkopfentzündung, das chronische Oedem, ist fast immer auf gewisse Theile beschränkt und gesellt sich zu langsam fortschreitenden Verschwärungsprocessen; ihr Lieblingssitz sind die Theile des Kehlkopfeinganges. Die umschriebene Form der phlegmonösen Laryngitis, welche zur Abscessbildung führt, verläuft bald ganz acut binnen wenigen Tagen, bald langsamer. Die genaue Diagnose ist nur mittels des Kehlkopfspiegels möglich. Der Ausgang der phlegmonösen Laryngitis kann bei leichteren Graden günstig sein, bei höheren Graden entwickelt sich, wenn nicht zeitig Kunsthülfe eingreift, durch die submuköse Infiltration Kehlkopfstenose.

Abscesse im Kehlkopfe sind sehr selten primär, in der bei weitem überwiegenden Mehrzahl der Fälle sind sie Folge der phlegmonösen Entzündung oder von Perichondritis oder einer allgemeinen Krankheit.

Entzündung des Perichondriums der Kehlkopfknorpel kommt häufig bei Männern um das 30. Jahr herum vor und betrifft vorzugsweise den Ringknorpel, seltener primär und idiopathisch als secundär bei andern Kehlkopfkrankheiten. Die Ausgänge sind Vereiterung und Verschwärung der Weichtheile mit Nekrose des Knorpels oder schwielige Verdickung des Perichondriums mit Knorpel- und Knochenneubildung. Perichondritis der Gießkannenknorpel kommt vorzüglich durch phthisische Geschwüre an der hintern Kehlkopfwand zu Stande. Die Perichondritis des Ringknorpels betrifft meistens die Platte und ist, namentlich bei phthisischen Geschwüren, oft mit Nekrose der Gießkannenknorpel verbunden, deren Bewegungen dann infolge der Affection der Gelenkflächen gestört werden. Perichondritis des Schildknorpels kann sich auf die Innenfläche beschränken und durch Vorwölbung der Abscesswand und Oedem des umgebenden Gewebes zur Kehlkopfstenose führen; nicht selten aber betrifft sie auch die äußere Fläche und endet mit Durchbruch des Abscesses nach außen.

Die Chondritis laryngea, die Entzündung der Knorpel selbst, betrifft meist die Epiglottis, obwol auch die andern Knorpel durch Entzündungsproducte benachbarter Theile zerstört werden können. Entzündung der Epiglottis tritt am häufigsten infolge von Mandelentzündung und Syphilis auf, ein Hauptsymptom ist neben dem Schmerze hinter der Zungenwurzel das sehr erschwerte Schlingen, besonders von Flüssigkeiten, und das häufige Verschlucken.

Entzündung des den Kehlkopf umgebenden Zellgewebes, Perilaryngitis, hat ihren Sitz bald an der Seite des Schild- und Ringknorpels, bald vor und zwischen diesen Knorpeln. Der Ausgang ist gewöhnlich Eiterung, seltener schwielige Verhärtung.

Die Kehlkopfschwindsucht kann anscheinend primär vorkommen, wenn die Erkrankung der Lungen noch latent ist, am häufigsten aber ist sie eine Begleiterscheinung der

Lungenschwindsucht. Sie besteht in Geschwürsbildung und oberflächlichen Substanzverlusten, meist an denjenigen Stellen, die bei der Phonation und Deglutition am meisten Reizen ausgesetzt sind, an der Schleimhaut an den Stimmfortsätzen der Gießkannenknorpel, zwischen den Gießkannenknorpeln, an den Stimmbändern, den Santorini'schen Knorpeln und an den Plicae ary-epiglotticae. Die Geschwüre sind vielfach für rein katarrhalische angesehen worden, aber sowol ihr Aussehen als ihr ganzes Verhalten spricht gegen diese Annahme und dafür, daß sie specifischen Ursprungs sind. Sie können sich über die ganze Schleimhaut des Kehlkopfs, auch am untern Theile desselben, sowie in die Trachea ausdehnen und zugleich durch die Betheiligung der Muskeln, der Knorpel und der Gelenke und durch ödematöse Schwellung des submukösen Gewebes die Function des Kehlkopfs in hohem Grade beeinträchtigen. Heilung ist bei den chronisch verlaufenden Geschwüren zweifellos möglich, allein sie ist jedenfalls sehr selten und gewöhnlich entwickeln sich in der Folge neue Geschwüre, sodaß die Heilung eines einzelnen Geschwürs für die Prognose nur eine sehr geringe Bedeutung hat. Der Geschwürsbildung geht als Vorläufer Entzündung und Anschwellung, namentlich an den genannten, für die Einwirkung von Reizen besonders zugänglichen Stellen, voraus, mit Empfindlichkeit des Kehlkopfs, Klanglosigkeit und leichter Ermüdung der Stimme, Heiserkeit nach leichten Erkältungen. Diese katarrhalischen Zustände treten immer häufiger auf und werden zuletzt permanent, dann entwickeln sich die Geschwüre. Der Husten ist, soweit er nur von der Kehlkopfaffection und nicht von der Lungenerkrankung abhängt, nicht bedeutend; auch der Schmerz ist meist gering und fehlt oft ganz, wenn aber die Verschwärung weiter um sich greift, besteht gewöhnlich Schmerz, der durch alle Reize vermehrt wird; der Husten wird dann heftiger und quälender.

Lupus des Kehlkopfs ist im ganzen eine seltene Erkrankung; er besteht in Wucherungen aus knötchenförmigen Gebilden mit theilweiser Geschwürsbildung. Der Verlauf ist chronisch mit fortlaufender Zerstörung der ergriffenen Theile, spontane Begrenzung der Neubildung scheint zweifelhaft.

Auch bei Lepra (Knotenaussatz, Elephantiasis Graecorum) kann knotige Granulation der Kehlkopfschleimhaut eintreten, die in Ulceration übergehen und zu ausgedehnten Defecten führen kann.

Bei Rotz tritt ebenfalls nicht selten eine Infiltration der Kehlkopfschleimhaut auf, die bei höheren Graden zur Entwickelung von Stenose führen kann.

Syphilitische Erkrankungen des Kehlkopfs sind häufig; oft tritt Erkrankung des Kehlkopfs noch ein, wenn schon längst, vielleicht schon seit Jahren, jedes Symptom der Syphilis verschwunden war. Die auf Syphilis beruhenden Veränderungen im Kehlkopfe kommen vor als einfache Katarrhe, Condylome oder Schleimpapeln, als Gummaknoten und Geschwüre. Der syphilitische Katarrh bietet nichts Besonderes dar, er zeigt die Symptome und die Veränderungen, wie sie beim einfachen Kehlkopfkatarrh gefunden werden. Die Condylome erscheinen meist als flache, warzenähnliche Papeln mit dickem, weißgrauem Belag, ihr Sitz ist an den Stimmbändern, an der hintern Kehlkopfwand und an den Taschenbändern; sie beeinträchtigen infolge ihres Sitzes die Stimmbildung in der Regel beträchtlich. Die Gummata, die übrigens nicht häufig vorkommen, sind Anschwellungen von der Farbe der Schleimhaut, die ziemlich rasch zur Verschwärung führen können, zum Theil wol infolge der mechanischen Reizungen, denen die Infiltrate am Kehldeckel, an den Stimmbändern, an den Taschenbändern und an der hintern Kehlkopfwand ausgesetzt sind. Die Zerstörungen, die der syphilitische Verschwärungsproceß herbeiführt, können, wenn nicht zeitig durch geeignete Behandlung eingegriffen wird, außerordentlich ausgebreitet sein und Verlust des Kehldeckels, der Gießkannenknorpel, der Stimmbänder nach sich ziehen und den ganzen Kehlkopfeingang in eine unkenntliche Masse verwandeln und das Kehlkopflumen derart verengen, daß zur Verhütung der Erstickung die operative Eröffnung der Luftwege nöthig wird. Besonders zeigen die Narben nach Verheilung der syphilitischen Ulcerationen große Neigung, sich zusammenzuziehen, und diese Zusammenziehung kann, namentlich bei größerer Ausdehnung der Narben, zur Stenose des Kehlkopfs führen.

Stenosen des Kehlkopfs, Verengungen des Kehlkopflumens, können entweder acut oder chronisch sein. Sie können ihren Grund haben in Verstopfung durch fremde Körper, croupöses Exsudat, nekrotische oder gebrochene und dislocirte Knorpelstückchen, Blutgerinnsel, Hydatiden, oder in krampfhafter Contraction oder in Lähmung der die Glottis erweiternden Muskeln oder in Anschwellung der Schleimhaut und der Knorpelhaut bei verschiedenen Entzündungs- und Verschwärungsprocessen, bei Abscessen und Oedem im Kehlkopfe oder an demselben, bei Hypertrophie der Schleimhaut, oder in Geschwulstbildungen verschiedener Art, in Zusammenziehung von Narben oder schwieliger Zusammenziehung nach verschiedenen Affectionen oder auch in Druck von außen durch die vergrößerte Schilddrüse oder andere Geschwülste. Die Symptome sind Erschwerung der Respiration und Athemnoth, oft bis zur Erstickungsgefahr gesteigert und selbst zur Erstickung führend, anhaltend oder auch anfallsweise auftretend, manchmal, aber nicht immer, mit abnormen Empfindungen und Schmerzen an der verengten Stelle, mit oder ohne Husten, in der Regel geräuschvolles, pfeifendes, keuchendes Athmen. Bei fortgesetzter Verengung des Kehlkopfs bildet sich sehr bald Lungenemphysem aus. Das sogenannte Glottisödem, Oedem des Kehlkopfeingangs, besteht in Hyperämie mit seröser Exsudation in die Schleimhaut und das submuköse Zellgewebe, welche sehr acut infolge von acuten Kehlkopfentzündungen und heftigen Reizzuständen, mehr chronisch als Begleiter von Ulcerationsprocessen im Kehlkopfe auftritt. Die Symptome sind keuchendes und pfeifendes Athmen (besonders beim Einathmen), Stimmlosigkeit, Athemnoth, Angst, Gefühl eines fremden Körpers in der Kehle, Erstickungsanfälle. Es betrifft namentlich die Plicae ary-epiglotticae und Taschenbänder, seltener die Stimmbänder selbst. Polypöse Neubildungen, namentlich wenn sie gestielt und

beweglich sind, können ebenfalls, oft ganz unerwartet, ganz ähnliche Erscheinungen hervorrufen wie das Glottisödem, jedoch sind bei ihnen die Erstickungsanfälle in ihrem Erscheinen und Verschwinden plötzlicher. Chronisches Oedem betrifft meist nur einzelne Theile des Kehlkopfeinganges. Durch Narben bedingter Stenose des Kehlkopfs liegen am häufigsten syphilitische Geschwüre zu Grunde, seltener lupöse, typhöse, diphtheritische Processe oder Verletzungen. Die narbige Stenose kann am Eingange des Kehlkopfs, an den seitlichen Falten desselben oder an den Taschenbändern, aber auch mitten im Kehlkopfe in der Gegend der Stimmbänder, an diesen selbst oder unterhalb derselben ihren Sitz haben. Wenn wegen zu beträchtlicher Ausdehnung des Narbengewebes eine Operation (entweder durch schneidende Instrumente oder durch Erweiterung mittels Sonden, die allmählich von immer dickerem Volumen angewendet werden) nicht ausführbar ist, bleibt bei Erstickungsgefahr nur die Eröffnung der Luftwege zur Rettung des Lebens übrig.

Die nervösen Affectionen des Kehlkopfs bestehen entweder in Störungen der Sensibilität oder der Bewegungen. Echte Neuralgien des Kehlkopfs sind sehr selten, dagegen kommen Störungen der Sensibilität bei verschiedenen andern Affectionen des Kehlkopfs vor. Hyperästhesie der Kehlkopfnerven ist äußerst selten als reines, selbständiges Nervenleiden, sondern meist ist sie eine Begleiterscheinung anderer, allgemeiner Nervenkrankheiten, namentlich der Hysterie und Hypochondrie; gewöhnlich bestehen dabei auch Erscheinungen im Rachen. Hyperalgesie (abnorme Steigerung des Schmerzgefühls) kommt am häufigsten bei entzündlichen und geschwürigen Affectionen des Kehlkopfs vor. Anästhesie des Kehlkopfs kommt nur sehr selten vor, und zwar bei Diphtherie, Hysterie, Cholera, allgemeinen Lähmungen. Bei Lähmung des Nervus laryngeus superior besteht gänzlicher Mangel der Berührungs- und Schmerzempfindung im obern und mittlern Theile der Kehlkopfhöhle. Die früher häufig als Dysphonia clericorum bezeichnete Schwäche der Stimme, die oft bei Kanzelrednern, Schullehrern und Rednern beobachtet wird, beruht wahrscheinlich zum Theil auf einem durch Ueberreizung bedingten Schwächezustande der Muskeln und Nerven des Kehlkopfs; gleichzeitig sind bei diesem Zustande die Erscheinungen des chronischen Katarrhs vorhanden.

Lähmung der den Kehlkopf versorgenden Nerven kann entweder ihre Ursache in einer Erkrankung des centralen Nervensystems haben oder die die Function störende Ursache kann den Nerven in seinem Verlaufe treffen, entweder den Nervenstamm selbst oder nur Zweige desselben, sie kann in langwierigen Katarrhen, Einathmung intensiv kalter Luft, übermäßiger Anstrengung des Stimmapparats, Einwirkung traumatischer Reize oder Druck von Geschwülsten oder Anschwellungen in der Umgebung des Nerven bestehen. Bei Lähmung des Nervus laryngeus superior besteht außer der erwähnten Anästhesie nach Lähmung der Musculi cricothyreoidei und infolge davon rauhe, tiefe Stimme, mit der Unmöglichkeit, hohe Töne zu erzeugen bei mangelnder Annäherung des Ringknorpels an den Schildknorpel. Bei Lähmung des Nervus recurrens auf der einen Seite steht das betreffende Stimmband bei Inspiration und Exspiration sowie bei der Phonation still und zwar der Mittellinie näher als das andere gesunde Stimmband bei der Inspiration; bei der Phonation entsteht der Glottisschluß dadurch, daß das gesunde Stimmband die Mittellinie überschreitet und sich an das unbeweglich stehende anschließt. Bei längere Zeit bestehender Lähmung des Nervus recurrens wird das unbewegliche Stimmband atrophisch. Bei Lähmung des Nervus recurrens auf beiden Seiten stehen beide Stimmbänder unbeweglich zwischen der Mittellinie und der Inspirationsstellung, es ist weder Schluß, noch größere Erweiterung der Glottis möglich und deshalb vollständige Stimmlosigkeit vorhanden, sowie Unvermögen zu husten und zu expectoriren. Bei Lähmung des Musculus crico-arytaenoideus posticus steht, wenn dieselbe einseitig ist, das betreffende Stimmband in der Mittellinie fest, während das andere sich bewegt; wenn die Lähmung auf beiden Seiten vorhanden ist, stehen beide Stimmbänder in der Mittellinie fest, die Glottis bildet eine schmale Spalte, die sich bei der Inspiration noch mehr verengt, die Inspirationsluft muß sich durch sie hindurchdrängen und erzeugt dabei tönende Schwingungen der Stimmbänder, während die Exspiration weniger behindert vor sich geht. Die dadurch bedingte Athemnoth kann gefährlich werden und zu Erstickung führen. Lähmung des Musculus thyreo-arytaenoideus internus, des eigentlichen Stimmbandmuskels raubt dem betreffenden Stimmbande die Fähigkeit der Spannung, es bleibt beim Glottisschluß bogenförmig geschweift mit der Concavität nach der Mittellinie zu; wenn die Lähmung auf beiden Seiten vorhanden ist, stellt die geschlossene Glottis eine spindelförmig ausgeschweifte Spalte vor. Bei Lähmung des Musculus arytaenoideus transversus bleibt die Glottis cartilaginea beim Glottisschluß als ein dreieckiger Spalt offen, durch den Nebenluft bei der Phonation entweicht. Wenn dabei gleichzeitig Lähmung des Stimmbandmuskels vorhanden ist, bleibt die ganze Glottis klaffend und wird nur an der Grenze der Glottis ligamentosa und cartilaginea durch die vorspringenden Stimmfortsätze eingeengt. — Die Lähmungen die Kehlkopfmuskulatur können rasch in Heilung übergehen, sie können aber auch, selbst in solchen Fällen, in denen heilbare Störungen zu Grunde liegen, der Behandlung hartnäckig widerstehen; namentlich die hysterischen Lähmungen weichen bald der Behandlung wunderbar rasch, bald widerstehen sie ihr äußerst hartnäckig. Bei der Behandlung ist das wirksamste Mittel die Elektricität, die entweder von außen (Aufsetzen der Elektroden an entsprechenden Stellen auf die Haut am Halse) angewendet wird oder im Innern des Kehlkopfs selbst unter Beihülfe des Kehlkopfspiegels.

Der sogenannte Stimmritzenkrampf (Spasmus glottidis), der bei verschiedenen Krankheiten und Reizzuständen des Kehlkopfs, auch bei andern nervösen Zuständen, namentlich bei Hysterie, auftreten kann, besteht in einem Verschluß des Kehlkopfs, entweder durch krampfhaften Verschluß der Glottis selbst oder des Kehlkopfeinganges

infolge von Annäherung der Taschenbänder aneinander oder durch Annäherung der Gießkannenknorpel gegen den Kehldeckelwulst hin, kann auch durch den herabgezogenen Kehldeckel oder die Zungenwurzel entstehen. Bei Kindern, die wegen der Enge ihres Kehlkopfes besonders dazu geneigt sind, kommt Glottiskrampf in leichtem Grade als sogenanntes Ausbleiben vor, in höherem Grade ist er mit verschiedenen andern Krankheiten verbunden, namentlich mit nervösen Reizzuständen und mit Rhachitis. Er stellt sich ohne Vorboten oder nach leichten katarrhalischen Erscheinungen ein, in Anfällen von verschiedener Dauer und Intensität, die einige Secunden bis höchstens zwei Minuten dauern und durchschnittlich eine kürzere Dauer haben, je leichter sie sind, doch können auch kurze Anfälle schnell eine Gefahr drohende Höhe erreichen. Je älter die Kinder werden, um so seltener pflegt sich Glottiskrampf zu entwickeln, er ist dann auch gewöhnlich weniger heftig und gefährlich, weil der Kehlkopf nicht mehr so eng ist. Bei Erwachsenen tritt Glottiskrampf im ganzen selten auf; er ist dann entweder Folge einer krankhaft gesteigerten Erregbarkeit des Nervensystems oder örtlicher Reizzustände im Kehlkopfe.

Geschwülste und Neubildungen kommen im Kehlkopfe von verschiedener Art vor, theils gutartige, theils bösartige; bei der Entstehung der gutartigen steht unter den Ursachen chronischer Katarrh oben an. Die häufigste Art der Neubildungen im Kehlkopfe sind die Papillome, die am häufigsten an den Stimmbändern vorkommen. Sie stellen entweder röthliche, mit mehr oder weniger deutlich bemerkbaren Erhabenheiten besetzte, oder weißlich graue, mit breiter Basis an den Stimmbändern aufsitzende, oder große röthliche, trauben-, maulbeer- oder blumenkohlähnliche Geschwülste dar, die den Kehlkopfeingang mehr oder weniger ausfüllen, rasch wachsen und nach der Exstirpation leicht wiederkehren. Die Fibrome oder fibrösen Polypen des Kehlkopfs gehören ebenfalls zu den häufigen Neubildungen, sind aber nicht so häufig wie die Papillome. Am häufigsten kommen sie an den Stimmbändern vor, sind mehr oder weniger gestielt und mehr oder weniger beweglich. Recidive scheinen nach der Exstirpation von Fibromen nicht vorzukommen. Schleimpolypen und Cystengeschwülste sind nicht gerade häufig; sie wurzeln vorzüglich im Morgagni'schen Ventrikel mit breiter Basis und können sich, allmählich wachsend, weit in das Lumen der obern Kehlkopfhöhle vorwölben; sie wachsen, wie es scheint, langsam und erreichen selten eine erhebliche Größe. — Krebsgeschwülste sind verhältnißmäßig ziemlich häufig. Sie beginnen entweder von vornherein als umschriebene Geschwulst oder erscheinen als diffuse Infiltration des submukösen Gewebes, als gleichmäßige knollige Anschwellung der Weichtheile. Sie können eine sehr bedeutende Ausdehnung erlangen und tiefgreifende Zerstörung der Gewebe bedingen. Nach vollständiger oder theilweiser Exstirpation tritt mit ziemlicher Sicherheit sehr bald Recidiv ein. Drüsengeschwülste und Gefäßgeschwülste sowie Knorpelgeschwülste kommen im Kehlkopfe nur selten vor. — Was die Behandlung der Geschwülste im Kehlkopfe betrifft, so kann Aetzung nur bei kleinen und weichen Polypen zum Ziel führen, bei allen größeren und resistenteren Geschwülsten ist die Exstirpation unumgänglich, die entweder mit schneidenden, messerförmigen oder scherenförmiger Instrumente geschieht oder mit Drahtschlingen oder durch Abreißen mittels Quetschvorrichtungen oder zangenförmiger Instrumente oder mittels der galvanokaustischen Schneideschlinge. Auch die Elektrolyse (Einstechen einer mit dem negativen Pole einer galvanischen Batterie in Verbindung stehenden spitzen Nadel in die Geschwulst und Aufsetzen des andern Pols auf eine beliebige Körperstelle, wobei Schorfbildung in der Umgebung der eingestochenen Nadel entsteht) ist mit Vortheil versucht worden.

Verletzungen im Kehlkopfe können entweder von außen her durch Schnitt-, Hieb-, Stich- und Schußwaffen oder stumpf wirkende Gewalten oder von innen her durch fremde Körper hervorgebracht werden. Die Schnittwunden sind am häufigsten infolge von Selbstmordversuchen entstanden und haben infolge dessen eine ziemlich übereinstimmende Richtung, sie verlaufen quer und befinden sich meist oberhalb des Kehlkopfes. Schnittwunden zwischen Zungenbein und Schildknorpel, wo sich nur Weichtheile befinden, gehen öfters bis tief in den Pharynx. Schnittwunden, die den Schildknorpel treffen, gehen, da dieser größeren Widerstand bietet, namentlich wenn er verknöchert ist, selten so tief als in den häutigen Zwischenräumen. Bei penetrirenden Wunden dringt sogleich die Luft ein und aus. Wenn Blutung aus einem großen Gefäße stattfindet, so kann das Blut in die tieferen Luftwege eindringen und den Tod durch Erstickung herbeiführen. Bei gleichzeitiger Durchtrennung der Speiseröhre dringen verschluckte Flüssigkeiten aus der Wunde und gelangen theilweise in die Luftwege. Schußwunden und Stichwunden sind seltener als die Schnittwunden. Stichwunden führen öfters zu Emphysem, indem die Luft in das Bindegewebe sich verbreitet und mehr oder weniger bedeutende Schwellung herbeiführt; namentlich kommt solche Luftgeschwulst nach Zerreißung vor, die infolge plötzlicher heftiger Bewegungen an membranösen Theilen zu Stande kommen können, wie z. B. in einem Falle Zerreißung der Stimmbänder durch heftiges Schreien beobachtet worden ist. Contusionen kommen nicht selten vor; sie können von Fractur der Kehlkopfknorpel begleitet sein und den Anstoß zu nachfolgenden Krankheiten geben.

Fisteln am Kehlkopfe sind zuweilen Folge von Kehlkopfabscessen, am häufigsten aber von Wunden mit Substanzverlust, zumal wenn dabei Knorpelstücke verloren gegangen sind, vorwiegend finden sie sich zwischen Zungenbein und Kehlkopf. Wenn ihr Umfang gering ist, verursachen sie nur wenig Störung, bei großen Oeffnungen wird nur durch diese geathmet und Tonbildung ist (vorausgesetzt, daß der Kehlkopf durchgängig ist) nur bei Zuhalten der Fistel möglich. Bei Fisteln zwischen Zungenbein und Schildknorpel ist der durch sie hindurchgehende Luftstrom stets schwächer, aber Mundschleim und Getränke dringen zum Theil aus der Fistel heraus.

Fracturen kommen nur an den größeren Kehlkopfknorpeln vor, am häufigsten am Schildknorpel; seltener

am Ringknorpel; begünstigt wird das Entstehen von Fracturen durch Verknöcherung der Knorpel, wodurch sie an Elasticität verlieren. Die Erscheinungen, welche die Fracturen hervorrufen, können unter Umständen geringfügig sein, meist aber wird durch die Lageveränderung der gebrochenen Knorpel und durch Blutextravasate der Raum im Kehlkopfe mehr oder weniger beschränkt, besonders wenn in der Folge noch entzündliche Anschwellung dazu eintritt, sodaß Erstickung, manchmal sofort nach der Verletzung, nicht selten die Folge ist; Heilung derartiger Brüche ist indessen doch auch möglich.

Von den Gelenkaffectionen am Kehlkopfe haben nur die des Gelenks zwischen Ringknorpel und Gießkannenknorpeln Bedeutung, an ihnen kann durch Erkrankung des Gelenks selbst oder seiner Umgebung Luxation und Ankylose (mehr oder weniger vollständige Aufhebung der Bewegungsfähigkeit) zu Stande kommen, durch die Störungen der Stimmbildung und Athmung bedingt werden.

Fremde Körper (verschiedener Art, sehr häufig Knochenstücke), die in die Luftwege gelangen, können oberhalb der Glottis stecken bleiben, namentlich wenn ihre Größe den Durchgang durch dieselbe nicht gestattet. Die dadurch bedingte Verschließung der Glottis kann, wenn der fremde Körper nicht ausgehustet wird, Erstickung zur Folge haben, ebenso verhält es sich bei Einkeilung von fremden Körpern in die Stimmritze. Wenn der fremde Körper im Morgagni'schen Ventrikel sitzt, bewirkt er permanente Reizung mit Hustenanfällen und größeren oder geringeren Athembeschwerden, die sich ebenfalls zu Erstickungsanfällen steigern können.

Die künstliche Eröffnung der Luftwege am Kehlkopfe (die Laryngotomie) wird meist in Form von Spaltung desselben am Schildknorpel (Thyreotomie, Laryngofission) ausgeführt zur Entfernung von fremden Körpern, die im Kehlkopfe sitzen, oder von Geschwülsten, wenn die Entfernung derselben auf dem natürlichen Wege nicht ausführbar ist; oft wird zu diesem Zwecke auch die Oeffnung oberhalb des Schildknorpels zwischen diesem und dem Zungenbeine angebracht (Pharyngotomia subhyoidea). Die totale oder theilweise Exstirpation oder Resection des Kehlkopfs ist wiederholt mit Erfolg ausgeführt worden bei ausgebreiteten, die Kehlkopfhöhle ausfüllenden Wucherungen, hauptsächlich krebsiger Natur, die auf andere Weise nicht zu beseitigen waren. Da nach Exstirpation des Kehlkopfs natürlich vollständige Stimmlosigkeit besteht, hat man, um eine deutlich vernehmbare Sprache zu erzielen, mit der Trachealkanüle in Verbindung stehende Vorrichtungen (sogen. künstlicher Kehlkopf) construirt. Mit der Tracheotomiekanüle steht ein nach oben zu gerichtetes Rohr in Verbindung, in welchem eine tönende Zunge angebracht ist, die durch die Exspirationsluft in Schwingungen geräth und tönt, wenn die Oeffnung in der Trachealkanüle geschlossen ist. Natürlich ist eine Veränderung des Tones nicht möglich und die Sprache hat einen monotonen, fremdartigen Klang.

Künstliche Kehlköpfe, die den Mechanismus der Stimmbildung veranschaulichen sollen, sind verschiedentlich construirt worden, doch sind alle derartige Apparate immer mehr oder weniger unvollkommen.

(Walter Berger.)

KEHREIN (Joseph), Pädagog, Sprachforscher und Literarhistoriker, wurde am 20. Oct. 1808 zu Heidesheim bei Mainz, als Sohn schlichter Landleute, welche in sehr beschränkten Vermögensverhältnissen lebten, geboren. Nachdem er den ersten Unterricht in seinem Geburtsorte erhalten hatte, besuchte er seit Herbst 1823 die Schule des bischöflichen Seminars zu Mainz und nach deren Aufhebung seit Herbst 1829 noch anderthalb Jahre das dortige Gymnasium. An der Seminarschule unterrichteten ihn Ludwig (später Pfarrer in Dieburg), M. A. Nickel (später Regens des bischöflichen Seminars) und Dr. Lüft (später Oberschulrath in Darmstadt), dessen Geschichtsunterricht ihn sehr anzog und dem er ein besonders dankbares Andenken bewahrte. An dem Gymnasium war es Professor F. Baur, der ihn mit Liebe für die deutsche Poesie erfüllte, der Gymnasialdirector J. B. Steinmetz, der ihn in die Dichtungen des Horaz einführte, und der ihm stets unvergeßliche G. Braun [1]), der ihm den Geist des Sophokles und der griechischen Elegiker erschloß. Zu Ostern 1831 bezog er die Universität Gießen und widmete sich unter der tüchtigen Leitung des gelehrten Friedrich Osann dem Studium der Philologie, besuchte auch die geistvollen Vorträge Hillebrand's über Aesthetik und Literaturgeschichte, Schmitthenner's, in dessen Hause er eine besonders liebevolle Aufnahme fand, über Geschichte, und wurde durch Dr. Adrian auch zur Bekanntschaft mit der italienischen und englischen Literatur (Ariost, Tasso, Shakespeare) angeleitet. Durch die Beschränktheit seiner Vermögensverhältnisse den Vergnügungen des Studentenlebens zu entsagen genöthigt, pflog er nur mit wenigen Freunden Umgang, mit welchen er sich zu Privatstudien und gemeinschaftlicher Lektüre vereinigte. Nach Beendigung seines akademischen Trienniums wurde er Hofmeister des einzigen Sohnes des Freiherrn von Weichs in Darmstadt und am 31. Oct. 1835 als Accessist an dem dortigen Gymnasium angestellt. Am 18. Febr. 1837 wurde er in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium zu Mainz versetzt und am 22. Nov. 1839 zum ordentlichen Lehrer an demselben ernannt.

Aus dieser Stellung wurde Kehrein durch Vermittelung des Geheimen Regierungsraths Dr. Seebode, damaligen Schulreferenten bei der Herzoglich-Nassauischen Landesregierung, am 12. März 1845 als Prorector an das Gymnasium zu Hadamar berufen und am 1. April 1846

1) Georg Christian Braun, Professor der griechischen und lateinischen Sprache am Gymnasium zu Mainz, verfaßte das treffliche Werk: „Die Weisen von Hellas oder Blumen griechischer Lyrik, Elegie und ethischer Dichtkunst, aus Bruchstücken verlorener Werke übersetzt und erläutert" (Mainz 1822), welches Fragmente des Tyrtäus und Kallinus, des Solon, Mimnermus, Archilochus, Stesichorus, Alkman, der Sappho, des Alcäus, Ibykus, Simonides, Bacchylides, des Kleanthes und anderer Hymnendichter, das goldene Lehrgedicht des Pythagoras, Skolien, Fragmente aus einigen Komikern und anderes enthält. Von keinem seiner Lehrer sprach Kehrein mit solcher Begeisterung wie von dem Professor Braun.

zum Professor an demselben ernannt. Zehn Jahre widmete er dieser, kurz vor seiner Berufung an dieselbe aus einem Pädagogium zu einem vollständigen Gymnasium erhobenen Anstalt, welcher damals der Regierungsrath Matthäus Kreizner als Director vorstand, seine Lehrthätigkeit, bei welcher er sich besonders die Förderung des Studiums der historischen Grammatik und der altdeutschen Literatur angelegen sein ließ. Am 13. Jan. 1855 wurde er zum Director des katholischen Schullehrerseminars zu Montabaur ernannt, neben welchem Amte ihm zugleich die Inspection über die Elementarschulen der Stadt Montabaur und einiger Dörfer der Umgegend übertragen wurde. In dieser Stellung, welche ihm in der ersten Zeit besonders dadurch sehr erschwert wurde, daß er seither nur in dem Amte eines Gymnasiallehrers, für welches er sich ausgebildet hatte, thätig gewesen war, mit dem Elementarschulwesen aber sich niemals beschäftigt hatte, blieb er bis zu seinem Tode, der am 25. März 1876 erfolgte.

Kehrein hat sich durch seine gründlichen und vielseitigen Kenntnisse in gleichem Grade Achtung wie durch seine persönlichen Eigenschaften Liebe erworben. Er war ein offener, biederer Charakter, ein treuer Freund, ein liebevoller und sorgsamer Familienvater, verband mit aufrichtiger Religiosität die größte Duldsamkeit und Milde und war wegen seiner Unterhaltungsgabe und seines heitern Humors auch in geselligen Kreisen eine gern gesehene Erscheinung. Bei einer eifrigen und gewissenhaften amtlichen Wirksamkeit hat er zu einer sehr großen literarischen Thätigkeit, welche er schon auf der Universität begonnen und bis zu seinem Tode ununterbrochen fortgesetzt hat, Muße gefunden. Die meisten seiner Schriften können, da sie nur der Förderung von Schulzwecken gewidmet sind, nur eine mehr oder weniger vorübergehende Bedeutung in Anspruch nehmen, viele aber haben einen bleibenden wissenschaftlichen Werth, und es gereicht ihm zum besondern Verdienste, zum historischen Studium der Muttersprache vielfach angeregt und die Ergebnisse der Forschungen Jakob Grimm's auf dem Gebiete der deutschen Grammatik und Mythologie in weiten Kreisen verbreitet zu haben.

Seine Schriften sind: Amor und Psyche. Freie metrische Bearbeitung nach dem Lateinischen des Apulejus. (Gießen, 1834). — Beispielsammlung zu der Lehre von den Figuren und Tropen in Theodor Heinsius' Teut (Berlin 1839). — Sammlung deutscher Musterreden zum Gebrauche bei dem rhetorischen Unterrichte (Mainz 1840—1844, 2 Hefte). — Lateinische Anthologie aus den christlichen Dichtern des Mittelalters. Für Gymnasien und Lyceen herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet, Thl. I: die acht ersten christlichen Jahrhunderte (Frankfurt a. M. 1840). — Die dramatische Poesie der Deutschen. Versuch einer Entwickelung derselben von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart (2 Bde., Leipzig 1840). — Grammatik der neuhochdeutschen Sprache nach Jakob Grimm's deutscher Grammatik (Leipzig 1842—1852, 4 Abth.). — Leben der Heiligen. Die ältesten Originallegenden, gesammelt und mit besonderer Beziehung auf die Culturgeschichte bearbeitet von zwei Katholiken, Bd. 9 und 11, 13. Jahrh. und 12. Jahrh. erste Hälfte (Regensburg 1842). — Geschichte der katholischen Kanzelberedsamkeit der Deutschen von der ältesten bis zur neuesten Zeit, 2 Bde. (Regensburg, 1843). Der erste Band enthält die Geschichte, der zweite Proben und Exemplificationen. — Das hohe Lied Frauenlob's übersetzt (Mainz 1843, kam nicht in den Buchhandel). — Die Beredsamkeit der Kirchenväter. Nach J. A. Weißenbach übersetzt und bearbeitet von M. A. Nickel und Kehrein (Regensburg, 1844—1846, 4 Bde.); (1. Bd. Homiletik, 2. Bd. Beiträge zur Moral und Dogmatik, 3. Bd. das Festjahr der katholischen Kirche, 4. Bd. Patrologie.)[2]) — Gymnasialblätter unter Mitwirkung hessischer Gelehrten herausgegeben von Fr. Baur und Kehrein, 1. (einziger) Bd. (Mainz 1845). — Die weltliche Beredsamkeit der Deutschen von der ältesten bis zur neuesten Zeit. Aus den Gymnasialblättern besonders abgedruckt (Mainz 1846). — Scenen aus dem Nibelungenliede zum Gebrauch bei dem Unterrichte in der mittelhochdeutschen Sprache, mit Anmerkungen und Wörterbuch (Wiesbaden 1846). — Onomatisches Wörterbuch, zugleich ein Beitrag zu einem auf die Sprache der classischen Schriftsteller gegründeten Wörterbuche der neuhochdeutschen Sprache (Wiesbaden 1847—1853, 2 Bde., 2. Aufl., 1862). — Tabellen der gothischen, althochdeutschen, mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Declinationen und Conjugationen, zunächst für seine Schüler zusammengestellt (Wiesbaden 1848). — Kurze Lebensbeschreibungen der Dichter und Prosaiker, aus deren Werken Proben in den besseren deutschen Lesebüchern sich finden (Weilburg 1848). — Ueberblick der deutschen Mythologie. Auszug aus J. Grimm's deutscher Mythologie, besonders für die studirende Jugend bearbeitet (Göttingen 1848). — Proben der deutschen Poesie und Prosa vom 4. bis in die erste Hälfte des 18. Jahrh., 1. Thl. 4.—15. Jahrh. Proben im Original mit neuhochdeutscher Uebersetzung und sprachlichen Anmerkungen (Jena 1849, 2. Aufl., 1851; 2. Thl. 16.—18. Jahrh. Proben im Original mit sprachlichen Anmerkungen, daselbst 1850). — Deutsches Lesebuch mit sachlichen und sprachlichen Erklärungen, nebst vielfachen Andeutungen zu einem praktischen Unterricht in der deutschen Sprache (Leipzig 1850). Seit der 3. Aufl. 1852 in 2 Bden. mit dem Beisatze: Für Gymnasien, Seminarien, Realschulen, Untere Lehrstufe 4. Aufl. 1856, 5. Aufl. 1868. Obere Lehrstufe 4. Aufl. 1863. (Der „Unteren Lehrstufe" ist ein „Ueberblick der deutschen Grammatik", der „Oberen Lehrstufe" ein „Geschichtl. Ueberblick der deutschen Verskunst", ein „Ueberblick der Dichtungsarten", ein „Ueberblick der Figuren und Tropen" beigegeben.) — Kleine

2) Nach Uebereinkunft wollte Kehrein den 1. und 2. (nun 4.) Bd., Nickel die beiden andern Bde. bearbeiten. Als der 1. Bd. gedruckt und der 2. (4.) im Manuscript fast vollendet war, zeigte es sich, daß der 2. Bd. der 4. werden mußte, und da Nickel mit andern Arbeiten beschäftigt war, so bearbeitete Kehrein das Ganze, indem er nur in zweifelhaften Fällen, besonders wo es sich um kirchliche Ausdrücke handelte, seinen früheren Mitarbeiter zu Rathe zog.

deutsche Schulgrammatik (Leipzig 1852, 3. Aufl. 1858) (besonderer Abdruck des „Ueberblicks" in der „Unteren Lehrstufe" des Lesebuchs). — Zur Geschichte der deutschen Bibelübersetzung vor Luther nebst 34 verschiedenen deutschen Uebersetzungen des 5. Kapitels aus dem Evangelium des heil. Matthäus (Stuttgart 1851). — Kirchen- und religiöse Lieder aus dem 12.—15. Jahrh. Theils Uebersetzungen lateinischer Kirchenhymnen (mit dem lateinischen Text), theils Originallieder, aus Handschriften der K. K. Hofbibliothek zu Wien zum ersten mal herausgegeben. Mit Wörterbuch (Paderborn 1853). — Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden, nebst einer Einleitung, enthaltend das Wichtigste aus der Stilistik und Rhetorik, für Gymnasien, Seminarien, Realschulen und zum Selbstunterricht (Paderborn 1854), 4. Aufl. mit Proben zu den einzelnen Gattungen der prosaischen Darstellung (1865; 5. Aufl. 1868). — Grammatik der deutschen Sprache des 15.—17. Jahrh. (Leipzig 1854—1856, 3 Bde.; 1. Bd. Laut- und Flexionslehre, 2. Bd. Wortbildungslehre, 3. Bd. Syntax). — Handbuch deutscher Prosa für Schule und Haus. Mit erläuternden Anmerkungen und einem Anhange: Kurze Lebensbeschreibungen der Verfasser der Stücke und der in denselben vorkommenden Personen (Leipzig 1855, 2 Bde., 2. Aufl. 1859; 1. Bd. Histor. Prosa, 2. Bd. Rhetorische und Poetische Prosa). — Auswahl dramatischer Declamationsstücke, 1. Bd. (Koblenz 1856). — Schulgrammatik der deutschen Sprache (Leipzig 1856), 3. Aufl. mit besonderer Berücksichtigung der Classiker des 18. und 19. Jahrh., 1865. — Laienbrevier für katholische Frauen und Jungfrauen (Leipzig 1856, 2. Aufl. 1859). — Aufgaben zu deutschen Sprach- und Stilübungen in den Oberklassen der Elementarschule (Hadamar 1858). — Anhang zum Lesebuch für die obern Klassen der Elementarschulen des Herzogthums Nassau, enthaltend Lebensbeschreibungen der Verfasser der Lesestücke und der in denselben erwähnten Personen (Hadamar 1858). — Katholische Kirchenlieder, Hymnen, Psalmen aus den älteren deutschen gedruckten Gesang- und Gebetbüchern zusammengestellt (Würzburg 1859—1865, 3 Bde.). — Kurze Geschichte des deutschen katholischen Kirchenliedes von seinen ersten Anfängen bis zum J. 1631. Besonderer Abdruck aus dem vorhergehenden Werke (Würzburg 1858). — Ebenfalls als besonderer Abdruck des genannten Werkes erschien: „Das deutsche katholische Kirchenlied in seiner Entwickelung" (Würzburg 1874). — Aelterneuhochdeutsches Wörterbuch. Beitrag zur deutschen Lexikographie. Besonderer Abdruck aus dem vorhergehenden Werke (Würzburg 1865). — Volkssprache und Volkssitte im Herzogthume Nassau, 2 Bde. (Weilburg 1860—1864). Der 1. Bd. enthält die Volkssprache und zwar 1) Lautverhältnisse, 2) Wörterbuch; der 2. Bd. enthält die Volkssitten und zwar: Sprachproben, Kinderliedchen, Märchen, Räthsel, Sprichwörter, Volkswitze, Sprüche beim Losen oder Auszählen, Kinderspiele und dabei vorkommende Liedchen, Gebräuche, Aberglauben, Mythologisches. Dieses Werk zeugt von dem bewunderungswerthen Sammelfleiße des Verfassers, der demselben auch schätzbare Anmerkungen und Erläuterungen beigefügt hat. — Nassauisches Namenbuch, enthaltend alle Personen-, Orts- und Gemarkungsnamen des Herzogthums Nassau (Weilburg 1864). — Wörterverzeichniß zur Einübung der deutschen Rechtschreibung, zunächst für Elementar- und Realschulen (Leipzig 1861, 2. Aufl. 1868). — Sammlung alt- und mitteldeutscher Wörter aus lateinischen Urkunden. Zugleich eine Ergänzung der lexikalischen Werke von Graff, Müller-Zarncke, Förstemann (Nordhausen 1863). — Hülfsbüchlein zur Erklärung kirchlicher Ausdrücke für jedermann, namentlich für den katholischen Elementarlehrerstand (Paderborn 1864). — Deutsches Stilbuch. Zum Gebrauch für Schüler in Volks-, Real- und Fortbildungsschulen und in den mittlern Klassen der Gymnasien (Paderborn 1864). — Hülfsbuch zum deutschen Sprachunterricht in allen Klassen der Elementarschule (Paderborn 1865). — Das Annolied. Genauer Abdruck des Opitz-Textes mit Anmerkungen und Wörterbuch (Frankfurt 1865). — Pater Noster und Ave Maria in deutschen Uebersetzungen. Nebst einem Anhange: Die altdeutschen Namen Gottes und Maria's (Frankfurt 1865). — Lateinische Sequenzen des Mittelalters (1873). Die beiden folgenden Schriften Kehrein's sind nach seinem Tode in neuen, von andern bearbeiteten Auflagen erschienen: Handbuch der Erziehung und des Unterrichts, zunächst für Seminarzöglinge und Elementarlehrer (Paderborn 1876), 3. Aufl. nach des Verfassers Tode bearbeitet von Dr. A. Keller, Seminarlehrer in Montabaur (Paderborn 1878). — Ueberblick der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts für Zöglinge der Lehrerseminare und zur Vorbereitung auf die in den Allgemeinen Bestimmungen angeordneten Prüfungen (Paderborn 1873). Neubearbeitet von Dr. Joh. Kayser, Schulrath (in Danzig), 6. Aufl. (Paderborn 1880). — Zu erwähnen ist noch, daß Kehrein das im Auftrage des Historischen Vereins für Nassau von Dr. Karl Rossel herausgegebene Urkundenbuch der Abtei Eberbach im Rheingau (Wiesbaden, Bd. I, 1862, Bd. II. Abth. 1. 1865, Abth. 2. 1870) mit einem ausgiebigen und mit größter Sorgfalt ausgearbeiteten Register ausgestattet und dadurch den Gebrauch des genannten Werkes für die Specialforschungen wesentlich erleichtert hat.

Benutzt sind bei vorstehendem Artikel: Scriba, Biogr.-liter. Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen im 19. Jahrh. (Darmstadt 1843), 2. Abth., S. 368 fg. und das von Kehrein verfaßte: „Biographisch-literarische Lexikon der katholischen deutschen Dichter, Volks- und Jugendschriftsteller im 19. Jahrh. (Zürich, Stuttgart und Würzburg 1868), Bd. I, S. 185 fg. An letzterer Stelle sind auch die von Kehrein verfaßten Programme, Poesien und Gelegenheitsgedichte sowie die zahlreichen Zeitschriften und Encyklopädien angeführt, für welche der unermüdlich thätige Mann gearbeitet hat. Kehrein's sprachwissenschaftliche Forschungen auf dem Gebiete des Altdeutschen und die Verdienste, welche er sich durch werthvolle Mittheilungen aus dem Sprachschatze der mittelalterlichen religiösen Prosa und Poesie erwarb, sind von Dr. Karl Werner in seiner „Geschichte der katholischen Theologie" (München 1866), S. 524, 562 und 596 mit gebührendem Lobe hervorgehoben worden.

Schließlich bemerken wir noch, daß es seiner Wirksamkeit auch an äußerer Anerkennung nicht gefehlt hat; er war seit 1845 correspondirendes Mitglied des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer in Mainz, ebenfalls seit 1845 auswärtiges Mitglied der Gesellschaft für deutsche Sprache zu Berlin, seit 1853 ordentliches Mitglied der Königlich-Deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preußen, seit 1857 Ehrenmitglied des historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere die alte Erzdiöcese Köln, durch Breve vom 31. März 1865 Ritter des päpstlichen St.-Gregoriusordens, seit dem 10. Dec. 1865 Inhaber des Ordenskreuzes IV. Klasse des Militär- und Civil-Verdienstordens Adolf's von Nassau.

Die „Allgemeine Deutsche Biographie" enthält (Bd. XV, S. 527) einen von Professor Dr. Reusch verfaßten Artikel über Kehrein, bei welchem auf dessen Biograph.-liter. Lexikon S. 186 sowie auf die Liter. Rundschau 1876, S. 173 und den Liter. Handweiser 1876, S. 235 hingewiesen wird. (*C. Schwartz.*)

KEHREN (Joseph), Historienmaler der Neuzeit, geb. am 30. Mai 1817 zu Hülchrath bei Düsseldorf, sollte, was sein Vater war, Gärtner werden. Die in der Schule seines Heimatsortes ausgeführten Zeichnungen erregten aber Aufmerksamkeit, und so zog er, durch Gönner unterstützt, 1834 zum Besuch der Akademie nach Düsseldorf, wo er an W. von Schadow eine Stütze fand. Zuerst zeichnete er für diesen die Cartons, 1839 aber trat er mit seiner ersten Composition, die heil. Agnes, Altarbild für die Schloßkapelle des Grafen Trips, hervor. Bald folgten andere Gemälde, deren Stoff der Bibel oder Heiligenlegende entlehnt war: 1841 der heil. Hubertus, 1842 eine Madonna mit dem Christkind und andere kleinere Bilder, von denen einzelne den Zweck hatten, Kirchenfahnen zu schmücken. Für die Kirche zu Glottau entstanden zwei Altarbilder, 1844 Christus und Petrus in der Scene, wo letzterer zum Heiland sagt: „Zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens", und 1852 Christus mit den beiden Jüngern in Emmaus. In der Zwischenzeit, wo diese beiden Bilder entstanden, fand Kehren Gelegenheit, sich in einer neuen Ausdrucksweise der Kunst, dem Fresco, auszubilden. H. Stilke, der das Schloß Stolzenfels am Rhein mit Frescomalereien verzierte, berief nämlich 1846 unsern Künstler zur Theilnahme an der Arbeit. Nach Vollendung derselben führte Kehren in der Apollinariskirche zu Remagen kleine Wandbilder grau in grau nach O. Müller's Entwürfen aus. Diese Vorarbeiten kamen ihm sehr gut zu statten, als ihn Rethel, der 1846 den Kaisersaal in Aachen auszumalen begann, zu sich berief, um ihm einen Theil der Ausführung zu übertragen. Als Rethel vier Bilder vollendet hatte, wurde er 1859 in der Blüte des Lebens durch den Tod der Kunst geraubt. Der Carton zur Taufe Wittekind's blieb nach ihm zurück. Kehren, dem die Fortsetzung der Arbeit nun übertragen wurde, führte gewissenhaft nach dem Carton das Gemälde und außerdem noch drei andere aus, zu denen Rethel kleine Skizzen hinterlassen hatte, nämlich die Kaiserkrönung Karl's durch Leo III., die Erbauung des Münsters zu Aachen und die Ernennung Ludwig's des Frommen zu Karl's Nachfolger. Diese Arbeiten waren 1862 vollendet, in welchem Jahre Kehren nach Düsseldorf zurückkehrte. Hier erwartete ihn eine neue Aufgabe, das Cultusministerium gab ihm den Auftrag, ein großes Bild, die Justitia, für den Schwurgerichtssaal in Marienwerder zu malen. Für einen Historienmaler, der concrete Menschencharaktere schildert, ist eine Allegorie, die Personificirung einer Idee immerhin kein anlockender Vorwurf; der Künstler löste aber seine Aufgabe zur Zufriedenheit der Auftragsteller. In diese Zeit dürfte auch seine erste Composition des Saulus zu versetzen sein. Diese befand sich neben andern Arbeiten, Studien und Schriften in Kehren's Atelier, als bekanntlich im Akademiegebäude am 19. März 1872 Feuer ausbrach und auch sein Atelier mit dem ganzen Inhalte vernichtet wurde. Ein solcher Verlust ist unersetzlich und kann einen schwachen Geist zur Verzweiflung bringen. Unser Künstler fühlte wol die ganze Schwere des Schicksals, das ihn so plötzlich getroffen hatte, aber er verlor den Muth nicht, der wol durch einen großen Auftrag der preußischen Regierung neu belebt ward. Es wurde ihm die Aufgabe, in Verbindung mit F. Commans die künstlerische Ausschmückung der Aula des Lehrerseminars in Mörs zu übernehmen. Es sollten in einem friesförmig geordneten Cyklus die Hauptmomente der Weltgeschichte zur Darstellung gebracht werden. Kehren malte die Ereignisse bis zur Geburt Christi und dann von dessen Grablegung bis zur Erneuerung des Kaiserthums durch Karl den Großen. Commans malte das Leben Jesu und der Rest wurde P. Janssen übertragen. Jede Geschichtsstation ist durch möglichst wenige Figuren zum Ausdruck gebracht, aber Kehren verstand es, in diesem engen Kreise die besten Gedanken in würdiger Auffassung und klarer Gliederung zu verkörpern. Es erübrigt noch, einige seiner Einzel-Compositionen hervorzuheben. Im Rheinlands-Album, das zur Silbernen Hochzeit des Prinzen von Preußen (jetzigen Kaisers) entstand, befindet sich von ihm eine schwungvolle Composition als Zeichnung: Chlodwig bekehrt sich in der Schlacht bei Zülpich zum Christenthum. Weiter zeichnete er die Compositionen des aachener Kaisersaales auf Holz, die dann vom Kunstvereine für die Rheinlande vervielfältigt wurden. Zu seinen besten Bildern gehört Joseph, der sich seinen Brüdern zu erkennen gibt. Hier sind noch zwei Entwürfe zu nennen, die als Prolog und Epilog zur Geschichte Karl's des Großen und als Abschluß der Fresken von Rethel zu nehmen sind: Karl als Verbreiter des Christenthums und die Wallfahrt zu Aachens Heiligthümern. Sein Gemälde: Christus am Kreuz mit Maria und Magdalena (Consummatum est) wurde von Nik. Barthelmeß gestochen, ein anderes mit dem guten Hirten wählte sich A. G. Glaser zum Stich aus. Vom J. 1872 datirt seine Composition: Mater dolorosa, die Marterwerkzeuge ihres Sohnes betrachtend. Daß ihn das Unglück des Brandes nicht völlig niederdrücken konnte, beweist der Umstand, daß er den verbrannten Carton wieder neu zeichnete. Es ist die Scene der Steinigung des Protomarthrs Stephanus. Alles hat bereits den Richtplatz verlassen,

nur einer der Feinde des Blutzeugen Christi ist noch, von geheimnißvoller Macht festgehalten, zurückgeblieben. Es ist der frühere Freund und Jugendgenosse des Erschlagenen, Saulus, dessen erbitterter Feind, als Stephanus Christ wurde. Noch einen Blick wirft er auf den Todten, der in verklärter Ruhe daliegt, aber dieser Blick blieb wie ein fruchtbares Samenkorn fest in seiner Brust haften und aus ihm entwickelte sich, als die Gnade von oben es befruchtete, die Umwandlung des Saulus in einen Paulus. Der Künstler verstand es, diese schwere Aufgabe glücklich zu lösen; im Blick des Saulus ist die Morgenröthe seiner Bekehrung bereits deutlich wahrzunehmen. Der Carton war in Düsseldorf 1874 ausgestellt, wurde aber leider nicht gemalt. Der Künstler besaß eine lebhafte Phantasie, die aber von dem Bestreben, scharf zu individualisiren, in Zaum gehalten wurde. Die Farbe besitzt Kraft und die Zusammenstellung der Farben wirkt harmonisch. In seinen Compositionen religiöser Richtung ist er sehr maßvoll, Zeichnung und Ausführung sind einfach und natürlich, und ein idealer Ernst verleiht denselben die entsprechende Weihe. Am 12. Mai 1880 starb der Künstler. *(J. E. Wessely.)*

KEI, oder Grosser Kei, Fluß an der Ostgrenze der britischen Capcolonie, kommt, durch äußerst zahlreiche Quellströme genährt, von der zweiten, höheren Gebirgsstufe herab und durchfließt die Karoo. Sein Lauf ist vielfach gewunden, bei trockenem Wetter ist er wasserarm, zu zeiten versiegt er völlig und läßt nur eine Reihe von Lagunen zurück. Nach heftigem Regen dagegen schwillt er plötzlich an und unterbricht den Verkehr. Der Keifluß bildete lange Zeit die Grenze zwischen dem jetzt unter britischer Herrschaft vereinigten Britisch-Kaffraria und dem sogenannten eigentlichen Kaffraria; aus den Gegenden am Keiflusse kamen die Kafferhorden, welche in langen, blutigen Kriegen den Engländern die Herrschaft streitig machten. *(Richard Oberländer.)*

KEIGHLEY (spr. Kihle), Stadt im West-Riding der englischen Grafschaft York, am Flusse Aire, am Liverpool- und Leeds-Kanal und an der Preston- und Leeds-Eisenbahn, 25 Kilom. nordwestlich von Leeds, hat Papier-, Leinwand-, Woll- und Baumwollfabriken und 19,775 Einwohner. *(W. Bentheim.)*

KEIL (Christian August Karl) ist geboren am 17. Mai 1812 in Weißenfels an der Saale. Nach einer Vorbereitung in der Stadtschule fand er am 22. April 1824 Aufnahme in der Landesschule Schulpforte. Noch stand Ilgen an der Spitze der Anstalt, aber bald folgte diesem A. Lange; dieser und von den jungen Lehrern Naue und Steinhart übten besonders Einfluß auf den strebsamen und begabten Schüler. Auch fehlte es ihm nicht an Schulgenossen, die in gleicher Liebe die classischen Studien pflegten, wie Lepsius (in Berlin), Stürenburg, Adler, Wunderlich. Am 9. Sept. 1829 verließ er die Schule und ging mit der Absicht Philologie zu studiren nach Leipzig. Drei Jahre hatte er hier das Glück, G. Hermann zu hören und in dem Verkehr mit gleichstrebenden Freunden eine glückliche Zeit zu verleben. Er war natürlich nicht blos im Philologischen Seminar, sondern auch in der Griechischen Gesellschaft. Aber die grammatisch-kritische Richtung, die man in Leipzig pflegte, genügte ihm nicht; er ging 1832 nach Berlin, wo Böckh und Lachmann vorzüglich Einfluß auf ihn gewannen, auch Zumpt gehört wurde. Er konnte nie genug rühmen die anregende und herzliche Freundlichkeit Böckh's, der auch seinen wissenschaftlichen Studien eine bestimmte Richtung gab und ihn für das Schulamt vorbereitete. Denn Keil wurde nach glücklich bestandener Candidatenprüfung zugleich mit dem leider verunglückten Friedrich Vater Ostern 1834 Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen und als solches verpflichtet, wöchentlich sechs bis acht Lehrstunden zu geben (er that dies am Joachimsthal'schen Gymnasium) und außerdem an den wissenschaftlichen Arbeiten der Seminaristen (Anfertigung und Beurtheilung von gelehrten Aufsätzen) sich zu betheiligen. Dadurch trat er Böckh näher, der mit sicherm Blick in ihm den geeigneten Mann zur Anfertigung der Register für das große griechische Inschriftenwerk erkannte. Er hat bis an sein Lebensende daran gearbeitet und die Register zum ersten Band vollendet. Die preußische Unterrichtsbehörde, immer bemüht, ausgezeichnete Lehrer für Pforta zu gewinnen, bestimmte ihn im Januar 1837 für die vierte Adjunctur; er trat an die Stelle von F. Hase und wurde am 23. Jan. von dem Rector Kirchner in sein Amt eingeführt. Johannis 1840 rückte er in die dritte Adjunctur auf, Michaelis 1841 in die zweite. Um ihn der Anstalt zu erhalten, wurde er am 28. Febr. 1843 zum Professor ernannt, eine Gehaltszulage und zugleich die Erlaubniß gewährt, einen eigenen Hausstand zu begründen. So ist er allmählich bis zur vierten Professur aufgerückt. Er trat in einen Kreis von Collegen, die er zum Theil als Lehrer gehabt hatte und ein jüngeres Geschlecht (Grubitz, Fickert, Dietrich u. a.) schloß sich an. Seine Lehrthätigkeit bezog sich zunächst auf Französisch und Geschichte, nur wenig auf die beiden alten Sprachen, aber diese traten immer mehr in den Vordergrund und brachten ihn in die oberste Klasse. Seine Schüler haben seinen Unterricht nicht frisch und anregend gefunden. Bei der Erklärung der Schriftsteller hatte er aus dem Schatze seiner vielseitigen Belesenheit eine Masse von Citaten und Belegstellen zur Hand, mit denen die Schüler nicht verschont wurden, und nur selten wurde die Monotonie seines Vortrags durch einen trockenen Witz unterbrochen. Die Aufsätze corrigirte er mit unglaublicher Sorgfalt, weil er häufig Zeile für Zeile ausstrich und seine eigenen Worte darüber schrieb. Eine außerordentliche Gewandtheit besaß er in der lateinischen Versification, mit der er den Schülern besonders imponirte. Bei solcher Schularbeit dürfen wir uns nicht wundern, daß er über Mangel an Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit klagt, zumal in Pforta die erzieherische Thätigkeit viel Zeit von dem Lehrer als Berather und Tutor beansprucht und darum die silentia noctis von dem fleißigen Arbeiter benutzt werden mußten. Den Mangel einer großen Bibliothek scheint er weniger gespürt zu haben, wenn man die Fülle von Citaten in seinen Schriften sieht. Die Zahl derselben ist nicht gering, aber die be-

vorzugte Epigraphik bedingte auch den geringen Umfang derselben. Denn auf diese Wissenschaft, die damals noch im Entstehen war, beziehen sich die meisten und auf die damit in Verbindung gesetzte griechische Namenkunde. Im J. 1840 erschien das „Specimen onomatologi graeci", A. Böckh gewidmet zum 54. Geburtstag; 1842 „Analecta epigraphica et onomatologica", 1845 und 1866 in pförtner Schulprogrammen die „Sylloge inscriptionum Boeoticarum und „Schedae epigraphicae". Zu der Festschrift bei dem Jubiläum der Schule 1843 lieferte er das „Scholion Arateum" und in demselben Jahre die Gratulationsschrift zu der Säcularfeier der Schwesteranstalt in Meißen, der er als Deputirter beiwohnte, „Vindiciae onomatologicae". In gleicher Absicht war im Namen des Lehrer-Collegiums 1869 die Gratulationsschrift für Rector Nobbe in Leipzig „De inscriptione Attica commentariolus" verfaßt. Andere Ergebnisse dieser epigraphischen Studien liegen in Zeitschriften zerstreut, wie im Rheinischen Museum (zum C. J. Gr. im 14., 18., 19., 20. Bde.; Gr. Inschriften in Spanien Bd. 17, aus Delphi Bd. 18, auch Onomatologisches der Griechen Bd. 19 und für Römer Bd. 16), in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft, in den Archäologischen Beigaben zur Hallischen Literaturzeitung, in den Jahrbüchern für classische Philologie (1858 Epigraphische Excurse und 1864 zur Sylloge inscriptionum Boeoticarum), in den Mélanges gréco-romains der kaiserlichen Akademie zu Petersburg (1856 zur griechischen Anthologie, 1858 Epigraphische Beiträge). Durch diese Arbeiten war er in freundschaftlichen Verkehr mit L. Roß in Halle getreten, dessen archäologische Aufsätze er in zwei Sammlungen 1855 und 1861 zusammenstellte und einen Nekrolog des Freundes hinzufügte. Ueber seinen Antheil an der fünften Bearbeitung des Passow'schen Wörterbuchs fehlen mir genauere Nachrichten. Den ausgezeichneten Arbeiten hat die Anerkennung nicht gefehlt. Die philosophische Facultät der Universität Bonn ertheilte ihm bei der Jubelfeier der Universität ihre Doctorwürde honoris causa, die Akademien zu Petersburg und zu Berlin ernannten ihn zum correspondirenden Mitglied, ebenso das Archäologische Institut in Rom. Körperliche Leiden hatten ihn in der Erfüllung seines Berufes niemals gestört, er hatte alle seine Obliegenheiten unausgesetzt und mit gewohnter Pünktlichkeit bis zum 8. Dec. 1865 erfüllt. An diesem Tage legte er sich mit Widerstreben aufs Krankenbett, von dem er nicht wieder aufstehen sollte. Er starb am 15. Dec. Am 17. Dec. fand sein feierliches Begräbniß statt, am Abend desselben Tages hielt Rector Peter ihm nach pförtner Sitte das Ecce. Eben dieser hat ihn in dem Programm von 1866 also charakterisirt: „Er war ein Mann ebenso vielseitiger als gründlicher Gelehrsamkeit und von seltener Berufstreue, der als Lehrer seine ganze Kraft und Zeit seinen wissenschaftlichen Studien und den Pflichten seines Amtes widmete, ein uns allen freundlich zugethaner, stets zur Hülfe durch Rath und That bereiter College, ein gewissenhafter und fürsorglicher Lehrer und Berather seiner Schüler, ein warmer Freund und Anhänger der Pforta, der der Anstalt die seit seiner Schülerzeit tief in ihn gepflanzte Dankbarkeit stets bewahrt und ihr das Empfangene durch die ihr im Laufe seiner 28jährigen Lehrerwirksamkeit geleisteten Dienste reichlich vergolten hat." *(F. A. Eckstein.)*

KEIL (Ernst), einer der hervorragendsten Repräsentanten des deutschen Buchhandels und durch die Gründung und langjährige Leitung der Zeitschrift „Die Gartenlaube" hochverdient um die deutsche Volksbildung. Geboren am 6. Dec. 1816 in Langensalza als Sohn eines preußischen Gerichtsdirectors, genoß er in dem angesehenen Aeltern-hause, dem der Glanz der Wohlhabenheit zwar gebrach, das aber vom Geiste feiner Sitte und edler Bildung durchweht war, eine sorgfältig überwachte Erziehung. Später besuchte er das Gymnasium in Mühlhausen, wo er, im schroffsten Gegensatze zu dem, was er als Jüngling und Mann erstrebte, in den alten Sprachen und in der Religion sich besonders hervorthat, ein Factum, auf das er in späteren Lebensjahren, als die Welt ihn als rücksichtslosen Kämpfer gegen den Zopf des Classicismus und den Ungeist der Kirche genugsam kennen gelernt, mit lächelnder Selbstironie hinzudeuten liebte. Bei fehlenden Mitteln zum Studium, dem er sich so gern gewidmet hätte, entschloß sich der Schüler von Mühlhausen, Buchhändler zu werden; stellte ihm dieser Beruf doch reichliche Nahrung zur Stillung seiner Neigung für Literatur und Poesie in Aussicht. Man darf es wol als einen besondern Glückszufall bezeichnen, daß der junge Keil in dem geistig so regen Weimar, über dem noch das scheidende Abendroth unserer classischen Literaturperiode lag, seine buchhändlerische Laufbahn beginnen durfte. In dem alten Kranachhause am weimarschen Marktplatze fand er eine Stellung als Lehrling der Hoffmann'schen Hofbuchhandlung. Goethe lebte noch. Der Altmeister bezog seine Bücher durch die Hoffmann'sche Firma, und der Lehrling Keil zählte es zu seinen Obliegenheiten, dem Dichterfürsten allwöchentlich die literarischen Novitäten zur Einsichtnahme ins Arbeitszimmer zu tragen. Goethe hatte sein Wohlgefallen an dem schmucken blondlockigen Knaben und sah ihn gern bei sich eintreten. Aber nicht vorwiegend an der classischen Sonne Goethe's erwärmte sich der junge Buchhändleraspirant. Die jungdeutsche Literaturbewegung war es in erster Reihe, die ihn hier, zwischen den Regalen des Hoffmann'schen Buchladens, mächtig ergriff, und diese Inspiration ist entscheidend geblieben für sein Leben. Nach Beendigung seiner Lehrzeit wandte sich Keil nach Erfurt, um seiner preußischen Militärpflicht als Freiwilliger zu genügen, und dort, so recht in der Vollkraft jugendlicher Blüte, genoß er im „Rock des Königs" die fröhlichste und sorgenloseste Zeit seines Lebens, pflegte aber dabei die von Weimar her liebgewonnene jungdeutsche Lektüre aufs eifrigste. Im engsten Zusammenhange mit dieser geistigen Richtung des jungen Mannes stand auch sein im J. 1837 erfolgter Eintritt als Gehülfe in die Weygand'sche Buchhandlung in Leipzig, welche den journalistischen Mittelpunkt der jungdeutschen Bewegung bildete. Das war die beste Schule für den nunmehr Einundzwanzigjährigen, der sich mit allen Gedanken und Empfindungen seines lebhaften

Naturells zur journalistischen Bethätigung hingezogen fühlte. Er widmete in jener Zeit seine ganze Muße schriftstellerischen Arbeiten; er lieferte für Zeitschriften und Zeitungen kritische und raisonnirende Aufsätze und documentirte namentlich in der novellistischen Skizze mit lyrisch-sentimentalem Anhauch, wie jene Zeit sie liebte, ein warmblütiges und feinsinniges Talent. Eine Sammlung solcher Keil'scher Skizzen erschien 1845 unter dem Titel „Melancholie" (Bautzen, Schlüssel). Es waren wol namentlich seine kritischen Arbeiten, welche ihm bald die allgemeine Aufmerksamkeit zuwandten und Veranlassung wurden, daß man ihm schon im J. 1838 die Redaction des Journals „Unser Planet" (später „Wandelstern") übertrug. Mit jugendlicher Frische leitete er das ihm anvertraute Blatt — es war Eigenthum des Philippi'schen Verlags in Grimma — und wußte es durch Fleiß und Geschick schnell zu einem der gelesensten unter den damaligen Journalen emporzuheben. Aber mitten in seiner schönsten Blüte wurde das keck und freimüthig der Wahrheit huldigende Blatt von einem engherzigen polizeilichen Verbot ereilt; es wurde zu Grabe getragen, und keine Auferstehung blühte ihm. Von nun ab war Keil's unabläßiges Sinnen auf die Gründung eines neuen Journals gerichtet; denn das flotte Schwimmen auf der Welle der Zeit, wie es das journalistische Leben mit sich bringt, ein Wirken in der ewig an- und aufregenden Welt der Publicistik war ihm geistiges Bedürfniß geworden. Inzwischen hatte er sich, nachdem er eine Zeit lang als Geschäftsführer der Firma Naumburg u. Comp. in Leipzig fungirt, im J. 1845 selbständig etablirt. Es war kein kleines Kunststück, aus nichts etwas zu schaffen; die Firma Ernst Keil fing im strengsten Sinne des Wortes mit nichts an: ohne alle Geldmittel. Und zu wie hohem Ansehen, zu wie reichen materiellen Ernten hat sie es im Laufe der Jahre gebracht! Schon ein Jahr nach ihrer Gründung erschien in ihrem Verlage das von Keil selbst redigirte Monatsblatt „Der Leuchtthurm" — ein Unternehmen, das, seinem Namen entsprechend, wirklich ein Pharus wurde, der in dem Meere der freiheitlichen Bestrebungen der vormärzlichen Zeit leuchtend emporragte und den Mitstrebenden die Bahn wies. „Der Leuchtthurm" war auf socialem und literarischem, auf religiösem und politischem Gebiet das erste deutsche Organ, welches in volksthümlicher Weise den liberalen und revolutionären Ideen jener Tage zum Ausdruck verhalf; Keil hat sich durch diese publicistische Schöpfung das große Verdienst erworben, zuerst die Massen in Deutschland aus dem Schlafe aufgerüttelt zu haben, in den die Schergen des Metternich'schen Systems sie eingewiegt; als Gründer des „Leuchtthurms" gehört Keil zu den eigentlichen Schöpfern einer öffentlichen Meinung in unserm Vaterlande; mit seinem stets schlagfertigen Organe half er den Schulmeister und Pastor, den Junker und Beamten, die bisher den deutschen Kleinbürger und Bauer im geistigen Joche hielten, aus dem Felde schlagen; tapfer, wenn auch nicht immer ohne politische Fehlgriffe und ästhetischen Dilettantismus, hat er mittels seiner bald weithin verbreiteten Monatsschrift dazu beigetragen, daß der vom Bureaukratismus und Absolutismus unterjochte Volksgeist in Deutschland zu selbständigerem Denken und freierem Empfinden sich aufraffte, und die besten und ehrlichsten Volksmänner jener Zeit standen ihm dabei zur Seite: Johann Jacoby, Robert Blum, Uhlich u. a. wurden Mitarbeiter des „Leuchtthurms". Aber es war kein leichtes Ding, das kühn und energisch geschaffene Werk nun auch klug und umsichtig zu erhalten und zu stützen. Es war eine Kette hoher und allerhöchster Verfolgungen, mit denen „Der Leuchtthurm" unaufhörlich zu kämpfen hatte. Polizei und Censur hatten sich gegen ihn verschworen. Der Verlagsort mußte fortwährend gewechselt werden, sechsmal in zwei Jahren: heute Leipzig, morgen Zeitz, nun Halle und Magdeburg, dann Dessau und Bremen, endlich Braunschweig! Erst die mit den Märztagen von 1848 geschaffene Preßfreiheit machte dieser Hetze von Pontius zu Pilatus ein Ende, und das Blatt, nunmehr in eine Wochenschrift verwandelt, fand jetzt in Leipzig eine dauernde Stätte. Während des Revolutionsjahres focht „Der Leuchtthurm" im Vordertreffen der Bewegung, und manche seiner Wochennummern erregen durch ihre Kühnheit und Schlagfertigkeit unser Erstaunen. Aber kaum lag die Revolution am Boden, so begann für den „Leuchtthurm" aufs neue die alte Misère der Flucht von einem Orte zum andern, und im J. 1851 hatte die Reaction das Keil'sche Blatt glücklich todt gemacht. Es war erdrückt, erstickt — es hörte auf zu erscheinen. Der verhaßte Herausgeber eines so rücksichtslos für die Interessen des Volkes eintretenden Blattes war inzwischen in die ernstesten Preßprocesse verwickelt worden, und im April 1852 mußte er als Staatsverbrecher eine neunmonatliche Gefängnißhaft in Hubertusburg antreten. In der Stille der engen Zelle reifte eines Abends dem Gefangenen ein Gedanke, den er beim spärlichen Lichte der Cigarre — nach acht Uhr war den Inhaftirten der Gebrauch der Lampe nicht gestattet — zu Papier brachte, ein Gedanke, der das spätere Lebensglück Keil's begründete: er faßte den Plan zu einem illustrirten Volks- und Familienblatte mit belehrend-unterhaltender Tendenz; so wurde Hubertusburg die Wiege der „Gartenlaube". Mit richtigem Instinct fühlte Keil heraus, daß man in Deutschland der von der Presse bis dahin in allen möglichen und unmöglichen Tonarten behandelten und mishandelten Politik herzlich müde sei und daß ein neuer Lesestoff an die Stelle der socialen Polemik und der zeitgeschichtlichen Debatte zu treten habe, wenn man das Publikum fesseln wolle. Das Saatkorn, das Keil aus dem Gefängnisse heim brachte, ging zu reicher Ernte auf: vom 1. Jan. 1853 ab erschien das neue Blatt. Die Tendenz der „Gartenlaube" war von vornherein eine entschieden liberale und polemische, polemisch in dem Sinne, als die Bekämpfung aller dem gesunden und frei aufstrebenden Volksleben gefährlichen und verderblichen Elemente eine Hauptaufgabe des Keil'schen Journals wurde. Servilismus und Orthodoxismus, Dunkelseligkeit und Knechtssinn, geistiger und materieller Schwindel standen permanent auf der Proscriptionsliste der „Gartenlaube"; das positive Bestreben des Blattes dagegen war von An-

fang an gerichtet auf die Erweckung und Förderung gesunden Denkens, auf die Pflege aller humanitären Bestrebungen, vor allem aber auf die Wacherhaltung des Freiheitssinnes dem Staate und der Kirche gegenüber, wie auf die Pflege des patriotischen Empfindens im Volke. Sorgte für die würdige Lösung dieser Aufgaben eine Reihe von stets kernhaft und frisch geschriebenen Artikeln aus den besten Federn der Zeit, so wurde das ausschließlich unterhaltende Gebiet der „Gartenlaube" durch Cultivirung der Familiennovelle und der Lyrik wie durch belletristische Beiträge verschiedenen Genres eifrig gepflegt, indem auch für diese Seite des Blattes erste und beste Kräfte gewonnen und andauernd an das Unternehmen gefesselt wurden. Die ungemein glückliche Verbindung dieser beiden Elemente, des Belehrenden und Polemischen einerseits, mit dem Unterhaltenden und Anmuthigen andererseits, eine Verbindung, zu welcher als dritter Factor die einsichtsvolle Pflege der illustrativen Ausstattung des Blattes kam — dieses glückliche Zusammenwirken verschiedener Elemente, denen man sonst im deutschen Journalismus nur getrennt zu begegnen gewohnt war, erklärt wol zu einem großen Theile die in Deutschland bisher ungekannte gewaltige Verbreitung dieser Wochenschrift. Zwei Elemente, die in Ernst Keil's Charakter das Hervorstechende und eigentlich Significirende sind, übertrugen sich von dem Schöpfer des Blattes auf das Blatt selbst: eine auf ehrliche Ueberzeugung gegründete durchgreifende Energie und eine gewisse von einem leisen Anfluge der Sentimentalität nicht ganz freie Weichheit des Gemüths. Diese zwei an sich so heterogenen, hier aber wunderbar harmonisch verbundenen Elemente machten das Blatt volksthümlich: die Energie der Keil'schen Kampfweise gewann die Herzen der Männer, der warme Gemüthston dagegen, der aus jeder Zeile der „Gartenlaube" sprach, eroberte dem jungen Unternehmen die Sympathie der Frauen. In wahrhaft beispiellosen Progressionen wuchsen die Abonnenten des Blattes: 1863 bereits, also nach nur zehnjährigem Bestehen, hatte die „Gartenlaube" 157,000 Abonnements zu verzeichnen, und 1876 mußte die Druckerei des Blattes wöchentlich 390,000 Exemplare liefern. Das ist in der That ein Erfolg, auf den Keil mit gerechtem Stolze und freudiger Genugthuung blicken durfte. Ein schwerer Schlag für den rastlos seinem Werke dienenden Mann war der Ende December 1871 zu Kairo erfolgte Tod seines einzigen hoffnungsvollen Sohnes, der um jene Zeit eine wissenschaftliche Reise nach dem nördlichen Afrika unternommen hatte. Dieses schmerzliche Ereigniß warf einen dauernden Schatten auf die letzten Lebensjahre Keil's, und es war wol dieser Schmerz, welcher ihn einem vorzeitigen Tode entgegenführte. Ernst Keil starb am 23. März 1878 infolge eines Gallenleidens. Die Führung der „Gartenlaube" übernahm nunmehr der unterzeichnete Verfasser dieser biographischen Skizze, legte sie aber im Winter 1883 nieder. Am 1. Januar 1884 ging die „Gartenlaube" nebst dem übrigen Verlage Keil's an Gebrüder Kröner in Stuttgart über und wird von jenen unter der Firma „Ernst Keil's Nachfolger" in Leipzig fortgeführt. *(Ernst Ziel.)*

KEIL (Franz), ausgezeichneter Geograph und, wie er sich selbst nennt, Geoplastiker, geb. am 22. Juni 1822 zu Graslitz im böhmischen Erzgebirge, studirte am Gymnasium in Eger, mußte aber, bald verwaist, seine Gymnasialstudien unterbrechen und sich einer praktischen Berufssphäre zuwenden; er kam als Apothekerlehrling nach Königsberg und Falkenau im nördlichen Theile Böhmens und beschäftigte sich fleißig mit naturwissenschaftlichen Studien; er conditionirte sodann in Schlan und Teplitz und während seiner pharmaceutischen Studien in Prag. Hier lernte der bekannte Botaniker und Professor an der Universität in Prag Kostelecky den strebsamen jungen Mann als Botaniker schätzen und nahm ihn zu seinem Assistenten. Die lehramtliche Thätigkeit wurde durch das J. 1848 unterbrochen. Keil zog nach Wien und Graz und ging, nachdem er kurze Zeit in Wildbad-Gastein an der Apotheke servirt, 1850 nach Lienz im Pusterthal als Provisor an der dortigen Apotheke. Der großartige Eindruck der Alpenwelt ergriff ihn hier mit aller Macht; er orientirte sich bald in seinem neuen Aufenthaltsorte und durchforschte, mit soliden Kenntnissen in der Botanik, Mineralogie und Geologie ausgerüstet, als rüstiger Tourist und Bergsteiger die Alpen seiner Umgebung; besonders die atmosphärischen und meteorologischen Erscheinungen interessirten ihn, er wurde der Begründer der meteorologischen Station in Lienz und machte zahlreiche Höhenmessungen und andere Beobachtungen. In Lienz traf er mit dem verdienstvollen Geologen Dionys Stur zusammen, der 1853 und 1854 mit der geologischen Aufnahme von Lienz beschäftigt war. In inniger Freundschaft mit Stur wurde fleißig an den Höhenmessungen weiter gearbeitet (sie finden sich gedruckt im 7. Jahrgange des Jahrbuches der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien 1856, III. Vierteljahr S. 459.) — Im Jahrbuche des Ferdinandeums in Innsbruck finden sich seine meteorologischen und phänomenologischen Beobachtungen in Osttirol (1858), in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften in Wien (1859, Bd. XXXVII, S. 393) eine physikalisch-geographische Skizze der Kreuzkofelgruppe, in den Abhandlungen des Zoologisch-botanischen Vereins in Wien (1859) eine Abhandlung über Fauna und Flora derselben.

Keil's erste Glocknerbesteigung (1855) gab seinen Studien eine neue Richtung. Es entstand in ihm die Idee, die Alpenwelt plastisch in Form einer Reliefkarte darzustellen. Er begann mit einem Relief der Umgebung des Großglockners, dann mit dem Relief der Kreuzkofelgruppe und zeigte ein solches Geschick, daß das österreichische Ministerium des Unterrichtes diese Arbeiten unterstützte. Durch unablässiges Studium und die anstrengende Arbeit der Eigenforschung war Keil reif geworden zur Herstellung eines großen Relief-Werkes über die deutschen Alpen; Keil wollte einen Durchschnitt der deutschen Alpen geben, der einem Flächenraume von 110 □Meilen entspricht und fast alle Bodenformen in seinem Rahmen umschließt, die in den Alpen vorkommen. Vierzehn Sectionen waren beabsichtigt. Keil begab sich nach Salzburg und vollendete im Sommer 1861 das Minia-

turbild der Berchtesgadener Gebirgsgruppe. Interessant ist der Prospect des ganzen Werkes 1862, worin Keil seine durchaus richtigen und klaren Anschauungen über Geoplastik entwickelt; bis Ende 1862 vollendete er weitere 12 Sectionen. Die Colorirung wurde nach dem landschaftlichen Charakter geregelt und Begleitkarten dazu herausgegeben. Diese Arbeiten sind anerkannt von hohem Werth für die darstellende Geographie und die bedeutendsten geographischen Autoritäten haben sich lobend und nach jeder Richtung anerkennend über dieselben ausgesprochen. Im J. 1864 arbeitete Keil, seine bisherigen Arbeiten unterbrechend, das Relief der Umgebung von Reichenau für S. Kais. Hoheit den Kronprinzen Rudolf aus und erhielt für dieses Werk die goldene Medaille pro litteris et artibus. Der riesige Aufwand von Kraft im Dienste der Wissenschaft, die Entbehrungen aller Art im Hochgebirge zogen dem unermüdlichen Manne ein Rückenmarksleiden zu, das seinen Bestrebungen für immer ein Ziel setzte. Umsonst suchte er Heilung in Reichenau; er siedelte nach Marburg in Steiermark, über, wo er am 10. März 1876 seinem Leiden erlag, keineswegs von Hülfe verlassen, sondern von treuen Freunden gepflegt. Die beste Würdigung seiner geoplastischen Arbeiten gibt Professor Karl Aberle (Salzburg 1867) in seiner Schrift über Franz Keil's geoplastisch-colorirte topographische Relief-Karte des größten Theils der Salzburger Alpen; vgl. auch die lobende Anerkennung in Petermann's Geographischen Mittheilungen 1861, Heft IX. S. 444. Es fehlte Keil nicht an äußerer Anerkennung. Im J. 1862 erhielt er die Ehrenmedaille bei der Londoner Industrieausstellung, er war Correspondent der Geologischen Reichsanstalt in Wien, Ehrenmitglied des Ferdinandeums in Innsbruck u. s. w. Ein warmer Nachruf findet sich in der Bohemia (Prag 1876, Nr. 87) und in den Mittheilungen des Deutsch-historischen Vereins (Prag 1882, Heft 1) eine genauere Würdigung von Keil's Verdiensten und richtige Angaben über seine Lebensverhältnisse. Am 29. Juni 1882 wurde von der dankbaren Mitbürgerschaft zum Angedenken an Keil an dessen Geburtshause in Graslitz eine Gedenktafel errichtet.

(*L. Schlesinger.*)

KEIL ist in der Mechanik ein meist aus Eisen, Stahl oder Holz hergestelltes, häufig in eine scharfe Schneide endigendes dreiseitiges Prisma. Man verwendet Keile zum Spalten von Holz, für welchen Zweck sie nicht selten mit einem Holzstiel armirt sind, der durch einen eisernen Ring verstärkt bestimmt ist, die Schläge aufzunehmen, mittels deren in diesem Falle der Keil eingetrieben zu werden pflegt. Außerdem dienen Keile zur Hervorbringung einer starken Pressung, z. B. bei den zum Auspressen des Oelsamens bestimmten Pressen; zur Erzielung langsamer, genauer Bewegungen (Bewegungskeile), in welchem Falle der Keil als schiefe Ebene wirkt; zur Hebung großer Lasten, wobei die Wirkung des Keils dieselbe ist wie bei der vorstehend genannten Anwendung; zur Verbindung, resp. Befestigung von Riemenscheiben, Schwungrädern, sonstigen Rädern und Kuppelungen auf Achsen und Wellen. Im letztern Falle entbehren die Keile der Schneide und sind nur wenig verjüngt; dieselben liegen einerseits in einer Nuth der Welle, andererseits in einer Nuth der Nabe des zu befestigenden Rades. Man unterscheidet Federkeile, die in der Nuth der Welle unwandelbar befestigt sind und auf welche das betreffende Rad oder die Riemenscheibe aufgetrieben wird, und Nasenkeile, welche in die Nuthen eingetrieben werden und mit einer vorspringenden Nase versehen sind, die zum bequemen Lösen des Keils dient. Falls für die Nase kein Raum bleibt, wie dies beispielsweise bei den aufeinanderzuschraubenden Kuppelungen vorkommt, läßt man dieselbe fort, resp. meißelt sie nach dem definitiven Eintreiben des Keils ab; alsdann muß bei einem später etwa nothwendig werdenden Lösen der Kuppelung der Keil mittels des Keiltreibers — eines aus Stahl hergestellten, flachen, von der andern Seite dem Keil entgegengetriebenen, rechteckigen Werkzeuges — entfernt werden. (*W. H. Uhland.*)

KEILBEIN (Os sphenoideum) ist einer der acht eigentlichen Schädelknochen und bildet den mittlern Theil des Bodens und der Seitenwand der Schädelhöhle; es liegt hinter dem Stirn- und Siebbein und vor dem Hinterhauptbein, mit dem es im Mannesalter verwächst; seitlich lagern sich die beiden Schläfenbeine an; nach unten zu tritt es mit Gesichtsknochen, besonders dem Oberkiefer- und Gaumenbeine in Verbindung. Das Keilbein hat ein keilförmiges, hohles Mittelstück, den Körper, und sechs Fortsätze, nämlich die beiden großen Flügel, die mit einem Theile ihrer Oberfläche die Augenhöhle und Schläfengrube bilden helfen, die beiden kleinen Flügel und die beiden flügelförmigen Fortsätze, welche den hintersten Theil des Gesichtsschädels bilden helfen. Das Keilbein ist an seiner Schädelhöhlenfläche von der harten Hirnhaut bedeckt, darüber trägt es die großen Blutgefäße der Hirnbasis und von Hirntheilen die Sehnervenkreuzung, den Hirnanhang, sowie die vordern Theile der Schläfenlappen. Das Keilbein ist von einigen Kanälen durchsetzt, in denen Gehirnnerven, unter andern der Sehnerv, das Schädelinnere verlassen, oder ernährende Blutgefäße in die Schädelhöhle eintreten.

Keilbeine (Ossa cuneiformia) heißen die drei kleinen Fußwurzelknochen, welche an dem innern Fußrande vor dem Kahnbein liegen und nach vorn zu mit den Mittelfußknochen der ersten, zweiten und dritten Zehe in Verbindung stehen. Das dritte Keilbein berührt das am äußern Fußrande liegende Würfelbein, welches ebenfalls zur Fußwurzel gehört. Die Keilbeine stehen untereinander und mit den genannten andern Knochen in sehr straffer Gelenkverbindung, welche nur eine geringe Verschiebung aneinander zuläßt. (*Karl Schütz.*)

KEILBERG (der), der höchste Punkt des Sächsisch-böhmischen Erzgebirges, erhebt sich 1243 Met. über die Nordsee (nach früheren Messungen 672 Klafter nach David, 654 Klafter nach Hallaschka) an der böhmisch-sächsischen Grenze in der Nähe der alten Bergstädte Gottesgab und Wiesenthal. Er bildet mit den ihn umgebenden Höhen einen Gebirgsknoten, von dem aus das Erzgebirge sich einerseits nordöstlich bis zur Elbe, andererseits südwestlich bis zu den Ausläufern des Fichtelgebirges hinzieht. Der

Gebirgsstock des Keilberges, der nach einer westlichen Kuppe auch den Namen Sonnenwirbel (zugleich Ansiedelung von drei Häusern) trägt, hat fast das Ansehen eines Hochgebirges, da sich eine größere Anzahl von bedeutenderen Anhöhen eng aneinander gruppiren. Auf sächsischer Seite lagert sich der mit einem steinernen Aussichtsthurme gezierte Fichtelberg, am nördlichen Abhange des Keilberges erheben sich die isolirten Kuppen des Gattersberges, des Hofberges, des Riegelberges, der Wolfsberge und des Blaselsberges, östlich am Hauptkamme steigen der Wirbelstein und Eisenkopf, nordöstlich der Buchberg empor, und an der Südseite fügen sich die Hohe Wiese, der Schubertrücken, westlich davon der Hohe Berg und der Graue Stein an. Das Joch des Keilberges wird gebildet durch den steilen südlichen Abfall des Gebirgsstockes selbst, an dessen Fuß unmittelbar die Thalebene grenzt. Westlich zieht sich das Hauptjoch bis zu dem tiefeingeschnittenen Weseritzthal, in welches einige enge, von steilen Gehängen umgebene Seitenthäler einmünden. — Granit, Glimmerschiefer und im Osten Gneis bilden die herrschenden Gesteinsarten des Keilberges; am Gipfel desselben befindet sich ein kleiner Stock von Quarzfels. Die Vegetation ist die dem Erzgebirge eigenthümliche; Wald-, besonders Fichtenbestände ziehen sich bis zum Gipfel der Kuppe. Die Umgebung hat das rauheste Klima und wird mit dem Namen des „böhmischen Sibiriens" bezeichnet. In der Regel liegt der Schnee vom October bis Mai, stellenweise bis Juni. Die Besteigung des Keilberges, die am besten von Sächsisch-Wiesenthal oder von Gottesgab in Böhmen vorgenommen wird, ist nicht beschwerlich, wegen der imposanten Aussicht aber äußerst lohnend. Es erschließt sich dem Blicke nach Süden ein großer Theil des fruchtbaren städtereichen nördlichen Böhmen im weiten Bogen vom Fichtelgebirge und Böhmerwalde bis zum Riesengebirge. Die Basaltkegel des böhmischen Mittelgebirges heben sich scharf ab, und weit hinter ihnen erreicht das bewaffnete Auge die Höhen des Weißen Berges bei Prag. Dermalen befindet sich auf dem Gipfel des Berges ein 21 Fuß hohes Aussichtsgerüst aus Holz; doch strebt der rührige Erzgebirgsverein von Joachimsthal im Vereine mit den andern böhmischen Erzgebirgsvereinen die Errichtung eines steinernen massiven Thurmes mit Restauration an, welches Project alle Aussicht hat, in nächster Zukunft zur Durchführung zu gelangen. (*L. Schlesinger.*)

KEILHAU, Dörfchen mit 200 Einwohnern, im Fürstenthume Schwarzburg-Rudolstadt, 6 Kilom. westlich von Rudolstadt, bemerkenswerth durch die dort bestehende weitberühmte, nach Pestalozzi'schen Grundsätzen geleitete, 1817 durch Friedrich Fröbel in Verbindung mit einigen Freunden gegründete Erziehungsanstalt. (*A. Schroot.*)

KEILHAU (Balthasar Matthias), berühmter norwegischer Geolog, geboren am 2. Nov. 1797 zu Birid in dem Gebirgslande nördlich von Christiania. Sein Vater, der Pfarrer war, war aus Holstein dorthin gekommen; es stammte die Familie ursprünglich aus Sachsen. Keilhau besuchte die gelehrte Schule in Christiania, wurde 1816 Student und machte im J. 1821 das theoretische Bergamtsexamen an der Universität, wonach er sich nach Kongsberg begab, wo er 1823 die praktische Prüfung bestand. Nachdem Keilhau auf Staatskosten eine Reise ins Ausland unternommen hatte, wurde er 1826 zum Lector (außerordentlichen Professor) der Bergwissenschaften an der Universität von Christiania ernannt. Er erhielt dabei die Verpflichtung, „wissenschaftliche Reisen in die weniger erforschten Gegenden des Vaterlandes zu unternehmen, solange dies nützlich und nothwendig erachtet würde". Als Hauptziel setzte sich Keilhau das Zustandebringen einer Karte, welche die großen geognostischen Abtheilungen, die das Land zeigt, angeben sollte. Zu diesem Zwecke fing Keilhau mit den entferntesten Gegenden an; im J. 1827 begab er sich nach Finnmarken, wo er zuerst die Gegend bei Vadsöe und Vardöe besuchte, er machte bei dieser Gelegenheit einen mehrwöchentlichen Ausflug nach Beeren-Eiland und Spitzbergen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, neues Licht über die geologischen Formationen von Finnmarken zu werfen. In den J. 1828 und 1829 bereiste er die Nordlande, später andere Theile Norwegens zu geognostischen Untersuchungen des Landes. Die von Keilhau ausgearbeiteten geognostischen Karten wurden allgemein als werthvolle Arbeiten anerkannt und haben als Grundlage für spätere geognostische Arbeiten gedient. Als Universitätslehrer hielt Keilhau zuerst Vorlesungen über die Geognosie Norwegens, später über verschiedene Theile der Bergwissenschaften. Im J. 1834 wurde Keilhau zum Professor der Mineralogie befördert, ohne daß dies jedoch seine Stellung an der Universität und seine übrige Wirksamkeit veränderte. Auch für nicht ausschließlich wissenschaftliche Fragen wurde Keilhau in Anspruch genommen, 1833 als Mitglied der Silberwerkscommission, 1834 als Consulent des Finanzdepartements in Bergwerksangelegenheiten und 1837 als Mitglied der Berggesetzgebungscommission. Die erstgenannte Commission hatte sich über die Frage des Betriebes der Silbergrube von Kongsberg zu äußern; Keilhau verfocht dabei die Ansicht, daß der Staat das Silberwerk betreiben solle, eine Ansicht, die auch schließlich zur Geltung kam. Im J. 1838 fing Keilhau an, unter Mitwirkung von mehrern Verfassern in deutscher Sprache eine besondere Publication für die Geognosie Norwegens unter dem Titel „Gaea Norwegica" herauszugeben. Die erste Lieferung erschien 1838 und befand sich darin vom Herausgeber eine mit einer großen Karte und mehrern kleinen Tafeln ausgestattete Abhandlung: „Christiania's Uebergangs-Territorium"; die zweite Lieferung erschien 1844 und enthielt vom Herausgeber: „Ueber den Bau der Felsenmasse Norwegens" (erste Abtheilung) mit einer Karte unter dem Titel „Erster Versuch einer geognostischen Karte von Norwegen, erstes Blatt"; schließlich erschien die dritte und letzte Lieferung 1850 und enthielt die Fortsetzung und den Schluß von „Ueber den Bau der Felsenmasse Norwegens" mit dem Reste der oben erwähnten Karte. Im „Magazin for Naturvidenskaberne", dessen Redacteur Keilhau einige Jahre hindurch war, publicirte er mehrere wichtige Abhandlungen. So erschienen unter andern die zweite und dritte Suite der skandinavischen Formationen; Nach-

richten von Erdbeben in Norwegen, Theorie des Granits und der übrigen sogenannten massiven Gebirgsarten sowie der krystallinischen Schiefer; Untersuchungen darüber, inwiefern in Norwegen sowie in Schweden sich Zeichen des Steigens des Landes in der neueren und neuesten geologischen Zeit finden; einige Verhandlungsgegenstände für die Geologen bei der Versammlung der skandinavischen Naturforscher in Christiania 1844. Im J. 1840 wurde Keilhau zum Mitglied der Direction der königlichen Zeichen- und Kunstschule in Christiania gewählt, in welcher Function er bis zum J. 1853 verblieb. Die letzten Jahre seines Lebens litt Keilhau an einer Krankheit, die seine Arbeitskraft beeinträchtigte und ihn verhinderte, eine Menge eingesammelter Beobachtungen über die Geognosie von Norwegen zu bearbeiten. Keilhau starb in Christiania am 1. Jan. 1858. Eine Selbstbiographie, die wir für obige Schilderung benutzt haben, erschien in dem Jahre vor seinem Tode. *(O. Printzsköld.)*

KEILSCHRIFT. Mit dem Namen Keilschrift[1]) bezeichnet man alle diejenigen Schriftarten, deren graphischer Grundbestandtheil ein sogenannter Keil ist, das heißt ein geradliniger Strich, welcher von einem dreikantig vertieften oder, wie es sich dem Auge darstellt, dreieckigen Kopfende ausläuft, die eine Seite des scheinbaren Dreiecks verlängernd. Zu diesem Keil, welcher seinerseits wesentlich[2]) in vier Stellungen vorkommt, nämlich als wagerechter (), senkrechter () und schräger (,) Keil, gesellt sich dann noch der sogenannte Winkelhaken (), welcher seinem im babylonisch-assyrischen Schriftsystem noch klar erkennbaren Ursprung zufolge theils ein einfacher abwärts gehender schräger Keil mit nach oben hin verlängerter oberer Kante, theils das Ergebniß einer Verschmelzung zweier mit ihrem Kopfende unter einem Winkel sich berührender schräger Keile (), beziehungsweise Linien () ist. Sämmtliche Keilschriftarten sind rechtsläufig. Sämmtlich sind sie auch auf der Stufe der Wort- und Silbenschrift stehen geblieben, mit alleiniger Ausnahme der altpersischen Keilschrift, welche Buchstabenschrift ist. Die Keilschrift ist eine Erfindung der ältesten, nichtsemitischen Bevölkerung Babyloniens, welche man mit dem Namen sumerisch oder akkadisch oder sumerisch-akkadisch zu benennen pflegt; die Semiten Babyloniens machten sich diese Erfindung ihrer in der Civilisation schon beträchtlich vorgeschrittenen Landsleute zu eigen; die Assyrer nahmen sie mit in ihre neue Heimat und verbreiteten sie späterhin zu den Armeniern am Van-See; von Babylonien selbst aus kam sie zu den Elamiten nach Susa und erhielten sie die Meder aus der Hand der Semiten; daß endlich ebendort, nämlich in Babylonien, auch die altpersische Keilschrift, deren sich die Achämenidenkönige bedienten, im letzten Grunde ihren Ursprung hat, ist wenigstens in hohem Grade wahrscheinlich. Natürlich mußte dieses Schriftsystem, wie es seine Erfinder nach und nach herausgebildet hatten, bei seiner Wanderung nach West, Nord und Ost, bei seiner Entlehnung seitens anderer Völker für so verschiedene Sprachen und zu so verschiedenen Zeiten und durch so verschiedene Vermittelung zum Theil große Umgestaltungen erfahren, und so unterscheiden wir denn geradezu sechs Keilschriftgattungen, nämlich die nichtsemitisch babylonische, die semitisch babylonisch-assyrische, die elamitische, die sog. medische, die armenische und die altpersische Keilschrift. Von diesen spielt die altpersische in der Geschichte der Keilschriftentzifferung die erste Rolle, nimmt dagegen zur Zeit die babylonisch-assyrische durch die Massenhaftigkeit der in ihr geschriebenen, aus den Trümmerhügeln der Euphrat- und Tigrisebene zu Tage geförderten Literatur, durch die weittragende Bedeutsamkeit der Sprache und des Inhalts ebendieser Texte, endlich durch die Länge der Zeit, während deren sie in Gebrauch gewesen — nicht weniger als vier Jahrtausende sind jetzt sicher nachweisbar[3]) — weitaus die wichtigste Stelle ein. Wir beginnen daher mit der semitisch babylonisch-assyrischen Keilschrift und werden damit zugleich, da diese nur in engster Verbindung mit der nichtsemitisch babylonischen oder sumerischen Schrift behandelt werden kann, zu dem Ursprunge aller Keilschrift zurückgeführt.

Die babylonisch-assyrische Keilschrift ist, wie bereits bemerkt wurde, Wort- und Silbenschrift: die einzelnen Schriftcharaktere bezeichnen theils ganze Wörter (Gegenstände, Begriffe) — Ideogramme; theils einzelne Silben, einfache (*na*, *ni*, *nu*, *nê*; *an*, *in*, *un*, *ên*) und zusammengesetzte (*nam*, *nim*, *num*) — Silbenzeichen; theils beides, Wörter und Silben zugleich; und zwar kann ein und dasselbe Schriftzeichen nicht etwa nur Ein Wort und Eine Silbe, sondern mehrere Wörter und mehrere Silben bezeichnen — Polyphonie der assyrischen Schriftzeichen. Dieses auf den ersten Blick unbegreifliche Schriftsystem wird verständlich durch Betrachtung seines Ursprungs und der verschiedenen Stufen seiner Entwickelung. Die babylonisch-assyrische Keilschrift ist, wie zuerst Oppert mit genialem Blicke erkannt hat und wie jetzt über allen Zweifel erhaben ist[4]), eine Erfindung

1) Die griechischen Schriftsteller erwähnen die Keilschrift unter den Namen *γράμματα ἀσσύρια* und *γράμματα περσικά*. So erzählt Herodot (IV, 87), daß Darius zwei Säulen aus weißem Marmor am Bosporus errichtet habe, *ἐνταμὼν γράμματα ἐς μὲν τὴν Ἀσσύρια, ἐς δὲ τὴν Ἑλληνικά*; gemeint ist die altpersische Keilschrift. Strabo (XIV, 5) unterscheidet zwischen *γράμματα ἀσσύρια* und *γράμματα περσικά*. — Tychsen, Grotefend u. a. nannten die Keilinschriften inscriptiones cuneatae; die Franzosen nennen die Keilschrift écriture cunéiforme („traits en forme de coin, de clou ou de tête de flèche"), die Engländer arrow-headed scripture, cuneiform writing, auch wedge-writing. 2) In einigen wenigen Zeichen, wie z. B. in den neubabylonischen für *ki* und *di*, findet sich auch .

3) Dies durch einen 1882 von Rassam in Abu Habba, das ist Sepharwaim, ausgegrabenen Thoncylinder des letzten babylonischen Königs Nabonid, welcher constatirt, daß Naram-Sin, der Sohn des altbabylonischen Königs Sargon I., 3200 Jahre vor Nabonid regiert hat, wodurch für Sargon I. etwa das Jahr 3800 v. Chr. fest bestimmt ist. 4) Die Hypothese Halévy's, daß es ein sumerisch-akkadisches oder nichtsemitisches Volk so wenig wie eine sumerisch-akkadische Sprache jemals in Babylonien gegeben habe, daß jene vermeintliche Sprache vielmehr nur ein von den

des nichtsemitischen Volks Babyloniens und war ursprünglich lineare Bilderschrift. Wohl sind die ursprünglichen Bilder, welche die zu veranschaulichenden Gegenstände in flüchtigen, vorzugsweise geradlinigen Umrissen malten, schon auf den ältesten uns erhaltenen, nichtsemitischen wie semitischen (sogenannt hieratischen) Schriftdenkmälern, deren Schriftzeichen noch unverkürzt den ältesten vollen Formen sich nähern und in denen noch die Linie ausschließlich oder doch überwiegend gebraucht ist, sowie in den späteren nichtsemitischen, in den altbabylonischen und altassyrischen Texten, in welchen Linien und Keile sich mischen, meist nur schwer noch zu erkennen, und sind in der neubabylonischen und altassyrischen Schrift, in welcher die Linie fast völlig dem Keil gewichen ist und die Schriftzeichen selbst infolge des immer allgemeiner gewordenen Schriftgebrauchs systematischer Vereinfachung verfallen sind, vollends unkenntlich geworden.[5]) Trotzdem liegt bei einer Reihe von Schriftzeichen, z. B. für Sonne, Hand, Herz (Mitte), Wage, Rohr, Fisch, Stier, in deren ältesten erreichbaren Form das ursprüngliche Bild noch klar genug zu Tage, um den hieroglyphischen Ursprung der Keilschrift außer Zweifel zu setzen, wozu obendrein kommt, daß die einheimischen Gelehrten selbst solchen Ursprung ausdrücklich bezeugen und auf Tafeln veranschaulicht haben.[6]) Durch Vereinigung zweier oder mehrerer solcher einfacher Bilderzeichen oder Ideogramme sei es zu Einem geschlossenen Zeichen oder aber zu einer Zeichengruppe wurde dann weiter die graphische Wiedergabe einer neuen Reihe von Gegenständen, vor allem auch von Begriffen ermöglicht; so ergab z. B. die Combination von Mund und Wasser „trinken", von Tag und dreißig „Monat", von Wasser und Himmel „Regen, regnen", von Wasser und Auge „Thräne, weinen". Alle diese Bilder wurden nun natürlich mit dem Namen gelesen, den das betreffende Ding bei dem nichtsemitischen Volke hatte: der Fisch *ǵa*, die Hand *šu*, die Sonne *babbar*, das Rind *gud*; nicht minder selbstverständlich konnte auch Ein Bild zum Ausdruck mehrerer Wörter dienen, sofern diese gleiche oder doch verwandte Bedeutung besaßen: der Stern konnte gleichzeitig auch Himmel und Gott symbolisiren, das Zeichen für Auge gleichzeitig auch sehen, schauen, blicken bedeuten. Die Schrifterfinder thaten nun aber noch einen Schritt weiter, einen Schritt, der geradezu nothwendig war, sollte die Erfindung nicht eine ziemlich müßige sein. Mit allen ihren Ideogrammen, von denen uns jetzt etwa 450 bekannt sind, konnten sie ja doch nur Begriffswurzeln wiedergeben, die Formbestandtheile eines Wortes konnten gar nicht oder, unter Hinzunahme vielleicht von allerlei symbolischen Zeichen, nur höchst mangelhaft ausgedrückt werden. So wählten sie denn, in klarer, durch den agglutinirenden Charakter ihrer Sprache erleichterter Erkenntniß des Unterschiedes von Wurzel und Formbestandtheilen, zur graphischen Wiedergabe dieser letzteren Ideogramme mit einsilbiger Wortbedeutung aus und verwendeten sie als Silbenzeichen schlechthin, z. B. *ǵa* Fisch auch für die Silbe *ǵa*, *an* Himmel auch für die Silbe *an*. Bis jetzt lassen sich etwa 50 solcher Silbenzeichen für die nichtsemitisch babylonische Keilschrift nachweisen.

Von den Nichtsemiten überkamen die semitischen Babylonier und Assyrer die Schrift. Sie behielten die Ideogramme mit allen ihren Sinnwerthen bei, diese natürlich durch die entsprechenden Wörter ihrer eigenen, semitischen Sprache ersetzend, sie verwandten also z. B. das Ideogramm *ǵa* für *nûnu* „Fisch", das Ideogramm *babbar* für *šamšu* „Sonne" und *ûmu* „Tag", das Ideogramm *gud* für *alpu* „Rind". Sie nahmen ferner die jenen Ideogrammen entsprechenden nichtsemitischen Wörter, sofern diese einsilbig waren, herüber und verwandten sie als Silbenzeichen, benutzten also die Ideogramme *ǵa* (Fisch), *an* (Himmel), nicht minder auch das Ideogramm mit den Bedeutungen *sil* (schneiden), *kud* (abhauen), *tar* (entscheiden) für die Silben *ǵa; an; sil, kud, tar*. So also erklärt sich der ebensowol ideographische als syllabische Charakter der assyrischen Keilschrift, desgleichen die Polyphonie so vieler assyrischer Schriftzeichen. Der der Lesung assyrischer Wörter und Texte hiernach scheinbar gestattete bedenklich weite Spielraum erweist sich übri-

---

semitischen Babyloniern ausgeklügeltes Schriftsystem sei, kann, nachdem für das Sumerische ein jüngerer Dialekt sprachwissenschaftlich festgestellt ist, nachdem die Ausgrabungen de Sarzec's in Tello einsprachige sumerische Königsinschriften zu Tage gefördert haben, nachdem endlich ein Thoncylinder des babylonischen Königs Samas-sum-ukin gefunden worden ist, welcher den nämlichen Text links in der Sprache des Dialekts, rechts in dem gewöhnlichen semitischen Babylonisch enthält, jetzt in erhöhtem Grade als für immer beseitigt gelten.

5) Es mag hier nochmals betont werden, daß der Keil als solcher keine wesentliche Eigenthümlichkeit der sogenannten Keilschriftsysteme ist. Es gibt lange Texte, in welchen die Schrift noch reine Linearschrift ist. Inschriften auf hartem Stein, deren sich jetzt etliche im Britischen Museum finden, scheinen neben den Linien auch eingebohrte kreisförmige Höhlungen als Schriftzeichen aufzuweisen. Daß man anfangs auf hartes Material zu schreiben pflegte, scheint aus dem vorzugsweise geradlinigen Charakter der ältesten babylonischen Bilderschrift zu erhellen. Linien waren natürlich auch für anderes Schreibmaterial, wie Papyrus, Holz, Baumrinde, sehr passend. Erst mit der Verwendung weichen Thons als Schreibmaterials und des drei- oder vierkantigen (hölzernen) Schreibgriffels kam das keilförmige Ende der früher einfachen Linien in Aufnahme; die Schriftzüge wurden dadurch, was auf Thon durchaus nothwendig war, klarer, bestimmter, regelmäßiger, und diesen keilförmigen Einsatz behielt man dann auch für hartes Material, wenn er gleich hier eingemeißelt werden mußte, um so lieber bei, als sich diese Keilschriftzüge gerade zu Monumentalschrift ganz vorzüglich eigneten. — Die Unterscheidung eines alt- und neubabylonischen, alt- und neuassyrischen Schriftstils läßt sich im allgemeinen nach Zeit und nach Ort, wie die Namen besagen, wohl durchführen; immerhin ist zu beachten, daß die babylonischen wie die assyrischen Tafelschreiber (*dupsarrê*) nachweislich in jedem dieser Stile erfahren waren und oft, größerer Künstelei halber, auch in jüngeren Zeiten die älteren Schriftcharaktere anwendeten, wie andererseits z. B. die Texte des assyrischen Königs Sargon ein stark babylonisches Gepräge tragen. 6) Siehe die Abbildung einer „Assyrian Tablet inscribed with early hieroglyphic forms of cuneiform characters and their hieratic equivalents. From the South-East Palace Nimrod" in William Houghton's interessantem Aufsatze: „On the hieroglyphic or Picture Origin of the characters of the Assyrian Syllabary: Transactions of the Society of Biblical Archaeology, vol. VI, 1879, pag. 454 seq.

gens in den meisten Einzelfällen ziemlich beschränkt, bald durch das folgende Zeichen, bald durch den Zwang des Zusammenhangs und der semitischen Lautgesetze, bald durch die zahllosen Varianten (ein Zeichen z. B. in dem einen Texte sowol *mis* als *šit* als *lak* lesbar, ist in dem wörtlich gleichlautenden Paralleltexte *la-ak* geschrieben) — auf alles das näher einzugehen ist hier nicht der Ort. Ebenso wenig sollen hier die Nothbehelfe erörtert werden, welche für die Wiedergabe der dem Nichtsemitischen fehlenden Laute, vor allem der emphatischen Consonanten des Semitischen, beschafft werden mußten; es genüge zu sagen, daß auch diese und ähnliche Mängel präciser Consonantenbezeichnung für die Lesung assyrischer Texte jetzt nur noch von geringer Bedeutung sind: wer nur einigermaßen die umfangreiche Literatur überschaut, wird durch die vielen auf den gleichen Stamm zurückgehenden verwandten Formen im Verein mit den Varianten über die etymologisch allein berechtigte Lesung auf die Dauer nicht in Zweifel bleiben. Eine große Erleichterung für das Verständniß assyrischer Texte sind die sogenannten Determinative, d. i. Keilschriftzeichen, welche fast ausnahmslos den Götternamen, männlichen und weiblichen Personennamen, Länder-, Städte-, Berg-, Fluß-, Holz- und Steinnamen vortreten. Einen Worttrenner kennt die assyrische Schrift nicht, ebenso wenig, im allgemeinen wenigstens, einen Satztrenner; dagegen findet sich das Gesetz, jede Zeile mit dem Wortende zu schließen, mit äußerster Strenge befolgt.

Von den Achämenideninschriften sogenannter dritter Gattung, von der Felseninschrift Tiglathpileser's I. an den Quellen des Subnatflusses, der sechzigzeiligen Sanherib-Inschrift am Bergabhange von Bawian und wenigen andern Inschriften abgesehen, verdanken wir den Besitz der babylonisch-assyrischen Keilschriftliteratur, wie sie jetzt vorzugsweise in den Museen von London und Paris aufbewahrt wird, ausschließlich der Ausgrabung. Das Ergebniß dieser Ausgrabungsarbeiten auf den Trümmerhügeln Mesopotamiens, welche von Emil Botta (1842—1845) begonnen, von Austen Henry Layard (1845—1847; 1849—1851), Victor Place (1852), Hormuzd Rassam (1852—1854), George Smith (1873—1876) fortgesetzt, neuerdings abermals von Hormuzd Rassam (1877—1883) aufgenommen und von all diesen hochverdienten Männern mit Geschick, Energie, aber auch unerwartetem Erfolge betrieben wurden, ist nicht allein die Wiederauffindung der vier assyrischen Hauptstädte: Assur, Kelach, Ninewe und Dûr-Sarrukin, die Entdeckung und topographische Erforschung der babylonischen Städte Babylon, Borsippa, Ur, Erech, Nippur, Kutha und Sepharwaim, sondern zugleich eine schier unabsehbare Menge von Literaturdenkmälern aus der Zeit des altbabylonischen, assyrischen und neubabylonischen Weltreiches und weiter herab bis auf „Antiochus, König von Babylon, Sohn des Seleucus, König der Macedonier" (*Anti'akus šar Bâbili apal Silukku šar Makkadunâ'a*). Der Inhalt dieser ältesten uns erhaltenen semitischen Literatur, die wir jetzt bis weit über 3000 v. Chr. zurückzuverfolgen vermögen, ist ein außerordentlich mannichfaltiger: Königsannalen und chronologische Listen, Gebete, Psalmen, Götterlegenden, Texte astronomischen und astrologischen Inhalts, grammatisch-lexikalische, mathematische Arbeiten, dazu eine Unzahl von Privaturkunden, Kauf- und Heirathsverträge, Steuerquittungen, Briefe, Berichterstattungen u. s. w. — es sind zum Theil ganze Bibliotheken und Tempelarchive alter und ältester Zeit, die nach Jahrtausenden wohlerhalten dem Erdboden entrissen worden sind und noch fortdauernd entrissen werden. Alle diese Texte sind in semitisch babylonisch-assyrischer Keilschrift geschrieben. Für das Sumerisch-Akkadische war man bis vor kurzem, was Schrift sowol als Sprache anlangte, fast ausschließlich auf semitische Abschriften angewiesen; erst neuerdings treten durch die von dem französischen Consul de Sarzec auf dem Trümmerhügel Tello, der Stätte der altbabylonischen Stadt Zirgula, ebenfalls erfolgreichst begonnenen Nachgrabungen (1875—1881) einsprachige sumerische Keilinschriften in größerer Anzahl und Ausdehnung in unsern Gesichtskreis.

Die übrigen Keilschriftsysteme, das elamitische, sog. medische, armenische und altpersische, zu denen wir nunmehr übergehen, können weit kürzer behandelt werden; die beiden ersteren müssen es schon deshalb, weil ihre wissenschaftliche Erforschung nur erst begonnen hat.

In elamitischer Keilschrift sind die elamitischen oder susischen Inschriften geschrieben, vor allem also jene von dem englischen Reisenden William Kenneth Loftus in den Trümmern von Susa gefundenen Backsteine, welche von Königen der einheimischen elamitischen Dynastie aus dem 8. und 7. Jahrh. v. Chr., von Sutruk-Nachunte, Kudur-Nachunte u. a. herrühren, wahrscheinlich auch die einen einfacheren Schriftstil aufweisenden, von Layard copirten Felseninschriften von Kul Faraun und Schikafti Suleiman bei Mal Amir in Susiana. Die Schriftcharaktere sind wesentlich die babylonischen, die mit ihnen verbundenen Silbenwerthe ebenfalls die gleichen wie in Babylonien. Wie im Babylonisch-Assyrischen werden Silben wie z. B. *naḫ* bald durch Ein besonderes Zeichen wiedergegeben, bald in *na-aḫ* zertheilt. Auch die Determinative vor männlichen Personen- und vor Götternamen sind in Gebrauch; nur die Anwendung von Ideogrammen scheint äußerst beschränkt gewesen zu sein. Aeußerlich ist der elamitischen Keilschrift eigenthümlich, daß sie fast durchweg den im Babylonisch-Assyrischen wagerechten Keilen eine schräge, nach rechts sich neigende Lage gibt; indeß finden sich auch hierzu Analogien in der babylonischen Keilschrift. Ueber manche wichtige Frage, z. B. wann wol die Elamiten diese Schriftart angenommen haben mögen, ist man zur Zeit noch im Dunkeln.

Gleich der elamitischen kann auch die sog. medische Keilschrift, welche bisjetzt nur in den Achämenideninschriften sogenannter zweiter Gattung erhalten ist, ihren babylonischen Ursprung nicht verleugnen. Fast sämmtliche zur Zeit bekannte medische Schriftzeichen, etwa 110 an Zahl, sowol die für die einfachen und zusammengesetzten Silben als auch die Ideogramme, lassen sich auf babylonische völlig gleichen oder doch nahe verwandten Werthes zurückführen, wie bereits Norris und Oppert

vor vielen Jahren erkannten; der Stil ähnelt stark dem elamitischen der Felseninschriften von Mal Amir. Ein einziges Zeichen wie z. B. das für *rab*, das genau dem babylonischen Ideogramm für *rabû* „groß" entspricht, genügt, um den semitisch-babylonischen Ursprung der medischen Keilschrift außer Zweifel zu setzen. Ein großes Hinderniß für Lesung und Erklärung des Medischen bildet die außerordentliche Unvollkommenheit seiner Schrift, welche Silben wie *da* und *ta; di* und *ti*; *du* und *tu* nur durch je Ein Zeichen wiedergibt, überhaupt die verschiedenen Unterarten der einzelnen Consonantenzeichen, also z. B. *k*, *g*, *gh*; *p*, *b*, *f*, in Ein Zeichen zusammenmengt. Offenbar hat sich in diesen wie in andern Mängeln die alte Unvollkommenheit der sumerisch-akkadischen Keilschrift fortgeerbt, welche, wie im Auslaut einfacher und zusammengesetzter Silben, auch im Anlaut der zusammengesetzten Silben die Härtegrade der Consonanten nicht zu scharfer Unterscheidung gebracht hat. Die babylonisch-assyrische Schrift leidet ja auch ihrerseits unter diesen Mängeln; der Unterschied ist nur, daß dieselben hier infolge der ausgedehnten Literatur und der Menge von Paralleltexten-, -stellen und -schreibungen sich uns jetzt kaum mehr fühlbar machen, dagegen bei dem so geringen Umfange der medischen Schriftstücke das tiefere und feinere Sprachverständniß gewaltig beeinträchtigen.

Die armenische Keilschrift kam zu den Anwohnern des Van-Sees wie zu den Armeniern überhaupt durch die Vermittelung der Assyrer, und zwar war sie, wie schon der Schriftstil vermuthen läßt und die in den Inschriften vorkommenden Königsnamen beweisen, auf der Scheide des 9. und 8. vorchristlichen Jahrhunderts alldort in Gebrauch. Die Schriftzeichen sind die neuassyrischen, wie sie zur Zeit Asurnazirpal's und Salmanassar's II. üblich waren; bisjetzt sind 60 Zeichen für Vocale und offene Silben (*ba*, *bi*, *bu*), 18 für geschlossene (*ab*, *ib*, *al*, *il*, *ul*), 18 für zusammengesetzte (*bad*, *bar*), dazu gegen 40 (einfache) Ideogramme nachgewiesen. Die Härtegrade der Consonanten (*da* und *ta; ga*, *ka*, *ka*) werden unterschieden. Interessant ist, daß, um den Vocal noch klarer zur Geltung zu bringen, man nach dem betreffenden Silbenzeichen gewöhnlich auch noch den Vocal schrieb, also z. B. *ba-a*; eine verwandte Erscheinung siehe unten bei der altpersischen Keilschrift, doch finden sich Ansätze zu solcher an das Alphabetische streifenden Schreibart auch im Babylonisch-Assyrischen. Eine äußere Eigenthümlichkeit der armenischen Keilschrift, wenigstens ihrer jüngeren Denkmäler, besteht darin, daß, wenn ein wagerechter Keil einen andern senkrechten einfach zu kreuzen, zu durchschneiden hätte, der armenische Schreiber diesseit dieses senkrechten Keils absetzt und jenseit desselben mit einem neuen keilförmigen Meißeleinsatz beginnt, was augenscheinlich durch das Material der Steine und Felsen veranlaßt war. Von armenischen Inschriften, welche in Van und Umgegend, aber auch in Palu, bei Malatijeh, Erzerum und Edschmiadzin, zumeist von Fr. Ed. Schulz, dann aber auch von Walpole, Layard, Sir Henry Rawlinson, Rassam und andern gefunden und abgeschrieben wurden, sind zur Zeit mehr denn sechzig bekannt.

Von allen bisher besprochenen Keilschriftsystemen (den anarischen, wie sie Oppert früher nannte) unterscheidet sich die (arische) altpersische Keilschrift dadurch, daß sie kein Syllabar, sondern ein Alphabet darstellt. Zugleich ist sie von allen die einfachste Keilschriftgattung, indem sie nur über 40 Zeichen verfügt. Sie könnte noch einfacher sein, wären nicht für etliche Consonanten zwei, ja sogar drei Zeichen in Gebrauch, je nachdem ein *a* oder *i* oder *u* folgt. Es ist dies eine ganz befriedigend noch nicht erklärte Erscheinung; die gewöhnliche, allerdings auch nächstliegende Annahme ist, daß die altpersische Keilschrift ursprünglich ebenfalls Silbenschrift gewesen, später jedoch, obwol nicht ganz consequent, zur Buchstabenschrift vereinfacht worden sei. Daß gleich allen übrigen Keilschriftsystemen auch das altpersische trotz aller von den Persern selbst vorgenommenen Aenderungen im letzten Grunde doch auch auf Babylonien als seine Heimat zurückgehe, wurde schon im Eingange als höchst wahrscheinlich bezeichnet. Es zu beweisen, hat bisjetzt allein Oppert versucht:[7] er nimmt an, daß Cyrus selbst, im Anschlusse an die babylonische Schrift, die altpersische erfunden habe, indem er 36 Worte auswählte, für welche es babylonische Ideogramme gab, und dann jedes dieser Ideogramme, welches gleichzeitig eine planmäßige Vereinfachung sich gefallen lassen mußte, zu dem Lautwerthe des Buchstabens stempelte, mit welchem das ihm entsprechende persische Wort anfing. Wir würden dieser sehr scharfsinnigen Hypothese gern zustimmen, unterlägen nicht bei einer ganzen Reihe dieser Ideogramme die ihnen beigelegten babylonischen Wortbedeutungen allerhand schweren Bedenken. Die altpersische Keilschrift verfügt auch über einen Worttrenner, einen einfachen schrägen Keil, welcher jedes einzelne Wort vom andern scheidet. Ursprünglich freilich war dieser Keil, wie Oppert gezeigt hat, dazu bestimmt, vor das Wort zu treten, und in dieser seiner Function stellt ihm das Babylonisch-Assyrische mit dem Gebrauche seines einfachen senkrechten Keils in den lexikalischen Arbeiten der babylonischen Gelehrten eine sehr ähnliche Erscheinung zur Seite. Bedient haben sich dieser jüngsten Keilschriftgattung die Achämenidenkönige von Darius (vielleicht sogar schon von Cyrus) bis auf Artaxerxes III. Die meisten dieser Achämenideninschriften stammen aus Persien im engeren Sinne: aus Murghâb, von den Palästen zu Persepolis, vom Berge Nakschi-i-Rustam; indessen wurden deren auch in Susa, in Medien, Van, ja selbst in Aegypten auf dem Isthmus von Suez gefunden, ja gerade die umfangreichste und werthvollste von ihnen allen ist auf altmedischem Gebiete in die Felsenwand von Behistân oder Behistûn (unfern der modernen Stadt Kermanschâh) eingehauen. Die unvergleichliche Bedeutsamkeit ebendieser Achämenideninschriften beruht darin, daß sie fast sämmtlich neben dem altpersischen Grundtexte auch dessen Uebersetzung in die Sprache der Meder und der Babylonier darbieten,

7) In einer kleinen Abhandlung des Journal Asiatique 1874, pag. 238—245.

daß sie die nämliche Inschrift fast durchweg in drei Sprachen[8]) und damit in drei Schriften, wie wir jetzt wissen, der altpersischen, sog. medischen und babylonischen Keilschrift, wiedergeben; war demnach die eine enträthselt, so konnte auch die Entzifferung der beiden andern nur eine Frage der Zeit sein.

Diese Entzifferung der Keilschrift begann mit dem Altpersischen.

Schon im Anfange des 17. Jahrhunderts war durch englische und französische Kaufleute, welche Persien des Handels wegen besucht hatten, die Kunde von seltsamen Inschriften auf den Ruinen von Persepolis und anderwärts nach Europa gekommen. Als dann später durch den Franzosen Chardin und den Deutschen Kämpfer Abzeichnungen jener Inschriften veröffentlicht wurden, begann auch das Streben nach Entzifferung. Aber die Schriftart war eine so schlechthin neue Erscheinung, daß die Texte zwei Jahrhunderte hindurch ein todter Buchstabe blieben. Einige und gar nicht ungelehrte Männer hielten diese Schriftzeichen sogar für ungeschickte Versuche eines persischen Künstlers, Verzierungen an Thüren und Fenstern anzubringen, für zufällige Risse in den Felsen, oder gar für die Arbeit nagender Würmer. Als jedoch gegen Ende des 18. Jahrhunderts, vor allem durch den bekannten Reisenden Carsten Niebuhr, welcher 1765 vier Wochen in Persepolis weilte, neue zuverlässigere Zeichnungen nach Europa gelangten, nahm die Forschung, von einer Reihe abermals nutz- und werthloser Versuche abgesehen, einen neuen glücklicheren Anlauf, und am 14. Sept. 1802 veröffentlichte der Hannoveraner Georg Friedrich Grotefend, damals Collaborator am Gymnasium in Göttingen und erst 27 Jahre alt, die erste Uebersetzung eines Keilschrifttextes, nämlich einer altpersischen Achämenideninschrift, vor der göttinger Akademie der Wissenschaften. Schon Niebuhr war es beim Abschreiben der Inschriften von Persepolis aufgefallen, daß immer drei derselben zusammengehörten, daß jede von ihnen ein verschiedenes Alphabet besitze, auch daß diese Schriftarten immer in einer gewissen Rangordnung eingehauen waren. Tychsen sowol wie Münter hatten ferner auch schon den Worttrenner entdeckt und eben damit das Wesen der einfachsten Keilschriftgattung als einer Buchstabenschrift (denn bei einer Silbenschrift hätte man ja „wahre Wortungeheuer" vor sich gehabt). Grotefend zeigte nun aber nicht allein die Bestandtheile auf, aus denen alle Keilschrift gebildet wird, nämlich den Keil und den Winkelhaken, und bewies nicht nur aus deren Richtung, daß die Keilschrift von links nach rechts zu lesen sei, sondern er fing auch an die Inschriften selbst zu lesen. Er wählte zwei ganz kurze Inschriften in der wenigst verwickelten Schriftgattung aus, welche beide über den Häuptern von Königsbildern angebracht waren (die eine, von Niebuhr mit B bezeichnet, an der Thürpfoste eines Gebäudes auf der zweiten Palastterrasse, die andere, mit G bezeichnet, an der Mauer eines Baues auf der dritten Terrasse von Persepolis). Die alten Schriftsteller sagten ihm, daß die Paläste von Persepolis von Achämenidenkönigen erbaut waren, und indem er weiter von einer Vermuthung Münter's, daß ein gewisses in den Inschriften auffällig oft sich wiederholendes Wort „König" bedeuten müsse, Gebrauch machte, stellten sich ihm jene beiden Inschriften etwa in folgender Gestalt dar:

I.: A König ——— C —.
II.: B König ——— A König —.

Grotefend sah nun unmittelbar, daß diese Zeichengruppen A, B und C Eigennamen enthielten, welche in genealogischem Verhältnisse zueinander ständen: B mußte der Sohn des A, A der von C sein; C aber konnte, gemäß dem ständigen Fehlen des Königstitels nach seinem Namen, nicht König, geborener König gewesen sein. Sonach war A Gründer einer Dynastie. Hier war nun, da es sich um Achämenidenkönige handelte, nur zweierlei möglich: entweder enthielt A den Namen Cyrus oder Darius. Aber die erstere Möglichkeit kam sofort in Wegfall; denn dann wäre ja B Kambyses gewesen, sein Name hätte also den nämlichen Anfangsbuchstaben haben müssen; sodann hätten B und A, da ja Vater wie Sohn des Cyrus Kambyses hieß, gleich sein müssen, und überdies war das Wort A für Cyrus auch zu lang. Somit blieb für A nur Darius übrig, und Grotefend las nun, an die bekannten persischen, griechischen und hebräischen Namensformen anknüpfend,

A: D-a-r-h-w-u-sch
B: Kh-sch-h-a-r-sch-a
C: V-i-sch-t-a-s-p.

Die folgenden Forschungen bestätigten, daß er wirklich richtig gelesen; irrig war nur das h, das sich als j herausstellte.[9])

Obwol nun aber die Keilschriftforschung durch diese wahrhaft genialen Blicke Grotefend's auf sichern Boden gestellt war, nahm sie doch zunächst keinen weiteren Fortgang. Kannte man doch zu Anfang unsers Jahrhunderts in Europa weder das Sanskrit noch das Zend, also gerade die beiden der Sprache der Achämeniden nächstverwandten Idiome. Die Sache ruhte daher scheinbar von 1802—1836; nur eine einzige Entdeckung ist aus dieser langen Zeit zu verzeichnen, nämlich die Erkenntniß der in der Endung des Gen. Pl. enthaltenen Buchstaben *n* und *m* durch den dänischen Sprachforscher Rask. Plötzlich gewannen aber diese Studien eine entscheidende Ausdehnung. Während des Jahres 1836 vervollständigten nämlich drei Gelehrte durch gleichzeitige und unabhängige

8) Die Inschriften von Suez haben auch noch eine vierte, ägyptische, Uebersetzung.

9) Grotefend's eigenen Bericht über den Gang und das Ziel seiner Untersuchungen siehe im Anhange zu Heeren's Ideen Bd. I (Göttingen 1815). — Die Richtigkeit seiner Entzifferung wurde bald nachher durch eine im Medaillen-Cabinet zu Paris aufbewahrte Vase über allen Zweifel erhoben. Auf dieser befindet sich nämlich eine viersprachige Inschrift: die erste in Hieroglyphen wurde von Champollion als der Name des Königs Xerxes entziffert; die drei andern waren mit Keilschriftcharakteren geschrieben, und siehe da! die erste von ihnen, die altpersische, bestand aus eben den Schriftzeichen, welche Grotefend auf den Denkmälern von Persepolis als Xerxes gedeutet hatte.

Arbeiten das von Grotefend begonnene altpersische Alphabet — diese Forscher waren Christian Lassen in Bonn, Eugène Burnouf in Paris, und Henry Rawlinson, damals in Persien. Vor allem war es Lassen, dessen glänzende Arbeit[10]) sehr wichtige Fortschritte brachte: er erkannte scharfsinnig in der mit J bezeichneten Darius-Inschrift ein Völkerverzeichniß und gewann dadurch ein beträchtlich größeres Material für die Erkenntniß der einzelnen Buchstabenwerthe, er bewies aber auch ferner, daß der *a*-Vocal nur initial geschrieben werde, dagegen in der Mitte eines Wortes allen Consonanten inhärire, wenn er nicht durch ein anderes Vocalzeichen ausgeschlossen werde. Mit diesem so wesentlich vervollkommneten Alphabete war es nun bereits möglich, die Inschriften auch philologisch zu erklären; man konnte neben immer schärferer Feststellung der Schriftzeichen (Beer, Jaquet) an den grammatischen und lexikalischen Ausbau der altpersischen Sprache gehen (Lassen, Westergaard, Holtzmann). Freilich zog die Kürze der damals bekannten Denkmäler dem Fortschritte leidige Schranken: dieser war durch Erlangung neueren umfänglicheren Materials bedingt. Solches zu entdecken war nun aber inzwischen Henry Rawlinson geglückt. Auf der Grenze des alten Mediens unweit der Stadt Kermanschâh erhebt sich jäh und steil ein ungefähr 1700 Fuß hoher Berg aus der Ebene. In die Felsenwand dieses Berges mit Namen Behistun findet sich, 300 Fuß hoch über dem Boden, eine große vierhundertzeilige Inschrift des Königs Darius, des Sohnes des Hystaspes, mit wunderbarer Sorgfalt eingemeißelt, zur Zeit freilich theilweise durch einen Bach beschädigt, welcher sich seit lange von oben herab seinen Weg über die Inschrift gebahnt hat. Diese Inschrift hatte Rawlinson, allen Schwierigkeiten trotzend, 1837 copirt, nachdem er zuerst 1835 den altpersischen Studien seine Aufmerksamkeit zugewandt und durchaus unabhängig von Grotefend zu gleichen, ja noch weiter gehenden Resultaten gelangt war. Es versteht sich von selbst, daß dieser umfangreiche Text der Entzifferung der Schrift wie dem Verständniß der Sprache neue Erkenntnisse zuführte, welche wetteifernd von Rawlinson wie von Hincks und Oppert ausgebeutet wurden. Seit 1846, aus welchem Jahre auch Rawlinson's Erklärung der Behistun-Inschrift datirt, kann das Altpersische als sicher entziffert gelten: das Schriftsystem liegt abgeschlossen vor uns, auch die Sprache selbst, deren Kenntniß seitdem durch die werthvollen Arbeiten Benfey's (1847), Oppert's (1851) Spiegel's (1860) und anderer immer mehr erweitert, vertieft und gesichert wurde, ist wohl bestimmt und analysirt, in Grammatik und Wörterbuch zusammengefaßt und, als dem Zend und Sanskrit nächst verwandt, der großen indogermanischen Sprachfamilie definitiv eingegliedert.

Mit der Entzifferung des altpersischen Grundtextes war die seiner beiden Uebersetzungen im Princip gegeben. Anfangs zwar schien die Beschäftigung mit diesen beiden complicirten Keilschriftgattungen wenig lohnend, da die in ihnen geschriebenen Texte ja doch nur Uebersetzungen waren und deshalb nicht viel neue Belehrung versprachen. Als nun aber auf einmal die kaum begonnenen Ausgrabungen in den Trümmerhügeln Assyriens und Babyloniens Inschriften zu Tage förderten, deren Schriftsystem durch aufmerksame Beobachtung als mit der dritten Gattung der Achämenideninschriften übereinstimmend erkannt wurde (Botta, de Longpérier), und beider Entzifferung sich als unauflöslich miteinander verbunden herausstellte, da warf sich die Forschung mit gesteigertem Eifer auf die babylonische Keilschrift. Was der Stein von Rosette durch seinen griechischen Text dem Entzifferer der ägyptischen Hieroglyphen gewesen, wurden hier, nur in noch ausgiebigerer Weise, die altpersischen Denkmäler. Mit Hülfe von etwa 90 phonetisch bestimmten Eigennamen der altpersischen Originale mußte das Lesen auch der dritten Keilschriftgattung gelingen und zwar um so leichter und sicherer, als man wahrnahm, daß sämmtliche Personen-, Länder-, Städte- und Götternamen je durch ein bestimmtes, ihnen vorstehendes Zeichen, ein sog. Determinativ, kenntlich gemacht waren. Die Lesung dieser Eigennamen ermöglichte die Feststellung einer ganzen Reihe von Schriftzeichen wenigstens nach ihren ungefähren Werthen. Im J. 1849 erkannte de Saulcy, daß die Sprache dieser babylonischen Keilschrift eine semitische sei, und er bewies sie als solche in seinen beiden Memoiren vom 14. Sept. und 27. Nov. 1849, welche Lesung, Analyse und Erklärung sämmtlicher damals bekannter babylonisch-persischer Texte enthielten und für Genus, Numerus, Pronomina und etliche Verbalformen sichere, seitdem nie umgestoßene Aufstellungen darboten.[11]) Ihm folgte Sir Henry Rawlinson, welcher 1851 Text und Uebersetzung des babylonischen Theils der Behistun-Inschrift veröffentlichte und dabei die Polyphonie der Schriftzeichen constatirte; es folgten weiter die ausgezeichneten Arbeiten des Irländers Dr. Hincks, welcher zuerst den syllabischen Charakter der assyrischen Schrift nachwies und zuerst in systematischer Weise die Elemente der Grammatik feststellte, sowie die Arbeiten Oppert's, der zum ersten mal einen assyrischen Text übersetzt und erklärt, auch die assyrische Grammatik zusammenhängend dargestellt hat. Die verhältnißmäßig sehr raschen und sichern Fortschritte, welche die babylonische Keilschriftentzifferung trotz des außerordentlich verwickelten Schriftcharakters und trotz der „Chicanen" von Homophonie, von Polyphonie und von gemischter ideographischer und phonetischer Schreibung machte, sind freilich zu einem guten Theil mit ein Verdienst der assyrischen Gelehrten, nämlich der uns überkommenen unschätzbaren Hülfsmittel der sog. Syllabare, welche die Zeichen für zusammengesetzte Silben, wie *kal*, *lip*, *muk*, durch solche für einfache, *ka-al*, *li-ip*, *mu-uk*, erklären und die Ideogramme in übersichtlicher Zusammen-

10) Die altpersischen Keilinschriften von Persepolis. Entzifferung des Alphabets und Erklärung des Inhalts. Nebst geographischen Untersuchungen über die Lage der im Herodoteischen Satrapien-Verzeichnisse und in einer Inschrift erwähnten altpersischen Völker von Dr. Christian Lassen (Bonn 1836).

11) Recherches sur l'écriture cunéiforme du système assyrien. Mémoires autographiés par M. F. de Saulcy (Paris 1849).

stellung durch das oder die jedesmal entsprechenden assyrischen Aequivalente übersetzen. So kann auch die Entzifferung der babylonisch-assyrischen Keilschrift schon seit geraumer Zeit nicht nur als fest begründet, sondern so gut wie vollendet gelten. Vgl. Schrader, Die assyrisch-babylonischen Keilinschriften. Kritische Untersuchung der Grundlagen ihrer Entzifferung: ZDMG. XXVI, 1872. Von ausführlicheren Darstellungen der Geschichte der Entzifferung, sei es der altpersischen Keilschrift allein oder der babylonischen zugleich, seien erwähnt: Friedrich Spiegel, Geschichte der Entzifferung der Keilschrift: Ausland, 6. Mai 1865, S. 409—420. Derſ., Die altpersischen Keilinschriften. Zweite vermehrte Auflage, Leipzig 1881, S. 133—148 (Kurze Geschichte der Entzifferung). Oppert, Expédition scientifique en Mésopotamie. Tome II, Paris 1859, p. 1 fg. Joachim Ménant, Les écritures cunéiformes. Exposé des travaux qui ont préparé la lecture et l'interprétation des inscriptions de la Perse et de l'Assyrie. 2e édit., Paris 1864. Derſ., Leçons d'épigraphie assyrienne. Paris 1873, p. 4—10.

Die Entzifferung der zweiten Gattung der Achämenideninschriften oder der sog. medischen Keilschrift, an welcher sich Westergaard und de Saulcy, auch Hincks, Holtzmann und Mordtmann mit mehr oder weniger Glück versuchten, welche aber wesentlich Norris (Memoirs on the Scythic Version of the Behistun Inscription: IRAS, XV, 1853) zu verdanken ist, ging natürlich ebenfalls von den Eigennamen aus; das Verdienst Oppert's ist es, das auch von Norris erkannte Princip der Gleichheit der babylonischen und der medischen Schriftzeichen für schärfere Fassung einer Reihe medischer Keilschriftcharaktere verwerthet zu haben. Siehe betreffs des Medischen überhaupt Oppert, Le peuple et la langue des Mèdes, Paris 1859, XI, 296 pp. Daß das Elamitische und das Armenische, was ihre Schrift anbelangt, nicht erst entziffert zu werden brauchten, wurde bereits oben bemerkt. Der elamitischen Sprache widmete Oppert eine Abhandlung, Les inscriptions en langue susienne. Essai d'interprétation: Extrait no. 13 des Mémoires du Congrès international des Orientalistes, t. II. (Paris 1873). Mit dem Armenischen beschäftigten sich erfolgreich Hincks, Lenormant, Guyard, vor allem aber Sayce; siehe des letzteren erst jüngst erschienene, höchst verdienstvolle Schrift: The Cuneiform Inscriptions of Van, deciphered and translated: IRAS. Vol. XIV. Part. 3 and 4, p. 377—732. *(Friedrich Delitzsch.)*

KEIM nennt man die Grundlage, aus welcher sich jedes organische Geschöpf unter den dazu erforderlichen Bedingungen allmählich entwickelt. Insbesondere spricht man aber vom Keim der Pflanzen und versteht darunter die Knospen (Augen) am Wurzelstocke oder an andern Stengeltheilen ausdauernder Gewächse, vorzugsweise aber bei den Blütenpflanzen (Phanerogamen) den wesentlichsten Theil des Samens, die nach der Befruchtung hervorgegangene Anlage zu einer neuen Pflanze. In seiner einfachsten Gestalt stellt der Keim oder Keimling (Embryo) ein Zellkörperchen ohne jede Gliederung dar, wie bei den Orchideen, bei Cuscuta, Pirola u. a., in der Regel lassen sich aber an demselben schon das Würzelchen (radicula), das Stengelchen oder die embryonale Achse (cauliculus) mit dem Endknöspchen oder Federchen (plumula) und die Keimblätter (cotyledones), mithin ein vollständig angelegtes Pflänzchen, unterscheiden. Die beginnende Entfaltung des Keims aus dem Samen nennt man das Keimen oder die Keimung. Bei dieser dehnt sich das Würzelchen nach unten zur Wurzel aus, während das Stengelchen sich nach oben verlängert und zum Stengel oder Stamm der Pflanze wird. Am Stengelchen stehen die Keimblätter (Cotyledonen, auch Samenlappen oder Keimlappen genannt), welche die Bestimmung haben, dem jungen Keimlinge während des Keimens Nahrung zuzuführen, die bald in den Keimblättern selbst, bald in einem sogenannten Eiweißkörper (Sameneiweiß, Endosperm, albumen) aufgespeichert ist. In Bezug auf diesen Eiweißträger unterscheidet man beim Keim verschiedene Vorkommnisse; letzterer kann nämlich vom Eiweißträger umgeben sein, wie bei den Umbelliferen, Euphorbiaceen und vielen andern Pflanzenfamilien, oder er kann denselben umschließen (embryo pericus), wie bei den Caryophylleen, Chenopodeen und den verwandten Familien, oder er kann außerhalb des Eiweißes liegen, wie bei den Gramineen, Cyperaceen, Polygoneen u. a. Betrachtet man den Keim für sich allein, ohne auf den Eiweißkörper Rücksicht zu nehmen, so hat man zunächst darauf zu achten, ob er gerade, gekrümmt oder spiralig eingerollt ist, und in Bezug auf seine Richtung, ob sein Grund dem Nabel zugewandt ist, in welchem Falle man ihn als aufrecht bezeichnet, oder ob dies mit seiner Spitze stattfindet, wo er umgekehrt (inversus) genannt wird. In der Regel ist in jedem Samen nur ein Keim vorhanden, es kommen jedoch bei einigen Pflanzen fast immer 2 oder 3 Keime vor, so bei Viscum album, Citrus, Funkia u. a. Vor der Keimung bedarf der Same der meisten Pflanzen einer kürzeren oder längeren Ruhezeit, doch gibt es auch Gewächse, welche fast unmittelbar nach der Reife keimen oder ihre Keimkraft sehr bald verlieren. Die Zeit, in welcher der Same seine Keimkraft einbüßt, ist bei den Pflanzen sehr verschieden. Während dieselbe bei einigen Arten nach sorgfältigen Beobachtungen mehrere Jahre und Jahrzehnte dauert, erlischt sie bei andern schon nach Tagen. Ganz unrichtig ist die Ansicht, daß der Same sich Jahrtausende keimfähig erhalte, wie man dies früher von dem sogenannten Mumienweizen behauptete, wo aber absichtliche Täuschung vorlag. Ueberhaupt können die Versuche mit angeblich aus alten Gräbern stammenden Samen nicht sorgfältig genug angestellt werden. In den meisten Fällen entfaltet sich der Keim erst nach der Trennung des Samens von der Mutterpflanze, wenn letzterer einen zur Keimung günstigen Boden gefunden hat. Es gibt jedoch auch Beispiele, wo der Keim sich schon zu entfalten beginnt, wann der Same noch in der auf der Mutterpflanze befindlichen Frucht eingeschlossen ist. Das merkwürdigste Beispiel dieser Art bietet Rhizophora. — Da bei den Kryptogamen kein Same, also auch kein Keim vorhanden ist, wie bei den Phanerogamen, so kann auch

nicht von einer Keimung die Rede sein, obgleich man bisweilen von der Keimung der Sporen spricht, weil sie durch verschiedene Umgestaltung entweder unmittelbar ein neues Pflanzenindividuum entwickeln oder einen sogenannten Vorkeim (prothallium) bilden, aus dem später eine neue Pflanze hervorgeht. *(Garcke.)*

KEIM (Theodor), hervorragender protestantischer Theolog, ward am 17. Dec. 1825 zu Stuttgart geboren. Als Sohn eines Oberpräceptors am dortigen Gymnasium erhielt er eine ernste Erziehung und wurde von Jugend auf zu unausgesetztem Fleiß angehalten. Zu Stuttgart vorgebildet, studirte Keim 1843—1848 zu Tübingen als Zögling des Stiftes. Mit besonderm Eifer widmete Keim sich unter Ewald orientalischen und unter Baur kirchengeschichtlichen Studien, doch bewahrte er auch gegenüber letzterem so große Selbständigkeit des Urtheils, daß darüber gestritten worden ist, ob er der Tübinger Schule angehöre. — Im Winter 1847—1848 bearbeitete und löste er die Preisaufgabe der Theologischen Facultät über „Das Verhältniß der Christen zum römischen Reich in den drei ersten Jahrhunderten". Vom August 1848 bis Juni 1850 lebte Keim als Hauslehrer im Hause des Gouverneurs von Ulm, des Grafen Sontheim, und benutzte seine Mußestunden zu eifrigen Quellenstudien zur schwäbischen Reformationsgeschichte. Nach einem kurzen Besuche der Universität Bonn wirkte Keim 1851—1855 als Repetent in Tübingen, ward darauf Stadtvicar in Stuttgart und 1857 Diakonus in Eßlingen, wo er bis 1860 als ungewöhnlich beliebter Prediger wirkte. Obgleich bisher ausschließlich mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, widmete er sich mit ganzer Hingabe dem praktischen Amte. Ueber seine Predigtweise sagt er selbst: „Die lebendige Vermittelung des alten Schriftwortes mit der Gegenwart, das war der Grundton meiner Predigten. Diese Vermittelung suchte ich nicht blos in der steten Beziehung des Schriftwortes auf die Lagen und Schäden der Gegenwart, auch des ganzen großen deutschen Vaterlandes, welches mit Fug und Recht an den Prediger die Forderung stellt, auf der Kanzel ein Patriot für Himmel und Erde zu sein; mein Wunsch war auch, der Bildung, der Aufklärung im edelsten Sinne, dem Fortschritte des Jahrhunderts gerecht zu sein und anerkennend und abwehrend durch die Gänge dieser Bildung die ewige, jugendfrische Wahrheit des christlichen Glaubens den Gemüthern und den Geistern fühlbar zu machen."

Nach langen Verhandlungen und wiederholtem Schwanken entschloß sich Keim, 1860 als Professor der Theologie, und zwar für die neutestamentlichen Fächer, nach Zürich zu gehen. Hier verlebte er 13 Jahre der fleißigsten Arbeit, geehrt von seinen Schülern, geliebt von seinen Collegen, geachtet von jedermann. Allerdings fehlte es nicht an Anfechtung; als Mann der Mitte war Keim berufen, aber dann machten beide Parteien, von rechts und von links, ihm einen Vorwurf daraus, daß er von allen kirchlichen Parteikämpfen sich fern hielt; empfindlich und reizbar, litt Keim schwer unter der häuslichen Einsamkeit und mancherlei wissenschaftlichen Anfeindungen. Mit Freuden folgte er deshalb 1873 einem Rufe nach Gießen, empfand aber nur zu bald, daß damit nichts gewonnen sei. Freilich hatte er jetzt das ganze Gebiet der Kirchengeschichte zu behandeln, aber die Lehrthätigkeit war an enge Grenzen gebunden und ein langjähriges Gehirnleiden, das schon früher durch Kopfschmerz und Nervosität lästig geworden war, trat immer stärker hervor. Die letzten Jahre seines Lebens wurden ihm überdies dadurch verbittert, daß er von der Regierung zu Darmstadt genöthigt wurde, sich wider seinen Willen pensioniren zu lassen. Nach langem Leiden beendete der Tod am 17. Nov. 1878 ein Leben, reich an entsagungsvoller, aber fruchtbarer Arbeit im Dienste der Wissenschaft.

Keim war ein Charakter, in dem strenge Wahrheitsliebe und persönliche Frömmigkeit in seltener Weise vereinigt waren. Daher zeigen auch seine Arbeiten auf der einen Seite ein gewissenhaftes Forschen, ein sorgfältiges peinlich genaues Verhör der Quellen, auf der andern Seite ein starkes religiöses Pathos, ein tiefes Durchdrungensein von der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion. Seine Arbeiten gehören sämmtlich dem Gebiete der Kirchengeschichte an, und zwar sind es hier zwei weit voneinander entfernte Zeitabschnitte, deren Kenntniß durch sie wesentlich gefördert worden ist. Der schwäbischen Reformationsgeschichte sind die ersten selbständigen Schriften gewidmet. Hier hat Keim ein reiches handschriftliches Material zugänglich gemacht und vor allem in den biographischen Arbeiten gezeigt, daß er als Historiker zugleich Künstler war. Künstler nämlich in der anschaulichen, abgerundeten Schilderung von Personen und Verhältnissen. Mit der Berufung nach Zürich kehrte Keim wieder zu den Studien zurück, welche ihn schon in Tübingen beschäftigt hatten, zur Erforschung des Urchristenthums. Vorbereitet durch mehrere kürzere Darstellungen erschien als die reife Frucht langjähriger mühsamer Studien die dreibändige „Geschichte Jesu von Nazara". Gibt es überhaupt wenige wissenschaftliche Werke, in welchen eine bis ins Kleinste und Entlegenste gehende Detailforschung mit großen leitenden Gesichtspunkten so glücklich verbunden ist, so ist ohne Frage unter den zahlreichen Bearbeitungen des Lebens Jesu keine, welche unparteiische Erforschung der Quellen zur Klarstellung der menschlichen Entwickelung Jesu und warmes Verständniß für seine religiöse Größe in so fruchtbarer Vereinigung zeigt. Als er den Tod bereits herannahen fühlte, gab Keim, verzichtend auf die zusammenhängende Darstellung der Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte, unter dem Titel „Aus dem Urchristenthum" eine Reihe einzelner Abhandlungen heraus, um „dem Leben in seiner Weise noch einige Früchte abzuringen". Erwähnt seien davon diejenigen über „Die Präconisation des Markus" und über „Das Todesjahr Polykarp's". Hier tritt er der von Waddington aufgestellten und von manchen deutschen Gelehrten adoptirten Bestimmung des Jahres von Polykarp's Martyrium entgegen, dort vertheidigt er gegen die Annahme, das Markus-Evangelium sei das älteste und ursprünglichste, die Bevorzugung des Matthäus, frei-

lich mit dem Zugeständniß, daß er auf Grund erneuerter Studien „der Theorie der Redequelle und Geschichtsquelle sich nicht mehr unbedingt in den Weg stelle". Das Opus posthumum zeigt leider starke Spuren des Unvollendetseins.

Chronologisches Verzeichniß der Schriften und wichtigsten Abhandlungen Keim's (nicht aufgenommen sind die Artikel in Herzog's Real-Encyklopädie, in Schenkel's Bibellexikon und in der Protestantischen Kirchenzeitung):

1) Die Reformation der Reichsstadt Ulm. Ein Beitrag zur schwäbischen und deutschen Reformationsgeschichte, XVI, 420 S. (Stuttgart, Belser'sche Buchhandlung 1851). 2) Die römischen Toleranzedicte für das Christenthum (311—313) und ihr geschichtlicher Werth. In den Theologischen Jahrbüchern von Baur und Zeller (Jahrgang 1852, S. 207—258). 3) Wolfgang Richard, der Ulmer Arzt, ein Bild aus der Reformationszeit (Ebda. 1853, S. 307—373). 4) Ein Wort über Reuchlin's Bruch mit Luther und Melanchthon (Ebda. 1854, S. 288—294). 5) Die Stellung der schwäbischen Kirche zur zwingli-lutherischen Spaltung vom kirchlichen und politischen Gesichtspunkte (Ebda. 1854, S. 536—584, 1855, S. 169—226, S. 356—411). 6) Schwäbische Reformationsgeschichte bis zum Augsburger Reichstag. Mit vorzüglicher Rücksicht auf die entscheidenden Schlußjahre 1528—1531. Zum ersten mal aus den Quellen dargestellt. Mit einem Anhang ungedruckter Reformationsbriefe (XX, 308 S. Tübingen, L. F. Fues 1855). 7) Bedenken gegen die Echtheit des Hadrianischen Christen-Rescriptes. Theologische Jahrbücher 1856 (S. 387—400). 8) Ludwig Hetzer. Ein Beitrag zur Charakteristik der Sektenbewegungen in der Reformationszeit. Jahrbücher für deutsche Theologie (1856, S. 215—288). 9) Das Nachtmahl im Sinne des Stifters. (Ebda. 1859, S. 63—116). 10) Ambrosius Blarer, der schwäbische Reformator. Aus den Quellen übersichtlich dargestellt (156 S. Stuttgart, Belser 1860). 11) Reformationsblätter der Reichsstadt Eßlingen. Aus den Quellen (VII. 167 S. Eßlingen, Weychardt, 1860). 12) Die menschliche Entwickelung Jesu. Akademische Antrittsrede (17. Dec. 1860) 44 S. (Zürich. Orell, Füßli u. Co. 1861). 13) Freundesworte zur Gemeinde. Eine Sammlung Predigten aus den Jahren 1857—1860. Erste Hälfte, XII. 339 S. Zweite Hälfte, VIII. 351 S. (Stuttgart, Lindemann 1861, 1862). 14) Der Uebertritt Constantin des Großen zum Christenthum. Akademischer Vortrag, gehalten am 12. Dec. 1861 im Großrathssaal in Zürich, nebst geschichtlichem Nachweis. VIII. 106 S. (Zürich, Orell, Füßli u. Co. 1862). 15) Die geschichtliche Würde Jesu. Eine Charakteristik in zwei Vorträgen mit chronologischem Anhang. X. 58 S. (Ebda. 1864). 16) Der geschichtliche Christus. Drei Reden mit Rücksicht auf die neuesten Werke und mit literarischen Beigaben. Zweite vielfach umgearbeitete Auflage der Schriften „Die menschliche Entwickelung Jesu" und „Die geschichtliche Würde Jesu". 146 S. (Ebda. 1865). 17) Dasselbe. Eine Reihe von Vorträgen mit Quellenbeweis und Chronologie des Lebens Jesu. Dritte, vielfach erweiterte Auflage, mit einer Schlußabhandlung über die religiöse Bedeutung der evangelischen Grundthatsachen. XXIV. 241 S. (Ebda. 1866). 18) Geschichte Jesu von Nazara in ihrer Verkettung mit dem Gesammtleben seines Volkes frei untersucht und ausführlich erzählt. I. Bd. der Rüsttag, XII, 646 S. (Ebda. 1867). II. Bd. das galiläische Lehrjahr. 1. Abtheilung, der galiläische Frühling. VIII. S. 1—333 (1871). 2. Abtheilung, die galiläischen Stürme. S. 335—618 (1871). III. Bd. das Jerusalemische Todesostern. 1. Abtheilung. Der Messiaszug. S. 1—290 (1871). Der Jerusalemische Messiastod. XI. S. 291—674 (Ebda. 1872). 19) Geschichte Jesu, nach den Ergebnissen heutiger Wissenschaft für weitere Kreise übersichtlich erzählt. Dritte Bearbeitung. VIII. 378 S. (Ebda. 1873). Zweite vielfach veränderte, mit kritischem Schlußworte vermehrte Auflage. XII. 398 S. (Ebda. 1874). 20) Celsus' wahres Wort. Aelteste Streitschrift antiker Weltanschauung gegen das Christenthum vom J. 178 n. Chr. wiederhergestellt, aus dem Griechischen übersetzt, untersucht und erläutert, mit Lucian und Minucius Felix verglichen. XV. 293 S. (Ebda. 1873). 21) Aus dem Urchristenthum. Geschichtliche Untersuchungen in zwangloser Folge. I. Bd. XII. 229 S. (Ebda. 1878). 22) Rom und das Christenthum. Eine Darstellung des Kampfes zwischen dem alten und dem neuen Glauben im römischen Reiche während der beiden ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. Aus Theodor Keim's handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von H. Ziegler, Pastor prim. an St.-Peter-Paul in Liegnitz (Berlin, G. Reimer 1881). *(Bernhard Pünjer.)*

Keimblatt, s. Bryophyllum.

KEISER (Reinhard) war nicht nur einer der allerersten deutschen, sondern auch wol der productivsten sämmtlicher Operncomponisten und hat außerdem das hohe Verdienst gehabt, den weltlichen deutschen Kunstgesang neu zu beleben und wesentlich zu verbessern. Er wurde im J. 1673 auf einer Reise seiner Aeltern von Leipzig nach Weißenfels geboren, urkundliche Nachrichten über Ort und Datum der Geburt sind jedoch nicht zu erlangen gewesen. Sein Vater, ein tüchtiger Musiker und Componist, lebte in freier Stellung und ertheilte musikalischen Unterricht, wobei er öfter seinen Aufenthaltsort wechselte, indem er zeitweilig in Hamburg, Lübeck, Leipzig und in andern Städten lebte. Derselbe widmete seinem mit musikalischem Talent begabten Sohne besondere Sorgfalt, nicht sowol in dessen musikalischer Ausbildung, sondern auch in der höheren wissenschaftlichen Durchbildung desselben, indem er ihn die Thomasschule und Universität zu Leipzig besuchen ließ. Hier kamen dem jungen Keiser Opern und Concerte zu Gehör und so geschah es, daß sich derselbe mit besonderer Vorliebe den musikalischen Studien hingab und sich namentlich der Composition zuwandte und zwar letzteres mit solchem Erfolg, daß er als Componist bald bekannt und schon im J. 1692 — also kaum 19 Jahre alt — einen Ruf an den braunschweigischen Hof nach Wolfenbüttel und daselbst

den Auftrag erhielt, das Schäferspiel „Ismene“ und das Jahr darauf die Oper „Basilios“ zu componiren, zwei Werke, welche dazu beitrugen, seinen Ruf als Componist rascher und immer weiter zu verbreiten. So kam es, daß er schon im J. 1694 die letztgenannte Oper in Hamburg zur Aufführung bringen konnte. Dort war bereits im J. 1678 ein eigenes Opernhaus errichtet und eine ständige Oper mit reicher Ausstattung gegründet worden. Angefeuert von seinen Erfolgen fuhr er in Operncompositionen, deren Sujets er meist der antiken Mythologie entnahm, mit seltener Schaffenskraft fort und brachte so von 1697 an eine Reihe weiterer Werke, so namentlich die Opern „Adonis“, „Irene“, „Janus“, „Almira“ und andere zur dortigen Aufführung. Die allgemeine Beliebtheit derselben brachte es mit sich, daß sie oft wiederholt gegeben werden mußten und daß sich so Keiser immer mehr die Gunst des musikliebenden Publikums erwarb und schließlich der Mittelpunkt der musikalischen Bestrebungen auf der Bühne und im Concertsaal wurde. In dieser Stellung behauptete er sich fast vierzig Jahre hindurch und bewirkte durch sein unermüdliches Schaffen, daß Hamburg in jener Zeit den weitverbreiteten Ruf genoß, die einzige gute deutsche Oper zu besitzen. Dies sein Verdienst erstreckte sich aber, wie schon gesagt, auch auf den Concertsaal, denn er veranstaltete schon im J. 1700 in Gemeinschaft mit dem damaligen ersten Tenoristen an der hamburger Oper C. L. Mattheson, einen Cyklus von Winterconcerten, welche den ungetheiltesten Beifall fanden und durch ihre reizende Gestaltung allgemeines Entzücken hervorriefen. Unaufhaltsam schritt Keiser auf der betretenen Bahn weiter und übernahm im J. 1703 in Gemeinschaft mit einem hamburger Gelehrten Drüsike die Oper von der Eigenthümerin, einer Witwe Schott, in Pacht und Selbstverwaltung und zwar mit solchem Glück, daß ihm dieselbe mit seinen Compositionen eine reiche Einnahme brachte und das Geld in seinen Händen überfloß, ihn aber auch zu einem verschwenderischen Leben hinriß. Unerwähnt kann hier nicht bleiben, daß damals, also im nämlichen Jahre, der nachmalige Heros der Tonkunst, Georg Friedrich Händel, in die Kapelle als Violinist bei Keiser eintrat, wol ein untrüglicher Beweis dafür, daß dieselbe unter Keiser's Directorium einen weitverbreiteten Ruf genoß. In dieser Stellung begann Händel seine ersten Compositionen. — Doch schon 1706 endete Keiser's Thätigkeit als Operndirigent, nachdem Drüsike ausgeschieden und Keiser sich außer Stande sah, allein sein Unternehmen aufrecht zu erhalten. Verschwendung und Mangel einsichtsvoller Benutzung der ihm gebotenen Vortheile waren die Ursache, welche diesen Nothstand herbeigeführt hatte. Von Schulden erdrückt und von seinen Gläubigern hart heimgesucht, kehrte er seiner Ruhmesstätte den Rücken, erst wieder dahin zurückkehrend, als er im J. 1709 wieder mit neuen Opern hervortreten konnte. Wieder verschafften ihm diese und zwar: „Helena“, „Heliates und Olympia“, „Desiderius“, „Orpheus“ und andere den alten ungetheilten Beifall und er stieg so rasch wieder in der allgemeinen Gunst, daß sich seiner Verheirathung mit der Tochter eines reichen Patriciers, des Rathsmusikus Oldenburg, kein Hinderniß in den Weg stellte, diese ihn vielmehr wieder in den Stand setzte, sein ehemaliges opulentes Leben von neuem zu beginnen. Wiederum nahm er mit Mattheson im J. 1716 die Veranstaltung von Concerten auf, besuchte auch 1722 Kopenhagen. Dort componirte er Instrumentalwerke und wurde zum königlichen Kapellmeister ernannt. Nach Hamburg zurückgekehrt, bekleidete er an der dortigen Katharinenkirche von 1728 an die Stelle eines Cantors und Kanonikus, schrieb als solcher auch einige geistliche Compositionen, bei deren Aufführung seine Gattin, eine vortreffliche Sängerin, mitwirkte; damit trat die bis dahin in Hamburg ungewohnte Erscheinung der Frauen bei Aufführung von Kirchenchören ein. Von 1729 bis 1730 soll dann Keiser auch als Opernkapellmeister nach Moskau und Petersburg gegangen sein, doch findet sich hierüber keine zuverlässige Quelle. Im J. 1735, in welchem er seine Gattin durch den Tod verlor, begab sich Keiser wiederum nach Kopenhagen zu seiner Tochter, welche daselbst Hofsängerin war, und starb dort unter deren Pflege am 12. Sept. 1739.

Wie oben schon hervorgehoben worden, war Keiser einer der productivsten sämmtlicher Operncomponisten, dafür spricht auch, daß er, wie angenommen zu werden pflegt, 116 bis 120 Opern geschrieben habe, diejenigen ausgenommen, an denen er nur als Mitarbeiter betheiligt gewesen und zu denen vorzugsweise „Parthenope“ (1733) und „Circe“ (1734) zählen. Ein vollständiges Verzeichniß aller Keiser'schen Opern hat E. O. Lindner auf Grund der Operntextbücher, welche sich in den Bibliotheken in Berlin und Weimar befinden, in seinem Werke: „Die erste stehende deutsche Oper“ (Berlin 1855) zusammengestellt. Den Opern reihen sich Compositionen anderer Art, so Cantaten, Serenaden und Instrumentalwerke an, welche ebenfalls im Druck erschienen sind. Besonders bemerkenswerth ist sein durch den Reichthum an lieblichen und tiefempfundenen Melodien weit und breit bekannt gewordenes und gesuchtes, in Hamburg im J. 1714 im Druck erschienenes Werk: „Musikalische Landluft“, welches an Melodienfülle wol unübertroffen dastehen dürfte, was auch Händel und Hasse ausdrücklich anerkannt haben. Letzterer, ein berühmter und gefeierter Operncomponist und Sänger, war aus seinem Geburtsorte Bergedorf nach Hamburg übergesiedelt, um seine musikalische Ausbildung fortzusetzen, und hatte so als Schüler Keiser's in Gesang, Klavierspiel und Tonsatz aus nächster Nähe Gelegenheit, die Vortrefflichkeit seines Meisters zu erkennen und ein begeisterter Jünger desselben zu werden. Auch der Componist und Musikschriftsteller Johann Friedrich Reichardt, Kapellmeister der königl. italienischen Oper in Berlin, rühmt, wie hochbedeutend Keiser für die Entwickelung des deutschen Liedes gewesen und wie derselbe namentlich den rechten Ton für die Goethe'sche Lyrik angeschlagen habe. Außerdem preisen auch Mattheson, welcher sich auch als musikalischer Schriftsteller hervorthat und als solcher die culturgeschichtliche Bedeutung eines Chronisten seiner Zeit besitzt, und Johann Adolf Scheibe, ein ebenfalls bedeutender Theore-

tiker damaliger Zeit, ihren Freund und Zeitgenossen Keiser als den ersten Operncomponisten der Welt. Alles in allem zusammengefaßt, kann als unbestreitbare Wahrheit hingestellt werden, daß Keiser nicht nur ein genialer Schöpfer der Oper, sondern auch der Förderer und Besserer des weltlichen deutschen Kunstgesangs gewesen ist und daß er das bedeutsame Verdienst gehabt hat, darin überall, namentlich auch in der Cantate und dem Oratorium, das Lyrisch-dramatische zur vollen Geltung gebracht zu haben.

(*Eduard Langenhan.*)

KEITH (George), ein durch die Freundschaft Friedrich's des Großen bekannt gewordener Diplomat und Führer der Jakobiten, ist am 2. April 1685 zu Kinkardine in der gleichnamigen schottischen Grafschaft geboren. Von der in seiner Familie erblichen Würde eines Marschalls von Schottland nannte er sich gewöhnlich Lord Marishal.

In früher Jugend widmete er sich dem Kriegsdienste, machte 1712 den Feldzug in Flandern unter Marlborough mit und trat dann als Kapitän in die Leibgarde der Königin Anna (s. d. Art.) Beim Tode derselben wandte er sich nach kurzem Schwanken zwischen den Parteien der Sache des Prätendenten (Jakob III., s. d. Art.) zu und gehörte zu den eifrigsten Förderern des Aufstandes von 1715. Er befehligte in der Schlacht zwischen Dumblaine und Sherifmoor am 22. Nov. 1715 den rechten Flügel der schottischen Armee und errang einige Vortheile, die jedoch durch die Niederlage der andern Heerestheile wieder verloren gingen. Nach der Auflösung der Armee hielt er sich eine Zeit lang in den Hochlanden und später auf einer kleinen zur Hebridengruppe gehörigen Insel verborgen. Im J. 1716 durch Parlamentsbeschluß unter Verlust seiner Güter und Würden zum Tode verurtheilt, rettete er sich auf einem vom Prätendenten gesandten Schiffe nach Frankreich und trat 1719 als maréchal de camp (Generalmajor) in spanische Dienste. In dieser Stellung landete er im März desselben Jahres zur Unterstützung der Jakobiten mit 2 Fregatten und 6 Compagnien Fußvolk in der Bucht von Stornoway. Die Uneinigkeit der Führer, das Misgeschick der Flotte und die geringe Betheiligung der Schotten an der ganzen Unternehmung waren die Ursachen, daß die Armee sich nach wenigen Wochen auflöste. Die spanischen Hülfstruppen gaben sich gefangen, aber Lord Marishal, welcher nicht darauf rechnen durfte, als Kriegsgefangener behandelt zu werden, zog es vor, bei seinen Freunden in den Hochlanden eine Zuflucht zu suchen; einige Monate später entkam er nach Holland und versuchte von hier aus auf dem Landwege nach Spanien zu gelangen. In Toulouse wurde er jedoch bei dem Versuche, ohne Legitimation die Grenze zu überschreiten, verhaftet, sechs Monate im Gefängniß behalten und dann nach Italien ausgewiesen. Nach kurzem Aufenthalte am Hofe des Prätendenten in Rom begab sich Lord Marishal nach Spanien und gerieth während der Reise in die Gefahr, den Engländern ausgeliefert zu werden. Durch die Unterstützung einflußreicher Freunde gelang es ihm, in Madrid seine Wiederanstellung als Generallieutenant im Dienst des Königs von Spanien zu bewirken; seine Besoldung war indessen sehr kärglich bemessen und wurde ihm nicht regelmäßig ausgezahlt. Mit Ausnahme eines Feldzuges gegen die Mauren, wo Lord Marishal die Expedition 1732 als Generalstabsoffizier begleitete, trat derselbe nie in Function, sondern lebte als Privatmann abwechselnd in Avignon und Valencia.

Im J. 1738 begab sich Lord Marishal infolge der schweren Verwundung seines Bruders Jakob Keith (s. den folg. Art.) nach der Ukraine und begleitete denselben auf den Reisen nach Petersburg und Paris. Auf der Durchreise hatte Lord Marishal in Berlin die Ehre, bei Gelegenheit einer Audienz, welche der König seinem Bruder gewährte, dem damaligen Kronprinzen und späteren Könige Friedrich dem Großen vorgestellt zu werden. Diese flüchtige Begegnung bildet den Anfangspunkt der intimen Beziehungen, in welche Lord Marishal einige Jahre später zu demselben trat.

Im J. 1740 reiste er unter dem Schutze seines Bruders Jakob nach England, wo es ihm gelang einige Trümmer seines Vermögens zu retten, und kehrte darauf wieder nach Valencia zurück.

Im J. 1744 vom Prinzen Karl Eduard (Le chevalier de St. George (s. d. Art.), zur Uebernahme eines Commandos nach Dünkirchen berufen, entzweite sich Lord Marishal mit den Führern der Expedition und nahm seine Entlassung aus allen Dienstverhältnissen. Nachdem er unter Einschränkungen und Entbehrungen aller Art in Venedig gelebt hatte, reiste er 1746 nach Rußland, in der Hoffnung, dort mit Hülfe seines Bruders eine Anstellung zu finden; er wurde jedoch infolge seiner Betheiligung an den jakobitischen Erhebungen auf Betreiben des englischen Gesandten an der Grenze zurückgewiesen und kehrte nach einer Unterredung mit seinem Bruder ohne Aufenthaltt nach Venedig zurück. Einer Einladung Friedrich's des Großen folgend, siedelte er 1748 nach Potsdam über, wo er, geehrt durch die Freundschaft des Königs, im Umgange mit seinem Bruder und einigen andern ausgezeichneten Männern jener Zeit, die glücklichsten Jahre seines Lebens verlebte. Im J. 1750 verlieh ihm der König den Schwarzen Adlerorden und ernannte ihn zum Gesandten in Paris, von wo er 1753 als Gouverneur nach Neufchatel versetzt wurde. Im J. 1759 bat Lord Marishal in Rücksicht auf die daselbst ausgebrochenen religiösen Streitigkeiten um Enthebung von seinem Posten. Friedrich der Große sträubte sich lange, dieses Gesuch ernsthaft zu behandeln, da es sich lediglich um eine theologische Streitfrage über die Dauer der Höllenstrafen und die Mitwirkung des Teufels dabei handelte, und entschloß sich erst dann dazu, Lord Marishal einen Nachfolger zu geben, als die Aufregung der Bevölkerung in offene Empörung überzugehen drohte. Die Geistlichkeit von Neufchatel, welche den Streit geschürt und sich bei dem Könige beschwert hatte, erhielt den Bescheid: „que puisqu'-ils avaient si fort à coeur d'être damnés éternellement, il y donnait volontiers les mains et trouvait trés-bon que le diable ne s'en fît faute“. Gleichzeitig erhielt Lord Marishal den Auftrag, sich als Gesandter des Königs nach Madrid zu begeben und seine Bemü-

hungen darauf zu richten, die spanische Regierung für einen allgemeinen Frieden günstig zu stimmen. Die Verhältnisse am spanischen Hofe waren jedoch der Art, daß Lord Marischal sich sehr bald von der völligen Aussichtslosigkeit seiner Bestrebungen überzeugte, und er bat nun um so dringender um Enthebung von seinem Posten, als er inzwischen durch die Vermittelung Friedrich's des Großen von Georg II. amnestirt worden war. Aus dem preußischen Dienst entlassen, begab sich Lord Marischal zunächst nach England, wo er bei Hofe mit allen Ehren empfangen wurde Eine Erbschaft von 30,000 Livres Renten setzte ihn in den Stand, seine confiscirten Güter wieder zu erwerben, und, den Bitten seiner Landsleute nachgebend, beschloß er, dauernd seinen Wohnsitz in Schottland zu nehmen. Dieser Entschluß wurde jedoch durch einen Besuch, welchen Lord Marischal 1762 Friedrich dem Großen in Potsdam abstattete, stark erschüttert; er kehrte zwar noch einmal nach Schottland zurück, gab jedoch sehr bald den wiederholten Einladungen seines königlichen Freundes nach und siedelte für immer nach Potsdam über, wo er bis zu seinem Tode eine Zierde jenes Kreises geistreicher Männer bildete, welche der große König seines vertrauteren Umganges würdigte.

Lord Marischal starb am 25. Mai 1778 und wurde seinem letzten Willen gemäß ohne jede Ceremonie in der einfachsten Weise von seinen Dienern auf dem Friedhofe in Potsdam bestattet.

Die Zeitgenossen erkennen einstimmig die Reinheit seines Charakters und die Schärfe seines Geistes an.

Quellen: D'Alembert, Éloge de Milord Maréchal (Berlin 1779); Varnhagen von Ense, Leben des Feldmarschalls Jakob Keith (Berlin 1844).

(Ulbrich.)

KEITH (Jakob), Bruder des Vorigen, preußischer General-Feldmarschall, ist nach Douglas, Peerage of Scotland, am 11. Juni 1696 zu Inverugie-Castle in Schottland geboren; andere Quellen nennen Freteressa und Dennottar ebendaselbst. Im älterlichen Hause von dem spätern Bischofe Robert Keith sorgfältig unterrichtet, studirte Keith 1714 in Edinburgh, ergriff die Partei der Jakobiten und theilte die Schicksale seines Bruders (s. den vorhergehenden Art.) bei den Aufständen von 1715 und 1719. Nachdem er seine Studien in Frankreich vollendet hatte, trat er nach vergeblichen Bemühungen, in andern Armeen eine Anstellung zu erhalten, 1728 auf die Empfehlung des spanischen Gesandten in Petersburg als Generalmajor in russische Dienste und wurde 1730 zum Commandeur des Ismailowschen Garde-Regiments ernannt. Im J. 1733 führte Keith anlaßlich der Wahl Stanislaus Lesczynski's (s. d. Art.) ein Corps von 6000 Mann nach Polen, trat jedoch ebenso wenig damit in Action wie im folgenden Jahre, wo er unter Lascy mit 20,000 Mann an den Rhein rückte und infolge des inzwischen eingetretenen Friedens nach Kiew zurückbeordert wurde.

In den Türkenkriegen commandirte er 1736 unter Münnich ein Corps bei der Belagerung von Asow und wurde 1737 beim Sturm auf Oczakow schwer verwundet. Auf Veranlassung seines aus Valencia herbeigeeilten Bruders (s. den v. Art.) wurde Keith zu seiner Wiederherstellung zunächst nach Petersburg und später nach Paris transportirt. Bei Keith's Ankunft in Berlin wünschte der König von Preußen ihn kennen zu lernen und ließ ihn, da er selbst krank daniederlag, in einem Sessel vor sein Bett bringen. Von dieser eigenthümlichen Audienz datiren die freundlichen Beziehungen Keith's und seines Bruders zu Friedrich dem Großen, welcher damals als Kronprinz dieser Unterredung beigewohnt hatte.

In Paris empfahl sich Keith nach Heilung seiner Wunde der Zarin durch diplomatische Dienste und wurde 1740 als Gesandter Rußlands nach England geschickt, von wo er nach Erledigung seines Auftrages nach Rußland zurückkehrte und die Statthalterschaft der Ukraine übernahm.

Im J. 1741 errang Keith in dem Kriege gegen die Schweden am 3. Sept. einen glänzenden Sieg bei Wilmanstrand und vertrieb den Feind auch von den Alandsinseln. — Nach dem Frieden von Abo ging Keith 1743 als außerordentlicher Gesandte nach Stockholm, erwarb sich in einer überaus schwierigen Stellung das Vertrauen aller Parteien und kehrte 1744, mit Ehrenbezeigungen überhäuft, nach Rußland zurück. Die Kaiserin belohnte Keith in der freigebigsten Weise; zu dem ihm schon früher verliehenen Alexander-Newsky-Orden fügte sie den Andreas-Orden, vermehrte Keith's Einkünfte, überließ ihm ein Gut in Livland zum lebenslänglichen Nießbrauch und schenkte ihm einen auf 8000 Rubel geschätzten Ehrendegen. Gleichwol wurde Keith's Stellung in Rußland durch die Feindschaft des Vicekanzlers Bestuschew, welchen er durch seine Berichte aus Stockholm bloßgestellt hatte, unerträglich und Keith bat, nachdem seinem Bruder (s. d. v. Art.) der Eintritt in die russischen Staaten versagt und ihm selbst unter einem nichtigen Vorwande der bereits übertragene Oberbefehl über die bei Narwa zusammengezogenen Truppen wieder entzogen wurde, um seinen Abschied, der ihm im August 1747 unter der Verpflichtung gewährt wurde, nie gegen Rußland Dienste zu nehmen. Von Kopenhagen, wohin er sich zunächst begab, schrieb Keith an Friedrich den Großen und bot dem Könige seine Dienste an; eine überaus huldvolle Antwort desselben erwartete ihn bei seiner Landung in Hamburg. Ohne Aufenthalt eilte er nach Potsdam und empfing am 18. Sept. 1747 aus den Händen des Monarchen sein Patent als Generalfeldmarschall der preußischen Armee. Im J. 1749 wurde Keith zum Gouverneur von Berlin und zum Ritter des Schwarzen Adlerordens ernannt; sein jährliches Einkommen stieg auf 12,000 Thaler. Die Akademie wählte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede.

Beim Beginn des Siebenjährigen Krieges rückte Keith in der Umgebung des Königs in Sachsen ein und wurde zur Erfüllung der formellen Höflichkeiten verwandt, welche Friedrich der Große namentlich gegen die Königin von Polen nicht außer Acht lassen wollte. Die über ihn verbreitete Verleumdung, daß er bei Eröffnung des „Geheimen Archivs", welches die Königin in Person verthei-

digte, bis zu persönlicher Gewaltthätigkeit gegen dieselbe geschritten sei, widerlegt sich durch die Thatsache, daß die Königin ihn auch später wiederholt empfing.

Im September 1756 rückte er an der Spitze eines Corps in Böhmen ein, schlug bei Außig eine Brücke über die Elbe, nahm das feste Schloß Tetschen und concentrirte die Armee im Lager von Johnsdorf, wo der König den Befehl übernahm. Nach der Schlacht bei Lowositz (1. Oct. 1756) führte Keith die Armee in die Winterquartiere an der sächsischen Grenze.

In dem Feldzuge von 1757 begleitete Keith den König auf seinem Zuge gegen Prag, nahm jedoch an der Schlacht keinen directen Antheil, da er mit 26 Bataillonen und 38 Schwadronen nach dem linken Moldauufer gesandt wurde, um den Rückzug des Feindes nach dieser Seite zu verhindern. Während der Belagerung von Prag schlug Keith die Ausfälle der Oesterreicher am 24. und 28. Mai glänzend zurück und erwarb sich nach der Niederlage von Kollin durch die Ausführung des Rückzuges nach Sachsen, sowie im October dieses Jahres durch seine Operationen an der Saale und durch die Behauptung von Leipzig die volle Anerkennung des Königs.

Nach der Schlacht bei Roßbach (am 5. Nov.) erhielt Keith den Befehl, mit 4000 Mann in Böhmen einzufallen, um dem Könige den Marsch durch die Lausitz zu erleichtern. Der Zweck dieser Diversion wurde vollständig erreicht; Keith erbeutete ansehnliche Kriegsvorräthe des Feindes und kehrte ohne Verluste nach Sachsen zurück. Bei der Eröffnung des Feldzuges von 1758 wurde Keith die Belagerung von Olmütz übertragen. Die Festung war gut verproviantirt, hatte 10,000 Mann Besatzung und wurde zweckmäßig vertheidigt. Dem nur 6000 Mann starken Belagerungs-Corps fehlte es dagegen an Proviant, an Artillerie und vor allem an Munition. Der Angriff gerieth bald ins Stocken und mußte ganz aufgegeben werden, als die von dem Könige gesandte Zufuhr am 30. Juni bei Domstädtl den Oesterreichern in die Hände fiel. Den Rückzug nach der Grafschaft Glatz führte Keith wiederum zur vollständigen Zufriedenheit des Königs aus. Während Friedrich der Große den Russen nach Cüstrin entgegenrückte, blieb Keith unthätig in Schlesien zurück. Krankheit und vielleicht auch der Wunsch, nicht gegen Rußland zu kämpfen, mögen ihn dazu veranlaßt haben; aber schon Ende August führte er dem Könige sein Corps von Grüssau aus nach Sachsen entgegen und vereinigte sich am 10. Oct. mit ihm in dem Lager bei Hochkirch. Es ist bekannt, daß Keith beim Anblick dieser herausfordernden Stellung gesagt hat: „Convenez, Sire, que si les généraux autrichiens nous laissent tranquilles dans les camp que nous occupons, ils méritent d'être pendus.“ Der König erwiderte scherzend darauf: „Il faut espérer qu'ils auront moins peur de la potence que de nous autres.“ Dagegen findet sich in einem Briefe Keith's vom 12. Oct. an seinen Bruder keine Andeutung einer Besorgniß; er sagt im Gegentheil: „Man sieht daraus deutlich, daß es Daun's Absicht nicht ist, eine Schlacht zu liefern.“ Der König theilte diesen verhängnißvollen Irrthum.

Keith hatte sein Quartier in Rodewitz genommen und wurde am Morgen des 14. Oct. durch den Donner der Kanonen geweckt. Er eilte sofort auf den Kampfplatz, sammelte die Flüchtigen und stellte sich an die Spitze des Regiments von Kannacher, um die große Batterie, welche den rechten Flügel des preußischen Lagers gedeckt hatte, wieder zu gewinnen. Die Reiterei, welche aus dem zweiten Treffen heransprengte, schaffte Luft, und es gelang Keith die Höhe zu erreichen. Hier stockte der Angriff, und das stark gelichtete Häuflein war augenblicklich umzingelt. Keith saß noch fest im Sattel, obgleich er schon beim Beginn des Sturmes einen Schuß in den Unterleib erhalten hatte. Von allen Seiten drängten die Feinde, aber die preußischen Bajonnete schafften Raum und der Rückzug nach Hochkirch konnte angetreten werden. In diesem Augenblicke traf Keith eine Flintenkugel mitten in die Brust und er sank in die Arme seines Läufers Thebay, der ihm freiwillig ins Gefecht gefolgt war. Vergebens bemühte sich dieser, ihn wieder aufs Pferd zu heben. Keith glitt zu Boden; die allgemeine Flucht trennte ihn von seiner Umgebung, und die dichte Masse von Freund und Feind wälzte sich über den Sterbenden hinweg. Die weiteren Schicksale Keith's sind in Dunkel gehüllt. Nach der Schlacht fand man seine Leiche, geplündert und vollständig entkleidet, zwischen Todten und Verwundeten in der Kirche von Hochkirch. Recognoscirt wurde die Leiche nur durch den österreichischen General Lascy, welcher Keith in Rußland kennen gelernt hatte. Auf dieses Zeugniß hin ließ Daun den gefallenen Helden mit allen seinem Range gebührenden Ehren bestatten. Im J. 1759 wurde Keith's Leiche nach Berlin gebracht und mit großer Feierlichkeit in der Garnisonkirche daselbst beigesetzt. Die Marmorstatue auf dem Wilhelms-Platze in Berlin ließ Friedrich der Große 1786 errichten. Auch in Hochkirch erinnert ein Denkmal an seinen Tod.

Keith starb im 63. Lebensjahre; er war vorzeitig gealtert, und seine Zeitgenossen schildern ihn als einen liebenswürdigen Greis. In der Armee war er nicht beliebt und bei aller Anerkennung seiner Rechtschaffenheit und guten militärischen Eigenschaften theilten seine Offiziere keineswegs das große Vertrauen, welches ihm der König immer bewahrt hat.

Quellen: A Fragment of a memoir of fieldmarshal James Keith, written by himself 1714—1734. Presented to the Spalding Club by Thomas Constable (Edinburgh 1843). — Varnhagen von Ense, Leben des Feldmarschalls Jakob Keith (Berlin 1844).

(Ulbrich.)

·KEITH (George Elphinstone), Viscount, englischer Admiral, geboren zu Elphinstone in der schottischen Grafschaft East-Lothian am 12. Jan. 1746, war der jüngste Sohn des zehnten Lords (Baron) Elphinstone. Seine Mutter, geborene Clementine Fleming, war eine Nichte des George Keith, des letzten Earl-Marshall von Schottland, sowie auch des Feldmarschalls Keith. George Elphinstone wurde in Glasgow erzogen und trat 1762

in den britischen Seedienst. Er diente auf verschiedenen Fregatten, begleitete seinen Bruder William Elphinstone nach China, ging 1769 mit Commodore Lindsey nach Indien und wurde, vom Commodore mit Depeschen nach England gesandt, Lieutenant, dann 1772 Commandeur und, obgleich er 1774 zum Mitglied des Unterhauses für die Grafschaft Dumbarton erwählt worden war, ein Sitz, für welchen er auch 1780 und 1786 wieder erwählt wurde, ward er bereits im März 1775 zum Kapitän ernannt. Er hatte zuerst den Befehl des Marlborough von 74 Kanonen, dann des Pearl und dann des Perseus, auf welchem er unter Lord Howe und Admiral Arbuthnot an der Küste von Amerika diente. Bei der Einnahme von Charleston befehligte Kapitän Elphinstone ein Detachement Mariner, welche ans Land gesetzt wurden. Er war ebenfalls thätig bei dem englischen Angriffe auf Mud-Island am 15. Nov. 1777 und erhielt sodann das Commando des Warwick von 50 Kanonen, auf dem Prinz William Henry, später Herzog von Clarence und dann König William IV. von Großbritannien, seine Lehrjahre als Seemann bestand. Im J. 1781 im Januar nahm Kapitän Elphinstone nach kurzem Kampfe das holländische Kriegsschiff Rotterdam von 50 Kanonen und 300 Mann Besatzung. Am 11. Sept. 1782 nahm er auf der Höhe des Delaware die französische Fregatte Aigle von 40 Kanonen, commandirt vom Comte de la Touche, welcher sich nebst Baron de Vioménil und andern Offizieren den Fluß hinauf flüchtete. Während des ganzen amerikanischen Freiheitskrieges war Kapitän Elphinstone an der amerikanischen Küste unter Admiral Digby als Kapitän des Warwick beschäftigt. Georg III. ernannte den Kapitän im J. 1783 zum Secretär und Kämmerer des Königreichs Schottland. Im J. 1789 heirathete er Miß Jane Mercer, welche jedoch bereits 1797 starb.

Im Befehle des Robust diente Kapitän Elphinstone hierauf unter Admiral Hood im Mittelländischen Meere und war 1793 bei der Einnahme von Toulon betheiligt. Bei der englischen Vertheidigung des Platzes gegen die französische Republik hatte er den Befehl des Forts la Malque, vermochte aber nicht sich gegen die von Bonaparte commandirte Artillerie zu halten. Nach der Uebergabe des Platzes erhielt der Kapitän Elphinstone den Auftrag, die französischen Royalisten einzuschiffen, vermochte aber nicht den Auftrag auszuführen und zu verhindern, daß der größte Theil jener Unglücklichen der Wuth der Republikaner anheimfiel. Nach seiner Rückkehr nach England erhielt Elphinstone den Bath-Orden, ward Contre-Admiral vom Blauen Geschwader am 12. April 1794 und bereits am folgenden 4. Juli Contre-Admiral vom Weißen Geschwader. Nach Ausbruch des Krieges zwischen Holland und Großbritannien ging der Contre-Admiral im Januar 1795 mit seinem Geschwader und Truppen unter General Clarke ab, um die holländische Colonie des Caps der guten Hoffnung in Besitz zu nehmen. Capstadt wurde am 16. Sept. besetzt und die Colonie unter die britische Flagge gebracht, worauf der Admiral nach dem holländischen Ostindien fuhr und Ceylon, Cochin, Malacca, die Molukken in Besitz nahm und dann 1796 sich in der Seldanha-Bai der holländischen Flotte, 2 Linienschiffe, 5 Fregatten, 3 Corvetten, bemächtigte. Im J. 1797 ward Elphinstone zum Peer des Königreichs Irland unter dem Titel Baron Keith of Stonehaven Marishal erhoben und erhielt 1798 das Commando im Mittelländischen Meere unter dem Earl St.-Vincent, dem Kapitän Jervis, unter dem George Elphinstone zuerst in den Dienst der Flotte trat, und als der Earl sich bald darauf wegen Kränklichkeit zurückzog, erhielt Lord Keith das Commando en chef. In Cooperation mit dem österreichischen General Melas blokirte Lord Keith Genua und zwar so scharf, daß dem Platze alle Zufuhr abgeschnitten wurde, und daß Massena trotz seiner tapfern Vertheidigung, vom Hunger bewältigt, sich ergeben mußte (5. Juni 1800). Hierauf ergab sich auch Malta einer Abtheilung von Keith's Flotte.

Am 5. Oct. 1801 erschien Keith vor Cadix mit 2 Linienschiffen und 27 Fregatten, 94 Transportschiffe escortirend, welche 20,000 Mann unter dem Befehle des Sir Ralph Abercrombie führten. Cadix war damals vom Gelben Fieber heimgesucht. Don Thomas di Morla, der spanische Commandant, sandte Lord Keith eine Zuschrift mit der inständigen Bitte, unter obwaltenden Umständen die Belagerung auszusetzen, indem er ihn auf die traurigen Folgen aufmerksam machte, welche auch für die Belagerer aus einem Angriffe entstehen müßten. Lord Keith antwortete, es werde ihm genehm sein abzusegeln, wenn die Spanier ihm ihre gesammte Kriegsflotte auslieferten; Don Morla verwarf diesen Antrag aber mit Entrüstung. Am 6. Oct. versuchte Keith eine Landung; allein die Vertheidigung, wenn nicht die Furcht vor Ansteckung, veranlaßten ihn, seine Leute wieder einzuschiffen. Es gelang Keith jedoch, die Vereinigung der spanischen Flotte mit der französischen zu verhindern. Die spanische Flotte enthielt 22 Linienschiffe. Er verfolgte die französische, 24 Linienschiffe unter Admiral Breux, bis Brest.

Keith nahm nun seinen Curs nach Aegypten und deckte mit großem Geschick die Landung der Armee Abercrombie's bei Abukir, wofür er den Dank beider Häuser des Parlaments erhielt und zum Baron (Peer) des Vereinigten Königreichs erhoben wurde. Lord Keith verweigerte die Ratification des von Sir Sidney Smith mit den Franzosen abgeschlossenen Vertrags von el Arish, laut dessen Kleber sich anheischig machte, das Land zu räumen unter der Bedingung, daß seine Truppen mit Waffen und Gepäck nach Frankreich befördert würden. Kleber hatte die Convention bereits theilweise ausgeführt, bereits Oberägypten, auch Damiette geräumt, als Lord Keith die Ratification der Convention verweigerte und verlangte, daß die Franzosen die Waffen niederlegen und sich als Kriegsgefangene ergeben sollten. Kleber erklärte aber in der Proclamation, welche er hierauf an seine Armee erließ: „Soldats, on ne répond à de telles insolences que par la victoire, préparez vous à combattre".

Im J. 1803 erhielt Keith den Oberbefehl in der Ostsee, 1805 ward er Admiral vom Weißen Geschwader. Er vermochte aber nicht die Einnahme Königsbergs durch

die Franzosen (10. Juni 1807) zu verhindern. Ein Corps, welches Keith ausschiffte, dem Platze zu Hülfe zu kommen, wurde von den französischen Generalen Lefebvre, Denouettes und du Muy vernichtet. Wegen dieses Unfalls wurde er nach England zurückberufen, wo er seine zweite Ehe einging und im Januar 1808 Miß Thrale, die Tochter eines Mitgliedes des Unterhauses, heirathete. Im Mai 1814 wurde Lord Keith zum Viscount erhoben. Es war infolge seiner sorgsamen Aufstellung der Kreuzer, daß die Gefangennahme Napoleon's auf dessen Flucht von Waterloo erfolgte. Viscount Keith wurde hierauf vom Prinz-Regenten beauftragt, Napoleon, als er sich auf dem Bellerophon befand, die zwischen England, Rußland, Preußen und Oesterreich vereinbarte Beschlußnahme mitzutheilen, welche Napoleon zum Gefangenen erklärte. Im folgenden Jahre heirathete Viscount Keith's einzige Tochter Margaretha Maria den Comte de Flahaut, Napoleon's getreuen Aide de Camp. Keith hatte keine Söhne, seine Titel vererbten sich durch seine Tochter auf den Comte Flahaut de la Barladerie. Viscount Keith genoß noch eine Reihe ruhiger Friedensjahre und starb auf seinem Stammsitze zu Tulfallan-House in der schottischen Grafschaft Perth am 10. März 1823. (*W. Bentheim.*)

KEITHIA, eine von Bentham aufgestellte Gattung der Labiaten mit folgenden Merkmalen: Kelch röhrig, meist 13nervig, mit gleicher oder schiefer Mündung, 5 fast gleichlangen Zähnen und unbehaartem oder wolligem Schlunde. Die Kronröhre ragt aus dem Kelche hervor, ist gerade, nach oben zu ein wenig erweitert, innen nackt, der Kronsaum ist 2lippig mit aufrechter, fast flacher ausgerandeter hinterer und abstehender, dreispaltiger vorderer Lippe, deren Lappen entweder flach und fast gleich groß sind oder einen breiten ausgerandeten Mittellappen besitzen. Von Staubgefäßen sind nur die beiden vordern vorhanden, welche entweder aus der Blumenkrone hervorragen oder in derselben eingeschlossen sind, ihre Beutel sind zweifächerig mit auseinandertretenden, durch ein breites Mittelband getrennten Fächern. Der Griffel ist an der Spitze 2spaltig, entweder mit fast gleich langen Zipfeln oder einem flachen andern, welcher den sehr kurzen hintern am Grunde umfaßt. Die Nüßchen sind eiförmig, glatt.

Zu dieser Gattung gehören Kräuter, Halbsträucher oder seltener Sträucher mit theils kurzen beblätterten, theils langen, ruthenförmigen, fast nackten Zweigen, kleinen ganzrandigen Blättern und wenigblütigen, bald achselständigen und voneinander entfernten, bald zu endständigen Aehren vereinigten Scheinquirlen. Die bisher bekannten acht Arten wachsen sämmtlich in Brasilien.

A. Eriothymus *Bentham.*

Zweige abstehend, beblättert; Scheinquirle achselständig; Kelchschlund innen wollig.

1) Keithia rubiacea *Bentham.* Ein mehrere Fuß hoher Strauch. Blätter fast sitzend, eiförmig, stumpf, fast kahl; Scheinquirle gestielt, wenigblütig, sehr wollig; Kelche kurz gezähnt.

B. Gymnocalyx *Bentham.*

Scheinquirle achselständig, wenigblütig; Kelchschlund innen nackt.

2) Keithia scutellarioides *Bentham.* Eine krautartige, niederliegende Pflanze mit langen, kahlen, nur an den Kanten weichhaarigen Zweigen, fast sitzenden, kahlen, eiförmig-lanzettlichen, stumpfen, am Grunde herzförmigen Blättern, 2—6blütigen Scheinquirlen, fast sitzenden Blüten, purpurrothen, den Kelch um das Doppelte überragenden Blumenkronen und spitzen, ungleichlangen Kelchzähnen.

Als Abart gehört hierher Keithia pilosa *Bentham* mit langen weißen Haaren am Stengel und an den Blättern, lang hervortretender Kronröhre und fast doppelt längerem Kelche. Früher betrachtete Bentham diese Varietät als selbständige Art.

3) Keithia nitida *Bentham.* Zweige verlängert, beblättert, weißbehaart; Blätter kurzgestielt, eiförmig-lanzettlich oder länglich, stumpf, oberseits ganz kahl, unterseits ein wenig behaart; Blüten fast sitzend; Blumenkrone mehr als doppelt länger als der Kelch.

4) Keithia minima *J. A. Schmidt.* Eine nur wenig ästige, schlanke, krautartige Pflanze mit sehr kurz gestielten, sehr kleinen, eiförmig-länglichen oder herzförmigen, stumpfen, kahlen Blättern, 1—2blütigen Scheinquirlen, kurzgestielten Blüten, purpurrothen, den Kelch fast um das Doppelte überragenden Blumenkronen und kurzen, etwas ungleichen Kelchzähnen.

Durch die niedrige Gestalt und die viel kleineren Blätter läßt sich diese Art sogleich von den verwandten unterscheiden.

5) Keithia coccinea *Bentham.* Eine 2—3 Fuß hohe krautartige Pflanze mit schwach gegliederten, kahlen Zweigen, linealisch-lanzettlichen, an der Spitze stumpflichen, ausgerandeten Blättern, wenigblütigen, beinahe in Trauben stehenden Scheinquirlen und stumpflichen, gleichlangen Kelchzähnen.

C. Rhabdocaulon *Bentham.*

Scheinquirle in endständigen Aehren oder Trauben dicht beisammen stehend. Kelchzähne spitz, Kelchschlund innen sehr wollig.

6) Keithia villosa *Bentham.* Eine 1—2 Fuß hohe, graubehaarte krautartige Pflanze mit beblätterten Zweigen, sitzenden länglich-linealischen Blättern, endständigen Aehren, dichten Scheinquirlen und kurzen, spitzen, gleichen, abstehenden Kelchzähnen.

Die Pflanze ändert ab: b) glabriuscula *J. A. Schmidt* (Keithia lavanduloides *Bentham*) mit sehr kurzen, angedrückten Seidenhaaren am Stengel, lederartigen, ziemlich kahlen, linealischen, am Grunde verschmälerten, am Rande umgerollten Blättern und röhrig-einwärtsgekrümmten, grauen Kelchen.

7) Keithia gracilis *Bentham.* Die Pflanze ist krautartig mit fast nackten, kahlen Zweigen, sitzenden, länglich-linealischen, kahlen Blättern, endständiger Traube, lockern, ein wenig voneinander entfernten, 2—4blütigen Scheinquirlen und kurzen, begrannten, gleichen, etwas abstehenden Kelchzähnen.

8) Keithia denudata *Bentham.* Eine krautartige Pflanze mit fast gegliederten, beinahe blattlosen, kahlen

Zweigen, sehr dichter Traube und kurzen, spitzen, fast gleichen, abstehenden Kelchzähnen. *(Garcke.)*

KEJÂNIDEN (Kajânier), die zweite der altpersischen Dynastien und als solche Nachfolger der Pêschdâdier. Ihre Geschichte ist durchaus sagenhafter Natur, in ihren älteren Bestandtheilen theilweise Localmythen darstellend, als deren Heimat sich einerseits die westlichen und südlichen Gestade des Kaspisees (Mâzandarân und Tabaristân), andererseits der Nordostrand Erâns ausweisen, während die jüngsten Partien großentheils auf priesterliche Erfindung, beziehungsweise Umbildung zurückzuführen sind. Demgemäß lassen sich auch, wie Spiegel mit Recht hervorgehoben, zwei Hauptabschnitte deutlich erkennen: den Inhalt des ersten, die eigentliche Heldensage umfassenden, bildet der Kampf zwischen Erân und Tûrân, insbesondere die Blutrache für den in Tûrân ermordeten Sijâwachsch, wobei das Haus des Sâm in Zâbut und des Gudarz in Ispahân eine nicht minder bedeutende Rolle als die Mitglieder der königlichen Familie in Istachr spielen; den des zweiten Theils, der nur lose mit dem ersten zusammenhängt, bildet der Sieg der reinen Lehre des Zarathustra über das Reich der Finsterniß. Die von Malcolm angeregten Versuche, diese Erzeugnisse der sagenbildenden Phantasie des êrânischen Volkes an Gestalten und Thatsachen der wirklichen Geschichte (Achämeniden) anzuknüpfen, müssen als verfehlt bezeichnet werden und sind einer wissenschaftlichen Weiterentwickelung nach keiner Richtung hin fähig, werden daher an dieser Stelle auch weiter nicht berücksichtigt werden. Wir geben im Folgenden die Geschichte der Kajânier im wesentlichen nach der Darstellung Firdausi's im Königsbuch, welche von den Nachrichten des Awesta und der späteren Pârsenschriften, sowie denen der mohammedanischen Historiker (wie Hamzah von Ispahân, Mas'ûdî, der Verfasser des Mudschmil), nur in Einzelheiten modificirt, vielfach ergänzt wird.

Der Tod Zaw's, des letzten Pêschdâdiers, hatte in Verbindung mit einem gleich darauf folgenden Einfall der Tûrânier unter Afrâsiâb Erân in die größte Verwirrung gestürzt, welche zu heben der Reichspahlawân Zâl, Lehnskönig von Zâbul (Segestân) mit seinem Sohne Rustem unternahm. Ersterer wählte im Einverständniß mit den Môbads (Priestern) den Kai Kobâd, Rustem holte denselben vom Albordsch (Elburz, hier Himmel, nach dem Mudschmil vom Elwend), schlug die Tûrânier in die Flucht und führte den neuen König in sein Reich. Kai Kobâd (Kawi Kawâta), der erste der Kajânier, starb nach hundertjähriger friedlicher Regierung und hinterließ den Thron seinem Sohne Kai Kâûs (Kawa Usa oder Usadhan), von welchem die Sage mehr als von seinem Vater zu berichten weiß. Zunächst verlockte ihn sein übermüthiges Selbstgefühl zu einem Zuge nach dem von Dämonen bewohnten Mâzandarân, wo er mit dem größten Theile seines Heeres in die Gefangenschaft des weisen Dämons (Dêw-i safêd) gerieth, aus welcher ihn Rustem nach Ueberwindung von sieben Abenteuern befreite. Dann unternahm er einen Zug nach Süden, gewann Sudâbe, die Tochter des Königs von Hamâwerân, zum Weibe, fiel aber aufs neue in Gefangenschaft und ward wieder durch Rustem gerettet. Anderes, was uns von Kai Kâûs' Selbstüberhebung, seiner Macht und seinem Glanze erzählt wird, dürfen wir hier übergehen, um uns zum Mittelpunkt dieses Sagenkreises, der Geschichte des Sijâwachsch und seines Sohnes, zu wenden.

Sijâwachsch (Sijâwasch, altb. Syawarschâna) entstammte der Ehe des Kai Kâûs mit einer Prinzessin aus dem Geschlechte der Könige von Tûrân. Von Rustem sorgfältig erzogen und durch alle ritterlichen Tugenden ausgezeichnet, erregte er die Leidenschaft seiner Stiefmutter Sudâbe, welche, von ihm standhaft zurückgewiesen, nun ihrerseits den Jüngling beim König verbrecherischer Nachstellungen zieh. Ein Gottesurtheil erwies des Prinzen Unschuld; als derselbe aber kurz nachher an die Spitze eines gegen Tûrân entsandten Heeres gestellt das Unglück hatte, durch einen Vergleich mit Afrâsiâb den Zorn seines Vaters zu erregen, so entwich er nach Turân und ward, namentlich durch die Bemühungen des trefflichen Pîrân aus dem Geschlecht der Wisah von Chaton, von Afrâsiâb freundlich aufgenommen. Er vermählte sich zuerst mit Pîrân's Tochter Dscharîrah, dann mit derjenigen Afrâsiâb's, Firingis. Seine Gunst bei Hofe und seine persönliche Tüchtigkeit aber erweckten ihm bald Neider, denen es gelang, ihn zu verderben. Sijâwachsch wurde auf Afrâsiâb's Geheiß schmählich ermordet, Firingis aber durch Pîrân dem Tode entrissen und ihr nachgeborener Sohn, Kai Chusrau (Kai Husrawanh), anfangs Hirten zur Pflege übergeben, nachher dem Pîrân zur Erziehung überlassen, ohne daß der Knabe von seiner Herkunft Kenntniß hatte. Später durfte er mit Firingis in dem von seinem Vater erbauten Sijâwaschgird leben. — Als die Kunde von Sijâwachsch's Ermordung nach Erân gelangte, bemächtigte sich Schmerz und Trauer der Gemüther. Rustem eilte zum König, den er mit Vorwürfen überhäufte; er tödtete Sudâbe, die zu Sijâwachsch's Unglück die erste Veranlassung gegeben, und drang darauf an der Spitze des êrânischen Heeres siegreich in Turân ein, das sechs Jahre in den Händen der Erânier blieb, worauf diese mit Beute beladen abzogen. Nun wendete sich das Geschick: Afrâsiâb fiel verwüstend über Erân her, das, durch seine Gewaltthaten wie durch siebenjährige Dürre aufs äußerste gebracht, nach Erlösung seufzte. Da belehrte ein Traum den Gudarz, einen der ersten Helden Erâns, einen Nachkommen jenes Kâwe, der das Volk einst zur Empörung gegen Dahâk aufgerufen, daß Kai Chusrau in Tûrân weile und Gêw, Gudarz' Sohn und Rustem's Eidam, zu dessen Heimführung ersehen sei. So brach denn Gêw nach Tûrân auf und war so glücklich, den Kai Chusrau nach siebenjährigen Irrfahrten aufzufinden und mit seiner Mutter Firingis nach Erân zu bringen. Freudig empfing Kai Kâûs seinen Enkel: der Thronfolge desselben aber widersetzte sich Tûs, ein Sohn Nauzar's, des letzten Pêschdâdier's und Bannerträger des Reichs, der den Thron dem Farîborz, Kai Kâûs' Sohne, oder sich selbst wollte zugesprochen wissen. Die Eroberung der von Ahriman beherrschten Festung Bahmandiz bei Ardabîl, welche beiden Parteien als Gottesgericht gesetzt worden

und welche auszuführen dem Kai Chusrau durch das heilige Feuer Azar Guschâsp gelang, entschied zu des letzteren Gunsten und mit Ernst konnte nunmehr die Bestrafung Afrâsiâb's in Angriff genommen werden. Allein der erste, von Tûs geleitete Kriegszug hatte einen übeln Ausgang: Kai Chusrau's Verbot ungeachtet zogen die Erânier über Kelât, wo Firûd, Sijâwachsch's Sohn von Dscharîrah, der Tochter Pîrân's, mit seiner Mutter lebte, zwangen denselben zum Kampf und erschlugen ihn; ihren ferneren Marsch gegen den Oxus hemmte zuerst die Ungunst der Witterung, dann die Tapferkeit Pîrân's, welcher dem êrânischen Heere nach anfänglichen Erfolgen eine furchtbare Niederlage beibrachte. Nicht besser erging es Farîborz, der nach Tûs' Abgange vom Heer den Oberbefehl erhielt: in mehrtägiger Schlacht bei Lâdan wurden die Erânier vollständig von Pîrân geschlagen, Gudarz verlor seine achtundsiebzig Söhne bis auf sieben. Ein dritter, wieder von Tûs und Gudarz geführter Zug, hatte nicht mehr Erfolg: die Erânier wurden am Schahdflusse besiegt, zum Rückzug auf den Berg Hamâwan genöthigt und dort eingeschlossen, bis Rustem, von Kai Chusrau entsandt, zu ihrer Hülfe erschien. Nachdem eine auf Frieden und Versöhnung zielende Unterredung Rustem's und Pîrân's fruchtlos geblieben, ward eine Schlacht geschlagen, welche mit der Vernichtung des tûrânischen Heeres und dem Tode der mit Afrâsiâb verbündeten Fürsten, des Kâmûs und des Châkân's von China, endigte. Siegreich kehrten die êrânischen Helden in die Heimat zurück, aber das Geschick, welches Rache für den Mord des Sijâwachsch forderte, war noch nicht erfüllt. So mußte denn Afrâsiâb Erân aufs neue mit Heeresmacht heimsuchen, und während sein Sohn Schêda die eine Hälfte derselben gegen Chwârizm führte, brach Pîrân mit der andern in Erân ein. Gegen jenen sandte Kai Kâûs den Eschkesch, gegen Pîrân den Gudarz, der es nochmals vergeblich versuchte, den Pîrân zu einem Vergleich zu bewegen und dann bei Raibad und Gûnâbâd (Churâsân) sein Heer zur Schlacht ordnete. Einzelkämpfe, darauf ein allgemeines Treffen endigten glücklich für die Erânier, worauf beide Führer Botschaft um Hülfe an ihre Könige sandten. Da inzwischen auch die Niederlage der in Chwârizm eingefallenen Tûrânier bekannt geworden, knüpfte Pîrân Unterhandlungen an, die sich aber zerschlugen, und nachdem eine mörderische Schlacht unentschieden geblieben, beschloß man durch Einzelkämpfe von je elf Helden beider Heere den Streit zum Austrag zu bringen. Die Tûrânier fielen alle, zuletzt Pîrân von Gudarz' Hand, worauf das tûrânische Heer sich auflöste. Kai Chusrau, der nun mit seinem Heere selbst erschien, hatte jetzt nur noch seinen Großvater Afrâsiâb selbst mit dessen Familie zu bekämpfen, und nachdem Pîrân feierlich bestattet, Sijâwach's Mörder Gurwî Zirih aber, den man lebend gefangen genommen hatte, getödtet worden, zogen die Erânier, verstärkt durch Contingente aller unterworfenen und befreundeten Fürsten und Völker, gegen den Oxus. Afrâsiâb, der in Baikand bei Bochârâ geweilt, säumte nicht, den Feinden entgegenzutreten, aber nachdem seine Friedensanträge abgewiesen, sein Sohn Schêdâ von Kai Chusrau im Zweikampfe erschlagen worden und in der darauffolgenden Schlacht sein Heer ungeheure Einbuße erlitten, mußte er sich über den Oxus, dann auch über den Jaxartes zurückziehen, an welch letzterm Flusse er nochmals umsonst das Waffenglück versucht. In der Festung Kang Bihischt eingeschlossen, bot er wiederum vergeblich seinem Enkel die Hand zum Frieden, rettete sich aber aufs äußerste gebracht durch einen unterirdischen Gang aus dem belagerten Platze und erschien bald mit einem neuen, aus Hülfstruppen des Fagfûr von China und den Trümmern der früheren Armeen bestehenden Heere, wurde jedoch abermals geschlagen und entfloh über das Chinesische Meer nach dem von Sijâwachsch erbauten Kangdizh. Auch hierher von Kai Chusrau verfolgt, eilte er über das Meer zurück und verbarg sich, ohne daß es Kai Chusrau gelang, eine Spur weiter von ihm zu entdecken. So kehrte denn letzterer, nachdem er alle von ihm berührten Länder unterworfen, zu seinem Großvater zurück: reich an Beute und Ruhm, aber ohne die Blutrache an Afrâsiâb vollstreckt zu haben. An der eigenen Kraft verzweifelnd wallfahrteten endlich Kai Kâûs und Kai Chusrau nach Azarbaidschân zum Tempel des Azar Guschâsp, der schon früher dem letztern zur Thronfolge verholfen, und verweilten daselbst einen Monat. Ihr Gebet ward erhört. Afrâsiâb, der auf einem unermeßlich hohen Berge bei Barda'a sich verborgen gehalten, wird daselbst von einem frommen Einsiedler Hom (der altarische Gott Haoma) entdeckt, gefangen genommen, nach anfangs erfolgreichem Fluchtversuch den durch Gudarz, der zufällig vorbeigekommen, zur Stelle gerufenen Königen übergeben und von Kai Chusrau enthauptet. Nachdem letzterer dem Azar Guschâsp seine Dankbarkeit durch reiche Spenden an dessen Tempel und Priester an den Tag gelegt, kehrte er mit seinem Großvater in die Hauptstadt zurück und bestieg nach dessen bald darauf erfolgtem Tode den Thron. Von seiner sechzigjährigen Regierung ist wenig überliefert: an Afrâsiâb's Stelle setzte er dessen Sohn Dschehen als König in Tûrân ein, mohammedanische Quellen berichten noch von der Tödtung eines Drachen beim Berg Kûschûd und der Erbauung eines Feuertempels daselbst. Endlich des Lebens müde und vom Himmel durch die Botschaft seiner baldigen Hinwegnahme von der Erde erfreut, berief er die Großen, theilte ihnen seine baldige Himmelfahrt mit, bestätigte alle in ihren Aemtern und Würden und bestimmte trotz anfänglichen Widerspruchs den Luhrasp, einen bereits in den Kämpfen mit Afrâsiâb einmal genannten Verwandten des königlichen Hauses, zum Nachfolger. Dann machte er sich auf den Weg ins Gebirge, woselbst er zum Himmel emporsteigen sollte. Ihn begleiteten die acht vornehmsten êrânischen Helden, von welchen auf des Königs dringenden Rath Gudarz, Sâl und Rustem unterwegs umkehrten, die andern aber mit Kai Chusrau weiterzogen und nachdem derselbe vor ihren Augen an einer Quelle verschwunden, daselbst vom Schlafe überrascht und von einem Schneesturme begraben wurden.

Mit Luhrasp treten, wie bereits bemerkt, an Stelle der seither in der êrânischen Sagengeschichte maßgebenden Momente neue, welche den gänzlich verschiedenen Cha-

rakter der folgenden Periode kennzeichnen. Als erstes ist die von Luhrasp selbst vollzogene Erhebung Balchs, des nachherigen Schauplatzes der Thätigkeit Zarathustra's, zur Residenz zu nennen. Daß es den êrânischen Königen zu keiner Zeit einfallen konnte, den Sitz ihrer Herrschaft so weit nach Osten zu verlegen, liegt in der Natur der Sache: aber die priesterliche Tendenz, welcher diese Gestaltung der Sage den Ursprung verdankt, kümmerte sich um die politische Lage Erâns weit weniger als um die Interessen des mazdajasnischen Glaubens.

Uebrigens erfahren wir von Luhrasp's Regierung nur wenig, und nach hundertundzwanzigjähriger Regierung überließ er den Thron seinem Sohne Guschtâsp (Vistâspa), um sich in einem Feuertempel zu Balch frommen Betrachtungen hinzugeben. — Guschtâsp war als Jüngling, unzufrieden mit seinem Vater, in die Fremde geflohen, hatte nach mannichfachen Schicksalen die Tochter des Kaisers von Rûm geheirathet, sich aber später zur Rückkehr ins Vaterland bringen lassen, wo ihm die Thronfolge zutheil ward, während sein jüngerer Bruder Zarîr Reichspahlawan wurde — eine Würde, welche in der alten Heldensage dem Königshause von Zâbul zugehört. Unter Guschtâsp's Herrschaft tritt Zarathustra (Zoroaster) auf den Schauplatz. Auf diese Persönlichkeit und seine Lehre näher einzugehen ist hier der Ort nicht: es genüge zu bemerken, daß derselbe am Hofe zu Balch anfangs nicht ohne Mistrauen empfangen, später durch seine Wunderkraft den König, dessen Sohn Isfandijâr und die ganze königliche Familie für den mazdajasnischen Glauben zu gewinnen wußte. Die Bekehrung Erâns zu Zarathustra's Lehre reizte den Ardschâsp (Aredschataspa), König von Tûrân, der jetzt als Vorkämpfer des Reiches der Finsterniß gegen das des Lichtes erscheint, zum Angriff auf Erân. In mehrwöchentlichen Kämpfen fiel Zarîr mit vielen der êrânischen Helden und der Sieg schien sich auf Seite der Turânier zu neigen, bis Guschtâsp den Isfandijâr durch das Versprechen, ihm für den Fall des Sieges die Krone zu überlassen, zu erneuten Anstrengungen anfeuerte. Die Turânier wurden vollständig geschlagen, Isfandijâr trug den Glauben Zarathustra's siegreich zu allen Völkern, Guschtâsp aber, weit entfernt, seinem Sohne die Regierung abzutreten, kerkerte denselben auf niedrige Verleumdungen hin in der Feste Kanbadân ein und reiste nach Zâbul zu Rustem. Ardschâsp, dieser Nachrichten froh, sandte seinen Sohn Kahram gegen Balch; die Stadt ward erstürmt, der alte Luhrasp getödtet, seine beiden Töchter Humâi und Bihâfarîd, gefangen genommen und in Rûjîndiz eingekerkert. Durch seine, verkleidet dem Gemetzel entronnene Gemahlin ward Guschtâsp von dem Vorgefallenen unterrichtet und eilte mit seinen Truppen nach Balch, wo er mit dem inzwischen herbeigezogenen Ardschâsp zusammentraf. Die Erânier erlitten eine gewaltige Niederlage, nur mit Mühe rettete sich Guschtâsp mit dem Reste seines Heeres, nachdem achtunddreißig seiner Söhne gefallen (vgl. die achtundsiebzig Söhne des Gudarz) und mußte seine Zuflucht zu dem schwer gekränkten Isfandijâr nehmen, dem er durch seinen weisen Wazir Dschâmâsp wiederum die Abtretung des Reiches verhieß. Isfandijâr ließ sich bewegen und zwang nach blutigem Kampfe die Tûrânier zur Flucht; Guschtâsp aber gebot seinem Sohne, erst seine Schwestern zu befreien, ehe von Erfüllung des geleisteten Versprechens die Rede sein könne. Nachdem Isfandijâr sieben gefährliche Abenteuer durchkämpft (vgl. die sieben Abenteuer des Rustem), gelangte er nach Rûjîndiz. Mit List setzte er sich in den Besitz der Burg, besiegte das Heer des Ardschâsp, erschlug diesen selbst mit seinen zwei Söhnen und führte seine Schwestern nach Erân zurück. Statt seinem Sohne nun endlich die Krone auszuliefern, befahl er demselben als schwerste Bedingung, den Rustem, der als gottloser Anführer hingestellt wird, gefesselt an den Hof zu bringen. Gehorsam machte sich Isfandijâr an die Ausführung des ungerechten Gebots und suchte zunächst, anfangs durch seinen Sohn Bahman, dann persönlich den Rustem in Güte zur Ergebung zu bewegen. Rustem weigerte sich natürlich, die Schmach zu dulden, und es kam zum Kampfe, in welchem Rustem anfänglich dem durch Zarathustra unverwundbar gemachten Isfandijâr unterlag, bis er sich hülfesuchend an den Wundervogel Sîmurgh, den Schutzgeist seines Hauses, wandte. Durch ihn erhielt er einen Zweig des Tamariskenbaums, an welchen Isfandijâr's Leben geknüpft war, verfertigte sich daraus Pfeile und tödtete am folgenden Tage den Isfandijâr durch einen Schuß ins Auge. Sterbend empfahl derselbe dem Rustem die Erziehung seines Sohnes Bahman; Rustem selbst aber ward bald darauf von seinem Stiefbruder Schaghâd, dem Schwiegersohne des Königs von Kâbul, sammt seinem Bruder Zawâra verrätherisch ermordet, an seinem Vater Zâl und seinem Sohne Farâmorz aber vollzog Bahman, welcher seinem Großvater Guschtâsp in der Regierung nachfolgte, die Blutrache. Blos Zâl ward am Leben gelassen, Segestân aber dem Geschlecht des Sâm genommen.

Bahman, mit dem Beinamen Dirâzdast (Langhand) soll zwei Kinder gehabt haben: Humâi und Sâsân. Letzterer, unzufrieden über die Bevorzugung seiner Schwester, zog sich nach Nêschapur zurück; Humâi aber folgte ihrem nach zweiunddreißigjähriger Regierung verstorbenen Vater auf den Thron. — Die einen Quellen machen diese Humâi zur Gemahlin ihres Vaters Bahman, andere zu einer ägyptischen Prinzessin, die ihrem Gemahle Bahman nachgefolgt. Nach dem Tode ihres Gatten gebar sie einen Sohn, Dârâb, der im Wasser ausgesetzt, von einem Walker aufgefunden und erzogen wurde, später im königlichen Heere Dienste nahm und durch hervorragende Eigenschaften sich bald bemerklich machte. Von seiner Mutter erkannt, ward er zu ihrem Nachfolger ernannt. Die weitere Geschichte des Dârâb fällt außerhalb der Grenzen dieses den Kajâniden gewidmeten Aufsatzes; sie gehört der Alexandersage an, welche in ihrer vielfältigen Entwickelung hier nicht verfolgt werden kann.

(F. Teufel.)

KEKROPS (*Κέκροψ*), attischer Heros, Gründer der Kekropia, nach *Apollod.* Bibl. III, 14, 1 Gemahl der

Agraulos, der Tochter des Aktaios, Vater des (attischen) Erysichthon, der Aglauros, Herse und Pandrosos.[1]) Er gilt als Ureingeborener oder, in mythischem Ausdruck, als „Sohn der Erde" (γηγενής).[2]) Nach der ältesten uns zugänglichen Anschauung soll er zur Hälfte Menschen-, zur Hälfte (von der Hüfte an) Schlangengestalt besessen haben (*Aristoph.* Vesp. 438 mit scholl., *Euripid.* Jon. 1163, *Eupolis* com. Gr. fr. V, 1, p. LXXVIII M.), daher er wie die Kentauren und ähnliche Mischwesen διφυής (geminus) genannt wird (*Lycophr.* 111, *Diodor.* I, 28, *Ovid.* Metam. II, 555).[3]) Auch auf den nicht immer mit hinlänglicher Sicherheit zu deutenden Bildwerken ist ihm bisweilen die von der Sage überlieferte Gestalt beigelegt, nicht selten aber unter dem Einflusse der Sondergesetze der Plastik und vielleicht im Anschlusse an eine andere, weiter unten zu erschließende Ueberlieferung rein menschliche Bildung. Vgl. hierüber E. Curtius, Archäol. Zeitg. 1872, 53 fg., 111 und die reichen Sammlungen Stephani's a. a. O. S. 44 fg.

Die mythischen Beziehungen des Kekrops beschränken sich durchaus auf den Mauerring der Akropolis und schließen sich insbesondere an die ältesten dortigen Culte an, in erster Linie an den der Burgherrin Athene. Hier, am Heiligthume der Polias oder Poliuchos befand sich sein Grab und Heroon nach dem Berichte des Antiochus bei *Clem. Alex.* protr. III p. 13 (*Theodoret.* therap. VIII p. 908) = FHG I, 15 p. 184, IV p. 301;[4]) und die von Eusebios Chron. p. 7 Sch. überlieferte Legende läßt ihn das alte „vom Himmel gefallene" Schnitzbild der Göttin selbst weihen. So gehören denn auch die genealogisch mit ihm verknüpften Wesen durchweg dem Kreise der Burggöttin an. Seine Gemahlin und seine Töchter sind schon nach Maßgabe ihrer Namen nichts als Hypostasen gewisser Eigenschaften und Beinamen der Athene[5]), welche dabei in alterthümlichster Weise noch wesentlich als agrarische Gottheit aufgefaßt wird (Welcker a. a. O. S. 104, Duncker S. 74); in denselben Anschauungskreis gehört sein Sohn Erysichthon, d. h. der Erdaufreißer oder Pflüger (Preller, Demeter S. 331; H. D. Müller, Mythol. I, 35). Auch in dem wichtigsten Localmythos der Akropolis, der Legende vom Streite der Athene und des Poseidon um Attika, spielt nach der alursprünglichen Sagenform, wie sie uns Xenophon Memorab. III, 5, 10 und Kallimachus Scholl. Il. *P* 57 überliefern, Kekrops die entscheidende Rolle als Richter; und natürlich fällt er sein Urtheil zu Gunsten der ihm so eng verbundenen Göttin, nach Kallimachos a. a. O. „weil das Meer überall sei, der Oelbaum aber Athenen eigenthümlich". Durch die später allgemein anerkannte, aber nur von jüngeren Zeugen überlieferte Fassung, daß Zeus oder die Zwölfgötter Richter gewesen seien, wird die alte Localsage lediglich in den Kreis der Vulgärmythologie hineingezogen.[6])

Außer mit Athene wird Kekrops in Verbindung gesetzt mit dem gleichfalls auf der Akropolis verehrten Zeus Hypatos. Diesem soll er seinen Beinamen gegeben und am Eingange des Erechtheions (*Paus.* I, 26, 5) einen Altar geweiht haben, auf dem nur unblutige Opfer (πέλανα) dargebracht werden durften (*Paus.* VIII, 2, 3).

Gelehrte Combination, nicht Volkssage oder Legende ist es, wenn die Anfänge der Cultur, die Einsetzung gesellschaftlicher und staatlicher Ordnung dem Kekrops zugeschrieben werden (*Schol. Aristoph.* Plut. 773 = *Suid.* s. v. Κέκροψ). So ist die wol auf Klearch zurückgehende Notiz, daß Kekrops die Monogamie eingeführt habe, offenbar ein willkürliches Autoschediasma, nach den oben gegebenen Ausführungen herausgesponnen aus einer falschen Erklärung des Beinamens διφυής; und auch die von Philochoros bei *Strabo* IX p. 609 = FHG I p. 386, 11 überlieferte Gründung der δυωκαίδεκα πόλεις durch Kekrops verräth sich auf den ersten Blick als Geschichtsconstruction, ohne nutzbaren Sagengehalt. Vgl. Wachsmuth a. a. O. S. 452 Anm. 2. Hierher gehört endlich wol auch die Ansetzung des Kekrops vor oder nach Kranaos; vgl. *Herodot.* VII, 161 und *Apollod.* Bibl. II, 14, 1 fg.

Ebenso ist der jüngere Kekrops, der Sohn des Erechtheus, von dem *Herodot.* I, 173, VIII, 44 nichts weiß, ein bloßes Product chronologischer Speculationen, wahrscheinlich des Hellanikos, welcher die altattischen Sagenkönige doppelt setzte, um eine seinem chronologischen System entsprechende Regentenreihe zu erzielen.

---

1) Zur Literatur: Bahnbrechende Untersuchungen O. Müller's Orchom.[2] S. 51. 86. 99—116. Stoffsammlung bei Gerhard, Mythol. §. 137. 752 fg. Zusammenfassende Darstellung und Deutung in Preller's Gr. Mythol. II, S. 136 fg. und Welcker's Gr. Götterl. II, S. 107 fg. Vgl. ferner Stephani, Compte-rendu de la commission archéologique pour 1872 (Pétersb. 1875), S. 42—77; Wachsmuth, „Stadt Athen" S. 449 fg.; von Wilamowitz, „Aus Kydathen" S. 141—144; Duncker, Gesch. des Alterthums V[5] S. 75. 85. 2) Hephaistos gilt als sein Vater bei *Hygin.*, Fab. 158 und wird auch bei *Joann. Antioch.* fr. 23 FHG IV p. 547 in Verbindung mit ihm genannt. 3) Daß dieser Beiname allgemein gebräuchlich war, geht aus den vielen Erklärungsversuchen hervor, die man mit ihm angestellt hat. So besonders Klearchos bei *Athen.* XIII, p. 555 B = FHG II, p. 319 fr. inc. 49 (aus den ἐρωτικά?), der ihn in seiner geziert künstlichen Weise (Rohde, „Griech. Roman" S. 58) von der Einrichtung geordneter Ehe herleitet. Vgl. auch *Justin.* II, 6 = FHG I, p. 307. Klearch's Einfall wird aufgenommen und umgemodelt von Charax bei Eustath. zu Σ 491 p. 1156 = FHG III, p. 638. Die Beziehungen auf die Eheeinsetzung behält *Joann. Antioch.* fr. 13 FHG IV, p. 547 bei, erklärt aber den Beinamen selbst διὰ τὸ τοῦ σώματος μέγεθος. Dieser letztern Deutung fügt *Euseb.* Chron. II, 24 Sch. eine andere hinzu, daß er nämlich als Aegypter beide Sprachen gekannt habe. Vgl. Welcker a. a. O. S. 108, Anm. 16. 4) Vgl. die Ausführungen bei Wachsmuth a. a. O. S. 450, Anm. 2 und Jules Martha, „Les sacerdotes Athéniens" p. 171.

5) Ueber das Heiligthum der Aglauros vgl. neuerdings Martha a. a. O. S. 145 fg. 77. 6) Vgl. Stephani a. a. O. S. 64 fg. Bei Apollodor, Bibl. II, 14, 1, werden beide ursprünglich sich ausschließende Sagenformen, wie in vielen andern Fällen, vermittelt und verbunden, indem Athene Kekrops als Zeugen vorführt, als Richter aber die Zwölfgötter vom Zeus eingesetzt werden. Die beiden ältesten Zeugnisse, in denen des Richterspruches gedacht wird, haben Kekrops als Richter. Bezeichnend für die rationalistische und pragmatische Auffassung und Umbildung der Mythen im hellenistischen Zeitalter ist die Darstellung Varro's bei Augustin Civ. dei XVIII, 9.

Vgl. J. Brandis, De temp. Graec. ant. rat. p. 7—20; O. Müller, Orchom. S. 117, Schäfer, Gr. Quellenkunde S. 17 fg., Duncker a. a. O. S. 85.

Nicht minder haltlos ist die Nachricht, daß Kekrops aus Sais in Aegypten eingewandert sei (*Marm. Par.*, *Euseb.* Chron. II, p. 24 Sch., schol. *Aristoph.* Plut. 273 = *Suid.* s. v. *κέκροψ*, *Tzetz.* Chil. V, 18, ad Lycophr. 111). Früher scheute man sich nicht, sie für die Annahme directen ägyptischen Einflusses mit ins Treffen zu führen, so besonders Creuzer, Symbol. I S. 180, 265, II S. 401, der auch mit Herodot Athene und die saitische Neith identificirt; aber auch nach O. Müller's einschneidender Kritik a. a. O. S. 99 fg. hat man noch wiederholt in gleichem Sinne geurtheilt bis in die jüngsten Tage hinein (vgl. Wachsmuth S. 452 Anm. 2). Und doch ist der Irrthum als solcher und seine Entstehung durch O. Müller mit voller Evidenz nachgewiesen. Die ganze ältere Zeit weiß nichts von Kekrops dem Aegypter; ihr ist der Heros der ureingeborene schlangenfüßige Sohn der attischen Erde. Nun steigert sich aber die bereits bei Herodot und Plato auftretende unkritische Vermischung und Identificirung griechischer und ägyptischer Culte und Institutionen im hellenistischen Zeitalter zu einer wahren Aegyptomanie. Anaximenes von Lampsakos erklärt die Athener für Aegypter und schon Theopomp macht sie geradezu zu Colonisten der Saiten fr. 117 FHG I p. 297.[7]) Damit ist auch der ägyptisch-saitische Ursprung ihres ältesten Königs ausgesprochen; Charax von Pergamon, den wir als ältesten Zeugen dafür anführen können, wird wiederum — direct oder indirect — von Theopomp abhängig sein.[8]) Demnach beruht die Auffassung des Kekrops als Aegypter nicht auf altmythischer Ueberlieferung, sondern steht vielmehr mit ihr in unvereinbarem Widerspruche (H. D. Müller, Mythol. I S. 314). Sie ist nichts als ein historisches Sophisma (O. Müller a. a. O. S. 103), wahrscheinlich des Theopomp, welches auch nach Maßgabe der Forschungen unserer Zeit in den geschichtlichen Verhältnissen nicht den geringsten Halt findet.[9])

Außer in Attika wußte man auch in Boiotien und Euboia von einem Heros Kekrops.

Ueber „das damals Ogygia genannte" Boiotien herrschte nach *Strabo* IX, 18 p. 407 (vgl. *Steph. Byz.* s. v. *Ἀθῆναι* p. 35 M.) Kekrops und gründete die Städte Eleusis und Athen am Triton, welche hernach durch eine Ueberschwemmung des Sees verschwanden. Vgl. O. Müller a. a. O. S. 51, 116. Offenbar hat man hiermit den Kekrops zu identificiren, dessen Heroon Pausanias IX, 23, 1 in Haliartos sah und den er Sohn des Pandion nennt.

In Euboia soll ein Kekrops das „diadische" Athen gegründet haben (*Strabo* X, 5 p. 446; *Paus.* I, 5, 3). Er wird bei Pausanias als der jüngere athenische bezeichnet, der Sohn des Erechtheus; und dazu stimmt, daß bei Strabo das diadische Athen eine Colonie der Athener heißt. Vgl. O. Müller a. a. O. S. 116. Der Beiname *Διάδες* scheint darauf hinzudeuten, daß auch hier, wie auf der Akropolis, der Cult des Zeus mit dem der Athene verbunden war.

Daß an beiden Punkten ein Heros Kekrops altheimisch gewesen sei, haben wir keinen Grund zu bezweifeln. Schon das Heroon in Haliartos bietet Gewähr genug für diese Ueberlieferung. Dagegen ist die Genealogie offenbar willkürlicher attischer Zusatz. Im zweiten Falle verräth sich deutlich genug die Absicht der Athener, ihre Ansprüche auf Euboia mythisch zu begründen; und obendrein ist der jüngere Kekrops, wie oben gezeigt ist, nicht einmal eine echte Sagengestalt. Vgl. O. Müller a. a. O. S. 116, 117.

Uebrigens wird man aus diesen Thatsachen mit O. Müller S. 117 folgern müssen, daß der Heros Kekrops einem Stamme angehörte, dessen Niederlassungen *Ἀθῆναι* und dessen Göttin *Ἀθηνᾶ* hieß.[10]) Dabei wird man ihn aber doch nicht einfach als Eponymos des Stammes auffassen dürfen; denn der Name der Kekropiden bezeichnet nirgends eine ethnographische Einheit, sondern erscheint vielmehr nur als dichterische Benennung der Athener, wol von der Burg Kekropia. Wir müssen also nach andern Anhaltspunkten suchen, um die Bedeutung dieses Heros, über welche die verschiedenartigsten Vermuthungen aufgestellt sind, bestimmter zu fixiren.

Von Forchhammer's physikalischer Deutung (zu *κρέκω* = rauschender Regen)[11]) und Rückert's Einfall (= haruspex, cf. *κέρκωψ*: „Troja" S. 299) sieht man billig ab. Ebenso ist die von Welcker, Götterl. III, S. 108 Anm. 18 vertretene Ableitung von *κερκώπη* im Sinne von Heu-

7) Am weitesten ging Istros, der in seinen *Αἰγυπτίων ἀποικίαι* (FHG I, p. 423, 39—42) fast ganz Hellas von Aegypten besiedelt und cultivirt werden ließ. 8) *Tzetz.* ad Lycophr. 111 *Ἐλθὼν γὰρ* (*ὁ Κέκροψ*) *ἀπὸ Σαΐως πόλεως Αἰγύπτου τὰς Ἀθήνας συνῴκισε. Σαΐς δὲ κατ' Αἰγυπτίους ἡ Ἀθηνᾶ λέγεται, ὥς φησι Χάραξ.* Der Zusammenhang des zweiten Satzes mit dem ersten ist ein so enger, daß man mit Müller FHG III, p. 639 beide dem Charax zuschreiben wird. Hiernach modificirt sich Duncker's Behauptung S. 74, Anm. 3, daß sich Kekrops als Einwanderer aus Aegypten „erst bei Eusebios" finde. 9) Von einem directen Einflusse Aegyptens auf Griechenland in der ältesten Zeit oder gar von ägyptischen Colonien finden sich keinerlei Spuren. Vgl. u. a. E. Renan, Rev. de deux mondes LVI (1865), p. 683: ni dans les découvertes de la philologie comparée, ni dans les renseignemens positifs fournis par l'égyptologie rien n'est venu donner une ombre de vraisemblance à ces colonies égyptiennes rattachées aux noms fabuleux d'Inachus, de Cécrops etc.

10) Diesen Stamm nennt Wachsmuth a. a. O. S. 450 Pelasger im Gegensatz zu den im Osten der Stadt wohnenden Joniern. Die historischen (tyrsenischen) Pelasger können aber damit nicht gemeint sein, da sie nach Herodot am Hymettos wohnten und gerade von den Burgbewohnern, denen sie Frondienste geleistet hatten, aus Attika vertrieben wurden (vgl. von Wilamowitz a. a. O. S. 144); da sich ferner an ihren späteren Sitzen nirgends eine Spur von altem Athenedienst vorfindet, sondern nur der Kabiren- (Hermes-Demeter-) Cult; vgl. den Artikel Kabiren (Zweite Sect. XXXII, S. 19 fg.). Sonst aber ist der Pelasgername so unbestimmt-allgemein, daß man gut thut, ihn in allen ethnographischen Fragen ganz aus dem Spiele zu lassen. Auch Gerhard, Mythol. §. 752, Anmerk. 2 ist völlig im Unklaren 11) Gebilligt von Petersen „Griech. Myth." Section I, Bd. LXXXII, S. 103.

schrecke (Hesych.) — wodurch dann, wie durch die Tettigophorie der Athener, der Autochthonismus ausgedrückt sein soll — wol zu gesucht und zu wenig durch Analogien gesichert, um als wahrscheinlich bezeichnet werden zu können. Mehr ins Gewicht fällt die Erklärung des Namens von G. Curtius, der ihn „Grundz. der griechischen Etymologie" S. 144 mit *κρώπιον* = *δρέπανον* in Zusammenhang bringt und meint, der Sohn des Erichthon („Gutland") heiße nicht unpassend „Vielschnitt". Die lautliche Zulässigkeit dieser Etymologie wird man kaum bezweifeln dürfen; der Bedeutung nach aber erscheint sie, trotz des agrarischen Charakters der ältesten Athenereligion, für den Heros der Burg, den Stadtgründer und Landeskönig denn doch nicht recht passend. Und vielleicht ist es möglich, eine ansprechendere zu erschließen.

Der Mythenkreis des Kekrops ist in Athen, wie wir gesehen haben, auf die Akropolis beschränkt; ebenso wußte man in Boiotien und Euboia allem Anschein nach nichts anderes von ihm zu erzählen, als daß er Städte mit dem Namen Athen gegründet habe, deren Mittelpunkt nach der Sitte der ältesten Zeit gleichfalls in einem Burgberge bestanden haben wird. Dazu kommt noch, daß mehrere dem Kekrops gleichgeordnete Wesen der attischen Mythologie unverkennbar Repräsentanten von Oertlichkeiten sind, so Aktaios, sein Schwiegervater (zu *ἀκτή*), sein Nachfolger oder Vorgänger Kranaos und dessen Gattin Pedias (von Fels und Ebene). So scheint alles auf die auch von Duncker a. a. O. S. 47 vertretene Annahme hinzudrängen, daß Kekrops ursprünglich Eponymus der Burg Kekropia ist, deren Name das Aeltere und Gegebene wäre. Dazu stimmt dieser Name selbst trefflich. Nach Vergleichung der Ortsnamen *Παρθενόπη*, *Ἀλόπη*, *Τριόπιον*[12]) wird man ihn zerlegen in *Κεκρ-οπία* und den zweiten Theil zu *ὄψ*, *ὄψις* (= Gesicht, Gestalt) ziehen[13]), den ersten unter Annahme verstärkender Reduplication mit *κάρα* (*κρα-ατ-*) *κραννίον* (vgl. *Κραναός*) zusammenstellen[14]): sodaß als Bedeutung etwa „hohe Warte" anzunehmen wäre.

In der Sage, daß der Burgheros Sohn der Erde sei, hat der Stamm der Atheneverehrer das Bewußtsein uralter rechtmäßiger Seßhaftigkeit in einer vielgebrauchten mythischen Form zum Ausdruck gebracht.[15]) Auf diese Autochthonie pflegt man auch die Schlangengestalt zu beziehen[16]): eine Ansicht, die Preller in wenig verständlicher Weise wiedergibt, wenn er „Gr. Myth." II, S. 136 der Schlange „in diesen attischen Sagen die Bedeutung des heimlichen und verborgenen Wachsthums der irdischen Dinge, namentlich des erdgeborenen Menschen" zuschreibt. Aehnlich meint Stephani a. a. O. S. 47, Kekrops sei „mythischer Repräsentant" der Burgschlange, in der man „eine Offenbarung der unter Athene's Fürsorge gebärenden und nährenden Kraft der Erde" gesehen habe. Nun war es aber ein wie überall so auch in Griechenland weitverbreiteter Glaube, daß die Seele nach dem Tode Schlangengestalt annehme.[17]) So sollten Kadmos und Harmonia an ihrer Grabstätte als Schlangen fortleben (vgl. den Art. Kadmos, 2. Sect. XXXII S. 40) und in gleicher Gestalt erschienen die Heroen Kychreus und Sosipolis den Ihrigen als Retter in Schlachtennoth. (*Paus.* I, 36, 1, VI, 20, 5). Demnach wird man die Schlange auf der Akropolis vielleicht umgekehrt als Repräsentantin des Burgheros ansprechen dürfen: in ihr lebte er fort, seinem Stamme hülfreich gegenwärtig. Die Mischgestalt wird dem Kekrops erst beigelegt worden sein, als dieser alte Glaube nicht mehr lebendig war.[18])

(O. Crusius.)

KELAENAE, *Κελαιναί*, große Stadt des südlichen Phrygiens an den Quellen des Mäander. Derselbe „strömt in zwei starken Armen brausend aus einer Grotte unter eigenartigen Felsenriffen hervor", welche die Stadt durchfließen und sich unterhalb derselben vereinigen und von Osten den Orgas aufnehmen. Im Westen der Stadt, unterhalb des Hügels Itschardja, der als Akropolis diente und zu Xenophon's Zeit einen königlichen Palast trug (Anab. II, 2, 8) entspringt der kurze, aber wasserreiche Marsyas (*Her.* VII, 26 *Καταρρήκτης*), der sich bald mit dem Mäander vereinigt. Nach der Ansicht der alten wie der gegenwärtigen Bevölkerung waren beide Flüsse der unterirdische Abfluß der Wasser der geschlossenen Hochebene Dombai Owa (*Αὐλοκρήνη*, *Plin.* V, 106. 113, XVI, 240 *Maxim. Tyr.* Diss. 13, 8. *Strabo* XII, 8, 15).

In Keläna erfreute sich der Eponymos des Flusses Marsyas besonderer Verehrung; in einer Höhle an der Quelle unterhalb der Burg wurde der Schlauch des Quellgottes gezeigt, dem das Wasser entströmte (*Her.* V, 26, *Xen.* Anab. I, 2, 8). Daraus ist dann die bekannte Sage von dem Wettstreite zwischen Marsyas und Apollo entstanden, in dem letzterer jenem die Haut abgezogen und als Siegeszeichen aufgehängt habe. Zu Plinius' Zeit zeigte man auch die Platane, an der Marsyas hing, als er geschunden wurde (XVI, 240), und die Münzen sind voll von Anspielungen auf die Sage. Ferner finden wir hier ebenso wie in Ikonion eine alte phrygische Flutsage localisirt. Nach dem Schiffskasten, in dem der überlebende Mensch sich rettete, erhielt das

12) So ist das Vorgebirge offenbar benannt von seiner Gestalt. Es wird mythisch vertreten durch Triopas wie die Kekropia nach unserer Annahme durch Kekrops; vgl. die scharfsinnige Auseinandersetzung H. D. Müller's, Mythol. 1, 18 fg. 13) Die Städte, Berge und Burgen „sehen ins Land", mit einer der ältesten Sprachschöpfung ganz geläufigen Personification. Vgl. unser „Lug-ins-Land". 14) Hierher gehört auch der Stadtname *Κραννών*, sowie *Κόρινθος*, von der Burghöhe, wie auch H. D. Müller, „Indogermanischer Sprachbau" S. 24, Anm. 3 erklärt. Vgl. Curtius, Grundz. der griech. Etym. S. 142. 15) Vgl. H. D. Müller's Auseinandersetzungen über die „autochthonischen Mythen", Mythol. I, 4. 8. 79. 16) Siehe Welcker, Griech. Götterlehre I, 65; III, 238.

17) Vgl. die überreiche Stoffsammlung bei J. Lippert, Seelencult" passim, „Religionen der europäischen Culturvölker" S. 41 fg., 300 fg. sowie die Leipz. Stud. II, S. 221, Anm. 2 gegebenen Nachweise. 18) Unter dem Einflusse älterer Ueberlieferung hat man ihm vielleicht auf manchen Bildwerken rein menschliche Gestalt beigelegt; vgl. oben S. 114.

später an Keläna's Stelle gegründete Apamea schon sehr früh den Beinamen Kibotos. Später ist dann die Sage mit der hebräischen Flutsage verschmolzen worden (s. Orac. Sib.), und römische Kaisermünzen zeigen uns den Kasten mit der Beischrift *NΩE* (s. Eckhel, Doctrina numm. III, 132 fg.). Aehnlich wird von Ikonion berichtet, daß hier ein Mann namens Annakos gelebt habe, der über 300 Jahre alt wurde und bei dessen Tode die Flut eintrat. Es ist dies der 365jährige Henoch der Bibel. Im allgemeinen s. Nöldeke, Untersuchung zur Kritik des Alten Testaments S. 154. — Eine andere hier heimische Sage ist die von dem gewaltthätigen von Herakles bestraften Schnitter Lityerses, der als Bastard des Midas und Herrscher von Keläna bezeichnet wird (*Athen.* X, 415 fg.).

Keläna war seit Alters eine hochbedeutende Stadt, und vermuthlich früher einmal der Sitz eines selbständigen Gemeinwesens. Dann kam sie zum lydischen Reich; zu Xerxes' Zeit wohnte hier der Lyder Pythios, der reichste aller Menschen (*Her.* VII, 27 fg.). Der große König besaß hier einen Palast, ebenso hatte der jüngere Kyros hier ein Schloß und einen großen Park an den Mäanderquellen (*Xen.* Anab. I, 2, 7). In den makedonischen Zeiten wechselte es wiederholt den Besitz, bis es durch die Schlacht bei Kurupedion 282 mit dem ganzen westlichen Kleinasien an die Seleukiden kam. Der große Städtegründer Antiochos I. hat dann auch Keläna in eine hellenistische Stadt verwandelt, die er nach seiner Mutter Apamea (*ἡ Κίβωτος*) benannte. Die Neugründung lag in der Ebene, der weiter oben an den Mäanderquellen und auf dem Gebirge oberhalb derselben gelegene Theil der alten Stadt verfiel seitdem vollkommen.

Durch seine Lage am Kreuzungspunkte der Hauptstraßen vom südwestlichen nach dem innern Kleinasien war Keläna seit alten Zeiten eine große Handelsstadt; Strabo bezeichnet Apamea als die erste Handelsstadt Kleinasiens, abgesehen von Ephesos, einem der großen Centren des Weltverkehrs. In einer zu Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. in Keläna gehaltenen Rede schilderte Diö Chrysostomos sehr anschaulich die glückliche Lage, den außerordentlichen Wohlstand und das rege Treiben der Stadt; er preist sie als die neben Byzanz glücklichste Stadt der östlichen Welt, nur das Schlaraffenland Indien sei noch besser daran. Durch Erdbeben ist die Stadt mehrfach heimgesucht worden (z. B. 53 n. Chr. *Tac.* Annal. XII, 58). Der Ort ist nie verlassen worden und hat infolge dessen wenig Ruinen aus alter Zeit aufzuweisen. Gegenwärtig liegt an seiner Stelle die bedeutende Stadt Dineir. Seine Lage ist zuerst von Arundell, dann von Hamilton festgestellt worden. G. Hirschfeld verdanken wir die erste genauere Beschreibung und die Feststellung der Topographie.

S. Hirschfeld, Kelainai-Apamea-Kibotos, in Abh. Berl. Akad. 1875. *(Eduard Meyer.)*

KELÁT, richtiger Khelát, noch besser Kal'át, d. h. im Persischen „Festung ersten Ranges", ist der Hauptort in den Ländern des Khans von Kelát in Balutschistan, auf einem nördlichen Ausläufer des Kalkberges Shah Mirdan; in 28° 53′ nördl. Br. und 84° 8′ östl. L., in 2073 Met. = 6382 par. Fuß = 6800 engl. Fuß über dem Meere gelegen. Infolge der Höhe seiner Lage hat es ein gemäßigtes Klima. Es ist eine terrassenförmig aufgebaute, befestigte Stadt und hat drei Thore, das Chani, das nach Mastung führende Mastung-Thor und das nach Belá führende Belai. Die Straßen sind überaus eng, gewunden und sehr schmuzig, die Mauern aus Erde sind hier und da mit Bastionen versehen; sie sollen zahlreiche Schießscharten für Gewehre haben; nur wenige Kanonen stehen darauf. Der Basar ist groß und mit Waaren jeder Art versorgt; die Stadt ist mit sehr reinem und lauem Wasser versehen, welches am Fuße eines Kalkberges an der Ostseite des Thales entspringt. Der Miri oder das alte Fort ist jetzt die Wohnung des Khans und überragt die Stadt; es besteht in einer wirren Masse von dicht aneinandergedrängten Gebäuden. Es soll ein imponirender alter Bau sein, wahrscheinlich das älteste Bauwerk in Balutschistan, da es von den Hindu-Königen gegründet ist, welche vor der mohammedanischen Dynastie hier herrschten. Kelát hat eine westliche und eine östliche Vorstadt; in ihnen wohnt der afghanische den Handel führende Theil der Bevölkerung. Bellew schätzt die Zahl der Häuser auf 3400 und die der Bewohner auf 14,000; dabei sind offenbar die Vorstädte mit einbegriffen. Die Bewohner sind Brahuis, Hindus, Dehwars und Afghanen oder Babis; erstere bilden die große Menge der Bevölkerung; der Anbau des Bodens aber geschieht hauptsächlich durch die sunnitischen, Persisch sprechenden Dehwars. Im Thale auf der Ostseite der Stadt sind mehrere Dörfer und ummauerte Gärten dicht an die Stadt angeschlossen; die größte dieser Ortschaften ist Siálkoh, etwa 100 Häuser. Handel und Manufactur sind in jeder Hinsicht unwichtig; indeß fabricirt man doch Musketen, Schwerter und Speere. Kelát ist im Sommer Residenz des Khans, der dagegen im Winter in dem warmen Gandawa residirt.

Anhaltende feindselige Streifereien aus balutschischem auf britisches Gebiet verlangten endlich eine Züchtigung, und so wurde 1839 Kelát durch die Briten belagert und trotz der tapfern Gegenwehr erobert. Der Beherrscher, Mehrab-Khán, wurde flüchtig, und die Stadt erhielt eine britische Besatzung. Diese jedoch wurde bald verrätherisch überfallen und niedergemacht; deshalb waren die Briten genöthigt, die Stadt in demselben Jahre noch einmal zu erobern, und in diesem Kriege blieb Mehrab-Khan. Sein Sohn Nasib-Khan übernahm 1841 das Land als ein britisches Lehn. Danach jedoch hörte die Verbindung zwischen beiden Ländern so gut wie ganz auf, bis dann 1854 England einen Schutz- und Handelsvertrag mit dem Khan schloß, nach welchem die indische Regierung beliebig viel Truppen nach Kelát verlegen kann und dort einen britischen Agenten stationirt; dem Khan zahlt sie jährlich 100,000 Mark Subsidien. Im J. 1872 wurde ein Theil des Landes an der Westgrenze, welchen Persien schon 1860 annectirt hatte, an Persien abgetreten und die neue Grenze wurde durch eine englische Commission unter General Goldschmid festgesetzt.

1) Kal'át el-Fukra in Syrien, Wilajet Bêrut,

heißen im Libanon bei Höhlengräbern gelegene Ruinen an den Quellbächen des Nahr el-Kelb; namentlich ein viereckiger Thurm mit Inschriften und Tempelresten mitten in einem Felsenlabyrinthe neben einem rechtwinkeligen, in den Fels gehauenen Hofe. Der Tempel war 30 Met. lang und 16 Met. breit und hatte einen Porticus von 6 korinthischen Säulen zu 1 Met. Durchmesser.

2) Kal'at-i-Ghilzi, in Afghanistan, nördlich von Kandahar, ein sehr festes Fort ohne Stadt, liegt am Tarnak in 760 Met. Höhe.

3) Kal'at el-Hösn, das alte Gamala in Palästina, heißen die Ruinen, welche drei Viertelstunden vom Tiberiassee auf einem nach drei Seiten von unzugänglichen Schluchten umgebenen Hügel liegen und von einer Umfassungsmauer umgeben sind.

4) Kal'at Karn in Syrien, Wilajet Bêrut, zwischen Tyrus und Akka in etwa 5 Stunden Entfernung von der Scala Tyriorum, am Wâdi el-Karn, ist die Ruine einer großen Kreuzfahrer-Festung, Mons fortis genannt, 1229 von Hermann von Salja gebaut und 1291 zerstört. Es liegt großartig zwischen bis 180 Met. tiefen Thälern und war das Hauptbesitzthum des Deutschen Ordens in Palästina.

5) Kal'at el-Medîk oder Fâmieh der Kreuzzüge, das alte Apamea, ist ein Dörfchen in Syrien, Wilajet Bêrut, und ein kleines Fort, dessen Mauern das Dorf umschließen. Von der alten Stadt, welche Sel. Nikator vergrößert hatte und in welcher er seine Pferde und Elefanten hielt, kann man in 100 Met. über dem Orontes die Mauer verfolgen, sowie die Hauptstraße, die zu beiden Seiten von einem korinthischen Säulengange eingefaßt war; die zertrümmert liegenden Säulen hatten 10 Met. Höhe. In der Mitte steht eine merkwürdige Bacchusstatue, und zu den beiden Seiten liegen die Ruinen der Häuser wie in andern Straßen. Die räuberischen Ansarijeh in den Bergen machen das Thal unsicher.

6) Kal'at-i-Nadiri, etwa 20 geogr. Meilen westlich von Merw, an der Ostgrenze von Chorassân in Persien, ist ein Plateau im Atrak-Gebirge und zwar in dem Kalat-Berge, neben dem Lande der Teke-Turkmans. Es ist eine natürliche Festung von ganz außerordentlicher Stärke; ein 30 Kilom. langes Plateau, das etwa 7 geogr. □Meil. Fläche enthält, umzogen in einem Umfange von 13 geogr. Meilen durch steile Felsen, die zu 460 Met. relativer Höhe aufsteigen. Die wundervolle Gleichmäßigkeit und Vollkommenheit der steilen Felsumrandung übertrifft jede Vorstellung.

7) Kal'at en-Nakhl, d. h. Schloß der Palmen, oder Chân-Nakhl, ist eine Pilgerstation in der Wüste der Sinai-Halbinsel, südlich von el-Arisch, wo eine steinerne Mauer eine kleine Moschee, zwei Quellen und einige Dattelbäume neben einem kleinen Dorfe umschließt.

8) Kal'at ê-Nedschm ist ein Ort in der Nähe des Euphrats, 7 geogr. Meilen unterhalb von Biredschik. Almamûm hatte hier eine berühmte Sternwarte errichtet.

9) Kal'at es-Sahjâr, das von S. Nikator gebaute Larissa, liegt in Syrien, Wilajet Bêrut, im NW. von Hamah, auf steilen Abhängen, welche zur Schlucht des Orontes herabfallen.

10) Kal'at esch-Schekîf, in Syrien, Wilajet Bêrut, liegt am Ostfuße des Libanon, im NW. von Bânias, auf einem steilen, mehr als 500 Met. über den Litany aufsteigenden Felsgipfel, sodaß es die ganze Umgegend beherrscht. Das Gebäude maß 260 Met. in der Länge und 112 Met. in der Breite; die Thürme und Mauern sind bis 25 Met. hoch; an der Südwestecke steht ein schöner runder Thurm. Ein Zugang ist nur von Süden möglich. Hierher flüchteten die Christen aus Bânias vor Salah-ed-din. Wilhelm von Tyrus nennt im 12. Jahrh. diesen Ort Belfort; seit Bibars im J. 1268 ihn den Tempelrittern abnahm, blieb er verlassen.

11) Kal'at es-Subêbe oder Kal'at Bânias (Schloß von Bânias) ist eine der schönsten Ruinen Syriens in mehr als 300 Met. Höhe über dem Dorfe Bânias auf einem Berggipfel. Dieses seit dem 17. Jahrh. verlassene, ehemals sehr wichtige Fort gewährt eine prachtvolle Aussicht. Ringsum fällt die Felsenmasse steil ab, sodaß die Höhe nur von der Ostseite zugänglich ist. In Gestalt einer 8 bedeckt die Ruine eine Plateform von 32 Met. Länge und 65 Met. Breite. Im Innern befinden sich gewaltige Cisternen und die Mauern scheinen aus der Zeit der Herodianer zu stammen. (*G. A. von Klöden.*)

KELBRA, preußisches Städtchen in der Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Sangerhausen, an der Helme und am Fuße des Kyffhäuser-Gebirges gelegen, 4 Kilom. entfernt von Roßla in der Grafschaft Stolberg-Roßla, in welcher auch Kelbra liegt. Es gehörte ehemals zu Schwarzburg-Rudolstadt, dessen Unterherrschaft ihre Grenze nahe im Süden der Stadt hat; in derselben liegt auch im Südosten die Ruine der Rothenburg auf einer Höhe des Kyffhäusers, die wegen des herrlichen Laubwaldes ein beliebter Vergnügungsort für die Bewohner der Umgegend ist. Die Stadt zählt 1199 Einwohner, von denen 573 männlichen und 626 weiblichen Geschleches sind, in 170 Wohnhäusern (nebst 5 zu andern Zwecken), in welchen sich 272 Haushaltungen befinden. Die Stadt besitzt 530 Hekt. Acker, hat eine Pfarrkirche und ein Postamt, und treibt Garten- und Obstbau, Bierbrauerei, Weberei, Leder-, Knopf- und Nadelfabrikation, sowie Pottaschsiederei. Die gräfliche Domäne Kelbra hat 24 Einwohner und das Rittergut Kelbra 22 Einwohner. (*G. A. von Klöden.*)

KELCH in der beschreibenden Botanik nennt man bei phanerogamischen Gewächsen den äußern der meist vorhandenen beiden Blütenkreise. In der Regel ist er derb, krautartig und grün, während der innere Kreis, die Blumenkrone, aus zarten, dünnen, häufig gefärbten Blättern besteht. Der Kelch dient zum Schutz der innern Blütentheile, die Blumenkrone zum Schutz und zur Anlockung von Insekten oder andern Thieren zum Zweck der Befruchtung. Der Kelch besteht entweder aus mehrern freien Blättern (Kelchblättern) und heißt dann mehrblätterig, oder aus einigen verwachsenen Blättern, was man früher als einblätterig (calix monophyllus s. monopetalus), jetzt als verwachsenblätterig (gamopetalus)

bezeichnet. Nach diesem Merkmale sind bisweilen sogar Familien unterschieden, wie die Alsineen und Sileneen, Die Gestalt des Kelchs ist außerordentlich mannichfaltig; es würde jedoch zu weit führen, die verschiedenen Formen hier namhaft zu machen. Besonders erwähnenswerth ist nur der regelmäßige und unregelmäßige Kelch, je nachdem er sich durch mehrere oder nur durch eine Ebene in zwei gleiche Theile spalten läßt; zu letzterer Form gehört der zweilippige Kelch, wie er bei vielen Papilionaceen und Labiaten vorkommt, sowie der gespornte Kelch, z. B. bei Delphinium und Tropaeolum. Nach der Dauer unterscheidet man einen hinfälligen Kelch (cal. caducus), wenn er vor der Blume abfällt, wie bei Papaver und Chelidonium, einen abfallenden Kelch (cal. deciduus), wenn er mit der Blume oder bald nachher, jedenfalls vor der Fruchtreife abfällt, z. B. bei Ranunculus, und einen bleibenden Kelch (cal. persistens), wenn er bis zur Fruchtreife stehen bleibt, wie bei der Erdbeere, in welchem Falle er sich bisweilen bedeutend vergrößert und die Frucht umschließt, z. B. bei Physalis Alkekengi. Hin und wieder verhärtet er sogar, wie bei der Wassernuß (Trapa natans), deren vier Hörner durch Verholzung der Kelchzähne entstehen. Bei der Rosenfrucht (Hagebutte) ist die sogenannte Kelchröhre als ein krugförmig vertiefter Blütenboden anzusehen, mit dessen oberm Rande die Kelchblätter verschmolzen sind. Eigenthümlich ist die Kelchbildung vieler Compositae, indem hier statt der eigentlichen Blätter oder Zipfel eine oder mehrere Reihen von Borsten, Haaren, Schuppen oder Federchen auftreten, weshalb man einen solchen Kelch auch Federkelch oder, da er stets oberständig ist und sich auf der Frucht befindet, Haar- oder Samenkrone (pappus) genannt hat. Bisweilen findet sich am Grunde des Kelchs noch eine kelchartige Hülle, z. B. bei vielen Malvaceen (Malva, Lavatera, Althaea, Hibiscus u. a.), bei Convolvulus sepium u. a., weshalb man hier von einem Hüll- oder Vorkelch spricht. *(Garcke.)*

KELCH (calix, *ποτήριον*), ein kirchliches Gefäß zur Spendung des Abendmahlsweines. Die in den ältesten christlichen Gemeinden gebrauchte Form scheint vorwiegend die eines antiken Doppelbechers, daneben auch einer Schale gewesen zu sein, wie aus Bilderwerken hervorgeht (z. B. Garrucci, Storia dell' arte cristiana Taf. 45, 47, 56 [dagegen Taf. 215, 1; 262, 1 Doppelhenkelkrug]; Codex Rossanensis, herausgegeben von Gebhardt u. Harnack Taf. X), das Material Thon. Auch Glasgefäße (indeß nicht die sogenannten Goldgläser) wurden zu diesem Zwecke gebraucht (*Tertull.* De pudic. c. 10; *Iren.* Adv. haer. I, 13, 2; *Epiph.* Haer. 34, 1; *Hieron.* Ep. 4 ad Rusticum); doch kann die Notiz des Liber pontificalis, daß der römische Bischof Zephyrinus (gest. 217) den Gebrauch gläserner Kelche anbefohlen habe, keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen. Nachdem man aber schon in vor-Konstantinischer Zeit in wohlhabenderen Gemeinden vereinzelt zu kostbarem Material, zu Gold und Silber übergegangen war (*August.* c. Crescent. III, 29; *Prud.* Peristeph. II, 69 fg.), wurde die Anwendung desselben seit dem 4. Jahrh., wenigstens in größeren Kirchen, Regel und hier und dort sogar durch Localsynoden gefordert. In ärmeren Gemeinden dagegen bediente man sich kupferner, zinnerner, auch wol hölzerner Kelche (z. B. Harduin, Coll. Conc. VI, 1, S. 445), während die gläsernen und die thönernen Gefäße wegen ihrer Zerbrechlichkeit allmählich ausgeschieden wurden. Ebenso gehen die antiken Formen mehr und mehr verloren. Der Becher (cuppa) sowol wie der Fuß verlieren an Höhe und dehnen sich ins Breite; mit dem zwischen beide eingesetzten Knauf (nodus) tritt ein neues Stück in das Ganze ein.

In den ältesten erhaltenen Exemplaren, zu welchen der dem 8. Jahrh. angehörende Tassilo-Kelch in Kremsmünster (Mitth. d. K. K. Centralcomm. 1859, IV) und der Ludgarus-Kelch in Werden (Aus'm Werth, Kunstdenkm. des christl. Mittelalterth. im Rheinlande I, 3, Taf. XXIX, 4) zählen, wirken antike Reminiscenzen noch durch; in der romanischen Periode erscheinen sie, mit wenigen Ausnahmen, überwunden. Die Schale hat hier fast immer die Form einer Halbkugel; sie wird durch einen hohen und schlanken Träger gestützt, der in einem flachen kreisförmigen Fuße wurzelt und ungefähr in zwei Dritteln seiner Höhe durch den gewöhnlich gerundeten knollenartigen Knauf durchbrochen ist. Ornamente fehlen selten; sie entstammen dem Formenschatze des romanischen Stils und dehnen sich über Fuß, Knauf und Schale aus oder über einen dieser Theile. Mit ihnen mischen sich bildliche Darstellungen, in der Regel aus dem Leben Jesu, mit Bevorzugung der Kreuzigung. Die Technik ist Gravirung, Basrelief, Email, Niello. Ueber dieselbe handelt der wahrscheinlich am Ende des 12. Jahrh. lebende Mönch Theophilus im 3. Buche seiner Diversarum artium schedula (Ausg. von Ch. de l'Escalopier, Paris u. Leipzig 1843). Hervorragende Exemplare sind der aus dem 12. Jahrh. stammende Kelch des Bischofs Bernward in der Godehardskirche zu Hildesheim, ein anderer des 13. Jahrh. in St.-Aposteln zu Köln (Fr. Bock, Das heilige Köln Nr. 92 S. 3 fg.), ein dritter in Trzemeszno in Posen (Przezdziecki und Rastawiecki, Monuments du moyen-âge dans l'ancienne Pologne, Sér. I).

Die Gothik kehrt in der Formung des Kelches unbewußt zur Antike zurück: die Halbkugel wird durch die Kelchform ersetzt. Originell dagegen ist die Bildung des Fußes des Ständers und des Knaufs; an Stelle des Kreisrundes tritt das Polygon. Der Fuß hat vorwiegend die Gestalt einer sechs- oder achtblätterigen Rose; der Schaft ist sechseckig, an den Knauf sind Zapfen angesetzt. Die Ornamentik wird eingeschränkt; sie breitet sich selten weiter als über Fuß und Knauf aus. Ihre Formen entsprechen der Gothik, während die figürlichen Darstellungen sich im Rahmen des schon in der romanischen Periode vorhandenen Cyklus halten. Nur einzelne Schaukelche treten durch Figurenreichthum und Luxus der Ausstattung über diese Grenze hinaus, wie zwei Exemplare in Klosterneuburg (Mitth. d. K. K. Centralcomm. 1861 VI, S. 269 fg.) und der goldene sogenannte Bernwards-Kelch in Hildesheim aus dem 14. Jahrh. (Kratz, Dom zu Hildesheim, Taf. 5, 1). Die evangelischen Kirchen haben die überkommenen Kirchengefäße zum Theil beibehalten, zum Theil

durch neue schmucklose ersetzt. Jenes geschah vorzüglich in der lutherischen, dieses in der reformirten Kirche; Zwingli kehrte sogar zu dem Gebrauche hölzerner Kelche zurück. Auch heute noch bewahrt die reformirte Kirche eine gewisse Abneigung gegen die künstlerische Ausgestaltung des Abendmahlskelches, während man in der lutherischen neuerdings einen großen Eifer entfaltet, die guten Muster der Vergangenheit, vorzüglich der gothischen Zeit, wieder aufzunehmen oder wenigstens unter der Anleitung und nach Maßgabe jener neue Formen zu schaffen, durch welche den Ansprüchen der Kunst nicht minder wie dem praktischen Bedürfnisse Genüge geschieht.

Zuweilen tragen die Kelche an der Schale oder am Fuße, seltener am Knauf, Inschriften, die sich entweder auf den Stifter oder die Stiftung beziehen oder den sacramentalen Inhalt und seine Gnadengaben bezeichnen. So liest man auf einem romanischen Kelche in Wilten: In testamento veteri quasi sub tegumento clausa latet nova lex, novus in cruce quam reserat rex und auf dem oben genannten Ludgerus-Kelche: HIC CALIX SANGVINIS. DN̄I N̄RI IHV XPI (= domini nostri Jesu Christi).

Während in der römischen Kirche seit dem 12. Jahrh. der Kelch ausschließlich dem Priester vorbehalten ist, führte die frühere Sitte des Laienkelches, in größeren Gemeinden wenigstens, dazu, zwischen dem von dem Priester gebrauchten Kelche und dem für die Gemeinde bestimmten in der Weise zu unterscheiden, daß dieser, für welchen die Bezeichnung Speisekelch (calix ministerialis) gebräuchlich ist, jenen nicht nur an Größe, sondern auch an Schmuck überhole. In noch höherem Maße kam letzterer freilich bei den Zierkelchen (calices pontificales) in Anwendung, Schenkungen frommer Stifter und zur Schaustellung auf den Altären bestimmt.

Dem Kelche zugehörige Stücke sind das Saugröhrchen (fistula) und der Teller für die Aufnahme des geweihten Brotes, die Patene. Jenes ist ein kurzes, mit einer Handhabe versehenes Röhrchen aus edelm Metall oder Elfenbein und diente den Communicirenden, den im Kelche dargereichten Wein einzusaugen. Der Gebrauch dieses Instruments entsprang aus der superstitiösen Scheu, von der consecrirten Flüssigkeit etwas zu verschütten, ist aber zeitlich und local beschränkt geblieben. Einzelne Exemplare sind noch erhalten, z. B. im Stifte Wilten und in Salzburg. Der Ursprung der Patene fällt zeitlich mit der Einführung der Oblatenform für die Hostie zusammen, d. h. etwa in das 12. Jahrh. Sie hat meistens die Form eines flachgetieften kleinen Tellers; das Material entsprach in der Regel demjenigen des Kelches, welchem die Patene zugehörte, was auch hinsichtlich der decorativen Ausstattung gilt.

Kelche und Patenen wurden für den heiligen Gebrauch, dem sie bestimmt waren, besonders geweiht und zwar durch den Bischof. Als Kennzeichen vollzogener Weihe wurde in späterer Zeit den Gefäßen ein Kreuz eingeprägt (signaculum). Angebracht ist das Signaculum am Fuße des Kelches und am Rande der Patene.

Vgl. Giefers, Ueber den Altarkelch (Paderborn 1856). — Hefele, Zur Archäologie des Kelches (Beiträge zur Kirchengesch., Archäol. und Liturg. II, S. 322—330). K. Weiß, Der romanische Speisekelch des Stifts Wilten (Jahrb. der K. K. Central-Comm. 1860, S. 1—38). — Otte, Handbuch der kirchl. Kunst-Archäologie (Leipzig 1883, 5. Aufl., S. 214—231. J. Vogt, Historia fistulae eucharisticae (Bremen 1772). (*Victor Schultze.*)

KELCH (Christian), der baltische Chronist, geboren 1657 am 3. Dec. zu Greifenhagen in Pommern, welches damals schwedisch war, besuchte von 1668—1674 die Rathhausschule zu Stettin, dann bis 1678 das Joachimsthaler Gymnasium in Berlin und begab sich darauf nach Frankfurt a. d. O., um daselbst Theologie zu studiren, hörte aber nur Geschichtsvorträge bei Beckmann, weil die Professoren der Theologie alle Reformirte waren. Daher verließ er nach einem Jahre die Universität, um in Rostock 1679 seine theologischen Studien aufzunehmen, mußte aber dieselben aus Mittellosigkeit bald wieder aufgeben und reiste im Mai 1680 nach Reval, welches damals auch zu Schweden gehörte, um die Stelle eines Hauslehrers beim Propst Andreas Forselius in Oberpahlen anzutreten. Die Umstände erlaubten es, daß Kelch ohne Examen am 12. Nov. 1682 als Pfarrer zu St.-Johannis im Kreise Jerwen (Estland) introducirt wurde, wo er 15 Jahre blieb und seine verdienstvolle „Liefländische Historia" schrieb, deren 1. Theil in Reval 1695 in 5 Büchern erschien, deren 2. Theil aber erst von Joh. Lossius (Dorpat 1875) herausgegeben wurde. Kelch erlebte die Hungerjahre von 1695—1697 und erwies in dieser Zeit den Armen viel Gutes, bis er am 13. April 1697 die ihm längst versprochene Pfarre St.-Jacobi im Kreise Wierland erhielt. Als im J. 1700 Peter der Große in Estland einrückte, führte Kelch mit Röttcher von Tiesenhausen eine bewaffnete estnische Bauernschar gegen die Russen ins Feld, versperrte ihnen den Uebergang über die Semme, bis Karl XII. von Schweden bei Narva die Russen schlug und die Schar entließ. Indessen drangen die Russen 1703 unter Scheremetjeff wieder in Estland ein, verwüsteten ganz Allentacken und Wierland, auch St.-Jacobi. Kelch mußte fliehen und fand barmherzige Aufnahme bei einem Weber auf dem Gute Lechts. Als die Ruhe einigermaßen wiederhergestellt war, kehrte er zu seiner zerstörten Pfarre zurück und wurde 1707 Propst zu Allentacken. Allein schon im Jahre darauf mußte er wiederum, der einbrechenden Russen wegen, die Pfarre verlassen und langte mit genauer Noth, von 40 russischen Dragonern verfolgt, in Reval an, wohin er Frau und Kinder vorausgeschickt hatte. Hier wurde Kelch zum Oberpastor der St.-Nicolai-Kirche ernannt, mußte während der dort wüthenden Pest und bald darauf eintretender Belagerung der Stadt (1710) alle Amtsgeschäfte allein besorgen und starb daselbst von der Pest ergriffen am 2. Dec. 1710. (Vgl. seine Selbstbiographie im 2. Theile der Liefländischen Historia S. 579—606.)

(*P. Th. Falck.*)

KELHEIM, bairische Stadt im Bezirksamt und Amtsgericht Kelheim (Regierungsbezirk Niederbaiern), mit Magistrat III. Klasse, katholischer Pfarrei und Dekanat

im Bisthum Regensburg, (1880) 3004 Einwohnern, 475 Gebäuden, 5 Kirchen, 1 Beneficium, ist Sitz eines Amtsgerichtes, eines Bezirksamtes, eines Rentamtes, einer Kanal-Einnehmerei, eines Forstamtes, einer Baubehörde, eines Notars, eines Advocaten, und hat eine isolirte Lateinschule, gute Volksschulen, eine Post- und Bahnverwaltung, eine mit der Postexpedition vereinigte Telegraphenstation und ein Schloß.

Der Gerichtsbezirk Kelheim gehörte bis zum J. 1837 zum Regenkreis und erhielt erst durch Verordnung vom 29. Juli 1857, durch welche funfzehn altbairische Gemeinden den oberpfälzischen Landgerichten Regensburg, Stadtamhof und Hemau zugetheilt wurden, seine jetzige Gestalt. Hauptort ist die Stadt Kelheim am Einflusse der aus dem Westen Mittelfrankens herüberströmenden Altmühl, mit der in die Donau der Donau-Mainkanal mündet, welcher den oberdeutschen Hauptstrom mit dem mitteldeutschen Wassernetze des Rheins verbindet; zugleich ist die Stadt durch eine Zweigbahn nach Saal mit der Donauthalbahn verbunden. Ihre Entstehung reicht in die ältesten Zeiten zurück. Der nach dem Kelsbächlein benannte, am 4. April 844 beurkundete Chelesgau oder Kelsgau lief u. a. vom Nordufer der Donau über Kapfelberg und Cheleheim oder Kelheim (zum J. 901), und setzte dann südwestlich über die Donau. Die Keltomanen verlegen hierher eine Keltenheimat, wozu der Ortsname erwünschten Anhaltspunkt bietet. Gewiß ist, daß das edle Haus der Schyren über den Römerresten hier längst eine Burg und Landbesitz hatte, ehe es sich zur Pfalzgrafenwürde in Baiern emporschwang. In neuester Zeit will man wirklich Spuren von Mauerwerk des uralten Schlosses Keltege gefunden haben. Nachdem Schyren den Mönchen übergeben war, hielten sich die Grafen von Wittelsbach gern auf ihrer Burg in Kelheim auf und übten hier ihre Rechte. Als Erbauer der Stadt wird Otto I. genannt, dessen Sohn Ludwig auf Veranlassung des Kaisers Friedrich II. am 16. Sept. 1231 an jener Stelle ermordet wurde, wo sich jetzt am Altmarkte die Johanniskirche erhebt, die Otto der Erlauchte als Seelgeräthe für seinen unglücklichen Vater zugleich mit einem Spital gründete. Herzog Heinrich von Landshut ertheilte Kelheim 1335 Stadtrecht und Freyung; Herzog Johann, der sich der Stadt besonders freundlich erwies, 1399 einen Jahrmarkt. Von den vielen landesfürstlichen Anordnungen zum Wohl Kelheims ist die Stadtordnung von 1494 hervorzuheben, welche Gewerbe, Handel, Maß und Gewicht sowie Steuer und Scharwerk feststellte und vielen „spen, zwitracht und widerwillen" der Bürger ein Ziel setzte. Vom nahen Regensburg aus hatte die Reformation auch hier bald Fuß gefaßt, doch nach Vertreibung des zu Luther's Lehre übergegangenen Ortspfarrers Hanns Girsperger wurde die Stadt wieder zum alten Glauben zurückgebracht. Der Salzhandel (von 1452 bis 1615), die Weinberge und der Schiffbau, wodurch die Kelheimer-Schiffe berühmt wurden, gaben in früheren Zeiten den Bürgern gesicherten Unterhalt, auch die übrigen Zünfte blühten, und das weiße Kelheimer-Bier (obergäriges Weizenbier), früher ein landesfürstliches Regale, ist noch jetzt weit und breit als treffliches Getränk anerkannt. Die Stadt hatte von den vielen Kriegsunruhen Schweres zu leiden; besonders erwähnenswerth ist jedoch das J. 1705. In diesem Jahre, während des Oesterreichischen Erbfolgekrieges, wollte ein Fleischer von Kelheim, Namens Kraus, mit Hülfe seiner Mitbürger das drückende Joch der österreichischen Soldaten abschütteln, büßte aber seinen Patriotismus und sein tapferes Benehmen zu Ingolstadt mit dem Tode.

Kelheim hat eine große Zahl verdienstvoller und braver Männer aufzuweisen, unter andern den bairischen Kanzler Leonhard von Eck, den Rechtsgelehrten Franz Xaver Krüll, seinen Bruder, den verdienstvollen Buchhändler Krüll, sowie den Philosophen Georg Acanthius (um 1570). Auf den Höhen des nördlich gelegenen nahen Michelsberges erhebt sich der kolossale Prachtbau der Befreiungshalle, ein Ehrentempel für jene Fürsten und Feldherren, welche Deutschland von der Napoleonischen Zwingherrschaft befreiten. König Ludwig I., der Erbauer des Denkmals, hat dadurch dem freundlichen Städtchen eine große Zierde verliehen, wie er auch durch den Donau-Mainkanal Handel und Verkehr desselben zur höheren Blüte brachte.

Die feierliche Eröffnung der Befreiungshalle erfolgte am 18. Oct. 1863, nachdem am 19. Oct. 1842 der Grund dazu gelegt worden war. Der Bau, nach dem Entwurfe Gärtner's in italienischem Stil begonnen, aber unter wesentlichen Abänderungen des ursprünglichen Planes von Klenze zu Ende geführt, besteht in einer achtzehneckigen Rotunde von 55 Met. Durchmesser, welche in der Höhe von 66 Met. durch eine Kuppel abgeschlossen ist. Auf halber Höhe des Gebäudes stehen außen herum 18 kolossale weibliche Figuren mit Schilden, welche die Namen deutscher Provinzen enthalten. Die innere Halle ist von 34 Siegesgöttinnen aus carrarischem Marmor umkränzt, zwischen denen 14 aus erobertem Geschütz gegossene Schilde die Namen der Schlachten und Feldherren tragen. Der ganze Bau, der sein Licht durch eine 9 Met. weite Oeffnung in der Kuppel erhält, ist aus Backstein hergestellt, während die 18 Säulen der äußern Halle aus Granit mit Sockeln und Capitälen aus Marmor bestehen.

Die Colonie „Neukelheim" entstand erst im J. 1796 „auf der Branten", einem nahe gelegenen steinigen Bergrücken, entsprach jedoch wie die meisten Neuansiedelungen auf unwirthschaftlichem Boden in Baiern den gehegten Erwartungen nicht. Die Viehzucht im Amtsgerichtsbezirk Kelheim und dessen Umgebung ist sehr beträchtlich und die hier gezogenen Thiere sind als Kelheimer-Bläßen sehr gesucht. Die Ochsen dieses Viehstammes sind zum Zug vortrefflich, mästen sich schnell und liefern feines Fleisch; die Milchabsonderung der Kühe ist dagegen nur als mittelmäßig zu bezeichnen. (*Ferdinand Moesch.*)

KELLER ist ein gewöhnlich unter dem Erdgeschosse von Wohngebäuden befindlicher Raum, der seiner kühlen gleichmäßigen Temperatur wegen zur Aufbewahrung leicht veränderlicher Stoffe oder zu Arbeiten dient, welche einen niederen Wärmegrad erfordern. Die Keller liegen daher ganz oder zum Theil unter der Erde und sind in der

Regel gewölbt. Nicht überwölbte derartige Räume nennt man Balkenkeller, welche nur als Nothbehelf bei mangelnder Höhe dienen, jedoch keineswegs zu empfehlen sind, da sie keine gleichmäßige Temperatur halten und das Holzwerk wegen der hier vorhandenen Feuchtigkeit sehr leicht verfault. Die normale Kellertemperatur ist die in der Gegend herrschende Bodentemperatur und eine um so gleichmäßigere, je tiefer der Keller liegt.

Der Fußboden der Keller muß der Kühle und Bodenfeuchtigkeit wegen aus Steinplatten, Ziegeln, Bêton, Pflaster u. s. w. bestehen, überhaupt steinern gemacht werden und stets über dem höchsten Stande des Grundwassers sich befinden. Um den Keller bei eintretenden Hochwassern leicht entwässern zu können, muß die Lage der Straßenschleuse stets tiefer sein als das Niveau des Kellerfußbodens. Ist dies nicht möglich, so muß ein Sammelloch für das Wasser angelegt werden, und will man das Aufsteigen der Grundfeuchtigkeit in die Umfassungen der Kellerräume verhindern, so müssen Fußboden und Wände der letztern mittels Cement oder Asphalt wasserdicht gemacht werden. Ferner hat man die zu nahe Lage der Keller an Abtritte, Senkgruben und Schleusen u. s. w. zu vermeiden, um bei etwa undichter Beschaffenheit der letztern die Feuchtigkeit nicht in die Keller dringen zu lassen. Zur Isolirung der Keller von Feuchtigkeit und warmer Luft dienen außer den genannten Isolirschichten hohle Zwischenräume in den Mauern oder Herstellung der Umfassungen aus Hohlsteinen. Diese Luftschichten können gleichzeitig zur Ventilation der Keller mit benutzt werden, indem man sie einerseits (unten) mit der Keller-, andererseits (oben) mit der äußern Luft in Verbindung setzt. Ueberhaupt ist eine gute Ventilation der Keller ein wesentliches Erforderniß für viele Zwecke (s. unten). Die für Kellerräume, namentlich in Wohngebäuden, geeignetste Gewölbeform ist das Kappengewölbe (s. u. Gewölbe), eine Verbindung von Gurtbögen zwischen Pfeilern mit eingespannten flachen Tonnengewölben (preußischen Kappen). Dieselbe bedarf am wenigsten Höhe, läßt sich bequem beleuchten und gewährt den meisten nutzbaren Raum. Dabei legt man die Gurtbögen am besten nach der Tiefe des Gebäudes zu an, sodaß sie sich einerseits gegen die Umfassungen, andererseits gegen die Mittelmauern (Langscheidungen) spannen und man in den daselbst sich ergebenden Schildwänden der Kappen bequem die Fenster- und Thüröffnungen anbringen kann. Die lichte Höhe der Kellerräume hat im tiefsten Punkte mindestens $1{,}_{75}$ Met. oder Manneshöhe zu betragen. Gewöhnlich beträgt (bei Kappengewölben) die Höhe vom Keller- bis Erdgeschoß-Fußboden $2{,}_{75}$ bis 3 Met.; die Spannweite der Kappen $1{,}_{5}$—2 Met.; deren Stärke $^1/_2$ Stein in Ziegeln; dagegen die Spannweite der Gurtbögen $2{,}_{5}$—3 Met. und deren Stärke $1{,}_{5}$ Stein. Dabei nimmt man die Stichhöhe der Kappen, deren Widerlager sich in 7—10 Centimet. Höhe über dem Scheitel der Gurtbögen befinden muß, zu $^1/_6$—$^1/_8$ der Spannweite, dagegen die Stichhöhe der Gurtbögen zu $^1/_4$—$^1/_6$ ihrer Spannung an. Wenn die Gurtbögen jedoch nicht allein zum Tragen der Gewölbkappen, sondern auch zur Unterstützung darüberstehender Scheidemauern dienen, so gibt man ihnen eine verhältnißmäßig größere Stärke und eine geringere Spannweite ihrer Oeffnung. Bei mehr als $3{,}_{5}$—4 Met. Spannweite der Gurtbögen ist es zweckmäßiger, zwei kleinere Spannweiten mit zwischenbefindlichem Pfeiler von 2—$2{,}_{5}$ Steinstärke anzuordnen. Bei mangelnder Höhe oder schwachen Niederlagspfeilern werden statt der Gurtbögen Eisenbahnschienen, bei größerer Weite eiserne Träger angeordnet und zwischen dieselben die flachen Kappen eingewölbt; bei größerer Höhe der Keller findet das Kreuzgewölbe oder die böhmische Kappe (Kuppelgewölbe) zwischen Gurtbögen Anwendung. In älteren Gebäuden findet man meist das halbrunde oder elliptische Tonnengewölbe in Anwendung gebracht, deren Widerlagshöhe bei der meist geringen Höhe der Kellerräume aber so wenig hoch über dem Fußboden liegt, daß solche Keller nur unbequem zugänglich und ungenügend nutzbar sind. Bei einigermaßen erhöhtem Erdgeschoßfußboden hat man Gelegenheit, die Kellerfenster in dem Gebäudesockel anzubringen; ist dies jedoch wegen tieferer Lage der Keller nicht möglich, wie dies meist bei den mit Kauflocalen versehenen städtischen Gebäuden der Fall ist, so bringt man vor den Umfassungen der Kellerräume sogenannte Lichtschachte oder Lichtkästen an, welche in Trottoirhöhe mit durchbrochenen Eisenplatten oder Rohglastafeln abgedeckt werden und unterhalb derselben eine beliebig hohe Lage der Fenster gestatten.

Bei ungenügender Beleuchtung von Kellerräumen behilft man sich neuerdings mit sogenannten Reflectoren aus polirten Blechtafeln oder Glasprismen, welche das von außen darauffallende Licht besser verbreiten.

Gewöhnlich ist der Keller von der bis dort heruntergeführten Haupttreppe aus zugänglich, wenn nicht eine eigene Treppe, Kellertreppe, angelegt ist. Ist jedoch beides nicht der Fall, so macht sich ein besonderer überwölbter Zugang (bisweilen von der Straße aus, was jedoch von manchen Bauordnungen als verkehrsbelästigend nicht gestattet wird) nöthig, den man Kellerhals nennt. Eine besondere Sorgfalt ist auf die Erhaltung einer guten Luft in den Kellern durch Ventilation der letztern zu verwenden. Man bewirkt dieselbe durch Luftkanäle der oben gedachten Art oder durch besondere im Innern des Hauses, etwa in den Mittelmauern angelegte Kanäle, die nach Befinden durch besondere Lockfeuer (z. B. Gasflammen) geheizt werden. In nicht ventilirten Kellern kann sich eine höchst ungesunde Luft ansammeln, weshalb solche Keller, welche lange Zeit hindurch nicht geöffnet waren, nur mit größter Vorsicht zu betreten sind. Man beseitigt die erstickenden Gase am besten durch kräftige Lüftung, bisweilen auch durch das Abschießen von Gewehren. In den Kellern findet ferner auch das Reinigen der Schornsteine von dem herabgekehrten Ruß statt, weshalb in der Regel alle Schornsteine bis in den Keller geführt und dort in etwa 50 Centim. Höhe vom Fußboden mit Rußkästen und Reinigungsthürchen versehen werden; diese Reinigungsöffnungen sollen womöglich alle nach dem Vorkeller oder Corridor ausmünden.

Für besondere Zwecke, namentlich zum Aufbewahren

von Fleisch, Bier, Eis u. s. w. im Sommer, werden eigene Kellerräume bestimmt, die man oft außerhalb der Wohngebäude in Bergabhängen und Felsen anlegt (Berg- und Felsenkeller). Sehr ausgedehnte Kellereien sind bei dem Brauereibetriebe nöthig, theils zum Keimen der Gerste (Keimböden) theils zum Gären und Lagern des Bieres (Gär- und Lagerkeller). Erstere erfordern eine sehr sorgfältige Reinhaltung des Fußbodens von der ausgestoßenen Hefe und eine gleichmäßige Temperatur von 6° C. Letztere müssen besonders kühl sein, eine Temperatur von etwa 2° C. besitzen und werden deshalb oft in ein zweites Souterrain verlegt oder durch benachbarte Eiskeller gekühlt. Die Eiskeller für Brauereien, Conditoreien, Krankenhäuser, Hausbedarf u. s. w. erfordern eine sehr sorgfältige Construction und Isolirung von Grundwasser und von der atmosphärischen Luft. Sie werden entweder ganz oder halb in der Erde oder über derselben angelegt, erhalten einen nach Norden gelegenen Eingang mit zwei- bis dreifachem Abschluß, doppelte Mauern mit Isolirschichten und hermetische Abführung des Schmelzwassers. Milchkeller müssen kühl gelegen und vor allem mit fließendem Wasser reichlich versehen sein.

Berühmt zum Theil von altersher sind die unter den Rathhäusern großer und reicher Städte befindlichen, zum Weinschank u. dergl. benutzten Keller wie Auerbach's Keller in Leipzig (jetzt nicht mehr in der früheren Verfassung), der bremer, berliner, münchener u. s. w. Rathskeller, der Esterházykeller in Wien u. a. m.

(A. Gottschaldt.)

KELLER (Heinrich Adelbert von), hochverdienter Forscher auf dem Gebiete der germanischen und romanischen Philologie, wurde am 15. Juli 1812 zu Pleidelsheim in Würtemberg (Oberamt Marbach) als Sohn des dortigen Pfarrers Johann Jakob Keller geboren. Nachdem er den ersten Unterricht im Vaterhause erhalten, kam er 1822 in die lateinische Schule zu Eßlingen, das Jahr darauf in das Gymnasium zu Stuttgart, das er 1830 im Herbste absolvirte. Er studirte in Tübingen Theologie, wandte sich aber schon während der Universitätszeit dem Studium des deutschen Alterthums und der romanischen Literaturen zu, welches ihn schon auf dem Gymnasium lebhaft angezogen hatte. L. Uhland und Moritz Rapp wirkten in Tübingen besonders auf ihn ein. Nach Beendigung seiner Studien trat Keller im Juni 1834 eine wissenschaftliche Reise nach Paris an, die der Erforschung der altfranzösischen Handschriftenschätze gewidmet war. Eine Frucht dieses 13monatlichen Aufenthaltes war die Ausgabe des Romans des sept sages (Tübingen 1836), deren Einleitung die weitverzweigte Sage durch alle Literaturen verfolgte und Zeugniß von einer höchst umfassenden Gelehrsamkeit ablegte. Im Herbste 1835 habilitirte sich Keller in Tübingen als Docent der germanischen und romanischen Literaturen. Daneben nahm er kurze Zeit die Stelle eines Lehramtsverwesers für französische Sprache an der Realschule und seit 1836 die eines Pfarrvicars in Weilheim ein. Beide Stellen gab er jedoch auf, als er 1837 zum zweiten Unterbibliothekar an der Universitätsbibliothek ernannt wurde. Seine wankende Gesundheit und der Rath des Arztes bestimmte ihn den Winter 1840—1841 „unter südlicherem Himmelsstriche zuzubringen"; er ging im September 1840 nach Italien. Am längsten verweilte er in Rom (von October bis März). Auch hier verfolgte er wissenschaftliche Zwecke: die Ergebnisse veröffentlichte er in dem inhaltreichen Buche „Romvart" (Mannheim 1844), welches werthvolle Mittheilungen aus den Bibliotheken in Venedig, Florenz und Rom brachte. Nach seiner Rückkehr wurde Keller zum außerordentlichen, 1844 zum ordentlichen Professor ernannt. Im J. 1842 ward ihm die Lehrerstelle für deutsche Sprache und Literatur an dem neuerrichteten Reallehrerseminar übertragen, eine Stelle, die Keller bis zur Aufhebung der Anstalt beibehielt. Im J. 1844 provisorisch zum Bibliothekar an der Universität berufen, bekam er 1849 dies Amt definitiv, nachdem er das Jahr vorher auch Bibliothekar der philosophischen Facultät geworden. Beide Bibliothekarstellen legte er jedoch 1850, bezw. 1851 nieder, um sich ganz seiner akademischen Thätigkeit zu widmen. Neben seinem Lehramte wurde ihm indeß in Erkenntniß seiner umsichtigen und gewissenhaften Geschäftsführung die Verwaltung mehrerer Stiftungen übertragen. Eine weitere Vermehrung seiner Berufspflichten erwuchs ihm durch die Begründung des Seminars für neuere Sprachen (1867), in welchem ihm die Leitung und der deutsche Unterricht anvertraut ward. In treuer Pflichterfüllung wirkte er noch 16 Jahre. Er starb am 7. März 1883 an einer Lungenentzündung, die sich einem längeren katarrhalischen Leiden zugesellt hatte.

Keller's gelehrte Thätigkeit, anfänglich den germanischen und romanischen Literaturen gleichmäßig gewidmet, wandte sich in späterer Zeit mehr dem Deutschen zu, wiewol er das ihm liebgewordene Studium der romanischen Sprachen darüber keineswegs vernachlässigte. Er begann 1834 mit einer Ausgabe von Widmann's Faustbuch, zu dem er fast am Schlusse seiner Laufbahn nochmals zurückkehren sollte. Dann folgten mancherlei Uebersetzungsarbeiten, Sachen von George Sand und Edgeworth, die Werke des Cervantes, mit Notter zusammen (Stuttgart 1838 fg.), Gudrun (Stuttgart 1840), Volkslieder aus der Bretagne, mit Seckendorf (Tübingen 1841); später schloß sich der in Gemeinschaft mit M. Rapp verdeutschte Shakespeare (Stuttgart 1843 fg.) an. Die altfranzösischen Epen erzählte er in geschmackvoller Weise nach in den „Altfranzösischen Sagen" (Tübingen 1839, 2. Aufl. Heilbronn 1876). Zahlreich sind seine Ausgaben altdeutscher und altromanischer Denkmäler. Seiner Veröffentlichung des Romans von den sieben weisen Meistern (1836) schlossen sich spanische Publicationen an (El conde de Lucanor, Stuttgart 1839, Romancero del Cid, Stuttgart 1840); auf altfranzösischem Gebiete: Zwei Fabliaux aus einer Neuenburger Handschrift (Stuttgart 1840), und früher das Miracle de notre dame (Tübingen 1865); auf altdeutschem: des Büheler's Diocletian (Quedlinburg 1841) und die deutschen Gesta Romanorum (Quedlinburg 1841), auf die ihn seine Untersuchungen über die sieben

weisen Meister geführt hatten, und deren lateinisches Original er bald darauf (Stuttgart 1842) veröffentlichte; ferner die altdeutschen Gedichte (Tübingen 1846), die später in einzelnen kleineren, meist nur an Freunde vertheilten Publicationen fortgesetzt wurden; alte gute Schwänke, eine Sammlung von Priameln (Leipzig 1847, 2. Aufl. Heilbronn 1876), Lieder Heinrich's Grafen von Würtemberg, mit Holland zusammen (Tübingen 1849); Walther's von Rheinau Marienleben (Tübingen 1849 fg.); Mittelniederländische Gedichte (Tübingen 1851), Elblin von Eselsberg (Tübingen 1856), vieles darunter als akademische Schriften im Namen der Universität. Auf provenzalischem Gebiete: Lieder Guillem's IX. von Peitieu (Tübingen 1848), wovon Keller zwei Jahre nachher mit Holland eine vermehrte neue Ausgabe veranstaltete; Lieder Guillem's von Berguedan (Mitau 1849); ein Lied von Marcabrun, als Beitrag zur Goetheliteratur beim Goethecentenarium (Tübingen 1849), auch dies in Verbindung mit Holland. Wie hier Goethe, so bildet Schiller den Gegenstand von Keller's Forschung in den Beiträgen zur Schillerliteratur (1859—1860). Eine mit seinem Lieblingsstudium, der vergleichenden Literaturgeschichte, zusammenhängende Arbeit ist sein Italienischer Novellenschatz, ausgewählt und übersetzt (6 Theile, Leipzig 1851 fg.), dem ein abhandelnder Band beigegeben werden sollte; leider kam aus hier nicht zu erörternden Gründen das verheißungsvolle Werk ins Stocken und blieb unvollendet.

Die fruchtbarste Thätigkeit als Gelehrter entwickelte Keller jedoch für den „Literarischen Verein in Stuttgart". Diese erste deutsche, 1839 gegründete Bibliophilengesellschaft, deren Präsident Keller 1849 wurde, verdankt ihm recht eigentlich ihr Gedeihen, ja in den schwierigen Zeiten nach 1849 ihr Fortbestehen. Mit größter Umsicht und Uneigennützigkeit wußte er die finanziellen wie geistigen Interessen des Vereins zu wahren, der unter seiner Leitung eine höchst fruchtbare und verdienstliche Thätigkeit entfaltet hat. Und der fleißigste war Keller selbst; seine Publicationen für den Verein machen allein eine kleine Bibliothek aus. Sie beginnen gleich 1850 und ziehen sich in ununterbrochener Kette bis an den Schluß seines Lebens hin. Den Reigen eröffnet Meister Altswert, mit Holland zusammen (1850); H. Wittenweiler's Ring, den L. Bechstein herausgab (1851), leitete Keller ein. Im J. 1853 folgte die epochemachende Sammlung der Fastnachtspiele, drei Theile, denen 1858 ein vierter als Nachlese sich anschloß und dem als Vorläufer das Spiel von Kaiser und Abt (1850) vorausgegangen war. Im J. 1854 der Simplicissimus, dem 1862 die simplicianischen Schriften folgten (zusammen 4 Bände); 1855 Erzählungen aus altdeutschen Handschriften; 1856 Hugo's von Langenstein Martina; 1857 Amadis, 1858 Konrad's von Würzburg Trojanischer Krieg nach Frommann's und Roth's Vorarbeiten, in demselben Jahre Karlmainet, 1859 Wilwolt von Schaumburg, 1860 Steinhöwel's Decameron, 1861 Niclas von Wyle und Cyriacus Spangenberg, 1864 fg. Ayrer's Dramen in 5 Bänden, 1867 das Heldenbuch, seit 1870 14 Bände von Hans Sachs, bei welchem er in Goetze einen willkommenen Mitarbeiter fand, 1874 Tünger's Facetiae, 1879 das Nibelungenlied nach der Piaristenhandschrift, 1880 Faust's Leben. In zwei besondern Denkschriften (1870, 1882) gab Keller Bericht über Entstehung und Fortgang des Vereins.

Noch sei seiner Werke über Uhland, der ihm Lehrer und dann Freund war, gedacht: mit Holland und Pfeiffer zusammen gab er Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage heraus (Stuttgart 1865 fg., 8 Bände); ferner Urkundliches zu Uhland's Leben (Stuttgart 1863), Uhland als Dramatiker unter Benutzung seines Nachlasses (Stuttgart 1876), ein Gedicht von Uhland (Tübingen 1877).

Eine leider nicht zu Ende geführte Arbeit sind seine Altdeutschen Handschriften (Tübingen 1864 fg.), worin er eine Reihe von wichtigen Handschriften ihrem Inhalte nach beschreiben und verzeichnen wollte. In noch höherem Grade ist zu bedauern, daß sein Schwäbisches Wörterbuch, recht eigentlich ein Lebens- und Lieblingswerk, nicht zum Abschluß gelangte. Es war in den letzten Jahren der fast ausschließliche Gegenstand seiner Arbeit. Zum Glück liegt bei Keller's musterhafter Ordnung alles Material gesichtet bereit, leider nur zum kleinsten Theil der Schatz, den er im Kopfe trug.

Erwägt man, daß zu dieser ausgedehnten literarischen Thätigkeit, bei deren Uebersicht gar nicht der zahllosen Beiträge zu Zeitschriften gedacht ist, eine umfassende akademische kam, die sich auf Grammatik, Literaturgeschichte und Interpretation im Gebiete der germanischen und romanischen Philologie erstreckte, sowie daß er seine Vorlesungen immer wieder ergänzte, ja theilweise umarbeitete, so muß man staunen über diese Fülle von Leistungen. Nur eine streng geregelte Eintheilung der Zeit in Verbindung mit seltenem Fleiß und Ausdauer machte es ihm möglich, dies alles zu bewältigen. Seine Verdienste sind durch Ernennung zum Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften wie durch Verleihung hoher Orden anerkannt worden. Er war ein reiner, zuverlässiger Charakter, ein treuer Freund, ein reichbegabter vielseitiger Gelehrter, dessen Wirken mit der Geschichte der deutschen und romanischen Philologie untrennbar verbunden bleiben wird. *(K. Bartsch.)*

KELLER (Friedrich Ludwig), in Preußen unter dem Namen Keller vom Steinbock geadelt, auch von Keller genannt, Jurist und Staatsmann, geboren am 17. Oct. 1799 zu Zürich, studirte in Berlin und Göttingen, wo er im J. 1822 promovirte (Dissertation: Comm. ad L. si ex duobus 32 pr. §. 1 de peculio, Gott. 1823), wurde im J. 1826 Professor des Civilrechts am politischen Institut in Zürich, trat in das Amtsgericht ein, wurde im J. 1831 Präsident des Obergerichts und Mitglied des Erziehungsrathes, fungirte im J. 1833 in der Baseler Theilungssache als Obmann des Eidgenössischen Schiedsgerichtes. Im J. 1830 in den Großen Rath gewählt, war er 1832 und 1834 dessen Präsident, vertrat wiederholt seinen Canton auf der Eidgenössischen Tagsatzung und arbeitete eifrig an der Bundesreform 1833 und dem Militärstraf- und Proceßgesetzbuche

1837. In Anerkennung seiner Verdienste um letztere Arbeit wurde er Chef des Justizstabes. Im J. 1839 war er Mitglied der züricher Regierung und gehörte als solches der radicalen Majorität derselben an, die namentlich auf dem Gebiete der Volksschule ihre Thätigkeit entfaltete. Ihr Ziel war, die Schule von der Bevormundung der Kirche zu befreien und die freie Volksschule zu schaffen. Gegen die Regierungsmaßregeln, die dahin zielten, machte sich bald im Volke ein Misbehagen bemerkbar, welches von der Geistlichkeit geweckt und genährt wurde; die Volksschule, hieß es, hebe den Verstand einseitig auf Kosten des Gemüths. Die Misstimmung brach in lauten Unwillen aus, als im Anfange des J. 1839 von der radicalen Partei die Berufung von David Strauß, die schon früher wiederholt ins Auge gefaßt worden war, eifrig betrieben wurde. Im Erziehungsrathe waren sieben Stimmen für, sieben gegen die Berufung; Bürgermeister Hirzel gab den Stichentscheid für die Berufung. Dieser suchte auch im Regierungsrathe die Bedenken durch die Erklärung zu beseitigen, daß man jetzt eine gründliche Reformation vornehmen müsse als eine Fortsetzung der Zwingli'schen Arbeit. Der züricher Regierungsrath bestätigte am 2. Febr. die Wahl von Strauß zum Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte. Die Antwort der Gegner war die Bildung eines Centralcomité behufs Agitation gegen die Regierung. Es wurde eine Adresse an die Regierung entworfen, welche außer der Entfernung von Strauß eine Aenderung der bisherigen Politik auf dem Gebiete der Schule und Kirche forderte. Die mit Tausenden von Unterschriften versehene Adresse nöthigte den Großen Rath, Strauß zu pensioniren. Auf die andern Forderungen einzugehen wurde abgelehnt. Da erließ das Comité am 8. Aug. ein neues Sendschreiben an die „Bürger der vereinigt petitionirenden Gemeinden". Daraufhin versammelten sich nebst Keller acht Mitglieder von der radicalen Partei der Regierung zur Besprechung über die gegenwärtige Lage und ihre Berathung hatte folgendes Ergebniß: die Bewegung gelte dem Bestande der Regierung und der Verfassung, der neuen Ordnung, den Rechten und Freiheiten des Volkes, nicht aber dem, was das Comité in seinem Aufrufe vorgebe; entschiedenes Einschreiten sei daher geboten. In diesem Sinne wurde am 23. Aug. an die Bezirksstatthalter die Verfügung erlassen: bei Verantwortlichkeit keine Gemeindeversammlungen infolge etwaiger von jenem sogenannten Central- oder andern ähnlichen Comités ausgegangener Aufträge zu veranstalten. Diese Verfügung wurde sofort von dem Centralcomité veröffentlicht und von einem Aufrufe begleitet, welcher mit den Worten schloß: „Seid mannhaft und stark!" Gegen die Verbreiter dieses Aufrufs erhob die Staatsanwaltschaft die Anklage „wegen versuchter Reizung zum Aufruhr". Die Stimmung gegen die Regierung aber wurde jetzt so drohend, daß diese am 31. Aug. gleichsam eine entschuldigende Erklärung erließ, daß es nie in ihrer Absicht gelegen habe, den Gemeinden ihr verfassungsmäßiges Recht zu beschränken. Zu ihrer Sicherung aber berief sie am 1. Sept. ein Bataillon in die Stadt, welches jedoch schon am 3. entlassen werden mußte, da es eine der Regierung feindselige Gesinnung zeigte. Für den 2. Sept. berief das Centralcomité eine Volksversammlung nach Kloten, welche von der Regierung noch einmal die Bewilligung ihrer in der Adresse ausgesprochenen Forderungen verlangte. Die Regierung gab eine ausweichende Antwort; gleichzeitig verbreitete sich das Gerücht, sie wolle aus den benachbarten Cantonen Truppen zu ihrem Schutze herbeiziehen. Da verwarf das Comité die Antwort der Regierung und bot den Landsturm auf, der am 6. Sept. in Zürich einrückte. Nach einem kurzen Straßenkampfe war die Regierung gestürzt. Keller entfloh in Frauenkleidern aus der Stadt. Eine Proclamation verkündete: Die Strafe der Ungerechten und Ungläubigen ist durch den errungenen Sieg schon hart genug.

Im J. 1843 wurde Keller als Professor der Rechte nach Halle berufen, 1847 als Puchta's Nachfolger nach Berlin. Er saß als Abgeordneter im preußischen Abgeordnetenhause und im Erfurter Unionsparlament, wo er sich der reactionären Partei anschloß. Nach seiner Erhebung in den Adelsstand wurde er auch Mitglied des Herrenhauses. Als Parlamentarier ist er nicht bedeutend gewesen. Dauernd sind seine Verdienste um die Neubelebung und Entwickelung des römischen Proceßrechtes. Er starb am 11. Sept. 1860 in Berlin.

Schriften: Comm. ad L. si ex duob. 32 pr. §. 1 de peculio (Gott. 1823). — Ueber Litiscontestation und Urtheil (Zürich 1827). — Die neuen Theorien in der Zürcherischen Rechtspflege (Zürich 1828). — Die Baseler Theilungssache, (Zürich 1833). — Semestria ad Tullium (Zürich 1841—1851). — Der Römische Civil-Proceß und die Actionen (Leipzig 1852, 5. Aufl. von Wach 1876, ital. von Filomusi-Guelfi, Nap. 1871, franz. von Capmas 1870 und 1876). — Grundriß zu Vorlesungen über Institutionen und Antiquitäten des Römischen Rechts (Berlin 1854—1858). — Institutionen (Leipzig 1861). — Pandekten-Vorlesungen, herausgegeben von Friedberg (Berlin 1861, von Lewis 1866). — Keller begründete die Monatschronik der Zürcherischen Rechtspflege (Zürich 1833—1838). Er gab heraus: Götze, Ueber die Preußischen Schwurgerichte (Berlin 1851).

Literatur: Kritische V. der Sch. für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft III, 1—25. — Rüttimann, Vermischte Schriften 1876, S. 37—72. — von Orelli, Rechtsschulen und Rechtsliteratur 1879, S. 58—60. — Secretan, Galerie suisse II, 241. — von Holtzendorff, Rechtslexikon. — Baumgartner, Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830 bis 1850 (Zürich und Stuttgart 1868), III, 314 fg. (*P. Schwartz.*)

KELLER (Joseph), vorzüglicher deutscher Kupferstecher, geboren am 31. März 1811 in Linz am Rhein. Er war der älteste unter zehn Kindern, und der keineswegs bemittelte Vater, ein Gewürzkrämer, konnte nicht viel auf seine Ausbildung verwenden. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, und da er ein ausgesprochenes Kunsttalent zeigte, erhielt er auch den ersten Zeichen-

unterricht. Da er sich der Kupferstecherkunst widmen wollte, ging er mit 15 Jahren nach Bonn und trat als Eleve in die Schulgen-Bettendorff'sche Kunstdruckerei ein. Eine eigentliche Kunstanstalt war dies freilich nicht, auch wurde er hier nur für Arbeiten in Punktirmanier verwendet, nachdem er sich das Handwerksmäßige, die Kunstgriffe angeeignet hatte. Der junge Künstler wollte aber keineswegs auf halbem Wege stehen bleiben, sondern in das Heiligthum der classischen Kunstweise eintreten, weshalb er jede freie Stunde benutzte, nach guten Vorlagen, d. h. gediegenen Kupferstichen, sich in der Linienmanier zu üben. Angeborenes Talent und Ausdauer zeitigten bald die schönsten Früchte seiner Thätigkeit. Im J. 1833 konnte er bereits mit einem Kunstblatt in die Oeffentlichkeit treten; es war dies die Reproduction einer Freske von Herrmann in der Aula zu Bonn, die Theologie vorstellend, und im nächsten Jahre erschien das Pendant: die Philosophie nach der Freske von Götzenberger, ebendaselbst. Bereits in diesen beiden Blättern offenbart sich der reellste Kunsteifer, der in die Idee des Kunstwerkes, das er auf die Kupferplatte übertragen will, voll einzudringen strebt. Um schließlich die Weihe der Kunst zu erlangen, begab Keller sich 1835 nach Düsseldorf, wo er durch den Verkehr mit der Künstlerwelt auch in seinem Fache gefördert zu werden hoffte. So geschah es auch; insbesondere übte der Historienmaler Julius Hübner den wohlthätigsten Einfluß auf den jungen Künstler aus, unter dessen Aufsicht er auch dessen Gemälde: Roland befreit die Prinzessin Isabella von Galizien aus der Räuberhöhle, für den Düsseldorfer Kunstverein 1838 stach. Um seinen Blick zu erweitern, reiste er dann nach Paris, wo er bei den Koryphäen seiner Kunst Boucher-Desroyer und Forster die freundlichste Aufnahme fand. Nach Düsseldorf zurückgekehrt, nahm er mit erhöhtem Eifer seine Kunstthätigkeit auf; so entstand 1839 der Stich nach Deger's Bild in der Andreaskirche zu Düsseldorf: die Himmelskönigin, der vom Düsseldorfer und später im Hannoverschen Kunstverein als Vereinsblatt benutzt wurde. Auch der kreuztragende Christus nach F. Overbeck gehört dieser Zeit an (1840). Mit diesen Arbeiten hatte sich der Künstler bereits einen Namen gemacht und auf jüngere Künstler mächtig gewirkt, die sich gern als Schüler um ihn scharten. Bereits im J. 1839 wurde ihm provisorisch die Stelle eines Lehrers der Kupferstecherkunst übertragen, die ihm dann 1846 definitiv mit dem Professortitel übergeben wurde. In dieser Stellung war er der eigentliche Begründer der Schule und hat namhafte Künstler erzogen. Der Kunstverein für die Rheinlande hatte ihm schon früher den Auftrag gegeben, Rafael's Disputa im Stiche auszuführen. Im J. 1841 begab sich der Künstler deshalb nach Rom, um an Ort und Stelle in den Stanzen des Vaticans die Zeichnung für den Stich anzufertigen. Diese Zeichnung ist schon für sich ein vollendetes Kunstwerk, das mit aller Finesse und der größten Pietät des Urbinaten Meisterwerk auffaßt, sodaß man im Anblick desselben bei der bekannten Virtuosität des Künstlers, den Grabstichel zu führen, ein Meisterwerk erwarten durfte. Und ein Meisterwerk moderner Stichweise ist auch seine Disputa geworden. Zwölf Jahre anstrengender Arbeit gehörten dazu, das Kunstwerk druckreif zu machen. Freilich entstanden in der Zwischenzeit, gleichsam zur Erholung, kleinere Arbeiten, wie Rafael's Dreifaltigkeit in San-Severo in Perugia, aber die Hauptsorge galt doch der Disputa. Bei der treuesten Wiedergabe des Originals im Ganzen wie in den Gruppen und einzelnen Köpfen herrscht doch eine Freiheit der Behandlung, daß mit ihr die mühevolle Arbeit des Grabstichels vollkommen verdeckt ist. Es ist, als ob sich Rafael's Pinselstriche in Linien aufgelöst hätten und das Bild in verkleinertem Maßstabe auf die Kupferplatte übertragen wäre. Nach Vollendung eines solchen Hauptwerkes wäre Ruhe wol angezeigt gewesen, aber der Künstler rüstete sich alsbald, um ein zweites Meisterwerk zu schaffen. Abermals wurde ein Werk Rafael's gewählt und zwar die Sixtinische Madonna des Dresdner Museums. Nachdem bereits vorzügliche Reproductionen dieses Hauptbildes existiren — so namentlich der geschätzte Stich von Müller — muß man das Unternehmen des Meisters jedenfalls kühn nennen, denn sein Stich forderte stets seine Vorgänger zum Vergleich heraus. Der Künstler wagte es trotzdem und die Kunst ist ihm Dank dafür schuldig, denn er schuf sein zweites Meisterwerk, trotzdem Unpäßlichkeit ihm die Arbeit oft sehr erschwerte. Im J. 1871 war der Stich fertig geworden und er hielt vollkommen, was man vom Stecher der Disputa zu erwarten berechtigt war. Es war dies des Künstlers Schwanengesang; das physische Leiden nahm überhand, anstrengende Arbeit hatte es noch gesteigert. Zwar blieb der Geist frisch und unternehmungsfreudig, sodaß er den Entschluß faßte, mit seinen Schülern Rafael's Tapeten in Hampton-Court zu stechen, aber nur die Zeichnung zu „Petri Fischzug" wurde begonnen. Der Tod riß ihn am 30. Mai 1873 aus seiner Thätigkeit heraus, die Zeichnung blieb unvollendet. — Keller arbeitete unverdrossen, doch überstürzte er sich nie; wir haben gesehen, daß seine beiden Hauptblätter sich jahrelang in der Arbeit befanden. Es ist darum zu verwundern, daß verhältnißmäßig viele Stiche aus seiner Hand hervorgegangen sind, die doch alle mit Fleiß und künstlerischer Gewissenhaftigkeit vollendet sind. Insbesondere hat er sich viele Gemälde von E. Deger zum Vorwurf gewählt. Außer den genannten führen wir noch an Regina coeli (das Bild beim Grafen Spee in Helldorf), die Madonna der Apollinariskirche (1852), Salvator mundi und Mater dolorosa, Pendants; nach andern Meistern nennen wir: Grablegung Christi nach F. Overbeck (1850), die heil. Frauen am Grabe nach A. Scheffer, Pastor bonus nach E. Steinle; die klugen und thörichten Jungfrauen nach W. Schadow, sowie der Tod des Hohenstaufen Friedrich II. nach C. F. Lessing und das Porträt von Cornelius nach W. Kaulbach sind für das Werk Raczynski's gestochen worden.

Unter den Kupferstechern des 19. Jahrh. wird Keller stets als einer der ersten Künstler seines Fachs genannt werden. Sein angeborenes Genie, die volle Bemächtigung des Werkzeugs, die Treue und Liebe für den gewählten Gegenstand, die pietätvolle Wiedergabe desselben nach In-

halt und Form sichern seiner Meisterschaft die Anerkennung der Zukunft. Diese war ihm übrigens auch zu seinen Lebzeiten bereits in reichem Maße zutheil geworden. Von Orden besaß er den preußischen des Rothen Adlers, den sächsischen Albrechts-Orden, den päpstlichen St.-Silvester- und St.-Gregorius-Orden, den würtembergischen Kronen-Orden (mit persönlichem Adel), den österreichischen Franz-Josephorden und die französische Ehrenlegion; er war Mitglied der Akademien zu Wien, Berlin, Brüssel, Petersburg, fast auf allen Ausstellungen erhielt er die goldene Medaille. So war der Künstler an Ehren reich, er war aber auch aller dieser Ehren würdig. *(J. E. Wessely.)*

KELLER (Johann Balthasar), berühmter Erzgießer, geboren zu Zürich im März 1638. Er stammte aus einem alten und angesehenen Geschlechte, das dem Lande für den Rathsaal wie für den Kriegsschauplatz tüchtige Männer gab. Das Geschlecht wird bereits im J. 1253 erwähnt; ein Felix Keller commandirt im J. 1474 ein Heer von 1500 Zürichern vor Elicourt, zwei Jahre später kämpft er bei Murten und trägt hauptsächlich zum Siege der Schweizer bei. Der Vater unsers Künstlers, ebenfalls Johann Balthasar genannt, gehörte zum Großen Rathe in Zürich. Da dessen Sohn von Jugend auf eine große Liebe zur Kunst offenbarte, so wurde er zu einem Goldschmied in die Lehre gegeben. Er brachte es bald durch Fleiß und Ausdauer so weit, daß seine getriebene Arbeit in Figuren, Früchten und Ornamenten sehr geschätzt wurde. Doch sollte er bei dieser Beschäftigung nicht bleiben; ihn erwartete eine höhere Kunst und größere Ehre. Sein älterer Bruder nämlich, Johann Jakob (geb. am 17. Dec. 1635, gestorben 1700 in Colmar), befand sich als gelernter Erzgießer in k. Dienst in Paris, wo er sich durch den Guß trefflicher Geschütze bereits einen Namen gemacht hatte. Dieser berief seinen jüngeren Bruder zu sich nach Paris, weil er ihn bei der Arbeit sehr gut brauchen zu können glaubte. Dieses war auch der Fall, aber Johann Balthasar, der eine glückliche Auffassungsgabe besaß, machte sich bald unter der Anleitung seines Bruders mit der Kunst der Erzgießerei vertraut, sodaß er bald den Bruder übertraf. Er goß nun für den König eine große Menge von Kanonen und Mörsern, davon die meisten auch eine reiche bildnerische Verzierung trugen. Eben dieser künstlerischen Zuthaten wegen wurde eine Anzahl derselben von Le Pautre in Kupfer gestochen und in einem Werke publicirt, das den Titel führt: Pièces d'Artillerie, qui ont été fondus pour le service du Roi dans la grande Fonderie de l'Arsenal de Paris par J. B. Keller. Das Werk ist sehr selten geworden. Keller ging dann auch zum Guß von Statuen über, deren viele die Gärten von Versailles zierten. Wenn diese schon bewundert wurden, so erreichte sein Ruhm den Höhepunkt durch den Guß der Reiterstatue Ludwig's XIV. Es ist dies das Hauptwerk des Künstlers und überhaupt des Erzgusses, zur Zeit seines Entstehens einzig in seiner Art. Das Modell zur Statue lieferte der berühmte Bildhauer Franc. Girardon (geboren 1627, gestorben 1716). Ein kleiner gegossener Entwurf zur Statue, wol auch Keller's Arbeit, befindet sich im Herzogl. Museum zu Braunschweig. Was den Guß der 21 Fuß hohen Statue zu einem Ereigniß machte, war der Umstand, daß die ganze Statue, die Figur des Königs und des Pferdes, für welche 837 Centner Erz verwendet wurden, in einem einzigen Gusse vollendet wurde. Vor Keller hatte es noch kein Künstler gewagt, ein Kunstwerk solcher Größe auf einmal zu gießen. Man pflegte die einzelnen Theile abgesondert zu gießen und dann zusammenzufügen. So ist die antike Statue des Marc-Aurel auf dem Capitol zu Rom, so die Reiterstatue von Cosimo I. (Medici) von Giovanni da Bologna in Florenz und andere mehr stückweise gegossen. Der kühn unternommene und glücklich vollendete Guß fand 1699 statt, worauf dann das großartige Standbild, das die Stadt Paris dem Könige errichtete, auf dem Platz, der dessen Namen führte (dem späteren Vendôme-Platz), aufgestellt wurde. Der königl. Architekt Boffrand, welcher dem berühmten Gusse beiwohnte, gab eine detaillirte Beschreibung des ganzen Verfahrens heraus. Sie kommt, von Abbildungen begleitet, bei Fueßli vor. Als die Reiterstatue Ludwig's XV. ebenfalls in einem Gusse von E. Bouchardon errichtet wurde, gab Mariette nach den Memoiren Lempereur's eine detaillirte, mit vielen Abbildungen versehene Beschreibung des ganzen Gusses 1768 heraus. Boffrand meldet, daß ohne seine Beschreibung diese Statue nie hätte vollendet werden können. Mariette dagegen, der in der Vorrede natürlich auf Keller's Verdienste zurückkommen mußte, betont, daß Boffrand's Mittheilungen beim Gusse der zweiten Statue gar nicht maßgebend sein konnten, da er nach längerer Zeit erst, so viel in seinem Gedächtniß zurückblieb, aufsetzte und er nothwendig vieles vergessen mußte, da er die Kunst nicht übte und darum manches gar nicht verstand.

Ludwig's XVI. Reiterstandbild, das nebst dem Platze, worauf es stand, von Simonneau gestochen wurde — eine Abbildung der Statue kommt auch bei Fueßli vor — wurde in der Revolutionszeit am 16. Aug. 1792 zerstört.

Der König ernannte Keller am 20. Sept. 1697 zum General-Commissar der Gießerei des Arsenals in Paris. In dieser Anstalt starb Keller im Jahre 1702. Seit 1682 war er mit Susanna Boubers de Bernatre vermählt; das Bildniß des Künstlers und der Frau hat H. Rigaud 1689 und 1693 gemalt, worauf beide, das erstere 1697, das der Frau 1689 von P. Drevet meisterhaft gestochen wurden. Auf dem Porträt des Künstlers sieht man im Grunde sein vollendetes Kunstwerk, die Königsstatue, von Baugerüsten umgeben. Das Bildniß seines älteren Bruders hat G. Edelinck gestochen.

Vgl. Fueßli, Geschichte der besten Künstler der Schweiz, 2 Bde. *(J. E. Wessely.)*

Kellerhals (Pflanzengattung), s. Daphne.

KELLERMANN (François Christoph), Herzog von Valmy, Pair und Marschall von Frankreich, ist nach deutschen Quellen der Sohn eines Bauern und am 30. Mai 1735 zu Wolfsbuchweiler bei Rotenburg an der Tauber geboren, während die Franzosen als Geburtsort

Kellermann's Straßburg angeben und seinen Vater als Bürger dieser Stadt bezeichnen.

Mit siebzehn Jahren trat er als Freiwilliger in ein französisches Husaren-Regiment und erwarb sich im Laufe des Siebenjährigen Krieges den Rang eines Kapitäns. Im J. 1769 verheirathete er sich in Metz mit Marie-Anne Barbé, einer Tochter des Marquis de Barbé-Marbois.

Nach mehrfachen Missionen ins Ausland wurde Kellermann 1771 mit einigen andern französischen Offizieren unter dem damaligen Obersten Dumouriez von Ludwig XV. nach Polen gesandt, um die Conföderirten von Bar in ihrem Kampfe gegen Rußland zu unterstützen. Kellermann zeichnete sich in einem Gefecht bei Krakau aus und wurde bald darauf zum Oberstlieutenant befördert. Obgleich das Interesse Frankreichs an dem Kampfe der Polen nur von sehr kurzer Dauer war, so setzten doch die Zerwürfnisse, in welche Dumouriez nach seiner Niederlage bei Landskron mit den Führern des Aufstandes gerieth, der Thätigkeit der französischen Offiziere noch früher ein Ende, als es infolge der veränderten politischen Lage geschehen wäre. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde Kellermann 1784 zum Obersten und 1785 zum Generalmajor (maréchal de camp) ernannt.

Beim Ausbruch der Französischen Revolution schloß sich Kellermann der Volkspartei an, wurde mit dem Oberbefehl im Elsaß betraut und lenkte durch den Eifer und die Umsicht, mit welchen er sowol den Bestrebungen der Hofpartei als auch den Oesterreichern entgegentrat, die Aufmerksamkeit des Convents auf sich; letzterer stellte ihn im August 1792 an die Spitze der Mosel-Armee, welche aus 20,000 Mann auserlesener Truppen bestand und zur Deckung von Metz und Thionville bestimmt war. Von der Uebermacht der Oesterreicher gedrängt, wich er bis zum Argonner Wäldchen zurück und vereinigte sich am 19. Sept. mit dem General Dumouriez, welcher sich bei St.-Menehould aufgestellt hatte. Kellermann wurde nach dem linken Flügel der Stellung beordert und besetzte infolge eines misverstandenen Befehls auch den Windmühlenberg bei Valmy (s. den Art.), wo er am folgenden Tage von den Preußen angegriffen wurde.

Der Umstand, daß die Angreifer nach dem unentschiedenen Gefechte, welches unter dem Namen der „Kanonade von Valmy" bekannt ist, den Rückzug antraten, trug wesentlich zur Belebung des kriegerischen Geistes in Frankreich bei und veranlaßte den Convent, die Armee Kellermann's auf 70,000 Mann zu erhöhen; er erhielt den Auftrag, die Preußen aus Frankreich zu vertreiben, Verdun und Longwy wieder zu nehmen und die Operationen Custine's durch ein energisches Vorgehen auf Trier und Koblenz zu decken. Nachdem Kellermann sich durch Capitulationen in den Besitz von Verdun und Longwy gesetzt hatte, vernachlässigte er die Verfolgung der Preußen und bezog unter dem Vorgeben, daß seine Armee zu erschöpft sei, die Winterquartiere. Auf Betreiben Custine's wurde Kellermann abgesetzt, nach Paris berufen und bei seiner Ankunft verhaftet; er erschien am 14. Nov. 1792 vor der Barre des Convents und es gelang ihm, sich so vollständig von der gegen ihn erhobenen Anklage zu reinigen, daß er nicht nur freigesprochen, sondern wenige Tage nachher zum General en chef der beiden Armeen ernannt wurde, welche in Italien und den Alpen operirten. Das nächste Operations-Object Kellermann's war die Eroberung Lyons, welches sich gegen die Berg-Partei erhoben hatte und entschlossen war, sich aufs äußerste zu vertheidigen. Kellermann eröffnete zwar am 10. Aug. 1793 die Belagerung, wollte sie jedoch nicht persönlich führen, sondern einem seiner Generale übertragen, weil die Kriegslage seine Gegenwart an der Grenze gebieterisch forderte. Die beim Belagerungsheer befindlichen Volksrepräsentanten widersprachen diesen Anordnungen; Kellermann appellirte dagegen, und man bewilligte ihm in Rücksicht auf die drohende Gefahr drei Tage, um die nöthigen Anordnungen an der piemontesischen Grenze zu treffen. Kellermann hielt die ihm gestellte Frist pünktlich inne, schlug die Offensive der Piemontesen glänzend zurück und führte dadurch, wie er es vorhergesagt hatte, die Capitulation Lyons herbei. Da dies jedoch nicht nach dem Wunsche der Volks-Repräsentanten war, welche nur durch den directen, gewaltsamen Angriff in den Besitz der Stadt gelangen wollten, so wurde Kellermann am 18. Oct. seiner Stellung enthoben und in der Abbaye zu Paris eingekerkert; er blieb hier über dreizehn Monate in Haft und wurde erst infolge des Sturzes Robespierre's in Freiheit gesetzt. Von neuem in seine frühere Stellung berufen, gelang es Kellermann nach einer Reihe ruhmvoller Gefechte den Fortschritten der Oesterreicher in der Provence ein Ende zu machen. Damit hatte Kellermann den Höhepunkt seiner militärischen Laufbahn erreicht, denn schon 1795 wurde ihm das Commando über die Armee von Italien abgenommen und die 1796 durch Bonaparte erfochtenen Siege drängten ihn vollends in den Hintergrund.

Vom Directorium aus seiner Stellung abberufen, übernahm Kellermann die Organisation der Gendarmerie. Im J. 1801 wurde er zum Offizier der Ehrenlegion und 1803 zum Präsidenten derselben ernannt. Im J. 1804 berief ihn Napoleon in den Senat, erhob ihn zum Rang eines Marschalls von Frankreich und verlieh ihm den Titel eines Herzogs von Valmy, welcher sich nach dem Rechte der Erstgeburt auf seine Nachkommen vererbt hat.

In Rücksicht auf sein hohes Alter nahm Kellermann an den Feldzügen der Kaiserzeit keinen directen Antheil; er organisirte 1806 die Nationalgarde am Oberrhein, befehligte 1809 ein Observations-Corps an der Elbe und erhielt 1813 nach der Schlacht bei Hanau das Commando über die in der Gegend von Metz vereinigten Reservetruppen. Im J. 1814 stimmte er für die Abdankung Napoleon's und trat in den Dienst Ludwig des Achtzehnten. Der König ernannte ihn zum Commissionär der Militär-Division von Metz sowie zum Pair des Reiches und verlieh ihm das Großkreuz des Ludwigs-Ordens.

Da Kellermann während der „Hundert Tage" kein öffentliches Amt angenommen hatte, so behielt er auch nach der Rückkehr der Bourbonen seine Würden. Trotz seines hohen Alters nahm er bis zu seinen letzten Lebens-

tagen an den öffentlichen Angelegenheiten lebhaften Antheil und stimmte in der Kammer der Pairs mit der liberalen Partei. Er starb am 12. Sept. 1820; sein Herz ruht seinem Testamente gemäß unter dem Denkmal von Valmy.

Quelle: Nouvelle biographie générale (Paris 1861). *(Ernst Ludw. Ulbrich.)*

KELLERMANN (François Etienne), Herzog von Valmy, französischer General, Sohn des Vorigen, ist am 4. Aug. 1770 zu Metz geboren; er erhielt im Hause seiner Aeltern eine streng militärische Erziehung und vollendete seine Studien im Collége de quatre nations zu Paris.

Im J. 1790 trat Kellermann in den diplomatischen Dienst und nahm an der Gesandtschaft theil, welche Frankreich zu jener Zeit an die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sandte. Im März 1793 kehrte er in sein Vaterland zurück, widmete sich dem Kriegsdienste und wurde während des Feldzuges gegen die Preußen als Adjutant dem Stabe seines Vaters attachirt; während der Verhaftung des letztern trat Kellermann als gemeiner Soldat in ein Husaren-Regiment.

Im J. 1796 wurde er als General-Adjutant zur Armee von Italien versetzt, wo er durch seine Tapferkeit und seinen Diensteifer die Aufmerksamkeit Masséna's auf sich zog. In Anerkennung der verdienstvollen Leistungen Kellermann's bei dem Uebergange über die Piave und den Tagliamento sowie in Rücksicht auf die dabei erhaltenen Wunden beauftragte ihn der General Bonaparte mit der Ueberbringung der in diesen Gefechten erbeuteten Siegeszeichen. Vom Directorium zum Brigade-General bei der Armee Macdonald's ernannt, bestand Kellermann im December 1798 ein glänzendes Avantgarden-Gefecht bei Nepi, nördlich von Rom. 2000 Gefangene, 15 Geschütze und der ganze Train des Feindes fielen dabei in seine Hände. Im weiteren Verfolg seines Auftrages schlug Kellermann überlegene feindliche Abtheilungen bei Monterosi und Borghetto, bemächtigte sich bei Orbitello des gesammten Artillerie-Materials des Generals Damas und unterdrückte den Aufstand in Viterbo. Nach einem kurzen Aufenthalte in Rom führte er im Januar 1799 die Avantgarde des Generals Championnet nach Neapel und wurde von hier als General-Inspecteur der Cavalerie zur „Gallo-Batavischen Armee" versetzt, welche zunächst nach der Vendée und Ende des Jahres nach dem Genfersee dislocirt wurde. Im Frühjahre 1800 überschritt Kellermann den St.-Bernhard und commandirte in der Schlacht bei Marengo (s. den Art.) eine Cavalerie-Brigade, mit welcher er sowol bei der Deckung der rückgängigen Bewegung der französischen Armee wie bei dem darauffolgenden siegreichen Vordringen derselben wesentlich zur Entscheidung des Tages beitrug.

Am 5. Juli 1800 zum Divisions-General befördert, zeichnete er sich 1801 unter Brune als Führer der Cavalerie am Mincio und 1805 unter Bernadotte ganz besonders bei Austerlitz aus, wo er so schwer verwundet wurde, daß er erst 1807 wieder felddienstfähig wurde. Kellermann nahm unter Junot an der Expedition gegen Portugal theil und führte nach der Niederlage der Franzosen bei Vimeira die Verhandlungen mit den Engländern; er unterzeichnete im Namen Junot's am 30. Aug. 1808 die Convention von Lissabon, wonach alle in Portugal stehenden französischen Truppen unter Erweisung kriegerischer Ehren auf englischen Schiffen nach Frankreich geführt wurden.

Im J. 1809 wurde Kellermann an Stelle des Marschalls Bessières mit dem Commando der in Spanien operirenden Nord-Armee betraut. In dieser Stellung unterdrückte Kellermann den Aufstand in Asturien und schlug am 26. Nov. 1809 den Herzog del Parque bei Alba de Tormès. Von dem Feldzuge gegen Rußland, wo er unter Grouchy eine Cavalerie-Division führen sollte, hielt ihn Krankheit fern.

Im J. 1813 übertrug ihm Napoleon den Befehl über das 4. Cavalerie-Corps, an dessen Spitze er bei Lützen verwundet wurde, aber schon bei Möckern und Leipzig neue Beweise seiner vorzüglichen cavalleristischen Befähigung ablegte.

Während des Feldzuges in Frankreich zeichnete er sich am 14. Febr. 1814 bei Nangis aus, wo die Infanterie Pahlen's vor ihm das Gewehr streckte; am 27. desselben Monats schlug er den russischen General Korsakoff bei Bar-sur-Aube und trug am 26. März bei St.-Dizier in hervorragender Weise zu dem letzten Erfolge Napoleon's in diesem Feldzuge bei. Am 6. April 1814 erkannte er als Commandeur des 6. Cavalerie-Corps die provisorische Regierung an, wurde im Mai von Ludwig dem Achtzehnten als Mitglied des Kriegsrathes berufen, zum General-Inspecteur der Cavalerie von Nancy und Lunéville ernannt und durch die Verleihung des Ludwig-Ordens sowie des Großkreuzes der Ehrenlegion ausgezeichnet.

Bei der Rückkehr Napoleon's von Elba verließ Kellermann die Sache des Königs und stellte sich dem Kaiser zur Verfügung, der ihm ein Cavalerie-Corps unter dem Oberbefehl Ney's übertrug. Als am Tage von Ligny alle Anstrengungen des letztern, sich der Stellung von Quatre-Bras zu bemächtigen, an der Festigkeit Wellington's scheiterten, ließ Ney im Hinblick auf seine verzweifelte Lage Kellermann rufen und sagte ihm, indem er sich derselben Worte bediente, welche der Kaiser soeben an seinen Marschall gerichtet hatte: „Mon cher général, il s'agit du salut de la France, il faut un effort extraordinaire, prenez votre cavalerie, jetez-vous au milieu de l'armée anglaise, écrasez-la..." Es war 7 Uhr abends; Kellermann hatte nur eine Brigade Kürassiere zu seiner Verfügung, da der Rest seines Corps nach den Anordnungen des Marschalls weiter rückwärts Stellung genommen hatte. Auf die Zusicherung des letztern, daß er die Attake Kellermann's mit 4—5000 Pferden unterstützen würde, setzt sich dieser in Marsch. Der erste Angriff gilt dem 69. englischen Infanterie-Regiment, welches den heranbrausenden Sturm mit Ruhe erwartet und auf dreißig Schritt sein Feuer abgibt. Aber im nächsten Moment hat Kellermann den feindlichen Obersten zu Boden gestreckt, die Infanterie wird über den Haufen geritten und mit unwiderstehlicher Gewalt alles durchbrechend, was sich ihm entgegenstellt, gelangt Kellermann

mit seinen Kürassieren bis Quatre-Bras, wo der Herzog von Wellington mit seinem Stabe hält und mit genauer Noth der Gefangennahme entgeht. — Kellermann hatte todesmuthig die Bresche eröffnet, sein Pferd ist ihm unter dem Leibe getödtet worden, seine tapfern Reiter sind durch die Heftigkeit des Chocs auseinandergekommen und werden nun, nachdem sich der Feind von seiner Ueberraschung erholt hat, von allen Seiten angegriffen. Die erwartete Unterstützung zeigte sich nicht, und es blieb Kellermann kein anderer Ausweg, um der Gefangenschaft zu entgehen, als sich mitten durch die Feinde einen Weg nach den französischen Linien zu bahnen. Wäre Kellermann bei Quatre-Bras rechtzeitig unterstützt worden, so hätte er wahrscheinlich wie 15 Jahre früher bei Marengo durch seine Attake dem Feinde den Sieg entrissen und vielleicht hier wie dort den feindlichen Feldherrn gefangen genommen.

Nachdem Kellermann noch ruhmvollen Antheil an der Schlacht bei Belle-Alliance genommen hatte, wurde er von Davoust beauftragt, die Interessen der Armee beim Friedensschluß wahrzunehmen.

Nach der zweiten Restauration der Bourbonen trat Kellermann nicht wieder in Function; er wurde von der Pairskammer ausgeschlossen und lebte als Privatmann in Paris. Im J. 1819 wurde ihm der Titel eines Marquis von Valmy verliehen, den er 1820 bei dem Tode seines Vaters mit dem eines Herzogs von Valmy vertauschte und als solcher wieder in die Pairskammer eintrat; er starb am 2. Mai 1835.

Im J. 1820 erschien von ihm ohne Namensnennung „Réfutation“ und „Réplique“ zur Aufklärung über die Schlacht bei Marengo. Aus seinen hinterlassenen Papieren veröffentlichte sein Sohn (François Christoph Eduard, Herzog von Valmy, geboren den 16. April 1802 zu Paris, Diplomat und hervorragendes Mitglied der legitimistischen Partei, gestorben den 2. Oct. 1868 zu Passy): „Histoire de la campagne de 1800“ (Paris 1854). Von demselben Verfasser erschien: „De la force du droit et du droit de la force“ (Paris 1850) und „Le génie des peuples dans les arts“ (Paris 1867).

Quellen: La Lorraine militaire par Jules Nollet-Fabert (Nancy 1853). — Histoire de la campagne de 1800 par M. le Duc de Valmy (Paris 1854).

(Ernst Ludw. Ulbrich.)

KELLERWECHSEL ist der Name einer eigenthümlichen Art der falschen gezogenen Wechsel. Der Anfertiger eines Kellerwechsels formulirt diesen als an einem dritten Orte ausgestellt und an seine Ordre lautend; hat er aber zu wenig Credit, um das Papier in dieser Form anzubringen, so verbindet er sich mit einem Zweiten, an dessen Ordre jenes gestellt wird und der es an ihn indossirt, oder es verbinden sich noch mehrere, die es aneinander indossiren. Namen des Ausstellers, des ersten Indossanten, auch wol die eines oder einiger weiterer Indossanten sind gewöhnlich erdichtete, bisweilen auch misbräuchlich genannte; bisweilen ist auch der Name des Acceptanten ein fingirter. Der Zweck der Fälschung ist die Verpfändung des Wechsels. Zur Wiedereinlösung wird oft ein neuer Kellerwechsel angefertigt, der anderswo angebracht wird; in solchem Falle wird die Sache durch Provision und Disconto kostspielig und gefährlich. Ein materieller Betrug findet beim Kellerwechsel gewöhnlich nicht statt.

(C. F. Noback.)

KELLET (Sir Henry), englischer Seemann, geboren zu Clonacedy in der irischen Grafschaft Tipperary 1806, gestorben daselbst 1875, war der Sohn des Gutsherrn John Dalton Kellett zu Clonacedy, trat in die englische Flotte, zeichnete sich an der Westküste Afrikas bei der Verfolgung der Sklavenschiffe aus, ward 1842 Kapitän und befehligte den „Starling“ im Kriege Englands gegen China, auch die in diesem Kriege in die englische Armee unter Lord Gough eintretende Marine-Brigade, führte dann zwei arktische Expeditionen zur Aufsuchung des Sir John Franklin und zeichnete sich durch Muth und Umsicht besonders in der zweiten aus, in welcher er den „Resolute“ commandirte. Er diente später in der chinesischen und in der mittelländischen Station der englischen Flotte und erhielt 1869 den Bathorden.

(W. Bentheim.)

KELLGREN (Johann Hendrik), schwedischer Dichter, geboren den 1. Dec. 1751 in Westgothland, wo sein Vater Prediger war. Seinen Schulunterricht erhielt er in Schweden am Gymnasium zu Skara, aber als Student studirte er in Finland an der Universität zu Åbo, wo er 1772 Philosophiae Magister wurde und zwei Jahre später Docent der Aesthetik. Schon zu dieser Zeit fing Kellgren an seine Gedichte zu veröffentlichen, und hatte schon die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als er 1777 nach Stockholm kam und da als Privatlehrer in dem Hause des Grafen Meijerfut angestellt wurde. Ein satirisches Gedicht „Mina löjen“ (Was ich lächerlich finde), das er zu dieser Zeit veröffentlichte, machte ihn über ganz Schweden bekannt. König Gustav III. wurde dadurch aufmerksam auf ihn gemacht, ernannte ihn zu seinem Bibliothekar und sorgte für seinen Lebensunterhalt durch eine jährliche Pension. Gegen Ende des Jahres 1778 fing Kellgren an mit der Herausgabe einer Zeitung „Stockholms Posten“, die von großer Bedeutung für das literarische Leben der damaligen Zeit wurde. In dieser Zeitung veröffentlichte Kellgren zuerst seine Gedichte, hier pflegte er die literarische Kritik. Auf dem religiösen und sittlichen Gebiete zeigte sich Kellgren hierbei nicht frei von der Vorliebe der Zeit für das Frivole; auf literarischem Gebiete war der französische Geschmack alleinherrschend und die zu dieser Zeit in Deutschland stattfindende bedeutungsvolle Bewegung wurde mit Gleichgültigkeit angesehen. Die satirische Laune Kellgren's zeigte sich unter anderm in der schonungslosen Kritik, womit mehrere unbedeutende Poeten in „Stockholms Posten“ behandelt wurden. Die Redaction verfolgte mit lebhaftem Interesse die literarischen Erscheinungen und die Spalten der Zeitung waren immer offen für die auf diesem Gebiete stattfindenden Streitigkeiten. Allmählich nahm die Zeitung einen ernsteren Charakter an gleichzeitig damit, daß die persönliche Entwickelung Kellgren's fortschritt. Die religiösen und sittlichen Fragen wurden nicht länger

so frivol behandelt, die Kritik wurde ernster, die Aufmerksamkeit immer mehr auf die Literatur Dänemarks und Deutschlands gerichtet. Die von Kellgren veröffentlichten lyrischen Gedichte zeigten eine immer tiefere Innigkeit und Wahrheit. Er verfaßte mehrere Imitationen und Uebersetzungen von dänischen Dichtern, besonders Baggesen und Wessel, aber er that dies, ohne sie sklavisch zu copiren, in einer Art, die oft die Nachbildungen schöner als das Original machte. Aehnlich ist das Verhältniß bei einem satirischen Gedichte von Kellgren „Ljusets fiender", welches eine Nachbildung von einem in Wieland's „Der deutsche Merkur" erschienenen Gedichte „Die Feinde der Aufklärung" ist.

Nachdem König Gustav III. Kellgren kennen gelernt und ihn an seinem Hofe angestellt hatte, fing er an, ihn für seinen Lieblingsplan, eine schwedische dramatische Poesie zu schaffen, zu benutzen. Der König, der als dramatischer Dichter ein unbestreitbares Talent besaß, und Kellgren, der vorzugsweise Lyriker war, arbeiteten zusammen. Der König entwarf die Pläne, die Versification und die Ausarbeitung übergab er Kellgren. So entstanden die Dramen Christina, Gustav Vasa und später Gustav Adolf und Ebba Brahe. Als Gustav III. im J. 1786 die schwedische Akademie stiftete und derselben die Aufgabe stellte, die schwedische Sprache zu hüten, die Redekunst und Dichtkunst zu pflegen, ernannte er Kellgren zu einem der Mitglieder.

In den letzten Jahren von Kellgren's Leben war seine Gesundheit gebrochen und man sah lange voraus, daß sein Zustand keine Hoffnung gestattete. Den 20. April 1795 starb er. Seine Zeitgenossen räumten ihm den ersten Platz unter den Dichtern der Epoche Gustav's III. ein, und die kritischen Literaten und Historiker unserer Zeit bestätigen dieses Urtheil. Seine Werke erschienen gesammelt in einer vierten Auflage (3 Bände) 1860. Seine prosaischen Schriften übersetzte Lappe ins Deutsche.

(O. Printzsköld.)

KELLOWAY, englischer Localname für eine Abtheilung der obern Braunen Juraformation (s. diesen Artikel). *(E. Geinitz.)*

KELMIS, Weiler in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Aachen, Kreis Eupen, Bürgermeisterei (Gemeinde) Moresnet, zu welcher 29 Wohnplätze mit 106 Gebäuden gehören, besteht aus 7 Häusern mit 51 Bewohnern (einschließlich Kelmiserheide und Wassermühle und Fabrik Kelmisermühle 17 Häuser mit 98 Bewohnern). Moresnet ist ein Gebiet, einerseits zwischen den Kreisen Aachen und Eupen und andererseits der belgischen Provinz Lüttich, welches 1815 für neutral erklärt wurde, und dessen reiche Galmei-(Zink-)Lager seitdem gemeinschaftlich von Preußen und Belgien abgebaut worden sind. Der Reichthum an Erz hat seitdem bedeutend abgenommen. Man unterscheidet Preußisch-, Neutral- und Belgisch-Moresnet, und die auf dem erzreichen Altenberge gelegene Ortschaft heißt Moresnet. Die Haupt-Bergwerks- und Hüttengesellschaft, welche belgischerseits hier thätig ist, genannt die Vieille-Montagne, ist zu Angleur bei Lüttich seßhaft. Der preußische Altenberg lieferte im J. 1880: 13,130 Tons Galmei, und zwar die Grube Diepenlinchen 5400 Tons und die Grube Breiniger Berg 2092 Tons, auf einem Lager von 70 Mtr. Länge und 13 Mtr. Mächtigkeit. Die Verhandlungen über die Neutralität und Theilung des Gebietes sind noch nicht beendet und noch ist nichts entschieden. *(G. A. von Klöden.)*

KELP ist ein Laugensalz, welches an den Küsten von Wales, Schottland und Irland gemacht wird. Man gewinnt es hauptsächlich durch das Einäschern der sogenannten Meergräser und einiger andern Unkräuter, welche an den Seeküsten unterhalb des hohen Wasserstandes wachsen. Zur Zeit der Ebbe werden diese Kräuter abgeschnitten, getrocknet und in einem kreisförmigen mit Steinen ausgelegten Loche verbrannt. Nach dem Verbrennen bildet der Rückstand eine flüssige dem Theer ähnliche Masse, die nach dem Abkühlen verhärtet und Kelp genannt wird. Man gebraucht ihn statt Soda zur Verfertigung der Seife, des Alauns und des Glases, er ist aber bei weitem nicht so gut als Soda, weil er mehr Neutralsalz, viel Pottasche und mehr Kohle enthält. Die Verfertigung des Kelp begann ungefähr um das Jahr 1730 auf den Orkney-Inseln und hatte lange Zeit mit den mächtigsten Vorurtheilen zu kämpfen. Die Pächter stellten den Gemeindeneigethümern vor, daß dieser neue Erwerbszweig die Fische von den Küsten vertreiben, Korn und Gras zerstören und vielleicht gar ihre Weiber verhindern werde, Kinder zu bekommen. Dessenungeachtet aber beharrte man darauf, und 50 Jahre später war der Ertrag dieser Inseln um $2^1/_2$ Millionen Thaler höher, als er vor der Verfertigung des Kelp gewesen war. Anfangs wurde dieser Artikel für 15 Thaler die Tonne verkauft, gegenwärtig kostet er 240 Mark. Man rühmt, daß auf den Orkney-Inseln allein 20,000 Menschen von diesem Erwerbszweige leben, daß kleine Pachtgüter, welche früher nur 300 Thaler getragen haben, jetzt mehr als 6000 M. einbringen, und daß Lord Mac Donald von seinen Kelpufern 200,000 Mark bezieht. Auf den Hebriden ist der Kelp sogar noch wichtiger als auf den Orkney-Inseln. In günstigen Jahren schätzt man den Kelpertrag des ganzen Königreichs auf 20,000 Tonnen und den Werth auf $4^1/_2$ Millionen Mark. *(W. Löbe.)*

Kelten (Volk), s. Celten.

KELTERN, Obst, Trauben und andere Beerenfrüchte von ihrem Safte befreien. Am besten werden die Trauben von der Lese weg sogleich auf die Kelter gebracht und ganz gekeltert, oder man läßt, wenn die Gärung des Weins auf den Trestern stattfinden soll, die Trauben auf einer gut eingerichteten Traubenmühle zerdrücken und unterwirft die Trester sofort in besondern Gärgefäßen der Gärung. Durch das Keltern ganzer Trauben wird der große Vortheil erreicht, daß der Wein ganz süß und rein in das Faß kommt und dort die Gärung ungestört durchmachen kann. Es wird mithin nicht nur die bei dem gewöhnlichen Verfahren des Zertretens der Trauben die mit diesem Geschäfte verbundene Unreinlichkeit sowie die Beimengung fremder Bestandtheile vermieden, sondern es fällt auch das tage- und wochenlange Aufbewahren der Trester in offenen, im

Freien stehenden Kübeln, sowie das Gären des Weins in diesem Zustande weg, wodurch dem Weine ein großer Theil seiner feineren geistigen und gewürzhaften Bestandtheile erhalten wird. Außerdem bleibt, wenn die Trauben zertreten werden, eine Menge Schleim in den Theilen der Beeren zurück, der hauptsächlich dazu beiträgt, daß der Wein lange Zeit trübe und fett bleibt und wol gar krank wird. Ueberhaupt wird durch das Auspressen der ganzen Traube ein äußerst feiner, klarer und sehr angenehmer Wein erzeugt, der weit eher als die gewöhnlichen Weine hell und reif wird. Durch das Treten oder Stampfen der Trauben werden viele Beeren nicht zerdrückt, weshalb der in denselben enthaltene Saft nicht mit dem Safte der zerdrückten Beeren in Gärung übergeht. Erst wenn die Treſter auf der Kelter ausgepreßt werden, mischt sich der Saft der unzerdrückten Beeren mit dem Safte, der bereits die stürmische Gärung überstanden hat. Es kommen mithin zwei sehr verschiedene Flüssigkeiten zusammen, wodurch die Herstellung eines guten Weines unmöglich gemacht wird. Dieser große Uebelstand wird vermieden, wenn die Trauben auf eine Traubenmühle gebracht und hier nicht nur gebeert, sondern auch möglichst vollkommen zerdrückt werden. Nothwendig ist es, daß das Auspressen gleichförmig und möglichst schnell geschieht. Das Keltern geschieht mittels der Kelter, von welcher man die Spindel- und die Baumkelter unterscheidet. Erstere besteht aus einem Kasten von starken Bohlen, der auf einem hölzernen Gerüste ruht, der bewegliche starke Deckel des Kastens wird von einer verticalen Schraube niedergedrückt. Die Schraube ist oben mit Löchern versehen, in die ein Hebel gesteckt wird, um die Schraube herumzudrehen. Die Baumkelter ist von der Spindelkelter dadurch unterschieden, daß sie mit einem Druckbaume regiert wird. Der Kasten hat an der Seite nahe am Boden eine Oeffnung, durch die der Most in den Zuber läuft. (*W. Löbe.*)

Keltiberier, s. Celtiberer.

KELTISCHE SPRACHEN. I. Die sechs keltischen Sprachen, die uns durch Literaturwerke aus mehr oder weniger alter Zeit bekannt sind, zerfallen in zwei Hauptgruppen zu je drei Sprachen:

Die gälische Gruppe bilden 1) das Irische oder das Gälische in Irland, 2) das Gälische im schottischen Hochland, 3) das Manx auf der Insel Man.

Die britannische Gruppe bilden 1) das Cymrische oder Welsh in Wales, 2) das Cornische bis in den Anfang unsers Jahrhunderts in Cornwall gesprochen, 3) das Bretonische oder Aremorische in der französischen Bretagne.

Gälisch und Britannisch stehen annähernd in ähnlichem Verhältniß zueinander wie Lateinisch und Oscisch-Umbrisch. Dies zeigt sich z. B. in dem Wechsel von c oder qu auf der einen, gegenüber einem p auf der andern Seite: altir. cethir vier, lat. quattuor, aber altcymr. petguar, osc. petora, umbr. petur-pursus (quadrupedibus).

Viele keltische Stämme sind frühzeitig in andern Nationen aufgegangen. Von den ausgestorbenen keltischen Sprachen kommt noch das Altgallische in Betracht, von dem wir durch eine Anzahl Inschriften und zahlreiche Namen und einzelne Wörter einige Kenntniß besitzen. Das Altgallische hat gleichfalls das p für qu oder c, z. B. in petor-ritum eine Art Wagen (*Gell.* XV, 30): aus diesen und einigen andern Umständen hat Zeuß in der Praefatio zur Grammatica Celtica geschlossen, daß das Altgallische zur britannischen Gruppe der keltischen Sprachen zu stellen ist.

Die keltischen Sprachen gehören zu den indogermanischen oder arischen Sprachen, und zwar stehen sie im Kreise derselben zwischen den italischen und den germanischen Sprachen: die Berührungspunkte mit den italischen Sprachen sind, namentlich in der Conjugation, zahlreicher und wichtiger als die mit den germanischen Sprachen. Der arische Charakter des Keltischen ist nicht sofort mit Sicherheit erkannt worden. Bopp sagte im J. 1823: „Es ließe sich, außer den obenerwähnten mit dem Sanskrit zu vergleichenden Sprachen, noch manche andere der gegenwärtigen Untersuchung anreihen, wenn es unsere Absicht wäre, all diejenigen Sprachen zu umfassen, welche einzelne Spuren der Verwandtschaft mit dem Sanskrit tragen. Es finden sich deren mehrere in der celtischen Sprachfamilie, und das Finnische und die verwandten Mundarten, sowie das Ungarische und Albanesische bieten ebenfalls, besonders in den Pronominen, den treuesten Aufbewahrern alterthümlicher Formen, überraschende Aehnlichkeiten dar.“[1]) Entschiedener für den sanskritischen Charakter der keltischen Sprachen trat Prichard ein,[2]) aber noch konnte nach ihm einer der ersten Sprachforscher von einem „unsanskritischen Kern“ des Keltischen sprechen. Pott schrieb 1836: „Dem Keltischen nicht minder schreibt Prichard einen östlichen Ursprung zu; und gestehen wenigstens muß man, daß, wenngleich sein Kern gewiß unsanskritisch und noch in keiner asiatischen Sprache nachweisbar ist, dennoch der lexikalischen und grammatischen Uebereinkommnisse keltischer Sprachen mit indogermanischen so viele und derartige sind, daß es schwer halten möchte, diese lediglich auf Rechnung des Zusammenlebens der Kelten mit sanskritischen Völkern auf europäischem Boden zu setzen und daraus zu erklären“.[3]) Mehr Eindruck machte Pictet,[4]) in endgültiger Weise gab jedoch erst Bopp selbst den keltischen Sprachen ihr Recht in seiner 1838 erschienenen Abhandlung „Ueber die celtischen Sprachen vom Gesichtspunkte der vergleichenden Sprachforschung“.[5]) In Bopp's Ver-

1) Vergleichende Zergliederung des Sanskrit und der mit ihm verwandten Sprachen, in Phil.-histor. Abhandl. der K. Akad. der Wissensch. (Berl. 1823), S. 123. 2) Prichard, The Eastern origin of the celtic nations proved by a comparison of their dialects with the Sanskrit etc., London 1831 (mir liegt nur der 1857 von R. G. Latham besorgte Neudruck vor). 3) A. F. Pott, Etymol. Forsch. II, S. XV. Seitdem ist Pott natürlich anderer Ansicht geworden. 4) Adolphe Pictet, De l'affinité des langues celtiques avec le Sanscrit (Paris 1837). 5) Phil.-histor. Abhandl. der K. Akad. der Wissensch. (Berlin 1838), S. 187—272. Ebel bemerkt über diese Abhandlung: „Glänzender hat sich Bopp's Scharfsinn vielleicht nie bewährt als in der Entdeckung, daß die

gleichender Grammatik sind sie nur gelegentlich mit berücksichtigt.[6])

Aber die eigentliche Grundlage der keltischen Sprachforschung schuf Johann Kaspar Zeuß in seiner Grammatica Celtica.[7]) Er war es, der zuerst die altirischen Glossen ans Licht zog und, auch in den andern keltischen Sprachen auf die ältesten Quellen zurückgehend, zum ersten mal in wissenschaftlicher Weise den grammatischen Bau der keltischen Sprachen enthüllte. Der Umstand, daß er sein Werk in der Stille allein aus Einem Gusse schuf, ohne gleichartige Vorarbeiten, läßt Johann Kaspar Zeuß als einen der bedeutendsten Gelehrten unsers Jahrhunderts erscheinen. Die Grammatica Celtica behandelt die altgallischen Namen und Wörter, das Altirische des 8. und 9. Jahrhunderts, das Mittelcymrische des 12.—14. Jahrhunderts, das etwas spätere Cornisch und das Bretonische oder Aremorische etwa des 14. Jahrhunderts, nebst den Resten der älteren Perioden der drei britannischen Sprachen. Die Editio altera (1871), besorgt von Hermann Ebel, enthält denselben Grundstock, aber verbessert in vielen Beziehungen und vermehrt durch neues Material, soweit er solches hatte erreichen können. Unter denen, welche am frühesten für die neuen Studien gewonnen waren, ragt Ebel und neben ihm Whitley Stokes am meisten hervor. Während der erstere seine Hauptstärke in der Bestimmung oder sprachvergleichenden Erklärung der grammatischen Formen und in der Etymologie entwickelte,[8]) hat sich der zweite die größten Verdienste durch zuverlässige Herausgabe, Uebersetzung und theils grammatische, theils lexikalische Verwerthung von bisher unzugänglichen irischen, cymrischen, cornischen und bretonischen Texten erworben. Von Zeuß, Ebel und Stokes lernte Schleicher, der in sein Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen die altirische Grammatik aufnahm. Neben und nach diesen Männern, mehr oder weniger von ihnen beeinflußt, ist allmählich eine stattliche Reihe von wissenschaftlichen Keltologen in Deutschland, Großbritannien und Irland, Italien und Frankreich hervorgetreten. In Frankreich hat Henri Gaidoz eine internationale keltologische Zeitschrift gegründet, die Revue Celtique, die durch ihre Abhandlungen und ihre bibliographischen Artikel für jeden Keltologen unentbehrlich geworden ist. Trotz alledem sind die Zeiten der methodelosen Keltomanen noch nicht ganz vorüber.[9])

Wir standen hier auf dem Standpunkte der historischen und vergleichenden Grammatik, wir sind aber weit davon entfernt, die Verdienste der einheimischen irischen, schottischen, cymrischen und bretonischen Gelehrten um die Pflege ihrer Sprache und Literatur zu unterschätzen: diese sind mehr literarhistorischer und antiquarischer als linguistischer Art. Die bedeutendsten Grammatiker der Einzelsprachen werden wir weiter unten erwähnen, hier sei nur Edward Lhuyd hervorgehoben, der in seiner 1707 erschienenen Archaeologia Britannica zuerst den gemeinsamen Wortschatz der verschiedenen keltischen Sprachen zusammengestellt hat und somit als ein Vorläufer der vergleichenden Grammatiker zu betrachten ist.

Auf die Nachrichten der Alten über die Geschichte der Kelten einzugehen liegt außerhalb unserer Aufgabe, wir verweisen in dieser Beziehung auf einige wichtige Werke: Lappenberg, Geschichte von England, 1. Bd., Hamburg 1834; Kaspar Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, München 1837; Lor. Diefenbach, Celtica I., II., Stuttgart 1839, 1840; Chr. Brandes, Das ethnographische Verhältniß der Kelten und Germanen, Leipzig 1857[10]); Leopold Contzen, Die Wanderungen der Kelten, Leipzig 1861. Von den Werken, welche sich mit den Kelten beschäftigen, insofern sie in den Staatenbildungen von Großbritannien und Frankreich aufgegangen sind, nennen wir: Thomas Wright, The Celt, the Roman and the Saxon, 3d ed. (London 1875); Thomas Nicholas, British Ethnology. The Pedigree of the English People, 4th ed. (London 1874); J. Rhys, Early Britain. Celtic Britain (London 1882); W. F. Skene, Celtic Scotland, 3 Voll. (Edinburgh 1876—1880); C. J. Elton, Origins of English History, London 1882 (vgl. die Sammlung von günstigen Kritikern in Quaritch's Miscellaneous Catalogue, Sept. 1883, p.18—27); Edwin Guest, Origines Celticae (a fragment) and other contributions to the history of Britain, in two Volumes (London 1883), Vol. II; Belloguet, Ethnogénie Gauloise, 4 Theile (Paris 1858—1873); (Prem. und Deux. Part. in zweiter Auflage). Für die irischen Antiquitäten ist das wichtigste Werk Eugene O'Curry, Manners and Customs of the Ancient Irish, 3 Voll. (London 1873).

II. Namen der keltischen Völker und Länder, welche hier in Betracht kommen.

1) *Kelten.* Der Gesammtname Kelten ist nur von griechischen und lateinischen Schriftstellern überliefert, von ersteren (z. B. Herodot, Strabo) *Κελτοί*, von letzteren Celtae. Wir würden über den Ursprung dieses Namens vollkommen im Dunkeln sein, wenn nicht Cäsar De Bell.

sämmtlichen Aspirationen und Eclipsen, wodurch die heutige irische Declination scheinbar verunstaltet ist, nichts anderes sind als Ueberreste und Nachwirkungen der alten Casusendungen" (Beitr. z. Vgl. Sprachf. I, 155).

6) Vgl. Whitley Stokes, On the Celtic Comparisons in Bopp's Comparative Grammar, Rev. Celt. III, 31—39 (auch in der 2. Edition seiner Remarks on the Celtic Additions to Curtius' Greek Etymology (Calcutta 1875). 7) J. C. Zeuß, Grammatica Celtica e monumentis vetustis tam hibernicae linguae quam britannicarum dialectorum cambricae cornicae aremoricae comparatis gallicae priscae reliquiis (Berolini 1853, 2 Bde.). — Editio altera curavit H. Ebel (Berolini 1871). 8) S. Ebel's Abhandlungen in den Beitr. zur Vergl. Sprachf. Bd. I—VI und VIII. Ebendas. Bd. I—VIII finden sich zahlreiche grammatische Arbeiten von Stokes.

9) Wie ich erfahre, sind von Obermüller's Buch, Deutsch-keltisches, geschichtlich-geographisches Wörterbuch" (Berlin 1872), über 600 Exemplare abgesetzt worden! Vgl. über die Keltomanen Glück, Die bei C. J. Cäsar vorkommenden keltischen Namen, Vorwort S. IX fg. 10) Daselbst S. 332 fg. ein Verzeichniß der älteren benutzten Werke.

Gall. I, 1 ausdrücklich bemerkte, daß das von den Römern *Galli* genannte Volk sich selbst Celtae nenne. Danach ist also Celtae, *Κελτοί* ein nationalkeltisches Wort. Davon abgeleitet ist Celtillus, der Name des Vaters des Vercingetorix (*Caes.* De Bell. Gall. VII, 4), die einzige sichere Spur dieses Namens in einer keltischen Sprache selbst. Glück, Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung V, 97, verbindet weiter damit das inschriftlich überlieferte gallische Wort celicnon, das in das Gotische eingedrungen ist (kelikn) und daselbst *πύργος*, *ἀνώγαιον*, wiedergibt, ferner gr. *κολωνός*, lat. columna, ex-cello, und identificirt „gall. celtos" geradezu mit lat. celsus, sodaß Celtae „die Erhabenen" bedeuten würde. Noch buchstäblicher entspricht dem gall. *celtos das lit. keltas, gehoben, isz-keltas erhaben, was Fick (Wörterbuch I³, 528) zunächst mit lat. celsus verglichen hat. Ich würde auch an altſ. helith Held denken, wenn dieses nicht nach Ausweis des agſ. häledh aus *halith umgelautet wäre.[11]) Aus den keltischen Sprachen könnte ir. clethe, groß, erhaben, in Betracht kommen, allein der Unterschied von el und le ist nicht zu übersehen, auch ist clethe in dieser Bedeutung bisjetzt nur aus einem Glossar bekannt.[12]) An der Bedeutung „die Erhabenen" braucht man keinen Anstoß zu nehmen, bedeutet doch der keltische Volksname Bituriges „die Weltkönige".

2) *Galli*, *Γαλάται*. Der Name Galli wird von Cäsar De Bell. Gall. I, 1 als ein von den Römern gegebener Gesammtname bezeichnet. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß Galli lateinischen Ursprungs sei, ebenso wenig als dies z. B. in Bezug auf Graeci der Fall ist, vielmehr wird Galli die lateinische Umgestaltung eines keltischen Volksnamens sein. Dieser ist vielleicht in der von den Griechen gebrauchten Form *Γαλάται* getreuer erhalten. *Γαλάτης* hat Anknüpfung an den keltischen Wortschatz, es gehört zu altir. gal f. Tapferkeit, davon galdæ, tapfer, das einen Stamm *galātia enthält. *Γαλάτης* verhält sich zu altir. galdæ wie *Γαισάτης* zu altir. gaide (d. i. *gaisatia-s), das Gr. Celt.² 52 als Glosse zu pilatus = pilo, hasta praeditus angeführt wird.[13]) Ueber das sachliche Verhältniß der Namen *Κελτοί*, *Γαλάται*, Galli handelte Diefenbach, Celtica II, p. 6 fg.; Contzen, Die Wanderungen der Kelten p. 3 fg.; H. d'Arbois de Jubainville, Les Celtes, les Galates, les Gaulois, Rev. Archéol. 1875. *Γαλάτης* und Gallus brachte schon Stephanus von Byzanz zusammen, nur daß er in verkehrter Weise das erstere von dem letztern ableitete. *Γαλάται* und *Κελτοί* sind etymologisch verschiedene Namen, aber daß sie sachlich verschiedene Zweige des großen Volkes bezeichneten, läßt sich nicht erweisen, wenn es auch wahrscheinlich ist, daß diese beiden Gesammtnamen von verschiedenen Zweigen oder Stämmen ihren Ausgang genommen haben. Nach Pausanias I, 3 wäre *Κελτοί* der ältere, *Γαλάται* der später durchgedrungene Name: *ὀψὲ δέ ποτε αὐτοὺς καλεῖσθαι Γαλάτας ἐξενίκησε. Κελτοὶ γαρ κατά τε σφᾶς τὸ ἀρχαῖον καὶ παρὰ τοῖς ἄλλοις ὠνομάζοντο.*

Wiederholt ist versucht worden, die kleinasiatischen Galater, an welche die Epistel des Apostels Paulus gerichtet ist, als Germanen zu erweisen, zuletzt von K. Wieseler, Zur Geschichte der kleinasiatischen Galater und des deutschen Volkes in der Urzeit (Greifswald 1879). Vgl. Diefenbach, Celtica II, 1, p. 252 fg. Die Nachrichten der alten Schriftsteller geben dem, der diese falsche Ansicht erweisen will, hier und da einen Anhalt, aber in ihrer Gesammtheit und kritisch abgeschätzt sprechen auch sie für die keltische Nationalität jener Galater. Für den Linguisten steht diese durch die Analyse der überlieferten Namen fest, unter denen keiner wichtiger ist als *Δρυναίμετον* bei Strabo (besser *-νεμετον*), der Name für den Versammlungsort der *βουλή*: *νεμητον* findet sich auch auf einer gallischen Inschrift und nemed ist ein lebendiges Wort der altirischen Sprache in der Bedeutung Heiligthum.[14]) Die von Wieseler S. 15 angeführte gallische Inschrift ist für jeden Linguisten ebenso sicher keltisch, als die in dem Grabe der Scipionen gefundenen Inschriften lateinisch sind. Da das Keltische und Germanische ihrer Verwandtschaft wegen viele alte Wortstämme gemeinsam haben, so muß man um so mehr auf die feineren lautlichen Verschiedenheiten achten, durch die sich das Keltische vom Germanischen scheidet. Dies hat auch A. Holtzmann nicht beachtet in seinem gut geschriebenen, aber in der Tendenz ebenso verfehlten Buche „Kelten und Germanen" (Stuttgart 1855), in welchem die Gallier als Deutsche erwiesen werden sollen. Gegen Holtzmann's Buch ist das oben erwähnte Buch von Brandes gerichtet, vgl. auch Pott, Wurzelwörterbuch I, S. 864.

3) *Gälen*, *gälisch*, geht zunächst auf die englischen Formen Gael, gaelic zurück. Diese stützen sich auf den einheimischen Namen Gaedhel, dessen dh schon frühe wie j gesprochen wurde und dann quiescirte. Die älteste Namensform aber ist Góidel, Góedel, mit demselben Diphthongen wie das altirische Zahlwort óin, óen = altlat. oinos, unus (Gr. Celt.² p. VIII).[15]) Dieser Diphthong war mannichfachen Veränderungen unterworfen, wir finden ihn geschrieben ói und ái, óe und áe, zuletzt ao mit der Modification aoi, wenn ein dünner Vocal in der folgenden Silbe steht. Daher in der modernen Sprache Gaoidheal „Irishman, a Highland Scot", gaoidhealg gälisch, die gälische Sprache, auch

11) Dieses Wort erklärt vielleicht den Volksnamen Caleti, *Κάλετοι*, von dem Glück, Die bei C. J. Cäsar vorkommenden keltischen Namen S. 34, handelt. 12) Stokes, Three Irish Glossaries p. 71. Vgl. H. d'Arbois de Jubainville, Introduction à l'étude de la Litt. Celtique, p. 4. 13) Vgl. H. d'Arb. de Jub. a. a. O. S. 14. Die obige Etymologie von *Γαλάται* rührt aber schon von Zeuß her, Gr. Celt.² p. 997, 998.

14) Zu *Δρυ-* vgl. altir. daur Eiche, zu dem ganzen Compositum aber das von Stokes, Togail Troi p. 159 mehrfach nachgewiesene fid-nemed „sacred grove" (fid = ahd. witu Holz). — Ueber die Galater s. noch Perrot, De la disparation de la langue gauloise en Galatie, Rev. Celt. II p. 179 fg. 15) Die Schreibweise Gadhelen, gadhelisch, die sich Diefenbach, Celt. II, 15, als eine „vermittelnde" ausgewählt hat, ist falsch. Entweder antikisirend die Goedil oder modern die Gaelen. — Ueber diesen Namen handelt Pott, Wurzelwörterbuch I, 890.

gaeidhelg geschrieben. Dieses Wort ist das Fem. des Adj. goidelach gälisch, zu dem man sich bélre (jetzt béurla) die Sprache hinzudenken muß. Das Fem. goidelach flectirte Gen. goidelige oder goideilge, Dat. und Acc. goidelig und goideilg, und von diesen Formen aus ist eine neue Nominativform goidelg mit den oben erwähnten Variationen entstanden.[16]) Obwol dies der einheimische Name auch der irischen Sprache ist, so wird er doch nach Vorgang der Engländer von den andern Nationen auf den keltischen Dialekt des schottischen Hochlands beschränkt, der sich im 9. Jahrhundert noch so gut wie gar nicht vom Irischen unterschied. Nach Stokes (Cormac's Glossary, Transl. p. 89) stellte Siegfried den Namen Góidel zu lat. hoedus, hoedulus, got. gaits, Geiß. Von den Schafen haben z. B. die von Tacitus (Hist. IV, 70) erwähnten Caeracates ihren Namen, der mit Glück (Die bei C. J. Cäsar vorkommenden kelt. Namen, p. 41) zu altir. cáira Gen. cáirach Schaf, cáirchuide (ovinus) zu stellen ist. Allein einerseits lautet das einheimische Wort für Ziege gabur und andererseits läßt sich nicht beobachten, daß dieses Thier eine besondere Rolle in der altirischen Wirthschaft gespielt hätte.[17]) Fick (Wörterbuch I³, S. 584) eröffnet zwar einen weiteren etymologischen Ausblick, indem er lat. hoedus zu lit. žáidžu ich spiele, žáislas Spiel, stellt, aber unsicher bleibt diese Etymologie von Góidel doch, da ihr jeder Anhalt in den keltischen Sprachen selbst fehlt.[18])

Der Name Góidel, mit dem sich die Iren selbst bezeichnen, findet sich häufig in den alten irischen Sagen (vgl. Irische Texte, Wörterbuch S 881); die ältesten Handschriften, die ihn bieten, sind Liber Hymnorum[19]) und Lebor na h-Uidre, beide ungefähr aus der Zeit um 1100.

4) *Scotti*. Dieser Name bezeichnet bei späteren lateinischen Schriftstellern (Claudianus, Ammianus, Orosius, Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr.) die Bewohner Irlands,[20]) so werden ferner die irischen Mönche genannt, welche vom 6. Jahrhundert an nach dem Continent kamen.[21]) Auch in Irland selbst ist dieser Name in Gebrauch, seine irische Form ist Scot im Nom. Sg. und Gen. Pl., Scuit im Gen. Sg. und Nom. Pl., mit kurzem o und u. S. Patrick predigte das Evangelium do Scotaib, d. i. den Iren, wie es in dem altirischen Hymnus auf S. Patrick heißt, der ungefähr in der Sprache der Glossen des 8. und 9. Jahrhunderts abgefaßt ist. Eine von W. M. Hennessy herausgegebene irische Chronik aus dem 12. Jahrhundert hat den Titel „Chronicum Scotorum, Croinic na Scot". Von Irland sind die Scotti nach dem nördlichen Britannien gekommen[22]), das später von ihnen den Namen erhalten hat. Hier treten sie in Verbindung mit den Picti auf[23]), und beunruhigen schon im 4. Jahrhundert n. Chr. das römische Britannien, wie Ammian XX, 1, XXVI, 4 berichtet.[24]) Ursprünglich vielleicht nur der Name eines Stammes oder einer Stammgruppe, ist Scotti, wie es scheint, mehr durch die Fremden als durch die Bewohner von Irland und Schottland selbst zu einem Gesammtnamen geworden.[25]) In neuerer Zeit hat auch hier wieder die Beschränkung auf die Kelten von Nordbritannien stattgefunden. Beachtenswerth ist, daß die Sprache weder in Irland noch in Schottland mit einem von Scot abgeleiteten Adjectiv benannt zu werden pflegt, nur der Gelehrte, der Lateinisch schreibt, gebraucht den Ausdruck lingua Scotica. In dem, dem gelehrten Könige Cormac zugeschriebenen, irischen Glossar (aus dem 9. oder 10. Jahrh.) findet sich im irischen Texte mehrfach das lateinische Scoti, Scotici für Hiberni, auch Scotica für Irland, vgl. Stokes, Corm. Gloss. Transl. p. 149. So weit meine Beobachtung reicht, kommt Scot, Scuit in den einheimischen irischen Sagen nie vor, sondern als Gesammtname immer nur Góedel, die Festigkeit des t im ir. Scot beweist, daß es eine Doppelconsonanz vertritt, daher die Schreibweise Scotti mit tt die richtige ist. Die vocalische Länge einer Form Scōti, wie sie z. B. bei Claudian (de III. consul. Honor. 55, de IV. consul. Honor. 33, ed. Jeep) überliefert ist[26]), ist erst secundär. Aus dem Gälischen ist dieser Name bisjetzt noch nicht deutbar gewesen. Anklingend ist im Irischen scuit „buffoon" (Corm. Gloss. transl. p. 154), ein Wort, das ich noch nicht aus einem Texte kenne. Vgl. Pott, Wurzelwörterbuch I, S. 847 fg. Auch andere irische Wörter mit tt oder festem t hinter kurzem Vocal (z. B. crott Harfe, brat Mantel, Tuch) sind nicht sicher analysirt. Gramm. Celt.² p. VIII (vgl. ibid. p. 151) wird das cymr. „ysgwth ictus", „ysgwthiaw pellere" versucht, aber diese Wörter sind wol sicher aus dem Germanischen entlehnt, agf. scot, sceótan, ahd. scoz Geschoß, sciozan schießen. Rhys, Celtic Britain p. 237, denkt an cymr. „ysgwthr a cutting, carving", „ysgythru to cut, lop, prune", das auch in der Bedeutung „to dye or paint" vorkomme, mit Beziehung auf die Sitte keltischer Stämme

16) Corm. Gloss., Transl. ed. Stokes, p. 89; O'Curry, On the Ms. Mat. p. 3. 17) Im Anfang des Táin Bó Cúalnge (des großen irischen Sagentextes), wo Ailill und Medb ihre Besitzthümer mustern, werden die Ziegen nicht genannt. 18) Gr. Celt.² p. VIII wird ir. gaoth impetus, altir. gáith, Wind, mit Góidel verglichen, allein letzteres wird nie mit th geschrieben. Die ebenda angeführte peculiaris forma „gaoind" ist weiter nichts als eine falsche Ergänzung der Abkürzung gaoid. für gaoidil. 19) Im Lib. Hy. wird S. Brigit als die Maria der Goidel bezeichnet, Stokes, Goidelica² p. 63. 20) Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme S. 568, vgl. Skene, Celtic Scotland I, 3 fg. 21) Vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen I⁴, 96 fg.

22) Beda, Hist. Eccles. I, 1 (p. 7, ed. A. Holder); vgl. Diefenbach, Celtica II, 2 p. 338 fg. 23) In dem Panegyricus des Eumenius (Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr.) Constantio Caesari recepta Britannia dictus, Cap. XI, werden die Picti mit den Hiberni (offenbar = Scoti) zusammengenannt: solis Britanni Pictis modo et Hibernis adsueti hostibus, adhuc seminudi, facile Romanis armis signisque cesserunt (Paneg. vet. ed. Jaegerus). 24) Die Bemerkung von Rhys, Celtic Britain p. 154, daß die Einwanderung der Scotti erst Ende des 5. Jahrh. begonnen habe, widerstreitet dem insofern nicht, als Rhys vor den Brittones eine gälische Bevölkerung für Britannien annimmt, ehe die Brittones dahin kamen, a. a. O. S. 213. 25) Vgl. Rhys, Celtic Britain p. 239, der sich in ähnlicher Weise äußert. 26) Vgl. Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 568.

sich zu bemalen. Allein einerseits sind auch diese Wörter etymologisch noch unklar, und andererseits ist in den alten irischen Sagen, die sonst viel Altes bewahrt haben, die Sitte des Bemalens nicht nachgewiesen. Vgl. Pott, Wurzelwörterbuch, S. 848.

5) *Picti*. Die Picti waren schon vor den Scotti im nördlichen Britannien ansässig. Ihre früheste Erwähnung ist bei Eumenius (3. Jahrh. p. Chr., s. die Stelle oben Anmerk. 23). Ueber ihre Könige berichtet die Pictische Chronik, aus dem 10. Jahrh. p. Chr., herausgegeben von W. F. Skene: The Chronicles of the Picts, Chronicles of the Scots, and other Early Memorials of Scottish History, Edinburgh 1867. Schon Claudian, aber namentlich Isidor von Sevilla[27]) brachte den Namen Picti mit lat. pictus und der Sitte des Tättowirens zusammen, vgl. Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 572, Diefenbach Celt. II, 2, p. 214 fg., Guest, Orig. Celt. II p. 30. Mit besonderer Entschiedenheit ist Rhys, Celtic Britain p. 157, p. 235 fg., für den lateinischen Ursprung des Namens eingetreten. Picti ist untrennbar von den Namen der Pictones[28]) und Pictāvi (woher Poitiers) in Gallien: diese würden, wenn ihnen das lateinische pictus zu Grunde läge, hybride Bildungen sein. Will man Picti aus dem Keltischen deuten, so muß man sich zunächst an den cymrischen Wortschatz wenden, denn das anlautende p (aus qu entstanden) findet sich nur im Gallobritannischen. Ein cymrisches Wort, an das man Picti anschließen könnte, will sich nicht finden lassen, wohl aber stimmt merkwürdig dazu das irische cicht „a carver or engraver" mit c für p, wie zu erwarten, s. Stokes, Corm. Transl. p. 40, auch Ebel, Rev. Celt. II, p. 476. Für den lateinischen Ursprung des Namens könnte geltend gemacht werden, daß er nur in lateinischen Quellen vorkommt, denn der einheimische Name der Picten ist im Gälischen Cruithne oder Cruithnech (Pl. Cruithnig), im Cymrischen Prydyn. Dieser Name erinnert an ir. cruth, cymr. pryd Gestalt, Form, und könnte allerdings mit den Figuren zusammenhängen, mit denen die Picti ihre Körper bemalten, vgl. Rhys, Celtic Britain p. 237. Eine ältere Form dieses Namens ist möglicherweise in einer althochdeutschen Glosse enthalten, die Pott, Wurzelwörterbuch I, S. 899 anführt: „Gallia. uualcho lant. Chortonicum[29]), auh walcho lant". Diefenbach, Origines Europaeae p. 149 (vgl. Celtica II, 2 p. 325 fg.) und Skene, Celtic Scotland II p. 457, haben sich mit Entschiedenheit dafür ausgesprochen, daß die Picten zu dem gälischen Zweige der Kelten gehört haben. Skene hat im Appendix zu Vol. I die Remains of the Pictish Language zusammengestellt, fast nur Namen. Diese Namen sind, wie die starken Varianten beweisen, nicht gut überliefert. Einige Namen sind ohne Zweifel irisch, aber nicht weil das Pictische dem Gälischen am nächsten verwandt war, sondern weil die Picti im engsten Verkehr mit den Scotti standen, und mancher ihrer Könige schottisches Blut in seinen Adern hatte. Auch ist zu berücksichtigen, daß wir keine echt pictischen Quellen besitzen, sondern daß die wichtigsten Quellen, z. B. die pictische Chronik (vgl. Skene, Celt. Scotl. I p. 185), gälischen Ursprungs sind. Daher Cruithne in der pictischen Chronik als mythischer Stammvater der Picten. Trotzdem finden sich auch Namen, die an das Cymrische erinnern, und wieder andere, die ganz fremdartig klingen. Die wichtigsten Wörter scheinen mir immer noch die zu sein, welche Stokes, Three Irish Glossaries p. XXVIII hervorhebt, so Peanfahel bei Beda, Hist. Eccles. I, 12: in loco qui sermone Pictorum Peanfahel, lingua autem Anglorum Penneltun appellatur. Demselben Namen begegnen wir in einer Randnote eines Ms. der Hist. Brit. des Nennius, ed. Stevenson §. 23. Der echte Text hat et vocatur (nämlich der Wall) Brittanico sermone Guaul, in der Randnote dazu . . . a Penguaul, quae villa Scottice Cenail, Anglice vero Peneltun dicitur, usque . . . Es handelt sich hier um den Namen der villa, bei welcher der Wall des Severus begann. Penguaul besteht aus cymr. penn = gäl. cenn Kopf, Anfang, und guaul, jetzt gwal, ir. fāl, Wall. Diefenbach übersetzt „Anfang des Walls"[30a]), Rhys (Celtic Britain, p. 150) „the wall's end", beides kommt hier auf dasselbe hinaus. Das pictische -fahel stimmt genau weder zu dem cymrischen noch zu dem gälischen Worte, aber Peanfahel ist offenbar in dem Penel von Peneltun enthalten, und pean entspricht dem cymrischen penn. Die Sprache der Picti stimmt also in diesem Worte mit dem Cymrischen und nicht mit dem Gälischen überein. Freilich hat Skene's Verzeichniß auch den Namen Cennfota, mit dem gälischen cenn, aber Cennfota ist als einer der eingedrungenen irischen Namen zu betrachten. An das Cymrische erinnert auch der als pictisch überlieferte Ausdruck munghu für „carus amicus": mu könnte das Pron. poss. der 1. Sing. sein, das wol im Cymrischen, nicht aber im Gälischen auf einen Nasal auslautete (Gramm. Celt.[2] p. 205); cu ist cymr. cu (carus), während das entsprechende irische Wort cóem lautet (gesprochen coev); das anlautende c hat sich mit dem in der Verbindung erhaltenen n des Pronomens in cymrischer Weise zu ngh verbunden; munghu bedeutet also wörtlich „meus carus". Darf man aus so wenigen, aber ausdrücklich als pictisch bezeichneten Wörtern einen Schluß ziehen, so würden die Picten zu den gallobritannischen Stämmen zu zählen sein. Gesetzt den Fall,

27) Isid. Hisp. Orig. XIX, 23, 7 (ed. Lindem.) . . . nec abest genti Pictorum nomen a corpore, quod minutissimis opifex acus punctis et expressus nativi graminis succus illudit, ut has ad sui specimen cicatrices ferat, pictis artubus maculosa nobilitas. — Der Beginn des § lautet: Nonnullae etiam gentes non solum in vestibus, sed etiam in corpore aliqua sibi propria quasi insignia vindicant, ut videmus cirros Germanorum, granos et cinnabar Gothorum, stigmata Britonum. 28) Pictones kommt auch für die Picti in Britannien vor, vgl. Diefenbach, Celt. II², 222. 29) Cruithnech und das ältere Chortonicum zeigen Metathesis wie ir. cruind rund (cymr. crwn), das nach Ausweis des Compar. cuirriu aus einer Vorform *curindos entstanden ist.

30a) Vgl. H. d'Arbois de Jubainville, Rev. Celt. III, 283.

es würde hier für pictisch ausgegeben, was einfach britannisch oder cymrisch war, so könnten diese Angaben doch immer noch für die enge Sprachverwandtschaft der Picten mit den Cymren sprechen, da dann Pictisch und Cymrisch miteinander verwechselt worden wäre in Zeiten, in denen man das allgemeine Verhältniß der einzelnen Sprachen zueinander noch sehr wohl kennen konnte. Und so betrachtet es denn Th. Nicholas, British Ethnology p. 50 als sicher, daß die Picti ein Zweig der Cymry waren. Gegen die engere Beziehung zum Gälischen spricht auch, daß der Gäle S. Columba im Lande der Picten per interpretatorem predigte[30b]), ferner daß in Cormac's irischem Glossar das Pictische als eine besondere Sprache, belra Cruithnech, verschieden vom Irischen, angeführt wird, wenn auch das als ihr angehörig bezeichnete Wort cartit Nadel keineswegs sicher das cymr. und corn. garthon, stimulus ist.

Die Nationalität der Picten hat sich nicht behaupten können, aber sie muß noch im 8. Jahrhundert vorhanden gewesen sein, wenn wir Beda trauen dürfen, der Hist. Eccles. III ausdrücklich von vier Sprachen in Britannien spricht, id est Brettonum, Pictorum, Scottorum et Anglorum. Ibid. I, 1 (p. 7 ed. Holder), kommen als die fünften noch die Latini dazu, und diese fünf Völker werden auch im Anfang des Chronicum Saxonicum aufgezählt. Danach war das Pictische weder vom Gälischen noch vom Britischen nur ein klein wenig dialektisch verschieden, sondern es war eine Sprache für sich. Wir kommen daher zu dem Schluß, daß die Picti, wenn sie überhaupt Kelten waren, zu einem andern Hauptstamme, vielleicht zu dem den Briten am nächsten verwandten gallischen gehörten[31]): sie könnten eben nicht blos dem Namen nach mit den Pictavi oder Pictones in dem gallischen Küstenlande am Atlantischen Ocean (dem heutigen Poitou) zusammenhängen, wie Th. Nicholas, British Ethnology p. 50 not. 3 vermuthet. Dieser Zusammenhang hat seine Schwierigkeiten, aber den Gedanken, daß die Picti zu dem weiteren Verbande der Kelten gehörten, möchte ich nicht aufgeben. Rhys ist anderer Ansicht. Er versteht unter dem Namen Picti kein einheitliches Volk, sondern nur die bemalten Männer und unterscheidet nun in dieser Gesammtheit gälische, britische und nichtkeltische Theile, vgl. Celtic Britain, p. 158. Zu den nichtkeltischen Picten rechnet er z. B. die Maeatae p. 159; wie er sich im Einzelnen die Verhältnisse denkt, erhellt besonders deutlich aus seinen Bemerkungen über die Selgovae p. 218, von denen er annimmt, daß sie im Grunde nichtkeltisch gewesen seien, aber von den Gälen die Sprache angenommen hätten. Wir können diese Vermuthungen für nicht mehr nehmen als sie sind.

6) *Caledonia*. Dieser alte Name für Schottland, den Tacitus im Agricola mehrfach gebraucht, galt ursprünglich nur für den nordwestlichen Theil Schottlands. Besonders wird der Caledonische Wald, silva Caledonia (*Plin.* Nat. Hist. IV, 102), *ὁ Καληδόνιος δρυμός* (*Ptol.* II, 3, 8 ed. Müller), erwähnt[32]), so auch im Cymrischen Coed oder Isgoed (Niederwald) Celyddon.[33]) Es liegt die Vermuthung nahe, daß dieser Name zu ir. caill Holz gehört, das einen Stamm caldi enthält und mit agf. holt Holz verwandt ist.[34]) Der Bedeutung nach ist der germanische Name der Holtsati zu vergleichen, s. Zeuß, Die Deutschen, S. 395. Das heutige Dunkeld, eine alte Stadt, enthält dasselbe Wort in einem einheimischen gälischen Namen, als ältere Form führt Rhys, Celtic Britain p. 279, Dúnchailden an. Während Scotti, Picti alte Stammnamen sind, welche über den Wohnsitz nichts aussagen, ist Caledonii ein vom Wohnsitze hergenommener Name. Demnach konnte dieser Name verschiedenen Stämmen zukommen, die nebeneinander oder nacheinander dieselbe Gegend bewohnten. Die Picti und die Scotti sind nach Caledonia gekommen, als das Land schon längst diesen Namen hatte. Merkwürdig ist der Name Dicalidones für einen der zwei Hauptstämme der Picti nach *Ammian.* 27, 8. Das negative di- (vgl. cymr. di-goed without wood or timber) kann nicht darin enthalten sein, denn bei *Ptolemaeus* II, 3, 1 findet sich die Adjectivform *δουηκαληδόνιος*, vgl. Gramm. Celt.[2] p. 867. Man könnte aber aus dem Altirischen sei es dói rechts (und folglich auch südlich), sei es dóe, dúa Wall heranziehen, vgl. mein Wörterbuch, und Stokes' Gloss. zum Félire s. v. dóe.[35]) Welchem Stamme die alten Caledonii, die vor den Picti und Scotti das Land allein innehatten, angehörten, ist schwer bestimmbar: Tacitus, Agricola 11 sagt, daß ihre röthlichen Haare und ihr starker Gliederbau für germanischen Ursprung sprächen. Insofern die Cimbri auf der *Κιμβρικὴ Χερσόνησος* (Ptol.) Germanen waren und die Nordsee Germanicum mare (Plin.) hieß, könnte die Vermuthung des Tacitus nicht unberechtigt erscheinen. Allein dann müßten diese germanischen Caledonii schon sehr früh ihre Nationalität und ihre Sprache bis zum Verschwinden vollständig aufgegeben haben, denn Beda (gest. 735) weiß nichts von einem solchen besondern Volke, wenn er Hist. Eccles. III, 6 sagt: Denique omnes nationes et provincias Brittaniae quae in IV linguas, id est Brettonum, Pictorum, Scottorum et Anglorum divisa est, in dicione accepit, vgl. I, 1 (p. 7 ed. Holder). Bei der überströmenden Kraft, welche die germanischen Völker in

30[b]) Vgl. Edinburgh Review 66, p. 435 und 436; Diefenbach, Celt. II, 2, p. 330. 31) Daß man sich die Aehnlichkeit der keltischen Sprachen nicht zu groß denken darf, lehren die altgallischen Inschriften, und jedes Jahrhundert selbständiger Existenz hat die Verschiedenheiten vermehrt. — Skene war früher (The Four Ancient Books of Wales I, 135) in Bezug auf das Pictische zu dem Resultate gekommen „it is a Gaelic dialect partaking largely of Welsh forms".

32) Andere Belege gesammelt bei Diefenbach, Celt. II, 2, p. 201 fg. Eine verfehlte Etymologie bei Pott, Wurzelwörterbuch I, 891. 33) In älterer Form bei Nennius, Historia Britonum (ed. J. Stevenson) § 56: Septimum fuit bellum in silva Celidonis, id est, Cat Coit Celidon. 34) Vgl. Curtius, Grundz.[5], Nr. 57[b]. 35) Beda, Hist. Eccles. erwähnt III, 4 australes, septentrionales Picti, V, 9, transmontani Picti ad aquilonem.

jenen Zeiten trieb, ist ein solches Verschwinden besonders unwahrscheinlich. Die rutilae comae aber sind ein schwaches Argument für das Germanenthum, denn die alten Helden Irlands, Cuchulinn u. a., werden auch als goldhaarig geschildert, vgl. Sullivan in der Introduction zu O'Curry's Manners and Customs I p. LXXII, wie denn überhaupt die Farbe der Haare mindestens ein nicht ausreichendes fundamentum dividendi ist. Wir vermuthen daher mit Forbiger, Handbuch der alten Geogr. III, S. 304, daß die Caledonii zu den Picti gehörten, bestärkt in dieser Ansicht durch die Worte des Eumenius (gest. 311 p. Chr.): non dico Caledonum aliorumque Pictorum silvas et paludes, Panegyr. Constantino Augusto Cap. VII. Rhys, Celtic Britain p. 220 ist zu dem Resultat gekommen, daß die Caledonii Gälen waren.

7) *Albion.* Ueber diesen Namen haben zuletzt gehandelt Rhys, Celtic Britain p. 200 fg., und Unger im Rhein. Mus. N. F. XXXVIII p. 157 fg. Es war zu ältest ein Name für die ganze große britannische Insel.[36]) Ueber das Verhältniß desselben zu dem Namen Britannia gibt Plinius, Nat. Hist. IV 102, Auskunft, an der zu zweifeln kein genügender Grund vorliegt. Plinius kommt auf die Britannia insula zu sprechen und sagt von ihr: Albion ipsi nomen fuit, cum Britanniae vocarentur omnes de quibus mox paulo dicemus. Noch jetzt verstehen wir unter Albion die ganze Insel. Aber im Irischen ist Alba, Gen. Alban, auf Schottland beschränkt, fir Alban (die Männer von Alba) ist in den irischen Sagen die gewöhnliche Bezeichnung seiner Bewohner, wie fir Érenn die der Bewohner Irlands. Ebenso ist im schottischen Gälisch Alban der einheimische Name für Schottland, und so nennen es auch die Cymren.[37]) Beachtenswerth ist die Differenz zwischen der in den keltischen Sprachen heimischen Form Alban und der von den Alten überlieferten Albion: letztere Form ist vermuthlich auch die dem Lautbestande nach ältere, das i wird in Alban zwischen den beiden Silben mit breitem a unterdrückt worden sein, was namentlich im Irischen eine gewöhnliche Erscheinung ist. In dem Wortschatz der uns bekannten keltischen Sprachen scheint Albion keine sichere Anknüpfung zu finden, und Rhys hält es daher für möglich, daß es überhaupt nicht keltisch sei. Allein für den keltischen Ursprung des Namens spricht vor allem, daß er in den keltischen Sprachen wirklich heimisch und in den volksthümlichen Texten gebraucht ist. Auch erinnert er an die am Meerbusen von Genua in keltischen Gebieten liegenden Städte *Ἄλβιον Ἰντεμέλιον* (Albintemilium bei Tacitus) und *Ἀλβίγγαυνον* (zusammengezogen aus *Ἄλβιον Ἰγγαῦνον*)[38]) bei Strabo, über die H. d'Arbois de Jubainville, Les premiers habitants de l'Europe, p. 228, handelt, und deren *Ἄλβιον* er mit dem Alba von Alba Helvia am Rhodanus und mit dem von Alba Longa in Latium zu lat. albus stellt. Er vertritt also die Ansicht, nach der Albion „Weißland" bedeutet und diesen Namen von seinen Kreidefelsen am Meere erhalten haben soll. Dagegen hat schon Strabo das *Ἄλβιον* der oben genannten Städte mit den *Ἄλπια* in Verbindung gesetzt, die früher *Ἄλβια* geheißen hätten. Ein Wort „alb hoch" ist bisjetzt noch in keinem keltischen Texte nachgewiesen[39]), allerdings auch kein solches Wort in der Bedeutung „weiß". Vielleicht darf man aber álaib (Stamm *ālabi) heranziehen, das durch álaind „schön" erklärt wird, und als Epitheton der Sonne vorkommt. In Irland gab es eine Ebene Mag Ailbe, die nach der Sage von einem Hunde Namens Ailbe benannt sein soll; ob diese Namen hierher gehören, muß natürlich fraglich bleiben. Mit Sicherheit läßt sich also nicht behaupten, daß Albion Weißland bedeute, aber man darf daran erinnern, in wie vielen geographischen Namen das griechische *λευκός* (weiß) enthalten ist, auch Lucani, Lucania in Italien gehört zu dieser Bedeutungsverwandtschaft. Wenn neben Albion der Volksname Albiones (insula Albionum, bei Avienus Or. Mar. Vers 112 ed. Despois-Saviot) vorkommt, so beweist doch das Gälische, daß der Landesname das Ursprüngliche, der Volksname erst das Abgeleitete ist: von Alba Schottland ist Albanach schottisch, der Schotte, gebildet wie von Ériu Irland Érennach der Ire (d. i. der Bewohner Irlands).

8) *Erin, Irland.* Die einheimische Form dieses Namens ist im Altirischen Nom. Ériu, Gen. Érenn, Dat. und Acc. Érinn. In der späteren Sprache heißt der Nom. Éri, Ére, und daher kommt das Ire von Ireland, während der für unser Gefühl mehr poetische Name Erin auf den Casus obliqui beruht. Dieser Name ist sicher ein keltisches Wort, die Frage ist nur, wie er sich zu dem griechischen Namen *Ἰέρνη*, *Ἰουέρνη*[40]) und zu dem lateinischen Hibernia verhält, und welche Bedeutung er hat. Ich bin der Ansicht, daß diese Namen identisch sind, und zwar bildet die keltische Vermittelung der cymrische Name Iwerddon für Irland. Iwerddon (mit dd für j, wie Rhys erwiesen hat) verhält sich zu Ériu, wie cymrisch diwedd Ende, diweddaf finalis u. a. m. zu irisch déd-enach der letzte (dead Ende, in-diaid in fine). Ériu und Iwerddon lassen einen Stamm *Iveriōn erschließen. Da die keltischen Sprachen das ursprüngliche p verloren haben, so ist die zuerst von Rhys (Rev. Celt. II p. 115 und p. 196)[41]) geäußerte Vermuthung

36) Vgl. Diefenbach, Celt. II, 2, p. 64 fg. 37) Schon in der älteren Literatur, z. B. Y Seint Greal, ed. R. Williams, p. 403, 429. 38) Vgl. Ptolemaei Geogr. ed. C. Müllerus, III, 1, 3; Albingauno, Albintimilio Itin. Anton. ed. Parthey et Pinder, p. 141.

39) Vgl. Diefenbach, Celt. I, 18. Pott, Wurzelwörterbuch I, 845 hält sich an dieses Wort ir. „alb a height", gäl. alp fem. a height. 40) Ierne auch bei Claudian, De IV. consul. Honor. 33. ed. Jeep; Iverna bei Pomp. Mela III, 6, 6; litora Iubernae Juv. II, 160 (zu Anfang des Hexameters). Vgl. den Personennamen [Juli]A IBERNA Corp. I. L. VII, No. 130. 41) Rhys scheint neuerdings von seiner früheren Ansicht, die ich auch schon lange hege, zurückgekommen zu sein, er verwendet Celtic Britain p. 262 die obigen Namen für sein Streben, nichtkeltische Elemente in der Bevölkerung von Irland und Britannien aufzuspüren.

beachtenswerth, daß *iveriōn zu *Piveriōn zu ergänzen, und mit skr. pīvan, fem. pīvarī, gr. *πίων*, fem. *πίειρα* (vgl. *πίονες ἀγροί* Il. XXIII, 832) und dem Landesnamen *Πιερία* zu vergleichen sei. Dagegen läßt sich nur geltend machen, daß der genannte Wortstamm in den keltischen Sprachen sonst nicht lebendig ist, aber Namen enthalten ja oft obsoletes Sprachgut. Gaidoz, der Rev. Celt. II, p. 352 fg. über den Namen „Insula sacra" für Irland handelt, will Ériu lieber nach einer von Stokes[42]) mitgetheilten Etymologie aus skr. avara westlich erklären.[43]) Allein abgesehen davon, daß die Bedeutung westlich für skr. avara im Skt. Wörterbuch von Böhtlingk und Roth nur mit einer einzigen Stelle belegt ist, scheint dieses Wort nicht zu denen zu gehören, deren anlautendes a in den europäischen Sprachen als e oder i erscheint: avara ist eine Ableitung von ava (weg, ab, herab), dazu gehört das au von lat. au-fero, au-fugio, im Irischen selbst die Präposition ó (von-her), und nach Fick ist auch im Altpreußischen ein au- in der Bedeutung „ab" vorhanden. Gaidoz bemerkt, daß bei dieser Etymologie der Name Ériu nicht irischen Ursprungs sein könne, denn es würde den Iren kaum in den Sinn gekommen sein, ihr Land die Insel des Westens zu nennen. Dieser Einwand wäre kaum berechtigt, denn in den irischen Sagen findet sich nicht selten für einen König der stolze Ausdruck „König des westlichen Theils der Welt", u. a. m.[44]) Pictet war der Ansicht, daß Ériu mit skr. ârya Arier zusammenhänge,[45]) und diese Ansicht ist neuerdings von H. Zimmer wieder aufgenommen worden, in Bezzenberger's Beiträgen zur Kunde der Indog. Spr. III, S. 137 fg., auf dessen Erörterung und Kritik wir verweisen, wenn wir uns auch seiner eigenen Ansicht nicht anschließen können.[46]) Vor allem darf ir. Ériu nicht vom cymr. Iwerddon getrennt werden, mit dem es sich lautgesetzlich ohne Anstoß vereinigen läßt. Dann fällt aber die Vergleichung von Ériu mit skr. ârya von selbst, die auch insofern mehr als bedenklich ist, als ein irisches é nicht einem einfachen langen â im Sanskrit zu entsprechen pflegt (man müßte í erwarten, wie in rí König, Gen. ríg = skr. râj). Mit kurzem e erscheint Erem neben Airem als Name eines Stammvaters der Iren, dieser Name ist schon längst als ein keltisches Correlat zu skr. Aryamâ (Stamm Aryaman) erkannt worden.[47]) Ein zweiter Stammvater des irischen Volkes ist Eber[48]), und mit diesem bringt Zimmer a. a. O. *Ἴβηρες*, Iberi zusammen, freilich auch Hibernia und cymr. Iwerddon. Zusammenhang zwischen Eber und Iberi ist sehr wahrscheinlich. Nach der einheimischen Tradition, die sehr wohl ein Körnchen Wahrheit enthalten kann, erfolgte die letzte Einwanderung in Irland, die der Mic Miled (der Söhne des Milesius, engl. the Milesians)[49]), von Spanien aus.[50]) Demnach könnten die beiden Stammväter Erem oder Airem und Eber in ähnlicher Weise auf einen Zusammenhang der irischen und der spanischen Kelten hinweisen, wie die Verbindung von Keltisch und Iberisch in Spanien in dem Volksnamen Celtiberi ausgesprochen ist. Als lateinischen Namen für Irland sollte man nun, dem Albion entsprechend, Iverion oder Iberion erwarten. Diese Form vermuthet Rhys, Celtic Britain p. 201, in dem Bergion bei Pomponius Mela, der De situ orbis II, 5, 4 erzählt, daß Hercules (allerdings am Gestade des Sinus Gallicus!) contra Albiona et Bergion Neptuni liberos gekämpft habe.[51]) Allein Apol-

42) Irish Glosses p. 67, Three Irish Glossaries p. LXIII, vgl. Miscellanea Celtica by the late R. T. Siegfried, ed. Stokes, p. 27. 43) Auf diese Verbindung mit skr. avara ist man nur verfallen, weil man glaubte, daß ir. íar post, íarthar Westen zu skr. avara gehöre und andererseits íar mit Ériu zusammenhänge: beides ist unhaltbar. 44) Vgl. Windisch, Irische Texte, Wörterb. s. v. iarthar, domun. 45) Vgl. Stokes, Three Irish Glossaries p. LXIII; Pott, Wurzelwörterb. I, 887 fg. 46) Ich stimme jedoch dem bei, daß sich der Gesammtname „Arier" für Indogermanen vom Irischen aus besonders gut rechtfertigen läßt, denn der gemeinsame Name der Edlen Irlands ist aire, Gen. airech, zu vergleichen mit skr. âryaka. — Auf frühere Etymologien von Ériu, die schon von den genannten Gelehrten als unstatthaft erwiesen worden sind, gehe ich nicht ein. Ebel beschränkt sich Gr. Celt.[2] p. 57 darauf, *Ἰουέρνιοι* zu ir. „íar (posterior, occidens)" zu stellen. Diese Verbindung ist meiner Ansicht nach falsch, denn die ursprünglichere Form des Wortes ist síar und dieses gehört zu lat. serum, franz. soir. Vgl. Diez, Etymol. Wörterb. I[3], p. 379. 380: „Italienische Urkunden brauchen sera auch für Westen, occidens."

47) Vgl. Stokes, Goidelica[2] p. 131, not. d. 48) In Fiacc's Hymnus auf S. Patrick V. 37 werden die Iren Meic Emir meic Erimon (die Söhne Emer's, die Söhne Erem's) genannt. 49) Dieser Name hängt mit lat. miles, militis zusammen: ein miles Hispanicus war der Führer der Expedition. Vgl. Nennius, Hist. Brit. § 13 (ed. Stevenson): Et postea venerunt tres filii cujusdam militis Hispanici cum triginta ciulis (Schiffen) apud illos, et cum triginta conjugibus in unaquaque ciula, et manserunt ibi per spacium unius anni. 50) Nach Kiepert's Karte zu seiner Abhandlung „Beitrag zur alten Ethnographie der iberischen Halbinsel" (Monatsberichte der Königlich preußischen Akademie der Wissensch. zu Berlin, 1864, S. 143—165) hat das Gebiet keltischer Namen in Hispania seine Basis längs der Westküste am Ocean, erstreckt sich dann tief hinein über einen großen Theil des Landes, aber ohne im Norden, Süden und Osten das Meer zu berühren und ohne an das keltische Gebiet in Gallien zu stoßen. In der Mitte der Westküste finden wir den Namen Langobriga (so die besten Manuscripte des Itinerarium Antonini Augusti ed. G. Parthey et Pinder, während in Müller's Ausgabe des Ptolemaeus *Λακκόβριγα* aufgenommen ist gegenüber dem *Λαγκοβριγα* der meisten Manuscripte und der Ausgabe Nobbe's): dies könnte „Schiffsburg" (ir. long Schiff) sein und auf Seeverkehr deuten. Daß man von Hispania nach Hibernia fuhr, machen der alte Periplus und die andern Reiseberichte wahrscheinlich, über die Müllenhoff in seiner Deutschen Alterthumskunde ausführlich gehandelt hat. Schon Kiepert hat darauf aufmerksam gemacht, daß Spanien die Namen auf -briga, Gallien und Britannien die Namen auf -dunum bevorzugt: da sich ebenso in Irland das Wort brí, Gen. breg, nicht selten in alten Ortsnamen findet, so könnte man auch hieraus schließen, daß die Kelten Hispaniens zu dem gälischen und nicht zu dem gallobritannischen Zweige gehörten. [Vgl. jedoch die Zusammenstellungen bei H. d' Arbois de Jubainville, Les noms de lieu celtiques, Rev. Arch. Avril 1878.] Auch Equabona (Itin. Anton.) an der Mündung des Tagus stimmt zu ir. ech und nicht zu cymr. ep. 51) Vgl. Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme S. 194. Das daselbst erwähnte *Οὐεργιούιος ὠκεανός* in Nobbe's Ausgabe des Ptolemaeus wird Gramm. Celt.[2] p. 11 zu altir. fairggae, foirggae Meer gestellt. Müller hat *Οὐεργιόνιος* in den Text aufgenommen, was II, 2, 5 besser

lodor II, 5, 10 hat für diesen Namen *Ἀλεβίων* und *Δέρκυνος*, die Beziehung auf die britannischen Inseln ist also sehr unsicher. Jedenfalls sind Hiberni, Hibernia latinisirte Formen wie Galli, Gallia und Britanni, Britannia, wahrscheinlich latinisirt mit Anlehnung an lat. hibernus[52]), wie Galli durch eine Art Volksetymologie mit gallus (Hahn) zusammengebracht worden ist. Bei dieser Annahme erklärt sich das h und das b von Hibernia am einfachsten, letzteres ist auch in dem Flußnamen Danubius für das ursprüngliche v eingetreten, denn Danuvius ist die echte Form, wie Glück (Die bei C. J. Cäsar vorkommenden kelt. Namen, S. 91) erwiesen hat. Die Aussprache des b zwischen Vocalen stand in den Zeiten und in den Regionen, um die es sich hier handelt, der des v sehr nahe. Hibernia kommt zu ältest bei Cäsar vor und wird direct vom keltischen Namen gebildet sein, jedenfalls nicht von der ältesten griechischen Form *Ἰέρνη* (Strabo) oder *Ἰερνίς* (Orph. Argon.), die das ursprüngliche *s* verloren hat, wie *Ἰάονες* (vgl. skr. Yavana der Grieche). Die Form *Ἰουερνία* bei Ptolemäus betrachtet Gaidoz, Rev. Celt. II p. 357 not. 3, mit Recht als das gräcisirte lateinische Hibernia.[53]) Die Form Hierni im Periplus des Avienus (gens Hiernorum 111) schließt sich an gr. *Ἰέρνη* an. — Stokes macht mich darauf aufmerksam, daß sich im irischen Latein auch die Form Yberia oder Hiberia findet; vgl. Todd, St. Patrick p. 358 Indignum est illis quod de Hiberia (v. l. Yberia) nati sumus.

9) *Man.* Diese Insel erwähnt Cäsar De Bell. Gall. V, 13 unter dem Namen Mona. Bei Tacitus dagegen (Agric. 14 und 18, Ann. XIV, 29) ist unter Mona die heutige Insel Anglesea zu verstehen.[54]) Für diese letztere haben wir für die römische Zeit eine britannische Bevölkerung vorauszusetzen, die heutige Insel Man dagegen hat gälische Bevölkerung.[55]) Ihr Name lautet im Altirischen inis Manann, „isle of Man", wobei Manann der Genetiv eines Nominativs Mana (= lat. Mona) ist. Davon abgeleitet ist Manannán in Manannán mac Lir, d. i. M. der Sohn des Meeres, „the great mariner" (O'Curry). In den irischen Sagen ist er eine mythische Gestalt, zu den Túatha Dé Danann gehörig, die nach der Sage eine ältere Bevölkerungsschicht Irlands gebildet haben sollen. Die Bezeichnung für die Sprache, Manks oder Manx, schließt sich an die hybride Adjectivbildung Mankish an, der das einheimische Adjectiv mannanagh (so im Manx Dictionary) zu Grunde liegt. Die altcymrische Form des Namens lautet Manau.

10) *Britanni, Britannia.* Nach Pseudo-Aristoteles de mundo 3 war *Βρεττανικαὶ* (*νῆσοι*) der gemeinsame Name für *Ἄλβιον* und *Ἰέρνη*, diesen Plural hat schon Polybius III, 57, und ähnlich berichtet Plinius Nat. Hist. IV, 16, daß Britanniae der umfassende Name für alle die großen und kleinen Inseln sei, welche jetzt zu dem vereinigten Königreiche gehören. Im engeren Sinne des Wortes ist aber *Βρεττανική* z. B. bei Strabo auf die eine größte Insel beschränkt, ihre Bewohner heißen *Βρεττανοί*, bei Dionys dem Periegeten 284 *Βρεττᾶνοί* (am Ende des Hexameters, vgl. Diefenbach, Celt. II, 2 p. 17), und in derselben Weise gebrauchen Cäsar und Tacitus die Namen Britanni und Britannia. Es ist unwahrscheinlich, daß der weitere Gebrauch von Britanniae das Ursprüngliche wäre, denn das würde bedeuten, daß die Britanni die Bevölkerung aller Inseln gebildet hätten, und das steht mit bekannten Thatsachen in Widerspruch. Dagegen begreift sich sehr wohl, daß von dem den Alten bekanntesten Lande der Name auf das ganze nordkeltische Inselgebiet übertragen wurde. Neben Britanni erscheint die Form Brittones oder Britones auf Inschriften und bei Iuvenal XV, 124 (als Daktylus), und wird im frühen Mittelalter die gewöhnliche Form.[56]) Wenden wir uns an die keltischen Sprachen, so schließt sich die bei den Iren übliche Form Bretan, nom. pl. Bretain, am nächsten an das griechische *Βρεττανοί* an. Das unaspirirte t der irischen Form steht für tt, das a in der Ableitungssilbe war ursprünglich lang, sodaß sich aus dem Griechischen und Irischen eine älteste Stammform Brettāna ergibt. Die Form Britanni, mit Verkürzung des a und Verdoppelung des n läßt sich in den keltischen Sprachen nicht nachweisen und scheint eine lateinische Umgestaltung zu sein. Im Cymrischen des 8. Jahrhunderts ist das im Altirischen rein erhaltene lange ā zu au, später aw geworden, und dieses wird in der Verkürzung zu o. Auf diesem Proceß beruht die cymrische Form Brython,[57]) ferner die latinisirte Form Britto, Brittones (auch t für tt) mit ihrer veränderten Flexion. Von cymrisch Brython, cornisch Brethon ist das Adjectiv brythoneg, corn. brethonec, arem. brezonec gebildet, das zur Bezeichnung der britannischen Dialekte verwendet wird. Im engeren Sinne versteht man unter bretonisch die keltische Sprache der französischen Bretagne. Brython, Britanni, *Βρεττανοί* scheint in ähnlicher Weise ein Gesammtname für eine Abtheilung

---

beglaubigt ist, aber II, 3, 2 haben die meisten Manuscripte die vulgate Form.

52) Vgl. Gramm. Celt.[2] p. 57. 53) Auch in *Ἀλουίων* (Albion) entspricht bei Ptolemäus das *ου* dem b. 54) Bei *Ptol.* II, 2, 10 heißt Anglesea *Μόνα νῆσος*, die Insel Man *Μονάοιδα*. C. Müller betrachtet dies als Corruption von *Μονάυνα*, und verweist auf die Namensformen Monapia bei Plin., Menavia bei Oros., Manua beim Geogr. Rav. An Monapia erinnert der Volksname der *Μανάπιοι* an der Ostküste Irlands, *Ptol.* II, 5, 5 (ed. M.) 55) So schon im Anfange des 5. Jahrh. n. Chr., vgl. *Orosius* I, 2, 81 und 82: haec (nämlich Hibernia) propior Britanniae, spatio terrarum angustior, sed caeli solique temperie magis utilis, a Scottorum gentibus colitur. Huic etiam Meuania insula proxima est et ipsa spatio non parva, solo commoda; aeque a Scottorum gentibus habitatur. — Nennius hat den lateinischen Namen Eubonia für cymr. Manau (vgl. Skene, The Four Ancient Books of Wales I, 77), und Stokes weist mir aus dem irischen Latein des Book of Armagh (6^b, 1) die Form Euonia nach.

56) Vgl. Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme S. 193 fg.; Diefenbach, Celtica II, 2, p. 55 fg. und p. 109 fg.; Gramm. Celt.[2] p. 104 und p. 151; Rhys, Celtic Britain p. 204 fg. 57) Brython findet sich z. B. in dem alten Gedicht Y Gododin, ed. J. Williams ab Ithel (nach einem Manuscript von circa 1200 n. Chr.), Strophe XVIII, LXV.

der keltischen Stämme gewesen zu sein, wie nach Cäsar die Namen Celtae, Belgae, wie ferner Goidil. Es ist ursprünglich Volksname, und der Landesname ist erst davon abgeleitet, während Albion und Ériu ursprünglich Landesnamen sind. Einen einheimischen von Brython abgeleiteten Landesnamen gibt es nicht. Denn die Form Bryttaen oder Brytaen[58]) ist das entlehnte lateinische Britannia, umgestaltet wie Almaen, Deutschland, aus Alamannia. Im Irischen sagt man inis Bretan, die Insel der Britten, für Britannien. Ein scheinbar echt cymrischer Name ist enys brydein (Y Gododin, Strophe XVII), in der modernen Sprache Ynys Prydain[59]), nach der einheimischen Auffassung von Prydain dem Sohne Aedd's des Großen, einem Könige, der um 566 a. Chr. gelebt haben soll.[60]) Nach Rhys, Early Britain p. 203, wäre Prydain gleichfalls auf lat. Britannia zurückzuführen. Allein wir haben oben gesehen, was im Cymrischen aus Britannia geworden ist. Vermuthlich liegt vielmehr lat. Britanni zu Grunde, aber umgebildet mit Anlehnung an Prydyn, den einheimischen Namen für die Picten und Schottland. Schon Diefenbach Celt. II, 2, p. 59 hat auf das Schwanken zwischen B und P im Anlaut aufmerksam gemacht. Da in der einheimischen Sprache B die älteste Schreibweise und diese auch durch Inschriften der römischen Zeit bezeugt ist (s. die Indices zu Orelli's Inscriptionum Lat. select. amplissima collectio, ferner die Indices zu Corp. I. L. VII), so hat C. Müller den ältesten Mss. des Strabo und Diodor zu viel Werth beigelegt, wenn er nach ihnen die Schreibweise mit *Π* (*Πρεττανικός*) in den Text des Ptolemäus eingeführt hat gegen alle Mss. desselben, und sie für die ursprüngliche hält.[60a]) Vielleicht erklärt sich das *Π* in den griechischen Mss. aus der Aussprache des brittischen b, die verschieden war von der des *β*. Für die Etymologie fehlt ein vollkommen sicherer Anhalt, obwol es in den keltischen Sprachen verschiedene lautlich anklingende Wörter gibt. Rhys, Celtic Britain p. 207, urtheilt gewiß richtig, wenn er die Verbindung mit altcymr. breith (später brith) bunt, gefleckt[61]), verwirft, denn das entsprechende altirische mrecht, brecht würde für die alte Zeit ein *κτ* anstatt des *ττ* in *Βρεττανοί* erwarten lassen. Etwas weniger unwahrscheinlich ist die von Rhys angenommene Verbindung mit ir. brat, Zeug, Tuch, Mantel (vgl. gr. *φᾶρος*, *φάρος*), cymr. „brethyn cloth", altcymr. map-brith Windeln (Gramm. Celt.[2] p. 882), also „a clothed or clothclad people", aber gerade die weitere Ausführung von Rhys läßt uns empfinden, mit welchen Schwierigkeiten auch diese Etymologie zu kämpfen hat. Wir wiederholen, daß die meisten der Wörter, bei denen wir für das älteste Keltisch bei einem tt anlangen, etymologisch schwierig sind. *Βριτόμαρτος*, der Name des Königs der Galater, den Claudius Marcellus besiegte, *Plut.* Romul. 16, könnte in seinem ersten Bestandtheile hierher gehören. Von fremden Völkernamen klingt der Name der *Βρέττιοι*, Brettii, Bruttii an, hilft uns aber nicht weiter.

11) *Cymry*, *Kymmren*. In den älteren Quellen Sing. Kemro, Pl. Kemry, jetzt Sing. Cymro, Pl. Cymry (Gramm. Celt.[2] p. 207), ist der einheimische Name der Welshmen.[62]) Bei den Alten findet er sich noch nicht, und dieser Umstand ist dahin zu deuten, daß im Laufe der Zeit die Namen wechselten oder immer andere Stämme obenaufkamen, was überall da geschehen sein wird, wo sich die Verhältnisse nicht durch größere Staatenbildung befestigten. Einen etwas älteren Lautbestand läßt die vereinzelt vorkommende Form Cymbry und das latinisirte Cambri erkennen, zu welch letzterm ein Singular Camber, fem. Cambra, gebildet worden ist. Aber diese latinisirten Formen sind doch auch erst verhältnißmäßig spät entstanden, als das Cymrische schon das g zwischen Vocalen aufgegeben hatte, denn Kemro, Cymro, Pl. Kemry, Cymry läßt deutlich einen vorhistorischen Stamm *Kambrog oder *Combrog erkennen, der in der Gramm. Celt.[2] p. 207 glücklich als ein Correlat zu dem altgallischen Volksnamen Allo-broges gefaßt worden ist.[63]) Vgl. Glück, Die bei C. J. Cäsar vorkommenden kelt. Namen, p. 26. Aus den Scholien zu Juvenal VIII, 234 (ed. Cramer, p. 347) citirt Zeuß folgende wichtige Stelle: Allobrogae Galli sunt. Ideo autem dicti Allobrogae, quoniam brogae Galli agrum dicunt. Alla autem, aliud. Dicti igitur quia ex alio loco fuerant translati.[64]) Noch jetzt hat das Cymrische ein Wort bro, bewohntes Land, das, wie altirische Formen beweisen,[65]) aus mrogu oder mrogi entstanden und wahrscheinlich mit got. marka, Pl. markos *τὰ ὅρια*, lat. margo verwandt ist. Cymry bedeutet demgemäß conterranei, oder, wie Pott, Wurzelwörterbuch I p. 903 sagt, soviel als Deutsche (Volksgenossen). Von dem Substantiv ist das Adjectiv kymreic,[66]) jetzt cymreig cymrisch gebildet, dessen Femininum cymraeg die cymrische Sprache bezeichnet.

12) *Wales*, *Welsh*. Bekanntlich ist Walh, Walah der allgemeine Name, mit welchem die Germanen die Kelten und Romanen zu bezeichnen pflegten.[67]) So gaben auch die Angelsachsen den Cymren den Namen Vealh, Pl. Vealas (Grein, Sprachschatz der angelsächs. Dichter, p. 671). Die Handschriften des Chronicum Saxonicum (ed. Thorpe), in welchem dieser Name oft vor-

58) Z. B. Seint Greal, ed. R. Williams, Cap. CCXXIII, CCXXVII, Brytaen uawr Großbritannien Cap. X, CXCV, CCXXXIII, Bryttaen vechan Kleinbritannien CCXX, CXCV. 59) Z. B. Barddas, ed. J. Williams ab Ithel, p. 52. 60) Barddas, p. 406. 60a) Vgl. jedoch Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde, S. 94. 61) Diese Etymologie wird in der Gramm. Celt.[2] p. 151 angenommen, doch findet sich hier unter den verglichenen Wörtern auch altcymr. brethinnou, cunae.

62) Peredur wird in der Gralsage ein Cymre genannt; vgl. Y Seint Greal, ed. R. Williams, Cap. XXIII: a pheredur gymro ymgelwir „and I am called Peredur the Welshman". 63) Vgl. Glück, Die bei C. J. Cäsar vorkommenden kelt. Namen, S. 26. 64) Diefenbach, Celtica I, 17. 65) Vgl. Windisch, Irische Texte, Wörterb. S. 697 mruig, bruig, der altirische Dat. Pl. mrugaib, und der Nominativ brug lassen den Stamm auf u erkennen. 66) Vgl. Y Seint Greal, Cap. LXXXIV. 67) Vgl. H. Gaidoz, The name of the Welsh, Archaeologia Cambrensis 4th Ser. Vol. VI (1875), p. 372—375.

kommt, haben Walas und Wealas. Für das Auftreten dieſes Namens iſt eine Stelle in der Historia Britonum Galfredi Monumetensis (des Gottfried von Monmouth, 12. Jahrhundert) wichtig, Lib. XII Cap. XIX (ed. San-Marte): Barbarie etiam irrepente, jam non vocabantur Britones, sed Gualenses. Hierzu ſtimmt eine Stelle des Silvester Giraldus, die bei Du Cange (ed. Henschel, Paris 1846, Tom. VI) citirt iſt: Saxones occupato regno Britannico, quoniam lingua sua extraneum quemlibet Wallum vocant, et gentes has sibi extraneas Wallenses vocant, et inde usque in hodiernum barbara nuncupatione et homines Wallenses, et terra Wallia vocitatur. Das ll dieſer Formen kann nur auf der alten Doppelconſonanz lh beruhen. Bei Gottfried von Monmouth finden ſich Pluralformen für den Landesnamen: Acc. Gualias Lib. XI Cap. X, in Gualiis Lib. XII Cap. XX. Aber die engliſchen Wörter Wales und Welsh hängen mit dieſen latiniſirten Formen nicht zuſammen. Wales geht vielmehr auf den Volksnamen Walas, Wealas (auch Brytwalas) zurück, der ſchon im Chronicum Saxonicum öfter als Landesname gebraucht iſt: Nom. und Acc. Walas, Gen. Wala, Walana, Dat. Walum. Im Chron. Sax. findet ſich p. 246 (ed. Thorpe) on Cornwalum 7 on Nordwalum in Cornwall und Nordwales; p. 324 7 wendan sva ûnfeorr ût on Wealas „and so went out, not far into Wales“; p. 374 (zum Jahr 1123) begegnet uns im Texte die erſtarrte Form Wales: b. Bernard of Wales Biſchof B. von Wales. Daneben kommen Formen in der ſchwachen Declination vor (wozu auch der Gen. Walana gerechnet werden kann): p. 361 on Walon in Wales, p. 351 und p. 373 into Wealan nach Wales, p. 302 to Cornwalon nach Cornwall. Deſſelben Urſprungs wird auch das franzöſiſche Galles ſein, gewöhnlich le pays de Galles. Die Form iſt plural, aber während man les Gaules, entſtanden aus Galliae, ſagt, heißt es hier la Galles.[68]) Damit, daß der alte Volksname Walas zum Landesnamen geworden iſt, hängt zuſammen, daß als Volksname das Adjectiv vylisc in Gebrauch kommt, im Chron. Sax. oft tha Wylisce men = engliſch the Welshmen, the Welsh. Im Althochdeutſchen lautet es walahisc, walihisc, und daraus iſt wälſch entſtanden. Das franzöſiſche Gallois aber iſt eine romaniſche Bildung, aus dem oben erwähnten Wallensis entſtanden, wie bourgeois aus burgensis. Ebenſo ſetzt Gaulois ein Gallensis voraus, obwol dieſes Adjectiv nicht nachgewieſen zu ſein ſcheint. Was nun die Etymologie von Walh anlangt, ſo iſt nicht nur die Zuſammenſtellung mit Gallus der lautlichen Schwierigkeiten wegen unannehmbar, ſondern auch die zuerſt von Leo in Kuhn's Zeitſchrift II, p. 252 fg. vorgeſchlagene Verbindung mit ſkr. mlecchа („Wälſcher, Barbar“ Pet. Wörterbuch) nebſt Zubehör. Aehnlich urtheilt Pott, Wurzelwörterbuch I, p. 894 fg., woſelbſt dieſer Name weit verfolgt wird. Wenn auch Walh ein von den Germanen gegebener Name iſt, ſo braucht er doch deshalb kein Wort germaniſchen Urſprungs zu ſein, ebenſo wenig als Graeci ein Wort lateiniſchen Urſprungs iſt. Da Walh in den germaniſchen Sprachen keine ſichere Anknüpfung findet, ſo iſt es eine nahe liegende Vermuthung, daß es von dem Namen eines germaniſchen Stämmen benachbarten keltiſchen Stammes herrührt. Als ein ſolcher bietet ſich dar der Name der Volcae, die zwar als Volcae Tectosages und Volcae Arecomici in Gallia Narbonensis ſaßen, von denen aber Cäſar de Bell. Gall. VI, 34 berichtet, daß ſie auch über den Rhein gekommen und Gebiete am Herchniſchen Waldgebirge eingenommen hätten: Itaque ea quae fertilissima Germaniae sunt loca circum Hercyniam silvam . . . Volcae Tectosages occupaverunt atque ibi consederunt; quae gens ad hoc tempus his sedibus sese continet summamque habet justitiae et bellicae laudis opinionem. In dieſer Etymologie begegnen wir uns mit H. d'Arbois de Jubainville, Introduction à l'étude de la Littérature Celtique p. 11, der ſie Gaſton Paris verdankt. (Vgl. Rev. Celt. II, 287.)

13) *Cornwall.* Für dieſen Landesnamen findet ſich im Chronicum Saxonicum Cornwalas, d. i. der Plural des Volksnamens als Landesname gebraucht, z. B. p. 160 (zum Jahr 891) to lande on Cornwalum „to land in Cornwall“, vgl. die unter 12) citirten Stellen. Cornwalas ſind die corniſchen Walen, wie Brythwalas oder Walas ſchlechthin die cymriſchen Walen. In derſelben Weiſe iſt auch das Compoſitum Galwalas für Gallien gebildet, p. 5 und p. 7 (zum Jahr 60 a. Chr.) sud into Galwalum „south into Gaul“. Auch in iriſchen Quellen finden wir eine ähnliche Bezeichnungsweiſe, z. B. i tírib Bretan Cornn, in den Gebieten der corniſchen Briten, in Cormac's Gloſſar s. v. Mogheime. Dafür im Cogadh Gaedhel re Gallaibh (War of the Gaedhil with the Gaill), ed. Todd, p. 152 da barun a Corr-bretnaib zwei Barone von den Corrbriten, wobei Corr entweder für Corn ſteht, oder das Subſtantiv corr Ende, Spitze iſt. Was nun das Corn anlangt, ſo geht dieſes zunächſt auf den einheimiſchen Namen dieſes britiſchen Stammes zurück, der Kernow lautet[69]), cymr. Cernyw. Dieſer Plural läßt einen Stamm *Cornava erſchließen (vgl. Gramm. Celt.[2] p. 282). Eine Weiterbildung davon (*Cornavia) liegt in dem Namen der *Κορναούιοι* vor. Die *Κορναούιοι* wohnten aber nach Ptolemäus II, 3, 11 (ed. C. Müllerus) in der Gegend des heutigen Cheſter, während für die ganze Südweſtſpitze Britanniens nur die *Δουμνόνιοι* angegeben werden, die der Landſchaft Devonſhire den Namen gegeben haben. Entweder muß alſo jener Stamm ſeinen Wohnſitz verändert haben, oder man muß annehmen, daß jeder Stamm, der ein „Horn“ (corn., cymr. und gäl. corn, lat. cornu) bewohnte, den Namen *Cornavii erhalten konnte.[70])

68) Z. B. Élisée Reclus, Nouvelle Géographie IV (Paris 1879), p. 380.

69) So in dem corniſchen Paſſionsſpiele ed. Norris, V. 2712: ny won gof yn ol Kernow „I know not a smith in all Cornwall . . .“ 70) Pott, Wurzelwörterbuch I, 898 überſetzt Cornvealas mit „Winkel-Wälſche“.

Vielleicht setzt aber diese geographische Deutung des Namens, wenn nicht die Landkarte, so doch zu viel geographischen Blick voraus, ich begnüge mich daher, diesen Namen mit dem der Carnutes zusammenzustellen und an die Glosse des Hesychius zu erinnern *κάρνον τὴν σάλπιγγα Γαλάται*[71]), vgl. Diefenbach, Celt. I p. 104. Im mittelalterlichen Latein heißt Cornwall Cornubia, so z. B. bei Gottfried von Monmouth, der Lib. I Cap. XVI auch die erwähnte Etymologie bringt: quae nunc vel a cornu Britanniae vel per corruptionem praedicti nominis (eines Trojaners Corineus!) Cornubia appellatur. Die englische Namensform Cornwall scheint aber auf einer latinisirten Namensform Cornwallia[72]) zu beruhen. Vollständig klar ist es noch nicht, warum man im Englischen zwar Wales, aber Cornwall sagt. Die beste Handschrift der Chronik Robert's von Gloucester (Caligula A. XI, Ende des 13. Jahrhunderts) bietet wiederholt die Form Cornewaille[73]), in scharfem Unterschied zu Walis, wie Wales daselbst genannt wird. Aus Cornwallia erklärt sich auch das französische Cornouaille. Vgl. Guest, Orig. Celt. II p. 39. Die im Deutschen gelegentlich gebrauchte Form Cornwallis schließt sich an Wallis an. In Gottfried von Straßburg's Tristan ist Kurnewal und Kurnewâle gebraucht.[74])

14) *Armoricae* civitates bezeichnet bei Cäsar, De bell. Gall. V, 53 und VII, 75, einen Complex von dreißig keltischen Staaten zwischen Loire und Seine bis an das Meer, also etwa die Bretagne und die Normandie umfassend. Die richtigere Form wäre Aremoricae, wie sie *Orosius* VI, 11, 19 hat, wo er Cäsar's Krieg erzählt. Den Namen behandelt Glück, Die bei C. J. Cäsar vorkommenden kelt. Namen p. 31 fg. Er ist eine Bildung wie gr. *πάραλος*, denn are (verwandt mit gr. *παρά*, *παραί*) ist altcymr. ar bei, an (Gramm. celt.[2] p. 669), und der zweite Bestandtheil ist cymr. und arem. mor, ir. muir Meer, Stamm *mori, lat. mare. Noch jetzt ist im Cymrischen arfor „the sea side", im älteren Aremorisch armor Küstenland, jetzt arvor, vgl. Gramm. Celt.[2] p. 901. Das irische armhoric, arboric ist nach Ausweis der Suffixform ein Lehnwort aus dem Lateinischen.[75]) Der alte Name ist dem neuen Namen Bretagne gewichen, denn die keltische Sprache, die jetzt dort gesprochen wird, ist nicht die altgallische Sprache der Aremoricae civitates, sondern ist die Sprache der Briten, welche vielleicht schon seit dem Ende des 4. Jahrhunderts, besonders aber seit der Bedrängniß durch die Jüten, Angeln und Sachsen von der Südwestspitze Britanniens aus nach Gallien herüberkamen, und die Nordwestküste Galliens zu einem Kleinbritannien machten, Brytaen vechan, im Gegensatz zu dem Mutterlande Großbritannien, Brytaen uawr, s. unter 10). Die älteste sichere Erwähnung der Britanni in Gallien fällt in die Mitte des 5. Jahrhunderts.[76]) Namentlich müssen es cornische Briten gewesen sein, welche herüberkamen, denn das Aremorische oder Bretonische steht dem Cornischen in Einzelheiten näher als dem Cymrischen. Auch hieß der eine Theil der Bas-Bretagne, mit dem Hauptort Quimper, Cornouaille.[77]) Das einheimische Wort für Bretagne ist Breiz, das Adjectiv brezonek bezeichnet die bretonische Sprache; französisch Breton ist das lateinische Britannus, vgl. Gramm. Celt.[2] p. 158. Ein im Cymrischen gebrauchter einheimischer Name für die Bretagne ist Llydaw, in lateinischer Form bei Gottfried von Monmouth Letavia. Die altcymrische Form Litau ist in den Oxforder Glossen für Latium gebraucht. Von diesem Landesnamen ist abgeleitet Letewic, Ledewic (z. B. in den Mabinogion) der Bretone. Angelsächsisch flectirt erscheint Lidwiccas, Dat. Lidwiccum im Chronicum Saxonicum zu den Jahren 885 und 918 (ed. Thorpe). In einer interpolirten Stelle der Historia Britonum des Nennius, ed. Stevenson p. 21 not. 1, findet sich die cymrische Pluralform Letewiccion, mit einer völlig haltlosen Etymologie: Unde nos illos (die Britones Armoricos) vocamus in nostra lingua Letewiccion id est Semitacentes, quoniam confuse loquuntur. Im Irischen entspricht dem latinisirten Letavia das Wort Letha, und bezeichnet gleichfalls sowol die Bretagne als auch Latium (s. Anm. 75). Demnach ist es wahrscheinlich, daß dieser Name ursprünglich „litorale" bedeutet, wie Gramm. Celt.[2] p. 1057 vermuthet wird. Zusammenhang mit lat. litus ist nicht unmöglich, doch ist die erste Silbe in dem keltischen Namen kurz. Dadurch unterscheidet sich derselbe auch von dem gewiß verwandten Lëtuvà Litauen. Das cymrische Adjectiv Letewic finden wir in Litavicus bei Cäsar (De bell. Gall. VII, 27 fg.) wieder, dem Namen eines vornehmen Aeduers, den Glück a. a. O. p. 121 als „e terra litorali oriundus" deutet.

71) Im Altkeltischen wird das nach dem o zuneigende a oder das aus a entstandene o oft durch a ausgedrückt. 72) Davon verschieden ist wieder Cornugallia, was einen Theil der Bretagne bezeichnet aber gelegentlich auch für Cornwall gebraucht erscheint; vgl. Ducange. 73) Nach einer gefälligen Mittheilung R. Wülcker's B. 66 und 124 auf S. 52 und 53 von dessen Altenglischem Lesebuch I. 74) „Nû wâ lît Kurnewâle hin?" „Ez stôzet" sprâchen jene zehant, „jenslt Britanje an daz lant", p. 97 ed. Maßmann. 75) Arboric Letha bezeichnet Latium in der Vita S. Patricii, s. Irische Texte S. 19; Stokes, Three Middle-Irish Homilies p. 16.

76) Vgl. die Stellensammlung bei Diefenbach, Celtica II,2, p. 164 fg., ferner H. d'Arbois de Jubainville, Rev. Celt. III, 283. Ueber die schwache Begründung einer ersten Ansiedelung von Briten im Jahre 284 unter Constantius Chlorus handelt Brandes, Das ethnographische Verhältniß der Kelten und Germanen S. 267. 77) Vgl. El. Reclus, Nouv. Géogr. II, 626. — Bei Ducange ist der Name Cornugallia belegt (Armoricanus ex Cornugallia).

II. Die Quellen der keltischen Sprachen.

A. Das Altgallische.

Die Quellen für unsere Kenntniß des Altgallischen sind 1) die Schriften griechischer und lateinischer Autoren, in denen viele Orts- und Personennamen, dazu auch eine Anzahl gewöhnlicher Wörter der altgallischen Sprache überliefert sind; 2) Inschriften, theils lateinisch, seltener griechisch abgefaßte mit gallischen Personen-,

Orts- und Götternamen, theils ganz in gallischer Sprache abgefaßte; 3) Münzen mit gallischen Namen. Ein zusammenfassendes Werk über alle diese Sprachreste gibt es noch nicht, und ist auch erst möglich, wenn der Gallien umfassende Band des Corpus Inscriptionum Latinarum oder ein Werk ähnlicher Art erschienen sein wird. Die Literatur über das Altgallische ist sehr zerstreut, zum Theil schwer zugänglich, und kann hier nur zum Theil Erwähnung finden. Daß unter dem Namen Gallisch vielleicht recht verschiedenartige Dialekte zusammengeworfen werden, wird man Gaidoz, der Rev. Crit. 1882, No. 7, S. 131, diesen Punkt hervorhebt, zugeben müssen, aber es fehlen uns die Mittel der Unterscheidung. Besonders die bei griechischen und lateinischen Schriftstellern überlieferten Namen und Wörter sind schon in der Grammatica Celtica behandelt. Eine Sammlung solcher Wörter mit Belegstellen enthält der erste Theil von Diefenbach's Celtica (1839), sowie Diefenbach's Origines Europaeae (Frankfurt a. M. 1861), ferner das Glossaire Gaulois in Roget de Belloguet's Ethnogénie Gauloise, 2. éd., Paris 1872. Ein besonders wichtiges Buch auf diesem Gebiete ist Ch. W. Glück, Die bei C. J. Caesar vorkommenden keltischen Namen, München 1857. Als ein Curiosum sei erwähnt das kleine Glossar De nominibus gallicis in einer Wiener Handschrift des 9. Jahrh., das Stokes, Beitr. zur Vergl. Sprachf. VI, S. 227 fg. („Endlicher's Glossar") behandelt hat. Was die Inschriften in gallischer Sprache anlangt, so sind die meisten in lateinischer Schrift. Nur einige wenige, die im südlichen Frankreich gefunden worden sind, z. B. in Nimes, in Vaison, in Saint-Rémy (also nicht allzu weit von Marseille), haben griechische Schrift und bestätigen ihrerseits die Angabe Cäsar's (De bello Gall., VI, 14), daß die Druiden sich der griechischen Schrift bedienten. Die Zahl dieser gallischen Inschriften ist nicht sehr groß, vielleicht sind jetzt im ganzen gegen drei Dutzend bekannt (einige mehr oder einige weniger), in denen gallische Wörter und Namen mit gallischen Endungen auftreten. Einige derselben fanden sich schon in Roget de Belloguet's Ethnogénie Gauloise (1858) zusammengestellt. Eine andere Sammlung gab H. Monin, Monuments des anciens idiomes gaulois, Besançon, chez l'auteur, 1861, angezeigt von L. Diefenbach, Beitr. zur Vergl. Sprachf. III, 360. Dieses Buch, dessen linguistischer Theil veraltet ist, wurde nach dem Tode des Verf. von E. Thorin angekauft, mit einem neuen Titel ohne Jahreszahl versehen, und im Jahre 1882 den kritischen Blättern von neuem zugeschickt. Besondere Beachtung fanden die Schriften von Adolphe Pictet (vgl. Ebel, Gramm. Celt.[2], p. XLII), sein Essai sur quelques nscriptions de langue Gauloise, Genève 1859, und ein Nouvel essai sur les inscriptions Gauloises, letres adressées à M. le général Creuly, Paris 1867, der letztere aus der Revue Archéologique, Vol. XV und XVI. Einen ausführlichen Commentar über dieselben Inschriften veröffentlichte J. Becker, Beitr. zur Vergl. Sprachf., Bd. III und IV. Noch vor Becker hatte sie Stokes behandelt, ebendas. Bd. II und III, und demselben Gelehrten verdanken wir dann weitere Beiträge zur Interpretation neugefundener Inschriften, Rev. Celt. IV, p. 116. In den Beitr. zur Vgl. Sprachf. findet sich auch Auskunft über einzelne Arbeiten auf diesem Gebiete von Siegfried, Flecchia u. a. m.

Die Zahl der lateinischen Inschriften mit gallischen Namen ist sehr groß und läßt sich nicht taxiren. Zu den Hauptstätten, an denen neugefundene Inschriften von den französischen Archäologen besprochen worden sind, gehört die Revue Archéologique (vgl. Rev. Celt. II, p. 416). Von andern, gleichfalls älteren Fundgruben seien erwähnt die Mémoires de la Société des Antiquaires de France (Rev. Celt. II, p. 283), die Revue des Sociétés Savantes des Départements (Rev. Celt. II, p. 285), das Bulletin Monumental, ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France (Rev. Celt. III, p. 135). Dazu sind neuerdings gekommen die Revue Épigraphique du Midi de la France, seit 1878 herausgegeben von A. Allmer zu Lyon (vgl. Rev. Celt. IV, 472), ferner das Bulletin Épigraphique de la Gaule, seit 1880 herausgegeben von dem leider früh verstorbenen Florian Vallentin (vgl. Rev. Celt. III, 135, V, 155, VI, 117). Ueber eine officielle Commission de géographie historique de l'ancienne France s. Rev. Celt. IV, p. 310. Dieselbe setzt die Arbeiten der Napoleonischen Commission de la topographie des Gaules fort, über welche Rev. Celt. II, p. 504 berichtet ist, und zu denen mehrere Hefte eines werthvollen Dictionnaire d'archéologie celtique gehören. Eine Reihe von Arbeiten französischer Gelehrten betrifft die Inschriften einzelner Theile Frankreichs, sie sind zum Theil Separatabdrücke aus in Deutschland schwer zugänglichen Zeitschriften, und kenne ich die meisten derselben nur aus den Mittheilungen der Revue Celtique: Alph Boissieu, Inscriptions Antiques de Lyon, Lyon 1846—1854; E. Dejardins, Notices sur les monuments épigraphiques de Bavai et du Musée de Douai. Inscriptions. Cachets d'oculistes. Empreintes de potiers. Voies romaines. Paris 1873 (Rev. Celt. II, p. 256); Ch. Robert, Épigraphie gallo-romaine de la Moselle, Paris 1873 (Rev. Celt. II, p. 123); derſ., Études sur quelques inscriptions antiques du musée de Bordeaux, Bordeaux 1879 (Rev. Celt. IV, p. 122); R. Mowat, Études philologiques sur les inscriptions gallo-romaines, Paris 1870, s. Rev. Celt. I, 272; B. de Kersers, Épigraphie romaine dans le département du Cher, Bourges 1873—1875, s. Rev. Celt. III, 264; L. Revon, Inscriptions antiques de la Haute-Savoye, Annecy und Paris 1870; A. Allmer und A. de Terrebasse, Inscriptions Antiques & du Moyen Âge de Vienne en Dauphiné, 1. Partie, Inscr. Ant. antérieures au VIIIe siècle par A. Allmer, Vienne 1875—1876, in 4 Bänden; E. Blanc, Épigraphie antique du département des Alpes-Maritimes, Nice und Paris 1878—1879 (Rev. Celt. IV, p. 460); Fl. Vallentin, Visite au musée épigraphique de Gap, Vienne und

Paris 1880 (Rev. Celt. IV, p. 460); derſ., 1. Essai sur les divinités indigètes du Vocontium d'après les monuments épigraphiques, Grenoble 1877 (Rev. Celt. IV, p. 122); Derſ., Les dieux de la cité des Allobroges d'après les monuments épigraphiques, Rev. Celt. IV, p. 1—36; Ch. Robert, Sirona (eine mit Apollo verbundene Göttin) Rev. Celt. IV, p. 133—144. Eine Specialität ſind die Töpferinſchriften: Anatole de Barthélemy, Vases sigillés et épigraphiques de fabrique gallo-romaine, Rev. Celt. III, p. 313—320; G. de Mortillet, Les Potiers allobroges, Annecy 1879 (Rev. Celt. IV, p. 289).

Um die galliſche Münzkunde hat ſich beſonders M. de Saulcy verdient gemacht. Seine koſtbare Sammlung von über 7000 Münzen (darunter 950 goldene und 324 ſilberne) wurde vom Staate angekauft, ſ. Rev. Celt. II, p. 145. Eine andere werthvolle Sammlung iſt die von Ch. Robert, über die Description raisonnée derſelben, ſ. Rev. Celt. V, p. 133. Die älteſten galliſchen Münzen erweiſen ſich als Nachahmungen der Statere Philipp's II. von Macedonien und ſtammen ſomit wahrſcheinlich aus dem 4. Jahrh. v. Chr., vgl. Ch. Robert in ſeiner Schrift Numismatique de la province de Languedoc, I. Période antique, Toulouse 1876, angezeigt in der Rev. Celt. III, p. 261. Die Münzen anderer Provinzen und alſo anderer altgalliſcher Stämme hat monographiſch behandelt A. de Barthélemy, vgl. die Anzeige ſeiner Schrift Étude sur les monnaies Gauloises trouvées en Poitou et en Saintonge, Poitiers 1874, in der Rev. Celt. II, p. 498. Galliſche Münzen finden ſich auch beſprochen in den Mélanges de Numismatique, herausgegeben von de Saulcy, de Barthélemy und Hucher vgl. Rev. Celt. II, p. 503. Sehr werthvoll ſind die zuſammenfaſſenden Liſten der auf den galliſchen Münzen vorkommenden Wörter von A. de Barthélemy und E. Hucher in den beiden erſten Bänden der Revue Celtique (I, p. 292 fg., II, p. 94 fg., p. 245, IV, p. 133, p. 317 fg.). Von E. Hucher war im Jahre 1872 ein zuſammenfaſſendes Werk erſchienen, L'Art Gaulois, ou les Gaulois d'après leurs médailles, vgl. Rev. Celt. I, 461.

Für die lateiniſchen Inſchriften galliſcher Gebiete außerhalb Frankreichs beſitzen wir zwei wichtige Sammelwerke: Brambach's Corpus Inscriptionum Rhenanarum, Elberfeld 1867, und Th. Mommſen's Inscriptiones Galliae Cisalpinae Latinae, Berolini 1872 und 1877. Die Inscriptiones Hispaniae Latinae, ed. Aem. Hübner, Berol. 1869, bieten verhältnißmäßig wenig Keltiſches. Eine Zeitſchrift, welche mehrfach Abhandlungen über keltiſche Inſchriften und Namen (z. B. von J. Becker, K. Chriſt u. A.) gebracht hat, ſind die „Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande". Von Monographien ſei noch erwähnt J. Becker, Die Römiſchen Inſchriften und Steinſculpturen des Muſeums der Stadt Mainz, Mainz 1875, und, wieder eine andere Provinz betreffend, die Schrift von F. Pichler, Die Keltiſchen Namen der römiſchen Inſchriftſteine Kärntens, deren Materialſammlung wenigſtens Rev. Celt. II, p. 124 anerkannt wird.

Es gibt eine große Anzahl von Monographien über einzelne galliſche oder altkeltiſche Namen. Viel Derartiges von Werth ſteht in der Revue Celtique, in der Revue Archéologique und in andern Zeitſchriften, die wir genannt haben. Unter den älteren Monographien iſt eine der linguiſtiſch ſolideſten W. Glück, Die Erklärung des Rênos, Moinos und Mogontiâcon, der galliſchen Namen der Flüſſe Rein und Main und der Stadt Mainz, Sitzungsber. der K. Bayer. Akad. d. W. zu München, 1865, Bd. I, S. 1—27. Keltiſche Ortsnamen in der Rheinprovinz behandelt Marjan in Programmen der Realſchule zu Aachen (1880, 1881), Ortsnamen der keltiſch-römiſchen Zeit A. Bacmeiſter, Alemanniſche Wanderungen, I. (einziger) Theil, Stuttgart 1867. Es ſeien hier zwei Schriften von H. Gaidoz angeſchloſſen: Esquisse de la Religion des Gaulois (Encycl. des Sciences Religieuses, V, 1879); La Religion Gauloise et le qui de chêne (Rev. de l'Histoire des Religions, II, 1880).

Bis auf weiteres iſt die „Liste des noms supposés Gaulois tirés des inscriptions", welche der General Creuly Rev. Celt. III, p. 153—167 und p. 297—312 im Jahre 1876 veröffentlicht hat, ſehr nützlich; ſie enthält über 1600 Namen und iſt bisjetzt die umfaſſendſte Sammlung, nur bezieht ſie ſich leider oft auf die ungedruckten „carnets de voyage de l'auteur". Viele Namen ſind ſchon längſt von den genannten competenten Gelehrten richtig aus dem altgäliſchen und dem altbritanniſchen Wortſchatz erklärt worden, aber viele tragen ein fremdartiges Gepräge. Aehnlich verhält es ſich mit dem kleinen Wortſchatze der ganz galliſchen Inſchriften. Die Linguiſten, die vielleicht durch die vollſtändige und abſolut ſichere Deutung der altperſiſchen Keilinſchriften verwöhnt waren, erhalten hier die Lection, daß zur Deutung von Reſten einer untergegangenen Sprache die nächſtverwandten Sprachen nicht immer genügen. Völlig dunkel oder nur ſehr unſicher gedeutet ſind bisjetzt gobedbi, canecosedlon, cantalon [78]), βρατουδε, locitoi [79]), ferner eigentlich alles in der Inſchrift von Poitiers (Beitr. zur Vergl. Sprachf. III, p. 170, IV, p. 160, p. 252). Dagegen ſind z. B. ſicher *νεμητον* = altir. nemed Heiligthum, celicnon = got. kelikn Thurm, das wol ein Lehnwort aus dem Keltiſchen iſt, ieuru und *εωρον* fecit verwandt mit altir. ſurad factum est, das Pronomen sosin, gleichſam eine Combination der altiriſchen Pronomina so und sin u. a. m. Beſonders werthvoll ſind die ſchön erhaltenen Caſus, dieſelben ſtellen zum Theil geradezu die Vorformen dar, auf welche die ſtärker verſtümmelten Caſus des Iriſchen zunächſt zurück-

78) Vgl. Lettres à M. A. de Longperier sur la numismatique gauloise (Rev. Num. 1858), ein Neudruck angezeigt Rev. Celt. I, 463. 79) Daß cantalon mit altir. cétal zuſammenhänge, iſt ſachlich unwahrſcheinlich; eher könnte cymr. cantel „rim of a circle" paſſen; vgl. Diez, Etym. Wörterb. I³ p. 108.

weisen. Es sei noch der mitten in Umbrien gefundenen Inschrift von Todi gedacht, deren keltischer Charakter durch eine in Novara, also auf altgallischem Gebiete, gefundene Inschrift in gleichem Alphabet und mit einer merkwürdigen Uebereinstimmung in einem Worte (dort karnitu, hier karnitus) dem Zweifel entrückt worden ist, vgl. Stokes, Beitr. zur Vergl. Sprachf. III, S. 65 fg., Ebel, a. a. O. IV, S. 486.

B. Die irischen Sprachquellen.

Die ältesten Quellen sind auch in Irland Inschriften, nur daß sie der reichen Literatur gegenüber zurücktreten. Es gibt zwei Arten derselben, die ältesten sind in Ogam geschrieben, die andern, ausschließlich christlichen Ursprungs, in lateinischer Schrift. Ogam ist der einheimische Name für die irischen Runen. Die Buchstaben werden gebildet durch Striche in bestimmter Zahl unter der Linie oder über der Linie oder die Linie durchkreuzend. Der Gebrauch des Ogam geht in vorhistorische Zeiten zurück, und wird oft in den Sagen erwähnt. Davon handelt O'Curry, Lectures on the Manuscript Materials, p. 463 fg. Eine Vorstellung vom Ogam gibt O'Donovan in der Introduction zu seiner Irish Grammar, ferner H. d'Arbois de Jubainville, Études sur le Droit Celtique, p. 35 fg., eine ausführliche Darstellung aber J. Rhys, Lectures on Welsh Philology, Lecture VI. Den alten Tractat über Ogam im Book of Ballymote (geschrieben im Jahre 1391), den O'Curry a. a. O. S. 190 erwähnt, hat George Mouncey Atkinson veröffentlicht, Journ. R. Hist. and Arch. Assoc. of Ireland, July 1874, p. 202—236, mit Facsimiles. Einzelne Ogam-Inschriften behandelte Stokes in den Beitr. zur Vergl. Sprachf. V, S. 363 fg. (Zwei altceltische bilingues); ferner Sir Samuel Ferguson und andere im Journ. R. Hist. and Arch. Ass., Oct. 1872, No. 12. Oct. 1873 (No. 16), Jan. 1879 (No. 37). Eine Sammlung von Ogaminschriften gibt Sir Samuel Ferguson, Transact. of the R. Ir. Acad., Vol. XXVII, IV (June 1881). Linguistisch werthvoll sind außer den Eigennamen als solchen die Genitive mit auslautendem i von Stämmen auf a, welche für das hohe Alter der Inschriften zeugen, z. B. maqi für das maicc (filii) der altirischen Literatursprache. Sie stehen in dieser Beziehung mit den altgallischen Inschriften auf einer Stufe. Ebenso sind die Namensformen auf -agni (Dalagni, Corbagni) die Vorgänger der irischen auf -áin (Ultáin, Gen. von Últán). Die Namen selbst haben zum Theil keinen Zusammenhang mit bekannten irischen Namen, ja es kommen so auffallende Buchstabenfolgen vor, daß man entweder vermuthen möchte, es müsse anders gelesen werden, oder es sei eins der Kunststücke absichtlich verdrehter Schreibung angewendet, von denen in dem oben erwähnten Tractat berichtet wird. Die Inschriften in lateinischer Schrift sind unter dem Titel Christian Inscriptions in the Irish Language, chiefly collected and drawn by George Petrie, in VIII Parts von Miß Stokes herausgegeben als die Annual Volumes der R. Hist. and Arch. Assoc. of Ireland für die Jahre 1870—1877. Die Sprachformen entsprechen zum Theil denen der altirischen Literatur. Einige lateinische Inschriften, die sich in dieser Sammlung befinden, behandelt H. Gaidoz, Notice sur les Inscriptions Latines de l'Irlande, Paris 1878 [Extrait des Mélanges publiés par l'École des Hautes Études], vgl. Rev. Celt. III, 153.

Wenn nun auch die heidnischen Gälen Irlands im Besitze einer runenartigen Schrift gewesen sind, so läßt sich doch nicht wahrscheinlich machen, daß sie sich derselben zu eigentlich literarischen Aufzeichnungen bedienten. Die einheimische Tradition der heidnischen Dichter und Gelehrten war ursprünglich eine mündliche. Was Cäsar, De bell. Gall. VI, 13 und 14 über die gallischen Druiden sagt, das entspricht vielfach dem, was wir mit weit mehr Einzelheiten in irischen Quellen über die irischen Druiden (drui, Pl. druid) und Gelehrten oder Dichter (file, Pl. filid) erfahren.[80] Für uns beginnt die irische Literatur erst mit den Aufzeichnungen in lateinischer Schrift, welche mit dem Christenthume in Irland eingeführt worden ist.[81] Die Blüte der altchristlichen Kirche Irlands fällt in das 5. oder 6. bis 9. Jahrh., denn nach der einheimischen Tradition soll S. Patrick 432 nach Irland gekommen sein, den allmählichen Verfall aber bezeichnen die Einfälle der Normannen, welche mit dem Ende des 8. Jahrh. beginnen.[82] Die irischen Sagen enthalten Berichte über den Widerstand der Druiden gegen die neue Religion, aber dieser Widerstand muß früh überwunden worden sein. Jedenfalls finden wir in alten Berichten auch einen Anhalt dafür, daß die Kirche ihre besten Kräfte aus den Kreisen der einheimischen Gelehrten und Dichter bezog. Im Buche von Armagh, einem Manuscript aus dem Anfange des 9. Jahrh., lesen wir, daß S. Patrick den in hohem Ansehen stehenden Gelehrten Dubthach bittet, ihm von seinen Schülern einen „als Material zu einem Bischof" zu geben, „einen edlen Mann aus gutem Geschlecht, ohne Makel und ohne Flecken, dessen Reichthum weder zu groß noch zu klein sei, einen Mann von nur einer Frau, dem nur einmal ein Kind geboren ist". S. Patrick erhielt einen solchen und „er schor ihn und taufte ihn". So begreift sich die rasche Blüte der christlichen Kirche in Irland und die große Gelehrsamkeit ihrer Kleriker: sie hängt zusammen mit der in Irland ungebrochenen national-keltischen Bildung.[83] Schon vom

80) Vgl. jetzt H. d'Arbois de Jubainville, Introduction à l'étude de la litérature Celtique (Paris 1883). 81) Vgl. Wattenbach, Anleitung zur lateinischen Paläographie (2. Aufl., Leipzig 1872), S. 9 und S. 15 fg. Außer Westwood, Palaeographia sacra pictoria und andern von Wattenbach citirten Werken vgl. J. T. Gilbert, Facsimiles of the National Manuscripts of Ireland. Part. IV, 1, 1882. Die Iren bedienen sich noch jetzt in Schrift und Druck für das Irische der alten Charaktere, wie wir sie in den Manuscripten finden, natürlich im Laufe der Zeit modificirt. 82) Vgl. Map of Ireland, illustrative of the invasions of the Northmen in the 9th century (von Miß Stokes, Dublin, Hodges, Foster und Figgis, 104 Grafton-Str.). 83) Ueber

Ende des 6. Jahrh. an kamen die Schottenmönche als Missionare nach dem Continent[84]), und solchen wandernden Schottenmönchen des 8. und 9. Jahrh. verdanken wir die ältesten irischen Sprachquellen von einigem Umfang. Es sind dies die berühmten Glossen zu lateinischen Texten in Manuscripten aus dem 8. bis 10. Jahrh. n. Chr., von denen mehrere aus den Klöstern Reichenau und Bobbio stammen. Die wichtigsten Glossenhandschriften befinden sich auf den Bibliotheken zu Mailand, Karlsruhe (3), St.-Gallen, Turin, Würzburg, und ihre Glossen bildeten die Grundlage der Grammatica Celtica. Inzwischen ist jedenfalls der größte Theil des gesammten alten Glossenmaterials in Separatausgaben erschienen. Zuerst die von Zeuß selbst noch nicht benutzten Turiner Glossen (Commentar zum Evang. des Marcus), herausgegeben von Wh. Stokes in den Goidelica (1. Ausg. 1866, 2. Ausg. 1872) und von Constantinus Nigra, Glossae Hib. Vet. Codicis Taurinensis, Lut. Par. 1869. In der Rev. Celt. II, p. 446 fg. bearbeitete Nigra die Berner Glossen. Besonders werthvoll ist Ascoli's Ausgabe des Mailänder Codex (Commentar des S. Hieronymus zu den Psalmen): Il Codice Irlandese dell' Ambrosiana, in Vol. V des Archivio Glottologico Italiano, 1878, 1882 (noch nicht vollendet). Dazwischen erschienen von demselben Gelehrten in Vol. VI (1880) des Archivio als Anfang der Appendici zur Ausgabe des Mailänder Codex die Glossen im Codex des Priscian zu St.-Gallen: Le Chiose Irlandesi del Codice di San-Gallo. Eine Auswahl aus letztern Glossen hatte schon Nigra bearbeitet in einem Hefte Reliquie Celtiche, Turin 1872. Die Glossen des Würzburger Codex zu den Pauliniſchen Briefen, mit den Turiner Glossen, mit den Glossen eines Karlsruher Beda und eines Karlsruher Priscian und mit kleineren Glossencomplexen gab heraus H. Zimmer, Glossae Hibernicae, Berol. 1881.[85]) Eine Anzahl derselben kleineren Glossencomplexe war schon zuvor in den Goidelica von Whitley Stokes gedruckt (2d ed. London 1872, vorher Goidilica, Calcutta 1866), zu denen auch Nigra Werthvolles beigetragen hatte. Die Glossen bestehen zum Theil in längeren Sätzen, der Sanctgallner Codex enthält aber auch einige Verse, der Mailänder Codex zwei längere Gedichte. Abgesehen hiervon finden sich altirische Gedichte zu ältest in einem kleinen Miscellancodex des Klosters St.-Paul in Kärnten aus dem Ende des 8. oder dem Anfange des 9. Jahrh. (vgl. Schuchardt, Rev. Celt. V, p. 395). Der irische Inhalt dieses Manuscripts ist zuerst vollständig in meinem Buche „Irische Texte" abgedruckt, nach mir von Zimmer in den Glossae Hibernicae. Ein Theil davon fand sich schon in Stokes, Goidelica nach einer Abschrift von Mone; A. Holder war es, der dieses Manuscript zum zweiten mal entdeckte. Eine Uebersetzung des einen Gedichts von mir in der Rev. Celt. V, p. 128. In der Grammatica Celtica sind noch einige andere zusammenhängende Textstücke aus Manuscripten des Continents mitgetheilt: ein Bruchstück einer Predigt aus einem Codex zu Cambray aus dem 8. Jahrh., Zauberformeln aus einem Sanctgaller Codex des 8. oder 9. Jahrh., endlich ein Gedicht, gleichfalls Zauberformel, aus einem Codex zu Klosterneuburg bei Wien aus dem 11. Jahrh. Der letztere Text ist von Stokes, Rev. Celt. II, p. 112 fg. behandelt, alle drei finden sich in Zimmer's Glossae Hibernicae. Zu den ältesten Manuscripten, welche Texte in irischer Sprache enthalten, gehört das „Book of Armagh" in Irland, aus dem Anfange des 9. Jahrh. Der irische Text desselben besteht in Aufzeichnungen über St.-Patrick, die einem Tírechán zugeschrieben werden, daher er Tírechán's Annotations genannt wird, mitgetheilt und übersetzt von Stokes in den Goidelica.[86])

Man nennt die Sprache, wie sie uns in diesen ältesten Manuscripten entgegentritt, Altirisch. Die große Masse der in Irland und England vorhandenen Manuscripte stammt nicht aus so alter Zeit, und wenn auch die volksthümlichen Texte, die sie enthalten, ihrem Ursprunge nach bis in die heidnische Vorzeit zurückgehen, so liegen sie uns doch in späterer Aufzeichnung oder Abschrift vor, in einer Form der Sprache, welche man Mittelirisch nennt.[87]) Eine strenge Scheidung ist jedoch nicht möglich: einerseits hängt das Mittelirische mit dem Altirischen zusammen, andererseits geht es allmählich in das Neuirische über. Während die altirischen Glossen getreu die Sprache ihrer Zeit wiedergeben[88]), enthalten die berühmten Dubliner Manuscripte eine Literatursprache, die nur zum Theil der Sprache ihrer Zeit entspricht, zum Theil die Formen und Wörter der Vergangenheit festgehalten hat. Die Schreiber schrieben aus älteren Manuscripten ab, oder zeichneten auf, was in mündlicher Tradition von alter Zeit her lebendig war. Auch wo sie abschrieben, konnte ihre auf mündlicher Tradition beruhende Kenntniß die Abschrift beeinflussen. Die Texte waren einer fortwährenden Variation preisgegeben, denn jede Zeit betrachtete sie als ihr Eigenthum, aber andererseits läßt sich auch nirgends die bewußte Absicht beobachten, überall das Neue an Stelle des Alten zu setzen. Ueber die handschriftliche Literatur Irlands handelt das sehr lehrreiche Werk von Eugen O'Curry: Lectures on the Manuscript Materials of Ancient Irish History, Dublin 1861. O'Curry stammte aus dem Volke und hatte keine gelehrte Bildung; aber in jahrelangem Studium hatte er sich in die

die Schulen in Irland im 6., 7. und 8. Jahrh. vgl. H. d'Arbois de Jubainville, Introduction etc. p. 366 fg.

84) Vgl. Fr. Loofs. De antiqua Britonum Scotorumque ecclesia (Lips. 1882), p. 91. 85) Dazu wichtige Berichtigungen von Whitley Stokes, Lit. Centralbl. 1883, Nr. 48.

86) Die auf St.-Patrick bezüglichen Theile des Book of Armagh werden neu herausgegeben von Hogan in den Analecta Bollandiana, Vol. I und II, 1882—83. 87) Ueber diesen Sprachunterschied hat Whitley Stokes mehrfach in den Einleitungen zu seinen Publicationen gehandelt, namentlich in der zu den Three Middle-Irish Homilies (Calcutta 1877). 88) In einigen Manuscripten sind die Glossen allerdings nicht original, sondern aus einer älteren Quelle abgeschrieben, so die mailänder Glossen, nach Ascoli, Note Irlandesi (Milano 1883).

Manuscripte zu Dublin vertieft, und die Sagen und Legenden von Erin kannte er wie ein ollam der alten Zeiten. In der Geschichte der Keltologie ist seine in alten Anschauungen wurzelnde, aber in ihrer Art ausgezeichnete Persönlichkeit von hoher Bedeutung. Die Frucht einer mehrwöchentlichen Reise nach den wichtigsten Bibliotheken Irlands und Englands ist H. d'Arbois de Jubainville's Essai d'un Catalogue de la Littérature Épique de l'Irlande, Paris 1883.[89]) Die größten Sammlungen von irischen Manuscripten finden sich in den Bibliotheken des Trinity College und der Royal Irish Academy zu Dublin, und im British Museum zu London. Dazu kommen noch die Sammlungen im Kloster der Franciscaner zu Dublin, Merchants' Quay, in der Bodlejana zu Oxford, in der Advocates' Library zu Edinburgh, und die im Privatbesitz. Eine berühmte Privatsammlung sind die Stowe Manuscripts, früher dem Herzog von Buckingham gehörig, zuletzt dem Lord Ashburnham, jetzt aber von der englischen Regierung angekauft, die sie der Royal Irish Academy zu Dublin zugewiesen hat. Nach einer Berechnung O'Curry's würden fünf der ältesten Vellum-Manuscripte gedruckt 9400 Seiten in 4. geben, andere Vellum-Manuscripte vom Jahre 1300 bis ins 16. Jahrh. taxirt er auf weitere 9000 Seiten, die Masse der Papierhandschriften aber, die besonders zahlreich aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrh. stammen, auf 30,000 Seiten! Glücklicherweise wiederholt sich mancher Text und ist es nicht nöthig, alles zu drucken. H. d'Arbois de Jubainville kennt theils aus Katalog-Angaben, theils aus eigener Anschauung 953 irische Manuscripte in Irland und England, 56 auf dem Continent, und von diesen sind nach seinen Angaben in Irland und England 133, auf dem Continent 35 vor dem Jahre 1600 geschrieben. Aber diese Zahlen bleiben weit hinter der Wirklichkeit zurück.

Die zweite Hälfte des 9., das 10. und das 11. Jahrh. sind nur spärlich durch Manuscripte vertreten. Die Reihe der großen in Irland und England erhaltenen Manuscripte beginnt erst ungefähr mit dem Jahre 1100. Aber wir sind wenigstens über die Namen von einst vorhandenen älteren Manuscripten unterrichtet, von denen die erhaltenen zum Theil abgeschrieben sind. Ueber diese verlorenen Manuscripte handelt O'Curry in den erwähnten Lectures. Die räuberischen Normannen hatten es namentlich auf Plünderung und Verwüstung der Klöster abgesehen, und auf diese Weise wird manches alte Manuscript zu Grunde gegangen sein. Wenn wir freilich bedenken, daß die Tradition der einheimischen Dichter und Gelehrten eine mündliche war, so ist es die Frage, ob die Zahl der alten Manuscripte, wenigstens derer, welche die alten Sagen, Gedichte und das Recht enthielten, eine sehr große gewesen ist. Die Schreiber der ältesten Manuscripte waren Mönche, dem nationalen Sinne derselben ist es zu danken, daß einige derselben auch die vorchristlichen Traditionen ihres Volks der Nachwelt in früher Aufzeichnung erhalten haben. Charakteristisch in dieser Beziehung ist, daß in einer Versammlung der Gelehrten und Dichter Irlands im 6. Jahrh. St. Ciaran von Clonmacnois, ein Kleriker, es gewesen sein soll, der die Geschichte des Táin (des Rinderraubs von Cúalnge) niederschrieb, und zwar in ein Buch von der Haut seiner Lieblingskuh.[90]) Daß die Schreiber die Texte nicht immer erst aus ihrer Vorlage kennen lernten, sondern daß sie ihnen gewiß oft schon längst bekannt waren, geht unter anderm auch daraus hervor, daß die der Prosaerzählung eingefügten Gedichte bisweilen nicht ausgeschrieben, sondern nur mit den Anfangsworten citirt sind.[91])

Dem 9. oder 10. Jahrh. wurde früher zugeschrieben das Liber Hymnorum, Trin. Coll. Dublin, aber nach Stokes ist es wahrscheinlich nicht früher als Ende des 11. oder Anfang des 12. Jahrh. geschrieben. Stokes hat den irischen Inhalt desselben in den Goidelica veröffentlicht; ein Haupttheil, die berühmten irischen Hymnen, findet sich auch in meinen Irischen Texten. Ungefähr derselben Zeit gehört nach Stokes das Irisch des Stowe Missal an, herausgegeben von Stokes: The Irish Passages in the Stowe Missal, with some Notes on the Orleans Glosses [Fifty copies privately printed], Calcutta 1881, neu gedruckt in Kuhn's Ztschr. XXVI, p. 497 fg. In die 1. Hälfte des 12. Jahrh. fällt der Codex Maelbrigte im British Museum, Harlejan 1802, eine Evangelienhandschrift, die einige irische Gedichte enthält: Description of the Codex Maelbrighte, by Rev. William Reeves, Dublin 1851. Aus derselben Zeit stammt auch der Liber Hymnorum in der Bibliothek der Franciscaner. Ungefähr mit dem Jahre 1100 setzt die Reihe der großen Miscellanhandschriften ein, besonders werthvoll durch die alten Sagen, die ihrem Inhalte nach ohne Zweifel bis in die vorchristliche Zeit zurückgehen.[92]) Einige dieser Manuscripte sind in neuerer Zeit von der Royal Irish Academy in Facsimile veröffentlicht worden. Die bekanntesten sind:

Das Lebor na h-Uidre (über den Namen s. oben), R. Ir. Ac. Dubl., 67 Blatt, geschrieben um 1100 n. Chr.; unter der modernen Namensform Leabhar na h-Uidhri mit einer von O'Curry herrührenden Inhaltsangabe in Facsimile herausgegeben, Dublin 1870.

Das Buch von Leinster, Trin. Coll. Dubl., 205 Blatt, die aber nicht sämmtlich zum alten Bestand ge-

89) Dieses Buch kam in meine Hände, als dieser Artikel schon geschrieben war, ich habe aber aus demselben noch manche Notiz nachträglich hinzugefügt.

90) O'Curry, Ms. Mat. p. 30. Das Buch erhielt davon den Namen Lebar na h-Uidre (modern: Leabhar na h-Uidhri), d. i. das Buch der dunkelgrauen (Kuh). Dies ist noch jetzt der Name der alten Handschrift, die einen großen Theil des Inhalts jener alten verlorenen in Abschrift enthält. 91) So z. B. das Gedicht Tucad turbaid chotulta der Scél mucci Mic Dáthó genannten Geschichte (Ir. Texte p. 97) in dem Manuscript Rawl. B. 512 der Bodlejana. 92) Vgl. meinen Vortrag: Ueber die irische Sage und die Ossianfrage, Verhandl. der Philologenversf. zu Gera. Ins Französische übersetzt Rev. Celt. V, p. 70—93.

hören, mit einer lehrreichen Einleitung und Inhaltsangabe von R. Atkinson in Facsimile herausgegeben, Dublin 1880.

Das Leabhar Buidhe Lecain[93]), das Gelbe Buch von Lecan, H. 2, 16. Trin. Coll. Dubl., gegen 250 Blatt, der älteste Theil vom Jahre 1390, vgl. O'Curry, On the Ms. Mat. p. 188.

Ein anderes Buch von Lecan, R. Ir. Ac. Dubl., gegen 300 Blatt, geschrieben im Jahre 1416, vgl. O'Curry, a. a. O., p. 192.

Das Buch von Ballymote, gleichfalls einem Orte in der Grafschaft Sligo, R. Ir. Ac. Dubl., 251 Blatt, zum Theil geschrieben im Jahre 1391, vgl. O'Curry a. a. O., p. 188.

Das Leabhar Breac („the Speckled Book"), die bedeutendste Handschrift kirchlichen Inhalts, 140 Blatt, noch vor dem Jahre 1411 aus verschiedenen Manuscripten abgeschrieben, längere Zeit in Dún Doigre (in der Nähe von Athlone) aufbewahrt und daher auch Leabhar Mór Dúna Doighre genannt, jetzt R. Ir. Ac. Dubl., in Facsimile herausgegeben in zwei Theilen, Dublin 1872 und 1876.

Das Buch von Lismore, so genannt nach dem Schlosse Lismore in der Grafschaft Waterford, aus dem 15. Jahrh., verschiedene Stücke sind entwendet worden, ein Fragment von 131 Blatt abgeschrieben von O'Curry für die R. Ir. Ac. zu Dublin, vgl. O'Curry a. a. O., S. 196 fg., eine zweite Abschrift von O'Longan.

Dies sind bisher die bekanntesten Namen gewesen, aber es gibt noch viele andere „Vellum Manuscripts", die ungefähr aus denselben oder wenig späteren Zeiten stammen.

Was nun den Inhalt aller dieser Manuscripte anlangt, so ist es jetzt noch nicht möglich, eine Literaturgeschichte zu geben. Die wirklichen oder angeblichen Verfasser mancher kirchlichen Texte und späterer Werke sind bekannt und der Zeit nach bestimmbar, auch kennen wir die Namen berühmter Gelehrten und Dichter der alten Zeit, aber wir haben deren Werke nicht oder wissen es wenigstens nicht, wenn wir sie haben.[94]) Gerade die sachlich interessantesten Texte, die Sagen, sind ohne Namen eines Autors überliefert, wenn auch die ihnen eingelegten Verse oft genug durch die Worte eingeleitet werden: „daher sagt der Dichter." Die Zahl der Gelehrten und Dichter (file, Pl. filid) ist zu Zeiten drückend groß gewesen. Im 6. Jahrh. sollten sie aus diesem Grunde verbannt werden, und nur die Fürsprache Columcille's rettete sie vor diesem Schicksal, wie in der Vorrede zum Amra Choluimb Chille, befindlich im Leabhar na h-Uidhri und im Liber Hymnorum, berichtet wird, vgl. O'Curry, Ms. Mat. p. 218. Sie hatten eine bestimmte Rangordnung, genossen viele Vorrechte und standen in hohem Ansehen. Der höchste Rang und Titel war der eines ollam (zu sprechen ollăv), Gen. ollaman. In ihrer Eigenschaft als Historiker, Antiquare und Erzähler hießen sie senchaide, modern seanchaidhe (zu sprechen „shánachie"). Mit der Macht und dem Glanze der einheimischen Könige sind auch sie allmählich zurückgetreten und verschwunden. Doch hat es bis in die neuere Zeit herein einzelne Familien gegeben, in denen die Pflege der einheimischen Literatur erblich gewesen ist. Eine der bekanntesten war die der Mac Firbis in Connacht: Angehörige derselben waren es, welche die beiden Bücher von Lecan compilirten, und den letzten derselben, Dubhaltach Mac Firbhisigh, der im Jahre 1670 ermordet wurde, nennt O'Curry, Ms. Mat. p. 122, „the last of the regularly educated and most accomplished masters of the history, antiquities, and laws and language of ancient Erinn". Ebenso gab es Schreiberfamilien, z. B. die der O'Longan, welcher der Schreiber angehörte, auf dessen getreuer Nachbildung die Facsimiles des Leabhar na h-Uidhre und des Leabhar Breac beruhen. Nach O'Curry (s. die Indices zu seinen Lectures) hat am eingehendsten über die file gehandelt H. d'Arbois de Jubainville, Introduction à l'étude de la Littérature Celtique, p. 241—390. Unter den alten Gedichten gibt es nur wenige, die einen höheren Schwung haben.[95]) Der Versbau beruht hauptsächlich auf der bestimmten Zahl der Silben und auf dem Reim, sowol Endreim als auch Binnenreim. Die Alliteration kommt dazu, kann aber auch fehlen. Der gewöhnlichste Vers, in mancher Hinsicht dem indischen Çloka vergleichbar, ist die rann genannte Strophe von zwei Langzeilen, von denen jede aus zweimal sieben Silben besteht. Vgl. außer Gramm. Celt.[2] p. 934 fg. und O'Donovan's Irish Grammar p. 412 fg., auch meine Irischen Texte, p. 155 fg., besonders aber Stokes, Félire, Preface, p. 12 (=Rev. Celt. V, p. 352—356), woselbst dieser das aus viermal sechs Silben bestehende Metrum, in welchem der Félire abgefaßt ist, eingehender behandelt hat. Einen complicirteren Strophenbau, in dem sich Strophe und Antistrophe genau entsprechen, aber ohne Reim, nur mit Silbenzählung, habe ich Rev. Celt. V, p. 389 und 478 nachgewiesen. Sehr merkwürdig ist ein längeres Gedicht des Táin bó Cúalnge im Buche von Leinster (circa 1150), gedruckt im Appendix zu O'Curry's Lectures on the Manners and Customs, III, p. 414 fg.: die Strophe besteht aus zwei Theilen zu je vier kurzen Zeilen, die drei ersten derselben haben 6 Silben, die vierte immer nur 5, der

93) Lecan Mic Fhirbhisigh ist ein Ort in Sligo. 94) Stokes, Rev. Celt. V, p. 345 weist mit Recht darauf hin, daß spätere Werke berühmten Namen der älteren Zeit zugeschrieben worden sind, wahrscheinlich „by the pious fraud of the real author or his successors".

95) Eine Sammlung von irischen Liedern und Gedichten, Texte mit metrischer Uebersetzung, aus sehr verschiedenen Quellen ist James Hardiman, Irish Minstrelsy, 2 Vols. — Ich erwähne bei dieser Gelegenheit zwei Werke, welche die irischen Volkslieder und die volksthümliche irische Musik betreffen: G. Petrie, The Petrie Collection of the Ancient Music of Ireland, Vol. I (Dublin 1855); Ancient Music of Ireland from the Petrie Collection, arranged for the Pianoforte by F. Hoffmann (Dublin 1877).

Reim aber ergibt das Schema aaabcccb. Hier wird wol Einfluß der romanischen Verskunst vorliegen, wenigstens ist diese Versform ungewöhnlich im Irischen, während sie im Altfranzösischen vorhanden und leicht mit andern Versformen zu vermitteln ist. Umgekehrt hat K. Bartsch es wahrscheinlich zu machen gesucht, daß gewisse Versformen des Altfranzösischen irischen Ursprungs seien. H. d'Arbois de Jubainville und G. Paris haben ihm widersprochen (Romania IX, p. 177—191). Was den Ursprung der irischen Verskunst anlangt, so betrachtet sie ersterer als eine „création originale" (Romania VIII, p. 153), während letzterer die Möglichkeit lateinischen Ursprungs nicht für ausgeschlossen hält (a. a. O., VIII, p. 154, Not. 3). Allgemein anerkannte Thatsache ist zunächst nur, daß die Verskunst in Irland in ganz eigenthümlicher Weise mit vielen Feinheiten ausgebildet und sorgfältig gepflegt worden ist. Bei der näheren Untersuchung sind hier auch die von Iren herrührenden lateinischen Gedichte zu beachten, vgl. A. Ebert, Allgem. Gesch. der Lit. des Mittelalters im Abendlande, II, S. 324 fg. Auf die Nachahmung irischer Versmaße im Altnordischen hat Edzardi (Paul u. Braune's Beiträge, 1878 S. 583) aufmerksam gemacht.

Die alten Sagen sind in schlichter Prosa erzählt. Große epische Gedichte aus alter Zeit gibt es nicht, wohl aber sind der Prosaerzählung einzelne Gedichte eingelegt. Sehr wichtig für die Vorgeschichte des Epos ist, daß diese Gedichte Monologe oder Dialoge sind, welche den Personen der Sage in den Mund gelegt werden. Mit den Reden hat also die eigentliche Kunst des Dichters begonnen. Vgl. meine Irischen Texte, S. 62 fg., und den oben Anm. 92 erwähnten Vortrag. Prosa mit eingelegten Gedichten ist auch der Charakter der skandinavischen Sagas, worauf schon Todd (Cogadh Gaedhel re Gallaibh, p. XXVIII) aufmerksam gemacht hat. Dieselbe Erscheinung in der brahmanischen und buddhistischen Literatur hat Oldenberg („Das altindische Âkhyâna, Ztschr. d. D. Morgenl. Gesellsch. XXXVII, S. 54 fg.) weiter verfolgt. Daneben gibt es Gedichte, welche, oft sehr trocken und kurz, den Inhalt einer Sage zusammenfassen. Sie setzen Kenntniß derselben voraus, und sind ohne diese Kenntniß kaum verständlich. Diesen Charakter haben auch einige der altirischen Hymnen, namentlich der auf S. Brigit, ferner der unter dem Namen Félire des Oengus bekannte Heiligenkalender. Viele Anspielungen würden hier ohne die reichlich vorhandenen Glossen nicht verständlich sein. Oft aber haben sich die Dichter und Gelehrten Irlands geflissentlich dunkel ausgedrückt, so in dem Amra Choluimb Chille, einem kaum verständlichen Panegyricus auf Columba. Die kurzen Sätze dieses Textes erinnern an die Sûtras der Brahmanen, und bedürfen wie diese einen Commentar, in dem uns nicht selten die Wahl zwischen verschiedenen Erklärungen überlassen wird. Noch näher aber stehen den Sûtras der Brahmanen die kurzen und zum Theil sehr dunkeln Sätze der Rechtsquellen. Manche bestehen nur aus Stichwörtern, oder nennen nur die Materie, ohne etwas über dieselbe auszusagen. Wahrscheinlich ist vielfach nur die Form der Rechtssätze aufgezeichnet, in der sie citirt zu werden pflegten. Die germanische Lex Salica ist ähnlich abgefaßt. Offenbar wünschten die alten Richter Irlands die genauere Kenntniß des Rechts für sich zu behalten, aber als einst zwei ausgezeichnete Gelehrte vor König Conchobar von Ulster (vor S.-Patrick's Zeit) miteinander in so dunkler Rede disputirten, daß man sie nicht verstehen konnte, hob der König das Privilegium der alleinigen Interpretation des Rechts, das die Dichter und Gelehrten bis dahin gehabt hatten, auf, und gab das Studium des Rechts frei. So nach einer alten Tradition, die O'Curry, Ms. Mat., p. 384, erwähnt. Eine andere eigenthümliche Kunst der alten Dichter und Gelehrten war die Satire, der in alten Texten geradezu zauberische Kraft beigelegt wird. Vgl. z. B. die Geschichte von Nede mac Adnai bei Stokes, Three Irish Glossaries p. XXXVI fg. In der Satire haben sich gleichsam die Zaubereien der Druiden fortgesetzt, die im allgemeinen von St.-Patrick verboten wurden.

Die irische Literatur ist ungemein reichhaltig, und stammt ihrem Inhalte nach aus sehr verschiedenen Zeiten. Das älteste sind die Sagen der vorchristlichen Zeit. Anfangs von Generation zu Generation mündlich fortgepflanzt und noch jetzt zum Theil im Munde des Gälisch redenden Volkes lebendig, sind sie dann etwa vom 6. Jahrh. n. Chr. an auch schriftlich aufgezeichnet worden, aber es wird kaum möglich sein, für irgendeinen Text die Zeit der ersten Aufzeichnung mit Sicherheit festzustellen.[96]) Von ihrer Umgestaltung von Abschrift zu Abschrift war schon oben die Rede. In diesen Sagen kann man am besten die geistige oder poetische Eigenart der Iren erkennen: eine lebhafte Phantasie, die leicht in das Reich der Fabel steigt, in der Erzählung manchmal springend, aber mit malerischer Anschaulichkeit in der Schilderung des Einzelnen. In demselben Stile haben sich die Iren auch die fremden Stoffe assimilirt, wie man z. B. an der irischen Version der Alexandersage, der troischen Sage, und auch an der irischen Passionsgeschichte im Leabhar Breac beobachten kann. Die drei in Facsimile veröffentlichten Handschriften Leabhar na h-Uidhri, Buch von Leinster und Leabhar Breac geben ein unmittelbares Bild von der Mannichfaltigkeit der altirischen Literatur; jedem derselben ist eine Einleitung mit Inhaltsangabe vorangestellt, am bedeutendsten ist die von Professor R. Atkinson zum Buch von Leinster. Mein Buch „Irische Texte mit Wörterbuch" (Leipzig 1880), ermöglicht dem Philologen eine selbständige Kenntnißnahme von verschiedenen interessanten Texten, die zum Theil jenen Handschriften entnommen sind.[97]) Schon O'Curry hat Ms. Mat. p. 584 nach einer bekannten Stelle des Buchs von Leinster ein Verzeichniß der altirischen Sagen gegeben, wie sie ihrem Inhalte entsprechend von den file selbst in folgende Gruppen eingetheilt worden sind: togla, Sg. togal und togail, Zerstörungen; tána, Sg. táin,

96) Vgl. H. d'Arbois de Jubainville, Études sur le droit Celtique, p. 20. 97) Vgl. die Kritik von Whitley Stokes, Rev. Celt. V, 230 fg.

Raubzüge (besonders um Rinder wegzutreiben); tochmarca Werbungen; catha Schlachten; úatha, Sg. úath Höhle; imrama Seefahrten; oitte, Sg. aided der Tod (eines Helden); fessa Feste; forbossa Belagerungen; echtrai Abenteuer; aitheda, Sg. aithed Entlaufen (elopement); airgne, Sg. orgun Schlagen, Verwüstung; tomadmanna, Sg. tomaidm das Ausbrechen (eines Sees); slúagid Expeditionen; tochomlada Einwanderungen. Es werden an der betreffenden Stelle 187 Titel von Einzelsagen genannt. Viele derselben sind unbekannt, aber ein ollam der alten Zeit mußte noch viel mehr kennen, nämlich siebenmal funfzig Geschichten (scéla), und zwar fünfmal funfzig Haupt- und zweimal funfzig Nebengeschichten! In H. d'Arbois de J.'s Catalogue (s. oben S. 148) ist für viele derselben angegeben, in welchen Manuscripten sie sich finden.

Aus der Masse dieser Sagen heben sich zwei Hauptsagenkreise heraus, ein älterer und ein jüngerer. Jener soll seine Wirklichkeit um den Anfang unserer Zeitrechnung, dieser im 3. Jahrh. n. Chr. gehabt haben. Jener erinnert durch seinen heroischen Charakter an die Ilias, dieser mehr an die Odyssee. Beide Sagenkreise sind culturhistorisch von höchstem Interesse, und diese Schilderung von Sitten und Gebräuchen wird von Werth bleiben, auch wenn es zum Theil Mythen sein sollten, die in Sage und Geschichte umgesetzt worden sind.[98]) Das gilt namentlich von dem älteren Sagenkreise, der in den ältesten Manuscripten durch viele schöne Texte vertreten ist. Der jüngere Sagenkreis trägt in seinen ältesten Texten wenig Phantastisches an sich, er hat sicher einen historischen Kern, aber im Laufe der Zeit hat sich vorwiegend ihm die dichtende Theilnahme des Volkes zugewendet und ihn in märchenhafter Weise ausgeschmückt, zum Theil im Anschluß an den älteren Sagenkreis.[99])

In dem älteren Sagenkreise treten besonders die beiden Landschaften Ulster und Connacht hervor, und zwar erfahren wir mehr von den Helden von Ulster als von denen von Connacht. In Ulster ist Conchobar König (der irische Agamemnon), ihm zur Seite stehen die Helden Cúchulinn (der irische Achill), Conall Cernach, Lóegaire Búadach, Fergus (der irische Odysseus), der Druide Cathba, der Richter Sencha u. a. m. In Connacht herrschen Ailill und Medb. Ailill wird selten allein genannt, gewöhnlich heißt es Ailill und Medb, denn die kluge und thatkräftige Königin ist die eigentliche Herrscherin. Der Haupttext dieses Sagenkreises, die Ilias der Iren, ist der Táin bó Cúalnge (das Forttreiben der Rinder von Cúalnge), dessen Veranlassung Medb's Verlangen nach einem prächtigen Stier ist, den sie im guten nicht erlangen konnte. In der Ilias ein schönes Weib, hier ein prächtiger Stier die Veranlassung zu einer blutigen Hauptaction! Raubzüge, deren Hauptzweck war, sich der Heerden des Nachbarn zu bemächtigen, sind nicht auf Irland beschränkt, sondern lassen sich ebenso auf den entsprechenden Culturstufen für die Inder, die Griechen, die Römer u. a. m. nachweisen (man denke an das ἄγειν καὶ φέρειν der Griechen, das agere der Römer), aber nur in Irland haben sie den Stoff zu einer besondern Literaturgattung abgegeben. Am längsten scheint sich diese böse Sitte bei den Gälen Schottlands erhalten zu haben, wie man aus zwei Romanen Walter Scott's, Waverley, im 18. Jahrh. —, und The Fair Maid of Perth, im 14. Jahrh. spielend, ersehen kann. Die Bewohner der schottischen Lowlands nannten es Diebstahl, bei den Hochländern galten solche Expeditionen aber nicht als schimpflich.[1]) Der Táin bó Cúalnge ist noch nicht herausgegeben, er findet sich, abgesehen von späteren Manuscripten, fast vollständig im Buche von Leinster, zum großen Theil auch im Gelben Buch von Lecan und im Leabhar na h-Uidhri. Ueber den Anfang habe ich berichtet in dem Anm. 92 citirten Vortrage; ein Stück Text mit englischer Uebersetzung findet sich, von Sullivan mitgetheilt, im Appendix zu O'Curry's Lectures on the Manners and Customs of the Ancient Irish. Nächst dem Táin ist der wichtigste Text dieses Sagenkreises das Fest des Bricriu (Fled Bricrend), veröffentlicht in meinen Irischen Texten. Von andern hierher gehörigen Texten sind bearbeitet Coimpert Conculaind (die Empfängniß Cuchulinn's), Serglige Conculaind (das Krankenlager C.'s), Longes Mac n-Usnig (die Verbannung der Mic Usnig), Scél mucci Mic Dáthó (die Geschichte vom Schwein des Mac Dáthó) in meinen Irischen Texten, woselbst auch auf einige frühere Publicationen verwiesen ist, ferner Aided Conchobair (der Tod Conchobar's) mit Uebersetzung in O'Curry's Manuscript Materials, p. 637, Cuchulinn's Death, abridged from the Book of Leinster, mit Uebersetzung von Stokes, Rev. Celt. III, p. 175 fg., Siabarcharpat Conculaind (die Erscheinung des Cuchulinn auf seinem Schlachtwagen) mit Uebersetzung von O'Beirne Crowe, Journal of the R. Hist. and Arch. Assoc. 1871, p. 371 fg. Die Mesca Ulad, or Intoxication of the Ultonians wird von W. M. Hennessy in den Proceedings der R. Ir. Academy aus dem Buche von Leinster herausgegeben. Eine Reihe von Sagen ist in eine Beziehung zum Táin bó Cúalnge gesetzt worden, zum Theil als Vor-

98) Eine Vorstellung vom Inhalte der alten Sagen gibt: P. W. Joyce, Old Celtic Romances, translated from the Gaelic (London 1880); Standish O'Grady (verschieden von Standish Hayes O'Grady), History of Ireland, The Heroic Period. Vol. I (London 1878). Durch seine poetische Schönheit zeichnet sich aus das jetzt seltene Buch von S. Ferguson, Lays of the Western Gael (London 1865); Congal (Dublin und London 1872), vgl. Rev. Celt. III, 482). 99) Vgl. die sehr lesenswerthe Abhandlung von W. M. Hennessy über Clerk's Poems of Ossian, in der Academy vom 1. und vom 15. Aug. 1871.

1) Ueber die Etymologie von táin, Pl. tána, vgl. das Wörterbuch zu meinen „Irischen Texten". Es ist ein Compositum entstanden aus do-áin und gehört zu do-agim, zusammengezogen tagim, ich treibe fort, mit Verlust des g vor dem Nasal wie lat. examen. Das Suffix wie in ir. búain Ernten, Ernte, zu bongim ich breche, ernte (skr. bhañj), also Grundformen *agni (verwandt mit ἄγειν), bongni. In Curtius' Grundzügen [5] p. 742 stellte ich táin irrthümlich zu ir. táid Dieb, skr. tâyu Dieb, gr. τητάω.

geſchichten (remscéla). Zu dieſen gehört der Táin bó Fróich (der Raub der Rinder des Froech), herausgegeben und überſetzt von O'Beirne Crowe, Proceedings of the R. Ir. Acad. Irish Ms. Series, Vol. I. Part I. (1870).

Den zweiten Hauptſagenkreis nennt man mit Anlehnung an einen bekannten Namen den oſſianiſchen, obwol in den älteren Sagen nicht Oſſian (iriſch Ossín), ſondern ſein Vater Finn mac Cumaill die Hauptperſon iſt. Die älteſten Sagen haben hier unverkennbar hiſtoriſchen Hintergrund. Sie beziehen ſich auf eine letzte vorchriſtliche Glanzzeit. Das Volk hat ſpäter an dieſen Sagen, weil ſie ſpäteren Verhältniſſen näher lagen, mehr Intereſſe genommen, als an den älteren, ſodaß wir mannichfaltige Weiterbildung und Umbildung wahrnehmen können. Ich verweiſe hier auf meine Erörterung in den „Iriſchen Texten" S. 146—157. Eine charakteriſtiſche Erſcheinung dieſes Sagenkreiſes ſind die fiann (f., Plur. fianna) genannten Kriegerſcharen, die dem Oberkönige (ardrí) von Irland, der in Tara (ir. Temair, Gen. Temrach) ſeinen Sitz hatte, zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Abwehr äußerer Feinde zur Seite ſtanden. In welchem Verhältniß dieſes Wort zu fían Held, und féne[2]), einem alten Namen für die Bevölkerung Irlands (ſ. Ir. Texte, Wtb.), ſteht, iſt nicht ſicher erkannt, aber der Name Fenier, engliſch Fenian, hängt zunächſt mit féne zuſammen. Einer der älteſten Texte führt den Titel Fotha Catha Cnucha (die Veranlaſſung der Schlacht von Cnucha), überſetzt von Henneſſy, Rev. Celt. II, auch mitgetheilt in den Leſeſtücken meiner „Kurzgefaßten Iriſchen Grammatik". Die Transactions of the Ossianic Society, Vol. I—VI, Dublin 1854—1861, enthalten eine Anzahl oſſianiſcher Sagen, Text mit Ueberſetzung, aber die meiſten ſind modernen Handſchriften entnommen. Eine Ausnahme macht u. a. in Vol. IV der Bericht über die Thaten Finn's als Knabe (Macgnimartha Finn), der einem ähnlichen Berichte über des kleinen Cuchulinn's Thaten nachgebildet iſt, ſich in einem Manuſcr. des 15. Jahrh. findet, und neuerdings genauer von Kuno Meyer, Rev. Celt. V. p. 195—204 herausgegeben worden iſt. Einer der intereſſanteſten Texte, The Pursuit after Diarmuid O'Duibhne and Grainne, iſt von Standiſh Hayes O'Grady herausgegeben, transact. Oss. Soc. Vol. III. (1857), und vor Kurzem neugedruckt worden, mit Specialwörterbuch, Dublin (bei Gill) 1881. Hierher gehört auch O'Curry, Cath Muighe Lena, The Battle of Magh Lena, in den Publicationen der Celtic Society, Dublin 1855. Der wichtigſte Text dieſes Sagenkreiſes iſt aber der „Agallamh na Seanorach, or Dialogue of the Ancient Men" (altir. accaldam Geſpräch), vgl. O'Curry, Ms. Mat. p. 307 fg. Dieſer Text, Proſa mit eingelegten Gedichten, enthält eine Zuſammenfaſſung vieler einzelner Sagen, und verdient ſehr eine baldige Veröffentlichung. Wie Oſſian, der Sohn Finn's, mit St.-Patrick zuſammengebracht, und allmählich zum Sänger und Dichter geworden iſt, wird unten S. 158 fg. dargelegt, wo wir vom ſchottiſchen Gäliſch handeln.

Aber es gibt außer den genannten Cyklen noch Sagen, die ſich auf Zeiten beziehen, für die noch das Jahr nach Erſchaffung der Welt angegeben wird, und andererſeits Sagen, die ſich auf hiſtoriſche Zeiten beziehen. Einen Anhalt zu einer gewiſſen Ordnung bietet die Reihenfolge der Oberkönige von Irland, die freilich trotz der genealogiſchen Traditionen der Iren in ihren erſten Theilen nicht ernſt genommen werden darf. Wie übel es mit der Sagenchronologie ſteht, geht z. B. daraus hervor, daß Conaire Mór, der 108. Oberkönig von Irland, zu deſſen Zeit Conchobar, Cuchulinn, Ailill und Medb gelebt haben ſollen, doch in den eigentlichen Cuchulinnſagen kaum erwähnt wird. Sein Name iſt eng verbunden mit einem der bedeutendſten Texte Togail Bruidne Dá Derga (Zerſtörung des Bruden Dá Derga genannten Hospiz durch verbannte Aufrührer), deſſen Publication W. M. Henneſſy ſchon ſeit längerer Zeit verſprochen hat. Zur Zeit von Eochaid Airem, dem 105. König von Irland, der Anno Mundi 3934 zur Regierung kam, ſpielt die Sage Tochmarc Étaine (das Werben um Etain), publicirt in meinen „Iriſchen Texten". Cond Cétchathach (der Hundertſchlachtige), der 121. König von Irland, circa 177 n. Chr., war der Vater des Condla Cáem, der in der Sage Echtra Condla Cháim (das Abenteuer des Condla Caem) von einer Fee entführt wird, die Sage mitgetheilt in den Leſeſtücken meiner „Kurzgefaßten Iriſchen Grammatik" (vor mir ſchon mit engliſcher Ueberſetzung von O'Beirne Crowe, Journ. R. Hist. and Arch. Assoc. 1874, p. 118 fg.). In die meiſten Sagen, ſelbſt in die der mehr hiſtoriſchen Zeit, ſpielt alte Mythologie oder ein Nachklang druidiſcher Zauberei herein.[3]) Auf die graue Vorzeit, in welcher die Túatha Dé Danann (wahrſcheinlich alte Götter) die Inſel innehatten, bezieht ſich die Sage Aenach Carmain („The Fair of Carman"), die im Appendix zu O'Curry's Lectures mitgetheilt iſt, und von dem Urſprunge der in alter Zeit aller drei Jahre abgehaltenen großen Verſammlung zu Carman (jetzt Wexford) handelt. Wie ſehr das Märchenhafte auch die Perſonen der chriſtlichen Zeit ergriffen hat, zeigt die Sage Tochmorc Becfola („Courtship of Bec Fola"), die ſich auf den König Diarmait mac Aeda Slane im 7. Jahrh. bezieht, und von O'Looney, Proceedings der R. Ir. Academy Ir. Mss. Ser. Vol. I. Part. I (1870) in Text und Ueberſetzung mitgetheilt iſt. Auf Ereigniſſe im 7. Jahrh. n. Chr. bezieht ſich „The Banquet of Dun na n-Gedh and The Battle of Magh Rath" aus einem Mſcpt. des

2) Da féne nicht von fían getrennt werden kann, ſo iſt Rhys' Deutung (Celtic Britain p. 263) der Féni als „waggon-men" von ir. fén = vagn - Wagen) unhaltbar.

3) Vgl. W. M. Henneſſy, The Ancient Irish Goddess of War, Rev. Celt. I, 32 fg.; Wh. Stokes, Mythological Notes, Rev. Celt. I, 256 fg.; H. d'Arbois de Jubainville, Esquisse de la Mythologie Irlandaise, Rev. Arch. Juin 1878. Der letztere Gelehrte handelt eingehender über die Zauber der Druiden in der iriſchen Literatur in dem Anm. 80 genannten Buche.

15. Jahrh. (H. 2. 16, T. C. D.) von O'Donovan herausgegeben und übersetzt in den Publicationen der Irish Archaeological Society, Dublin 1842. Sehr interessant ist auch das irische Schiffermärchen, ein großes Fragment des Immram curaig Mailduin (das Umherfahren des Bootes des Maeldun) findet sich schon im Leabhar na huidhri (1100 n. Chr.). Wie schon angedeutet, haben die Iren die Hauptpersonen der alten Sagen in die Geschichtschreibung aufgenommen. Die Annalen und Chroniken Irlands sind vielleicht schon für das 5. Jahrh. n. Chr., namentlich aber später in derselben Weise mehr oder weniger glaubwürdig, wie ähnliche Werke des Mittelalters bei andern Völkern.[4]) Aber was über die christliche Zeit hinausgeht, ist eine Verquickung von einheimischen Mythen, Sagen und dunkeln Erinnerungen mit biblischer Chronologie und auch mit Stoffen aus dem griechisch-römischen Alterthume.

Ein eigenthümliches Werk, in dem die alten Mythen und Sagen in Geschichte umgewandelt gegeben werden, ist das Leabhar Gabhála oder das Buch der Eroberungen, das, noch ungedruckt, im Jahre 1631 von Michael O'Clery eine Ueberarbeitung erfahren hat, aber auch noch in älterer Gestalt vorhanden ist, vgl. O'Curry, Ms. Mat., p. 168 fg., H. d'Arbois de Jubainville, Catal. p. 169. Es wird in einem der irischen Mythologie gewidmeten Werke H. d'Arbois de Jubainville's eingehend analysirt werden. Ueber die eigentlichen Annalen hat ebenfalls O'Curry mit großer Ausführlichkeit gehandelt, Ms. Mat. p. 52 fg. Von den erhaltenen Werken dieser Art ist keins in seinem Grundstock älter als das 11. Jahrh., dazu sind dann später Fortsetzungen gekommen. Mehrere dieser Werke sind entweder ganz oder auszugsweise gedruckt in C. O'Conor's Rerum Hibernicarum Scriptores Veteres, 4 voll., Buckinghamiae 1814—1826[5]), so die Annalen des Abtes Tigernach von Clonmacnois (gest. 1088), die ältesten unter den erhaltenen, ferner die Annalen von Inis Fathlenn oder Inisfallen (vielleicht aus der 1. Hälfte des 12. Jahrh.), die Annalen von Boyne, die Annalen von Senait Mac Maghnusa, gewöhnlich die Annalen von Ulster genannt (aus dem Ende des 15. Jahrh.). Clonmacnois gehört zu Westmeath; Inisfallen ist eine kleine Insel mit altem Kloster im Loch Léin (Killarney), gehört zu Munster; Boyne war ein Kloster am Flusse Boyne in der Nähe des Loch Cé, gehört zu Connacht; Senait ist eine kleine Insel mit altem Kloster in Loch Erne (Mac Maghnusa ist Name des Clan) und gehört zu Ulster. Leichter zugänglich sind die in den Rerum Britannicarum Medii Aevi Scriptores von W. M. Hennessy veröffentlichten Annalen: das Chronicum Scotorum, London 1866, und The Annals of Loch Cé, 1871, beide mit einer englischen Uebersetzung. Das Chronicum Scotorum scheint im 12. Jahrh. in Clonmacnois entstanden zu sein. Die Annalen von Loch Cé stammen aus dem Kloster von Inis Mac Nerinn, einer Insel im Loch Cé, in dessen Nähe das oben erwähnte Boyne lag: sie beziehen sich nur auf die Zeit 1014 n. Chr. bis 1590 n. Chr., und sind, wie die noch nicht gedruckten Annalen von Connacht für die Jahre 1223—1562, erst im 16. Jahrh. entstanden. Ein allgemeineres Interesse beansprucht der Cogadh Gaedhel re Gallaibh, The War of the Gaedhil with the Gaill, or the invasion of Ireland by the Danes and other Norsemen, ed. by J. H. Todd, London 1867 (Rer. Brit. Med. Aev. Script.). Dieses Werk muß bald nach der Schlacht bei Clontarf 1014 n. Chr. entstanden sein, aber dem Drucke liegt eine modernisirte Abschrift zu Grunde; dem ursprünglichen Wortlaute steht ein Fragment im Buch von Leinster näher. Alles historische Material, was zu seiner Zeit vorhanden war, trug der Franciscanermönch Michael O'Clery des Klosters Dun na n-Gall (d. i. Donegal in Ulster) im 17. Jahrh. zu einem monumentalen Werke zusammen, das bekannt ist unter dem Namen The Annals of the Four Masters (da O'Clery von drei Gefährten unterstützt wurde), mit englischer Uebersetzung herausgegeben von J. O'Donovan, Dublin 1851. O'Clery begann sein großes Werk am 22. Jan. 1632 und vollendete es am 10. Aug. 1636. Es beginnt mit der Sündflut A. M. 2242 und endet mit dem Jahre 1646. Die Sprache ist archaisirend, den älteren Quellen entsprechend. Ebenso beruht auf älteren Quellen der Forus feasa ar Eirinn, das Geschichtswerk des Dr. Geoffrey Keating, geb. 1570. Er schrieb dasselbe in einer Art Verbannung, als er dem Zorn einer adeligen Dame, den er sich durch eine Predigt zugezogen, ausweichen wollte. Dieses Werk gilt als ein Muster der modernen Sprache, es besteht nicht in Notizen zu den einzelnen Jahren, sondern ist gute Erzählung. Mir liegt nur der 1. Band einer unvollendeten Ausgabe mit englischer Uebersetzung vor (von W. Halliday, vgl. O'Donovan's Gramm., p. LIX.), der englische Titel lautet: A complete history of Ireland, from the first colonisation of the island by Partholon, to the Anglo-Norman Invasion, Dublin 1811. H. d'Arbois de Jubainville citirt in seinem Kataloge zwei englische Uebersetzungen ohne Text, die mir nicht zu Gebote stehen. Der Anfang des Werkes ist leicht zugänglich in P. W. Joyce, Keating's History of Ireland, Book I, Part I, Dublin, Gill and Son, 1880 (mit Vocabular u. s. w.). Einen Seitenzweig der irischen Historiographie bilden die mehr genealogischen Werke, die sich auf die Clane (altir. cland, clann, Plur. clanna) einzelner Landschaften beziehen. Diese Stammbäume einzelner Familien und Stämme finden begreiflicherweise in Irland selbst ein lebhafteres Interesse als im Auslande. Mehrere Texte dieser Art sind von J. O'Donovan herausgegeben, zum Theil aus alten Manuscr., wie dem Buche von Lecan. Es kommen hier besonders die Publicationen der Irish Archaeological Society, 1840—

4) Vgl. Skene, Celtic Scotland I, p. 25. 5) Quaritch Miscell. Catalogue No. 51 (September 1883) p. 43 setzt dieses Werk mit 32 Pf. Sterl. an. Einen klaren Ueberblick über die Annalen, ohne die eingehende Erörterung O'Curry's, gibt H. d'Arbois de Jubainville, Catal. p. CXLV fg.

1853, der Celtic Society 1847—1853, der Irish Archaeological and Celtic Society 1853 fg. in Betracht. Auf Gebiete des westlichen Irland beziehen sich erstens An account of the Tribes and Customs of the District of Hy-Many, commonly called O'Kelly's Country, in the counties of Galway and Roscommon, Dublin 1843, und zweitens The Genealogies, Tribes, and Customs of O'Dowda's Country (in den Grafschaften Mayo und Sligo), beide Werke in Text, Uebersetzung und mit werthvollen Noten herausgegeben von J. O'Donovan (Ir. Arch. Soc.). Gebiete in der Grafschaft Cork im Südwesten Irlands, die gleichfalls noch jetzt am meisten keltisch redende Bevölkerung aufzuweisen haben, betrifft die Genealogy of Corca Laidhe, mit Uebersetzung und Appendices, in der Hauptsache gleichfalls ein Werk O'Donovan's, Dublin 1849 (Celt. Soc.).

Die genealogischen Werke berühren sich mit den geographischen Texten. Schon die alten Sagen sind voll von geographischen Namen, die zum Theil in der späteren Zeit andern Platz gemacht haben. Christliche Kirchen sind die Erben des Ruhms der alten Königstätten geworden: an Stelle von Emain, wo die Halle Conchobar's und seiner Helden stand, ist Ardmacha (Armagh) getreten, und Dún Lethglasse an die Stelle von Tara, der Königsburg der ossianischen Zeit, vgl. Fiacc's Hymnus, Vers 43 und 44, Félire, Prol. 165 fg. Der eigenartigste Text geographischen Inhalts ist der oft citirte, aber noch nicht vollständig herausgegebene Dind-senchus (Geographische Sagen), vgl. R. Atkinson, Contents des Buchs von Leinster, S. 35. Den Anfang einer Ausgabe mit englischer Uebersetzung machte O'Beirne Crowe, Journ. R. Hist. and Arch. Ass. July 1872. Glauben wir der Tradition, so könnte dieses Werk, das in Prosa und Versen besteht, zwar nicht in der erhaltenen Form, wohl aber in seinem ursprünglichen Kern auf einen Dichter des 6. Jahrh. zurückgehen. In den Publicationen der oben genannten Gesellschaften sind einige andere Texte ähnlicher Art veröffentlicht. Auch die Angaben im Buche von Armagh über die Landschenkungen, die St.-Patrick erhielt (s. oben S. 147), gehören hierher und mit diesem Texte sind die Irish Charters im Buch von Kells, einer alten durch ihre Malereien berühmten Handschrift der Evangelien, verwandt, herausgegeben und übersetzt von J. O'Donovan, The Miscellany of the Ir. Arch. Soc. I, Dublin 1846. Ueberhaupt hat sich O'Donovan, der unter G. Petrie Mitarbeiter war am Ordinance Survey of Ireland, durch die Bestimmung der geographischen Angaben in den alten Texten sehr verdient gemacht, so besonders in seinen Noten zu den Annals of the Four Masters. Zwei vielgenannte Werke von G. Petrie, die sich vielfach auf alte Texte stützen, sind sein Essay On the History and Antiquities of Tara Hill, in den Transactions of the Royal Irish Academy für 1839, Vol. XVIII, Part 2, und seine Inquiry into the origin and uses of the Round Towers of Ireland. Vgl. auch P. W. Joyce, The origin and History of Irish names of Places, 2d ed., Dublin 1870, 3d ed. 1873, ergänzt durch eine Second Series, 1875 (Rev. Celt. II, p. 500).

Von großer Eigenthümlichkeit sind die Rechtsquellen. Von der oft räthselhaften Kürze ihrer Sätze handelten wir schon oben S. 150. O'Donovan und O'Curry waren mit einer Ausgabe derselben betraut, sie schrieben große Massen aus den Mscptn ab und fertigten eine vorläufige Uebersetzung an, aber der Tod ereilte sie, ehe ihre Arbeit vollendet und von ihnen selbst druckfertig gemacht worden war. Das Werk wurde veröffentlicht unter dem Titel „Ancient Laws of Ireland. Senchus Mór", IV Vls., Dublin 1865 fg., Text und Uebersetzung bedürfen der Revision. Ueber die Mscpte, welche Rechtstexte enthalten, s. H. d'Arbois de Jubainville, Catalogue, p. CXXXIX fg., keins derselben ist älter als das 14. Jahrh., doch ist in Oxford ein Manuscript (Rawl. B. 512) aus dem 12. Jahrh. mit einem solchen Texte vorhanden. Der Senchus Mór scheint ganz frei zu sein vom Einflusse des Römischen Rechts. Nach der Tradition war an der Redaction desselben St.-Patrick betheiligt: Dubthach, der oberste Gelehrte (file) des Königs Loegaire, trug dem Sanct-Patrick das alte Recht vor, und dieser ließ bestehen, was nicht in directem Widerspruche zu dem Worte Gottes und dem Gewissen der Gläubigen stand (S. M. III, p. 31). Eine Arbeit, die den Senchus Mór zu charakterisiren sucht, sind H. d'Arbois de Jubainville's Études sur le Droit Celtique, le Senchus Mór, Paris 1881 (aus der Nouvelle Revue historique de Droit français et étranger). Nach dieser Untersuchung würde der S. M. ungefähr um 800 schriftlich aufgezeichnet worden sein, schon für das 9. Jahrh. lassen sich auch Commentarstücke dazu nachweisen, die Glossen und Erklärungen sind aber weiter fortgesetzt worden. Eine Würdigung des altirischen Rechts vom Standpunkte der allgemeinen Rechtsgeschichte aus gab Sir Henry Sumner Maine, Lectures on the Early History of Institutions, London 1875. Zwei interessante Texte über die alten Standesklassen, über den König (rí, Gen. ríg, lat. rex) und die verschiedenen Rangstufen der Adeligen (aire, vgl. skr. arya Arier) finden sich mit englischer Uebersetzung aus einem Mscpte des 16. Jahrh. mitgetheilt im Appendix zu O'Curry's Lectures on the Mann. and Cust. of the Ancient Irish. Ein besserer Text neuerdings in Vol. IV der Ancient Laws. Vom Recht des Königs von Irland und der Könige der einzelnen Landschaften handelt das Leabhar na g-ceart, mit englischer Uebersetzung und einer wichtigen Einleitung herausg. von J. O'Donovan, Dublin 1847.

Unter den bisher besprochenen Literaturgattungen waren es schon die Annalen, Chroniken und andere historische Werke, in denen die irische Literatur in die Bahnen der christlich-antiken eingelenkt ist. Wir wenden uns jetzt zu der im engeren Sinne des Wortes christlichen oder ecclesiastischen Literatur. Die wichtigste Handschrift ist hier das Leabhar Breac, s. oben S. 149. Den heidnischen Sagen entsprechen die Heiligenlegenden, denen aber nur selten Gedichte eingelegt sind. Die

wichtigsten derselben treten uns in der Form von Homilien entgegen. Unter diesem Titel hat Wh. Stokes, der überhaupt in der hervorragendsten Weise seine Thätigkeit der altirischen christlichen Literatur zugewendet hat, drei der wichtigsten herausgegeben: Three Middle-Irish Homilies on the lives of Saints Patrick, Brigit and Columba (One hundred copies privately printed), Calcutta 1877, mit englischer Uebersetzung. Schon zuvor hatte Stokes, Rev. Celt. II, p. 381 fg., eine ebensolche Homilie über St.-Martin von Tours herausgegeben und übersetzt, vorangestellt ist ein Ueberblick über die bis dahin bekannt gewordene homiletische Literatur, die also zum Theil die Legenden mit umfaßt. Stokes führt 22 Predigten auf, und theilt sie ein in Predigten 1) über das Leben Christi, 2) über die Apostel, 3) über Heilige und Engel, 4) über Tugenden (on Morals), 5) über das Leben nach dem Tode. Zu dieser Literatur gehört auch das Bruchstück einer Predigt (lateinisch und irisch) in dem oben S. 147 erwähnten Codex von Cambray (Ende des 8. Jahrh.). Mehrere im Leabhar na h-Uidhri erhaltene Predigten sind mit englischer Uebersetzung herausgegeben: Scéla na esergi (Tidings of the Resurrection), ed. O'Beirne Crowe, Dublin 1865; Fís Adamnáin (Adamnán's Vision, eine Schilderung von Himmel und Hölle), transcribed and translated from the Book of the Dun Cow. With notes von W. S(tokes) herausgegeben, der bloße Text (aus 2 Mscpt.) in meinen „Irischen Texten"; Scéla lái brátha (Tidings of Doomsday), herausgegeben und übersetzt von Wh. Stokes, Rev. Celt. IV, p. 245 fg. Einer der sprachlich und inhaltlich werthvollsten legendarischen Texte ist die irische Version der Vita Tripartita des St.-Patrick (einer Vita in der Form von drei Homilien), deren Veröffentlichung bevorsteht. An diesen Stoffen hat sich auch die ihren Ruhm in dem räthselhaft Dunkeln suchende Kunst der einheimischen File versucht, so in dem oben S. 150 erwähnten Amra Choluim Chilli, aus dem Lebor na h-Uidre with a literal translation and notes herausgegeben von O'Beirne Crowe, Dublin 1871, der bloße Text aus dem Liber Hymnorum, herausgegeben von Stokes, Goidelica, p. 156. Als Verfasser gilt Dallán Forgaill, der um 580 n. Chr. angesetzt wird. Sein Werk ist eine Verherrlichung des Columcille. Schon im Lebor na h-Uidre hat es einen ausführlichen Commentar, bei dessen Erklärungen wir uns aber oft nicht beruhigen können, ebensowenig als bei Crowe's Uebersetzungsversuch. Auch einige der altirischen Hymnen, die sich in mehrern Mscptn finden (unter andern auch in Laud 615, p. 113, wie mir Stokes mittheilt), zu ältest aber im Liber Hymnorum (s. oben S. 148)[6]), haben diesen irischen Charakter knappster Ausdrucksweise. Diese Hymnen sind von Stokes in den „Goidelica" herausgegeben, mit den erklärenden Glossen des Liber Hymnorum und mit den Vorreden, in denen über den Verfasser, die Zeit, den Ort und die Gelegenheit der Abfassung berichtet wird. Hieran reiht sich der unter dem Titel Félire des Oengus bekannte versificirte Heiligenkalender mit Prolog und Epilog. Jedem Tage im Jahre ist ein aus zweimal zwölf Silben bestehender Vers gewidmet, und diese zwölf Silben müssen genügen, um den Heiligen des Tages zu preisen. Die Andeutungen sind oft so dunkel, daß ohne die Glossen im Leabhar Breac viele Verse unverständlich bleiben würden. Wh. Stokes hat diesen Text aus drei Manuscripten, von denen keins älter als das 14. Jahrh. ist, herausgegeben mit den erwähnten Glossen und mit einer englischen Uebersetzung unter dem Titel „On the Calendar of Oengus", als Vol. I der Transactions of the R. Ir. Ac., Ir. Ms. Series, Dublin, June 1880. Oengus Céle Dé (der Culdeer) soll zu Anfang des 9. Jahrh. gelebt haben, aber der Sprache nach kann das Werk nach Stokes kaum vor Ende des 10. Jahrh. entstanden sein. Eine Retractatio der inhaltsreichen Vorrede veröffentlichte Stokes in der Revue Celtique V p. 339 fg. Demselben Oengus wird noch ein anderes religiöses Werk zugeschrieben, der Saltair na Rann, aus einem Bodleian-Manuscript des 12. Jahrh., herausgegeben von Wh. Stokes, in den Anecdota Oxoniensia, Mediaeval and Modern Series, Vol. I, Part III, Oxford 1883. Auch dieses Werk spricht Stokes dem Oengus ab, theils aus sprachlichen, theils aus sachlichen Gründen. Der Beweis ist jedoch nicht mit vollkommener Sicherheit geführt. Manche Einzelheit, die bedenklich ist, könnte erst späteren Ursprungs sein. Dieser merkwürdige Text besteht aus 162 einzelnen Gedichten mit 8392 Versen. Den Namen Saltair, d. i. Psalter, hat er von den 150 Gedichten, welche das Hauptwerk bilden und der Zahl der Psalmen entsprechen. Dazu kommen noch ein Gedicht über Reue und Bitte um Vergebung der Schuld, ein Gedicht auf Gott den Schöpfer aller Dinge, und zehn Gedichte über die Woche vor dem Tage des Gerichts und über diesen selbst. Von jenen 150 Gedichten aber behandeln 1—142 die Erzählungen des Alten Testaments, 143—150 in sehr kurzer Weise das Leben Jesu. Wir haben also hier ein merkwürdiges Correlat zum angelsächsischen Caedmon. Freie Prosaübersetzungen von Stücken aus dem Alten und Neuen Testament, ferner Texte, die sich auf die altchristliche Legende und auf die Kirchengeschichte beziehen, finden sich im Leabhar Breac und in andern Manuscripten, werden aber hier nicht näher erwähnt, da wir uns in der Hauptsache auf die in gewöhnlichem Druck und in Bearbeitung veröffentlichten Texte beschränken wollen. In Irland hat sich im frühen Mittelalter eine ausgedehnte christliche Literatur in irischer Sprache entwickelt, die wol alles umfaßt haben wird, was zur christlichen und zur gelehrten Bildung der damaligen Zeit gehörte. Vieles davon ist ganz oder in Fragmenten erhalten. Auf Beziehungen zur orientalischen Kirche macht Stokes, Rev. Celt. V, p. 357 aufmerksam. Daß auch Stücke wie die Geschichte des Königs Euagair (Abgar) von

6) Das Liber Hymnorum enthält auch lateinische Hymnen, das Verzeichniß derselben bei Stokes, Goid.² p. 61. Todd's Ausgabe des Lib. Hymn. besteht nur aus zwei fascículi (1855 und 1869) und gibt nur die ersten 14 Blätter; mit fol. 15 beginnen die irischen Hymnen.

Armenien dahin gehören, ist vielleicht zweifelhaft. Auch die Kenntniß der griechischen Sprache, durch welche sich z. B. die Iren Sedulius Scotus und Johannes Scotus auszeichneten, braucht nicht nothwendig auf Byzanz hinzuweisen, da sie auch dem Paulus Diaconus, der seine Bildung in Pavia genoß, nachgerühmt wird, vgl. A. Ebert, Allgem. Gesch. der Lit. des Mittelalters im Abendlande, II, S. 37, 192, 259. H. d'Arbois de Jubainville, Introduction, p. 379 fg. Ueber St.-Patrick und den Ursprung der irischen Kirche hat zuletzt kritisch gehandelt Loofs, De antiqua Britonum Scotorumque ecclesia, Lips. 1882, p. 30 fg., vgl. F. E. Warren, The liturgy, and ritual of the Celtic church, Oxford 1881. Sehr merkwürdig sind die Texte über das religiöse Leben, in denen auch die Céle Dé oder Culdeer Erwähnung finden, so O'Moelruain's Tractat über die Regel der Céle Dé und die Regel des St. Mochuta, aus der ich den Abschnitt über die Céle Dé in meiner kurzgefaßten Grammatik mitgetheilt habe (der Text des Leabhar Breac ist durch ein Manuscript des Brit. Mus., Add. 30,512, zu verbessern). Auf den Gottesdienst, im besondern auf die Beschreibung der Messe bezieht sich das oben erwähnte Stowe Missal, das von Stokes bearbeitet worden ist. Von den religiösen Druckwerken der späteren Zeit erwähne ich nur die Katechismen, von denen ich mehrere kenne: vor allen die Lucerna fidelium des Franciscus Molloy (Froinsias O'Maolmhuaidh), Romae 1676, dann An Teagasg Criosdaidhe nach Bonaventura OEodhasa, Romae 1707 (ein Ex. auf der kgl. Bibl. zu Dresden), ferner An Teagasg Críosduidhe. The Catechism or Christian Doctrine, von M. Andrew Donlevy, Prefect of the Irish Community at Paris, Paris 1742, dieses letztere Buch mit gegenüberstehender englischer Uebersetzung. Die älteste gedruckte Bibelübersetzung ist von Bischof Bedel, Ende des 17. Jahrh., sie umfaßte zuerst nur das Alte Testament: Leabhuir na Seintiomna. London 1685 (4°. pp. 1142). Irish Bible, transl. by O'Donnell and Bedel, 2 vols, Dublin 1827.

Von den antiken Stoffen, die im Laufe der Zeit im Gefolge der christlichen Bildung nach Irland gekommen sind, ist namentlich eine Zerstörung von Troja (in der Hauptsache nach der Historia de Excidio Troiae des Dares) bekannt: Togail Troi, the Destruction of Troy (nach dem Buche von Leinster, 12. Jahrh.) herausgeg. und übersetzt von Wh. Stokes [Seventy copies privately printed], Calcutta 1881. Die Zerstörung von Troja ist mit dem Argonautenzuge verknüpft. Eine neue Ausgabe nach einem andern Manuscript erscheint als Beitrag von Stokes in der Fortsetzung meiner „Irischen Texte". Ebenso ist demnächst eine irische Version der Thaten Alexander's mit einer deutschen Uebersetzung herausgegeben von Dr. Kuno Meyer zu erwarten. Es sind dies Prosatexte, die auf den allgemein im Mittelalter gebrauchten Quellen beruhen, mit Zuthaten, deren Ursprung noch nicht überall festgestellt ist. Der Stil der Erzählung ist echt irisch und erinnert in der Schilderung der Kämpfe und in der Beschreibung der Waffen, Kleidungsstücke u. s. w. an die einheimischen Sagen. Die Zeit der Abfassung dieser Texte läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Der Sprache nach zu urtheilen könnte es das 11. oder 12. Jahrh. sein, also ungefähr dieselbe Zeit, in der diese Stoffe in der deutschen Literatur auftreten. Die Aeneide ist bisjetzt noch nicht in irischem Gewande nachgewiesen, obwol ein pariser Codex des Virgil irischen Ursprungs in den Eclogen einige irische Glossen enthält, vgl. H. d'Arbois de Jubainville, Catalogue p. CXVIII. Doch sind handschriftlich noch andere Stoffe des classischen Alterthums vorhanden, z. B. Cäsar's Bellum civile, die Geschichte Constantin's des Großen, ferner von Stoffen des frühen Mittelalters die Thaten Karl's des Großen, die Historia Britonum des Nennius, letztere herausgegeben von J. H. Todd, Dublin 1847 (Irish Archaeol. Society). Ein northumbrischer König Alfred erscheint in Irland, wohin er 685 flüchtete, unter dem Namen Fland Find Fína. Aussprüche und ein Gedicht von ihm in irischer Sprache finden sich im Gelben Buche von Lecan, das Gedicht unvollständig auch im Buche von Leinster, vgl. Atkinson, Contents p. 20.

Selbst die Medicin ist in einer Anzahl ziemlich alter Manuscripte vertreten, die Texte sind Uebersetzungen lateinischer Werke, des Bernardus de Gordon u. a., vgl. Norman Moore, An Essay on the history of Medicine in Ireland, St. Bartholomew's Hospital Reports, Vol. XI, p. 145—166, Lond. 1875. Wie kräftig die alten Iren sich in ihrer Sprache fühlten, zeigt die irische Uebersetzung der termini technici der lateinischen Grammatik, wie sie sich namentlich im Sanctgaller Codex des Priscian findet. Einen Ueberblick hierüber gewährt die Gramm. Celt.², p. 978—990. In verschiedenen älteren Manuscripten sind Tractate über irische Grammatik vorhanden. H. d'Arbois de Jubainville scheint sie für werthvoll zu halten, s. Catalogue, p. CXLIV—V, aber nach Stokes, Three Irish Glossaries, p. LXI wären sie es nicht. Grammatische Paradigmen aus dem Buche von Ballimote und dem Buche von Lecan veröffentlichte Stokes, Goid² p. 73. Auch die einheimische Metrik hat eingehende Darstellung gefunden. Besondere Erwähnung verdient aber namentlich die Lexikographie. Dieselbe ist aus Glossen hervorgegangen. Die ältesten Glossen, die wir besitzen, die sich in den oben erwähnten ältesten Manuscripten zu Mailand, St.-Gallen u. s. w. befinden, zu sammeln, ist erst der modernen Philologie vorbehalten geblieben, doch hat man in Irland selbst schon früh begonnen, die Glossen, mit denen schwierige irische Texte versehen worden waren, zusammenzustellen. Stokes hat in seinem Buche, Three Irish Glossaries, London 1862, aus einem Manuscript des 14. oder 15. Jahrh. eine Sammlung von Glossen zum Félire (s. oben S. 155) mitgetheilt. Es ist dies offenbar der älteste Stock von Glossen zu diesem Texte, denn der Text des Félire im Leabhar Breac hat diese Glossen, dazu aber eine Menge anderer. In demselben Buche sind die großen Glossare von Cormac (Sanas Cormaic) und von O'Davoren veröffentlicht. Cormac war König

von Caisel (Cashel) und starb 903 n. Chr. Der Kern des ihm zugeschriebenen Glossars kann sehr wohl von ihm herrühren. Eine englische Uebersetzung O'Donovan's unter dem Titel Sanas Chormaic. Cormac's Glossary transl. and annot. by the late John O'Donovan, gab Stokes Calcutta 1868 heraus. O'Davoren lebte im 16. Jahrh., sein Glossar hat das Datum 1569. Etwas jünger, aber sehr wichtig, ist das Neue Glossar (Focloir no Sanasan Nua) des Michel O'Clery, das dieser Louvain 1643 im Druck veröffentlichte. Ein Neudruck mit englischer Uebersetzung von Arthur W. K. Miller in Rev. Celt. IV und V. O'Clery nennt in der Einleitung seine Quellen, sie gehören vorzugsweise der ecclesiastischen und gelehrten Literatur an, doch hat er auch alte Manuscripte mit Sagentexten benutzt. Im allgemeinen sind aber die letztern auch in ihren schwierigsten Theilen wenig glossirt worden, das gelehrte Interesse hat sich ihnen weniger zugewendet als Texten wie dem Félire, den Hymnen, dem Amra Choluim Chille u. s. w. O'Davoren's Glossar hat besonders viel Glossen aus den Rechtsquellen, und zeichnet sich auch dadurch aus, daß es Belegstellen gibt. Wir besitzen eine eingehende Analyse derselben von H. Ebel, Rev. Celt. II, p. 453—481. In den alten Manuscripten gibt es noch viele Glossencomplexe, einen derselben (aus H. 3. 18, Trin. Coll. Dubl.) hat Stokes veröffentlicht in den Transactions of the Philological Society, 1859, p. 168—215, einen andern, mit wunderlichen Verunstaltungen der Wörter Goid.[2] p. 71 fg. (Dúil Laithne). Die irischen Correlate zu 1139 lateinischen Wörtern enthält noch eine andere Publication von Stokes mit dem Titel: Irish Glosses, A Mediaeval Tract on Latin Declension. Dublin 1860, mit Commentar und Indices. Diese Glossen sowie die Glossarial Indices zu verschiedenen Textausgaben von Stokes bilden wichtige lexikalische Hülfsmittel für das Verständniß der alten Texte. Dazu kommt das Wörterbuch zu meinen Irischen Texten, Leipzig 1880, mit über 7000 Wörtern. Eine weitere Ergänzung bieten die Indices Glossarum et Vocabulorum Hibernicorum quae in Grammaticae Celticae Editione altera explanantur, von B. Güterbock und R. Thurneysen, Lipsiae 1881. Die von einheimischen Gelehrten verfaßten Wörterbücher beziehen sich vorwiegend auf die spätere und die moderne Sprache. Unter denselben ist, außer ungedruckten Werken und O'Brien's Wörterbuch der modernen Sprache, besonders bekannt Edward O'Reilly's Irish-English Dictionary, das in der New Edition mit einem aus O'Donovan's Nachlasse zusammengestellten Supplement versehen ist, Dublin 1864. Das Supplement gibt die Wörter mit vielen Verweisen auf handschriftliche Quellen, aber O'Reilly's Werk muß mit Vorsicht benutzt werden, da es viele Wörter in schlechter Orthographie gibt und viele Wörter ohne Belege mit einer leicht irreführenden bunten Reihe von Bedeutungen ausstattet. Nur handschriftlich vorhanden ist Plunket's Lateinisch-Irisches Wörterbuch, aus dem 17. Jahrh., Marsh's Library, Dublin und Peter O'Connell's Irisch-Englisches Wörterbuch im British Museum, von letzterm auch eine Copie in der Bibliothek des Trinity College zu Dublin. Der irische Theil der Grammatica Celtica von J. C. Zeuß, und zwar in der zweiten von H. Ebel besorgten Ausgabe, ist das Hauptwerk der irischen Grammatik. Hauptsächlich auf ihm, aber auch auf andern Quellen beruht meine Kurzgefaßte Irische Grammatik mit Lesestücken, Leipzig 1879, die zur ersten Einführung in das Irische bestimmt ist. Diese Bücher gehen von der ältesten Sprache aus, und steigen von da zum Mittelirischen, gelegentlich auch zum Neuirischen herab. Die einheimischen Grammatiken gehen von der modernen Sprache aus, und verzeichnen von diesem Standpunkte aus die Abweichungen der älteren Manuscripte. Das bedeutendste Werk dieser Art ist: A Grammar of the Irish Language, by John O'Donovan, Dublin 1845, das selbst durch Zeuß und Ebel noch nicht entbehrlich geworden ist. Es enthält auch Angaben über die dialektischen Verschiedenheiten der modernen Sprache. Von mehr elementaren Büchern ist aus der älteren Zeit C. H. H. Wright's Grammar of the Modern Irish Language zu nennen: die Preface der 2. ed. (London und Dublin 1860) gibt in interessanter Weise den Eindruck wieder, den das Erscheinen der Gramm. Celt. gemacht hatte. Zur Einübung der Sprache sind die in mehrern Auflagen erschienenen Bücher von Rev. Ulick J. Bourke brauchbar: The College Irish Grammar, Dublin 1856, 1879, und Easy Lessons, or Self-Instruction in Irish, 5th ed., Dublin 1867. In der neuesten Zeit hat sich in Irland ein Verein gebildet, The Gaelic Union for the preservation and cultivation of the Irish Language.[7]) Seit November 1882 gibt derselbe ein monatliches Journal, The Gaelic Journal, heraus, dessen Inhalt für die literarischen Verhältnisse und Bedürfnisse in Irland charakteristisch ist, Vol. I, Nr. 8, S. 265 werden jetzt Anfängern empfohlen „The first, second, and third Irish book, and first and second Gaelic book published by Gill, followed by Bourke's Easy lessons and Joyce's Grammar (A grammar of the Irish Language, for the use of schools, Dublin 1879). Vgl. Emilio Teza, Di alcuni libri che possono avviare all'irlandese moderno, Riv. di Filol. ed. Istruz. Class., Nov.-Dic. 1880. Ueber die ältern „Writers on Irish Grammar" handelt O'Donovan in der Introduction zu seiner Grammatik, p. LIV fg.

Ueber gälische Lehnwörter im Altnordischen hat gehandelt Wh. Stokes, Rev. Celt. III, 186—191. Die lateinischen Lehnwörter im Irischen hat in Angriff genommen B. G. Güterbock, Bemerkungen über die latein.

7) Schon im Anfange dieses Jahrhunderts entstand eine solche Gesellschaft, die aber bald wieder eingeschlafen zu sein scheint. Es erschien ein Band Transactions of the Gaelic Society of Dublin, established for the investigation and revival of ancient Irish Literature (Dublin 1808): enthält u. a. Tegasc Flatha (Institutio principis) des Dichters Tadhg Mac Daire aus dem 16. Jahrh., und eine erste Ausgabe der Sage Deirdri or The lamentable fate of the Sons of Usnach.

Lehnwörter im Irischen, Erster Theil: Zur Lautlehre (Königsb. Diss., 1882); vgl. dazu H. Schuchardt, Rev. Celt. V, 489 fg.

Nach Thom's Almanach and Official Directory für 1871 (vgl. Kolb, Handbuch der Vergl. Statistik, 7. Aufl. 1875, p. 398) sprachen in Irland:

im Jahre 1851 nur Irisch: 319,602 Personen (Leinster 200, Munster 146,336, Ulster 35,783, Connaught 137,283), Irisch und Englisch: 1,204,684 Personen (Leinster 58,976, Munster 669,449, Ulster 100,693, Connaught 375,566), zusammen 1,534,376;

im Jahre 1861 nur Irisch: 163,275 Personen (Leinster 238, Munster 62,039, Ulster 23,180, Connaught 77,818), Irisch und Englisch: 942,261 Personen (Leinster 35,466, Munster 483,492, Ulster 91,639, Connaught 331,664), zusammen 1,105,536.

Nach dem Gaelic Journal, Vol. I, Nr. 2, p. 56 (aus der Irish Times) sprachen in Irland

im Jahre 1871 nur Irisch: 103,562 Personen (Leinster 374, Munster 33,967, Ulster 19,067, Connaught 50,154), Irisch und Englisch: 714,313 Personen (Leinster 15,873, Munster 352,527, Ulster 65,856, Connaught 280,057); zusammen 817,875 (vgl. Rev. Celt. IV, p. 277, nach Ravenstein im Journal of the Statistical Society);

im Jahre 1881 nur Irisch: 64,167 Personen (Leinster 50, Munster 18,422, Ulster 12,360, Connaught 33,335); Irisch und Englisch: 885,765 Personen (Leinster 27,402, Munster 427,544, Ulster 98,163, Connaught 332,856); zusammen 949,932.

C. Die Quellen des schottischen Gälisch.

Nach der irischen Tradition erfolgte die dauernde Niederlassung des Dalriada genannten Stammes der Scotti in Argyll zu Anfang des 6. Jahrh. n. Chr. Dieses Verhältniß wird auch von den schottischen Gelehrten anerkannt, vgl. z. B. Skene, The Book of the Dean of Lismore p. XXIII fg. Im J. 563 kam S. Columba nach Schottland, um die Picten zu bekehren, und das bald darauf gegründete Kloster von Iona wurde für Picti und Scotti der Mittelpunkt der christlichen Bildung. Die älteste Quelle für das schottische Gälisch ist das Buch von Deir, einer Abtei in Buchan. Dieses Manuscript befindet sich jetzt auf der Public Library zu Cambridge. Es ist eine Evangelienhandschrift des 9. Jahrh., ihr hoher Werth für die Keltologie aber besteht in sechs auf locale Verhältnisse bezüglichen Eintragungen auf fol. 2—4. Diesen gälischen Theil hat zuerst mit Uebersetzung und Analyse herausgegeben Wh. Stokes, Goidilica p. 47 fg., 2[d] ed. p. 106 fg.; an letzterer Stelle erwähnt er eine vollständige Ausgabe der ganzen Handschrift mit Facsimiles von Stuart, Edinburgh 1869. Am Ende des Manuscripts steht ein Vers des alten Schreibers, dessen Sprache entweder beweist, daß das Manuscript an sich irischen Ursprungs ist, oder daß die gälische Schriftsprache Schottlands im 9. Jahrh. noch in keiner Weise vom Irischen verschieden war. Wahrscheinlich ist die alte Handschrift von einem Iren geschrieben. Anders steht es mit den späteren Eintragungen, die in das 11. bis 12. Jahrh. gesetzt werden: Ausdrucksweise, Wörter und Formen sind wie im Irischen, aber die Schreibweise zeigt schon einen stärkeren lautlichen Verfall, sei es, daß das schottische Gälisch wirklich rascher gelebt hat, oder daß nur die Schreibweise weniger alterthümlich geblieben ist und sich genauer der Aussprache der Zeit angepaßt hat.

Ein so reiches literarisches Leben, wie wir es in Irland gefunden haben, suchen wir in Schottland für die alte Zeit vergebens. Wir verzeichnen die Thatsache, ohne hier die Gründe untersuchen zu können. Weder hat sich in Schottland in alter Zeit eine eigenthümliche ecclesiastische Literatur in gälischer Sprache entwickelt, noch weiß man hier etwas von der Aufzeichnung alter Rechtssätze oder der einheimischen Sagen in alter Zeit. Charakteristisch ist, daß von Columba, dem Apostel der Schotten, zwar eine gälische Vita in einem alten irischen, aber nicht in einem schottischen Manuscripte vorhanden ist. Allerdings besitzt die Advocates' Library zu Edinburgh eine Sammlung von gälischen Manuscripten, aber die älteren scheinen alle mit einer einzigen wichtigen Ausnahme irischen Ursprungs zu sein, vgl. die Angaben von Gaidoz, Rev. Celt. VI, p. 112 fg. Damit ist nicht gesagt, daß das Volk nicht in mündlicher Ueberlieferung seine Sagen und Legenden, vor allem seine Lieder gehabt habe. Das ist noch heute der Fall, und viele Sagen sind in diesem und im vorigen Jahrhundert aus dem Munde des Volks schriftlich aufgezeichnet worden. Frühere Aufzeichnungen sind nur sehr wenige vorhanden. Die berühmteste ist bekannt unter dem Namen: das Buch des Dean von Lismore, oder wie es in dem Manuscripte selbst heißt: Liber Domini Jacobi Macgregor Decani Lismoren, und enthält auf 311 Seiten eine Sammlung von Gedichten, welche James Macgregor und sein Bruder Duncan um das J. 1512 aus dem Hochlande zusammengetragen hatten. Lismore ist in Argyllshire gelegen. Dieses Manuscript ist zum größten Theil von Th. M'Lauchlan und W. F. Skene, Edinburgh 1862, herausgegeben, indem ersterer den Text und die englische Uebersetzung gab, letzterer die Einleitung dazu schrieb. Der linguistische Werth dieses Manuscripts besteht darin, daß es, entgegen der irischen Praxis, eine mehr phonetische Schreibweise hat wie Manx und Welsh. Dem Inhalte nach aber ist es deshalb so wichtig, weil es in Schottland die älteste Quelle der sogenannten Ossianischen Gedichte ist. Meine Ansicht, die ich schon Irische Texte S. 152 ausgesprochen habe, geht dahin, daß alle diese Gedichte irischen Ursprungs sind mitsammt den Sagen, die sie enthalten, und zwar glaube ich nicht, daß die Schotten sie in dieser Form aus ihrer früheren Heimat gebracht haben, vielmehr müssen viele Gedichte ihrer ganzen Fassung nach erst in späteren Jahrhunderten von Irland aus hinübergekommen sein, entweder in mündlicher Ueberlieferung oder in schriftlicher Aufzeichnung.

Einen Dichter Ossian (besser Ossin, wie es im Irischen und auch noch im Buche des Dean von Lismore heißt) hat es nie gegeben. Wie Ossian zu einem Dichter

geworden ist, habe ich in meinem Vortrage über die irische Sage und die Ossianfrage zu zeigen gesucht. Ossin, der Sohn Finn's, war nach der Sage einer der wenigen, welche die Schlacht bei Gabra (284 n. Chr.) überlebten. In dieser Schlacht vernichtete der König von Irland die Macht der übermüthig gewordenen Fenier, zu deren Führern Ossin, und vordem auch Finn und dessen Vater Cumall gehörten. Diese Schlacht ist aber zugleich das Ende der alten kriegerischen Glanzzeit Irlands. Die Sage hat nun Ossin als uralten Greis mit St.-Patrick zusammengebracht, und es ist hieraus in Irland eine förmliche Literaturgattung erwachsen, bestehend aus Gesprächen zwischen Ossin und St.-Patrick: letzterer will Ossin bekehren, dieser aber erzählt immer wieder von der Herrlichkeit der alten vergangenen Zeiten. So ist Ossin zum Erzähler der Sagen, und durch einen weiteren Schritt zum Verfasser der Gedichte geworden. Hierbei kommt noch ein anderer Punkt in Betracht. Die ältesten Ossianischen Gedichte in irischen Manuscripten und ebenso im Buche des Dean von Lismore sind nicht allzu lang, beziehen sich auf eine bestimmte Situation und gleichen in ihrem Charakter den übrigen Gedichten, die sich in den alten irischen Sagen finden. Diese sind entweder Reden, die den Personen der Sage in den Mund gelegt werden, oder Recapitulationen des Inhalts der Sage, oft gleichfalls einer Person der Sage zugeschrieben, wenn nicht nüchterner davor steht, daß der Dichter das Folgende gesungen, oder das folgende Lied gemacht habe. Im Buche von Leinster finden sich solche Gedichte isolirt, ohne daß ihnen eine längere Erzählung der Sage beigegeben wäre, und zwar mit der Ueberschrift: Ossin cecinit, Finn mac Cumaill cecinit etc., wobei dieses cecinit nur die lateinische Uebersetzung des alten irischen cechuin oder cachain der Sage ist. Dasselbe ist aber im Laufe der Zeit, besonders in Schottland, wörtlich genommen worden, und so stehen im Buche des Dean von Lismore in den Ueberschriften der Gedichte Auctor hujus Ossin. Ursprünglich also war Ossin nur ein Held der Vorzeit, dem in der Sage von namenlosen Dichtern Gedichte in den Mund gelegt werden. In der älteren Zeit werden auch andern Helden der Sage Gedichte in den Mund gelegt, Ossian ist aber allein aus diesem Verfahren als Dichter hervorgegangen, weil man ihn besonders als letzten Vertreter der alten Zeit mit St.-Patrick, dem Vertreter der neuen christlichen Zeit, in Berührung brachte. St.-Patrick's Name kommt nicht in allen Gedichten vor, aber man merkt oft auch ohne ihn, daß sie an einen Kleriker gerichtet sind. In den älteren Gedichten, auch in denen des Buchs des Dean von Lismore, berichtet Ossin nur von Begebenheiten seiner eigenen Zeit, bei denen er selbst dabei war, erst in Macpherson's Ossianischen Gedichten zeigt sich jene Vermengung der verschiedenen Sagenkreise, die von den Iren als ein Hauptargument gegen die Echtheit von Macpherson's Gedichten geltend gemacht worden ist.

Ein sehr werthvolles Sammelwerk über die gälischen Sagen in Schottland ist Leabhar na Feinne, Vol. I. Gaelic Texts. Heroic Ballads collected in Scotland chiefly from 1512 to 1871, arranged by J. F. Campbell, London 1872 (im Selbstverlage des Herausgebers). Hier wird man, wenn nicht mit allen, so doch gewiß mit dem größten Theile der Sammlungen gälischer Texte in Schottland bekannt gemacht. Wir sehen, daß die ältesten Manuscripte nächst dem Buche des Dean von Lismore aus den Jahren 1603 und 1690 stammen, daß sie in irischer Schrift geschrieben sind, und daß die Schreiber, obwol Schotten, wie in der Schrift so auch im Inhalte der Texte von den Iren abhängig waren. Die schottischen Gälen stammen aus Irland und sind, wenigstens was die alten Sagen anlangt, Iren geblieben. Für diesen Zusammenhang mit dem Mutterlande sind auch die Namen Erse, Erisch, mit denen die Engländer die schottischen Gälen und ihre Sprache bezeichneten, charakteristisch. „Erse" is a local pronunciation of the word „Irish", sagt Campbell l. c. p. XXIV, Col. 2. Englisch, Inglis und Irisch, Erise sind im Mittelalter die Sprachgegensätze in Schottland. Die Schotten selbst nannten sich Albanaich. Skene, Book of the Dean of Lismore p. XIII, berichtet von einer Schlacht im 12. Jahrh., in welcher der Kriegsruf der Hochschotten Albany, Albany war, auf den die Engländer aber mit Yry, Yry antworteten, „a term of great reproach at that time".

Campbell gibt p. XXXV fg. einen Ueberblick über den Inhalt der in den verschiedenen Sammlungen enthaltenen und von ihm zum großen Theil mitgetheilten Texte. Unsere Bemerkungen können hier nur ganz vorläufige sein, denn es fehlt bisjetzt jede kritisch-vergleichende Untersuchung des Inhalts. Wir finden hier einige der ältesten irischen Sagen wieder, z. B. verschiedene auf Cuchulinn bezügliche Texte, die Geschichte von Deirdre, von Fraech und vor allem die Abenteuer von Finn, Ossin und andern irischen „worthies" derselben Zeit, aber auffallend ist das starke Hereinspielen des nordischen Elements in die altgälische Sage. Diese Verbindung gehört also nicht nur und nicht erst Macpherson's Gedichten an, sondern findet sich auch in Texten, die zwischen 1750 und 1760 aufgeschrieben sein sollen. Soweit meine Beobachtung reicht, werden Finn, Ossin und erst recht die Helden des älteren Sagenkreises stets Iren genannt, und ist der Schauplatz der Handlung vorwiegend Irland. Insofern hat also die Sage in Schottland das Ursprüngliche gewahrt, niemals aber werden in älteren irischen Quellen Einfälle der Normannen oder Verwickelungen mit denselben in die Zeit Finn's, d. i. das 3. Jahrh. n. Chr., verlegt. Allein wenn auch diese anachronistische Combination schlimmer ist als die poetische Erfindung, daß Ossin den Anfang der christlichen Zeit erlebt habe und mit St.-Patrick zusammengekommen sei, so ist es doch eine Erfindung ähnlicher Art. Wir lassen dahingestellt, ob sie erst in Schottland gemacht worden ist, oder schon in Irland, jedenfalls ist sie ein Reflex der Einfälle, unter denen die Iren ungefähr von 800 n. Chr. an so schwer zu leiden hatten. Wie merkwürdig, daß in den auf schottischem Boden gesammelten Gedichten die wirklichen Schicksale Schottlands so wenig

Widerhall gefunden haben! Nur der dem Lande, wenn auch nicht dem Volke fremde irische Stoff hat die schottische Phantasie beschäftigt, er ist mit dem ganzen Rüstzeug mythischer Vorstellungen, die von Sagenkreis zu Sagenkreis gewandert sind, ausgestattet und in neuen Combinationen immer mehr der historischen Wahrheit entfremdet worden. In dieser Richtung ist Macpherson noch einige Schritte weitergegangen, indem er gegen die alte Sagenchronologie auch Cuchulinn und Finn zu Zeitgenossen macht, und aus Unkenntniß oder absichtlich die überlieferten Verhältnisse und die Namen der Personen ändert und verstümmelt. Wie sehr z. B. Macpherson's Gedicht Darthula, zu dem ein gälischer Text nicht erschien, von der irischen, aber auch von der älteren schottischen Sage abweicht, ist schon öfter hervorgehoben worden. Vgl. O'Flanagan, Deirdri, or, The lamentable fate of the Sons of Usnach, in Vol. I der Transactions of the Gaelic Society, Dublin 1808, ferner meine Irischen Texte S. 65, und H. d'Arbois de Jubainville, La Littérature Ancienne de l'Irlande et l'Ossian de Mac-Pherson, Paris 1880 (Bibl. de l'École des chartes, T. XLI).

Daß der gälische Text von Macpherson's Ossian jemals so wie er ist in einem älteren Manuscripte existirt habe, ist eine literarische Unmöglichkeit. Macpherson hat sich des ihm im J. 1760 gewordenen Auftrags, in den schottischen Hochlanden altkeltische Poesie zu sammeln und sie dann „in the most perfect shape possible" der Welt zu übergeben, in glänzender Weise entledigt, nur hat er sein Material in freier Weise zu neuen Gedichten umgestaltet. Nichts ist mehr geeignet, ahnen zu lassen, wie Macpherson verfuhr, als die Darstellung seines ersten Auftretens und seiner Aufnahme von seiten des Publikums, welche Professor Blackie S. 197 fg. seines Buches über die Sprache und Literatur des schottischen Hochlandes gegeben hat. Kein einziges von Macpherson's gälischen Gedichten ist bisjetzt in einer andern Quelle aufgetaucht, weder in einem Manuscripte noch in mündlicher Ueberlieferung, weder in einer Quelle vor Macpherson noch in einer Aufzeichnung nach seiner Zeit. Wir glauben sehr gern, daß die Manuscripte, welche er benutzt hat, ein Jahr lang bei einem Buchhändler zur Einsicht ausgelegen haben, aber leider hat sie niemand eingesehen, sodaß also nicht festgestellt ist, was für Manuscripte es waren und inwieweit sie dem gälischen Texte Macpherson's entsprechen. Im günstigsten Falle darf man vermuthen, daß es Manuscripte waren, die noch jetzt in einer der von Campbell angeführten Sammlungen vorhanden sind, und daß sie allerdings einen Theil des Materials enthielten, das Macpherson zu seinen Dichtungen verwendet hat.

Um Macpherson's persönlichem Charakter gerecht zu werden, darf man nicht übersehen, daß er weder als Keltologe noch als Alterthumsforscher aufgetreten ist, sondern als Dichter. Seine Englisch geschriebenen Gedichte sind es, die seinen Ruhm begründet haben, und diese werden immer eine bedeutende Erscheinung der Literaturgeschichte bleiben, denn sie haben ihre Zeit mächtig beeinflußt. Erst lange nach der Veröffentlichung der englischen Gedichte sind die gälischen Texte bekannt geworden. Macpherson's Hauptschuld ist, daß er, erbittert durch die auf ihn gerichteten Angriffe, keine offene Auskunft über ihren Ursprung gegeben hat. Auf keinen Fall kann sein Ossian als eine reine Quelle echten Keltenthums betrachtet werden. Daß der gälische Text weiter nichts als eine nachträgliche Uebersetzung aus dem Englischen sei, ohne Anlehnung an gälische Quellen, glaube ich nicht. Vielmehr wird er mit freier Benutzung vorhandener Texte und Fragmente, wahrscheinlich auch auf Grund von Notizen über mündliche Berichte, wenigstens im Plane zugleich mit dem englischen Texte entstanden sein. Da aber Macpherson zuerst den letzteren veröffentlichte, und es sehr unwahrscheinlich ist, daß er trotzdem den gälischen Text vor diesem druckfertig gemacht hätte, so liegt allerdings die Vermuthung nahe, daß der gälische Text erst nach dem englischen vollendet und im Anschlusse an denselben gestaltet worden ist. Hierbei müssen die Quellen vielfach verändert und mancher gälische Vers neu geschmiedet worden sein, um die Fragmente zu größeren Ganzen zu vereinigen. Da der Dichter nicht besonders sicher im Gälischen gewesen sein soll, so spricht auch Blackie von einem helfenden Freunde, der mitthätig gewesen sei. Einiges Licht fällt auf diese verborgenen Vorgänge durch das, was wir über das Buch Sean Dana von John Smith erfahren. Dieser veröffentlichte nach dem von Macpherson gegebenen Beispiele seine Texte im J. 1780 gleichfalls zuerst in englischer Uebersetzung, ließ aber dann schon im J. 1787 seine gälischen Originale folgen[8]): Smith nennt die Personen, von denen er sie erhielt, erklärt aber ausdrücklich, daß er seine Vorlage nach gedruckten Texten corrigirte, und ihre Lücken durch eigene Zuthaten ergänzte. Vgl. Clerk, The Poems of Ossian, p. XXXIV.

Wir haben im Anschlusse an Campbell's Sammelwerk sogleich Macpherson's Ossian besprochen und tragen hier einige literarhistorische Notizen nach. John Macpherson's erste Ossianische Publication war: Fragments of Ancient Poetry collected in the Highlands of Scotland and translated from the Gaelic (Edinburgh 1760). Darauf folgte: Fingal, an Ancient Epic Poem in Six Books, together with several [15] other Poems composed by Ossian, the son of Fingal, translated from the Gaelic Language (Edinburgh 1762). Da Macpherson bis dahin nur Aufmunterung erfahren hatte, so ist für seine bona fides wichtig, daß er schon hier in einem „Advertisement" von der Absicht spricht, seine gälischen Originale sobald als möglich drucken zu lassen (s. Blackie a. a. O. S. 200). Im J. 1763 erschien Temora mit fünf kleineren Gedichten, und es gibt dann eine Reihe von Gesammtausgaben des englischen Textes, von denen die von Hugh Campbell am meisten verbreitet ist, 2 Vols, London 1822 (auch Leipzig bei Göschen 1840). Der gälische Text

8) Sean Dana, le Oisian, Orrann, Ulann etc. By John Smith, D. D. Edinburgh, Elliott 1787.

erſchien erſt nach dem 1796 erfolgten Tode Macpherſon's. Es ſoll im Literary Journal für 1774 öffentlich bezeugt worden ſein, daß Macpherſon ſeine Manuſcripte ein Jahr lang in der Buchhandlung von Beckett & De Hondt, Strand, London, deponirt hatte. Dieſe Quellen Macpherſon's ſind ſpurlos verſchwunden. Er hinterließ aber ein theils von ihm, theils von ſeinen Schreibern geſchriebenes gäliſches Manuſcript für den größeren Theil ſeiner engliſchen Gedichte. Der Druck deſſelben erfolgte auf Veranſtaltung der Highland Society of London im J. 1807: den gäliſchen Text beſorgte Thomas Roß, dazu kam eine lateiniſche Ueberſetzung von Robert Macfarlan nebſt Anmerkungen und ſonſtigen Zugaben. Vgl. Clerk, The Poems of Ossian p. LIV. Die Highland Society wünſchte, daß die Orthographie der gäliſchen Bibelüberſetzung vom J. 1801 befolgt werde. Es ſcheint ein Glück zu ſein, daß Roß dieſer Aufforderung nicht genau nachgekommen iſt. Andere Ausgaben folgten in den Jahren 1818 und 1861, aber mit willkürlichen Aenderungen. Macpherſon's Manuſcript, das der Editio princeps zu Grunde gelegen hat, ging verloren, und ſo war der neueſte Herausgeber, Archibald Clerk, auf dieſe angewieſen, die er jedoch in gewiſſen Punkten zu verbeſſern ſuchte. Ob er damit Macpherſon's Manuſcript näher kam, iſt ſchwer zu entſcheiden. Das glänzend ausgeſtattete, auf Koſten von John Marquess of Bute gedruckte Werk erſchien in zwei Bänden unter dem Titel: The Poems of Ossian in the Original Gaelic, with a literal Translation into English and a dissertation on the authenticity of the poems (Edinburgh and London 1870).

Der Streit über die Echtheit der Oſſianiſchen Gedichte hat den Werth, daß er eine Reihe von Thatſachen feſtgeſtellt und viel intereſſantes Material zu Tage gefördert hat. Leider iſt die eigentlich rein literariſche Frage zugleich zu einer nationalen geworden, und viele ſchottiſche Gelehrte haben mit einer Zähigkeit an dem Dichter Oſſian und dem Alter der von Macpherſon veröffentlichten Gedichte feſtgehalten, die nur durch ihr Nationalgefühl und die Animoſität der Gegner begreiflich wird. Die Grundlage in allen äußern Fragen bildet der von H. Mackenzie ausarbeitete Report of the Committee of the Highland Society of Scotland appointed to inquire into the Nature and Authenticity of the Poems of Ossian (Edinburgh 1805). Eine intereſſante Darſtellung gibt John Stuart Blackie in dem hier ſchon mehrfach benutzten Buche: The Language and Literature of the Scottish Highlands (Edinburgh 1876), p. 194 fg.; ebenſo ſei auf Clerk verwieſen, in der Introduction zu ſeiner oben erwähnten Ausgabe, der aber zu viel unhaltbare Punkte zu vertheidigen bemüht iſt. Unter den neueren iriſchen Artikeln verdient beſonders Henneſſy's Anzeige von Clerk's Ausgabe erwähnt zu werden, in der Academy vom 1. und 15. Aug. 1871. Aehnlich ſpricht ſich auch aus Gaidoz, Rev. Celt. I, p. 479 fg. In Deutſchland faßt die ältere Literatur in dieſer Streitfrage zuſammen Talvj (Thereſe Albertine Luiſe Robinſon, geb. v. Jakob), Die Unechtheit der Lieder Oſſian's und des Macpherſon'ſchen Oſſian's insbeſondere (Leipzig 1840), ferner E. Waag, Oſſian und die Fingal-Sage, Manheim 1863 (ein Schulprogramm). Ueber die deutſchen Ueberſetzungen wird in den angeführten Schriften berichtet, die von Ahlwardt ſchließt ſich an den gäliſchen Text an, andere an den engliſchen Text, ſo die des Grafen Friedrich Leopold von Stolberg.

Da mindeſtens viele der Oſſianiſchen Gedichte, namentlich der älteren, iriſchen Urſprungs ſind, ſo kann dieſe Literaturgattung nicht als die reinſte Quelle des ſpecifiſch ſchottiſchen Gäliſch bezeichnet werden. In dieſer ſprachlichen Beziehung werden die Gedichte der volksthümlichen Barden den Vorzug verdienen, die ich jedoch nur aus Blackie's Ueberſetzungen kenne (l. c. p. 97 fg.). Dieſer bezeichnet als beinahe ſeine einzige Quelle für die älteren derſelben Mackenzie's Beauties of Gaelic Poetry.[9]) An der Spitze ſteht Mary Macleod, geboren 1569, „τρόφος, or nurse, to five lairds of the Macleods, and two of the lairds of Applecross". Sie machte Gedichte auf die Glieder der Familie der Macleod, fand aber in dieſer Hinſicht keine Anerkennung bei ihrer Herrſchaft. Einen politiſchen Charakter hatte die Poeſie von Iain Lom oder „Bare John", der in der Mitte des 17. Jahrh. blühte. Daſſelbe gilt von dem Schulmeiſter Alexander M'Donald[10]), den Blackie den Tyrtäus der Rebellion vom J. 1745 nennt. Sein Zeitgenoſſe war der Satiriker MacCodrum, gegen den ſich die Schneider des Landes verſchworen, ihm nie ein Kleidungsſtück zu machen. Religiöſen Inhalts iſt die Poeſie Dugald Buchanan's, geboren 1716, der in ſeiner Jugend ein ſchlechtes Leben führte, dann aber, wie Bunyan, von Gewiſſensbiſſen gefoltert zum Bußprediger wurde; charakteriſtiſch für ihn iſt ſein langes Gedicht, das der Betrachtung eines Todtenkopfs gewidmet iſt. Aber als der reinſte Ausdruck der Poeſie der Hochlande gilt Duncan M'Intire, oder Duncan Ban (Fair Duncan), geboren 1724.[11]) Er war ein Jägersmann und Wildhüter, und das Gedicht, das beſonders ſeinen Ruhm begründet, iſt eine poetiſche Schilderung des Lebens der Rehe und Hirſche in den Wäldern von Ben Dorain, die unter ſeiner Aufſicht ſtanden. Blackie gibt a. a. O. S. 162 fg. eine engliſche Ueberſetzung deſſelben. Buchanan und M'Intire ſind oft herausgegeben worden: von erſterm erſchien im J. 1875 die 21., von letzterm die 8. Ausgabe (Blackie a. a. O. p. 156). Der letzte Dichter, den Blackie aus der Zeit Macpherſon's erwähnt, iſt Robert Mackay, bekannter unter dem Namen Rob

9) Sar-Obair nam Bard Gaelach, or the Beauties of Gaelic Poetry, by J. Mackenzie and James Logan (Glasgow 1841). — Dieſer Titel und ebenſo die Titel in den folgenden Anmerkungen ſtammen aus einem Kataloge, den ich der Güte von Profeſſor Blackie verdanke: A Catalogue of Gaelic Books and other Scottish Literature. Näheres über die Bücher war im J. 1882 bei Th. Halley, 36 Elgin Crescent, Nottinghill, London, zu erfahren. 10) Orain. — The poetical Works of Alexander Macdonald (Glasgow 1839). 11) Orain agus Dana Geidhealach, by Duncan Ban MacIntyre (Edinburgh 1848).

Donn, „qui cecinit forma praestantes rure puellas“, und der sich auch als Satiriker auszeichnete.[12])

Aus diesen Bemerkungen geht hervor, daß das 18. Jahrh. nicht blos durch Macpherson die Glanzzeit der gälischen Poesie in Schottland gewesen ist. Ferner ergibt sich, daß die Naturschilderung, welche namentlich vom Standpunkte der älteren irischen Poesie aus gegen das Alter und die Volksthümlichkeit von Macpherson's Gedichten geltend gemacht worden ist, jedenfalls nicht erst von Macpherson in die gälische Poesie eingeführt wurde, wie Blackie p. 160 mit Recht bemerkt. Derselbe bespricht p. 98 eins der ältesten Gedichte jener Zeit (Miann a bhaird aosda, d.i. Der Wunsch des alten Barden), dessen Datum freilich nicht genau bestimmt werden kann; es macht einerseits in seinem gefühlvollen Tone einen recht modernen Eindruck, und erinnert andererseits an die alten Ossianischen Zeiten. Macpherson ist also auch nicht der erste gewesen, der den sentimentalen oder elegischen Ton in die gälische Poesie eingeführt hat. Nach meiner Ansicht erklärt sich die düstere Stimmung in den Ossianischen Gedichten wenigstens zum Theil aus dem Charakter des poetischen Ossin, der als uralter Greis dem St.-Patrick den geschwundenen Glanz seiner Jugendzeit schildert.

Von Dichtern oder Sängern nach J. Macpherson führt Blackie an: Lauchlan Macpherson, geb. 1723, John Roy Stuart, Kenneth Mackenzie, geb. 1758, William Roß, geb. 1762[13]), Allan Macdongall, geb. um 1750, James Shaw, geb. 1758, James Macgregor, geb. 1762[14]), Ewan MacLachlan, geb. 1775[15]), Alexander Machinnon, geb. 1770, Donald Macdonald, geb. 1780, Livingstone oder Mac-Dhunleibhe, geb. 1808[16]), Ewan MacColl, geb. 1812. Von ihren Werken liegt mir nur des letztgenannten Clarsach nam Beann vor, 2. Aufl., Dun-Eidinn 1838 (1. Aufl., Glasgow 1836). Blackie theilt außerdem eine Anzahl von gesungenen Volksliedern in englischer Uebersetzung mit. Was die Prosa anlangt, so sind nach derselben Autorität die Predigten nur zu oft nicht idiomatisch, sondern englisch gedacht. Das idiomatische Gälisch ist noch lebendig in den mündlich erzählten Sagen und Märchen und in den Sprichwörtern. Von erstern veröffentlichte J. F. Campbell einen gälischen Text, den er von einem Arbeiter namens Donald Macpherson erhielt, mit englischer Uebersetzung in der Revue Celtique I, p. 193—202 (Fionn's Enchantment), und für die Sprichwörter liegt jetzt das Buch von Alexander Nicolson vor, A Collection of Gaelic Proverbs and Familiar Phrases. Based on Macintosh's Collection (Edinburgh 1881).

In der kirchlichen Literatur des gälischen Schottland ist die irische Sprache lange herrschend geblieben. Die ersten derartigen Drucke stammen aus Argyllshire, wo auch die gesprochene Sprache dem Irischen noch am nächsten ist. Kurze Angaben über diese Drucke gibt Skene, The Book of the Dean of Lismore, p. XXXVIII fg. Der erste war Bischof Carswell's Gebetbuch (Dunedin 1567), das vor kurzem von Thomas M'Lauchlan auf Kosten des Marquess of Bute neu gedruckt worden ist: The Book of Common Order, commonly called John Knox's Liturgy, translated into Gaelic anno Domini 1567 by M. John Carswell, Bishop of the Isles, Edinburgh 1873 (vgl. Rev. Celt. II, p. 264). Die Vorrede zu diesem Werke, die sich auch bei O'Donovan, Ir. Gramm. p. 453 fg. als Sprachprobe abgedruckt findet, ist einfach im Irisch der damaligen Zeit geschrieben. Erst im Laufe der Zeit hat man aus den Katechismen und der Bibelübersetzung das, was dem irischen Dialekte allein eigenthümlich ist, zu verbannen gesucht, und die Bibelübersetzung vom J. 1826 gilt als „the standard of the orthography and idiom of the Scotch Gaelic“; besonders gerühmt wird die letzte Ausgabe von 1880 (Published for the Edinburgh National Bible Society), vgl. A. Nicolson, Gaelic Proverbs p. X. Interessant ist, daß anfangs die im J. 1690 erfolgte Ausgabe von Bischof Bedel's irischer Bibelübersetzung mit für Schottland galt, indem ihr ein kurzes schottisch-gälisches Glossar angehängt wurde. Hierüber und über spätere Erweiterungen dieses Glossars berichtet Skene, The Book of the Dean of Lismore, p. XIII. Das bedeutendste Wörterbuch ist das von der Highland Society of Scotland herausgegebene Dictionarium Scoto-Celticum (Edinburgh 1828). Vorher erschien R. A. Armstrong's Gaelic Dictionary, in two parts, Gaelic and English, and English and Gaelic (London 1825). R. McAlpine's Pronouncing Gaelic Dictionary (Edinburgh 1847) bezieht sich auf den Dialekt von Islay, wo der Verfasser ein schoolmaster war, (Skene a. a. O.). — Unter den vorhandenen Grammatiken ist die beste die von Alexander Stewart, Elements of Gaelic Grammar (Edinburgh 1801, 2[d] ed. 1812). Vgl. Gramm. Celt.[2] p. IX. Hauptsächlich auf Macpherson's Ossian bezieht sich A. Ebrard's Handbuch der Mittelgälischen Sprache (Wien 1870). Die Principles of Gaelic Grammar von John Forbes (Edinburgh 1848) enthalten in der Introduction Angaben über die drei Hauptdialekte des schottischen Gälisch (northern, central, south-western, vgl. Rev. Celt. II. p. 187). Donald Mackinnon in seiner Inaugural Address p. 30 unterscheidet nur zwei, einen nördlichen und einen südlichen, von denen der letztere dem Irischen näher steht und vorzugsweise in der Literatur vertreten ist. Ueber die verhältnißmäßig geringen grammatischen Unterschiede zwischen schottischem und irischem Gälisch handeln O'Donovan, Irish Grammar, p. LXXVIII, und Skene, The Book of the Dean of Lismore, Additional Notes, p. 137 fg. Unter dem Titel Present Limits of the Celtic Language in Scotland enthält die Rev. Celt II, p. 178 fg. eine Abhandlung über die Sprachgrenze in Schottland, die dem Buche von James A. H. Murray, The Dialect

12) Orain. — Songs and Poems in the Gaelic Language by Robert Mackay, Inverness, Douglas 1829. Orain. — Le Rob Donn. Edinburgh, Collie, 1871. 13) Orain Ghaelach, Le Uilleam Rôs. Inverness, 1830. 1834. 1868. 14) Orain Ghaelach, Le Iain MacGhrigair (Edinburgh 1801). 15) Metrical Effusions, by Ewen MacLachlan (Aberdeen 1816). 16) Duain Ghaelic, Le Uilleam Mac DhunLeibhe (Edinburgh, MacLachlan and Stewart, 1858).

of the Southern Counties of Scotland, its pronunciation, grammar and historical relations (London 1873) entnommen ist. Seit dem Jahre 1881 erscheint eine der gälischen Philologie gewidmete Zeitschrift in Glasgow, The Scottish Celtic Review, herausgegeben von Alexander Cameron (die 3. Nummer datirt November 1882). — Nach den Angaben in der Revue Celtique IV, p. 277 (1880), die sich auf Zusammenstellungen von M. Ravenstein im Journal of the Statistical Society stützen und sich wahrscheinlich auf den Census von 1871 beziehen, betrug die Zahl der gälisch Redenden in den Theilen Schottlands, wo die gälische Bevölkerung vorherrscht, 242,207, in den übrigen Theilen Schottlands 58,746, in Irland (Antrim) 301, in England und Wales 8000, zusammen 309,254, darunter im ganzen 48,873 Personen, die nur Gälisch sprechen. Ebenso schätzt Donald Mackinnon, Inaugural Address (1883) p. 23 die Gälisch Redenden in Schottland auf ungefähr 300,000.

D. Die Quellen des Manx.

Die folgenden Angaben stammen zum Theil aus Henry Jenner, The Manx Language: its grammar, literature, and present state. A paper read before the Philological Society, June 18th, 1875 (London).

Die Runensteine, die auf der Insel Man vorhanden sind, kommen hier nicht in Betracht, da sie kein Gälisch, sondern nur Nordisch enthalten. Die alten Beziehungen der Insel zu Irland sprechen sich in dem oben S. 140 erwähnten Manannán mac Lir der altirischen Sage aus. Dieser mythischen Persönlichkeit wird ein Gedicht zugeschrieben, das von der Bekehrung der Insel durch St.-Patrick handelt. Es sollen früher auch Ossianische Gedichte vorhanden gewesen sein, erhalten ist aber nur ein einziges Fragment, das in einer Niederschrift vom J. 1789 als Add. Ms. 11,215 im British Museum aufbewahrt wird. Die eigenthümliche Literatur besteht in Balladen und Christmas Carols, hier „Carvels" genannt. Von den letztern sollen alte Leute ganze Bände in Manuscript besitzen. Die Carvels werden am Heiligen Abend gesungen: jeder, der einen Vers weiß, erhebt sich und trägt ihn vor. Die Manuscripte werden sorgfältig behütet, damit nicht andere die Verse wegnehmen. Von den Balladen ist eine Anzahl gedruckt. Seit dem J. 1858 besteht eine Manx Society, welche zu retten sucht, was zu retten ist. Von ihren Publicationen sind nur einige Bände wichtige Sprachquellen: Vol. XVI. Mona Miscellany. A Collection of Songs, Proverbs, Customs, Superstitions etc., collected by W. Harrison, Vol. XXI. eine ähnliche Sammlung, Vol. XX. gleichfalls ein Miscellanband, der unter anderm Thomas Christian's Uebersetzung von Milton's Paradise Lost und den kurzen Bericht über die Insel Man in Gälisch von John Brisdon enthält. Unter den Songs von Vol. XVI. sind außer dem erwähnten Gedichte von Manannan Mac y Lheir bemerkenswerth: Baase Illiam Dhône der Tod von Brown William, der im J. 1662 als Rebell erschossen wurde; Mylacharaine (Molley Charane), ein Gedicht, gerichtet gegen einen Mann dieses Namens, der zuerst seiner Tochter eine Ausstattung gab, während bisher der Freier dem Vater die Tochter abkaufen mußte; das Lied auf die Heringsboote, die am 21. Sept. 1787 von Douglas aus verloren gingen. Jenner gibt außerdem p. 17 eine Liste von gedruckten Büchern, die vorwiegend religiösen Inhalts sind. Das bedeutendste Werk unter diesen ist die Bibelübersetzung, an welcher sich unter Bischof Wilson und seinem Nachfolger Bischof Hildesley die ganze Geistlichkeit der Insel betheiligte. Der Druck der einzelnen Theile währte von 1771 bis 1775, mir liegt die Ausgabe von 1819 vor (London, for the British and Foreign Bible Society). Nächst der Bibel rühmt Jenner The Prayer-Book of the Church of England in Manx (1765, 1777, 1840), und die Uebersetzung von Bischof Wilson's Predigten: Sharmanyn liorish Thomas Wilson, aspick. Translated by J. Corlett. 3 vols. 1783. Das Manx steht dem schottischen Gälisch etwas näher als dem Irischen. In der Schreibweise des Manx herrscht das phonetische Princip wie im Buche des Dean von Lismore und wie im Cymrischen. Die Orthographie wurde bei Gelegenheit des Bibeldrucks geregelt. Eine Hauptautorität war John Kelly, Vicar von Ardleigh und Rector von Copford, geboren 1750, gestorben 1809. Ihm war die Revision der Bibelübersetzung und die Ueberwachung des Druckes anvertraut, vor allem aber schrieb er für Bischof Hildesley eine Grammatik und ein Wörterbuch des Manx. Die Originalausgabe der erstern vom J. 1803 wurde als Vol. II. der Manx Society neu herausgegeben von W. Gill: A Practical Grammar of the Ancient Gaelic, or Language of the Isle of Man, usually called Manks, 1859 (Facsimile Reprint for Bernard Quaritch, London 1870). Das Manx Dictionary umfaßt zwei Theile, 1. Theil Manx and English, 2. English and Manx, und erschien als Vol. XIII. der Manx Society, Douglas 1866. Der 2. Theil rührt nicht so, wie er gedruckt ist, von Kelly her, sondern ist von W. Gill und J. T. Clarke zurecht gemacht. Sie benutzten Kelly's Manuscript eines leider ungedruckt gebliebenen „Triglot of Manx, Irish and Erse, based upon English", dazu aber auch Cregeen's Wörterbuch (Douglas 1835) und ein ungedrucktes Werk dieser Art von Mosley. Aus der Bibelübersetzung stellte sich Heinrich Leo, dem Kelly's Buch nicht erreichbar war, eine Grammatik zusammen, und veröffentlichte sie als Ferienschriften, Erstes Heft, S. 117—242. Ueber die wichtigsten Abweichungen des Manx vom Irischen handelt schon P. M'Elligott in seinen Observations on the Gaelic Language, Transact. Gael. Soc. Dubl. I. (Dublin 1808) p. 18 fg. Er gab daselbst auch Sprachproben, deren Orthographie er nach der irischen Schreibweise verbesserte. Auch Jenner theilt einiges aus der Grammatik zur Charakteristik der Sprache mit. Er gibt p. 23 seiner Schrift statistische Mittheilungen über die Sprachverhältnisse der Insel im J. 1875: die Stadt Douglas abgerechnet betrug die Bevölkerungszahl 41,084, von diesen sprachen 12,340 Personen Manx als ihre Muttersprache neben dem Englischen, und 190 Personen nur Manx

(vgl. Rev. Celt. IV, 277, wo als Gesammtzahl der Celtisants 12,534 angegeben wird). Die Sprache ist in raschem Aussterben begriffen, seitdem sie nicht mehr in den Schulen gelehrt wird und die Predigt in Manx mehr und mehr aufhört.

E. Die Quellen des Cymrischen oder Welsh.

Von der alten britannischen Sprache, welche die Vorstufe des späteren Cymrisch, Cornisch und Bretonisch repräsentirt, sind fast nur Eigennamen bekannt, dazu einige wenige andere Wörter. Dieses Sprachgut ist theils bei den alten Schriftstellern überliefert, theils auf den in Britannien gefundenen Inschriften. Die lateinischen Inschriften aus der Zeit der römischen Herrschaft sind gesammelt in Vol. VII des Corpus Inscriptionum Latinarum: Inscriptiones Britanniae Latinae, ed. Aem. Hübner (Berol. 1873). Eine Anzahl der wichtigsten derselben sind auch mitgetheilt und verwerthet von Th. Wright, The Celt, the Roman, and the Saxon, 3d ed., London 1875. Einzelne altbritannische Wörter findet man in Diefenbach's Origines Europaeae. Für die keltische Sprachgeschichte wichtiger sind die in England und Wales gefundenen Ogaminschriften der altchristlichen Zeit, ungefähr aus den mittleren Jahrhunderten des 1. Jahrtausends. Es ist dieselbe Ogamschrift, die wir oben S. 146 erwähnten. Der beste Kenner dieser Inschriften ist John Rhys. Von diesem unterstützt veröffentlichte E. Hübner als Ergänzung des oben genannten Werkes die Inscriptiones Britanniae Christianae, Berol. 1876. Rhys selbst behandelt eingehend diese Inschriften in den letzten Abschnitten und im Appendix seiner Lectures on Welsh Philology, früher schon in kleineren Abhandlungen (vgl. z. B. On some of our Inscribed Stones, in der Archaeologia Cambrensis, 4th Ser. Vol. VI. pp. 359—371). J. O. Westwood's Lapidarium Walliae, the early inscribed and sculptured stones of Wales (Oxford 1876—1879), enthält dasselbe Material. Während aber Rhys die Sprache dieser Inschriften früher für altbritisch hielt, hat er neuerdings seine Ansicht geändert, und sie einer alten gälischen Bevölkerung zugeschrieben, die vor den britischen Stämmen die Insel in Besitz gehabt habe und von diesen später verdrängt worden sei, s. Celtic Britain p. 213. Allerdings ist es auch immer unsere Ansicht gewesen, daß Inschriften, auf denen das Wort maqui (des Sohnes) vorkommt, nur gälisch, nicht britisch sein können, da die britannischen Sprachen ein p statt das qu haben (vgl. H. d'Arbois de Jub., Rev. Celt. III, p. 270). Auch finden wir in Cormac's Glossar s. v. Mogheime (Three Irish Glossaries, ed. Stokes, p. 29; Cormac's Glossary, Transl., p. 111) die bestimmte Nachricht, daß im 3. Jahrhundert n. Chr. die Macht der Gälen von Irland in Britannien groß gewesen sei. Jedenfalls kann man die Ogaminschriften Britanniens nicht mehr speciell der Sprachgeschichte des Cymrischen zu Grunde legen.

Dagegen gibt es eine Reihe alter Handschriften, welche altcymrische Glossen enthalten. Sie stammen ungefähr aus derselben Zeit wie die altirischen Glossenhandschriften, sind aber bei weitem nicht so reichhaltig und so zahlreich. Auch hat ihre Sprache nicht so viele alte Flexionsformen bewahrt; sie ist indeß lautlich in einigen Punkten alterthümlicher als das Altirische. Das Altcymrische ist nicht immer leicht vom Altbretonischen und Altcornischen zu unterscheiden. Bradshaw und Stokes haben neuerdings drei Glossencomplexe für die beiden andern britischen Sprachen in Anspruch genommen, die Zeuß dem erstern zugetheilt hatte: die Oxforder Glossen zum Eutychius und die Luxemburger Glossen für das Bretonische, das Oxforder Vocabular für das Cornische. Abgesehen von diesen bleiben für das Altcymrische:

1) Die übrigen Glossen in dem Oxforder Miscellancodex Auct. F. 4—32, aus dem Ende des 8. oder Anfang des 9. Jahrhunderts, nämlich a) Glossen zu Ovid's Ars amatoria, b) zum Alphabet des Nennius, c) zu einem Tractat über Maße und Gewichte. Diese Glossen waren schon von Zeuß benutzt, sie sind berichtigt gedruckt Gramm. Celt.² p. 1054 fg. Die Berichtigungen stammen aus der Ausgabe von Wh. Stokes in den Transactions der Philological Society zu London, 1860—1861, pp. 232—249, vgl. dazu Rhys, Beitr. zur vergl. Sprachf. VII, pp. 228—239.

2) Der Codex des Juvencus zu Cambridge, gleichfalls aus dem 8. oder 9. Jahrhundert. Er enthält Glossen zu einer Paraphrase der Evangelien in Hexametern von C. Vettius Aquilinus Iuvencus, ferner drei Verse, die ein kleines Gedicht bilden, und neun weitere Zeilen Altcymrisch auf dem 1. Blatt, die leider schwer lesbar sind. Das Ganze ist mitgetheilt und bearbeitet von Wh. Stokes, Beitr. zur vergl. Sprachf. IV, p. 385 fg., dazu Verbesserungen und Nachträge ebendas. VII, p. 410, auch in Skene's Four Anc. Books of Wales.

3) Die Glossen zu Martianus Capella, De nuptiis Philologiae et Mercurii in einem Codex des 8. Jahrhunderts zu Cambridge, herausgegeben und bearbeitet von Wh. Stokes, „The Old-Welsh Glossses on Martianus Capella, with some notes on the Iuvencus-Glosses, datirt „Screw-Steamer «Surat» Between Aden and Bombay, 4th March 1872", in der Archaeologia Cambrensis vom Januar 1873 (vgl. Rev. Celt. II, p. 135), neu gedruckt Beitr. zur vergl. Sprachf. VII, p. 385 fg.

4) Die unter dem Namen „Codex ecclesiae Lichfeldensis (antea Landavensis)" Gramm. Celt.² p. XXVII aufgeführte Evangelienhandschrift, welche einige Eintragungen aus dem 9. Jahrhundert mit altcymrischen Namen und Sätzen enthält, mitabgedruckt in dem folgenden Buche.

5) Liber Landavensis, Llyfr Teilo, or the ancient register of the cathedral church of Llandaff, ed. Rev. W. J. Rees, Llandovery 1840. Dieses Buch enthält Grenzbestimmungen und Aufzeichnungen über die bischöflichen Privilegien in cymrischer Sprache. Der Druck beruht auf zwei Abschriften einer Handschrift, die ungefähr zwischen 1100 und 1132 geschrieben war und jetzt verloren ist, die aber ihrerseits wieder aus einem älteren Codex abgeschrieben war. Vgl. Gramm. Celt.² p. XXVIII.

Mit dem 12. Jahrhundert beginnen dann die berühmten Mss. cymrischer Texte, von denen die folgenden besonders wichtig sind:

6) Das in der Hengwrt Collection befindliche Ms. A des „Venedotian or North Wales Code" der cymrischen Gesetze, wahrscheinlich aus dem 12. Jahrhundert, von Zeuß nach der unten zu erwähnenden Ausgabe vom J. 1841 benutzt.

7) Das „Black Book of Caermarthen" (Llyfr du), gleichfalls in der Hengwrt Collection, geschrieben unter der Regierung Heinrich's II. 1154—1189.

8) Das „Book of Aneurin", mit den Gedichten, die dem Barden Aneurin zugeschrieben werden, aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, im Besitze von Sir Thomas Philipps of Middlehill.

9) Das „Book of Taliessin", mit den Gedichten, die dem Barden Talieſſin zugeschrieben werden, aus dem Anfange des 14. Jahrh., in der Hengwrt Collection.

10) Das „Red Book of Hergest" (Llyfr Côch Hergest) in der Bibliothek des Jesus College zu Oxford, zu verschiedenen Zeiten im 14. und 15. Jahrhundert geschrieben, einst im Besitze der Vaughans of Hergest Court, Herefordshire.

Die vier letztgenannten Mss. sind bekannt unter dem Namen „The Four Ancient Books of Wales". Zeuß benutzte für die Grammatica Celtica nur die unter dem Namen Mabinogion bekannten Erzählungen des Red Book of Hergest. Auch in der 2. Ausgabe hat Ebel nur in der zweiten Hälfte Einiges aus der 1868 erschienenen Ausgabe der Four Ancient Books von Skene mitverwerthet.

11) Das Gralbuch (Llyvyr y Greal) in der Hengwrt Collection, aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts.

12) Das ecclesiastische Cotton Ms. Titus D. XXII im British Museum, aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts.

Die unter Nr. 6) bis 12) genannten Mss. repräsentiren besonders in ihrer lautlichen Gestalt eine mittlere Stufe zwischen dem Altcymrischen und der modernen Sprache, die man Mittelcymrisch nennt. Da sie aber Texte enthalten, die aus älterer Zeit stammen, so ist in ihnen noch viel Alterthümliches aufbewahrt. Die sprachlich und sachlich wichtigen Mss. sind keineswegs mit den obigen erschöpft. Ueber die Sammlungen von Mss. berichtet Skene in dem einleitenden Theile seiner Ausgabe der Four Ancient Books.[17]) Unter der Regierung Heinrich's VIII. wurden die Schätze der alten ecclesiastischen Bibliotheken zerstreut. Von den größeren Privatsammlungen, die alsbald entstanden, sind zwei noch heute erhalten, die Sammlung von Mr. Jones of Gelly Lyody aus den Jahren 1590—1630, und die von Mr. Robert Vaughan of Hengwrt, der im J. 1666 starb. Nach dem Tode des erstern vereinigte der letztere, einer Verabredung entsprechend, beide Sammlungen in Hengwrt. Dort blieben sie, bis sie vor einigen Jahren durch Vermächtniß in den Besitz von W. W. E. Wynne, Esqu. of Peniarth übergingen. Daher die Namen Hengwrt- oder Peniarth-Mss. Eine Serie von Textausgaben aus den Hengwrt-Manuscr. mit englischer Uebersetzung hat seit 1876 der verstorbene Rev. Robert Williams begonnen. Abgesehen von einigen andern Privatsammlungen sind cymrische Mss. besonders noch im Jesus College zu Oxford und im British Museum aufbewahrt. Aus neuerer Zeit stammen die gleichfalls vielgenannten Iolo-Mss. Sie sind geschrieben von dem Barden Iolo Morganwg, dessen bürgerlicher Name Edward Williams war, und der Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts lebte (vgl. Rev. Celt. I, p. 467). Nach einem dem Barddas (s. weiter unten) beigegebenen Advertisement sind diese Manuscr. im Besitz von Lord und Lady Llanover.

Was den Inhalt der alten Mss. anlangt, so sind als besonders eigenthümlich die Gedichte der Barden, die Triaden und die Mabinogion hervorzuheben. Für diese Texte kommen namentlich drei große Sammelwerke in Betracht. An erster Stelle steht die Myvyrian Archaiology of Wales von Owen Jones[18]) (3 Bände, London 1801—1807), davon eine neue Ausgabe bei T. Gee, Denbigh 1861—1870. Hier finden sich die Gedichte der Barden, ohne Uebersetzung und ohne Angabe der Manuscr., denen sie entnommen sind, ferner die Triaden u. a. m. Dieselben Texte sind in verschiedenen Manuscr. enthalten und Owen Jones benutzte nicht überall die ältesten. Auf die oben erwähnten ältesten Manuscr. stützt sich ein zweites Hauptwerk, The Four Ancient Books of Wales, by William F. Skene, 2 Vol., Edinburgh 1868: der 1. Band enthält eine Einleitung und die englische Uebersetzung[19]) der alten Bardengedichte, der 2. Band den cymrischen Text derselben und Anmerkungen. Ein Theil des Book of Aneurin, das unter dem Namen Y Gododin bekannte längere Gedicht, liegt noch in zwei Specialausgaben vor, die eine von Rev. John Williams ab Ithel (Llandovery 1852), die andere von Thomas Stephens nach dessen Tode auf Kosten der Honourable Society of Cymmrodorion herausgegeben (London 1881 und 1882). Vor Skene gab Th. Hersart de la Villemarqué in seinem Buche: Poèmes des Bardes Bretons

17) Ausführlichere Angaben finden sich in der Vorrede zur Myvyrian Archaiology, aber seitdem hat sich vieles im Besitzstande geändert. Vgl. Stephens, Gesch. der wälschen Lit., übersetzt von San-Marte, S. 279.

18) Owen Jones war geboren 1741 zu Llanvihangel Glyn y Myvyr in der Landschaft Denbigh, und ist gestorben zu London 1814, nachdem er sich als „a furrier in Thames Street" durch Fleiß und Energie die Mittel verschafft hatte, seine patriotischen Zwecke in dem oben genannten monumentalen Werke auszuführen, durch welches er die alte Literatur von Wales zum ersten mal in umfassender Weise bekannt gemacht und der Forschung übergeben hat. Einem bardischen Brauche entsprechend nannte er sich nach seinem heimatlichen Thale, und daher das Myvyrian im Titel seines Werkes. Vgl. H. de la Villemarqué, Poèmes des Bardes Bretons p. II fg., R. Williams, Eminent Welshmen p. 259. 19) Die Uebersetzung der Gedichte des Black Book of Caermarthen, des Book of Aneurin und des Red Book of Hergest rührt von Rev. Silvan Evans her, die der Gedichte aus dem Book of Taliessin von Rev. Robert Williams.

du VIe siècle (Paris 1850), nach einer Einleitung über die Barden eine Auswahl derselben Gedichte (darunter auch Y Gododin) mit einer französischen Uebersetzung, die als erste gewiß ihre Verdienste gehabt hat, allein die Texte sind nicht zu brauchen, da der Herausgeber eine Redaction derselben nach bretonischer Orthographie hergestellt hat, und die aus den Mss. dazu mitgetheilten Lesungen, soweit man das aus einer Vergleichung mit Skene's Texten ersehen kann, nicht zuverlässig sind.

Das dritte Hauptwerk sind die Mabinogion from the Llyfr Coch o Hergest, and other ancient Welsh manuscripts, with an English Translation and Notes, by Lady Charlotte Guest, 3 Voll. (London 1838 — 1849 [20]).

Was nun zunächst die Barden anlangt, so sind die berühmtesten derselben Aneurin, Taliessin, Llywarch Hen und Merddin (Merlin). Die Tradition setzt sie in das 6. Jahrhundert n. Chr., und früher nahm man an, daß die in den alten Mss. ihnen zugeschriebenen Gedichte wirklich von ihnen herrührten und aus dieser Zeit stammten. [21a]) Die Kritik hat begonnen, diesen Wahn zu zerstören, aber man kann noch nicht sagen, daß die Untersuchung überall bei endgültigen Resultaten angelangt ist. Das wichtigste Werk ist noch immer Thomas Stephens, The Literature of the Kymry, being a critical essay on the History of the language and literature of Wales (Llandovery und London 1849), 2. ed. (nach dem Tode des Verfassers) mit etwas verändertem Titel 1876 (vgl. Rev. Celt. III, 112). Dazwischen erschien die deutsche Uebersetzung von San-Marte (A. Schulz), Geschichte der wälschen Literatur vom XII. bis zum XIV. Jahrhundert (Halle 1864). Nach Stephens würde Y Gododin wirklich dem Aneurin angehören, würden ebenso die zwölf dem Llywarch Hen und wenigstens einige der dem Taliessin zugeschriebenen Gedichte echt sein, während er dem Merddin alle unter seinem Namen gehenden Gedichte abspricht. Noch weiter in der negativen Kritik ging D. W. Nash, Taliessin, or the Bards and Druids of Britain, 1858. W. F. Skene macht mit Recht im 1. Band seines Werkes, wo er überhaupt einen Ueberblick über die hier einschlagenden Fragen gibt, auf die Schwächen der bisher geübten Kritik aufmerksam, und kommt seinerseits zu dem Resultate, daß diese Gedichte die Literatur der Cymren von Cumbria darstellen, ehe dieses Königreich 946 von den Sachsen unterjocht wurde, daß die ältesten derselben als zusammenhängende Ganze im 7. Jahrhundert entstanden seien, daß sie aber auf Gedichten und Fragmenten beruhten, die von jenen alten Barden herrührten. Die Forschung muß hier Schritt für Schritt vorwärts zu kommen suchen, die grammatische Abhandlung von Rhys, Notes on the language of old Welsh poetry, in der Revue Celtique VI pp. 14—61, beweist aufs neue, daß diese Bardengedichte wirklich einen sehr alten Kern haben müssen, von dem noch mancher Rest inmitten der umgewandelten sprachlichen Form erhalten ist. Die historischen Verhältnisse, die in Betracht kommen, veranschaulicht am besten Aneurin's Gedicht Y Gododin. Die Cymry saßen ursprünglich auch zwischen Humber und Clyde, in Manau Guotodin, dem Gebiete der Ottadeni. Als 408 oder 409 die römische Herrschaft definitiv aufgehört hatte, kamen die einheimischen Fürsten wieder zu größerer Macht, aber es folgten die Angriffe der germanischen Eroberer. Im Osten setzten sich diese letztern schon früh fest. Ein Graben mit Wall schied ihr Gebiet von den im Westen sitzenden keltischen Stämmen, zwischen Solway und Frith of Forth. Die Schlacht von Cattraeth, welche den Gegenstand von Aneurin's Gedicht bildet, wurde zwischen den Cymry und den Sachsen geschlagen. Aneurin war selbst als Barde dabei. Die Sachsen hatten keltische Verbündete. Sie sammelten ihre Streitkräfte in Gododin. Die Schlacht begann an einem Dienstag und dauerte eine ganze Woche. Das Ende war, daß die Cymry besiegt wurden. Aneurin wurde gefangen genommen, aber nachher von einem Sohne des Barden Llywarch Hen befreit. Es wurde eine Zusammenkunft abgehalten, aber dabei erschlug der sächsische Herold den britischen Barden Owain, der verlangt hatte, daß ein Theil von Gododin den Cymry zurückgegeben würde. Es entbrennt ein neuer Kampf, der mit einer furchtbaren Niederlage der Cymry endet. Nur wenige Häupter entkamen, unter ihnen Aneurin. Diese Schlacht soll im J. 570 n. Chr. geschlagen worden sein. Wichtige lateinisch geschriebene Quellen für die altcymrische Geschichte und Sage sind die Historia und Epistola des Gildas aus dem 6. Jahrh., die unter dem Namen des Nennius gehende Historia Britonum mit verschiedenen Zusätzen aus dem 7. bis 10. Jahrh., und die Historia Regum Britanniae des Geoffrey of Monmouth aus dem 12. Jahrh., alle drei von San-Marte herausgegeben. Daß die Barden im frühen Mittelalter einen organisirten Stand bildeten, beweisen die altcymrischen Gesetze, die sich an vielen Stellen auf dieselben beziehen (s. die Indices zu den Ancient Laws and Institutes of Wales). Von dem Barden Meilyr an, der um 1100 lebte, ist bis in die neuere Zeit herein eine lange Reihe von Barden bekannt, deren Gedichte, zum Theil erhalten, in der Myvyrian Archaiology gedruckt und in Stephens' Werke besprochen sind.

Der Inhalt der alten Gedichte ist sehr mannichfaltig. Die meisten jedoch beziehen sich auf geschichtliche Ereignisse, frühere oder gleichzeitige, besonders auf Kämpfe und Schlachten, oft mit schwer deutbaren Anspielungen. In vielen werden britische Könige und Fürsten gefeiert oder erwähnt, unter ihnen auch Arthur der Guledig, aus späterer Zeit besonders Heinrich I. und sein Sohn Robert, Earl of Gloucester, dessen Mutter die Tochter eines einheimischen Fürsten war, und der im J. 1147 starb. Wieder andere Gedichte beziehen sich auf Städte (caer) und ihre Helden. Einige haben die Form eines

20) Die Ausgabe vom J. 1877, in 1 Bande, enthält nur die englische Uebersetzung, nicht den cymrischen Text. 21a) Das Hauptwerk in Bezug auf diese Position ist Sharon Turner, Vindication of the genuineness of the ancient British poems of Aneurin, Taliessin, Llywarch Hen, and Merdhin (London 1803).

Todtengesangs, andere kündigen sich als Träume oder als Prophezeiungen an. Fast in allen sind christliche Gedanken, aber eine Anzahl sind geradezu religiöse Gedichte. Auch einzelne Erzählungen des Alten Testaments finden sich, und in zwei Oden wird Alexander der Große gepriesen. Sogar eine irische Sage, die sich auf die Helden Curoi mac Daire und Cuchulinn bezieht, ist in einem Gedichte vertreten (vgl. Skene a. a. O. I, 211). Einen eigenthümlich moralisirenden oder sententiösen Charakter haben die dem Llywarch Hen zugeschriebenen Gedichte, aber am meisten besprochen sind die sogenannten mythologischen Gedichte, die unter Myrddin's und Taliessin's Namen gehen. Ohne Frage sind vielfach spätere Producte mit berühmten Namen der Vorzeit geschmückt worden. Mit den in den alten Mss. enthaltenen Gedichten Taliessin's ist ein unter dem Titel Hanes Taliessin bekanntes Mabinogi combinirt worden, das die persönlichen Schicksale dieses Barden erzählt, mit eingelegten Gedichten. Es ist schon mehrmals gedruckt (vgl. Skene a. a. O. I, 30), zuletzt im 3. Bande der Mabinogion von Lady Charlotte Guest, eine deutsche Uebersetzung im Anhange von San-Marte's Uebersetzung von Stephens' History. Nach dem, was Skene a. a. O. p. 31 bemerkt, stammt dieser Text aber nicht aus alter Zeit, sondern erst aus dem Ende des 16. oder dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Was aber die druidische Mythologie anlangt, die hier und in älteren Texten erhalten sein soll, so treten uns allerdings eigenthümliche Namen und Gedanken entgegen, in denen Nachklänge des einheimischen Druidenthums erhalten sein könnten, aber eine tendentiöse Interpretation hat hier viel mehr als bloße Nachklänge zu gewinnen gesucht. Diese Fehler sind verhältnißmäßig leicht durch philologisch genaue Interpretation zu beseitigen, und bis diese nicht allen Texten zutheil geworden oder, wo sie schon vorliegt, gründlich nachgeprüft worden ist, erscheint Vorsicht im Urtheil sehr gerathen. Ohne Frage verdankt Wales seinen Barden sehr viel. Sie haben sehr wesentlich dazu beigetragen, die cymrische Nationalität in Sprache, Traditionen und Sitten aufrecht zu erhalten, und den Widerstand gegen die Sachsen und die Engländer (Lloegrwys) haben sie vielleicht noch mehr betrieben als selbst die einheimischen Fürsten. Die späteren Barden haben mit Bewußtsein an ihre Vorgänger und an das Alte angeknüpft, und eben deshalb ist manches scheinbar Alte neu, kann aber auch manches erst später Entstandene alte Elemente in sich tragen. Mehrfach tritt uns entgegen, daß die Barden ihren Fürsten, den sie mit einem alten Helden vergleichen wollten, geradezu mit dem Namen desselben anredeten. Aehnlich werden spätere Barden ihre eigenen Dichtungen als Werke Taliessin's und anderer Barden bezeichnet haben, die sie als ihre Muster betrachteten.

Die Gedichte der späteren Barden des Mittelalters haben nur zum Theil einen andern Charakter als die alten. Sie finden sich gedruckt in der Myvyrian Archaiology, und kurz charakterisirt in Stephens' Buch. Meilyr, sein Sohn Gwalchmai, ferner Owain Kyveilig und Howel ab Owain, zwei fürstliche Barden, von denen der letztere im J. 1169 starb, Kynddelw, Llywarch ab Llywelyn sind hervorragende Namen, und Kriegslieder, Lehrgedichte, Liebesgesänge und Elegien wechseln in ihren Werken mit Gedichten besonderer Art. Zu letztern gehört Owain Kyveilig's Gedicht Hirlas. Dies Wort ist der Name eines Trinkhorns, das der Fürst seinen Gästen der Reihe nach reichen läßt, indem er jeden mit einem Verse bedenkt. Ein ähnliches Motiv liegt dem Gedichte „Die Rundfahrt durch Powys" desselben Barden zu Grunde, in welchem jedem Orte, den der Fürst auf einer Rundfahrt besucht, ein Vers gewidmet ist. Liebeslieder sind namentlich von Howel ab Owain vorhanden. Ueber den Barden Dafydd ab Gwilym, geboren um 1340[21b]), also ein Zeitgenosse Chaucer's, besitzen wir eine Monographie von Professor Cowell, die auch für die Auffassung anderer Barden fruchtbare Gesichtspunkte bietet. Cowell weist in den Gedichten Dafydd ab Gwilym's Aehnlichkeiten mit denen der Troubadours nach. Namentlich kommen hier die Liebesgedichte in Betracht. Wären diese wörtlich zu nehmen, so müßte dieser Barde ein wahrer Don Juan gewesen sein, allein sie sind eben nur Poesie: aus dem Umstande, daß der Minnesänger die Dame besingt, folgt nicht, daß er ein Verhältniß mit ihr hatte. Wenn sich ferner bei den Troubadours der Einfluß von Ovid's Metamorphosen beobachten läßt, so könnte an diesen bei Dafydd die Klage der Eule erinnern. Diese war ursprünglich ein schönes Mädchen, welches zur Strafe für ihre Falschheit in den verhaßten Vogel verwandelt wurde, s. das Märchen Math in den Mabinogion. Aehnliche Verwandlungen sind es, die dazu geführt haben, den Barden einen altdruidischen Glauben an die Seelenwanderung zuzuschreiben. Sie spielen in der Legende von Taliessin eine große Rolle. Da wir sie aber auch in der altirischen Sage finden, z. B. in der Sage Aided Echach maic Maireda (Journ. R. Hist. and Arch. Ass., 1870, p. 101 fg.), so könnten hier allerdings altkeltische Mythen vorliegen, nur scheinen sie mir nicht den Gedanken der Seelenwanderung zu enthalten. Auch in andern mythologischen Einzelheiten finden sich Berührungen zwischen Irland und Wales, z. B. in dem mythischen Glasschiff u. s. w. Zur Charakteristik der Barden gehört noch, daß sie viel Sinn für die Natur zeigen, und daß sie, obwol religiös, doch den Mönchen feindlich sind. Freilich waren sie selbst auch nicht immer die besten, wie die dem Taliessin zugeschriebene Satire auf die Barden des Maelgwn Gwynedd beweist (San-Marte's Uebersetzung von Stephens, S. 86).

Die Barden sollen aber auch die Besitzer der druidischen Weisheit gewesen sein, die unter dem Namen der Triaden (Trioedd)[22]) auf uns gekommen ist. Es ist dies eine höchst merkwürdige Spruchweisheit, die man nicht deshalb geringzuschätzen braucht, weil sie zu phan-

---

21[b]) Es gibt noch keine kritische Ausgabe dieses Barden, die erste Ausgabe ist von Owen Jones (London 1789). 22) Eine Abhandlung von Stephens über die Triaden findet sich in dem Journal Y Beirniad, Band VI, vom Jahre 1865, vgl. Rev. Celt. I, 467 not.

taſtiſchen Theorien Veranlaſſung gegeben hat, oder weil ihr Alter zu hoch angeſchlagen worden iſt. Die Form der Triade iſt gewiß nicht altdruidiſch, ſondern wird mit dem chriſtlichen Begriffe der Trinität zuſammenhängen.[23]) Dieſe Lehre hat auf die alten Kelten einen tiefen Eindruck gemacht: das „triar óenfer“ (drei Perſonen Eine Perſon) iſt ein Wunder von einer Lehre, wie es in dem altiriſchen Hymnus auf S.-Brigit heißt, und im Hymnus auf St.-Patrick wird hervorgehoben, daß das Volk von Irland, ehe der Apoſtel kam, noch nicht an die wahre Gottheit der Trinität glaubte (vgl. meine Iriſchen Texte S. 14 und S. 29). So iſt denn in Wales die Dreiheit maßgebend geworden für eine eigenthümliche Spruchweisheit, die ſich auf die verſchiedenſten Dinge bezieht und die in der conſequenten Durchführung eines willkürlich gewählten Schemas auch viel alte Ueberlieferung miterhalten hat. Triaden kommen ſchon im Black Book of Caermarthen vor, in welchem ein Gedicht die Dreiheiten der berühmten Roſſe Britanniens feiert. Aber ſchon zur Zeit des Königs Hywel Da im 9. Jahrhundert muß es eine Sammlung von Triaden gegeben haben. Die umfangreichſten Complexe ſind religiöſen, legendariſchen hiſtoriſchen und juriſtiſchen Inhalts. Ueber die älteſten Triaden vgl. Skene a. a. O. I, p. 28 fg. In einem Hengwrt Manuſcr. ungefähr vom J. 1300 finden ſich zwei Complexe: 1) Trioedd arbenic oder Haupttriaden religiöſen Inhalts, und 2) Trioedd Arthur ae wyr oder die Triaden von Arthur und ſeinen Kriegern, letztere wol dieſelben, die Skene a. a. O. II, 456 mit Ueberſetzung mittheilt. Zwei andere Reihen enthält das Rothe Buch von Hergeſt: 1) Trioedd ynys Brydain oder die Triaden der Inſel Britannien (die Triaden von Arthur mit einſchließend), und 2) eine gemiſchte Zuſammenſtellung (die Triaden der Roſſe mit einſchließend), deren Text neuerdings von Rhys im Cymmrodor Vol. III, Part I (Januar 1880), p. 52—63 auf Grund einer ſorgfältigen Collation neu gedruckt worden iſt. Beide Complexe des Rothen Buches waren ſchon in der Myvyrian Archaiology veröffentlicht. Daſelbſt finden ſich außerdem die ſogenannten hiſtoriſchen und andere Triaden, die einer der bardiſchen Hauptſchwärmer, Iolo Morganwg[24a]), zu dieſem Werke beigetragen hat. Derſelbe beſaß eine Abſchrift der bardiſchen Geheimlehre, wie ſie Llywelyn Sion, 1580—1616 Präſident des Stuhles von Glamorgan, aufgezeichnet haben ſoll. Er machte Mittheilungen daraus in ſeiner Publication Poems, Lyric and Pastoral, 1794, und in einem zweiten Buche, dem Cyfrinach Beirdd ynys Prydain (das Geheimniß der Barden der Inſel Britannien), das nach ſeinem Tode im J. 1829 von ſeinem Sohne herausgegeben worden iſt, vgl. Skene I, 30. Das letztere liegt auch in einer franzöſiſchen Ausgabe von A. Pictet vor, Le Mystère des Bardes de l'Île de Bretagne, Genève 1856. Iolo Morganwg hat viel aus älteren Quellen abgeſchrieben, aber da er ein Schwärmer war und ſeine Quellen nicht immer angegeben hat, ſo wird das, was von ihm ausgegangen iſt, mit einem gewiſſen Mistrauen angeſehen (vgl. Skene I, 32, Rev. Celt. I, 467). Aus ſeinen nachgelaſſenen Papieren wurde ein Band als Fortſetzung der Myvyrian Archaiology veröffentlicht: Iolo Manuscripts. A selection of ancient Welsh Manuscripts, in prose and verse, from the collection made by the late Edward Williams, Iolo Morganwg, for the purpose of forming a continuation of the Myfyrian Archaiology; and subsequently proposed as materials for a new history of Wales: with English Translations and Notes, by his son, the late Taliesin Williams (ab Iolo) of Merthyr Tydfil (Llandovery 1848).[24b]) Auf den „Iolo Manuscripts“ beruht auch das bekannte neuere Werk: Barddas, or, A Collection of original documents, illustrative of the theology, wisdom, and usages of the Bardo-Druidic System of the Isle of Britain. With Translation and Notes. By the Rev. J. Williams ab Ithel. Published for the Welsh Mss. Society. Vol. I. Llandovery and London 1862, Vol. II. London 1874. Den Anfang bildet ein langer Abſchnitt über das Alphabet und den Urſprung deſſelben. Alles entfaltet ſich in Triaden, auch das Alphabet. Dieſes heißt coelbren, von pren Holz (denn es wurde auf vierkantige Stäbe eingeſchnitten), oder coelvain, von main Stein (denn es wurde auch auf Steinplatten mit Stahl oder Feuerſtein eingravirt). Als das Land von den Römern erobert wurde, brachten ſie eine Pflanze namens plagawd mit, und ſchrieben auf dieſer; dann wurden Häute (von Kalb, Schaf oder Ziege) künſtlich zubereitet, und machte man plagawd von dieſen. Aber daneben behielten die Barden Holz und Stein bei. Heinrich V. (1413—1422) verbot den Cymry Schulen und Bücher, da griff man wieder zum coelbren der Barden. Nach Stephens freilich iſt dieſes Alphabet überhaupt erſt eine Erfindung des 15. Jahrhunderts (vgl. ſeine Abhandlung Coelbren y beirdd, in der Archaeologia Cambrensis vom Juli 1872), jedenfalls iſt es nur eine Modification des lateiniſchen Alphabets. Die Angaben über die Stäbe und die Stabbücher ſind nicht ohne Intereſſe. Auf p. 8 findet ſich ein Verzeichniß der Textſtücke, die ſchon zuvor gedruckt worden waren, das von Pictet bearbeitete „Geheimniß der Barden“ iſt auch darunter (ſ. p. 168). Die Eiſteddfod (Sitzungen) oder nationalen Bardencongreſſe haben bis in die neueſte Zeit herein viel zur Pflege der cymriſchen Sprache beigetragen. Das eben genannte

23) Nach M. Nicolas, Rev. de Théol. (Straßburg) 3. Ser., Vol. VI, 1868, würden dieſe Lehren an Origenes anknüpfen; vgl. Rev. Celt. I, 468. 24a) Iolo Morganwg, im bürgerlichen Leben Edward Williams, von Flimſtone in Glamorgan (daher Morganwg), behauptete, daß von den vier alten Bardenſtühlen oder -Schulen einer, der zu Glamorgan, noch erhalten, daß er der Präſident deſſelben ſei, und daß die bardiſche Tradition hier bis 1300 zurückverfolgt werden könne.

24b) Dieſer Band enthält History, Ecclesiastical Antiquities, Fables, Tales, Miscellanies, Poetry. Am beachtenswertheſten ſind außer den Genealogien und bibliographiſchen Notizen die Thierfabeln und eine Anzahl Gedichte, namentlich die dem Barden Rhys Goch of Tir Iarll zugeſchriebenen, der um 1140 angeſetzt wird.

Werk Barddas war die Lösung einer Preisfrage, die auf dem Eisteddfod zu Llangollen im Herbste 1858 gestellt worden war. Die juristischen Triaden sind in den Ancient Laws and Institutes of Wales abgedruckt. Einen eingehenden Bericht über die Triaden gibt F. Walter, Das alte Wales, S. 8—16.

Viel mehr allgemein bekannt sind die von Lady Charlotte Guest aus dem Rothen Buche von Hergest veröffentlichten Mabinogion.[25]) In ihrer englischen Uebersetzung ist in wunderbarer Weise der Ton getroffen, der zu dem romantischen Inhalte stimmt. Sie hat unter dem Namen Mabinogion elf Erzählungen zusammengefaßt, die sie in der Preface in zwei Hauptarten theilt (vgl. Skene a. a. O. I, 28). Eine erste Art bilden die Geschichten, die sich auf ältere Stoffe oder ältere Verhältnisse beziehen: Pwyll, Fürst von Dyved; Branwen, Tochter des Llyr; Manawyddan, Sohn des Llyr; Math, Sohn des Mathonwy; Llud und Llevelys; Kilhwch und Olwen; der Traum des Rhonabwy. Eine zweite Art bilden die Geschichten, die sich auf den Sagenkreis des ritterlichen Königs oder Kaisers Arthur beziehen: die Dame von der Quelle; Peredur, Sohn des Evrawc; Geraint, Sohn des Erbin; der Traum des Macsen Guledig.[26]) In der Handschrift werden nur die vier ersten Geschichten, die zusammen ein Ganzes für sich bilden, Mabinogi genannt, die übrigen sieben nicht. Daher Lhuyd in der Arch. Brit. p. 255 fg. die Dreitheilung Mabinogion (mit fünf Titeln), Breuddwydion oder Träume (mit drei Titeln), und Ystoriau oder Geschichten (mit zehn Titeln) aufstellte. Auch die Erzählungen der ersten Art sind uns in keiner besonders alten Form erhalten, aber sie scheinen nicht außer Land gewandert zu sein, sodaß sie auch nicht den romanischen Ritterschlag erhalten haben. Zauberei spielt hier eine große Rolle, und diese kann allerdings ein Nachklang des Druidenthums sein. Der Verwandlung in Thiere gedachten wir schon oben, sie findet sich hier öfter. Der Schauplatz der Vorgänge ist Britannien, im zweiten Theile des eigentlichen Mabinogi (Branwen) spielt Irland herein.[28]) In London herrschen britische Könige, kurz, es ist die Zeit vor der Herrschaft der Sachsen. Aber es scheinen sehr verschiedene Stoffe durcheinandergerathen zu sein. Der Verrath an Llew Llaw Gyffes im vierten Theile des Mabinogi (Math) erinnert in der auffallendsten Weise an Siegfried und Hagen, und der märchenhafte Zug im ersten Theile (Pwyll), daß nämlich eine Person die Gestalt einer andern annimmt und in alle Verhältnisse derselben eintritt, gehört gewiß in den Kreis des indischen Märchens, das H. Varnhagen (Ein Indisches Märchen, Berlin 1880) durch Asien und Europa verfolgt hat. Speciell cymrisch sind die Beziehungen auf die Triaden, in denen also auf dieselben Stoffe angespielt wird. Eine eingehende und sehr beachtenswerthe Analyse der Geschichte von Branwen gibt Alfred Nutt, Mabinogion Studies (aus dem Folk-Lore Record, Vol. V). — Für die meisten andern Erzählungen ist Arthur der charakteristische Name. Man hat aber zwischen dem historischen und dem romantischen Arthur zu unterscheiden. In der Historia Britonum des Nennius ist Arthur der oberste Heerführer (dux bellorum) der Briten in ihren Kämpfen gegen die Sachsen um 500 n. Chr. Diese Führerschaft Arthur's in zwölf Schlachten betrachten wir mit Skene (a. a. O. I, 50 fg.) und andern als die Grundlage seines Ruhmes. Der Arthur der Romantik ist dann eine poetische Umbildung, in welcher das Ideal einer späteren Zeit ausgewirkt worden ist. In ähnlicher Weise ist in Irland der geschichtliche Finn zu einem Helden der Romantik geworden. Bei solchen Umwandlungen werden aber nicht blos die neuen Ideen, welche die Phantasie bewegen, ausgesprochen, sondern es bleiben auch Reste der ursprünglichen Verhältnisse und werden auch andere alte Ueberlieferungen zu den glänzend in den Brennpunkt der Poesie getretenen Personen in Beziehung gesetzt. Wir theilen also hier nicht die Ansicht von Rhys, der Arthur als ein schon aus vorhistorischen Zeiten mitgebrachtes Ideal („the ideal champion of the race", Celtic Britain p. 231) betrachten möchte. Der Arthurroman athmet den Geist des mittelalterlichen Ritterthums, dessen Hauptträger die französischen Normannen waren. Die Normannen in England werden das Ihrige zu der Umbildung der Sagen und Märchen beigetragen haben, aber man nimmt an, daß die im 6. Jahrhundert nach der Bretagne ausgewanderten Briten die Stoffe mit sich nahmen, daß die Bretonen dieselben der französischen Poesie zuführten, und daß Wales dann sein Eigenthum in französischer Bearbeitung zurückerhielt. Auch in diesen Fragen ist noch nicht das letzte Wort gesprochen. Zuletzt hat die Literatur hierüber zusammengetragen Heinrich Gooffens, Ueber Sage, Quelle und Composition des Chevalier au Lyon des Crestien de Troyes (Paderborn 1883, Diss. der Akademie zu Münster). Vgl. auch A. Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Gral (Leipzig 1877). Die von Lady Charlotte Guest veröffentlichten Texte sind ins Deutsche übersetzt von San-Marte, theils im Anhange seiner Uebersetzung von Stephens' Geschichte der wälschen Literatur, theils in seinen beiden Schriften: Die Arthursage und die Märchen des Rothen Buches von Hergest (Quedlinburg und Leipzig 1842), und Beiträge zur bretonischen und celtisch-germanischen Heldensage (Quedlinburg und Leipzig 1847). Auf die französischen Quellen und andere Werke, welche den Arthurroman behandeln, hat schon Lady Charlotte Guest hingewiesen. Als Quellen kommen namentlich drei Werke des Chrestien de Troyes in Betracht: Le Chevalier au Lyon, Perceval le

25) Mabinogion ist der Plural von mabinogi, und dies ist ein Abstractum von mabinawc „juvenilis, puerilis", daher es Gramm. Celt.² 814 durch „narratio puerilis" wiedergegeben ist. 26) In ihrem Werke hat Lady Guest diese Eintheilung nicht eingehalten. Vol. I enthält: Iarlles y Ffynnawn, Peredur ab Efrawc; Vol. II Geraint ab Erbin, Kulhwch ac Olwen neu Y Twrch Trwyth, Breuddwyd Rhonabwy; Vol. III Pwyll Pendefig Dyfed, Branwen verch Llyr, Manawyddan vab Llyr, Math vab Mathonwy, Breuddwyd Maxen Wledig, Kyfranc Lludd a Llevelys, Hanes Taliessin. 27) Vgl. Stephens, übersetzt von San-Marte, S. 333. 28) Skene a. a. O. I, 201, ist der Ansicht, daß das Mabinogi sich auf eine Zeit beziehe, in der Mona und Arvon gälische Bevölkerung hatten.

Galois und Erec et Enide. Allein von den 18 Texten, die Lhuyd in der Archaeologia Britannica aufzählte, hatte Lady Charlotte Guest nur 11 veröffentlicht. Eine Reihe anderer Texte gab dann gut heraus Rev. Robert Williams mit englischer Uebersetzung in V Theilen, ein VI. Theil sollte den zweiten Band beschließen, aber leider hat der Tod den verdienten Mann ereilt, ehe er sein Werk zu Ende führen konnte (vgl. Rev. Celt. V, 156). Der erste Band, in III Theilen, enthält Y Seint Greal, The Holy Greal, aus dem oben unter den ältesten Manuscripten erwähnten Hengwrt-Manuscript. Das Werk zerfällt in zwei Theile, der erstere (Kap. I bis LXX[a]) ist eine Uebersetzung des dem Walther Mapes zugeschriebenen Romans La Quête du St. Greal, der zweite (Kap. LXX[b] bis zum Ende, d. i. Kap. CCLV) ist eine Uebersetzung des Romans, den im J. 1866 Potvin als Perceval le Gallois herausgegeben hat. (Vgl. Lit. Centralblatt 1876, Spalte 1240.) Wir geben die englischen Titel der übrigen Texte. Den Anfang macht 1) die romantische Geschichte Karl's des Großen, The Gests of Charlemagne, an deren Ende sich die folgende Angabe findet: This Book Madawc ab Selyf translated, which John the Scholar wrote. The age of the Lord Jesus Christ, who being God was born of the Virgin Mary, was 1336. Der Romantik der Kreuzzüge gehört an 2) die Geschichte Bown of Hamtoun (oder Bevis of Hamton). Die übrigen Stücke stammen aus der ecclesiastischen Literatur: 3) St. Patrick's Purgatory, 4) The Life of the Virgin Mary, 5) The Seven Deadly Sins, 6) The Gospel of Nicodemus, 7) The Mass of Good Friday, 8) The History of Pontius Pilate, 9) and Judas (mit der vorhergehenden zusammenhängend), 10) The Prophecy of Sibil, the Wise, 11) The Dream of St. Paul, 12) The Meaning of the Lord's Prayer, 13) The Seven Wise Men of Rome, 14) The Blessed Oil, 15) The Country of the Blessed John, 16) Hystoria Idrian Amherawdyr ag Ipotis Ysprytawl, die Geschichte des Kaisers Hadrian. Der cymrische Text des letztgenannten Stückes ist nicht fertig geworden, er bricht in dem mir vorliegenden Exemplare auf p. 340 ab; dann fehlen 94 Seiten cymrischer Text, die in Theil VI mitgetheilt werden sollten, denn die englische Uebersetzung des Ganzen beginnt auf p. 435. Leider reicht diese nur bis in Kap. VIII. von St. Patrick's Purgatory, wo sie p. 570 mitten in einem Worte abbricht. Alle diese Texte sind den Hengwrt Manuscripts zu Peniarth entnommen. Außerdem sind noch einige andere Texte in zuverlässiger Weise veröffentlicht worden: von H. Gaidoz aus dem Rothen Buche von Hergest der bekannte Stoff L'Amitié d'Amis et d'Amiles mit französischer Uebersetzung, in der Revue Celtique IV. p. 201 — 244; von Rhys aus demselben Manuscripte die cymrische Version von Karl's des Großen Reise nach Jerusalem und Konstantinopel, mit englischer Uebersetzung gedruckt in E. Koschwitz, Sechs Bearbeitungen des altfranzösischen Gedichts von Karl's des Großen Reise nach Jerusalem und Konstantinopel (Heilbronn 1879); unter den neuesten Publicationen (1883) der Cymmrodorion die Ystoria de Carolo Magno from the Red Book of Hergest, über die wir einen Artikel von H. Gaidoz erwarten dürfen; von Thomas Powell aus einem Ms. des 15. Jahrhunderts im British Museum, A Description of the Day of Judgment, cymrischer Text mit englischer Uebersetzung und Anmerkungen, im Cymmrodor, Vol. IV. p. 106—138.

Die Geschichtschreibung in cymrischer Sprache ist durch die Brut genannten Chroniken vertreten. Die Historia Britonum des Geoffrey of Monmouth aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts erwähnten wir schon; sie soll die lateinische Uebersetzung eines altbretonischen Buches sein, das Geoffrey von Walter, Archdeacon of Oxford, erhielt. Hierzu gehören zwei cymrische Versionen unter dem Titel Brut y Brenhinoedd (Chronik der Könige), die schon in der Myvyrian Archaiology gedruckt sind. Die zweite derselben ist nur eine Uebersetzung des lateinischen Textes und findet sich im Rothen Buche von Hergest, die erste aber ist kürzer und wurde von Owen Jones für das originale Werk gehalten, das Walter aus der Bretagne mitbrachte. Er schrieb dieses Werk dem Barden Tyssilio zu, der zwischen 660 und 720 gelebt und eine Geschichte geschrieben haben soll. So geht diese unter dem Namen Brut Tyssilio. Aber weder daß Tyssilio sie verfaßt, noch daß sie überhaupt ein besonders altes Werk sei, läßt sich mit Sicherheit beweisen. Sie findet sich nicht im Rothen Buche von Hergest, sondern zuälteste in einem Manuscripte, das 1461 geschrieben sein soll. Vgl. Skene, Four Ancient Books I, 21 fg. F. Walter, Das alte Wales S. 46, glaubte aber mit San-Marte, daß dieser Brut die Quelle Geoffrey's sei. Wir lassen dies dahingestellt, und bemerken nur, daß einige Handschriften dieses Textes am Ende die Notiz enthalten, daß Walter, Archdeacon of Oxford, ihn in seinem Alter aus dem Lateinischen ins Cymrische übersetzt habe. Der Brut Tyssilio umfaßt die Könige von Britannien, von Brutus dem Nachkommen des Aeneas an bis Cadwaladyr Ende des 7. Jahrhunderts n. Chr. Geoffrey von Monmouth forderte seinen Zeitgenossen Caradog von Llancarvan auf, die folgenden Könige, jetzt nicht mehr Könige von Britannien, sondern nur noch Fürsten einzelner Theile, zu behandeln. Dieses Werk besitzen wir im Brut y Tywysogion, der mit dem Jahre 681, dem Todesjahre Cadwaladyr's, beginnt. Caradog selbst schrieb bis zum Jahr 1156, von da an weiter wurde die Chronik „in the monastic establishments of Strata Florida and Conway" bis zum Jahr 1282 fortgeführt. Die neueste Ausgabe des Brut y Tywysogion (Chronicle of the Princes) ist die von John Williams ab Ithel in den Rerum Britannicarum Medii Aevi Scriptores (London 1860). Zu Grunde gelegt ist der Text des Rothen Buches von Hergest, denn es gibt zwar unter den Hengwrt Mss. eine ältere Handschrift, vielleicht aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, aber sie ist unvollständig. Die Ueberlieferung ist dialektisch verschieden: die meisten Mss. und die genannte Ausgabe gehören dem dimetischen Dialekte (Dimetian) an, das älteste Ms. des venedotischen Dialektes (Venedotian)

ſtammt hier aus dem 16. Jahrhundert. Es gibt noch einen zweiten Brut y Tywysogion, von 660—1196, wahrſcheinlich nur eine beſondere Ueberarbeitung des erſtgenannten (vgl. Williams ab Ithel, Pref. p. XXVII fg.), ferner den Brut y Saeson (Chronik der Sachſen), den Brut Ieuan Brechva (Chronik des Johannes von Brechva, geſtorben um 1500), beide auf dem Werke des Caradog beruhend; alle dieſe Bruts ſind zuſammen im zweiten Bande der Myvyrian Archaiology gedruckt. Vgl. F. Walter, Das alte Wales, S. 41 fg.

Die Heiligenlegenden treten in der cymriſchen Literatur etwas zurück, doch ſeien die Bonedd oder Achau y Saint (die Genealogien der Heiligen) im zweiten Bande der Myv. Arch. und in deren Fortſetzung Iolo Manuscripts (ſ. oben) erwähnt, ſowie das Buch von W. J. Reeves, Lives of the Cambro-British Saints, of the fifth and immediate succeeding centuries, from ancient Welsh and Latin Mss. etc. (Llandovery 1853).

Sehr wichtig ſind die cymriſchen Geſetzſammlungen. Dieſelben zeigen unverkennbar den Einfluß des römiſchen Rechts, gewähren aber einen tieferen Einblick in die Verhältniſſe des alten Wales als irgendein anderes Werk der cymriſchen Literatur. F. Walter ſchöpfte aus ihnen den Stoff zu ſeinem ſchon mehrfach erwähnten Buche, Das alte Wales (Bonn 1859). Die Codification des Rechtes in Wales wird dem Könige Hywel Da (Howel dem Guten) zugeſchrieben, der 907—948 regierte. Sein Werk iſt in ſeiner urſprünglichen Geſtalt nicht mehr vorhanden, denn wenn auch der Kern derſelbe blieb, ſo erlitt es doch im Laufe der Zeit Veränderungen und Erweiterungen und wurde landſchaftlich verſchieden. Entſprechend den drei Haupttheilen von Wales, Gwynedd, Dyved und Gwent gibt es einen Codex Venedotianus, einen Codex Demetianus und einen Codex Gwentianus. Jedes dieſer drei Rechtsbücher iſt in mehrern Handſchriften überliefert. Das älteſte Ms. des Cod. Ven. ſtammt aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts. Die älteſten Mss. der beiden andern Codices ſtammen aus dem 14. Jahrhundert. In der neuen officiellen Ausgabe der Ancient Laws and Institutes of Wales von Aneurin Owen, 1841, in zwei Bänden, ſind dieſe drei Codices der Reihe nach vollſtändig abgedruckt, mit gegenüberſtehender engliſcher Ueberſetzung. Nirgends iſt beſſere Gelegenheit, das Verhältniß der alten Dialekte zueinander zu beobachten als hier. Der zweite Band enthält acceſſoriſches Material, unter anderm auch Complexe von juriſtiſchen Triaden aus der Myvyrian Archaiology. Indices und ein Gloſſar beſchließen dieſe Ausgabe, welche in Folio und in Octav vorhanden iſt. Die erſte Ausgabe veranſtaltete Gulielmus Wottonus, Cyfreithjeu Hywel Dda ac eraill, seu Leges Wallicae Ecclesiasticae & Civiles Hoeli Boni et aliorum Walliae Principum, Londini 1730, in Folio, mit Glossarium und Index.

Die einheimiſche Medicin iſt repräſentirt durch das Buch: The Physicians of Myddvai; Meddygon Myddfai, or the Medical Practice of the celebrated Rhiwallon and his Sons, of Myddvai, in Caermarthenshire, Physicians to Rhys Gryg, Lord of Dynevor and Ystrad Towy, about the middle of the thirteenth century. From ancient Mss. in the Libraries of Jesus College, Oxford, Llanover, and Tonn; with an English Translation; and the Legend of the Lady of Llyn y Van.[29]) Translated by John Pughe, and edited by J. Williams ab Ithel, Llandovery 1861. Die letzterwähnte Legende, die ſich auf die Abſtammung des Rhiwallon bezieht, iſt nur in Engliſch und füllt p. XXI bis XXX der Einleitung. Die mediciniſchen Texte aber ſehen zum größeren Theil nicht ſehr gelehrt aus, machen den Eindruck einer Sammlung von Hausmitteln, enthalten manchen Aberglauben, und ſind linguiſtiſch wegen der zahlreichen ſeltenern Wörter, Pflanzennamen u. ſ. w. von großem Intereſſe.

Wir haben unſer Augenmerk bisher auf die ältere cymriſche Literatur gerichtet, ſoweit dieſe mir aus gedruckten Büchern bekannt geworden iſt. Ueber die neuere Literatur bin ich nur unvollkommen unterrichtet, doch ſcheint ſie namentlich in der Poeſie einen dem Lande eigenthümlichen Charakter gewahrt zu haben. Ihr Umfang iſt ziemlich bedeutend, wie William Rowlands' Bibliographie zeigt, die nach dem Tode des Verfaſſers von D. Silvan Evans unter dem Titel: Llyfryddiaeth y Cymry, 1869, herausgegeben iſt und die Drucke von 1546[30]) bis 1800 umfaßt. Die Nachträge dazu im 1. und 2. Bande der Revue Celtique belaufen ſich auf faſt 200 weitere Nummern. Auf einem dem Cymmrodor vom Januar 1881 beigelegten Blatte wurde vom Verleger John Pryſe in Llanidloes eine „New Issue“ angekündigt. Bibliographiſch iſt ferner der Artikel von B. Quaritch, Names of Printers and Publishers of Welsh Books, im Cymmrodor, Vol. IV, Part 2 (1882). Durch den Neudruck hervorragender Werke der neueren Literatur, die ſelten geworden waren, hat ſich Rev. Robert Jones verdient gemacht, ſ. Cymmrodor, Januar 1880, S. 126 fg. Die von Dr. John Davies geſammelten und urſprünglich Mwythig, 1710, veröffentlichten Flores Poetarum Britannicorum gab er Llundain 1864 neu heraus („Privately printed“, ſ. Quaritch's Catal. Nr. 324, vom Jahre 1879, p. 1514), ferner für die Cymmrodorion The Poetical Works of the Rev. Goronwy Owen, 1881, und The Poems of Iolo Goch, First Part, 1878. Iolo Goch lebte im 14. Jahrh. und war Lord of Llechryd. Er gehört noch zu den älteren Barden, gilt als einer der hervorragendſten Dichter, und ſuchte beſonders ſeine Landsleute gegen die Engländer anzufeuern.[31]) Die Ausgabe wird von Th. Powell und Mitarbeitern fortgeſetzt. Goronwy Owen, geboren 1722, gilt als einer der bedeutendſten Dichter

29) So der Titel des Buchs, wie ich den Variationen in den antiquariſchen Katalogen gegenüber ausdrücklich bemerke. 30) Der älteſte Druck in Welſh iſt ein Kalender mit Credo u. ſ. w. von William Salesbury (London 1546). 31) Ueber die perſönlichen Verhältniſſe der Schriftſteller findet man Auskunft bei R. Williams, Enwogion Cymru. A Biographical Dictionary of Eminent Welshmen (Llandovery und London 1852).

des 18. Jahrh. Er war Geistlicher, aber es ist ihm nicht gut gegangen, woran er jedoch selbst schuld gewesen zu sein scheint. Er wanderte nach Amerika aus. Ein vielgelesenes Buch sind die Gweledigaethau y Bardd Cwsg („The Visions of the Sleeping Bard") von Elis Wynn (geb. 1671, gest. 1734), die zuerst im Jahre 1703 erschienen, dann aber oft gedruckt worden sind; mir liegt eine Ausgabe von D. Silvan Evans vor (Caerfyrddin 1865). Dieses Buch ist in mustergültiger Prosa geschrieben. Es geiselt die Immoralität der Zeit: der 1. Theil ist die Vision der Welt, der 2. die Vision des Todes, der 3. die Vision der Hölle. Silvan Evans veröffentlichte selbst ein Bändchen Gedichte, zum Theil Uebersetzungen aus dem Deutschen und dem Griechischen (Anakreon): Telynegion ar destunau amrywiol (Gedichte über verschiedene Gegenstände), zuerst erschienen 1846, in 2. Auflage Aberystwith 1881. Gaidoz rühmt Rev. Celt. V, 270 dieses kleine Buch, und theilt als Probe die Uebersetzung von Goethe's „König von Thule" mit. Noch geeigneter zur Lektüre für Fremde scheint ein anderes kleines Buch zu sein, das Powell Rev. Celt. V, 500 seines Inhalts und der Reinheit seiner Sprache wegen empfiehlt: Ysten Sioned, neu y Gronfa Cymmysg (= Lanx satura), Aberystwith 1882. Es enthält einen Artikel Llen y Milod („the Folklore of Animals"), dann eine Sammlung von Pennillion oder volksthümlichen Versen, und von kleinen Erzählungen, die als charakteristisch für die Anschauungen, die Sitten und Gebräuche des Landes, wie es vor 40 bis 50 Jahren war, bezeichnet werden. Die Werke der modernen Literaten und Literarhistoriker Rev. Walter Davies (Gwallter Mechain) und David Owen (Brutus) haben weniger ein allgemeines Interesse. Die des letztern erschienen unter dem Titel Brutusiana: sef Casgliad Detholedig o'i Gyfansoddiadau (Llanymddyfri und London 1855), erstere wurden von D. Silvan Evans herausgegeben: Gwaith y Parch. Walter Davies (Caerfyrddin und London 1868), vgl. Rev. Celt. I, 282. Die religiöse Literatur ist in Wales stark vertreten, und zwar gibt es eine Reihe alter katholischer Drucke, vgl. den interessanten Artikel von H. W. Lloyd, Welsh Books printed abroad in the 16th and 17th centuries, and their authors, im Cymmrodor, Jan. 1881, p. 25 fg. Die erste vollständige Uebersetzung der Bibel rührt her von W. Morgan, zuletzt Bischof von Llandaff (gestorben 1604), und erschien zu London 1588 unter dem Titel: Y Beibl Cyssegr Lan, sef yr Hen Destament, a'r Newydd. Sie ist dann oft neu herausgegeben worden, im Ganzen und in einzelnen Theilen, neuere Ausgaben von 1833, 1843—48 u. s. w. Das Neue Testament war schon vor Morgan von William Salesbury übersetzt und London 1567 herausgegeben worden. Ein alter katholischer Katechismus ist von den Cymmrodorion neu gedruckt: Athravaeth Gristnogavl [Christian Instruction]. By Morys Clynoc, first Rector of the English College in Rome; edited with Preface, by Griffith Roberts, the Grammarian. Originally printed at Milan A. D. 1568. Vgl. die oben erwähnte Abhandlung von Lloyd. Die 1. Ausgabe der Predigten (Pregethau), die Sonntags in jeder Kirche und Kapelle gelesen werden sollten, erschien London 1606, wie ich Quaritch's Katalog Nr. 324 (Mai 1879) entnehme, in welchem Wales besonders gut vertreten ist.

Die beste Grammatik der älteren Sprache ist in der von Ebel besorgten 2. editio von Zeuß' Grammatica Celtica enthalten, obwol hier mancherlei nachzutragen ist, wie neuerdings namentlich Rhys, Rev. Celt. V, 14—61 (Notes on the language of old Welsh poetry), gezeigt hat. Andere grammatische Monographien competenter Celtologen und Linguisten finden sich außer in der Revue Celtique in den Beiträgen zur Vergleichenden Sprachforschung, im Cymmrodor und in der Archaeologia Cambrensis. In der letztern veröffentlichte der leider frühverstorbene (Rev. Celt. III, 146) amerikanische Professor Evander Evans in den Jahren 1872 bis 1874 wichtige Arbeiten, über die Rev. Celt. II, 134, 279 und 418 berichtet ist. Das Buch von J. Rhys, Lectures on Welsh Philology (London 1877, 2. ed. 1879), gibt in seiner ersten Hälfte eine Phonologie des Cymrischen, und in seiner zweiten, wie schon oben hervorgehoben, eingehende Untersuchungen über das Ogam und die auf britannischem Boden gefundenen Inschriften. In mehrern Nummern der Archaeologia Cambrensis, vom Juli 1873 bis April 1875, veröffentlichte Rhys u. a. eine Sammlung von Welsh words borrowed from Latin, Greek and Hebrew. Die einheimischen Grammatiken leiden zum Theil an falschen Theorien über den Ursprung des Cymrischen, doch gibt es einige, welche die Sprache ihrer Zeit klar darzustellen suchen. Die älteste derselben wurde von Edeyrn Dafod Aur auf Befehl von Llywelyn ap Gruffydd, Prince of Wales von 1254 bis 1282, und zweier anderer Lords verfaßt, und ist von der Society for the Publication of Ancient Welsh Manuscripts veröffentlicht worden: Dosparth Edeyrn Davod Aur, or the ancient Welsh grammar compiled in the 13th century by Edeyrn the Golden-tongued, dazu Y Pum Llyffr Kerddwriaeth, or Rules of Welsh Poetry, originally compiled by Davydd Ddu Athraw, in the 14th, and subsequently enlarged by Simwnt Vychan, in the 16th century, mit englischer Uebersetzung und Noten herausgegeben von J. Williams ab Ithel (Llandovery 1856). Ein alter grammatischer Druck ist als Supplement von Vol. I bis V der Revue Celtique 1870—1883 in Facsimile neu gedruckt worden: A Welsh Grammar and Other Tracts by Griffith Roberts, Milan 1567. Ueber andere grammatische Werke sowie über die Wörterbücher berichtet Walter, Das alte Wales, S. 26 fg. Unter den neueren

32) In Trübner's Catalogue of Dictionaries and Grammars (1872) findet sich aufgeführt: Evans & Richards, An English and Welsh Vocabulary: or, an easy Guide to the Ancient British Language. By Th. Evans. To which is subjoined, a Grammar of the Welsh Language. By the Rev. Th. Richards (Dolgelly 1816).

Grammatiken sind die von Th. Richards (seit 1781 mehrmals gedruckt), William Owen (1803)[32]) namentlich aber die von W. Spurrell viel gebraucht. Letztere (Gramadeg o iaith y Cymry. A grammar of the Welsh Language) erschien Carmarthen 1848 in erster, 1853 in zweiter, 1870 in dritter Ausgabe. Daneben A Grammar of the Welsh Language von Th. Rowlands (3d ed.), dazu Welsh Exercises, Part I und II (Bala und London 1870 fg.). Ueber die Dialekte des Cymrischen ist erst wenig allgemein bekannt geworden. Wir hoben oben die dialektische Verschiedenheit der Rechtscodices hervor. Aus den noch ungedruckten Iolo Morganwg Mss. wird im Cymmrodor vom Januar 1881 p. 101 fg. ein kleiner Text im gesprochenen Dialekt von Glamorgan, dessen sich Iolo oft bediente, mitgetheilt. In den Triaden werden drei Hauptdialekte unterschieden: die Sprache von Nordwales, von Südwales, und als dritter das Cornische, vgl. Walter, Das alte Wales, S. 21.

Unter den Wörterbüchern ist von den Cymmrodorion 1878 ein altes englisch-cymrisches in Facsimile neu gedruckt worden: A Dictionary in Englyshe and Welshe. By Wyllyam Salesbury. Black-letter. Originally printed in London 1547. Aus dem 17. Jahrh. stammt John Davies, Antiquae Linguae Britannicae . . . et Linguae Latinae Dictionarium duplex (Londini 1632). Auf dieses nahm Edward Lhuyd, der bedeutendste Keltologe des vorigen Jahrhunderts, Bezug in seiner Archaeologia Britannica (Oxford 1707), in welcher er, wie der englische Titel besagt, neue Auskunft zu dem, was bisher bekannt war, über die Sprachen, Geschichte, Sitten und Gebräuche der ursprünglichen Bewohner Großbritanniens gab aus Sammlungen und Beobachtungen auf Reisen durch Wales, Cornwall, Bas-Bretagne, Ireland und Scotland. Vol. I. Glossography. Ein zweiter Band ist nicht erschienen. Ueber den Inhalt dieses bedeutenden Werkes, das mir in Leipzig nicht zur Verfügung steht, berichte ich nach einer Mittheilung von Stokes. Die Titel der einzelnen Abschnitte sind: I. Comparative Etymology; II. Comparative Vocabulary of the Celtic Languages, i. e. Latin with meaning in Welsh, Cornish, Breton and Irish; III. Armoric Grammar; IV. Armoric-English Vocabulary; V. Welsh words omitted in Davies' Dictionary; VI. Cornish Grammar; VII. Catalogue of Welsh Manuscripts; VIII. Comparisons of Welsh with Greek, Latin etc.; IX. Introduction to the Irish Language; X. Irish-English Dictionary, und ein Catalogue of Irish Manuscripts, und zum Schluß ein Index für das ganze Werk. Die Zahl der vorhandenen Wörterbücher ist ziemlich groß, Spurrell bemerkt in der Vorrede zur ersten Ausgabe seines englisch-cymrischen Wörterbuchs, daß er „twenty-one dictionaries of authority" benutzt habe. Mir liegt von W. Spurrell die 3. ed. des English-Welsh Pronouncing Dictionary (Caerfyrddin 1861), und die 3. ed. des Geiriadur Saesneg a Seisoneg (Carmarthen 1866) vor. Man benutze dieses kleine Wörterbuch als Hülfsmittel beim Lesen cymrischer Texte benutzen, es ist aber nicht gerathen, es ohne weitere Sprachkenntnisse oder ohne Nachprüfung als Sprachquelle zu benutzen. Dieselbe Warnung ist auch in Bezug auf das große Wörterbuch von W. Owen Pughe[33]) auszusprechen: A Dictionary of the Welsh Language, explained in English, with numerous illustrations from the literary remains and from the living speech of the Cymmry. To which is prefixed a Welsh Grammar. The 2d ed. Denbigh 1832. Es erschien zuerst im J. 1803. Eine 3. Ausgabe, besorgt von R. J. Pryse, ist mir nur aus Trübner's Catal. of Dict. and Gramm. (1872) bekannt. Ebendaselbst wird das English and Welsh Dictionary von D. Silvan Evans (1853) angeführt, und A Dictionary of the Welsh Language, compiled from original sources von demselben Verfasser als in der Presse befindlich angekündigt, das aber noch nicht erschienen ist, s. Y Cymmrodor, Januar 1881, p. 162. Ueber cymrische Metrik siehe Gramm. Celt.[2], p. 962 fg., Stephens, Lit. of the Kymry, Chap. IV, Sect. III (Uebers. S. 418 fg.), Schuchardt, Augsb. Allgem. Zeit. vom 23. Juni 1878, S. 2555 fg.

Ueber die cymrischen Zeitschriften berichtet Walter, Das alte Wales S. 6 fg., ferner die Revue Celtique an verschiedenen Stellen unter ihrer Rubrik „Périodiques". Die beiden für die Sprache und Literatur wichtigsten sind: Y Cymmrodor, embodying the Transactions of the Honourable Society of Cymmrodorion, und die Archaeologia Cambrensis. Die Society of Cymmrodorion wurde zuerst gegründet im J. 1751, und ist im J. 1873 von neuem ins Leben getreten; Vol. I der neuen Zeitschrift Y Cymmrodor erschien 1877. Die Archaeologia Cambrensis, jetzt das Journal of the Cambrian Archaeological Association, erschien zuerst London 1846; sie enthält in ihren letzten Bänden verschiedene linguistisch und philologisch wichtige Artikel, s. Rev. Celt. II, 134. Von den übrigen Zeitschriften seien nur noch die drei Bände des Cambro-Briton (London 1820 bis 1822) erwähnt, da sie die Uebersetzung vieler Stücke der Myvyrian Archaiology enthalten (Walter a. a. O.).

Die cymrische Sprache wird in Wales eifrig gepflegt, nicht blos das Volk hängt an ihr, sondern auch den Gebildeten ist es Herzenssache, sie festzuhalten. Namentlich die Geistlichen haben sich große Verdienste um die Pflege und literarische Ausbildung der einheimischen Sprache erworben, und wenn man die Namen der Autoren durchmustert, so scheint es fast, als ob der Reverend an die Stelle des alten Barden getreten wäre. Jedes Jahr finden die unter dem Namen Eisteddfod (Sitzung) bekannten literarischen Congresse statt, über die nicht blos in den Tagesblättern, sondern z. B. auch im Cymmrodor ausführlich berichtet wird. Eine Schilderung einer Eisteddfod, an der er selbst theilgenommen und sich

33) Den Namen Pughe nahm er später zu seinem eigentlichen Namen William Owen an. Er war mit an der Myvyrian Archaiology betheiligt.

bardiſchen Ruhm erworben hat, gab Schuchardt, in ſeinen „Keltiſchen Briefen", augsburger Allgemeine Zeitung vom 13. und 18. Jan. 1876, 6. 7. 15. 22. 23. 24. Juni 1878. In den letzten Jahren hielten die einzelnen Provinzen ihre Congreſſe getrennt ab, ſo fanden z. B. im J. 1879 zwei Congreſſe in Nordwales, in Conway und in Caernarvon, ſtatt, einer in Südwales in Cardiff. Die Inſtitution der Eisteddfodau iſt ſeit 1819 nach einem Schlummer von $1^1/_2$ Jahrh. von neuem ins Leben getreten. In alter Zeit ſoll es vier Stühle oder Schulen der Barden gegeben haben. Von dieſen hatte ſich der Stuhl von Glamorgan erhalten, Edward Williams betrachtete ſich als Präſident deſſelben und nahm als ſolcher den Bardennamen Iolo Morganwg an (ſ. Skene, Four Ancient Books of Wales I, 29). Wie lebendig das Cymriſche iſt, zeigt ſich auch in der verhältnißmäßig großen Zahl von Zeitungen, die in dieſer Sprache erſcheinen, wenn auch nicht alltäglich. H. Gaidoz hatte die Güte, mir während ſeines Aufenthalts in Wales im Sommer 1883 beiſpielsweiſe einzelne Nummern der folgenden zu ſchicken: Y Celt (Bangor), Y Genedl Gymreig (Die Cymriſche Nation, Caernarvon), Baner ac Amseran Cymru („The Banner and Times of Wales", Dinbych), Gwallia (Caernarfon), Tarian y Gweithiwr (Der Schild der Arbeiter, Aberdare), ferner Y Drysorfa: neu Gylchgrawn Misol y Methodistiaid Calfinaidd (Die Schatzkammer, oder Monatliches Magazin der Calviniſtiſchen Methodiſten). — In Kolb's Handbuch der Vergleichenden Statiſtik (7. Aufl. 1875), S. 398, wird auf Grund der Zählung vom J. 1861 die Zahl der cymriſch Redenden in Wales auf 700,000 angegeben, in dem Berichte, den die Revue Celtique IV, 277 wiedergibt, und der ſich wahrſcheinlich auf die Zählung von 1871 ſtützt, in Wales auf 934,530, in ganz Großbritannien auf 996,530.

F. Die Quellen des Corniſchen.

Einen zuſammenfaſſenden Bericht gab Henry Jenner (vom British Museum), The Cornish Language, A Paper read before the Philological Society, March 21st, 1873. Die alte britiſche Sprache von Cornwall iſt jetzt ausgeſtorben, und wurde ſchon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nur noch von einzelnen Leuten geſprochen. Gewöhnlich wird Miſtreß Dolly Pentreath, geſtorben 1778, als die letzte Cornin aufgeführt, aber es hat bis in unſere Zeit herein noch Perſonen gegeben, die noch einzelne corniſche Wörter wußten. Darüber berichtet H. Jenner in einer zweiten Abhandlung, Traditional Relics of the Cornish Language in Mounts Bay in 1875, A Paper read before the Philological Society (February 4th, 1876). Er zählt hier fünf alte Leute auf, und was er von ihnen erfuhr, rubricirt er unter A. The Numerals, B. Detached Words, C. Three Complete Sentences. Eine Ergänzung hierzu liefert der Artikel von W. S. Lach Szyrma, Le dernier écho de la langue Cornique, Rev. Celt. III, 239—242. Auch Max Müller's Essay „Cornwalliſiſche Alterthümer", Essays III, S. 208 fg., nimmt auf die Sprache Rückſicht. Der in Cornwall herrſchende engliſche Dialekt hat viele corniſche Wörter in ſich aufgenommen, freilich in arger Verſtümmelung, z. B. bowjey „a sheepfold", = bowchy "cow-house", wobei chy = ti, ir. tech Haus (vgl. Jenner, Corn. L. p. 21). Viele Ortsnamen beginnen mit Tre, d. i. ir. treb Wohnſitz (Haus, Stadt). M. Müller citirt a. a. O. S. 212 den Vers:

Ein Tre, Ros, Pol, Caer, Pen und Lan
Trägt faſt jeder corniſche Mann

(ros Moor, pol Pfuhl, caer Stadt, pen Kopf, lan Umzäunung, Kirche).

Die literariſchen Sprachquellen aus älterer Zeit ſind nicht ſehr reichhaltig. Ihr Inhalt läßt erkennen, daß in Cornwall ſchon früh die eigentlich keltiſchen Stoffe zurückgetreten ſind, vgl. Gaidoz, Rev. Celt. I, 486. Das älteſte erhaltene Corniſch ſind: 1) Die Vocabula in pensum discipuli des Oxforder Ms. Bodl. 572, in der Grammatica Celtica [2], p. 1060 fg. vollſtändig mitgetheilt, von Zeuß als altcymriſch angeſehen, aber von Bradſhaw aus paläographiſchen Gründen für altcorniſch erklärt, vgl. Ebel, Beitr. zur Vergl. Sprachf. VIII, 374.

2) Das Vocabularium Cornicum in einem Codex Cottonianus des British Museum. Derſelbe wurde früher in das J. 882 verſetzt, nach Zeuß iſt er nicht älter als das 12. Jahrh., iſt aber aus einer alten Quelle abgeſchrieben und hat von dieſer noch manches Alterthümliche bewahrt, vgl. Gramm. Celt.[2], p. XXIX. Das Vocabular beſteht aus lauter Subſtantiven, die ſachlich geordnet ſind, beginnt mit Gott, Himmel, Erde, Meer, den Gliedern u. ſ. w., dann nomina avium, piscium, herbarum, arborum u. ſ. w. Es iſt gedruckt mit ausführlichem Commentar in der Gramm. Celt. [2], p. 1065 fg., in alphabetiſcher Anordnung der Wörter bei Norris, Ancient Cornish Drama I, 311 fg. Daß dieſes Vocabular corniſch iſt, und nicht cymriſch oder bretoniſch, hat zuerſt Lhuyd in ſeiner Archaeologia Britannica erwieſen, vgl. Norris a. a. O.

3) Die Eigennamen in einer Evangelienhandſchrift des British Museum, den Bodmin Gospels, ſo genannt nach der Stadt Bodmin, aus dem 10. oder 11. Jahrh. Dieſe Handſchrift enthält eine Anzahl von Freilaſſungsurkunden, die Bodmin Manumissions, und in dieſen findet ſich eine große Anzahl von altcorniſchen Eigennamen[34]), die zu den älteſten Reſten der corniſchen Sprache gehören. Nach mehrern ungenauen Drucken eine zuverläſſige Ausgabe von Whitley Stokes (1871), The Manumissions in the Bodmin Gospels, Rev. Celt. I, 332—345.

Die eigentliche corniſche Literatur beſteht in einer Reihe von kirchlichen Texten, zum Theil mittelalterlichen Mirakelſpielen, durch deren Herausgabe und Bearbeitung ſich namentlich Edwin Norris und Whitley Stokes ver-

34) Z. B. der Frauenname Argant-eilin Silberellenbogen, der Mannesname Iud-prost Kampfgewühl (zu iud vgl. ſkr. yudh, gr. *ὑσμίνη*).

dient gemacht haben. Diese Texte repräsentiren das Mittelcornisch, das in das Neucornisch übergeht.

1) Carmen de passione Christi cornicum, so von Zeuß benannt, Gramm. Celt.² p. XXX. Nach und nach sind fünf Handschriften bekannt geworden, unter denen Harlejan 1782 des British Museum die älteste, vielleicht sogar die Originalhandschrift ist. Es ist eine versificirte Passionsgeschichte, die mit der Versuchung Christi beginnt, nach den vier Evangelien, einiges darin auch nach apokryphen Quellen, besonders dem Evangelium des Nikodemus. Dieses Gedicht wurde schon 1682 von Joh. Keigwin ins Englische übersetzt, den Text und diese englische Uebersetzung gab dann heraus Davies Gilbert, unter dem Titel Mount Calvary (London 1826). Auf diese wenig zuverlässige Ausgabe (vgl. Norris, Corn. Drama I, p. VI) war Zeuß angewiesen; eine gute Ausgabe erschien von Stokes, Pascon agan Arluth, The Passion of our Lord, in den Transactions der Philological Society zu London, 1861—1862.

2) Die Ordinalia, ein Complex von drei Schauspielen: Origo Mundi, Passio Domini Nostri Jhesu Christi, Ordinale de Resurrexione Domini Nostri Jhesu Christi. Auch hier ist das Evangelium des Nikodemus mit herangezogen. Diese Texte wurden mit englischer Uebersetzung herausgegeben von Edwin Norris, The Ancient Cornish Drama (2 Bde, Oxford 1859), auf Grund des oxforder Manuscr. Bodley 791, aus der Mitte des 15. Jahrh. Ein zweites Manuscr., gleichfalls auf der Bodlejana befindlich, von dem Norris erst später erfuhr, ist nur eine Abschrift des erstern, s. Corn. Dr. II, 439.

3) Fragmente eines Dramas, die Jenner auf der Rückseite eines lateinischen Documents fand, Add. Ch. 19,491 im British Museum, geschrieben circa 1400. Den Text mit Uebersetzung und Noten gab Stokes in der Revue Celtique, IV, 258—262.

4) Beunans Meriasek. The Life of Saint Meriasek, Bishop and Confessor. A Cornish Drama, ed. with a Translation and Notes by Wh. Stokes (London 1872). Dazu 14 Seiten „Further Corrigenda and Addenda, datirt August 22, 1872". Dieses Drama wurde erst im J. 1869 in einer Handschrift der Hengwrt-Sammlung (s. oben S. 165) entdeckt, die im J. 1504 geschrieben ist. Dem entsprechend ist auch die Sprache etwas jünger als die der vorhergenannten Texte. Den Namen hat dieses Drama von Meriadec, latinisirt Meriadōcus, dem Sohne eines Herzogs der Bretagne. Derselbe wird Priester und wirkt viele Wunder. Der Schauplatz seiner Thätigkeit ist theils die Bretagne, theils Cornwall, theils Rom. Nach Stokes sind hier drei Stoffe verquickt: die Meriadeclegende, die Legende von Constantin und Papst Silvester und eine Legende von S.-Maria. Das Drama zerfällt in zwei Theile, am Ende eines jeden derselben werden die Zuschauer zum Trinken und zum Tanzen aufgefordert.

5) The Creation of the world, oder, wie es Stokes genannt hat, Gwreans an bys, gleichfalls ein Drama, in dem sich an vielen Stellen eine Nachahmung des älteren Dramas Origo Mundi beobachten läßt. Erhalten ist es in vier Handschriften, von denen sich die älteste in der Bodlejana befindet, bezeichnet Nr. 219. Sie ist datirt „Aug. 12°, 1611" und erwähnt am Ende den Namen William Jordan. Nach Jenner, Corn. Lang. p. 15, wäre dies der Name des Verfassers, Stokes hielt das Stück für älter, war sogar geneigt, es vor die Reformation zu setzen, und sah jenen Namen nur als den des Schreibers an. Jedenfalls ist es der Sprache nach unter den erhaltenen Texten der jüngste, was sich unter anderm auch darin zeigt, daß es besonders viel englische Wörter enthält. Stokes nennt es daher Meriasek p. XIII „Modern Cornish". Auch hier ist die ältere Ausgabe von Davies Gilbert, mit der englischen Uebersetzung von John Keigwin (London 1827), ganz unzuverlässig. Dem Mangel half ab die Ausgabe von Wh. Stokes, Gwreans an Bys. The Creation of the world, A Cornish Mystery, mit englischer Uebersetzung und Anmerkungen, in den Transactions der Philological Society zu London für 1863.

6) The Gwavas Collection, ein Miscellanband aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, jetzt Add. Ms. 28,554 im British Museum. Ueber den Inhalt (Gedichte, Sprichwörter, Vaterunser, einige Kapitel aus der Genesis und dem Evangelium des Matthäus u. s. w) berichtet Jenner, Corn. Lang. p. 16.

7) Eine Anzahl Sätze in Cornish, die sich in Borde's Introduction of knowledge, einem Drucke aus dem J. 1542, finden. Stokes hat diese Sätze bearbeitet nach Furnivall's Neudruck des genannten Buches für die Early English Text Society (1870), in der Revue Celtique IV, p. 262—264. Einige anderweitige Notizen ibid. III, p. 85 fg.

Eine Grammatik der cornischen Sprache gab schon Lhuyd in der Archaeologia Britannica, vorzugsweise gestützt auf die damals noch gesprochene Sprache. Die Sprache der oben genannten Ordinalia stellte Norris dar, Ancient Cornish Drama II, 217—308 (Sketch of Cornish Grammar). Umfassender ist der cornische Theil in Ebel's Bearbeitung der Grammatica Celtica, wo nur die erst nach 1871 bekannt gewordenen Texte nicht berücksichtigt sind. Die lexikalische Hauptarbeit für das Cornische ist das Lexicon Cornu-Britannicum von Robert Williams (London 1865), mit Belegstellen, aber auch mit Vergleichungen der Wörter, die nicht immer zu billigen sind. Auch hier sind natürlich die erst später bekannt gewordenen Texte noch nicht berücksichtigt. Dazu ein Supplement von Wh. Stokes, A Cornish Glossary (London 1870, Trans. Phil. Soc.), das namentlich auch die Lehnwörter nachträgt.

G. Die Sprachquellen des Bretonischen.

Bretonisch und Aremorisch, letztere Bezeichnung in der Grammatica Celtica gewählt, sind die Namen für die heute noch lebendige keltische Sprache der französischen Bretagne. Wir geben dem Namen bretonisch den Vorzug, da es nicht die gallische Sprache der Aremoricae civitates von Cäsar's Zeit ist, die uns hier in ihrer modernen Form vorliegt, sondern die Sprache der Briten,

die vielleicht schon vom Ende des 4. Jahrh. an von Britannien herüberkamen und sich in jenem Lande festsetzten, s. oben S. 143.[35]) Daselbst bemerkten wir auch schon, daß das Bretonische dem Cornischen noch etwas näher steht als dem Cymrischen. Eine Aehnlichkeit zeigt sich merkwürdigerweise auch in der Literatur, die in den erhaltenen Texten denselben kirchlichen Charakter hat, wie wir ihn soeben an den cornischen Sprachdenkmälern kennen gelernt haben. Dagegen sind im Bretonischen ebenso wenig als im Cornischen jene Stoffe keltischen Ursprungs, die Arthursage u. a. m., erhalten, die der cymrischen Literatur ihren besondern Werth geben, obwol man doch annimmt, daß diese Stoffe durch die Vermittelung der Bretonen der altfranzösischen Literatur zugeführt worden seien.

Auch hier bestehen die ältesten Sprachreste in Glossen und Namen. Die unter 1) und 2) angeführten Glossen sind früher, so in der Grammatica Celtica, für Altcymrisch gehalten worden. Vgl. Ebel, Beitr. zur Vergl. Sprachf. VIII, 374; Stokes, Old-Breton Glosses, p. III.

1) Die Glossen zu dem Grammatiker Eutychius in dem Oxforder Codex Auct. F. 4—32, aus dem 8. oder 9. Jahrh., mitgetheilt und bearbeitet in der Gramm. Celt.[2], p. 1052—1054.

2) Die Glossen auf einem einzelnen Blatte der Stadtbibliothek zu Luxemburg (Folium Luxemburgense), das an einen Deckel angeklebt war. Der lateinische Text, auf den sich die Glossen beziehen, ist in seinem Zusammenhange schwer zu verstehen und enthält viele unlateinische Wörter. Nur die Glossen mit ihren Bezugswörtern mitgetheilt und bearbeitet in der Gramm. Celt.[2], p. 1063—1065. Auf Grund einer neuen Collation gab den ganzen Text mit den Glossen J. Rhys heraus in der Revue Celtique I, p. 348 fg., dazu Verbesserungen ebendas. p. 503 und II, p. 119, vgl. auch meine Anzeige in den Beitr. zur Vergl. Sprachf. VIII, 251. Nach Mone und Zeuß gehört das Blatt dem 9. Jahrh. an, nach Rhys ist es aber die Abschrift eines noch älteren Manuscripts.

Es folgt dann eine Reihe von spärlichen Glossen, die sich in verschiedenen Manuscr. finden, erst später entdeckt und von Stokes zusammengestellt und analysirt worden sind in seiner Schrift Old Breton Glosses [Fifty copies privately printed] (Kalkutta 1879):

3) Der Codex 167 zu Bern, enthaltend Vergilscholien, mit 58 altbretonischen Glossen aus dem 9. oder 10. Jahrh.

4) Der Codex des Amalarius De divinis officiis No. 192 der Bibliothek des Corpus Christi College zu Cambridge, geschrieben 952, enthält aber nur vier Glossen.

5—8) Vier Codices der Collatio Canonum, die ins 9.—11. Jahrh. gehören, und von denen sich zwei auf der Bibl. Nat. zu Paris (Ms. Lat. 12021 und 3182) befinden, einer auf der Bodlejana, Hatton 42, einer auf dem Brit. Museum, Cotton Ms. Otho E. XIII. Sie haben zusammen nur 39 Glossen.

9) Der Codex No. 193 der Bibliothek zu Orleans aus dem 10. oder 11. Jahrh., ein kirchlicher Miscellancodex, dessen bretonische Glossen zuerst von Bradshaw aufgefunden wurden. Er schrieb sie ab und übergab sie Stokes, der sie bearbeitete und herausgab unter dem Titel: The Breton Glosses at Orleans [Fifty copies privately printed] (Kalkutta 1880). Es sind im ganzen 319, von denen jedoch 106 in zum Theil unverständlicher Abkürzung geschrieben sind. Vgl. die Besprechung von Loth, Rev. Celt. V, p. 104 fg.

10) Das Ms. Lat. 11,411 der Bibl. Nat. zu Paris, enthält 8 Glossen, die Loth, Rev. Celt. V, p. 469 fg., mittheilt.

Angekündigt ist ein Vocabulaire Vieux-Breton von J. Loth, das alle cymrischen, cornischen und bretonischen Glossen enthalten soll.

Nächst den Glossen kommen die Namen von Personen und Orten, die sich in alten Cartularen finden, in Betracht. Zeuß und Ebel benutzten die Cartulare von Redon und Landévénec, soweit diese in Aurélien de Courson's Histoire des peuples Bretons dans la Gaule et dans les îles britanniques (Paris 1846) und Dom Morice's Mémoires pour servir de preuves à l'histoire ecclésiastique et civile de Bretagne (Par. 1742) enthalten waren, allein A. de Courson hat das ganze Cartular von Redon besonders herausgegeben, Cartulaire de l'abbaye de Redon (Paris 1863), vgl. H. d'Arbois de Jubainville in der Rev. Celt. I, p. 469 fg. Die Urkunden desselben reichen vom Ende des 10. oder Anfang des 11. Jahrh. bis zum J. 1162. Das Cartulaire de Landévénec gehört der Bibliothek zu Quimper und stammt aus dem Anfange des 11. Jahrh. Eigennamen, die sich in dem Manuscript latin 1154 der Bibl. Nat. zu Paris finden, theilte H. d'Arbois de Jubainville, Rev. Celt. III, p. 449 mit. Das Ms. stammt aus der Abbaye de Saint-Martial de Limoges und geht in das 11. Jahrh. zurück. Im 4. Bande der Anciens évêchés de Bretagne von Geslin de Bourgogne und A. de Barthélemy (Saint-Brieuc 1855—1878, vgl. Rev. Celt. III, 289 und IV, 296) sind mitgetheilt die Urkunden der Abtei von Beauport aus dem Ende des 12. und dem 13. Jahrh. H. d'Arbois de Jubainville verglich den Druck mit den Originalen in den Archives départementales des Côtes-du-Nord zu Saint-Brieuc, und gab ein alphabetisches Verzeichniß der Namen in der Revue Celtique III, p. 395 fg. (Mots Bretons dans les Chartes de l'Abbaye de Beauport), das leider p. 418 mit Heguo abbricht.

35) Élisée Reclus, Nouvelle Géographie p. 612, bemerkt: Die Bretons stammen der Majorität nach von den „Armoricains des premiers âges historiques" ab, aber den Namen Bretagne oder Petite-Bretagne erhielt das Land von den „Bretons de la grande île du nord", seit dem Ende des 3. Jahrh.; die Sprache derselben wurde die herrschende; verschiedene Städte, Tréguier, Saint-Pol-de-Léon, Saint-Brieuc, Saint-Malo sind von den Colonisten aus der Grande Bretagne gegründet. Ebenso spricht sich aus H. d'Arbois de Jubainville, Études Grammat. sur les Langues Celt. I, p. 1, wo auch auf weiteres verwiesen wird.

Das Mittelbretonische des 15. und 16. Jahrh. ist in einer Reihe von alten und sehr selten gewordenen Drucken erhalten, die zum Theil neu herausgegeben worden sind. Man stellt hier 1) ein bretonisch-französisch-lateinisches Glossarium an die Spitze, weil es sicher datirt ist. Sein Verfasser Jehan Lagadeuc von Tréguier (Trecorensis) nannte es Catholicon nach dem encyklopädischen Buche Catholicon, seu Summa Grammaticalis des Jean de Janua oder Januensis, das eine Grammatik, eine Rhetorik und ein Wörterbuch umfaßt und 1460 zu Mainz gedruckt wurde. Die Vorrede von Lagadeuc's Werk ist vom J. 1464 datirt, aber der älteste Druck, dessen Datum man kennt, erschien Tréguier 1499 und hat Auffret de Quoetqueveran zum Herausgeber. Davon befindet sich je ein Exemplar auf den Bibliotheken zu Paris und zu Quimper. Den bretonischen Theil dieses Druckes mit so viel von den französischen und lateinischen Wörtern, als zum Verständniß nöthig ist, wiederholte R. F. Le Men, Documents pour servir à l'étude de l'Histoire et de la Langue Bretonnes. Le Catholicon de Jehan Lagadeuc. Lorient [1867]. Dieser Neudruck ist von Ebel für die 2. Ausgabe der Grammatica Celtica benutzt. Allein abgesehen von einer späteren (abgekürzten) Ausgabe des J. 1521 (nicht 1501), die in einem Exemplar auf der Bibliothek zu Paris vorhanden ist, besitzt dieselbe Bibliothek noch ein unvollständiges Manuscript und einen dritten alten Druck, dessen erstes und letztes Blatt leider fehlen, der aber älter als der Druck vom J. 1499 zu sein scheint, jedenfalls unabhängig von diesem ist. Stokes und Gaidoz haben in der Revue Celtique, I, p. 395 fg., gezeigt, daß sich aus diesem Material viele Nachträge und Verbesserungen gewinnen lassen.

2) Schon von Zeuß benutzt wurde das von ihm Vita S. Nonnae vel Nonitae genannte Drama, erschienen unter dem Titel: Buhez Santez Nonn, ou, Vie de Sainte Nonne et de son fils Saint Devy (David). Mystère composé en langue bretonne antérieurement au 12. siècle, mit Einleitung von Abbé Sionnet und französischer Uebersetzung von Le Gonidec (Paris 1837). Die einzige Handschrift, auf der diese Ausgabe beruht, ist dem Anfange des 15. Jahrh. zugewiesen, und Zeuß will auch für den Text aus sprachlichen Gründen nur bis ins 14. Jahrh. zurückgehen. — Vgl. Rev. Celt. IV, 303.

Von Ebel für die 2. Ausgabe der Grammatica Celtica benutzt ist 3) das aus den zwei Theilen Passion und Resurrection bestehende bretonische Drama, das der Vicomte Hersart de la Villemarqué herausgegeben hat unter dem Titel: Le Grand Mystère de Jésus. Passion et Résurrection. Drame Breton du Moyen Age avec une étude sur le théâtre chez les Nations Celtiques (Paris 1865). Zu Grunde liegen zwei alte Ausgaben von den Jahren 1530 und 1622. Der Druck von 1530, erhalten in einem Exemplare der Bibliothek zu Paris, kündigt sich selbst als ein Neudruck an, der Text muß also älter sein, nach H. de la Villemarqué ginge er bis ins 14. Jahrh. zurück (Einleit. p. CXIII).

Derselbe alte Druck vom J. 1530 enthält noch 4) drei kleinere Gedichte, Le Trépas de Madame la Vierge Marie, Les Quinze Joies de Marie und La Vie de l'homme, die gleichfalls der Vicomte H. de la V. neu drucken ließ, in der Revue de Bretagne et de Vendée und in einer Separatausgabe mit dem Titel Poèmes Bretons du moyen âge, publiés et traduits d'après l'incunable unique de la Bibliothèque nationale, avec un glossaire-index (Paris 1879). Vgl. Rev. Celt. III, 293 und IV, 117.

Zuvor erschien von Wh. Stokes 5) Middle-Breton Hours. Ed. with a Translation and Glossarial Index (Calcutta 1876). Dies ist der Neudruck eines Druckes vom J. 1524, den der Vicomte H. de la V. unter der Bezeichnung „Les Heures latines et bretonnes de Léon" in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Grand Mystère p. CVI aufführte. Dem genannten Gelehrten verdankte Stokes die Abschrift des Druckes und ebenderselbe verglich auch die Correcturbogen mit dem Original der Abschrift, das in zwei Exemplaren in Privatbesitz erhalten ist. Es sind lauter kirchliche Texte, Vaterunser, Ave Maria, die zwölf Artikel des christlichen und katholischen Glaubens u. s. w. Auch Textstücke aus einem Missale und einem Katechismus, gedruckt in den Jahren 1526 und 1576, sind im Appendix dieser Publication beigegeben, die durch ihren guten Index einen besondern Werth erhält.

Ein Curiosum sind 6) einige Zeilen Bretonisch in der Farce Maistre Pathelin aus dem 15. Jahrh., über welche J. Loth in der Revue Celtique III, 450—456 (Le Breton dans Maistre Pathelin), von diesem in einigen Punkten abweichend der Vicomte Hersart de la Villemarqué im Bulletin de la Société Archéologique du Finistère, Tome VIII (Quimper 1881), dann wieder Loth in der Rev. Celt. V, 225 fg. geschrieben haben.

Mit diesen Texten ist die erhaltene mittelbretonische Literatur noch nicht erschöpft, aber was außerdem vorhanden ist, scheint ungefähr derselben Art zu sein. Die französischen Gelehrten sind auf dem Gebiete des Bretonischen sehr thätig gewesen, die Revue Celtique ermöglicht uns, ihren Arbeiten zu folgen und auch einen Einblick in die moderne bretonische Literatur zu gewinnen. Höchst werthvoll ist in dieser Beziehung die Bibliographie des Traditions et de la Littérature Populaire de la Bretagne von H. Gaidoz und P. Sébillot, Rev. Celt. V, 277—338. Wir finden hier noch einige andere alte Drucke von Dramen erwähnt, vor allem ein Buhez Sante Barba (Paris 1557). Diese dramatische Literatur (Mystères und Tragédies) setzt sich aber in Handschriften bis in die neueste Zeit fort, und zwar sind alte Compositionen immer wieder von neuem aufgeführt worden. Einer der zuverlässigsten Sammler und Kenner der bretonischen Literatur, F. M. Luzel, gab ein solches Spiel, das aus dem 16. Jahrh. stammt, heraus unter dem Titel: Sainte Tryphine et le roi Arthur, mystère breton, en deux journées et huit actes; . . . texte revu et corrigé d'après les manuscripts de

l'abbé Henry (Quimperlé 1863). Er erlebte selbst eine Aufführung desselben am 22. und 23. April 1878 zu Pluzunet, über die er Rev. Celt. III, 386 fg. berichtet. Eine Sammlung von 100 Manuscripten solcher Stücke, die Luzel zusammengebracht hat, die meisten Manuscripte in diesem, einige im vorigen Jahrhundert geschrieben, befindet sich jetzt auf der Bibliothèque Nationale zu Paris. Aber es werden in der erwähnten Bibliographie, a. a. O. p. 320 fg., noch andere Sammlungen beschrieben. Unzweifelhaft wurzeln diese Mystères und Tragédies im Mittelalter, und schließen sie sich wol zunächst an die altfranzösische Literatur an. Ihre Stoffe entstammen theils der biblischen Geschichte und den Heiligenlegenden, theils der profanen Sage und Geschichte, wie folgende Titel zeigen: Destruction de Jérusalem par Titus, Le mystère de Charlemagne et des douze Pairs de France, Godefroi de Bouillon, Robert le Diable, Huon de Bordeaux, Guillaume comte de Poitou, Les quatre fils Aymon, Pierre de Provence et la belle Maguelonne u. a. m. Einige dieser Stücke sind gedruckt, so erwähnt die Bibliographie ein Buez ar Pêvar mab Emon, duc d'Ordon, seit 1818, Tragedien sant Guillarm, condt deus a Poetou, seit 1815 in Montroulez in mehreren Ausgaben erschienen, und das Interesse, das die Bretonen an diesen Stücken nehmen, erhellt aus einer Mittheilung in der Revue Celtique IV, p. 129, nach welcher von der tragédie bretonne des Quatre fils Aimon, die zuerst 1815 erschien, ungefähr 15,000 Exemplare verkauft worden sind.

Besondere Aufmerksamkeit hat man noch den im Munde des Volks erhaltenen Liedern und Gedichten, Legenden, Märchen und Geschichten zugewendet. Die Märchen und Geschichten enthalten zum großen Theil dieselben Handlungen und Charaktere, welche im Mittelalter von Volk zu Volk gewandert sind. Die Märchenforscher R. Köhler und F. Liebrecht haben an vielen Stellen auf diesen Zusammenhang aufmerksam gemacht. Auch hier zeigt sich, daß die Bretonen im Gegensatz zu den mehr isolirt gebliebenen Gälen in Irland und Schottland und auch zu den Cymren in Wales die altkeltische Vergangenheit vergessen haben und mit ihren Anschauungen und Interessen in der christlich-mittelalterlichen Welt aufgegangen sind.

Die Bibliographie führt eine große Anzahl von Publicationen auf, die zum Theil in entlegenen Zeitschriften erfolgt sind. Als das wichtigste Werk für die Poesie der Bretagne galt lange Zeit der Barzas-Breiz des Vicomte Hersart de la Villemarqué, 2 vol., zuerst Paris 1839, dann mit veränderter Orthographie als Barzaz-Breiz zuletzt 1867 erschienen, wobei eine 8° Ausgabe dieses Jahres als die 6., eine 12° Ausgabe desselben Jahres als die 7. gezählt ist. Nach der Bibliographie, a. a. O. 307, hat es aber in Wirklichkeit nur drei Ausgaben gegeben. Der Vicomte H. de la Villemarqué hat sich durch seine früher erwähnten Publicationen bleibende Verdienste erworben, aber sein Barzas — das Wort ist nicht bretonisch, sondern von ihm nach dem cymrischen Barddas (Bardenthum) gebildet — hat in der neueren Zeit, wenigstens was die Volks- und Alterthümlichkeit anlangt, den Credit verloren. Die darin enthaltenen Gedichte sind nicht altkeltische Poesie, sondern sind der Sprache nach modernen Ursprungs, wenn auch vielleicht auf ältere Vorlagen gestützt, und man glaubt nicht an die volksthümliche Echtheit der Verse, in denen Merlin erwähnt wird und andere gelehrte Anspielungen sich finden. Die polemische Literatur über die Authenticität des Barzaz-Breiz ist in der Bibliographie verzeichnet, a. a. O. p. 308. Wir heben nur hervor die Schrift (8 Seiten) von H. d'Arbois de Jubainville, Encore un mot sur le Barzaz Breiz. Lettre à M. J. Salaün (Paris 1873), in welcher an einem Gedichte in überzeugender Weise die philologische Kritik geübt wird. Die echten Volkslieder lehrt uns neben andern besonders F. M. Luzel kennen, Gwerziou Breiz-Izel. Chants populaires de la Basse-Bretagne, 2 vol. (Lorient und Paris 1868. 1874). Hier finden sich einige Gedichte, die sich als die echte Grundlage von Gedichten im Barzaz-Breiz erweisen, vgl. die Anzeige des 2. Bandes von H. d'Arbois de Jubainville, Rev. Celt. II, 268 fg. Ein kleines Buch desselben Verfassers, Veillées bretonnes, moeurs, chants, contes et récits populaires des Bretons-Armoricains (Paris 1879), gibt nach dem, was Rev. Celt. IV, 123 darüber bemerkt ist, einen guten Ueberblick über die Volksliteratur der Bretonen. Ebenso haben Luzel und andere Gelehrte zahlreiche Märchen und Erzählungen aus dem Volksmunde, sowie christliche Legenden in größeren und kleineren Arbeiten veröffentlicht, theils in Bretonisch und Französisch, theils nur im bretonischen Texte oder nur in der französischen Uebersetzung, wofür ich auf die erwähnte Bibliographie verweise. Zu diesen Arbeiten gehört z. B. Contes bretons recueillis et traduits par F. M. Luzel (Quimperlé 1870). Proben für alle die verschiedenen Arten der Volksliteratur, auf die wir sogleich unter einem andern Gesichtspunkte noch einmal zurückkommen, bietet die Revue Celtique, auch in der von Gaidoz und Rolland herausgegebenen Mélusine, Recueil de Mythologie, Littérature Populaire, Traditions et Usages, Paris 1878 (einziger Band) findet sich viel Derartiges in französischer Uebersetzung. Von allgemeinem Interesse sind noch ein Artikel von Luzel über die Formules initiales et finales des conteurs en Basse-Bretagne, Rev. Celt. III, 336—341 (vgl. Sébillot über denselben Gegenstand in der Haute-Bretagne, Rev. Celt. VI, 62 fg.) und die folgenden Artikel von L. F. Sauvé: Formulettes et Traditions diverses de la Basse-Bretagne (Formeln in Verschen, gute Wünsche, Schwüre, Flüche, die Thierlaute u. a. m.), Rev. Celt. V, 157 fg.; Charmes, oraisons et conjurations magiques de la Basse-Bretagne VI, 66 fg.; Devinettes bretonnes oder Bretonische Räthsel, das. IV, 60 fg.; Proverbes et Dictons de la Basse-Bretagne, im I., II. und III. Bande der Revue Celtique.

Das Bretonische ist diejenige keltische Sprache, in welcher man, dank den Aufzeichnungen und Bearbeitungen der französischen Gelehrten, sich am eingehendsten über

die Verschiedenheit der modernen Dialekte unterrichten kann. Das eigentlich bretonisch redende Land ist die Basse-Bretagne (Bretagne bretonnante), in der Haute Bretagne herrscht ein französischer patois, das Gallo. Das Femininum zu diesem Worte lautet gallaise. Die von verschiedenen Gelehrten gebrauchte Form Gallot ist etymologisch eigentlich nicht berechtigt, wie die von A. de la Borderie angeregte Discussion über diese Frage, Rev. Celt. V, 470 fg. und VI, 115, dargethan hat. Eine Sammlung von bretonischen Wörtern im Gallo gibt E. Ernault, Rev. Celt. V, 218—224 (Mots et expressions celtiques dans le Gallot des Hauts-Bretons). Die Bibliographie im V. Bande der Revue Celtique erstreckt sich auch über die Literatur der Haute-Bretagne, die in ihren Sammlungen von Liedern, Märchen, Legenden u. s. w. der Literatur der Basse-Bretagne parallel geht. Auf diesem Gebiete hat sich namentlich P. Sébillot durch größere Werke verdient gemacht.

Das Bretonische hat vier Hauptdialekte, den von Léon, den von Tréguier, den der alten Landschaft Cornouaille, deren Hauptort Quimper ist, und den von Vannes. Früher erstreckte sich das Bretonische noch weiter, in die Haute-Bretagne hinein. Gregoire de Rostrenen sagt in der Vorrede zu seinem 1732 erschienenen Wörterbuche, daß von den neun Diöcesen der Bretagne in sieben bretonisch gesprochen würde, nur in Rennes und Saint-Malo nicht. Derselbe hebt schon einige von den Punkten hervor, in denen die Dialekte verschieden sind (die Infinitivendungen, Singular und Plural der Substantive, die Aussprache gewisser Laute). In der Vorrede zu Dom Le Pelletier's Wörterbuche, das 1752 erschien, wird bemerkt, daß fast in jeder Parochie anders gesprochen würde. Am weitesten voneinander verschieden sind die Dialekte von Léon und Vannes, die beiden andern stehen in der Mitte, vgl. H. d'Arbois de Jubainville, Rev. Celt. I, 163. Die erwähnten beiden alten Wörterbücher haben die Absicht, alle Dialekte zu berücksichtigen. Das Dictionnaire François-Celtique ou François-Breton von P. F. Gregoire de Rostrenen (Rennes 1732), war für den praktischen Gebrauch derer bestimmt, die das Bretonische lernen wollen, um darin zu predigen, zu katechisiren oder Beichte zu hören. Der Dialekt von Léon steht an erster, der von Vannes an letzter Stelle; der, wie er sagt, sehr beliebte Dialekt von Morlaix sei ein Gemisch von Léon und Tréguier. Das Dictionnaire de la Langue Bretonne von Dom Louis Le Pelletier (Paris 1752) gibt den Wortschatz nicht sehr vollständig, sondern hat etymologische Zwecke, wobei die Vergleichung des Cymrischen nach dem Wörterbuche von Davies noch jetzt nicht ohne Werth ist. Es ist nach dem Tode des Verfassers (starb 1733) von D. Ch. Taillandier herausgegeben.[36]) Auch dieses Wörterbuch stellt den Dialekt von Léon voran. Specielle Darstellung hat dieser Dialekt in den Werken von J. F. M. M. A. Le Gonidec gefunden: Grammaire Celto-Bretonne (Paris 1807), Nouvelle edition (Paris 1838) mit einer Notice sur Le Gonidec, Dictionnaire Celto-Breton (Angoul. 1821). Beide Werke sind zusammen von Th. Hersart de la Villemarqué mit einer Einleitung neu herausgegeben worden: Dict. Français-Breton de Le Gonidec, précédé de sa Grammaire Bretonne etc. (St.-Brieuc 1847), Dict. Breton-Français de Le Gonidec, précédé etc. (St.-Brieuc 1850). Ein Schüler von Le Gonidec war A. Troude. Dessen Dict. Français et Celto-Breton erschien zuerst Brest 1842, mit einem Supplement zur Grammatik von Le Gonidec. Das Nouveau Dictionnaire pratique Français et Breton du Dialecte de Léon avec les acceptions diverses dans les dialectes de Vannes, de Tréguier et de Cornouaille desselben, Brest 1869, wurde von Ebel für die 2. ed. der Grammatica Celtica benutzt. Dasselbe wird ergänzt durch Troude's Nouv. Dict. prat. Breton-Français (Brest 1876). Die Études Grammaticales sur les Langues Celtiques von H. d'Arbois de Jubainville, Première Partie, Introduction[37]), Phonétiques et Dérivation Bretonnes (Paris 1881), beziehen sich gleichfalls vorzugsweise auf den Dialekt von Léon, und haben das Dict. Bret.-Franç. von Le Gonidec zur Grundlage. Ueber ein noch ungedrucktes werthvolles Wörterbuch desselben Dialekts, mit Beispielen, von Roussel, das Dom Le Pelletier benutzte, berichtet E. Ernault, Rev. Celt. IV, 104. — Vom Dialekte von Léon ausgehend hat H. d'Arbois de Jubainville eine Lautlehre des Dialektes von Vannes gegeben in der Revue Celtique I, p. 85 fg. und p. 211 fg. (Étude phonétique sur le dialecte breton de Vannes). Eine praktische Grammatik dieses Dialektes verfaßte J. Guillome: Grammaire Française-bretonne contenant tout ce qui est nécessaire pour apprendre la langue bretonne de l'idiome de Vannes (Vannes 1836). H. d'Arbois erwähnt aus älterer Zeit ein Dictionnaire breton-français du diocèse de Vannes, composé par feu Monsieur de Châlons (Vannes 1723), und ein Dictionnaire français-breton ou français-celtique du dialecte de Vannes von Larmery (l'Armery), 1744. Eine ähnliche Darstellung der Lautlehre des Dialekts von Sarzeau mit Sprachproben gab E. Ernault, Le Dialecte Vannetais de Sarzeau, Rev. Celt. III, p. 47 fg., p.

36) In der Vorrede S. VIII findet sich eine wichtige Stelle, welche zeigt, wie wenig in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von einer Literatur des Bretonischen bekannt war, und wie sehr fast alles erst in der neueren Zeit aus der Verborgenheit hervorgeholt oder neu geschaffen worden ist: il ne nous reste presque aucun monument par écrit. Le plus ancien qu'ait trouvé Dom Pelletier est un manuscript de l'anné 1450, qui est un récueil de prédictions d'un prétendu Prophète, nommé Gwinglaff. Il a tiré quelques secours de la vie de S. Gwenolé, premier abbé de Landevenec, écrite en vers, & d'un petit Drame dont le sujet est la prise de Jérusalem par l'Empereur Tite. Enfin il a encore trouvé un ancien livre Breton, fait à l'usage des Prêtres & des Curés, c'est un espèce de Dictionnaire des Cas de Conscience.

37) Die Introduction beschränkt sich nicht auf das Bretonische, sondern beschäftigt sich auch mit altgallischen Namen (auf -māros, -ācos) und mit der vergleichenden Lautlehre des Keltischen. — Ueber eine frühere Arbeit desselben Verfassers s. Rev. Celt. IV, 465.

232 fg. — Der Dialekt von Tréguier fand einen Bearbeiter in J. Hingant, Éléments de la grammaire bretonne, Tréguier 1868 (vgl. die Besprechung von H. d'Arbois de Jubainville, Rev. Celt. I, p. 163 fg.), und eine leicht zugängliche Sprachprobe bietet das von Luzel in der Rev. Celt. I, p. 106 fg. mit französischer Uebersetzung veröffentlichte Märchen Koadalan. Eine kleine Probe des Dialekts „du bourg de Batz (Loire-Inférieure) gibt L. Bureau, Rev. Celt. III, 230. — Für den Dialekt von Cornouaille scheint keine Specialgrammatik vorhanden zu sein, aber Gedichte in diesem Dialekte finden sich im Barzaz-Breiz.

Im Plane der Bibliographie von Gaidoz und Sébillot lag es nicht, regelmäßig anzugeben, welchen Dialekt die einzelnen Publicationen repräsentiren, doch kann man dies öfter aus dem Orte des Erscheinens schließen. Kleine Textstücke mit Angabe des Ortes, wo sie herstammen, bietet in großer Zahl der oben erwähnte Artikel von Sauvé, Formulettes etc. (Rev. Celt. V, 157 fg.). — Ein Supplément aux Dictionnaires bretons-français, mit Beiträgen aus verschiedenen Dialekten, veröffentlichte E. Ernault, Rev. Celt. IV, 145—170. Schließlich sei hier nachträglich der Essai sur le Verbe Néo-celtique en Irlandais ancien et dans les dialectes modernes von J. Loth (Paris 1882) erwähnt, in welchem ein Ueberblick über das Verbalsystem der keltischen Sprachen, also auch des Bretonischen gegeben wird. — Eine Bibelübersetzung gibt es von Le Gonidec, Bibl Santel (2 Bände, San-Briek 1866), das Testament Névez erschien zuerst 1827.

Nach einer Berechnung von P. Sébillot, Rev. Celt. IV, p. 278, gibt es in der Bretagne (nach Berichtigung eines Fehlers) 705,200 Personen, die nur bretonisch verstehen (auf die Departements vertheilt, Côtes-du-Nord: 152,000, Finistère: 379,000, Morbihan: 174,000, Loire-Inférieure: 200), ferner 524,000, die bretonisch und französisch verstehen (Côtes-du-Nord: 150,000, Finistère: 211,000, Morbihan: 162,000, Loire-Inférieure: 1000), zusammen 1,229,200. Dazu kommen noch die Colonien zu Trélazé und Le Havre, sodaß die Gesammtzahl sich auf 1,230,000 bis 1,240,000 erheben würde. In Kolb's Handbuch der Vergleichenden Statistik (7. Aufl., 1875) S. 319 wird die Zahl der Bretonen in der Bretagne auf 1,100,000 angegeben. In Europa beträgt nach diesen ungefähren Berechnungen die jetzige Gesammtzahl der keltisch Redenden ungefähr drei und eine halbe Million. (*E. Windisch.*)

KELTSCH, ein Städtchen in Mähren, an der westlichen Abdachung des Weißen Gebirges am Juchina-Bache, liegt 35° 29′ östlich von Ferro, in einer nördl. Br. von 49° 29′ und in einer Meereshöhe von 322 Met. Dasselbe gehört zur Bezirkshauptmannschaft und zum Gerichtsbezirk Weißkirchen und zählt 2670 Einwohner mit czechischer Umgangssprache. Es zerfällt in die Alt- und Neustadt und in die Vorstadt Poswatno. In der Neustadt, welche auf den Trümmern der alten von Feinden zerstörten Burg erbaut wurde, erhebt sich das dem Fürstbisthume Olmütz gehörige Schloß, welches früher der Sitz der fürsterzbischöflichen Tafel-Herrschaft Keltsch war. Die zwischen der Altstadt und der Vorstadt Poswatno sich erhebende Pfarrkirche wurde zwischen 1776 bis 1784 erbaut. Keltsch kommt unter diesem Namen urkundlich bereits im 13. Jahrh. vor und war in den hussitischen Unruhen 1429 geplündert und zerstört und im Dreißigjährigen Kriege 1647 von den Schweden nach hartnäckigem Widerstande eingeäschert worden. (*Ferd. Grassauer.*)

KEM, Kreisstadt des europäisch-russischen Gouvernements Archangelsk unter dem 64° 51′ nördl. Breite und 34° 39′ östl. Länge, 581 Kilom. von Archangelsk auf dem Landwege, und 315 Kilom. zu Wasser, an der Spitze des Kemskischen Meerbusens, am linken Ufer des Flusses Kem. Nur die Kirche und Kronsgebäude liegen auf der großen Lep-Insel, die von zwei Armen des Kem gebildet ist. Die Chronik des solowezkischen Klosters berichtet, daß Kem im 15. Jahrhundert im Besitze der nowgorodschen Familie Borezko war, die es 1450 dem solowezkischen Kloster schenkte. Bis zum J. 1579 fehlen dann alle Nachrichten über Kem. In diesem Jahre machten die Finländer aus Kajan einen räuberischen Einfall in das Kemgebiet, bei welchem der solowezkische Woiwode Oserow und viele Strjelzen getödtet wurden. Bei einem zweiten Einfalle jedoch wurden die Finländer von dem Woiwoden Anitschkow vollständig besiegt. Im J. 1590 verheerten die Schweden Kowda, Umba, Kert und das Kemgebiet. Im J. 1591 kam das ganze Kemgebiet mit dem mueserskischen Kloster und den dazugehörigen Fischereien und Salzsiedereien in den Besitz des solowezkischen Klosters, welches auf der Lep-Insel einen großen, zweistöckigen Thurm erbaute und mit Kanonen armirte. Im J. 1764 wurde Kem bei der Regulirung des Kloster-Etats dem Kreise Onega zugetheilt, im J. 1785 aber bei der Errichtung der olonezkischen Statthalterschaft zur Kreisstadt derselben erhoben, bei welcher Gelegenheit dem Orte in Gegenwart des damaligen Gouverneurs Derschawin feierlich die Stadtrechte ertheilt wurden. Im J. 1794 wurde Kem dem Gouvernement Archangelsk zugezählt. Im J. 1858 wurde der Kemkreis mit dem Kreise von Kola vereinigt, wobei Kola seiner Stadtrechte verlustig ging. Abgesehen von den Verheerungen durch die Finländer und Schweden hatte Kem zweimal, in den Jahren 1749 und 1763, durch große Ueberschwemmungen zu leiden, wobei der Thurm auf der Lep-Insel und viele Häuser zerstört wurden. Gegenwärtig hat Kem drei hölzerne Kirchen, von denen die Kathedrale 1714 erbaut ist, 320 Häuser (1 steinernes), 6 Kaufläden, 12 Straßen, 2 Marktplätze, eine Kreis- und eine Elementarschule, ein Hospital und 2770 Einwohner. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht in Fischerei und Seethierfang längs der Murmanskischen Küste, bei der Mündung des Kem und bei Nowaja-Semlja. Fische, Fischthran und Seethierhäute werden auf den margaritinskischen Jahrmarkt zu Archangelsk zum Verkauf gebracht. Die Vegetation ist der Rauheit des Klimas wegen nur sehr dürftig. Von Gemüsen gedeihen hier nur die rothe und weiße Rübe, die Kohlrübe und der Rettich. Fabriken gibt es nicht in der Stadt; auch der Handel ist

sehr unbedeutend. Die zum Fischfang erforderlichen Schiffe werden auf der in der Nähe der Stadt liegenden kleinen Werfte von den Einwohnern selbst gebaut. Die Hauptbevölkerung des 3548 □ Meilen umfassenden Kemkreises besteht aus Karelen und Loparen.

(A. von Wald.)

KEMALEDDIN (arabisch Kemâlu 'd-dîni „Vollkommenheit der Religion"), ein in späterer Zeit sehr beliebter mohammedanischer Vorname. Insbesondere führen denselben (beziehungsweise die im täglichen Gebrauche häufige Abkürzung Kemâl) eine große Zahl arabischer, persischer und türkischer Schriftsteller, von denen Verzeichnisse sich in Flügel's Ausgabe des Hâǵǵî Chalfa VII, 1125 fg., sowie in den Indices der Kataloge der größeren Handschriftensammlungen finden. Zu den hervorragenderen unter diesen Persönlichkeiten gehören 1) Kemâleddîn Abulberekât 'Abderrahmân ibn el-Anbârî, arabischer Grammatiker (513—577 d. H. = 1119/20—1181 Chr.), über den zu vergleichen Jaromir Košut, Fünf Streitfragen der Basrenser und Kufenser, Wien 1878 (= Sitzber. der Wiener Akad. philos.-hist. Klasse, Bd. 88, S. 277 fg.), S. 3 fg., wo sich auch einige Kapitel aus einer seiner werthvollsten Schriften abgedruckt finden. — 2) Kemâleddîn Abu 'Abdallâh Mohammed ibn Abilwefâ genannt Scho'la aus Haleb, der ebenfalls in arabischer Sprache theologische Schriften verfaßte und 656 H. = 1258 Chr. starb. — 3) Kemâleddîn 'Omar ibn Ahmed ibn el-'Adîm el-Hanafî aus Haleb, arabischer Historiker; er schrieb in 30 Bänden eine Chronik seiner Vaterstadt, die nach seinem Tode von Ibn Chatîb en-Nâsirîja (starb 843 H. = 1439/40 Chr., vgl. Flügel, Wiener Hdschrr. II, 128 fg.) und andern (H. Ch. II, 125 fg.) fortgesetzt wurde; erhalten hat sich indeß nur ein handlicherer Auszug unter dem Titel zubdetu 'lhalab fî ta'rîhi Halab „Crême der süßen Milch über die Geschichte Haleb's", aus welchem größere Stücke von Freytag herausgegeben sind (G. W. Freytag, Selecta ex historia Halebi, Paris. et Argentor. 1819. 8. — Regierung des Saahd-Aldaula zu Aleppo, arabisch mit Uebersetzung und Anmerkungen. Bonn 1820. 4. — Chrestomathia arabica. Bonnae 1834, p. 97—138). Er lebte von 588 (1192) bis 660 (1262); die Literatur über ihn ist von Flügel, H. Ch. VII, 647 (zu II, 59) zusammengestellt. — 4) Kemâleddîn Abu'lghanâ'im 'Abderrazzâq ibn Gemâleddîn el Kâschî oder el Kâschânî, mystischer Theolog aus Persien, starb wahrscheinlich 730 H. = 1329/30 Chr. (s. Flügel, Wiener Hdschrr. III, 371). Er verfaßte außer der von Sprenger zu Kalcutta 1845 unter dem Titel Abdu-r-razzaq's Dictionary of the Technical Terms of the Sufies herausgegebenen Erklärung der mystischen Terminologie (über deren persische Bearbeitung Bacher's Aufsatz in der Zeitschrift der deutschen Morgenländ. Gesellsch. XXXIV S. 597 fg. zu vergleichen) einen Korancommentar im Sinne der allegorisirenden Mystik (H. Ch. II, 175) und andere theologische Schriften in arabischer Sprache. — 5) Kemâleddîn Abu'lbaqâ Mohammed ibn Musa ibn 'Isa, gewöhnlich nach seinem Geburtsorte Demîra (bei Damiette) in Aegypten ed-Demîrî genannt, ein arabischer Rechtsgelehrter, der aber hauptsächlich durch sein für die Kenntniß der arabischen Poesie u. a. äußerst wichtiges Thierwörterbuch berühmt ist. Er lebte von 750—808 H. (1349/50—1405/6 Chr.); sein Buch ist in zahlreichen Abschriften erhalten (vgl. Katalog der Bibliothek der deutschen Morgenländischen Gesellschaft II, 18 Nr. 15; Wüstenfeld, Geschichte der arabischen Aerzte Nr. 265) und zu Bulaq 1274/5 und 1284 d. H. (1857/58 und 1867 Chr.) gedruckt. — 6) Kemâleddîn Mohammed ibn Mohammed el-Kudsî el-Halebî, gewöhnlich Ibn Abî Scherîf genannt, geboren 822 H. = 1419 Chr., lebte bis 905 H. (1499/1500 Chr., doch werden mehrere andere Daten seines Todes zwischen 903 und 930 = 1497/98 und 1523/24 angegeben), meist in Jerusalem. Außer andern theologischen Schriften in arabischer Sprache wird ihm gewöhnlich ein Buch unter dem Titel ithâfu 'l-ahissâ bifadâ-'ili 'lmasǵidi 'laqsâ, „Geschenk an Freunde, darstellend die Herrlichkeit der jerusalemischen Moschee", beigelegt, aus welchem das neunte Kapitel von P. Lemming in der Commentatio philologica, exhibens specimen libri اتحاف الاخصا zu Kopenhagen 1817 in 4. herausgegeben ist (vgl. auch Codd. Orientales Bibl. Reg. Hafniensis p. II. Hafniae 1851. 4. p. 94 no. CXLIII); doch hat Steinschneider (Polemische und apologetische Literatur in arabisch. Sprache: Abh. f. d. Kunde des Morgenlandes VI, 3, Leipzig 1877, S. 169 fg.) auf Grund der außerordentlich verschiedenen Angaben in den mehrfach vorkommenden Handschriften des Buches selbst die Richtigkeit dieser Zutheilung in Zweifel gezogen. — 7) Kemâleddîn 'Abderrazzâq ibn Galâleddîn es-Samarkandî (nicht mit Nr. 4 zu verwechseln, s. Flügel, Wiener Hdschrr. III, 627 Note 1), persischer Historiker (816—887 H. = 1413/14—1482/83 Chr.), der eine Geschichte Timur's und einiger der Timuriden, die Jahre 704—875 umfassend, unter dem Titel matla' essa'dein wamaǵma' elbahrein „Aufgangsort der beiden Glücksterne und Vereinigungsort der beiden Meere" schrieb (s. Flügel a. a. O. II, 190 fg.). — 8) Kemâleddîn Isma'îl el-Isfahânî (aus Ispahan), persischer Dichter mystischer Tendenz, Anhänger der Lehren Sohrawerdî's (s. d.), der 635 H. = 1237/38 Chr. (nach andern 638 = 1240/41) starb; s. über ihn Sprenger's Catalogue of the Libraries of the King of Oudh, p. 454. — 9) Kemâl Choǵandî (aus Choǵand in Turkestan), ebenfalls ein persischer Dichter mystischer Richtung, Zeitgenosse des Hâfis; starb im Geruche der Heiligkeit 803 H. = 1400/1 Chr. (andere Angaben 792 = 1390 und 808 = 1405/6); s. Näheres bei Sprenger a. a. O. p. 454 fg. — 10) Ibn Kemâlpascha, gewöhnlich türkisch Kemâlpaschazâdé (d. h. Sohn des Pascha's Kemaleddin) genannt, mit vollem Namen Schemseddin Ahmed ibn Suleiman, einer der fruchtbarsten türkischen Schriftsteller auf dem Gebiete der Grammatik, der Geschichte, der Poesie (hier versuchte er sich auch in persischer Sprache mit einer Nachahmung von Saadi's Gulistan), der Jurisprudenz, der Theologie und des Mysticismus; seine Schriften aus den letztgenannten drei Gebieten verfaßte er arabisch. Er

war ständiger Begleiter Sultan Selim's I und brachte es bis zur Würde eines Mufti, welche er bis zu seinem 940 H. (1534 Chr.) erfolgten Tode bekleidete. Näheres über ihn s. bei Flügel, Wiener Hdschrr. I, 130 fg. Eine reichhaltige Sammlung seiner Schriften besitzt die Wiener Hofbibliothek (s. Flügel a. a. O. III, 643[b] unter Schamsaddîn Ahmad Bin Suleimân), aber auch auf andern Bibliotheken sind sie häufig; gedruckt erschien Histoire de la campagne de Mohacs, par Kemal Pacha Zadeh, publ. avec trad. franç. par M. Pavet de Courteille. Paris 1859. 8. *(A. Müller.)*

KEMBERG, preußisches Städtchen in der Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Wittenberg, welches links von der Elbe unweit der Dübenschen Heide in 80 Met. Höhe, 6 Kilom. im Südosten vom Bahnhofe Bergwitz gelegen ist. Von seinen 2729 Bewohnern sind 1321 männlichen und 1408 weiblichen Geschlechts; dieselben befinden sich in 387 Wohnhäusern mit 744 Haushaltungen. *(G. A. von Klöden.)*

KEMBLE (Charles), englischer Schauspieler, geboren zu Brecon in Südwales den 27. Nov. 1775, gestorben in London den 12. Nov. 1854, war das elfte Kind des Schauspielers Roger Kemble (s. d.), wurde im englischen College zu Douai in Frankreich erzogen, erhielt, als er 1792 nach England zurückkam, eine Anstellung an der Post, ging jedoch bald zur Bühne über und debutirte nach einigen in den Provinzen bestandenen Versuchen im April 1794 im Drurylane-Theater zu London als Malcolm zum Macbeth seines Bruders John Philipp und zur Lady Macbeth seiner Schwester Mrs. Siddons. Er ward allmählich einer der beliebtesten Schauspieler der londoner Bühne, wobei ihm, wie allen seinen Geschwistern, seine schöne Gestalt und edle, ausdrucksvolle Gesichtsbildung sehr zu statten kam. Er galt für einen der besten ersten Liebhaber im höheren Lustspiele, wie auch im Trauerspiele. Seine Hauptrollen waren Benedict, Petruchio, Archer Ranger, Charles Surface, dann auch Faulconbridge, Edgar, Cassio, Marc Anton und ähnliche Rollen. Im J. 1800 erschien Charles Kemble auch als Bühnendichter mit „The Point of Honour", einer Bearbeitung von Mercier's „Déserteur", und bearbeitete fortan eine Anzahl französischer und deutscher Stücke für die englische Bühne. Im J. 1832 machte er eine Reise mit seiner Tochter Mrs. Butter (Frances Anne, gewöhnlich Fanny Kemble genannt) nach den Vereinigten Staaten, wo beide mit glänzendem Erfolge auf den leitenden Bühnen auftraten. Im J. 1840 erhielt er eine Anstellung als Theater-Censor (Examiner of Plays) für England und zog sich nun von der Bühne zurück.

Von Charles Kemble sind im Druck erschienen: The Point of Honour, a Play in 3 Acts. E. Inchbald, The British Theatre, Vol. 34 (London 1808). — Plot and Counterplot, or the Portrait of Cervantes. A Farce in one Act. Lacy, Acting Edition of Plays, Vol. 90 (London 1850). — Shakespeare Readings (Selections etc.) (London 1810, 2. Aufl. 1819).
(W. Bentheim.)

KEMBLE (Elizabeth, Mrs. Whitlock), englische Schauspielerin, geboren zu Warrington in der englischen Grafschaft Lancaster den 2. April 1761, gestorben am 27. Febr. 1836, eine Tochter des Schauspielers Roger Kemble (s. d.), debutirte im Drurylane-Theater in London im Februar 1783 als Portia, verheirathete sich 1785 mit Charles Edward Whitlock, einem Director englischer Provinzialtheater, mit welchem sie 1792 nach den Vereinigten Staaten ging, wo sie während einer Reihe von Jahren in den leitenden Theatern auftrat und als die erste Schauspielerin ihrer Zeit betrachtet wurde. Als sie 1807 nach England zurückkehrte, hatte sie sich ein hinreichendes Vermögen erworben, um sich von der Bühne zurückzuziehen. *(W. Bentheim.)*

KEMBLE (John Mitchell), englischer Sprach- und Geschichtsforscher, geboren in London 1807, gestorben in Dublin den 26. März 1857, war der Sohn des Schauspielers Charles Kemble (s. d.), wurde zuerst von dem gelehrten Sprachforscher Dr. Richardson, Verfasser des English Dictionary, unterrichtet, kam dann auf die Gelehrtenschule zu Bury St.-Edmunds und auf Trinity College an der Universität Cambridge. Nachdem er graduirt hatte, wurde er nebst andern jungen Engländern vom General Torriges bewogen, ihm nach Spanien zu folgen, um das Land von der Tyrannei Ferdinand's VII. zu befreien; der Plan wurde aber verrathen und mehrere Mitglieder der Bande gefangen und erschossen. Kemble entkam und begab sich zunächst nach Deutschland, wo er mit Thiersch, Jakob Grimm und andern Sprachforschern befreundet wurde und das gründliche Studium des Angelsächsischen und der verwandten Sprachen aufnahm, dem er sich fortan widmete. Nachdem er darauf nach England zurückgekehrt war (1834), befleißigte er sich speciell des Studiums angelsächsischer Manuscripte, die er mit außerordentlicher Geschicklichkeit dechiffrirte. Im J. 1834 und 1835 hielt er Vorlesungen zu Cambridge über angelsächsische Sprache und Literatur. Von 1835—1844 war er Redacteur des British and Foreign Review und lieferte in den folgenden Jahren zahlreiche Beiträge für das Cambridge Philological Museum, das Foreign Quarterly Review, für Fraser's Monthly Magazine. Im Jahre 1839 begann Kemble die Herausgabe seiner an verschiedenen Orten zusammengetragenen angelsächsischen Urkunden in dem Codex diplomaticus, redigirte dann mehrere Jahre die archäologischen Schriften der Aelfric und der Camden Society zu London, veröffentlichte eine treffliche Ausgabe des Beowulf, der ältesten in angelsächsischer Sprache erhaltenen Dichtung, deren zweite Ausgabe er Glossar und Uebersetzung hinzufügte. Er lieferte sodann das vorzügliche Geschichtswerk „The Saxons in England". Vom Juli 1849 bis Mai 1855 verweilte Kemble in Norddeutschland. Er schrieb hier eine Reihe Artikel für die Zeitschrift der archäologischen Gesellschaft in Hannover und leitete 1854 im Auftrage dieser Gesellschaft in Norddeutschland unternommene Nachgrabungen in vorchristlichen Grabhöhlen, wodurch dem Museum zu Hannover beträchtliche Zuwüchse gewonnen wurden. Sein Bericht über diese Nachfor-

schungen ist in den Horae Ferales enthalten. Kemble war, als ihn der Tod abrief, im Auftrage der manchester Ausstellung mit der Bildung einer keltisch-angelsächsischen Kunstsammlung beschäftigt.

Kemble's vornehmste Druckschriften sind: The Dialogue of Salomon and Saturnus, with an historical introduction and English translation. Anglo-Saxon and English. Aelfric Society (London 1848). — The Poetry of the Codex Vuellensis, with an English translation. Anglo-Sax. and English. Aelf. Soc. (London 1843). — Philippus de Thame, The Knights Hospitellers in England. With a historical introduction. Camden Society (London 1857). — Sir R. Twysden Bert, Certaine Considerations upon the Government of England. Camden Soc. (London 1849). — Codex diplomaticus aevi Saxonici. English Historical Society (London 1839). — Beowulf, the Traveller's Song, the Battle of Finnesburgh. Anglo-Sax. with an English translation, a glossary, historical preface and notes (London 1837). — The Gospel according to Saint Matthew. The Anglo-Saxon and Northumbrian versions (London 1858). — Horae Ferales, Studies in the Archaeology of the Northern Nations. Ed. by H. G. Latham and W. Franks (London 1863). — The Saxons in England. A History of the English Commonwealth till the period of the Norman conquest (London 1849). (New ed. revised by G. Birch, London 1876.) — State Papers and Correspondence illustrative of the Social and Political state of Europe from the Revolution (1688) to the Accession of the House of Hanover. With historical introduction, biographical memoirs and notes (London 1857). — Ueber die Stammtafel der Westsachsen (München 1836). — The utility of antiquarian collections as throwing light on the prehistoric annals of European nations (Dublin 1857).

(W. Bentheim.)

KEMBLE (John Philip), englischer Schauspieler, ältester Sohn des Roger Kemble, Directors einer wandernden Schauspielertruppe, geboren zu Preston in der englischen Grafschaft Lancaster den 1. Febr. 1757, gestorben zu Lausanne in der Schweiz den 26. Febr. 1823, zeigte frühzeitig viel Anlage und Neigung zur Bühne, trat auch mitunter im Theater des Vaters, z. B. schon im Alter von fünf Jahren als Herzog von York in einem Trauerspiel, Charles the First betitelt, auf. Dies geschah jedoch nur selten; denn Roger Kemble, ein eifriger Katholik, hatte eine große Abneigung gegen das Schauspielerleben. Es war vielmehr sein inniger Wunsch, daß sein Sohn sich dem Priesterstande widme. Er schickte John deshalb auf das katholische Seminar Sedgeley-Park in der Grafschaft Stafford und dann auf English College zu Douai in Frankreich. John machte dort gute Fortschritte, auch in „Philosophie und Theologie". Er hatte aber gar keine Lust Priester zu werden, die Bühne zog ihn viel mehr an. Er verließ die Universität heimlich ohne Vorwissen des Vaters und erschien plötzlich vor ihm zu Brecknock in Wales, wo derselbe sich mit seiner Truppe befand, nach einer gar mühsamen, größtentheils zu Fuße zurückgelegten Reise. Er hatte einen sehr kalten Empfang; die Schauspieler der Gesellschaft stellten unter sich eine Sammlung an, um ihm die nöthigsten Existenzmittel zu gewähren. John trat in die wandernde Gesellschaft des Directors Chamberlain zu Wolverhampton ein, damals 19 Jahre alt. Er debutirte als Theodosius in „The Force of Lore", machte jedoch keinen Eindruck. Besser schon ging es mit Bajazet, der nächsten Rolle. John hatte aber noch eine Reihe von Lehr- und Wanderjahren in den Grafschaften zu bestehen. Von Chamberlain schlecht bezahlt, ging er nach Cheltenham, mußte hier jedoch neben seinen dramatischen auch Vorstellungen in der Taschenspielerei geben, um das Publikum anzuziehen. Er ging sodann nach Worcester, wo er Lustspielrollen gab. Er gerieth in große pecuniäre Verlegenheiten, konnte gar oft weder Stubenmiethe noch Wäsche bezahlen. Auf Empfehlung seiner Schwester, der Mrs. Siddons, trat Kemble in den k. Theatern zu Manchester und Liverpool auf. Hier begründete sich sein Ruf. Kemble verwandte stets ein gleichmäßig eifriges Studium auf Ausdruck, Stimme, Geberde, Stellung, Costüm und bildete sich in allen diesen Beziehungen immer mehr aus. Sein Ausdruck erreichte sowol eine fast weibliche Weichheit wie die Höhe männlicher Würde. Seine stattliche Gestalt, seine edeln, ausdrucksvollen Gesichtszüge begünstigten ihn dabei sehr. Er studirte seine Rolle nicht nur an sich, sondern mit Bezug auf das Ensemble.

Von Liverpool kam Kemble zunächst nach York, wo er lebhaften Beifall erhielt. Er trug hier in den Zwischenacten Oden von Gray, Mason u. a., Abschnitte aus Sterne vor, was gleichfalls Beifall erhielt. Darauf ging Kemble nach Schottland, wo er Vorträge über kirchliche und weltliche Redekunst hielt. Die beiden J. 1782 und 1783 brachte er in Dublin zu, wo er ein großes Publikum zum Theater in Smock Alley zog. Darauf wurde er durch Einfluß der Siddons am Drurylane in London engagirt und debutirte im englischen Nationaltheater am 1. Sept. 1783 als Hamlet, welchen er bereits in Dublin mit Eclat gegeben, und welcher stets eine seiner vorzüglichsten Glanzrollen blieb. In Gestalt, Haltung, Geberde, Stimme, Ausdruck war dem londoner Publikum der Prinz von Dänemark noch nie so vergegenwärtigt worden. Gleichen Erfolg hatte Kemble in andern ersten tragischen Rollen. Zwar behielt Smith, Kemble's Vorgänger als erster Tragiker am Drurylane, noch die meisten Heldenrollen für sich; als derselbe sich jedoch im J. 1788 von Drurylane zurückzog, beherrschte Kemble unbeschränkt die tragische Bühne und wurde allgemein als der erste Tragiker Englands und als der echte Nachfolger Garrick's anerkannt. Im J. 1787 heirathete er die junge und schöne Witwe Gerwin's und erlebte eine glückliche Ehe. Im J. 1788 ward Kemble Regisseur des Drurylane-Theaters, welches eine vollständige Umgestaltung erhielt. Die ganze mise en scène wurde viel sorgfältiger ausgestattet. Die Decoration ward prächtiger, reichhaltiger, historisch richtiger. Die oft höchst lächerlichen Anachro-

nismen im Costüm wurden abgeschafft. Kemble wirkte überhaupt so umgestaltend auf der englischen Bühne wie Talma auf der französischen. Er bearbeitete außerdem viele Stücke Shakespeare's, Beaumont's und Fletcher's, Massinger's und andere, oft seit langer Zeit beiseite gelegte, für die Bühne, und was man auch von solchen Bearbeitungen halten mag, so dürften die dieses so bühnenkundigen Mannes immerhin einige Beachtung verdienen. Auch lieferte Kemble selbst einige Stücke, meistens Possen.

Kemble herrschte in Drurylane an 13 Jahre. Im J. 1802—3, nach dem Frieden von Amiens, bereiste er Frankreich und Spanien, zunächst um sich mit den dortigen Bühnen näher bekannt zu machen. In Paris war seine Ankunft ein Ereigniß. Die Comédie française bereitete ihm einen großartigen Empfang, Talma begleitete ihn überall. Nach seiner Rückkehr im J. 1803 kaufte er sich um 25,000 Pfd. Sterl. mit einem Sechstheil am Eigenthum des Coventgarden-Theaters, des zweiten der großen londoner Theater, ein, ward sodann Director dieses Theaters und entwickelte als Verwalter, Bearbeiter, Schauspieler, besonders nachdem die Schwester, die große Siddons, im Coventgarden auftrat, eine glanzvolle Thätigkeit. Allein die Feuersbrunst vom 20. Sept. 1808 zerstörte in drei Stunden das Theater, das Haus und sämmtliches Eigenthum. Die Eigenthümer waren nicht versichert; doch verlor Kemble persönlich noch am wenigsten bei dem Misgeschick. Der Herzog von Northumberland sandte Kemble unaufgefordert 10,000 Pfd. Sterl. für den Neubau, und nachdem der Grundstein des Neubaus gelegt worden war, sandte er Kemble den ihm über die Summe zugestellten Schuldschein und stellte nur die Bedingung, daß über die Sache fortan ein unbedingtes Stillschweigen stattfinde.

Die Eröffnung des neuen Theaters bei etwas im folgenden Jahre erhöhten Eintrittspreisen veranlaßte die berüchtigten O.-P.-Tumulte, indem das Publikum, oder wenigstens der am lautesten stimmführende Theil desselben die Herabsetzung auf den alten Preis (old price, daher der Name O. P.) verlangte. Während 60 Abende trugen alle Hüte im Parterre einen Zettel mit den Buchstaben O. P. und sobald der Vorhang aufging, erhob sich ein solches Schreien und Toben, daß von dem Vortrage der Schauspieler nichts vernehmbar war. Dem Willen des Publikums mußte willfahrt und die Eintrittspreise auf den früheren Tarif gesetzt werden. Am Schlusse der Saison bereiste Kemble die Grafschaften. Als er im Januar 1810 nach achtwöchentlicher Abwesenheit in der Rolle des Coriolan wieder im Coventgarden auftrat, erhob sich das gesammte Publikum und begrüßte ihn mit einem dreifachen Hurrah.

In Rollen, welche vornehmlich den Ausdruck der Reflexion, heroischer Energie, männlicher Würde erfordern, wie Cato, Coriolan, König Johann, Wolsey, Hamlet, Macbeth, Lear, übertraf Kemble wol seine Zeitgenossen. Als Theaterdirector zeichnete er sich durch eine Anzahl neuer und glänzend ausgestatteter Aufführungen der Stücke Shakespeare's und älterer Autoren aus. Als Gesundheitsschwäche eintrat, zog er sich zurück. Am 23. Juni 1817 fand seine Abschiedsvorstellung im Coventgarden statt, ein Ereigniß, das der Dichter Thomas Campbell zum Gegenstand einer seiner besten Oden genommen hat. Er verlebte seine letzten Jahre in einem hübschen Häuschen mit prachtvoller Aussicht zu Lausanne, hauptsächlich mit Gärtnerei und Lektüre beschäftigt. Im J. 1822 machte er eine Reise nach Italien. In Rom, in der aria cattiva di Roma, erkrankte Kemble und eilte zurück nach Lausanne. — Kemble's Statue von Flaxman wurde 1833 in der Westminster-Abtei aufgestellt. Sein Porträt als Hamlet in der Todtengräberscene befindet sich in der National-Gemälde-Galerie von Trafalgar-Square in London.

Von John Philipp Kemble sind im Druck erschienen: Belisarius a Tragedy, (York 1778). — Woman's projects, a Farce (York 1779). — Macbeth reconsidered (London 1786) (Abhandlung). — Macbeth and Richard the Third (London 1817) (Abhandlung). — The Farm House, a Farce (entnommen von C. Johnson, The Country House). R. Inchbald, Collection of Farces Vol. 6 (London 1815). — Lodoisca, a musical Romance (London 1794). — Fugitive Pieces in verse (York 1780).

Vgl. James Boaden, Memoirs of the life of John Philip Kemble, 2 Bde., enthalten in R. J. Smith, Collection of Materials towards an history of the English stage, Bd. 14 und 15 (London 1825). — Percy Fitzgerald, The Kembles, comprising the lives of Mrs. Siddons and her brother John Philip Kemble, 2 Bde. (London 1871). — Ambrose Williams, Memoirs of John Philip Kemble (London 1823).

(W. Bentheim.)

KEMBLE (Roger), englischer Schauspieler, geboren zu Hereford in England den 1. März 1721, gestorben im J. 1802, war ursprünglich Barbier. Um das J. 1752 verliebte sich Fanny Farnival, Mitglied einer wandernden Schauspielergesellschaft, in seine schöne, stattliche Gestalt, seine Adlernase, und bewog ihn, selbst Schauspieler zu werden. Er trat demnach zu Deal in die wandernde Gesellschaft des John Ward, eines Iren, früher Mitglied des dubliner Theaters. Er heirathete aber Fanny nicht, sondern gewann die schöne Sally (Sarah) Ward, die Tochter des Directors, die er im J. 1753 zu Cirencester heirathete. Roger war nur ein mittelmäßiger Schauspieler, ward aber dennoch Director einer wandernden Gesellschaft, mit der er hauptsächlich die Grafschaften Stafford, Gloucester und Warwick bereiste. Er hatte zwölf Kinder, von denen Sarah, die berühmte Mrs. Siddons, das älteste, John Philipp, neben Garrick der größte Schauspieler der englischen Bühne, der älteste Sohn war, er war mithin der Gründer der berühmten Familie, welche über ein halbes Jahrhundert die englische Nationalbühne beherrschte. Roger war Katholik, und zwar ein sehr eifriger; sein Herzenswunsch war, daß wenigstens zwei von seinen Söhnen sich dem Priesterstande widmeten, zu welchem Behufe er sie in katholischen Seminaren erziehen ließ.

(W. Bentheim.)

KEMENATE (Kemnate), ein besonderes Gemach in den mittelalterlichen Burgen, welches heizbar war und dessen Name höchstwahrscheinlich von caminus, Ofen, abgeleitet ist. Es bildete nächst dem großen Saale (Palas) den wichtigsten Wohnraum der Burg und unterschied sich durch seine Größe und Heizbarkeit von den übrigen untergeordneten Räumen (Kammern und Gadem). Für heizbare Räume kommt bei den mittelhochdeutschen Dichtern auch der Ausdruck Phiselgadem (von poêle, Ofen) vor. Für die Kemenaten werden von den Alterthumsforschern vier verschiedene Bestimmungen angegeben, nämlich als Schlafzimmer, Wohnzimmer für einzelne Personen, als Frauengemächer oder als Vorrathskammern. Man machte ferner noch den Unterschied zwischen Frauen- und Männer-Kemenaten, wie solche bei größeren Hofburgen eingerichtet waren; kleinere Burgen besaßen vielleicht nur eine oder zwei Kemenaten, wie denn auch hier die obengenannten Nebenräume wegfielen. Am häufigsten wird der Kemenate bei den Dichtern des Mittelalters als des gemeinschaftlichen Schlafzimmers für den Burgherrn und dessen Gemahlin gedacht. Ihre bauliche Beschaffenheit und Ausschmückung dürfte sich aus den ruinenhaften Ueberresten der mittelalterlichen Burgen und Schlösser kaum mehr feststellen lassen, doch wird sie der des großen Saales entsprechend, nur einfacher, gewesen sein. Aus den betreffenden Belegstellen der Dichter läßt sich entnehmen, daß die Decken entweder getäfelt oder gewölbt, die Wände entweder gemalt oder mit Teppichen (Umhängen) bekleidet waren; die Thüren konnten durch starke eiserne Riegel verschlossen werden und waren von außen mit Klopfringen versehen. Vor dem Bette stand eine Bank und ein Schemel; außerdem wurde durch einen Schrein zur Aufbewahrung der Kleidungsstücke und ein Heiligenbild zur Verrichtung der Andacht die Ausstattung vervollständigt. Bisweilen schloß sich an die Frauenkemenate ein Balkon (Line) an, der eine schöne Aussicht auf die Umgebung bot.

Später hieß Kemenate das steinerne Wohnhaus im Gegensatz zur eigentlichen Burg; derartige Häuser wurden auch in Lehn gegeben, woher der Ausdruck „Kemenatlehn" stammt. (*Albin Gottschaldt.*)

KEMÉNY (Sigmund, Baron), bedeutender ungarischer Dichter und Publicist, ein wenig bemittelter Sprosse des berühmten protestantischen siebenbürger Freiherrn- und Grafengeschlechts [1]), ist geboren 1816 in Magyar-Kapud in Siebenbürgen. Seine erste Erziehung erhielt er im Aelternhause, später bezog er die katholische Schule zu Zalathna und 1823 das berühmte reformirte Collegium zu Nagy-Enyed, unter dessen Lehrern besonders der hochbegabte, vielseitig gebildete und charaktervolle Karl Szász, der Vater des gleichnamigen Dichters, von großem Einflusse auf seine Entwickelung wurde. Die Jahre 1834 und 1835 verlebte er in Klausenburg, wo eben der siebenbürger Landtag, der wichtigste in diesem Jahrhundert, tagte, mit dessen bedeutenderen Persönlichkeiten, so besonders mit dem einflußreichen Baron Nikolaus Wesselényi, der junge Kemény, der sich schon damals für die brennenden Fragen der Politik lebhaft interessirte, in persönliche, theilweise freundschaftliche Verbindung trat. Nachdem er das J. 1836 auf dem Familiengute in Kapud unter fleißigen Studien verlebt hatte, kam er 1837 nach Marosvásárhely, wo er sich als Kanzelist die juristische Praxis aneignete. Schon jetzt trat er in die Literatur ein und zwar gleichzeitig auf beiden Feldern seiner späteren Wirksamkeit, auf dem der Publicistik und des Romans. „A mohácsi veszedelem okairól" (Ueber die Ursachen der Niederlage bei Mohács), 1839 im Beiblatte des „Erdélyi Hiradó" (Siebenbürger Zeitung), war seine erste historisch-politische Studie, „Martinuzzi" sein erster Versuch auf dem Felde des Romans, von dem jedoch nur Bruchstücke fertig wurden und in Bajza's „Athenaeum" erschienen. Beide Arbeiten befassen sich mit derselben Epoche aus der Geschichte Ungarns: mit der Zeit unmittelbar nach der Schlacht bei Mohács (1526), und beide verrathen eine überraschend eindringende Kenntniß und treffende Beurtheilung jener unglücklichen Zeiten. [2]) Nachdem er im J. 1840 einige Zeit in Wien naturwissenschaftlichen Studien, deren er als Dichter zu benöthigen glaubte, obgelegen, übernahm er, nach Siebenbürgen zurückgekehrt, Ende 1840 die Redaction des klausenburger Blattes „Erdélyi Hiradó", des Organs der constitutionellen Opposition, das unter seiner Leitung Ansehen und Bedeutung gewann. Als jedoch der Landtag 1842 aufgelöst wurde, legte Kemény die Redaction nieder und zog sich wieder auf sein Landgut zurück, wo er wissenschaftliche, besonders historische Studien trieb und sich mit literarisch-publicistischen Arbeiten beschäftigte.

Wie groß das Ansehen Kemény's als Publicist bereits war, beweist die Thatsache, daß Graf Stephan Széchenyi, als er die Bildung einer compacten Partei anstrebte und zu diesem Zwecke ein großes politisches Organ, den „Független" (Der Unabhängige), gründen wollte, die Redaction desselben unter sehr günstigen Bedingungen Kemény antrug, der aber, da er das politische Programm Széchenyi's nicht durchweg zu theilen vermochte, den ehrenvollen Antrag entschieden ablehnte. Dagegen folgte er dem Rufe des Barons Joseph Eötvös, mit dem er bereits im Briefwechsel gestanden, der ihm die Mitredaction des von Anton Csengery vorzüglich geleiteten, durch seine politische wie literarisch-kritische Richtung gleich hervorragenden „Pesti Hírlap" (Pester Zeitung) antrug. Dieses Blatt war das Organ der sogenannten Doctrinäre oder Centralisten, welche die parlamentarische Centralisation und eine constitutionell-verantwortliche Regierung forderten. [3]) Ende 1846 siedelte Kemény

1) Ein Glied desselben Geschlechts, also ein Ahn des Dichters, Johann Kemény, dessen Gesichtszüge den seinigen auffallend ähneln, war 1661—62 Fürst von Siebenbürgen.

2) Den Roman „Martinuzzi" hat Kemény nie vollendet, dagegen hat er den Gegenstand später wieder selbständig aufgenommen und in seinem vorletzten und bedeutendsten historischen Romane „Eine wilde Zeit" bearbeitet. 3) An der Spitze dieser damals kleinen Gruppe hochgebildeter Staatsmänner und Publicisten standen Anton Csengery, Baron Joseph Eötvös, Baron Sig-

in die Hauptstadt über, wo er mit geringen Unterbrechungen[4]) bis an den Ausbruch seiner tödlichen Krankheit blieb. Noch vor seiner Uebersiedelung nach Pest hatte er die publicistische Studie „Korteskedés és ellenszerei“ (Das Corteswesen und seine Gegenmittel), Klausenburg 1843—44, 2 Hefte, und seinen ersten vollständigen Roman „Gyulai Pál“ (Paul Gyulai), Pest 1846, 5 Bde., dessen Stoff der Geschichte des Fürsten Sigmund Báthori entnommen ist, veröffentlicht. Die erstere Schrift enthält weit mehr, als der Titel verspricht, denn sie behandelt nicht nur die bei den Wahlen bereits zu einer großen Gefahr erwachsenen Misbräuche, sondern entwirft zugleich einen vollständigen politischen Reformplan, dessen wesentlichste Postulate später verwirklicht wurden; der großangelegte Roman erwies den Verfasser sofort als eine dichterische Kraft ersten Ranges und gewann ihm die Anerkennung der bedeutendsten Männer des Landes.

Im J. 1848 wurde Kemény in den Reichstag gewählt, in welchem er aber, da er kein begabter Redner war und die Fülle seiner Ideen nie schnell zu bewältigen und zu ordnen vermochte, keine bedeutende Rolle spielte. Dagegen entwickelte er eine überaus fleißige und sehr einflußreiche journalistische Thätigkeit. Er folgte später dem Rumpfparlament nach Debreczin und zuletzt nach Arad, wurde im Ministerium des Innern unter Szemere Ministerialrath und war besonders bei den Codifications-Arbeiten der Regierung thätig. Den stets weiter gehenden Bestrebungen der unter Ludwig Kossuth's Leitung stehenden äußersten Linken gegenüber wirkte er für die Bildung einer Versöhnungspartei, ohne bei den hocherregten Fluten der politischen und persönlichen Leidenschaften nachhaltige Erfolge zu erzielen.[5]) Nach dem Scheitern des Freiheitskampfes wurde auch Kemény vor ein Kriegsgericht gestellt, aber nach kurzer Haft freigesprochen.

Bald nahm er seine schriftstellerische Thätigkeit wieder auf. Sofort nach dem Siege des Absolutismus veröffentlichte er seine beiden Flugschriften: „Forradalom után“ (Nach der Revolution), Pest 1850, und „Még egy szó a forradalom után“ (Noch ein Wort nach der Revolution), das. 1851, welche großes Aufsehen erregten, da er in denselben die Revolution und ihre Führer einer scharfen Kritik unterzog und die Idee eines Ausgleiches mit der Dynastie mit unerschrockenem Freimuth ventilirte. Auch seine journalistische und dichterische Thätigkeit nahm er bald wieder auf. Im J. 1851 übernahm er die Redaction des angesehensten und besonders unter seiner Leitung in politischen und literarischen Dingen tonangebenden Tageblattes „Pesti Napló“ (Pester Tagblatt), welche er bis 1870 fortführte. Unter ihm wurde dies Blatt der Mittelpunkt aller constitutionell-nationalen politischen Bestrebungen und später das eigentliche Organ der zur Herrschaft gelangenden Ausgleichspartei.[6]) In der Vorbereitung des Ausgleiches vom J. 1867 und der Begründung der neuen Lage der Dinge gebührt Kemény und seinem Blatte der hervorragendste Antheil.

In den funfziger Jahren erschienen auch die meisten Romane[7]) und Novellen Kemény's: „A szív örvénye“ (Die Abgründe des Herzens), im Album für Nagy-Enyed, 1851; „Férj és nő“ (Mann und Weib), Pest 1854, 2 Bde., 2. Aufl. 1878; „Ködképek a kedély láthatárán“ (Nebelbilder am Horizonte des Gemüths), das. 1855; „Szerelem és hiúság“ (Liebe und Eitelkeit), das. 1855; „Erény és illem“ (Tugend und Sitte), das. 1856; „Özvegy és leánya“ (Die Witwe und ihre Tochter), das. 1857, 3 Bde.; „Zord idö“ (Eine wilde Zeit, historischer Roman aus der Zeit der Königin Isabella und Martinuzzi's), das. 1858, 3 Bde., letzte Aufl. 1883, 3 Bde., deutsch von J. Sigmund, das. 1859, 2 Bde.; „A rajongók“ (Die Schwärmer, historischer Roman aus der Zeit Georg Rákóczy's I.), das. 1859, und zahlreiche kleinere Novellen und Erzählungen.

Mit der Neubegründung des constitutionellen Lebens (1861) trat auch Kemény als Abgeordneter wieder in die öffentliche Laufbahn, ohne auch jetzt an den politischen Debatten im Reichstage theilzunehmen. Desto größeren Einfluß übte er stets als Journalist und im persönlichen Verkehr mit den leitenden Persönlichkeiten des Landes, mit denen ihn langjährige vertraute Freundschaft verband und die in ihm den tiefen Verstand, die vielseitige historisch-politische Bildung und das scharfe Urtheil hochhielten. In dieser letzten Periode seines Lebens erschien seine politische Flugschrift „Az Uniotörvényekröl“ (Ueber die Unionsgesetze), Pest 1861, mehrere Novellen und seine geistvollen „Tanulmányok“ (Studien), herausgegeben von Paul Gyulai, das. 1870, 2 Bde., welche seine meisterhaften Charakteristiken der „beiden Wesselényi“ und des Grafen Stephan Széchenyi, dann einen großen und werthvollen Artikel zur Geschichte Siebenbürgens in den Jahren 1791—1848, Studien über den Roman und das Drama, über Arany's Toldi-Epos, über das ungarische Theater, über Szalay's und Macaulay's historische Werke, endlich seine zwei Denkreden über den Dichter Mich. Vörösmarty und seinen geliebten Lehrer Karl Szász enthalten. Seine letzte Arbeit war das Fragment einer dramatischen Dichtung „Anna“, deren Stoff er der Zeit Karl's III. (VI.)

---

mund Kemény und Ladislaus Szalay. Die Gesetze von 1848 bezeichnen den vollen Sieg dieser Partei.

4) Im J. 1846 machte er eine Reise nach Italien, im Revolutionsjahre folgte er der Regierung nach Debreczin und Arad; nach der Katastrophe von Világos hielt er sich in den Comitaten Szatmár und Ugocsa verborgen. 5) Ueber diese seine Wirksamkeit hat Kemény in den funfziger Jahren ein für die Geschichte seiner Tage überaus lehrreiches Memorandum ausgearbeitet, das jüngst veröffentlicht wurde in dem Buche von Gustav Beksics: „Kemény Zsigmond, a forradalom és a kiegyezés“ (Sigmund Kemény, die Revolution und der Ausgleich), Budapest 1883.

6) Auch Franz Deák's berühmter Artikel über das agramer Rundschreiben (1861) und der epochemachende Osterartikel vom J. 1865 erschienen im „Pesti Napló“. 7) Die Handschrift seines zweiten Romans „Élet és ábránd“ (Leben und Traum), dessen Handlung das tragische Geschick des portugiesischen Dichters Camoens bildete, wurde bei der Erstürmung Ofens im Jahre 1848 ein Raub der Flammen.

entnommen hatte. Die letzten Jahre seines Lebens (seit 1870) war er durch schwere Krankheit jeder politischen und literarischen Wirksamkeit entzogen. Er mußte die Hauptstadt verlassen und starb am 22. Dec. 1875 auf seinem Gute Pußta-Kamarás in Siebenbürgen. Er war nie vermählt gewesen. Eine Gesammtausgabe seiner Werke ist in Vorbereitung.

Kemény war seit 1847 Mitglied der Akademie, seit 1860 Mitglied, seit 1867 Präsident der Kisfaludy-Gesellschaft. In der ersteren haben Paul Gyulai (1879), in der letzteren Karl Szász (1877) gehalt- und geistvolle Denkreden über ihn gehalten. Vortrefflich ist auch der Nekrolog von Franz Salamon in der „Zeitschrift der Ungarischen Historischen Gesellschaft" (1876).[8])

Kemény ist eine der bedeutendsten Gestalten der ungarischen Literatur. Vielseitige gründliche Bildung, ein scharfer, auf die tiefsten Gründe der Dinge dringender Verstand, lebhafte und dabei plastische Phantasie, tiefes, für den Jammer der Welt von wärmster Theilnahme erfülltes Gemüth, Reichthum an neuen und selbständigen Ideen — das sind die glänzenden Eigenschaften, welche den Mann zur Zierde der ungarischen Literatur machen und ihm in jedem Volke eine hervorragende Stellung gesichert hätten. Es lag theilweise in den eigenartigen Verhältnissen der Zeit, welche jedes Talent in den Dienst des politischen Lebens zog, daß Kemény als Publicist und Politiker eine ebenso reiche und bedeutende Wirksamkeit entwickelte wie als Dichter; daß er auf beiden Gebieten Leistungen ersten Ranges zu schaffen vermochte, ist ein Beweis für die Kraft und Vielseitigkeit seines Talents, mit dem er die gegebenen Verhältnisse der Gegenwart und der Vergangenheit ebenso richtig erkannte und ebenso scharf beurtheilte, wie er die Schöpfungen seiner Phantasie plastisch zu gestalten und mit überraschendem Leben zu erfüllen wußte. Seine publicistischen Schriften sind besonders auch durch den merkwürdigen politischen Instinct ausgezeichnet, mit dem er den Gang und die Richtung der Stimmungen der öffentlichen Meinung zu errathen, die Entwickelung der politischen Dinge des Auslandes richtig vorherzusehen und den Einfluß derselben auf die Gestaltung der ungarischen Zustände klar und bestimmt zu prognosticiren verstand. Alle seine Arbeiten auf diesem Gebiete sind wichtige Quellen für den Historiker, der die Geschichte der Monarchie in den Jahren 1842—1867 richtig zu verstehen und darzustellen unternimmt.

Seine Romane, die historischen ebenso wie die stofflich dem modernen Leben entnommenen, sind der Ausdruck einer düstern Weltanschauung. Tragische Geschicke bilden den Kern der Handlung, doch stürzen die Helden nicht infolge heftiger Leidenschaften oder großer Verbrechen, sondern mehr als Opfer kleinerer Fehltritte und Schwächen ins Verderben, weshalb auch die Katastrophe oft als unverhältnißmäßige Strafe der Schuldigen erscheint. Seine Muse ist die Nemesis, sagt Gyulai sehr treffend. Der Mysticismus des Tragischen beruht nach Kemény besonders darauf, daß unsere Strafe nie im Verhältniß steht zu unserer Schuld, und daß diese letztere nicht nur uns selbst, sondern auch alle, die wir lieben, mit uns ins Verderben reißt, ja oft auch das Vaterland selbst, dem wir dienen wollen, dem Untergange entgegenführt, denn, sagt er, „Gott kann dem Sünder, der beichtet und Buße thut, vergeben; aber die misverstandenen politischen Interessen sind grausam und üben ihrer Natur gemäß unerbittliche Rache". Sicher und consequent führt er seine Gestalten den gefährlichen Weg abwärts; mit scheinbarer Kälte zeichnet er ihre Kämpfe und erzählt ihren Untergang; aber die eingehende, sorgfältige und treue Charakteristik beweist, daß er nicht gleichgültig ist gegen das Schicksal seiner Helden und daß ihn nur die streng aufgefaßte und durchgeführte Objectivität des Epikers abhält, seinem tiefen Mitgefühl mit dem oft grauenvollen Schicksale guter und edler Menschen Ausdruck zu geben. Der Mangel heiterer oder komischer Momente erhöht noch den düstern Eindruck seiner Dichtungen, welche auch, hauptsächlich wol dieses ihres Grundzuges wegen, nicht im alltäglichen Sinne populär geworden sind.

Die glänzendste Seite Kemény's ist seine erstaunliche Menschenkenntniß. Alle Seiten und Züge des Menschen, des psychischen wie physischen Organismus, sind ihm wohlbekannt; die Wechselwirkung zwischen dem Innern unsers Gemüths und den Eindrücken der Außenwelt sind der Lieblingsgegenstand seiner Beobachtungen. Eine Fülle eigenartiger, neuer Gestalten hat er geschaffen und mit einer Consequenz und Plastik gestaltet, daß sie voll Leben und Wahrheit vor dem Leser stehen. Und wie die Menschen, so zeichnet er die Natur und die Außenwelt mit überraschender Treue, aber nie ihrer selbst wegen, sondern stets als Reflexe oder Reflectoren seiner Gestalten, deren Inneres uns auch auf diesem Wege eröffnet wird. Und endlich ist Kemény einer der größten Geschichtskenner Ungarns. Die Vergangenheit seines Vaterlandes enthält für ihn keine Geheimnisse, nichts Unverständliches. Mit dem scharfen Auge des gelehrten Historikers, des begabten Politikers und des reconstruirenden Dichters überblickt er die Zeiten der Bátori, der Rákóczi und der Jahrzehnte nach der Schlacht von Mohács, welche er in seinen Romanen mit Vorliebe behandelt, und schildert diese Geschichtsepochen lebendiger und treuer als die besten Historiker, von denen es bisher keinem gelungen ist, den Geist jener Epochen so lebendig zum Ausdruck zu bringen, wie dies Kemény in unvergleichlicher Vollendung zu leisten vermochte.

Weniger glänzend ist seine Darstellung. Kemény liebt das Detail; er reiht Zug an Zug und Data an Data, bis sich aus dem Mosaik einzelner Elemente das gewünschte Gesammtbild aufbaut. Daher ist seine Darstellung langsam, die Handlung hält oft still, das Detail überwuchert nicht selten. Auch seine Sprache ist nichts weniger als musterhaft, oft schwerfällig und wenig flüssig, zuweilen schwer verständlich oder trocken. Daher ist auch der Dialog in seinen Romanen selten natürlich

8) Diese Schriften sind auch, neben Kemény's eigenen Werken, die Hauptquellen dieses Artikels.

und leichtflüssig. Um so überraschender wirken die Monologe seiner Gestalten, in denen sich uns die Abgründe des menschlichen Herzens mit oft grausiger Wahrheit aufthun. Endlich kann auch seine Art und Weise der Composition nicht immer und in seinen größten Dichtungen am wenigsten befriedigen. Die Handlung stockt wiederholt, die Fäden derselben lassen sich zuweilen nur schwer verfolgen, die Uebersicht ist oft ohne Grund erschwert. Alle diese Schwächen lassen sich auf den mangelhaften Formensinn des Dichters zurückführen, der die Fülle seines Geistes weder als Redner noch als Schriftsteller zu beherrschen vermochte. Denn an Ideen und Gedanken, an tiefen Reflexionen und treffenden Aperçus sind seine Werke beinahe überreich, jedenfalls viel reicher, als der gewöhnliche Leser bei einem belletristischen Buche zu würdigen oder selbst zu genießen vermag. So ist das Publikum Kemény's schon von vornherein ein beschränktes, da er Leser voraussetzt, die vielseitige Bildung und tiefer gehendes Interesse besitzen. Seine Romane wollen nicht einfach durchflogen, sondern mit Verständniß und Studium gelesen werden; in diesem Falle lohnen sie aber mit reichen und seltenen Schätzen. *(Gustav Heinrich.)*

KEMI, finländische Kreisstadt im Ostsüdosten von Torneå, in 68° 20′ nördl. Breite, unweit des Meeres, in Uleåborgs- und Kajana-Län; sie liegt am Flusse Kemijoki, einem auf dem nordwestlichen Abfalle Finlands strömenden Gewässer, das einer der größten Flüsse des Landes ist. Vom Talkunaoivi herunterkommend, nimmt er den Kittimenjoki auf, durchfließt den See Kemijärvi, an welchem das meist von Renthier-Lappen bewohnte Kirchspiel Kemiträsk liegt, und nimmt den Ounasjoki auf. Westlich von ihm mündet der Kekamajoki. Der Kemijoki tritt von Sodankylä in Oesterbotten ein und durchströmt nach Nordwesten das schon genannte Kemiträsk-Kirchspiel, das Rovaniemi-Kirchspiel, bei dessen Kirche der Ounasjoki mündet, und das Kemi-Kirchspiel, welches auch der Simojärvi durchströmt. Fünf der sieben Lappmarken, nämlich Utsjoki, Enare, Kittilä, Sodankylä und Kuolajärvi werden unter dem gemeinsamen Namen Kemi-Lappmark zusammengefaßt. Der Fluß ist fischreich und nährt damit seine Anwohner, die die Producte ihres gut angebauten Bodens nach St. Petersburg versenden. Er bildet mehrere Kataraкte, unter denen der von Karatkoski und der Taiwalkoski die bedeutendsten sind. Das Städtchen Kemi, sowie zwei andere in Finland, hat noch nicht Bürgermeister und Magistrat, sondern nur einen Ordnungsmann und Ordnungsräthe.

(G. A. von Klöden.)

KEMNADE, Pfarrdorf am rechten Ufer der Weser im braunschweigischen Kreise Holzminden und Amtsgerichtsbezirke Ottenstein, mit 560 Einwohnern. Gegenüber am rechten Ufer liegt der aus Buntsandstein und bunten Mergeln bestehende Eckberg (220 Met.), an welchem in den J. 1873 und 1876 bedeutende Bergrutsche stattfanden. Bedeutung hat Kemnade namentlich durch den seitens der braunschweigischen Regierung auf dem rechten Weserufer angelegten Hafen für Weserschiffe (sog. „Böcke"), der, im Frühjahr 1879 in Angriff genommen, im Herbste 1880 der Benutzung übergeben wurde. Er ist etwa 5730 □Met. groß, faßt 15 der größten Weserfahrzeuge und ist dabei in der Einfahrt so weit, daß die größten Weserschleppdampfer, bei günstigem Wasserstande, bequem einlaufen können (ein zweiter Winterhafen an der Weser liegt bei der braunschweigischen Kreisstadt Holzminden, ist nahezu ebenso groß, aber in der Einfahrt für Schlepper nicht weit genug). Der Bau einer von der braunschweigischen Regierung ins Auge gefaßten festen Weserbrücke bei Kemnade ist aufgegeben; dagegen beabsichtigt die der Provinz Hannover angehörige, unmittelbar neben Kemnade belegene Stadt Bodenwerder (welche eigenthümlicherweise ihre Todten auf dem Friedhofe von Kemnade beerdigt) den Bau einer solchen etwa 20 Met. oberhalb der jetzt bei Bodenwerder befindlichen Schiffbrücke. Der Ort Kemnade ist, wie schon sein Name (früher Keminata) sagt, der eine mittelalterliche Bezeichnung für ein festes Wohnhaus ist, sehr alt. Ort und Name verdanken ihren Ursprung dem zwischen 959 und 965 von Imma und Friderun, Töchtern des Billungischen Grafen Wichmann (Bruders von Hermann Billung) gestifteten Benedictiner-Nonnenklosters. Zeitweilig von Mönchen aus dem Kloster Corvey besetzt, wurde das Kloster im Dreißigjährigen Kriege, als dessen Propst zur evangelischen Kirche übertrat, säcularisirt und von den Herzogen von Braunschweig eingezogen. Die alte, im J. 1046 vom Bischof Bruno von Minden eingeweihte Klosterkirche dient noch als Pfarrkirche des Ortes; die erste Kirche der Stifterinnen ist wahrscheinlich eine kleine Holzkirche gewesen. Das Gebäude ist einschiffig und in sehr einfachem romanischem Stile erbaut; die flache Balkendecke ist neu, jedoch gerade so hergestellt, wie die vorige gewesen. Besonders interessante Details sind am Gebäude nicht vorhanden, doch beherbergt es noch ein altes, aus Holz geschnitztes, angeblich wunderthätiges Marienbild und einen interessanten alten Altaraufsatz.

Vgl. Dürre, Origines Keminatenses, Osterprogramm des Holzminder Gymnasiums von 1879.

(E. Steinacker.)

KEMNATH (Stadtkemnath), bairische Stadt im Bezirksamt und Amtsgericht Kemnath (Regierungsbezirk Oberpfalz) mit Magistrat III. Klasse, katholischer Pfarrei und Dekanat im Bisthum Regensburg, hat (1880) 1476 Einwohner, eine Kirche, Schulen, Amtsgericht, Bezirksamt, Rentamt, Forstamt, eine Baubehörde, einen Notar, eine Postexpedition und ist Ostbahnstation.

Das Amtsgericht Kemnath umfaßt beinahe die ganze Leuchtenbergische Herrschaft Waldeck, welche noch darüber hinaus in die Amtsgerichte Weidenberg, Eschenbach u. s. w. reicht. Vor der Gerichtsorganisation vom J. 1803 dehnte es sich über 13 □Meilen aus mit 19,210 Einwohnern (heutzutage 14,458 Einwohnern); nachdem schon im J. 1841 sieben Gemeinden desselben zum Landgericht Eschenbach in Abgang gekommen waren, wurden 1849 zur Bildung des Landgerichtes Erlendorf neuerdings siebzehn Gemeinden losgetrennt.

König Heinrich II. schenkte (1008, 6. Juni) auf Bitte seiner Gemahlin die Orte Velden, Runbach (Auer-

bach) und Keminata im Nordgau mit allen Zugehörungen an Dörfern, Höfen, Knechten und Mägden seinem in Bamberg neu errichteten Bisthume.

Es ist anzunehmen, daß die Gegend um Kemnath, durch die Bischöfe aus dem Zusammenhange mit Velden und Auerbach gerissen, den Herren von Pettendorf, Hopfenoh und Lengenfeld veräußert und durch Friedrich's von Pettendorf Tochter Hedwic dem Gebhard von Leuchtenberg in die Ehe gebracht wurde, der sich nur wenige Jahre nach Friedrich's Tode „von Waldeck" nannte (1124).

Unter den Leuchtenbergen erhob sich das Schloß Waldeck zum Sitz eines Pflegamtes und wurde (1283, 10. Jan.) vom Landgrafen Friedrich an Ludwig den Strengen verkauft. Bald darauf trat derselbe Landgraf auch die ihm wie seinem verstorbenen Bruder Gebhard (1279) verpfändeten Güter in diesem Bezirke ab (1283, 7. März). Das vom Pflegamte zu unterscheidende Landgericht erwarb gedachter Herzog mit dem Landgrafenamte und dem Geleite um 4200 Pfd. regensburger Pfennige vom Landgrafen Heinrich und dessen Oheim, Landgraf Friedrich (1282 und 1283). Die dem Reiche lehnbaren Stücke wurden den Gebrüdern Dietrich und Heinrich von Wildenstein und dem Ulrich, Marschall zu Lengenfeld, überlassen, und durch diese gleichfalls dem Herzoge um 2000 Pfd. Pfennige verpfändet. Waldeck und die miterlangten Güter scheinen demnach allodiales Eigenthum gewesen zu sein, da dem Landgrafen freie Verfügung darüber zustand. Im Pavischen Vertrage sind Waldeck, die Burg, und die Märkte Pressat (Amtsgericht Eschenbach), Kemnaten und Erndorf im Antheile der Pfalz und kamen nach den Verträgen von 1378 und 1410 zu den pfälzischen Kurlanden; daher die Stadt Kemnath (1329 noch Markt) unter die Kurstädte gehörte, wie sie in der Folge auch Bezirksstadt geworden ist.

Diese gewerbsame Stadt, welche als Heimat des Matthias von Kemnath (des Chronisten Kurfürst Friedrich's I.) von besonderm Interesse ist, hat eine sehr freundliche, gesunde Lage in Mitte reizender Gärten, von Dörfern und Edelsitzen umgürtet, welche zur Belebung des Verkehrs wesentlich beitragen. Die Trockenlegung des Stadtgrabens und Hutweihers hat die Atmosphäre von schädlichen Dünsten gereinigt, während der Armesberg und weiter zurück das Fichtelgebirge die rauhen Nordwinde abhalten.

Die ehedem rühmlichst bekannten Kemnather Büchsenmacher sind bis auf einen zusammengeschmolzen; auch in Fortschau, das die Landgrafen im J. 1281 ihrem Lehensmanne Gottfried von Oberndorf verpfändeten, wurde Gewehrfabrikation betrieben. Die nahen Steinkohlenlager bei Neustadt am Kulm und die Paterlhütten in Fichtelberg geben vielen Arbeitern Verdienst.

Kemnath wurde im J. 1546 und neuerdings, im J. 1846, ein vollständiger Raub der Flammen.

(*Ferdinand Moesch.*)

KEMPELEN (Wolfgang, Ritter von), ein namhafter Mechaniker, wurde am 23. Jan. 1734 zu Preßburg geboren, studirte an der Universität zu Wien Jurisprudenz, trat hierauf in den österreichischen Staatsdienst und zwar in die ungarische Hofkammer. Infolge seiner ersprießlichen Dienstleistung als Bauleiter des königl. Schlosses in Ofen und als Verwalter des Salzwesens in Ungarn und auf Grund seiner organisatorischen Leistungen in der Colonisation des Baurathes avancirte er zum Hofrath der vereinigten ungarisch-siebenbürgischen Hofkanzlei, trat im J. 1798 in den Ruhestand und starb am 26. März 1804 zu Wien.

Kempelen hat sich neben seiner Berufsthätigkeit besonders dem Studium der Physik und Mechanik hingegeben und sich durch seine Leistungen auf dem Gebiete der Technologie eine europäische Berühmtheit zu seiner Zeit erworben. Im J. 1769 lenkte er zuerst in weiten Kreisen die Aufmerksamkeit auf eine von ihm verfertigte Schachmaschine. Dieselbe bestand aus einem Rolltischchen mit einem Schachbrete, vor welchem ein Automat in der Gestalt eines Türken saß, in dessen Innern sich eine Maschine mit Rädern, Hebeln u. s. w. befand. Dieser Türke spielte Schach und schlug in der Regel seinen Gegner. Er hob mit der Linken die Schachfigur weg, versetzte dieselbe, verfolgte mit den Augen die Bewegungen seines Gegners, schüttelte bei einem falschen Zuge den Kopf, nickte beim Schach der Königin zweimal, beim Schach des Königs dreimal u. s. w. Bei den Bewegungen hörte man ein dumpfes Rasseln, welches dem Ablaufe eines Uhrwerkes ähnlich war. Wenn der Automat spielte, stand Kempelen in der Nähe oder blickte in ein auf einem entfernten Tische stehendes Kästchen. Kempelen zeigte bereitwilligst das Innere des Türken, welches nichts anderes als das Maschinenwerk erkennen ließ. Das Erstaunen über dieses höchst kunstreiche Werk war so groß und zog dem Schöpfer desselben so viele Besuche zu, daß Kempelen, um sich Ruhe zu verschaffen, sich genöthigt sah, zu verkünden, daß er seinen Schachtürken zerstört habe. Doch producirte er diesen einige Jahre später wieder auf Wunsch Kaiser Joseph's II. vor dem Großfürsten Paul von Rußland, als dieser Wien besuchte. Später machte Kempelen mit seinem Automaten eine Reise nach Paris und London, wo er die besten Erfolge erzielte. In Berlin schlug der Schachtürke König Friedrich II., einen guten Schachspieler, und dessen Erstaunen ging so weit, daß er Kempelen eine große Summe für die Mittheilung des Geheimnisses anbot, worauf Kempelen einging. Friedrich II. fand sich vollständig enttäuscht, und seitdem stand der Schachtürke in einem Winkel des königl. Palastes, bis sich Napoleon I. denselben in Berlin zeigen ließ und von demselben besiegt wurde. Später erscheint die Schachmaschine im Besitze des Mechanikers Mäzl, welcher mit derselben Reisen in Europa und im J. 1820 auch nach Amerika machte. Es gilt als erwiesen, daß diese Maschine kein Automat war, sondern auf Täuschung beruhte, indem ein des Schachspieles kundiger Mensch in derselben steckte.

Als Kempelen an seinem Schachspiele im J. 1769 arbeitete, fing er bereits an, verschiedene musikalische Instrumente in der Absicht zu untersuchen, um eins darunter zu finden, dessen Töne der menschlichen Stimme am nächsten kämen. Im J. 1778 verfertigte er seine

Sprechmaschine, deren Hauptbestandtheile 1) aus einem Mundstück oder Stimmrohr, welches die menschliche Stimmritze vorstellte, 2) aus einer Windlade mit ihren innern Klappen, 3) aus dem als Lunge fungirenden Blasebalge und aus Vorrichtungen, welche den Mund und die Nasenlöcher ersetzten, zusammengesetzt waren. In einigen Wochen konnte man sich die Fertigkeit im Spielen auf dieser mit Tasten versehenen Maschine erwerben, besonders wenn man sich auf die lateinische, französische oder italienische Sprache beschränkte. Für die Aussprache deutscher Worte war sie wegen der Reichhaltigkeit dieser Sprache an Mit- und Hauchlauten weniger geeignet.

Kempelen selbst hielt seine Sprechmaschine noch immer nicht für ein vollkommenes und alles klar sprechendes, sondern für ein noch zu vervollkommnendes Werk. Eine genaue Beschreibung derselben ist in dem Werke: Kempelen, W., Mechanismus der menschlichen Sprache (Wien 1791), enthalten.

Kempelen hat übrigens auch eine Dampfmaschine erbaut, welche in Ungarn bei Kanalbauten mit Erfolg verwendet wurde. Auch rührt von ihm ein hydrotechnisches Werk im Schönbrunner Schloßparke her.

Kempelen hat sich aber auch auf dem Gebiete der schönen Literatur versucht und die Dramen: „Perseus und Andromeda" und „Die wohlthätige Unbekannte" geschrieben und seine allseitige Fähigkeit auch auf dem Gebiete der zeichnenden Kunst gezeigt. (Vgl. den Artikel Kempelen in Wurzbach's Biographischem Lexikon Bd. XI, der auch eine Zusammenstellung der betreffenden Literatur enthält.)

(*Ferd. Grassauer.*)

KEMPEN im Regierungsbezirke Düsseldorf oder am Rhein oder bei Krefeld, preußische Stadt und Bürgermeisterei in der Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Kempen, in weiter Ebene 4 Kilom. von der Niers gelegen und 11 Kilom. von Krefeld, in 34 Met. Höhe. Die Stadt hat einen Bahnhof, ein Post-, Telegraphen- und Kreisamt, ein Friedensgericht, ein evangelisches und zwei katholische Gymnasien, seit 1857 ein königl. Gymnasium, seit 1840 ein Schullehrer-Seminar, eine Taubstummen-Anstalt und ein Kloster. Zur Stadt gehören 699 ha. Land und zwar 551 ha. Acker und 63 ha. Gärten. Unter den 5788 Einwohnern sind 2872 männlichen und 2916 weiblichen Geschlechts; diese bewohnen 729 Gebäude (10 haben andere Zwecke) mit 1270 Haushaltungen. Ferner sind (1881) darunter: 163 Evangelische, 5493 Katholiken und 110 Juden; 7 Blinde, 46 Taubstumme und 20 Blödsinnige; 392 konnten nicht lesen und schreiben. Es bestehen mehrere Seidenzeug- und Sammtfabriken, Baumwoll- und Leinenwaaren-, Strumpf- und Kratzenfabriken, Wachsbleichen, eine Farbeholz-Mühle und Flachsbau. Hier fand am 17. Jan. 1642 eine Schlacht statt, in welcher Guébriant mit den Weimarern und Hessen die Kaiserlichen unter Lamboy besiegte. Die Stadt gehörte früher zum Erzbisthum Köln. Sie ist der Geburtsort des Thomas Hammerken genannt a Kempis, welcher als Verfasser des Buches „Die Nachfolge Christi" gilt, und 1471 zu Zwolle in den Niederlanden im Agnes-Kloster gestorben ist.

Der Kreis Kempen, 39,570 ha. oder 7,189 □Meilen, hat im Osten Sand und im Westen Heide; die Thäler der Niers und Schwalm sind etwas sumpfig. Denselben durchschneidet die Bergisch-Märkische Bahn mit der Linie Viersen-Venlo, die Rheinische Bahn mit der Linie Köln-Kleve und Kempen-Venlo über Kempen, Greffrath, Lobberich und Kaldenkirchen; die Krefeld-Kreis-Kempener Industrie-Bahn durchzieht den Kreis in der Runde, von Süchteln über Vorst, St.-Tönis (Krefeld), Hüls, St.-Hubert, Kempen und Oedt nach Süchteln, mit den Zweigen von Süchteln nach Viersen und nach Greffrath. Geschichtlich gehörten Kempen, Oedt und St.-Tönis zu Kurköln, Hüls zu Mörs und die meisten andern Orte zu Jülich. Der Kreis hat 22 Bürgermeistereien und 22 Standesämter. Es gehören dazu 4 Städte: Kempen, Süchteln, Dülken und Kaldenkirchen, und 23 Landgemeinden. Die Zahl der Bewohner ist 90,523, wovon 45,439 männlichen, 45,084 weiblichen Geschlechts sind; dieselben bewohnen 13,071 Gebäude (53 dienen andern Zwecken) mit 18,310 Haushaltungen. Die Zahl der Wohnplätze ist 190. Von den Bewohnern (1881) waren 2657 Evangel., 86,967 Katholiken, 701 Juden; 65 Blinde, 101 Taubstumme, 233 Blödsinnige; 7403 konnten nicht lesen und schreiben. Von der Bodenfläche haben 40% Lehm, 44,2% Sand, 15,1% Moorboden, 60,5% sind Ackerland, 3., 4., 5., 6., 2. Klasse, 19% Holzungen, 6,3% Wiesen, 5,9% Weiden, 4,2% Höfe und Gärten, 3,8% sind ertraglos. Im J. 1883 zählte man: 3576 Pferde (zur Zucht 4 Hengste und 10 Stuten), 13,973 Rinder (11,359 Kühe, 75 Bullen), 3293 Schafe (127 Merinos), 16,566 Schweine, 7419 Ziegen, 1844 Bienenstöcke. — Die staatlichen 291 Morgen Land gaben 479 Thaler, die städtischen 183 Morgen 240 Thaler, die ländlichen 7011 Morgen 1972 Thaler, die kirchlichen 1762 Morgen 5961 Thaler, die 775 Morgen der Stiftungen 2549 Thaler, alle 144,976 Morgen ertragfähiger Liegenschaften 336,714 Thaler.

Dorf Klein-Kempen, mit 2935 Einwohnern (1871) in 408 Wohnhäusern, liegt im Landkreise Krefeld.

Die hauptsächlichsten Orte im Kreise außerdem sind die Städte: Süchteln mit 8963, Dülken 6147, und Kaldenkirchen mit 3037 Einwohnern; demnächst die Landgemeinden Sanct-Tönis mit 6816, Hüls mit 6006 und Breyell mit 5533 Einwohnern.

(*G. A. von Klöden.*)

KEMPEN in Posen (Kempno), preußische Stadt in der Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, Kreisstadt des Kreises Schildberg, liegt am Nieszob, 77 Kilom. von Breslau. Unter den 6169 Bewohnern sind 2746 männlichen und 3423 weiblichen Geschlechtes; sie bewohnen 426 Gebäude mit 1513 Haushaltungen. Ferner sind darunter (1881) 1537 Evangel., 2437 Katholiken und 2193 Juden, welche eine schöne Synagoge besitzen; 4 Blinde, 13 Taubstumme, 10 Blödsinnige; 1394 können nicht lesen und schreiben. Die Stadt hat einen Bahnhof der Breslau-Warschauer-Bahn, evangel. und katholische Pfarrkirche, ein Progymnasium, Post- und Telegraphenamt, Kreisamt und Kreisgericht. Die Stadt hält Pferdemärkte, treibt Brauerei, Kürschnerei, Wachs-

bleicherei, Wollweberei und Tabakfabrikation. Sie ist 1661 von evangelischen Deutschen gegründet, denen aber bis 1795 keine freie Religionsübung gestattet gewesen ist.
(G. A. von Klöden.)

KEMPENFELT (Richard), englischer Admiral, geboren zu Westminster in London 1720, gestorben zu Spithead 1782, war der Sohn eines schwedischen Offiziers, welcher dem Könige Jakob II. in die Verbannung folgte, dann in den Dienst der Königin Anna trat und unter der Regierung Georg's I. als Vice-Gouverneur von Jersey starb. Richard Kempenfelt trat frühzeitig in die englische Flotte, ward 1741 Lieutenant, 1767 Kapitän. Unter Commodore Stevens befehligte er die „Elizabeth" von 64 Kanonen in den ostindischen Wässern im Kriege Englands gegen Frankreich und kehrte nach dem Frieden von 1763 nach England zurück, erhielt 1779 den Befehl des „Victory" und ward Contreadmiral. Im J. 1781 erhielt er dann den Befehl eines Geschwaders, beordert, eine nach Indien segelnde Flotte aufzuhalten. Er traf dieselbe, nahm 15 Geleitschiffe weg und versenkte eine Anzahl andere Schiffe. Im J. 1782 steckte er seine Flagge am „Royal George" auf, einem großen Linienschiffe mit über 900 Mann Besatzung. Nach einer kurzen Fahrt kehrte Kempenfelt nach Spithead um und war einer der 900, die durch das plötzliche Sinken des großen Schiffes, während es zur Reparatur auf den Hiel gelegt wurde, ihr Leben verloren am 29. Aug. 1782. Zum Andenken an den Admiral und seine Unglücksgenossen ist auf dem Kirchhofe zu Portsea ein Denkmal errichtet. Kempenfelt's Porträt in voller Länge von Tilly Kettle befindet sich im Naval Gallery des Hospitals (Marine-Invalidenhaus) zu Greenwich. *(W. Bentheim.)*

KEMPTEN, bairische unmittelbare Stadt im Regierungsbezirke Schwaben und Neuburg, an der Iller und an der Augsburg-Lindauer Bahn mit der hier abzweigenden Kempten-Memmingen-Ulmer Linie, im nördlichen Vorlande der Algäuer Alpen anmuthig gelegen, ist Sitz eines Bezirksgerichts, eines Bezirksamts und Amtsgerichts, eines Handelsgerichts, eines Stadtgerichts, eines Stadtcommissariats, eines Magistrats 2. Klasse, eines Rentamts, einer Salzoberfactorei, eines Forstamts, zweier Baubehörden, eines Brandversicherungsinspectors, eines Halb- und Hauptzollamts und hat zwei Notare und vier Advocaten.

Die Stadt Kempten bildet den Bezirk des Stadtgerichts Kempten, welcher 0,11 □Meilen umfaßt, mit 1297 Gebäuden und (1880) 13,872 Einwohnern. Sie hat ein kath. Dekanat (Sitz des Dekans in Wertach), Stadtpfarrei, ein Institut der Englischen Fräulein, ein Filialinstitut der Barmherzigen Schwestern im Krankenhause und Spital, ein Filialinstitut der Armen Schulschwestern, ein protestantisches Dekanat im Consistorialbezirke Ansbach, eine protestantische Pfarrei, ein Gymnasium mit Lateinschule, eine Realschule, eine Privaterziehungsanstalt, gute katholische und protestantische Volksschulen, eine Districts- und eine Localkrankenanstalt, Post- und Bahnamt, Telegraphenzwischenstation (mit Post- und Bahndienst vereinigt), als Garnison das 1. Jägerbataillon und einen großen Besitzstand an Waldungen.

Unter den Gebäuden der aus der ehemaligen Reichsstadt und dem frühern Klosterstifte Kempten, welche beide als Alt- und Neustadt seit 1803 zu einer politischen Gemeinde vereinigt sind, bestehenden Stadt sind in der Neustadt das Schloß, die ehemalige Residenz der Fürstäbte, 1650 neu gebaut, jetzt verschiedenen Aemtern und der Garnison zugewiesen; die daneben stehende stattliche Stiftskirche mit Kuppelbau; in der Altstadt die protestantische Kirche, sowie das 1474 erbaute, in neuester Zeit sehr hübsch restaurirte Rathhaus hervorzuheben. Im Süden der Stadt liegen auf isolirter Höhe die Reste der alten Römerburg Campodunum, der späteren Burg Hilarmont, jetzt Burghalde genannt.

Das alte Campodunum in der römischen Provinz Rhätien lag an der aus Augsburg, der Rhaetiae splendidissima colonia des Tacitus, nach Südwesten über Schwabeck (Rapis), Türkheim (Rostrum Nemaviae), Obergünzburg (Navoe), Kempten und Bregenz nach dem helvetischen Hochlande führenden Straße. Aus jener Zeit ist noch ein Opferaltar gerettet, der sich jetzt im Besitze des Herrn Leuchde in Kempten befindet.

Die Stadt Kempten stand lange unter dem Schutze der alemannischen Herzoge und unter der Vogtei des dortigen Klosters, bis sie nach und nach ihre Rechte erweiterte und, nach Verlegung des Klosters von Hilarmont in die Ebene der jetzigen Neustadt, die Reichsunmittelbarkeit erlangte. Die Rechte, welche sich das Stift auf diese alte Römerstation beilegte, stießen auf fortwährenden Widerstand und wurden auch später durch kaiserliche Privilegien außer Wirksamkeit gesetzt. König Rudolf I. nahm die Stadt unter seinen besondern Schutz, sich legitimum advocatum oppidi Campodonensis, den rechtmäßigen Schirmherrn der Stadt Kempten nennend.

Alle nachfolgenden Kaiser nahmen auf die Freiheiten der Stadt und ihre Reichsunmittelbarkeit Bedacht, indem sie dieselben nicht nur neu bestätigten, sondern auch mit den Rechten anderer Reichsstädte, wie Ulm, Memmingeu u. s. w. in Einklang brachten und gegen die Einsprüche des Stifts aufrecht erhielten. Hierher gehören: die Zusicherung der Nichtverpfändung, die Auflegung der gewöhnlichen Reichssteuer, die Exemtion von allen fremden Gerichten, Aufstellung eines Schirmvogts, Verleihung des Blutbannes, des Münzrechts u. s. w. (Kempten stand dafür aus Dankbarkeit gegen König Rudolf I. lange zum Hause Habsburg und hielt es darum auch bis nach der Schlacht bei Ampfing 1322 mit Friedrich dem Schönen. Von da ab leistete es aber dem Könige Ludwig seine Dienste, die er auch durch Bestätigung der alten und Verleihung neuer Freiheiten und Rechte belohnte). Die Rechte des Stifts in der Reichsstadt wurden ausgeglichen und ausgelöst, und die Stadt nahm, da sie außer den Ringmauern keine Besitzungen und kein Gebiet hatte, mehrere Höfe und Güter von dem Stifte zu Lehen. Allein die Streitigkeiten zwischen der Stadt und dem Stifte wurden lange nicht völlig beigelegt, ja es kam sogar zu offenen Feindseligkeiten und zu einem Ueberfall

der Burg Hilarmont am 10. Nov. 1363, wo die Bürger die Burg brachen, den Abt mishandelten und zur Flucht zwangen. Diesem Frevel folgte harte Strafe. Der Kaiser sprach seine Ungnade über die Stadt aus, entzog ihr seinen Schutz und stellte in dieser Sache die Landvögte von Schwaben, Grafen Ulrich von Helfenstein und Rudolf von Homburg, zu Schiedsrichtern auf, welche auch zwischen dem Abte und den Bürgern Versöhnung zu Stande brachten, da sich letztere zu Schadenersatz und zum Wiederaufbau der Burg verstanden.

Zur Zeit der Reformation trat die Altstadt Kempten Luther's Lehre bei (1527). Im J. 1535 schied sie aus dem Schwäbischen Bunde und schloß sich der Schmalkaldischen Einigung an. Während des Dreißigjährigen Kriegs hatte sie alle Drangsale und Leiden zu ertragen, die Freund und Feind über die Stadt brachten, ganz besonders in den Jahren 1628 und 1629—32, wo sie kaiserliche Truppen aufnehmen mußte. Im folgenden Jahre kamen die Schweden, wurden aber schon im J. 1633 von den Kaiserlichen wieder vertrieben, 1634 nahm der schwedische General Horn die Stadt wieder ein.

Die Schweden machten aber nach der Nördlinger Schlacht neuerdings den Kaiserlichen Platz, nahmen aber 1646 die Stadt noch einmal, worauf sie den 12. Dec. mit den Baiern in Kampf kamen. Auch von den Drangsalen späterer Kriege blieb Kempten nicht verschont. Den 13. Nov. 1703 wurde die Stadt von den Franzosen und Baiern erobert; zwei Jahre später, den 9. Juni 1705, wurde die Burg Hilarmont von den Kaiserlichen mit Hülfe von 600 hierzu aufgebotenen Bauern zerstört. Den 17. Sept. 1796 war hier eine Schlacht zwischen den Oesterreichern und Franzosen, wobei die erstern Sieger blieben.

Das Stadtregiment war aus aristokratischen und demokratischen Elementen zusammengesetzt und stand, bis Alt- und Neustadt durch den Reichsdeputations-Entschädigungsreceß vom 25. Febr. 1803 an Baiern fielen, stets in feindseliger Beziehung zur Stiftsstadt. Das Wappen der Reichsstadt bestand aus einem halb schwarzen, halb goldenen Adler im goldenen und schwarzen Felde mit Krone, Schwert und Scepter, und im Brustschilde mit einem silbernen K im blauen Felde. Das jetzige Wappen der vereinigten Gemeinden Alt- und Neustadt Kempten enthält in der rechten Hälfte einen goldenen halben Adler im schwarzen Felde, in der linken ein rothes Burgthor auf einem grünen Hügel im weißen Felde.

Diese nun zu einer Gemeinde vereinigte Alt- und Neustadt Kempten hat durch lebhaften Handel und Verkehr einen ungewöhnlichen Aufschwung erlangt und entwickelt eine bedeutende Fabrik- und Gewerbsthätigkeit. Es finden sich hier mehrere Baumwollspinnereien und Webereien, Maschinenpapier- und Zündholzfabriken, eine Bijouteriefabrik, eine Litzenfabrik, mehrere Speditions- und Großhandlungen, zwei Schrannen, bedeutender Floßhandel und mehrere Vieh- und Jahrmärkte. Bekannt ist sowol der ausgezeichnete Schlag des hier gezogenen Algäuer Viehs als die damit verbundene Butter- und Käsebereitung, deren Producte den Weltmarkt beherrschen.

Das Stift Kempten verdankt seine Entstehung der Gemahlin Karl's des Großen, Hildegard, der Schwester des Grafen Gerold von Bussen, die aus ihrem mütterlichen Erbtheile im Illergau, Alpgau und Augustgau das Kloster reich dotirte. Diese Vergebungen wurden von Karl dem Großen 773 und allen nachfolgenden Karolingern nicht nur bestätigt, sondern erweitert und vermehrt. Auch die Kaiser aus dem sächsischen Hause waren dem Stifte geneigt und erhielten demselben seine Rechte und Privilegien ungeschmälert aufrecht. Unter den Königen dieses Hauses blieb das Stift eine königliche, dem Könige unmittelbar untergebene Abtei, welcher auch, beim Tode des jeweiligen Abtes, dessen Nachlaß an beweglicher Habe und die Erträgnisse eines Jahres zustanden. Nach Wiederherstellung der Herzogswürde in Schwaben unter den sächsischen Kaisern gelangte der Herzog zu den alten Herzogsrechten über das Kloster, wonach durch seine Vermittelung die für das Stift gegebenen königlichen Anordnungen zum Vollzug gelangen, die Gerichtsbarkeit geübt und die Oberaufsicht über das Kloster im Namen des Königs geführt werden mußte. Die freie Abtswahl wurde übrigens von diesen Kaisern stets geachtet, nur mußte bei des Abtes Einsetzung die königliche Bestätigung eingeholt werden. Die Kaiser des fränkisch-salischen Hauses dagegen verfügten willkürlich über die Abtei und gaben sie als königliches Gut sogar Laien zu Lehen, bis das Wormser Concordat 1122 das Stift gegen solche Eingriffe sicherstellte, indem von da an der Abt von den Conventualen gewählt und vom Kaiser durch Ueberreichung des Scepters mit den Regalien belehnt werden sollte. Der erste Abt dieses Benedictinerklosters war Audogar I. (von 773—796), welcher von Kaiser Karl dem Großen zum Vorsteher bestimmt wurde und von diesem Schutz und Schirm für das Kloster erlangte. Wann dem Abte des Stiftes Kempten die Fürstenwürde verliehen wurde, läßt sich nicht bestimmt angeben, doch wurde er in der Mitte des 12. Jahrhunderts bereits zu den geistlichen Fürsten gezählt. Stift und Stadt standen selten in guten Beziehungen zueinander, und als im Dreißigjährigen Kriege das Stift von den Schweden Unsagliches zu leiden hatte, wofür der Abt die Stadt Kempten verantwortlich machen wollte, und sogar deshalb beim Reichshofrath Klage gegen sie erhob, konnte ein besseres Einvernehmen um so weniger erzielt werden, als es dem Stifte trotz der altstädtischen Einsprache im J. 1728 gelang, das Stift zur Stadt zu erheben und Stadtrechte zu erlangen. Das Reichsstift Kempten hatte von 773 bis zu seiner Auflösung 1803, also während eines mehr als tausendjährigen Bestandes, 104 Aebte gehabt. Der letzte, Castolus von Reichlin-Meldegg, wurde 1793 gewählt, starb aber schon ein Jahr nach Aufhebung des Stiftes. Der Fürstabt dieses Reichsstiftes war der römischen Kaiserin Erzmarschall und, in geistlichen Dingen exemt, stand er unmittelbar unter dem päpstlichen Stuhle. Diese Reichsprälatur, deren 20 Kapitelmitglieder sämmtlich adeliger Abkunft sein mußten, hatte ein nahezu zusammenhängendes Gebiet mit der Stiftsstadt, 7 Märkten, 85 Dörfern und vielen Höfen und Schlössern. Das in der Nähe der Stadt Kempten, auf

dem rechten Ufer der Iller, auf der Höhe gelegene Pfarrdorf im Landkapitel Kempten, Lenzfried oder St.-Mang, war ehedem zur Stadtpfarrkirche St.-Mang in Kempten filialisirt. Hier wurde 1464 der Bau einer Franziskanerkirche begonnen und 1466 eingeweiht. Zur Zeit der Reformation, als die Franziskaner ihr Kloster verlassen mußten, überließen sie dasselbe den 1537 aus Kempten vertriebenen Klosterfrauen. Im J. 1619 wurde die Klosterkirche zur Pfarrkirche erhoben, da die Mutterkirche in der Altstadt (St.-Mang) zu Luther's Lehre übergetreten war. Die dortigen Klosterfrauen bauten ein neues Kloster mit einer Kapelle und die Franziskaner kehrten 1649 wieder zurück und erhielten vom Fürstabt Roman die Pfarrei sammt Filialen. Jetzt befindet sich in dem Kloster eine Erziehungsanstalt für landwirthschaftliche Dienstboten unter den Schulschwestern für das Bezirksamt Kempten.

Die Mangkirche in Altstadt-Kempten ist ein gothischer Bau, massiv und untersetzt, jetzt vierschiffig, mit einem Chore, welcher 1427 aufgeführt wurde. Für diese Reichs- (Alt-) Stadt Kempten ward vom Kaiser Friedrich III. auf Ansuchen der Bürgerschaft 1461 die Errichtung einer Lateinschule (bei St.-Mang) bewilligt; später erfolgte noch eine Bestätigung durch den Papst, was die Bürgerschaft, die seit langem mit dem Fürstabte auf etwas gespanntem Fuße lebte, verdrossen zu haben scheint und nachtheilig auf den Besuch der Schule wirkte. Am Gymnasium der Neustadt-Kempten hatten von 1648—90 die Bartholomäer gelehrt, von 1720—30 war es den Patrinern anvertraut, zugleich mit dem Convict, welches als Erziehungsanstalt für die adeligen Pagen des Stiftes diente. Von Anfang des 17. bis Schluß des 18. Jahrhunderts übergaben etwa 130 Familien des ältesten schwäbischen, fränkischen, bairischen und schweizerischen Adels ihre Söhne dieser Anstalt. Von 1730—47 versahen die Benedictiner aus verschiedenen Klöstern die Lehrstellen, darauf übernahmen die Piaristen den Unterricht in den sechs Gymnasialklassen, bis 1804 die Anstalt durch die bairische Regierung eine neue Einrichtung erhielt. Neben der Klosterschule bestanden die (protestantischen) Stadtschulen fort. An der Schule bei St.-Anna (mit Rector und vier Präceptoren) wurden die Schüler zur Universität vorbereitet. Rector J. G. Lutz schuf 1772 die lateinische Schule in eine Bürgerschule mit Unterricht im Lateinischen um. Die seit 1830 in Kempten gegründete städtische Gewerbeschule wurde später in eine königliche Anstalt und in neuester Zeit in eine sechsklassige Realschule verwandelt.

Die ersten Steine der Volksbildung, auf denen die nachfolgenden Zeiten erfolgreich fortbauten, haben die Apostel des Algäus, Magnus und Theodor, Zöglinge der Schule von St.-Gallen, unter dem augsburgischen Bischof Wikpert (gest. 768) in Füßen und Kempten gelegt.

Bezüglich der Sagen erzählt man von der Stiftskirche in Kempten, daß man diese, selbst noch in den letzten Zeiten, des Nachts oft wunderbar beleuchtet sah. Man glaubt, die Stiftsherren aus uralter Zeit müßten immer „geistern" und den bei Lebzeiten vernachlässigten Gottesdienst nachträglich feiern. — So wurde in Kempten und Memmingen auch alljährlich ein sogenanntes Königsfest mit einem Hahnenkampfe gefeiert. Dieser Hahnenkampf soll zum ersten mal veranstaltet worden sein durch Hildegard, die Gemahlin Karl's des Großen. Sie habe, erzählt man sich, ihren drei Söhnen drei Hähne gegeben, und erklärt, derjenige von ihnen werde dem Vater in der Regierung folgen, dessen Hahn die zwei andern besiegen würde. In der Folge wurden alle Jahre den drei besten Schülern dieser Städte drei Hähne geschenkt, die man zum gegenseitigen Kampf reizte. Die übrige Schuljugend ward zu diesem Schauspiele eingeladen und gastlich bewirthet. Viel Volk der Stadt betheiligte sich an diesem Kinderfeste, das im J. 1804 zum letzten mal gefeiert worden ist. (*Ferdinand Moesch.*)

KEN (Thomas), englischer Prälat, geboren zu Kerkhampstead in der englischen Grafschaft Hertford 1637, gest. zu Bath 1711, besuchte die Grammar-School zu Winchester und studirte im New-College zu Oxford, besuchte 1674 Rom, begleitet von seinem Neffen Isaak Walton, ward 1679 Kaplan der Prinzessin Marie von Oranien, die er nach Holland begleitete, dann Kaplan des Lord Dartmouth auf dessen Expedition gegen Tanger. Im J. 1684 ward er Kaplan Karl's II., und dieser, so frivol er selbst auch war, wußte Ken's strenge Tugend wie dessen verdienstliche Leistungen zu würdigen und erhob ihn 1685 zum Bischof von Bath und Wells. Er bediente den König während dessen letzter Krankheit. Er widersetzte sich den Maßnahmen Jakob's II. behufs Wiedereinführung römisch-katholischer Kirchengebräuche und war einer der sieben Bischöfe, der sogenannten Recusanten, welche aus demselben Grunde auf den londoner Tower gesetzt wurden. Nach der Revolution verweigerte er jedoch, William und Mary (1690) den Eid der Treue zu leisten, wurde demzufolge suspendirt und 1691 gänzlich abgesetzt, sodaß er seine letzten Tage in Armuth zubringen mußte.

Schriften: A Manual of Prayer (Winchester 1674). — Directions for Prayer (Bath 1686. Neue Aufl. London 1853). — The devout Christian's Companion (Bath 1707). — An Exposition of the Church Catechism (Bath 1685. Uebersetzt ins Französische Excellente Exposition du Catechism de l'Eglise Anglaise. London 1703.) — An Exhortation to the duty of Family Prayer (London 1720). — Morning and Evening Hymns. (London 1705). — Hymns and poems for the holy days and festivals of the Church. (Mit Randzeichnungen. London 1868. 4°.) — A Manual of prayers for young Persons. Ken's Winchester Manual adapted to general use. Society for Promoting Christian Knowledge (London 1862). — Morning, Evening and Midnight Hymns. With an introductory letter by Sir R. Palmer and a biographical sketch by a layman (London 1864). — Works, published from original manuscripts by W. Hawkins (4 Bde., London 1721).

Vgl. W. L. Bowles, The life of Th. Ken (London 1830); S. Clarke, Life and Character of Th. Ken

(London 1854); W. Hawkins, The life of Th. Ken; T. Jackson, Library of Christian Biography (Bd. 12, London 1857); Morning, Evening and Midnight Hymns. With an introductory letter by Sir R. Palmer and a biographical sketch by a Layman (George Jonathan Story) (London 1864); Prayers for the use of all persons who come to the bath of Bath for cure, with the life of the author by J. H. Markland (London 1849); V. di Tergoline, La Pratica del Divino Amore. Traduzione dell' Inglese (London 1865); Hymni ad usum scholarium Wiccenicorum. Latine redditi by C. W. (Charles Wordsworth, Bishop of St. Andrews) (London 1845); Jos. Perkin, A Poem (English and Latin) on the death of Th. Ken, sometime Lord Bishop of Bath and Wells (Bristol 1711).

(*W. Bentheim.*)

KENAI, der amerikanischen Rasse angehörende, im äußersten Nordwesten Amerikas, an die Innuit (Eskimo) angrenzende Völker, die sich selbst Thnaina, d. i. Menschen, nennen. Zu den Kenai gehören die Kenaitena am Cooksund, die Ingalik an den beiden Ufern des untern Yukon, die Kolschina oder Yellowknife, die Athna und andere Stämme des nordamerikanischen Territoriums Alaska. Die Kenai sind kriegerische, ehemals sehr volkreiche Stämme, welche in viele Abtheilungen zerfallen und unter sich und mit den Eskimo häufig Krieg führen. Die nordische Natur, in welcher sie leben, bedingt die gleiche einfache Lebensweise wie die der Eskimo; da die Vegetation des Landes einen alpinen Charakter hat, so gedeihen Ackerfrüchte wenig oder gar nicht, und die Bewohner des Landes sind auf die Jagd und den Fischfang angewiesen. Bei ihnen existiren gewissermaßen Stände: Vornehme, Mittlere und Niedrige. Niemand darf eine Frau seines Standes nehmen. Sie tragen im Sommer ein ledernes Hemd, das bis zu den Knien reicht und mit Perlen und Muscheln verziert ist, lederne Unterkleider und Sandalen. Ihre Vogelfedern am Kopfe, der Schmuck in der Nase, die kupfernen Halsbänder, die reichliche Bemalung der Haut erinnern an die südlicheren Stämme. Während der lange andauernden strengen Winter bekleiden sich die Kenaistämme gleich den benachbarten Eskimo mit Renthierpelzen, wie sie überhaupt der Jagd der wilden Renthiere, der Zucht und Pflege der zahmen Renthiere große Aufmerksamkeit zuwenden. Die Polygamie ist bei ihnen sehr verbreitet.

(*Richard Oberländer.*)

KENDAL oder Kirkby-Kendal, Fabrikstadt in der englischen Grafschaft Westmoreland, 65 Kilom. südl. von Carlisle, am östlichen Ufer des Ken, besitzt wichtige Manufacturen, und zwar bereits seit dem 14. Jahrhundert, wo dieselben von flämischen Webern gegründet wurden, die sich auf Einladung Eduard's III. hier niederließen. Das kendaler grüne Tuch war berühmt zur Zeit Elisabeth's. Auf einer Anhöhe im Osten der Stadt liegen die Ruinen der alten Burg der Lords von Kendal; (1871) 13,442 Einwohner. Königin Katharina Parr war hier geboren.

(*W. Bentheim.*)

KENICIUS (Petrus), schwedischer Erzbischof, geb. 1555 in Umeå; im J. 1575 wurde er Student und drei Jahre später ordinirt. In seiner Jugend, da er einen anspruchslosen Platz als Prediger in der Gemeinde, wo er geboren war, beanspruchte, weigerten ihm die Bauern dies wegen seiner schwachen Stimme. Um seine Studien zu vervollständigen, begab er sich 1582 ins Ausland und wurde 1586 Magister in Wittenberg. — Nach seiner Rückkehr wurde er bei einem in Stockholm eingerichteten Collegium angestellt; es dauerte aber nicht lange, bis er in eine gespannte Stellung zu dem König Johann III. kam; dieser war gerade zu jener Zeit lebhaft beschäftigt mit seinen liturgischen Plänen. Da der König Widerstand bei Kenicius fand und dieser die sogenannte Liturgie nicht unterschreiben wollte, ließ der König ihn ins Gefängniß werfen und hier verblieb er bis 1592 nach dem Tode des Königs. Der Widerstand, den Kenicius dem Könige zu bieten gewagt hatte, bewirkte, daß er von dessen Bruder, dem Herzoge Karl, der während der Regierung seines Neffen, des Königs Sigismund, der factische Regent war und 1599 den Thron bestieg, um so viel mehr geschätzt wurde. Kenicius nahm theil an der wichtigen Kirchenversammlung zu Upsala im Anfange von 1593, die der Herzog gleich nach dem Tode König Johann's und ehe noch König Sigismund von Polen nach Schweden herübergekommen war, zusammenberufen hatte. Der dort gefaßte Beschluß machte die Stellung Schwedens zu den religiösen Streitigkeiten, die Europa jetzt bewegten, klar und bestimmte die Anschließung Schwedens an die Lutherische Reformation. In demselben Jahre wurde Kenicius Professor in Upsala mit dem Auftrage, in der Exegetik des Neuen Testaments und in der griechischen Sprache zu unterrichten; zwei Jahre später wurde er Bischof in Skara. Hier zeichnete er sich in der Art aus, daß er schon 1609 auf den erzbischöflichen Stuhl in Upsala versetzt wurde. Als Erzbischof wurde er der erste Prokanzler der Universität in Upsala. Während der Dauer von 27 Jahren saß Kenicius auf dem erzbischöflichen Stuhle und dies in einer Zeit, die von der größten Bedeutung für die Universität war; die Privilegien wurden befestigt, neue Constitutionen ausgefertigt und die ökonomische Stellung der Hochschule durch die großartige Donation, die der König Gustav Adolf II. von seinen privaten Gütern machte, wesentlich verbessert. An allen diesen Fragen nahm Kenicius regen Antheil. Es gelang ihm aber nicht, den mehrere Jahre hindurch dauernden erbitterten Streit zwischen Rudbeckius und Messenius zu verhindern. Bei der ersten im Zusammenhange mit der Krönung Gustav Adolf's II. in Upsala stattfindenden theologischen Doctor-Promotion erhielt Kenicius diese Würde. Auch an dem politischen Leben nahm Kenicius regen Antheil und wohnte mehrern Reichstagen an der Spitze der Geistlichkeit bei. Er starb den 3. Febr. 1636.

(*O. Printzsköld.*)

KENILWORTH, Marktstadt in der englischen Grafschaft Warwick, 8 Kilom. nördl. von Warwick (Stadt), 135 Kilom. nordwestl. von London, an der Coventry und Leamington Zweigbahn der londoner No-

westeisenbahn, besteht hauptsächlich aus einer unregelmäßig gebauten Straße, die sich an 2 Kilom. in der Länge an beiden Seiten der Landstraße hinzieht. Die Stadt hat Hornkammfabriken und Fabriken von Chemikalien, welche vornehmlich flüchtige Salze und Hirschhornsalz erzeugen. Die großartigen Ruinen der alten von Gottfried de Clinton während der Regierung Heinrich's I. erbauten Burg sind überaus malerisch. Dieser Gottfried de Clinton war der Schatzmeister Heinrich's I. Burg und Gebiet verfiel sodann der Krone und wurde von Heinrich III. John of Gsunt verliehen, welcher der Burg beträchtliche Bauten anschloß. Als sein Sohn Heinrich Bolingbroke dann die Krone erlangte, fiel die Herrschaft wiederum derselben zu und blieb in deren Besitze, bis Elisabeth sie ihrem Günstlinge Dudley, Earl of Leicester, verlieh. Elisabeth stattete in Kenilworth drei Besuche ab; der letzte Besuch, welcher im J. 1575 stattfand, ist der, welchen Walter Scott in seinem Roman Kenilworth dichterisch beschrieben hat.

Am Anfange der englischen Bürgerkriege war die Burg noch in stattlichem Zustande. Cromwell verlieh die Herrschaft einem seiner Offiziere, welcher einen Theil der Burg abtrug. Nach der Restauration kamen die Herrschaft und die Burgruinen an Lorenz Viscount Hyde, zweiten Sohn des Lordkanzlers Hyde, und durch Heirath einer von diesem abstammenden Dame gingen dieselben an Thomas Villiers, zweiten Sohn des Earl of Jersey über, welcher 1776 zum Grafen von Clarendon erhoben wurde. Von den Grafen von Clarendon ging das Eigenthum neuerdings in die Familie Eardley-Wilmot über.

Gegenwärtig stehen noch beträchtliche Ruinen des großen Gebäudes, mit Epheu und andern Kriechpflanzen dicht überwachsen. In der Mitte steht noch der sogenannte Cäsarsthurm, von der Zeit dunkel gefärbt, welcher vermuthlich zum ursprünglichen Bau des Gottfried de Clinton gehört. Die Mauern des Thurmes sind meistens an 16 Fuß dick. Ferner steht noch die große Halle, erbaut von John of Gount, 86 Fuß lang und 45 Fuß breit, mit hohen Fenstern an beiden Seiten und weiten Feuerherden an beiden Enden.

Eduard II. wurde in der Burg Kenilworth einige Zeit gefangen gehalten.

Der Flecken Kenilworth hatte 1871: 3335 Einw.

(*W. Bentheim.*)

KENITER, hebräisch Qenîm (1 Chr. 2, 55 Qinîm), heißt im Alten Testamente ein Stamm des arabischen Volkes der Midianiter. Nach 4 Mos. 24, 22 und Richt. 4, 11 hieß der Stamm selbst Qajin und der Plural Qenîm würde demnach „die zum Stamme Qajin Gehörigen" bedeuten. Daß die Keniter einen Zweig der Midianiter bildeten, ergibt sich aus der Combination folgender Stellen: nach 1 Mos. 2, 16 fg. wohnte Reguel, der Schwiegervater Mose's, im Lande Midian und heißt Priester Midians, vgl. auch 2 Mos. 3, 1 und 18, 1 fg., jedoch anstatt Reguel vielmehr Jethro als Name des ers erscheint (daß letztere Differenz auf einer Ver- der zu Grunde liegenden Quellenschriften beruht, ist selbstverständlich; zugleich aber ist es höchst wahrscheinlich, daß Reguel eigentlich der Name eines Stammes ist, zumal er 1 Mos. 36, 4. 10 als ein Sohn Esau's, d. h. als edomitischer Stamm, erscheint). Dagegen heißt 4 Mos. 10, 29 der Schwiegervater Mose's Chobab, der Sohn Reguel's, des Midianiters. Ob diese neue Differenz durch die Annahme zu beseitigen sei, daß das betreffende hebräische Wort nicht den Schwiegervater, sondern den Schwager bedeute, lassen wir hier auf sich beruhen; für uns kommt nur in Betracht, daß derselbe Midianiter Chobab Richt. 1, 16 und 4, 11 als Keniter bezeichnet wird. Einstimmig ist die Ueberlieferung darin, daß Mose bei seiner Flucht aus Aegypten die Keniter als Nomaden in der Nähe des Berges Sinai antraf, und daß sich dieselben nachmals den ausziehenden Israeliten anschlossen; nach 4 Mos. 10, 29 fg. geschah letzteres auf die besondere Bitte Mose's, damit Chobab während des Zuges durch die Wüste als Führer diene. Bei der Einwanderung in Kanaan folgte nach Richt. 1, 16 der größere Theil der Keniter dem Stamme Juda, als derselbe von Jericho aus den Süden Kanaans in Besitz nahm; und zwar nomadisirten seitdem die Keniter im sogenannten Negeb, dem südlichsten Theile der Wüste von Juda, in der Nähe der alten Kanaaniterstadt Arad. Ein anderer Zweig der Keniter folgte nach Richt. 4, 11 den in den Norden Kanaans einwandernden Israeliten; zu diesen Kenitern gehörte Cheber, der Mann Jael's, welche nach Richt. 4, 17 fg. (vgl. 5, 24) den kanaanitischen Feldherrn Sisera in ihrem Zelte (in der Nähe von Kedes) erschlug. Die sonstigen Erwähnungen der Keniter scheinen sich sämmtlich auf den im Süden Judas angesiedelten Zweig zu beziehen. So 1 Mos. 15, 19, wo dem Abraham verkündigt wird, daß seine Nachkommen dereinst auch das Land der Keniter in Besitz nehmen würden; ferner 4 Mos. 24, 21 fg., wo Bileam die Keniter neben den Amalekitern schaut, ihre festen Wohnungen rühmt, die sie wie Nester in den Felsen gelegt (Anspielung an den Zusammenklang des Namens Qenîm mit dem hebräischen qēn, Nest), schließlich aber ihre Unterjochung und Wegführung durch die Assyrer prophezeit. Aus dieser Stelle scheint übrigens hervorzugehen, daß die Keniter in der Zeit, wo dieser letzte Bileamsspruch entstand, feste Wohnsitze auf dem Edomitergebirge einnahmen, da Felsenwohnungen sonst anderwärts meist den Edomitern zugeschrieben werden; die oben erwähnte Herleitung des Reguel von Esau könnte sogar darauf führen, daß sich ein Theil der Keniter mit den Edomitern verschmolzen hatte (so Rüetschi in Herzog's protestant. Realencyklopädie, 2. Aufl. VII, 639 fg.). Daß im Anfange der israelitischen Königszeit noch immer ein freundschaftliches Verhältniß zwischen den Israeliten und den Kenitern bestand, ergibt sich aus 1 Sam. 15, 6, wo Saul vor seinem Feldzuge gegen die Amalekiter die Keniter ermahnt, sich von den erstern zu trennen, damit er sie nicht mit ihnen vertilge; keinenfalls kann jedoch aus dem Nomadisiren der Keniter unter den Amalekitern geschlossen werden, daß sie an dieser Stelle zu den Amalekitern gerechnet würden; dieser Annahme widerspricht schon die 2 Mos. 17, 16 bezeugte stete Feind-

schaft zwischen Israel und Amalek. Dagegen stimmt zu den sonstigen Ueberlieferungen, daß sich auch David während seiner Raubzüge von Ziklag aus um die Gunst der „Keniterstädte" bewirbt, indem er ihnen einen Antheil an der Beute übersendet (1 Sam. 30, 29). Durch dieses Verfahren sicherte er sich bei seinem Streben nach der jüdischen Königskrone an den mit Juda befreundeten Keniten nützliche Bundesgenossen; demgemäß wird es 1 Sam. 27, 10 nur als eine List David's berichtet, wenn er seinem Lehnsherrn, dem Könige Achis von Gath, Raubzüge in das Gebiet der Keniter vorspiegelte.

Die letzte Erwähnung der Keniter findet sich in der dunkeln Stelle 1 Chron. 2, 55. Dort werden die drei Geschlechter der Schriftgelehrten, welche zu Jabez in Juda wohnten, als die Keniter bezeichnet, die von Chammath, dem Ahnherrn des Hauses Rechab, abstammten. Wenn dieser Rechab dieselbe Person ist mit dem Vater Jonadab's, des Stifters der Sekte der Rechabiten (vgl. 2 Kön. 10, 15 fg. und Jer. 35), so waren die Rechabiten [illegible] eigentlich Reste der Keniter und in der That würde sich daraus die Neigung jener Sekte gegen feste Wohnungen, sowie gegen den Ackerbau und Weinbau (Jer. 35, [illegible] fg.) am besten erklären. — Vgl. zu Obigem außer den Bibelwörterbüchern von Winer, Schenkel und Riehm besonders Stade, „Geschichte des Volkes Israel", I, [illegible] fg. (in Wilhelm Oncken's „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen" [illegible] Berlin [illegible]) [illegible]

KENNEBEC, [illegible]

[illegible]

der Sandy-Fluß münden in ihn. Die wichtigsten an ihm gelegenen Städte sind Bath, Richmond, Gardiner, Hallowell, Augusta, Waterville und Norridgewock. Er macht Wasserfälle bei Waterville und an drei Stellen abwärts, welche ausgezeichnete Betriebskraft liefern. Seine Länge ist 32,[illegible] geogr. Meilen oder 240 Kilom., auf welchen er 30[illegible] Meter Gefälle hat. Große Schiffe können auf ihm 19 Kilom. weit, bis Bath, gehen, Dampfer 64 Kilom. weit bis Hallowell, und kleine Fahrzeuge [illegible] Kilom. weit, bis Waterville. Der Einfluß der Gezeiten erstreckt sich bis Augusta, 67 Kilom. weit. Bei Augusta hat man zur Verbesserung der Schiffahrt oberhalb einen Damm mit Schleusen hergestellt, welcher die Wasserkraft steigert. Bei Hallowell ist der Strom mit Eis belegt von Mitte December bis zum 1. April; unterhalb von Bath ist er jederzeit, ausgenommen strenge Winter, offen.

Kennebec heißt auch eine der 16 Counties oder Grafschaften von Maine, welche der Kennebec von Norden nach Süden durchfließt und welche an der Westseite den Androscoggin berührt. Der Flächeninhalt ist [illegible] g. Q.-Meilen und die Zahl der Bewohner 1871 war [illegible]21. Es ist eine [illegible] Fläche mit zahlreichen kleinen Seen und sehr fruchtbarem Boden. Hindurch gehen die Maine-Centralbahn und die [illegible]. Im J. 1870 wurden producirt [illegible] Bushel Mais, [illegible] Bushel Gerste, [illegible] Pfd. Wolle, 1,17[illegible],423 Pfd. [illegible] Tons Heu. Man zählte [illegible] Zugochsen, [illegible] Schweine. Es bestehen [illegible] von Ackergeräth, [illegible] von [illegible] Schmiede- [illegible] 14 Maschinen- [illegible] Fabriken [illegible]

KENNEDY-KANAL [illegible]

Petermann-Fjord in das Land. Der Kanal hat eine Länge von 80 und eine Breite von 20 Seemeilen (à 1/4 geogr. Meile).

In dem 1852 bei der Kane'schen Expedition entdeckten und Lieutenant Kennedy zu Ehren benannten Kennedy-Kanal ist in der Mitte eine Strömung nach Norden und längs beiden Seiten eine nach Süden bemerkt worden. Diese Strömung ist nicht im Stande, das im südlich davor sich eröffnenden, breiten Smith-Sunde seit Jahrhunderten gesammelte und aufgethürmte Eis nach Süden durch den schmälern Smith-Kanal genügend abzuführen; es finden sich darunter 7—37 Meter hohe, 100 Kilom. lange und 65 Kilom. breite, also etwa 6000 Millionen Tons wiegende und 50 Meter dicke Eisfelder.

(*G. A. von Klöden.*)

KENNEH (Kenné, Kene), das alte Känopolis, bezeugt schon durch seinen Namen seine griechische Gründung, welche wahrscheinlich unter den Ptolemäern erfolgte. Es ist allerdings zu berücksichtigen, daß von den griechischen Städtenamen sich nur sehr wenige auf ganz neue Stadtgründungen beziehen, die meisten vielmehr auf bereits vorhandene, aber unbedeutende Plätze, welche durch die griechische Bevölkerung eine völlig neue Bedeutung erhielten, so unter den Ptolemäern Alexandreia, Ptolemaïs, Hermiú, Känopolis u. a. [1])

Känopolis, jetzt eine ansehnliche Stadt in Oberägypten (Said), Hauptort einer Mudiriye, Sitz eines deutschen Consularagenten, mit circa 15,000 Einwohnern, liegt 50° 5′ östl. L. v. Ferro und 26° 15′ nördl. Br. 363 Kilom. von Kairo, vom rechten Nilufer circa eine Viertelstunde entfernt inmitten einer weiten Ebene. Während des hohen Nilstandes können Schiffe unmittelbar unter den Mauern der Stadt anlegen, da dann ein dicht bei der Stadt vorüberführender Kanal reichlich mit Wasser gefüllt ist.

Kenneh hat wie fast ganz Oberägypten nur Eine Jahreszeit, einen heißen, trockenen Sommer; obwol Regen zwar nicht vollständig mangelt, so gehört er doch zu den größten Seltenheiten, da die von Asien und Arabien herüberwehenden Nordost-Passate den größten Theil ihrer Feuchtigkeit bereits am Ostabhange der arabischen Wüstenplatte abgesetzt haben. Die Temperatur beträgt im October circa 24,5° C., im November circa 20,5° C., im December 15,7° C., im Januar 13,6° C. Die höchste beobachtete Temperatur beträgt 43° C.

Eine Folge dieser klimatischen Verhältnisse ist, daß bei Kenneh die eigentliche Zone der mit gabelförmigen Aesten und fächerpalmenartigen Blättern geschmückten Dumpalme beginnt, obwol einzelne Exemplare dieses so nutzbaren Baumes auch schon unterhalb Kennehs angetroffen werden.

Kenneh hat mehrere stattliche Moscheen, zahlreiche Kaffeehäuser, leidlich ausgestattete Bazars, in denen ein großer Verkehr besonders zur Zeit der Pilgerfahrt (Hödsch) nach Mekka herrscht, denn viele oberägyptische, nubische, aus dem Sudan u. s. w. stammende Pilger wählen gern den Weg über Kenneh und Kosêr nach Dschidda.

Die von ihrer Wallfahrt heimkehrenden Pilger pflegen in Kenneh sich ungezügelt jedem Vergnügen des Morgenlandes hinzugeben, unter denen die Ghawâzi (Tänzerinnen) gerade hier eine hervorragende Rolle spielen. Diese zierlichen, behenden, schönen Gestalten, mit reichem Schmuck, besonders aus kettenförmig aneinandergereihten Goldmünzen behangen, bilden, wie schon zur Zeit der Pharaonen, eine organisirte Kaste, bewohnen einen besondern Stadttheil und tragen durch Tanzproductionen sinnlichster Art, die theils in ihren elenden Hütten, theils in Privathäusern veranstaltet werden, zur Unterhaltung der Fremden und Einwohner bei.

Die Bewohner Kennehs beschäftigen sich vorzugsweise mit der Herstellung von irdenen Gefäßen aus hellgrauem, porösem Thon, der auf einem in der Nähe befindlichen 160 Q.-Ruthen großen Acker gewonnen wird. Die meisten der in Aegypten gebrauchten einfachen Kühlgefäße, die man sehr geschickt aus freier Hand zu drehen und zu ornamentiren versteht, werden seit den ältesten Zeiten in Kenneh verfertigt.

Diese Krüge (Kulle) dienen zur Abkühlung der darin enthaltenen Flüssigkeit; infolge der Porosität des Materials nämlich sickert ein geringer Theil der Flüssigkeit durch, verdunstet an der Oberfläche und bewirkt hierdurch eine bedeutende Temperaturerniedrigung, sodaß das Wasser hier kühler getrunken wird, als in Gegenden weit größerer Polhöhe.

Bemerkenswerth ist der Transport dieser Gefäße. Viele Tausende werden so zusammengesetzt, daß alle vorher verstopften Oeffnungen nach oben gerichtet sind, wodurch eine Unterlage von dicht aneinanderstehenden, hohlen Gefäßen entsteht, die auf dem Wasser schwimmen. Durch die Henkel der Krüge sind starke Stricke gezogen, um das Ganze zusammenzuhalten. Auf diese unterste Lage kommen zwei bis drei andere, alle untereinander fest verbunden. Alsdann wird das Floß flott gemacht, von einigen Ruderern bestiegen und so nilabwärts gesteuert.[2]) Diese „Krugflöße" beobachtet man unterhalb Kenneh sowol im offenen Fahrwasser wie in allen Nilhäfen.

Ein großer Theil der Bewohner treibt ferner einen ergiebigen Roß-, Kamel- und Eselhandel. Die Nachfrage nach diesen Thieren ist besonders lebhaft in Kenneh, da von hier, wegen seiner günstigen Lage an der Ostbiegung des Nils, mehrere Karavanenwege durch die ägyptisch-arabische Wüste nach Kosêr am Rothen Meere hinführen, welches dann wiederum die Handelsverbindung weiter nach Arabien, Persien und Indien übermittelt. Allerdings hat Sues heutigentages dem Handel von Kenneh und Kosêr bedeutenden Abbruch gethan. Zwei uralte Wege sind es vorzugsweise, welche die Karavanen zwischen Kenneh und Kosêr benutzen; ein nördlicher über das Wadi Râsafa (circa 23 Meilen), und ein südlicher, der Moilahweg, der die Ababde-Niederlassung Moilah berührend, vielleicht eine Meile länger ist.

1) Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie.

2) Brehm, Reiseskizzen aus Nordostafrika.

Beide Straßen folgen so viel als möglich den Thälern und Pässen, weichen wenig von der West-Ost-Richtung ab und halten sich möglichst auf ebener Bahn, sodaß man sie, wenn sie einigermaßen in Stand gehalten würden, auch befahren könnte.

Schwierige Punkte werden möglichst vermieden, denn nur in der Ebene läuft das Kamel gut und sicher.

Den Ráśafa-Weg gehen alle Kameltreiber aus Kenneh, Koft und Kûs (im Nilthale), während sonderbarerweise diejenigen des südlichen Theils der Mudîrîye Kenneh den Moilah-Weg nehmen, obwol beide von denselben Orten, Lagêtha einerseits und Beda andererseits, ausgehen. So ist es einmal Herkommen; jeder rühmt die Vorzüge seines Weges.

Jedenfalls dürfte der Nordweg, der gleichmäßigeren Vertheilung der Brunnen (Lagêtha, Hamamât, Sidd, Wadi Ráśafa u. s. w.) wegen der besuchtere sein.[3])

Nahe bei der Straße von Koſêr wird schöner Jaspis und Grünstein gefunden.

Eine halbe Stunde stromabwärts von Kenneh liegt auf dem westlichen Ufer, etwa eine Viertelstunde vom Strome entfernt, der Tempel von Dendera. Die Stadt (ägypt. Ta-'en-tarer, griech. Tentyris) ist von der Erde geschwunden, doch der im altägyptischen Stil, aber größtentheils erst in römischer Zeit erbaute Tempel, in dem man die „schöngesichtige", die „goldene" Göttin Hathor verehrte, blieb wunderbar gut erhalten.[4])

(*F. Hedinger.*)

KENNICOTT (Benjamin), englischer Theolog, geboren zu Totnes in der englischen Grafschaft Devon am 4. April 1718, gestorben zu Oxford am 18. Sept. 1783, war der Sohn unbemittelter Aeltern, ging mit Unterstützung wohlhabender Gönner nach Oxford 1744, wo er im Wadham College studirte. Er zeichnete sich hier durch zwei Dissertationen, die er herausgab, aus: „The Tree of Life" und „The Oblations of Cain and Abel", infolge deren er nach Ablauf der gewöhnlichen Frist das B. A. Diplom erhielt, ward darauf Fellow des Exeter College zu Oxford und 1767 Bibliothekar der Radcliffe-Bibliothek daselbst. Er wies sodann in mehrern Broschüren den fehlerhaften Zustand des hebräischen Textes des Alten Testaments nach, wodurch eine sehr lebhafte Controverse hervorgerufen wurde. Er wurde besonders heftig von Rutherford, Professor der Theologie zu Oxford, vom Bischof Warburton und von Horne, späterem Bischof von Norwich, angegriffen. Es wurde jedoch ein Fonds von 10,000 Pfund für ihn subscribirt zum Behuf der Collationirung sämmtlicher vorhandenen Manuscripte des Alten Testaments. Kennicott wurde bei der Arbeit von mehrern Gelehrten unterstützt. Er selbst verglich die Manuscripte in Großbritannien und Frankreich, Professor Bruns die Manuscripte in Deutschland, der Schweiz und Italien. Die riesige Arbeit nahm zehn Jahre in Anspruch; 16 samaritanische und über 600 hebräische Manuscripte wurden collationirt. Das Resultat war Kennicott's Ausgabe des hebräischen Alten Testaments. Im ganzen wurde bei derselben van der Hought's Text zu Grunde gelegt. Kennicott ward Vicar zu Culham, Prediger in Whitehall zu London, Präbendar der Westminster-Abtei zu London und Stiftsherr zu Christchurch.

Schriften: Vetus Testamentum Hebraicum cum variis lectionibus (2 Bde. Fol. Oxford 1776—1780). — Status conlationis Hebraeorum manuscriptorum Veteris Testamenti. Barkey, Bibliotheca Hagena (Oxford 1763). — Programma, quo impressionem Bibliorum Hebraicorum cum conlectis undique, tum ex Mss. tum ex impressis codicibus var. ect. (Oxford 1768). — Methodus varias lectiones noscendi et scitu necessarias describendi ex singulis Hebraicorum codicum manuscriptorum Veteris Testamenti collectoribus observanda (Oxford 1768). — Dissertatio Generalis in Vetus Testamentum Hebraicum cum variis lectionibus ex codicibus manuscriptis et impressis (Oxford 1778). — On the collation of the Hebrew Manuscripts of the Old Testament (Oxford 1760). — The state of the printed Hebrew text of the Old Testament considered (2 Bde. Oxford 1753—1759). — An answer to a letter from T. Rutherforth in defence of Kennicott's second Dissertation on the state of the printed Hebrew text of the Old Testament (London 1762). — Two Dissertations. The first on the Tree of Life in Paradise. The second on the Oblations of Cain and Abel (Oxford 1747). — Sermon preached before the university of Oxford (Oxford 1757). — The duty of thanksgiving for peace, a Sermon preached April 25. 1749, being the day of thanksgiving for general peace (London 1749). (*W. Bentheim.*)

KENNUNG ist beim Pferde die rückwärts liegende, etwas vertiefte, durch das Futter gefärbte, einen Kern, oder eine Grube, Bohne darstellende Fläche, aus deren Umfange man das Alter des Pferdes abnehmen kann. Die zwei mittlern Vorderzähne des Unterkiefers verlieren den Kern zwischen dem fünften und sechsten Jahre; dasselbe geschieht am nächsten Zahnpaare im folgenden Jahre, und mit dem achten Jahre ist jene gefärbte Vertiefung auf den untersten Vorderzähnen ziemlich verschwunden. Uebrigens erfolgen diese Veränderungen nicht immer mit derselben Regelmäßigkeit; ihr Verlauf hängt theils vom Charakter der Rassen, theils von individueller Constitution, theils vom Futter ab. Die Kerne der Vorderzähne verschwinden weit früher bei Pferden, die auf sandigen Weiden grasen oder die Krippe benagen. Es kommen auch falsche Kerne vor, wenn nämlich Pferdehändler Künsteleien vornehmen, um auf diese betrügerische Weise die Kennung herzustellen. — In der Jägersprache ist Kennung ein Kennzeichen an Geweih, Läufen und Farbe des Haares, woraus auf das Alter eines Hirsches geschlossen wird. (*W. Löbe.*)

KENOTAPH, *κενοτάφιον* von *κενός* und *ταφός*; Verb. *κενοταφέω Eurip.* Hel. 1562, 1066, *Plut.* Mor. p. 490 C. Latein. cenotaphium, Deminut. cenotaphio-

3) Dr. Klunzinger, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, XIV (1879). 4) Eber's Aegypten S. 245.

lum, auf einer Inschrift bei Muratori 1709, 10); gleichbedeutend sind die Ausdrücke κενήριον (Anthol. Palat. VII, 569), κενὸν μνῆμα (*Paus.* IV, 32, 3, IX, 18, 3), κενεὸν σῆμα (Kallimachos in der Anthol. gr. III, 22, 9, 3), κενοτάφιος οἶκος (*Plut.* Mor. p. 349 B.), inane sepulcrum (Inschrift in den Acta erudit. Lips. 1754 p. 478), tumulus inanis (*Virg.* Aen. III, 303 seq., VI, 505), tumulus sine corpore (*Ovid.* Metam. XI, 429).

Kenotaph ist ein Grabmal, welches die Ueberreste des Verstorbenen nicht enthält und auch nie enthalten hat.

Die Ursachen, welche zur Ausführung eines solchen bewogen, konnten verschiedenartig sein: 1) man errichtete es anstatt des wirklichen Grabes für diejenigen, deren Leichname man nicht erlangen konnte, sei es an dem Orte ihres Todes, sei es in der Heimat; 2) man spendete es als Ehrendenkmal für einen Verstorbenen fern von seiner eigentlichen Begräbnißstätte oder auch neben oder auf derselben; 3) Lebende lassen es anfertigen für sich, resp. auch für ihre Familie.

1) Todte nicht unbestattet zu lassen war strenge Vorschrift der griechischen Religion. War der Tod in der Fremde eingetreten und konnte man den Körper nicht erlangen, so diente als Nothbehelf, den Todten dreimal laut mit Namen zu rufen[1]), wodurch man glaubte, die Seele des Hingeschiedenen wenigstens heranzuziehen und mit sich zu führen; war aber die Möglichkeit irgend gegeben, so errichtete man dem Todten ein Kenotaph, sei es am Orte seines Todes oder auch in der Heimat. Auch bei dessen Weihung rief man dreimal laut die Seele des zu Ehrenden[2]), damit bekundend, dieses Kenotaph sei ihr bestimmt und sie könne davon Besitz nehmen. Die Kenotaphe entsprechen in der Gestalt ganz der der wirklichen Gräber[3]), auch auf ihnen fehlten nicht der Name des Todten und sonstige Inschriften.[4])

Vornehmlich wurden Kenotaphe errichtet: a) für im Kriege Gefallene, deren Körper nicht aufzufinden waren. Thukydides[5]) berichtet ein Beispiel von den Athenern, Xenophon[6]) von den Seinen, Plutarch[7]) erzählt von einem solchen auf dem Isthmos. Als Pompejus in Kilikien eine Zahl dort befreiter Gefangener in ihre Heimat entlassen hatte, finden viele daselbst Kenotaphe, die die Ihren, in der Meinung, sie seien längst gestorben, pietätvoll ihnen errichtet[8]); für die in Deutschland umgekommenen Legionen des Varus wird sechs Jahre später ein Kenotaph aufgeführt[9]); b) für im Meere Verschollene. Von den zwölf in der Griechischen Anthologie aufbewahrten Epigrammen (VII, 494—504, 506) auf Gräber von Schiffbrüchigen sind vier sicher auf Kenotaphe bezüglich, bei andern ist es zweifelhaft, oder sie beziehen sich auf wirkliche Gräber. Auch die zahlreichen uns erhaltenen Grabdenkmäler mit dem Bilde eines auf einem Felsen sitzenden trauernden Mannes, neben welchem ein Schiff sich befindet, über die Michaelis[10]) eingehend gehandelt hat, und die von Friedländer,[11]) Friederichs[12]) und Böttticher[13]) insgesammt für Kenotaphe erklärt wurden, sind das keineswegs mit Sicherheit und lieber mit Pervanoglu[14]), dem Michaelis[15]) beistimmt, vorsichtig als: Grabmale Schiffbrüchiger zu bezeichnen, ohne daß sich im einzelnen Falle bestimmen ließe, ob sie wirkliche Gräber oder Kenotaphe seien; c) für solche, die in der Heimat gewaltsam umgekommen waren, und denen dort ein Grab versagt worden war. Dem gemordeten Agamemnon errichtet ein solches Menelaos[16]), dem Hektor (und auch wol dem Astyanax) Andromache[17]), dem Deiphobos Aeneas.[18]) — Aus eigenartigen Ursachen errichtete Kenotaphe sind sowol das von den Korinthern dem Periander geweihte, nachdem dieser seinen Wunsch, es möge der Ort seines Todes unbekannt bleiben, durch List erreicht hatte[19]), endlich die Kenotaphe, welche die Pythagoräer, nach Origenes' und Clemens' von Alexandria Angabe, denen errichteten, die ihrer Lehre abtrünnig geworden waren.

2) Waren Männer von Bedeutung im Auslande verstorben und dort beerdigt, so errichtete man ihnen gern in der Heimat wenigstens ein Kenotaph. Ein solches hatte der an seinem Verbannungsorte beerdigte Thukydides in der Koile zu Athen,[20]) der in Haliartea beigesetzte Teiresias ein κενὸν μνῆμα auf dem Wege von Theben nach Chalkis[21]), oder man stiftete einem Verstorbenen, dessen Leiche in die Heimat überführt war, am Orte seines Todes ein Kenotaph, wie dem in Rom bestatteten Alexander Severus in Gallien.[22]) Auch führte man wol neben dem eigentlichen Grabmal ein prächtiges Kenotaph auf, wie das römische Heer für den Germanicus[23]); ähnliche Bedeutung haben auch die Sarkophage, die in der Gräberstraße zu Pompeji die eigentliche Grabstätte krönen; das dort befindliche Grabmal des Augustalen Calventius

---

1) *Homer.* Od. IX, 65, *Schol.* zu *Pind.* Pyth. IV, 281, *Virgil.* Aen. III, 68, *Propert.* I, 17. 23, *Auson.* Parentalia Praef. 13 und 10, wozu schon Vinetus: vocare animas mortuorum est pro funere, pro tumulo et sepultura. 2) Bei *Virg.* Aen. III, 303 seq. heißt es von der Andromache, die dem Hektor (und wol auch dem Astyanax) ein Kenotaph errichtet: manesque vocabat ad tumulum — inanem. 3) Eine eigenthümliche Stelle bei Suidas: κεν. τινά εἰσιν ἐλισσόμενα ἀς τύπος νεκροῦ μὴ ἔχοντα ἔνδον νεκρόν (cf. *Photius* p. 124. 4), Bernhardy ad *Suid.* II, p. 208 übersetzt: sunt species convolutae instar mortuorum cum nullum cadaver recondant, Kannegieter, Observ. iur. Rom. III, 5, p. 251 erklärt: Cen. in mente Suidae quaedam involucra erant utpote imago mortui quae mortuum non habebant, imagines illae fuerunt fasciis et linteis involutae ad modum cadaverum, vide de eis Chifletium de faciis et linteis sepulcral. 4) *Ovid.* Met. XI, 429. 705. 5) II, 34. 6) Anab. VI, 4. 8. 7) De Herodoti malignitate p. 870.

8) *Appian.* De bello Mithridat. 96. 9) *Tacit.* Ann. I, 62. 2. 10) Archäol. Zeitung 1872, S. 142 fg. 11) De oper. anag. p. 25 seq. 12) Bausteine zur Geschichte der Gr.-Röm. Plastik Nr. 376, S. 205. 13) Verzeichniß Nr. 226, S. 112. 14) Grabsteine S. 69 fg. 15) l. c. S. 144. 16) *Hom.* Od. IV, 584. 17) *Virg.* Aen. III, 303 seq. 18) Ibid. VI, 505 seq. 19) *Diog. Laert.* de Periandro I, 97. 20) *Marcellinus*, Vita Thuc. 31. Das ἴκριον auf dem Grabe des verbannten Thuk., welches Stephani als Ruder faßt, will Michaelis, Archäol. Zeitg. 1872, S. 145, Anm. 40 wegen der Vieldeutigkeit des Wortes nicht näher bestimmen. 21) *Paus.* IX, 18, 3. 22) *Lamprid.*, Alex. Sev. 63. 23) *Suet.* Claud. 1.

Quietus ist aber ein wirkliches Kenotaph.[24]) Für solche Ehrengrabmale kommen neben Kenotaph auch die Bezeichnungen tumulus honorarius und sepulchrum honorarium vor. — Im Mittelalter heißt auch das Castrum doloris wol Kenotaph.[25])

3) Auch solche Gräber wurden Kenotaph genannt, welche von Lebenden aufgeführt wurden, um später als Ruheplatz ihrer, resp. ihrer Familie Ueberreste zu dienen.

Während Marcian[26]) dem Kenotaph einen religiösen Charakter beimißt, berichtet Ulpian[27]) von einem Decret der Kaiser Antoninus und Lucius Verus, welches ihnen denselben abspricht. Der Widerspruch ist nur scheinbar. Das Kenotaph, welches die Stelle des wirklichen Grabes einnimmt, wird schon durch die bei der Errichtung vollzogene Weihe zum locus religiosus, ein als tumulus honorarius dienendes Kenotaph ist es an und für sich nicht, kann es aber durch eine besondere Weihe werden, ein bei Lebzeiten errichtetes Kenotaph ist, solange es leer ist, kein locus religiosus, wird es vielmehr erst durch die bei der wirklichen Anwendung desselben als Grab vollzogene Weihe.

Literatur: Gutherii de iur. man. II c. 18 p. 287—298; Kannegieter, Observ. inr. rom. III, 5; Kirchmann, De funeribus III, 40 p. 544—553; Heineccius, Antiq. Rom. II, 1; Meursius, De funeribus 40 p. 171—174; Pitiscus, Lexicon antiquit; Rom. I, p. 391, wo noch mehr ältere Literatur angegeben ist.

(R. Gädechens.)

KENOTIKER und KRYPTIKER sind Parteinamen aus der Entwickelung der kirchlichen Christologie. Sie knüpfen sich in erster Linie an einen Streit, welcher im Anfang des 17. Jahrhunderts zwischen den Theologen zu Tübingen und Gießen geführt wurde; Kenotiker gibt es außerdem unter den neueren Vertretern der kirchlichen Christologie; — die ganze Bedeutung dieses Gegensatzes und der einschlägigen Bestrebungen kann jedoch nur dann klar werden, wenn wir sie im Zusammenhange mit der ganzen Christologie betrachten.

Schon den Jüngern des Herrn und damit der ersten Christengemeinde mußte die Unterscheidung zweier Zustände oder Existenzweisen Christi sich aufdrängen. Hier auf Erden hatte er in Niedrigkeit und Beschränktheit gelebt, mit allen Eigenschaften unserer schwachen, menschlichen Natur behaftet, einem schmerzhaften Leiden und schmachvollen Tode unterworfen. Durch die Auferstehung und Himmelfahrt war er zu göttlicher Herrlichkeit erhoben, aufgenommen in eine höhere Seinsweise göttlicher Macht und Majestät, in welcher er demnächst erwartet wurde zum Gericht. Die Unterscheidung dieser beiden Zustände ist so allgemein ausgesprochen und vorausgesetzt im Neuen Testament, daß es der Anführung besonderer Beweisstellen nicht bedarf.

Sobald aber die Erfahrung des Göttlichen in Jesus die Gläubigen dahin führte, seine Person als präexistent zu betrachten, als nicht erst mit der Geburt aus Maria entstanden, sondern schon vorher, von Ewigkeit her vorhanden, da trat zu diesen zwei Zuständen nothwendig noch ein dritter hinzu, nämlich der Zustand in himmlischer Herrlichkeit vor dem Eintritt in die menschliche Niedrigkeit. Aber das Subject dieses Zustandes war ein anderes. Es war, — um gleich in der Terminologie der später zu allgemeiner Anerkennung gelangten Logostheorie zu reden — der *λόγος ἄσαρκος*, die zweite Person der Trinität. Das Subject der beiden folgenden Zustände dagegen, des Standes der Erniedrigung und des Standes der Erhöhung, status exinanitionis und exaltationis, war der *λόγος ἔνσαρκος*, der Gottmensch. Der Uebergang aus dem ersten Zustande der ewigen Herrlichkeit bei Gott in den zweiten Zustand der menschlichen Niedrigkeit ist also zugleich die Entstehung des Gottmenschen, oder die Menschwerdung des Logos, die incarnatio, welche nach älterer Auffassung in der conceptio, der Empfängniß durch die Jungfrau Maria, sich vollzog.

Wahre Gottheit und wahre Menschheit in einer Person — das ist das Problem der Christologie, welches allen Formulirungen zu Grunde lag, auch ehe das Chalcedonense es in aller Schärfe ausgesprochen hatte. Darin lag die große Schwierigkeit, wie die wahre Gottheit und die wahre Menschheit, welche der altkirchlichen Auffassung als zwei wesentlich verschiedene Substanzen galten, zur Einheit einer Person zusammengehen können. Die natürlichste Lösung dieser Schwierigkeit sah man vielfach in der Annahme, daß die Gottheit nicht nach der ganzen Fülle ihrer Eigenschaften und Majestät in die Menschheit einging, sondern im Acte der Menschwerdung sich derselben entäußerte, etwas davon wirklich ablegte. Daraus folgt, daß der Gottmensch im Stande der Erniedrigung gar nicht im vollen Besitze aller göttlichen Eigenschaften und der ganzen göttlichen Macht und Herrlichkeit sich befand, sondern erst später, theils allmählich im Stande der Erniedrigung mit der fortschreitenden menschlichen Entwickelung, theils plötzlich im Stande der Erhöhung durch die alsdann sich vollziehende Verklärung in den Vollbesitz der göttlichen Attribute gelangte. Dies ist die Ansicht der Kenotiker. Wer dagegen diese wirkliche Selbstentäußerung entweder in Rücksicht auf die Gottheit für unmöglich, oder in Rücksicht auf das Erlösungswerk Christi für unzulässig hält, muß annehmen, daß im Acte der Menschwerdung die Gottheit unverändert bleibt, daß daher der Gottmensch auch im Stande der Erniedrigung die Fülle der Gottheit thatsächlich besitzt und sie nur meistens verbirgt, daß also die Erhöhung ihm keinen neuen Besitz, sondern nur den ungehinderten, freien Gebrauch des zu allen Zeiten vorhandenen Besitzes bringt.

---

24) Ueber die sogenannten cenotaphia Pisana s. De Wit, Onomast. II, 134. 25) Ducange II, 272, 2: Hinc cenotaphium sumitur pro feretro vacuo quod in exequiis et anniversariis mortuorum exponitur in ecclesiis. Conc. Hisp. IV, 34, 8: „Ne sepulas ullius personae cuiuscumque status illa sit, Cenotaphium imponatur nisi in diebus depositionis, exequiarum et anniversarii.“ 26) l. 6, §. 5 D. de divis. rer. et q. I, 8. Cenotaphium quoque magis placet locum esse religiosum sicut testis in ea re est Virgilius (Aen. III, 303 seq.). 27) Si adhuc monumentum purum est, poterit quis hoc et vendere et donare, si Cenotaphium sit, posse hoc venire dicendum est, nec enim religiosum Divi fratres rescripserunt.

Dies ist die Ansicht der Kryptiker. In der Natur der Sache ist es begründet, daß dieser Gegensatz in der hier vorgetragenen Schärfe in der Entwickelung des christologischen Dogmas erst spät hervortrat. Vorhanden und in unklarer Weise zum Ausdruck gebracht ist er fast zu allen Zeiten.

Von den Autoren des Neuen Testaments machen Johannes und Paulus am nachdrücklichsten den Gedanken einer vormenschlichen Seinsweise Jesu in himmlischer Herrlichkeit geltend, aus welcher er durch die Menschwerdung in die wesentlich verschiedene Seinsweise des Fleisches herabgekommen ist. Fragen wir aber nach dem Wie dieses Vorganges, so lauten die Ausdrücke durchaus unbestimmt. Das Problem ist Joh. 1, 14 scharf bezeichnet: *λόγος σὰρξ ἐγένετο*, aber im Einzelnen erfahren wir Näheres nicht, wenn gesagt wird, er stieg vom Himmel herab, ging aus vom Vater u. dergl. (6, 33. 38. 51. 16, 28. 1, 18). Sehen wir das ganze Christusbild des vierten Evangeliums an, so können wir freilich zur wahren Menschheit desselben kein rechtes Vertrauen gewinnen, sondern werden den Eindruck nicht los, daß wir es hier mit einem Gott in menschlicher Hülle zu thun haben. Dagegen spricht auch nicht, daß Jesus (17, 5) jetzt der *δόξα* ermangelt, welche er vor der Menschwerdung besaß; dennoch dürfen wir nicht behaupten, das vierte Evangelium lehre die *κρύψις*. — Bestimmter und zwar im Sinne der Entäußerung (*κένωσις*) sprechen sich unter den Paulinischen Briefen wenigstens die kleineren aus. Da tritt uns vor allem der locus classicus entgegen, Phil. 2, 5—11, eine Stelle, an welcher die Exegeten alter und neuer Zeit viel gesündigt haben. Betrachten wir die Stelle ganz unbefangen, so ist hier die Rede von drei verschiedenen Seinsweisen Christi. Zuerst, in der Präexistenz, war er *ἐν μορφῇ θεοῦ*, in göttlicher Gestalt. Die ist gleichbedeutend mit *τὸ εἶναι ἴσα θεῷ*, Gott gleich sein, von dem es heißt, *οὐχ ἁρπαγμὸν ἡγήσατο*, er betrachtete es nicht als ein Geraubtes, d. h. als etwas, das er hätte eigenmächtig festhalten müssen. Darauf folgt die zweite Seinsweise, *μορφὴ δούλου*, die Knechtsgestalt, welche Christus annahm, indem er Mensch ward, *ἐν ὁμοιώματι ἀνθρώπων γενόμενος*. Der Uebergang von der ersten in die zweite Seinsweise geschah durch einen Act der Selbstentäußerung und Selbstentleerung, *ἑαυτὸν ἐκένωσεν*. Innerhalb dieser zweiten Seinsweise hat er sich dann noch weiter selbst erniedrigt, *ἐταπείνωσεν ἑαυτόν*, bis zum Kreuzestod. Wegen dieses Verhaltens ist er alsdann von Gott durch einen Act der Erhöhung, *ὁ θεὸς αὐτὸν ὑπερύψωσεν*, in eine dritte Seinsweise erhoben, in welcher er erhaben ist über alle Creatur. Ueber das Verhältniß der dritten Seinsweise zur ersten ist nicht ausdrücklich gesprochen, doch geht die Meinung des Verfassers wol dahin, daß es substantiell dieselbe ist, aber in der Erhöhung mit größerer Macht und Herrlichkeit ausgestattet als in der Präexistenz. — Vorbereitet ist diese Anschauung bereits in den vier großen Paulinischen Briefen. In der Präexistenz hatte Christus theil an der pneumatischen Seinsweise, an der himmlischen Herrlichkeit; durch die Geburt aus dem Samen Abraham's hat er während seines Erdenlebens theil an der niedrigen, irdischen Seinsweise der *σάρξ*. Freilich präexistirt er auch nur als Mensch, dennoch ist der Uebergang aus der himmlischen in die irdische Seinsweise eine Selbstentäußerung, wie 2 Kor. 8, 9 deutlich sagt; *δι' ὑμᾶς ἐπτώχευσεν πλούσιος ὤν, ἵνα ὑμεῖς τῇ ἐκείνου πτωχείᾳ πλουτήσητε*, „um euretwillen ward er arm, obwol reich, damit ihr durch seine Armuth reich würdet".

Die Entwickelung des christologischen Dogmas geht von verschiedenartigen Auffassungen aus, wie sie im Neuen Testament vorliegen, und wird durch mancherlei Gegensätze bedingt. In Kürze war ihr Gang dieser, daß es sich zunächst darum handelte, die wahre Gottheit Christi festzustellen als volle Wesensgleichheit des Logos mit dem Vater, — zu diesem Resultate führte die Ueberwindung des Arianismus durch die Synoden zu Nicäa und Konstantinopel —, daß es alsdann darauf ankam, die wahre Menschheit Christi nach Leib, Seele und Geist zu sichern, — was im Gegensatz gegen Apollinaris zu Konstantinopel geschah —, daß erst dann die Einheit der wahren Menschheit und der wahren Gottheit in einer gottmenschlichen Person zur Verhandlung gelangte, — wofür das Chalcedonense wenigstens die richtige Formel aufstellte. Da nun die Frage, ob Krypsis oder Kenosis, das Problem der Menschwerdung betrifft, so ist es in dem eben angedeuteten Gange der christologischen Feststellungen begründet, daß sie erst spät zur Erörterung gelangt. Allerdings finden sich auch vorher bei kirchlichen Lehrern zahlreiche Aeußerungen, welche für die eine oder die andere Theorie sprechen, aber theils sind sie ganz unbestimmt gehalten, theils stehen ihnen Aeußerungen im entgegengesetzten Sinne zur Seite. So verwerthen manche griechische Väter[1]) die Stelle Phil. 2, 5—11; so sagt Irenäus[2]), der Unsichtbare sei sichtbar, der Unfaßbare faßbar geworden; so braucht Origenes[3]) sogar den Ausdruck „Selbsterniedrigung", — aber selbst Thomasius[4]) muß zugeben, daß sich daneben bei diesen und andern Kirchenvätern genug andere Stellen finden, „welche jede Veränderung nicht nur des Wesens, sondern auch des Zustandes von dem Logos abwehren, jede Theilnahme der göttlichen Natur an dem Leiden und der Beschränktheit der menschlichen ablehnen". Könnten jene Aeußerungen uns veranlassen, die betreffenden Väter als die ältesten Kenotiker zu betrachten, so würden diese uns zwingen, sie sämmtlich für Kryptiker zu erklären, — ein Beweis, daß diese Unterscheidung auf jene Männer noch gar nicht angewandt werden darf.

Zuerst klar und scharf ins Auge gefaßt und im Sinne der Kenosis entschieden ist unsere Frage von Hilarius

1) Den Nachweis siehe bei Tholuck, Universitätsprogramm über Phil. 2, 5—11. 2) Adv. Haer. III, 16. Invisibilis visibilis factus, incomprehensibilis factus comprehensibilis et Verbum homo. 3) In der regula fidei (De princ. Praef.) Christus ante omnem creaturam natus ex patre . . . novissimis temporibus se ipsum exinaniens homo factus incarnatus est cum Deus esset, et homo factus mansit quod erat Deus. 4) Christi Person und Werk, II. Theil, S. 156 (Erlangen 1855).

von Poitiers.[5]) Mit aller Bestimmtheit stellt er sich das Problem der kirchlichen Christologie: wahre Gottheit und wahre Menschheit in Einer Person. Von der wahren, vollendeten Gottheit will er nichts ablassen. Ja, sogar für den Act der Menschwerdung kommt dem Logos göttliche Schöpferthätigkeit zu, indem er selbst sich die Seele schuf und den Leib bildete, womit er sich vereinigte. Auch an der wahren, vollkommenen Menschheit fehlt nichts. Christus besaß eine wahre menschliche Seele und einen wahren Leib; denn was zur Bildung des menschlichen Leibes aus der Mutter genommen wird, das nahm Christus aus der Jungfrau Maria. Beide, wahre Gottheit und wahre Menschheit, sind vereinigt zu Einer Person. Diese Vereinigung war nicht ohne weiteres möglich, weil die Herrlichkeitsgestalt Gottes und die Knechtsgestalt des Menschen voneinander völlig verschieden sind. Sie vollzog sich nur in einem längeren Processe mit verschiedenen Momenten. Sollte die Vereinigung der Gottheit und der Menschheit überhaupt möglich werden, so mußte zunächst der Logos durch die evacuatio formae Dei, durch einen Act der Selbsterniedrigung sich der göttlichen Majestät entkleiden; erst dann konnte die Annahme der Knechtsgestalt, die assumtio formae servilis stattfinden. Die Selbstentleerung war aber nicht ein Aufgeben der göttlichen Natur, nicht ein Ablegen des göttlichen Wesens, als ob der Sohn Gottes dadurch aufgehört hätte, wahrer Gott zu sein, sondern nur das Aufgeben göttlicher Majestät und Herrlichkeitserscheinung. Auch war sie kein Erleiden, daher kein Beweis der Schwäche von seiten der Gottheit, sondern freie That des göttlichen Willens. Der Logos nahm alsdann eine wahrhaft menschliche Natur an, welche die volle menschliche Lebensentwickelung durchläuft und alle Leiden auf sich nimmt. Mit ihr geht der Logos die innigste Gemeinschaft ein, allerdings so, daß er sein göttliches Wesen und seine göttliche Macht nicht aufgibt, aber doch so, daß er wirklich Mensch wurde und alle menschlichen Bedürfnisse wirklich empfand. Im Tode legte er sein sterbliches Theil ab und kehrte zurück in die unterschiedslose Einheit mit dem Vater, welche er vor der Menschwerdung hatte. Daher kann man reden von einer dreifachen Geburt des Logos, der ersten in der Ewigkeit aus Gott, der zweiten in der Zeit aus Maria, der dritten in der Auferstehung. — Dieser Gedanke einer Kenosis ist jedoch in der Theologie des Mittelalters nicht weiter verfolgt.

Der Protestantismus nahm das christologische Dogma in derjenigen Fassung auf, welche es in der alten Kirche erhalten hatte, doch zeigte sich bald, äußerlich veranlaßt durch den Abendmahlsstreit, eine bedeutsame Differenz zwischen der reformirten und der lutherischen Auffassung. Jene hält fest an dem formalen Grundsatz, finitum non est capax infiniti, und lehnt deshalb die Annahme ab, als sei der ewige, göttliche Logos seiner ganzen Subsistenzweise nach durch die Incarnation in die Menschheit eingegangen, sondern der Logos behält als ἄσαρκος sein absolutes Sein in göttlicher Macht und Herrlichkeit im Himmel, während er als ἔνσαρκος sich oder seine Gottheit so weit der menschlichen Natur mittheilt, als diese zu ihrer Aufnahme fähig ist. Eine gewisse Vereinigung der Gottheit mit der angenommenen menschlichen Natur besteht deshalb allerdings vom Moment der Empfängniß an, aber wie die Menschheit erst infolge eines allmählichen Fortschrittes der Gaben mächtig wird, welche der Heilige Geist ihr mittheilt, so ist auch jene Vereinigung eine allmählich zunehmende und führt selbst im Stande der Erhöhung nicht zur Aufhebung der specifisch endlichen Eigenschaften der räumlichen Beschränktheit u. dergl. Wegen dieser Unterscheidung der Seinsweise des Logos in göttlicher Herrlichkeit und seiner allmählichen Einwohnung in den Menschen Jesus wird die reformirte Lehre gar nicht getroffen von der Alternative, ob Kenosis oder Krypsis. Keine Kenosis, denn die himmlische Seinsweise des Logos ist ewig unveränderlich dieselbe. Keine Krypsis, denn im Menschen Jesus kommt der Logos stets so weit zur Erscheinung, als er sich ihm mitgetheilt hat.

Luther dagegen und die unter seinem Einflusse stehende Lutherische Lehre ist beherrscht von dem Grundgedanken, daß die Erlösung der Menschen durch Jesus nur dann gesichert ist, wenn in der Person Jesu Menschheit und Gottheit zu voller gegenseitiger Gemeinschaft vereinigt waren. Deshalb wird die communicatio idiomatum, die Mittheilung der Eigenschaften einer Natur an die andere, welche die alte Kirche bereits gelehrt hatte, als sich vollziehend durch das einigende Band der Person, als eine directe, unmittelbare behauptet. Wenigstens die Eigenschaften der göttlichen Natur gehen direct und unvermittelt auch an die menschliche Natur über, wenn auch die Theilnahme der göttlichen Natur an den Eigenschaften und Widerfahrnissen der menschlichen nur durch die Person vermittelt gedacht wird. Ohne Schwierigkeit wird diese Erhebung der menschlichen Natur zur Theilnahme an den Eigenschaften der göttlichen Natur von dem Stande der Erhöhung behauptet. Wie aber die ganze Lutherische Christologie von hier aus construirt wird, so gilt jene Theilnahme für alle Stadien des gottmenschlichen Lebens. Deshalb pflegt die Lutherische Christologie den Act der unitio personalis mindestens begrifflich, bisweilen auch zeitlich, von dem Acte der conceptio zu unterscheiden. Durch jene kommt die Person des Gottmenschen zu Stande, deren Eigenthümlichkeit besteht in der unio personalis, einer so engen Vereinigung der göttlichen und der menschlichen Natur, daß die Menschheit theil hat an der göttlichen Macht und Majestät. Das Subject der conceptio ist nicht die zweite Person der Trinität, der λόγος ἄσαρκος, sondern bereits der Gottmensch, der λόγος ἔνσαρκος. Damit erhält das Problem, wie die Erniedrigung, welche unzweifelhaft dem Eingehen in die Zustände des irdischen Lebens mit seinen endlichen Bedürfnissen und Leiden zu Grunde liegt, genauer zu denken ist, eine etwas andere Wendung. Bisher handelte es sich darum, ob die zweite Person der Gottheit, der Logos ἄσαρκος, die Verbindung mit einer wahrhaft menschlichen Natur zu der einheitlichen Person des Gottmenschen auf dem Wege der Kenosis oder der Krypsis vollzogen hat. Jetzt ging die Frage dahin,

5) De trinitate l. X.

ob der Gottmensch bei dem Eintritte in das Fleisch auch nach seiner menschlichen Natur die göttliche Macht und Herrlichkeit, welche derselben infolge ihrer engen Vereinigung mit der Gottheit zukommt, beibehält oder nicht, also sie ablegt oder nur verbirgt.

Luther selbst redet von einer doppelten Seinsweise der menschlichen Natur, von einer natürlichen und einer übernatürlichen, einer sichtbaren und einer unsichtbaren, welche nebeneinander hergehen und ineinander übergreifen. Nach der natürlichen Seinsweise existirt sie in räumlich-natürlicher Beschränktheit, nach der übernatürlichen hat sie infolge der persönlichen Einheit mit der göttlichen Natur theil an sämmtlichen Eigenschaften der Gottheit, auch an der Allgegenwart und Allmacht. — Die reale Mittheilung der göttlichen Majestät an die menschliche Natur wird auch von den Späteren entschieden festgehalten, aber die verschiedenen Seinsweisen der menschlichen Natur treten mehr auseinander, indem sie in Beziehung gesetzt werden zu den beiden Ständen. Nach Brenz hat die menschliche Natur im Stande der Erniedrigung der göttlichen Macht und Majestät niemals entbehrt (nunquam ea caruit), aber sie hat dieselbe verhüllt (occultavit) und durch die Knechtsgestalt verdeckt (texit et obduxit majestatem forma servi). Die Erhöhung fügt keine Vermehrung des Besitzes hinzu, sondern führt nur zur vollen Offenbarung der im Moment der Menschwerdung vollständig mitgetheilten göttlichen Macht und Herrlichkeit. Auch im Stande der Erniedrigung hat Christus, wenn auch verhüllt, die Welt allmächtig regiert und allgegenwärtig erfüllt, aber gleichzeitig nach seiner Niedrigkeit alle endliche Beschränktheit und Leiden nicht blos zur Schau gestellt, sondern auch wirklich erfahren. — Dieser letzte Punkt erscheint jedoch mehr behauptet als erwiesen, und um die wahre Menschheit nicht preiszugeben, faßt Martin Chemnitz das Verhältniß beider Naturen etwas anders. Allerdings begründet die unio personalis eine gegenseitige Durchdringung beider Naturen, sodaß die menschliche Natur außer der göttlichen und die göttliche außer der angenommenen menschlichen nicht einmal gedacht werden kann. Aber im Stande der Erniedrigung ist die Gottheit nicht immer wirksam in der menschlichen Natur, sondern hat ihre Wirksamkeit zurückgezogen, um der natürlichen Entwickelung der Menschheit Raum zu schenken. Die Erhöhung bedeutet einen wirklichen Fortschritt, nämlich den Eintritt in den völligen, schrankenlosen Gebrauch der göttlichen Macht und Majestät. — In Brenz und Chemnitz tritt uns also auf dem gemeinsamen Boden der Lutherischen Christologie der Gegensatz der Kenotiker und Kryptiker entgegen, wenn auch noch nicht scharf und klar ausgeprägt. Beide behaupten die κτῆσις, d. h. daß die menschliche Natur des Gottmenschen infolge der unio personalis vom Anbeginn der Menschwerdung an im vollen Besitze der göttlichen Macht und Herrlichkeit ist. Aber betreffs der χρῆσις, d. h. der Frage nach dem Gebrauche der göttlichen Eigenschaften während des Standes der Erniedrigung, behauptet Brenz eine bloße Verhüllung der thatsächlich ununterbrochenen Ausübung göttlicher Macht und Herrlichkeit, Chemnitz dagegen einen wirklichen Verzicht auf die Ausübung der mitgetheilten Gottesfülle. — Die Concordienformel stellt vor allem sicher, daß die Einigung der göttlichen und der menschlichen Natur zur Einheit der gottmenschlichen Person die reale Mittheilung der ganzen göttlichen Macht und Herrlichkeit an die menschliche Natur zur Folge hat. Verdammt wird daher nicht blos die Kenosis im Sinne der alten Kirche, — eine Entäußerung des Logos bei und zum Zweck seiner Menschwerdung — quod Christo secundum divinam suam naturam in resurrectione et ascensione ad coelos iterum restituta fuerit omnis potestas in coelo et in terra, perinde quasi, dum in statu humiliationis erat, eam potestatem, etiam secundum divinitatem, deposuisset et exuisset, — sondern vor allem auch die Meinung, daß die menschliche Natur nicht in den vollen Besitz der göttlichen Eigenschaften gelangt sei — quod secundum humanitatem, omnipotentiae aliarumque proprietatum divinae naturae prorsus non sit capax. Die Frage dagegen, ob Jesus auf den fortwährenden Gebrauch dieser göttlichen Eigenschaften während des irdischen Lebens verzichtet, oder ihn nur verhüllt habe, wird bald in dem einen, bald in dem andern Sinne, also genau genommen gar nicht entschieden. Wir lesen (F. C. ed. Hase p. 767): Illius hypostaticae unionis et communicationis virtute omnia miracula sua edidit, et divinam suam majestatem pro liberrima voluntate, quando et quomodo ipsi visum fuit (non tantum post resurrectionem suam, et ascensum ad coelos, verum etiam in statu exinanitionis) manifestavit. Ex hac unione et naturarum communione humana natura habet illam exaltationem, post resurrectionem a mortuis, super omnes creaturas in coelo et in terra, quae revera nihil aliud est, quam quod Christus formam servi prorsus deposuit; humanam vero naturam non deposuit, sed in omnem aeternitatem retinet, et ad plenam possessionem et divinae majestatis usurpationem secundum assumtam humanam naturam evectus est. Eam vero majestatem statim in sua conceptione, etiam in utero matris habuit; sed ut Apostolus (Phil. 2, 8) loquitur, seipsum exinanivit, eamque, ut D. Lutherus docet, in statu suae humiliationis secreto habuit, neque eam semper sed quoties ipsi visum fuit usurpavit. Dagegen lesen wir p. 779: Haec autem humanae naturae majestas in statu humiliationis majore ex parte occultata et quasi dissimulata fuit.

Auf diesem Boden bewegt sich die erbitterte christologische Fehde, welche im Anfange des 17. Jahrhunderts zwischen Gießen und Tübingen geführt wurde.

Ueber den äußern Verlauf dieses Streites[6]) sei nur das Nothwendigste bemerkt. Veranlaßt wurde derselbe dadurch, daß Balthasar Mentzer (1605—1625 Professor

6) Vgl. die Darstellung bei Walch, Historische und theologische Einleitung in die Religions-Streitigkeiten der Evangelisch-Lutherischen Kirche von der Reformation bis auf jetzige Zeiten, IV. Thl. (Jena 1739). Hier findet sich auch sämmtliche auf den Streit bezügliche Literatur angegeben.

in Gießen) aus Anlaß eines mit Matth. Martini in Bremen geführten Streites über die Person Christi im J. 1616 in einer Disputation behauptete, die Allgegenwart Christi sei als eine actio, eine Handlung aufzufassen, sie sei also nicht eine adessentia simplex, sondern eine praesentia operativa. Das erregte den Widerspruch seiner Collegen Winkelmann und Gissenius; doch einigte man sich auf einem Gespräche zu Darmstadt 1617 dahin, daß Wesen und Wirkung voneinander nicht getrennt werden können. Unterdeß hatte sich Mentzer am 17. Nov. 1616 und als keine Antwort eintraf, nochmals am 10. Sept. 1618 brieflich an Matthias Hafenreffer, Kanzler in Tübingen, gewandt und ihn um sein Urtheil gebeten. Hafenreffer theilte dies Schreiben der theologischen Facultät zu Tübingen und dem Consistorium zu Stuttgart mit, und unterm 1. Sept. 1619 sandte die Facultät ein von Hafenreffer und Lukas Osiander unterzeichnetes Antwortschreiben an Mentzer. In demselben sind vier Punkte hervorgehoben, betreffs deren seine Lehre anstößig sei: 1) daß die unio personalis nur als entfernter Grund der Allgegenwart Christi nach seiner menschlichen Natur betrachtet werde, 2) daß vielmehr als nächster und hinlänglicher Grund dieser Allgegenwart die Verheißung Christi erscheine, 3) daß sie nicht vom Stande der Erniedrigung, sondern nur vom Stande der Erhöhung ausgesagt und 4) daß sie nicht als essentielle, sondern nur als operative aufgefaßt werde. Mentzer antwortete darauf den 8. Oct. 1619 und suchte betreffs aller vier Punkte seine Ansicht zu vertheidigen. Bald darauf jedoch den 22. Oct. 1619 starb Hafenreffer. Deshalb schrieb Mentzer an Theodor Thummius, und erhielt von diesem im März 1620 eine weitläufige Antwort, worin jene vier Punkte wiederum als irrig abgewiesen wurden. Gegen diesen Vorwurf suchte sich Mentzer in einem neuen Schreiben an Thummius vom 11. April 1620 zu vertheidigen.

Ueber den Anlaß, welcher aus einem privaten Briefwechsel einen erbitterten öffentlichen Kampf hervorgehen ließ, lauten die Angaben der beiden Parteien verschieden. Thatsache ist, daß Lukas Osiander im December 1619 eine öffentliche Disputation hielt „De omnipraesentia Christi hominis“, in welcher jene vier Punkte bekämpft wurden, wenn auch ohne Mentzer's Namen zu nennen. Dadurch, sagen die Gießener, habe er zuerst den Streit an die Oeffentlichkeit gebracht. Die Tübinger dagegen behaupten, schon vorher habe Mentzer in Briefen an andere und in seinen Vorlesungen den Tübingern irrige Lehren betreffs der Christologie vorgeworfen, und Justus Feuerborn habe in dem ersten „Fasciculus dissertationum theolog.“ (1619) die Lehrweise seines Schwiegervaters Mentzer öffentlich vertheidigt. Von beiden Seiten wurden jetzt Streitschriften in die Welt gesandt. Wir nennen als die abschließenden, welche zugleich einen Rückblick auf den ganzen Streit geben: Mentzer, Necessaria et justa defensio contra injustas criminationes Osiandri, Nicolai, Thummii (1624); Thummius, Acta Mentzeriana (1625). Als der Streit sich immer mehr in die Länge zog und durch die lieblose, harte Art, wie um scholastische Distinctionen gestritten wurde, viel Aergerniß erregte, suchte der dresdener Hofprediger Matthias Hoe von Hoenegg demselben ein Ende zu machen. So löblich das Ziel dieser Bemühungen war, so wenig löblich waren die vorgeschlagenen Mittel. Er gab am 17. Aug. 1621 dem Landgrafen Ludwig von Hessen den Rath, die Obrigkeit solle beiden Parteien das Streiten untersagen und ihnen aufgeben, eine schriftliche Darlegung ihrer Meinungen an die sächsischen Theologen einzusenden, damit diese den Streit endgültig entscheiden möchten. Dieser Vorschlag scheiterte allerdings zunächst an dem Widerstande der übrigen sächsischen Theologen, welche auf einem Theologenconvent zu Jena am 5. Sept. 1621 unter Joh. Gerhard's Einfluß erklärten, sich in diesen Streit nicht mischen zu wollen. Als jedoch Verhandlungen von Abgeordneten beider interessirten Fürsten im September 1621 in Stuttgart ohne Erfolg blieben, forderte der Kurfürst Johann Georg beide Fürsten auf, ihren Theologen das weitere Schreiben und Disputiren zu verbieten. Außerdem berief er 1623 einen Theologenconvent nach Dresden, nach dessen Anhörung Hoe von Hoenegg die „Solida verboque Dei et libro concordiae congrua decisio“ (Leipzig 1624, deutsch und lateinisch) verfaßte. Die Gießener waren damit zufrieden, die Tübinger setzten ihr eine von Thummius verfaßte „Amica admonitio“ entgegen (1624), worauf Hoe mit einer „Necessaria et inevitabilis apologia“ (1625) antwortete. Allgemeine Ermüdung der streitenden Parteien und die wichtigen politischen Ereignisse jener Jahre ließen die Fehde unausgetragen einschlafen. Auch die Erneuerung oder Fortsetzung des Streites gegen Ende des 17. Jahrhunderts erregte weder allgemeines noch tiefgehendes Interesse.

Fragen wir nach dem Inhalte des Streites, so müssen wir uns zunächst an die weitgehende Uebereinstimmung beider Parteien erinnern. Beide behaupten, daß die unio personalis, welche infolge der unitio personalis eintrat, eine reale gegenseitige Durchdringung beider Naturen begründet. Infolge derselben hat die menschliche Natur von dem Momente der Entstehung des Gottmenschen an den wirklichen und unbeschränkten Besitz der göttlichen Macht und Herrlichkeit, vor allem der göttlichen Allmacht, Allgegenwart und Allweisheit. Da nun ferner feststeht, daß Christus während des irdischen Lebens diese göttlichen Eigenschaften nicht immer zur Schau getragen hat, so erhebt sich die Frage, ob während des irdischen Lebens die menschliche Natur des Gottmenschen — die göttliche Natur bleibt ohne Frage völlig unverändert — die göttlichen Eigenschaften, welche sie besitzt, nicht ausübt, oder ob sie nur deren Ausübung verhüllt. Nur diese Frage wird von den streitenden Parteien verschieden beantwortet, die Gießener behaupten einen wirklichen Verzicht auf den Gebrauch, die Tübinger eine bloße Verhüllung des Gebrauchs der göttlichen Eigenschaften, welche der Menschheit in Christo kraft der unio personalis zukommen. Ganz richtig wird der Streitpunkt von den Tübingern dahin formulirt: An homo Christus in Deum assumptus in statu exinanitionis, tamquam rex praesens cuncta, licet latenter, gubernavit? Bei den

weiteren Verhandlungen treten alsdann häufig vier Fragen als relativ selbständige heraus: 1) ob der Gebrauch der göttlichen Eigenschaften, besonders der omnipraesentia seinen Grund habe in der unio personalis, oder in einem besondern Willensacte des Gottmenschen; 2) ob die omnipraesentia als adessentia essentialis oder als praesentia operativa zu fassen sei; 3) ob Christus schon im Stande der Erniedrigung die Welt regiert habe oder nicht; 4) wie der Begriff der exinanitio zu fassen sei?

Die Gießener behaupten, der Gottmensch habe für den Stand der Erniedrigung während seines irdischen Lebens nach seiner Menschheit wirklich verzichtet auf die Bethätigung der ihr in der unio personalis mitgetheilten göttlichen Herrlichkeit. Die Allmacht besaß er allerdings, aber er herrschte nicht wirklich über alle Creaturen, sondern zog diese Herrlichkeitserweisung zurück, um für uns leiden und sterben zu können. Ebenso wenig war seine Menschheit allen Creaturen gegenwärtig. Auch der Weisheit und Allwissenheit, welche Christus besaß, hat er nach seiner Menschheit sich nicht immer bedient, die Erhöhung besteht deshalb darin, daß die Menschheit Christi in den Vollgebrauch dieser göttlichen Eigenschaften eintritt. Die Tübinger weisen die Unterscheidung vom Besitz und Gebrauch als unhaltbar ab; ein Besitz göttlicher Eigenschaften ohne Gebrauch derselben ist undenkbar. Deshalb beruht die Allgegenwart nicht auf einem besondern Willensacte in Ausführung des Verheißungswortes, sondern auf der unio personalis, deshalb ist sie zu denken als adessentia essentialis, und nicht als praesentia operativa, deshalb hat Christus auch im Stande der Erniedrigung nach seiner Menschheit allgegenwärtig die Welt erfüllt, allweise und allwissend sie regiert. Die Erniedrigung besteht in einer bloßen Verhüllung, die Erhöhung in einer bloßen Enthüllung der göttlichen Herrlichkeit.

Insoweit ist der Gegensatz beider Auffassungen rein und klar. Von geringem Gewicht, weil ganz gewöhnlich, ist auch, daß jede Partei die Schwäche der gegnerischen Anschauung klar durchschaut. Mit nicht geringem Scharfsinne weisen die Tübinger den Gießenern nach, daß sie die Einheit der Person preisgeben, denn es sind nothwendig zwei Personen, wenn Christus als Mensch an einen bestimmten Ort auf der Erde gebunden war, als Gott Himmel und Erde allgegenwärtig erfüllte, wenn er als Mensch die Stunde des Gerichts nicht wußte, als Gott vollkommene Weisheit und Allwissenheit besaß, wenn er als Mensch litt und starb, als Gott allmächtig die Welt regierte. Mit nicht geringerem Scharfsinne rücken die Gießener den Tübingern vor, daß sie die wahre Menschheit darangeben, — denn unmöglich ist der ein wahrer Mensch, der alle Eigenschaften der göttlichen Natur nicht blos besitzt, sondern auch ausübt, unmöglich kann von menschlicher Entwickelung und von wirklichem Leiden und Sterben die Rede sein an einem Christus, der auch als Mensch allgegenwärtig Himmel und Erde erfüllt, allwissend alles durchschaut und allmächtig das Weltall regiert. Von größerer Bedeutung ist schon, daß keine der beiden Parteien im Stande ist, ihre Ansicht wirklich consequent durchzuführen. Die Gießener müssen zugeben, daß der Verzicht auf den Gebrauch göttlicher Macht nur ein theilweiser war, daß Christus im Stande der Erniedrigung mindestens in den zahlreichen Wunderhandlungen auch seine menschliche Natur Werke göttlicher Macht und Herrlichkeit hat verrichten lassen. Und wiederum die Tübinger reichen wenigstens für die Handlungen des hohenpriesterlichen Amtes mit der bloßen Verhüllung der göttlichen Herrlichkeit nicht aus; soll das Leiden und der Tod nicht bloßer Schein sein, sondern Wirklichkeit, wie der Zweck der Erlösung es fordert, so muß Christus die Eigenschaften der leidenslosen Gottheit wirklich abgelegt haben. Daneben wird freilich für das königliche Amt jede wirkliche Beschränkung entschieden abgelehnt, also behauptet, Christus habe auch während seines Todes allmächtig die Welt regiert. Außerdem erscheint als das subjectum quo dieser theilweisen Erniedrigung nicht die menschliche Natur, sondern der ganze Christus nach beiden Naturen.

Auch die sächsische „Decisio“ gibt eine befriedigende Lösung der vorliegenden Frage nicht. Sie stellt sich im wesentlichen auf die Seite der Gießener, spricht der Menschheit Christi die actuelle Weltregierung ab, betont aber stärker das vorübergehende Hervorleuchten der göttlichen Majestät. In eine nähere Untersuchung tritt sie nicht ein, sondern sucht durch schwankende Bestimmungen beide Seiten zu befriedigen: Non statuimus, quod toto humiliationis tempore Christus, ut homo, nullatenus et ne quidem particulariter et interdum regiam suam majestatem exseruerit; sed constanter affirmamus, quod eam liberrime usurpavit, quando, quomodo et ubi voluerit, ut cum vento et mari imperavit; sed hoc negamus, Christum ut hominem statim ab incarnatione semper, plene et universaliter exseruisse suam divinam majestatem omnipotentiae et omnipraesentiae, quia exinanitionis ratio non patitur, et Christus non potuisset capi, crucifigi et mori, si omnipotentiam suam et omnipraesentiam plene et universaliter usurpare voluisset.

Was aber lehrt dieser Streit? Unzweifelhaft so viel, daß die Lutherische Christologie unhaltbar ist, d. h. für ein wahrhaft menschliches Leben Christi keinen Raum läßt. Um die altkirchliche Forderung: wahre Gottheit und wahre Menschheit in Einer Person, zu erfüllen, behauptet sie eine unio personalis, welche wenigstens die Eigenschaften der göttlichen Natur realiter auf die menschliche Natur übergehen läßt. Macht man damit Ernst, so kommt man auf die Behauptung der Tübinger, — aber wo bleibt dann die wahre Menschheit? Läßt man mit den Gießenern etwas davon ab, — wo bleibt dann die Einheit der Person? Die Unmöglichkeit, von den Voraussetzungen der Lutherischen Christologie aus der einen oder der andern Schwierigkeit zu entgehen, hat die modernen Lutheraner unsers Jahrhunderts zu neuen Theorien der Kenosis geführt. Sie fühlen das Bedürfniß, Raum zu gewinnen für eine wahrhaft menschliche Entwickelung und Wirksamkeit Jesu, wollen aber das altkirchliche Schema: wahre Gottheit und wahre Menschheit in Einer Person, — ja, sogar die Lutherische Formel der communicatio idioma-

tum nicht aufgeben. Sie wollen Luther's Gedanken nur weiter ausbilden, indem sie zu dem genus auchematicum noch das genus ταπεινοτικόν hinzufügen, d. h. nicht blos die menschliche Natur theilnehmen lassen an den Eigenschaften der göttlichen Natur, sondern auch die göttliche an denen der menschlichen. Sie wollen die Kenosis tiefer fassen, indem sie nicht blos die menschliche Natur sich der mitgetheilten göttlichen Eigenschaften entäußern, sondern den Logos mehr oder weniger seine ewige, göttliche Herrlichkeit ablegen lassen, um mit der Menschheit zur Einheit einer Person zusammentreten zu können. Sie wollen wieder anknüpfen an die Schrift, welche auch von einer Entäußerung des Logos weiß. Dabei aber begegnet es ihnen, daß sie einerseits unter dem Fluche der Concordienformel stehen, welche ausdrücklich lehrt (p. 778 fg.): quod quam tota divinitatis plenitudo in Christo habitet, non quemadmodum in sanctis hominibus et angelis, sed corporaliter ut in proprio suo corpore, etiam omni sua majestate, virtute, gloria, operatione, in assumpta humana natura liberrime (quando et quomodo Christo visum fuerit) luceat, et in ea, cum ea et per eam divinam suam virtutem majestatem et efficaciam exerceat, operetur et perficiat; daß sie andererseits auch der Schrift nicht gerecht werden, indem sie das kirchliche Schema: wahre Menschheit und wahre Gottheit in Einer Person — beibehalten, obgleich die Schrift davon nichts weiß; und daß sie schließlich durch die Consequenz des Gedankens zu Theorien fortgetrieben werden, welche Schritt für Schritt die wahre Gottheit preisgeben und nur die reine Menschheit übrig behalten. Diese modernen Kenotiker betrachten also als Subject der Kenosis nicht mit der altlutherischen Lehre als subjectum quod den Gottmenschen, als subjectum quo die menschliche Natur, sondern den göttlichen Logos, und fassen sie als wirklichen Verzicht nicht blos auf den Gebrauch, sondern auf den Besitz der göttlichen Eigenschaften.

Zunächst erklärt Dorner am Schlusse seines großen historischen Werkes: Nachdem die Hochflut immer neuer christologischer Versuche sich verlaufen hat, zeigen sich die Anfänge einer kirchlichen Gemeinlehre. Ihr steht, wenn auch auf Grund verschiedener Theorien im Einzelnen, die göttliche Seite in der Person Christi fest. Noch größere Einstimmigkeit herrscht darüber, daß Christus wahre Menschheit zukommt und daß die Menschheit auch eigene Persönlichkeit besitzt. Christus erscheint als Haupt und Repräsentant der Menschheit, sodaß er zur Vollendung der Menschheit erschienen sein würde auch ohne den Fall Adam's. In Betreff der Einheit Gottes und des Menschen in der irdischen Gottmenschheit Christi ist nicht blos die Wahrheit des Werdens grundsätzlich allgemein anerkannt, sondern auch darüber herrscht Einstimmung, „daß es, um die Einheit gottmenschlichen Lebens auch für Christi irdische Zeit zu behaupten, auf eine vollständigere Durchführung der κένωσις ankomme. Da nämlich ein noch werdender Mensch, wie alle zugeben, mit dem Logos als absolut selbstbewußtem und actualem eine persönliche Einheit nicht bilden kann, zumal solange der Mensch noch nicht einmal selbstbewußt geworden ist, und da die Wahrheit des Werdens nicht gestattet, auf dem alten Wege eine Einheit durch absolute Erhöhung der menschlichen Natur von Anfang an zu statuiren, so bleibt nichts übrig als die Annahme, daß irgendwie der Logos sich beschränkt habe für sein Sein und Wirken in diesem Menschen, solange derselbe werdend ist. Das Göttliche, welches oder sofern es bei der Wahrheit menschlichen Werdens, zumal bei dem embryonischen Anfange noch nicht Raum hätte in menschlicher Aneignung, ist also auch noch nicht Mensch geworden von Anfang, sondern es bildet für das anfängliche Resultat jedenfalls noch keinen constituirenden Factor. Der Logos beschränkt sich in seiner Selbstmittheilung noch, bis die menschliche Empfänglichkeit immer vollständiger hervorgebildet ist, so zwar, daß jede Stufe doch gottmenschlich und nie ein Menschliches in Christo sei, das nicht vom Logos angeeignet wäre und demselben soweit sich angeeignet hätte, als es die gottmenschliche Vollkommenheit jeder Stufe fordert und zuläßt." Diese Beschränkung des Logos will aber Dorner nicht gedacht wissen als Selbstherabsetzung, sondern nur als eine anfängliche Beschränkung und allmähliche Zunahme der Selbstmittheilung des Logos. „Hiernach ist dann der Logos unverändert und unverwandelt in seinem Sein und in seiner Actualität (der innern und der kosmischen) geblieben, und auch dieser Mensch hatte nur insoweit des Logos Sein und Actualität zu eigen kraft unauflöslicher unio von Anfang, als die Wahrheit menschlichen Werdens es zuließ." Der Wille des Logos ist zunächst nur auf Hervorbringung einer gottmenschlichen Natur gerichtet, erst dann auf die einer gottmenschlichen Person.

Thomasius geht einen Schritt weiter, indem er auf Grund seiner Unterscheidung der immanenten und der relativen göttlichen Eigenschaften eine Entäußerung der göttlichen Seins- und Wirkungsweise, nicht aber des göttlichen Wesens behauptet. Die Menschwerdung des Logos ist auf der einen Seite Annahme der menschlichen Natur, welche den ganzen creatürlichen Wesensbestand des Menschen mit uns gemein hat, aber frei von der erblichen Sündhaftigkeit, auf der andern Seite Selbstbeschränkung des Göttlichen. Bleibt der ewige Sohn Gottes in der angenommenen menschlichen Natur in seiner überweltlichen Weltstellung, so bleibt das gegenseitige Verhältniß beider mit einer gewissen Duplicität behaftet. Es ist dann immer eine zweifache Sinnesweise, ein doppeltes Leben, ein doppeltes Bewußtsein; es kommt zu keiner lebendigen und vollständigen Durchdringung beider Seiten, zu keinem eigentlichen Menschsein Gottes. Hätte aber der Sohn Gottes der menschlichen Natur sofort die Fülle seiner Gottesherrlichkeit mitgetheilt und sie in seiner göttlichen Seins- und Wirkungsweise verklärt, so wäre sie damit der ihr anhaftenden irdischen Beschränktheit entkleidet und eine stufenweise natürlich-menschliche Lebensentwickelung und ein natürlich-menschliches Leiden unmöglich gemacht. Die Menschwerdung bestand vielmehr darin, daß Gott selbst zur wirklichen Theilnahme an der menschlichen Seinsweise sich bestimmte, „daß Er, der ewige Sohn Gottes, die zweite Person der Gottheit, in die Form der menschlichen Umschränktheit, und damit in die Schranke einer

zeiträumlichen Existenz, unter die Bedingungen einer menschlichen Entwickelung, in die Grenzen eines geschichtlichen Daseins sich dahingegeben habe, um im vollsten Sinne des Wortes das Leben unsers Geschlechtes in unserer Natur mitdurchzuleben, ohne deshalb aufzuhören, Gott zu sein". Es ist eine „Entäußerung zwar nicht dessen, was der Gottheit wesentlich ist, um Gott zu sein, wohl aber Entäußerung der göttlichen Seinsweise an die menschlich-creatürliche Existenzform, und eo ipso Verzichtleistung auf die göttliche Herrlichkeit, die er von Anfang an beim Vater gehabt, und der Welt gegenüber, sie beherrschend und durchwaltend, bethätigt hat". — Die hier gemachte Unterscheidung des göttlichen Wesens und der göttlichen Seinsweise ruht auf der Unterscheidung der immanenten und relativen Eigenschaften, welche Thomasius in seiner Lehre von Gott entwickelt. Die immanenten Eigenschaften der absoluten Freiheit und Heiligkeit, Wahrheit und Liebe constituiren das göttliche Wesen; sie kann Gott nicht aufgeben, ohne sich selbst aufzugeben. Die relativen Eigenschaften der Allmacht, Allgegenwart, Allwissenheit u. a. bringen nur seine Wirksamkeit an und in der Welt zum Ausdruck; ihrer kann sich Gott entäußern, ohne sein Wesen irgendwie zu mindern. Der Sohn Gottes also blieb wesentlich Eins mit dem Vater, das absolute Leben, die absolute Wahrheit, Heiligkeit und Liebe, dasselbe Ich, welches im Anfange war und bei Gott war und Gott war; zugleich aber wurde er ein menschliches Ich, menschlich bestimmt in seinem Bewußtsein und Leben, Ich einer vollständigen, geist-leiblichen Natur, welche der unserigen ganz homogen, aus dem innersten Mark und Stamm unsers Geschlechtes entsprossen ist. Diese Selbstbeschränkung widerspricht dem Wesen des Absoluten nicht, „vielmehr liegt es gerade im Begriffe des Absoluten, ganz und vollkommen seiner selber mächtig, als durch anderes schlechthin unbedingt, zugleich schlechthin durch sich selbst bestimmt zu sein".

Noch weiter geht Geß.[7]) „Der Jesus, welcher als ein wirklicher Mensch auf Erden gelebt hat, gelitten hat und gestorben ist, ist dieselbe Persönlichkeit, welche als der Logos Gottes zuvor beim Vater war und Gott war und durch welche alle Dinge gemacht sind; das ist das wunderbare Problem, welches seit 1800 Jahren den Geist der Gläubigen bewegt." Dies Problem läßt sich nicht lösen von dem Boden der kirchlichen Voraussetzung aus, „daß der Logos, auch nachdem er Fleisch und Blut angenommen, schlechthin geblieben sei, der er zuvor war." Unmöglich ist auch der Ausweg, die persönliche Einigung des Logos und der Menschheit in Christo zu denken als allmähliche Ineinsbildung des Logos und Jesu, sodaß Jesus zunächst nur ein vom Heiligen Geiste erzeugter Mensch gewesen wäre, in welchem allerdings von Anfang an, aber zunächst als in einem andern, besondern Lebenscentrum der Logos sich eingewohnt hatte, und erst durch die sündlose Selbstheiligung Jesu in allmählicher Einwohnung zum Ich Jesu werden konnte. Wir müssen also mit der Schrift die persönliche Einheit des Logos und der menschlichen Natur erklären, „theils durch Erniedrigung, Selbstentäußerung des Sohnes, theils durch Ausgang desselben von dem Vater". Diese Selbstentäußerung aber muß tiefer gefaßt werden, als Thomasius auf Grund seiner unhaltbaren Unterscheidung thut. Im Anfange seines Lebens hat der Mensch kein Bewußtsein, also hat der Logos „in der Fleischwerdung auch seines Selbstbewußtseins sich entäußert, um es erst auf dem allmählichen Entfaltungswege einer Menschenseele wieder zu gewinnen". „Der Logos hatte sich seines ewigen Selbstbewußtseins nicht entäußert, um es nach kurzer Zeit als ewiges Selbstbewußtsein wieder zu gewinnen, sondern um es wieder zu gewinnen als menschliches. Das menschliche Selbstbewußtsein ist aber ein werdendes. Und nur durch beständigen Wechsel hindurch bewahrt es seine Identität mit sich selbst. Und nur in allmählicher Arbeit kann es zum leuchtenden Sammelpunkt einer Erkenntniß und zum leuchtenden Quellpunkt eines Willensactes werden. Und nur in immer neuem Erfassen kann die selbstbewußte Seele ihre Erkenntnisse, nur in immer neuem Wollen ihre Entschlüsse bewahren. Diese menschliche Form selbstbewußten Lebens war es, zu welcher der Logos sich in seiner Selbstentäußerung bestimmte".

Diese drei Vertreter der modernen Kenosis-Lehre bedurften einer eingehenderen Darstellung, weil sie ihre Anschauungen mit der größten Klarheit entwickelt haben, und weil sie zugleich zeigen, wohin die Annahme einer Kenosis führt. Dorner will nur von einer Beschränkung der Mittheilung der göttlichen Eigenschaften an die menschliche Natur reden. Dabei ist es allerdings möglich, wahre Gottheit und wahre Menschheit ungeschmälert festzuhalten; wie aber steht es mit der Person? Derselben fehlt nicht nur die Einheit, es kommt auch keine innigere Durchdringung der beiden Naturen zu Stande, als das Alte Testament sie kennt mit seiner Einwohnung des Heiligen Geistes im Menschen. Thomasius lehrt einen Verzicht auf das göttliche Sein mit Festhaltung des göttlichen Wesens. Zunächst ist diese Unterscheidung gleich der sie stützenden von relativen und immanenten Eigenschaften in Gott durchaus unhaltbar. Außerdem hört der Logos auf, wahrer Gott zu sein, wenn er die sogenannten relativen Eigenschaften ablegt, und wiederum ist Jesus kein wahrer Mensch, wenn er nur deshalb nicht allmächtig, allwissend und allweise ist, weil er es nicht sein will. Geß macht Ernst mit der wahren Menschheit und einer wahrhaft menschlichen Entwickelung. Dafür aber gibt er die wahre Gottheit ohne jeden Rest preis, denn was bleibt von ihr übrig, wenn der Logos nicht blos diese oder jene göttliche Eigenschaft, sondern sogar das göttliche Selbstbewußtsein ablegt? — Darin tritt klar zu Tage, was überhaupt die Bedeutung dieser Versuche ist. Sie zeigen unwiderleglich, daß das christologische Dogma auf dem Boden der kirchlichen Voraussetzungen nicht hinauskommen kann über den chalcedonensischen Befehl, die schärfsten Gegensätze unmittelbar mit- und nebeneinander zu denken, daß vielmehr jeder Versuch, es durch die Mittel

7) Die Lehre von der Person Christi entwickelt aus dem Selbstbewußtsein Christi und aus dem Zeugnisse der Apostel (Basel 1856).

des Denkens begreiflich zu machen, sich als unausführbar erweist.

In Kürze sei noch die Lehre einiger anderer moderner Kenotiker erwähnt. Sie haben es meist nicht zu klar durchgeführten und allseitig begründeten Theorien gebracht, sondern bewegen sich unter Berufung auf die Schrift in allgemeinen Ausdrücken. Sartorius[8]) sagt, unter Benutzung der Unterscheidung der opera ad intra und der opera ad extra, von der Menschwerdung: „Nicht etwa nur eine doketische Verhüllung (κρύψις) der göttlichen Herrlichkeit fand darin statt, sondern eine wirkliche Entäußerung (κένωσις Phil. 2, 7), zwar nicht der ewigen Potenz derselben, was unmöglich, wohl aber ihrer unendlichen Actuosität in der Endlichkeit.“ Ebenso unbestimmt äußert sich Joh. Ludwig König[9]): „Die Selbstentäußerung muß ohne allen Zweifel als eine wahre Entäußerung oder Sich-Leermachung ganz dem Worte Christi und seines Apostels gemäß gefaßt werden; mit dem Eintreten in die Menschheit und in deren allmähliche Entwickelung, und zwar von ihren ersten Anfängen an, unterwarf sich der λόγος in der Fülle seiner unendlichen Liebe dem Gesetze menschlicher, allmählicher Entwickelung freiwillig, er gab die Herrlichkeit, Klarheit und Majestät auf, die er hatte bei dem Vater vor Grundlegung der Welt, er nahm statt der Klarheit und Form des Weltenherrschers die Form des Dieners, Knechtes, ja Sklaven an, um in dieser unscheinbaren Form im tiefsten, treuesten, gewissenhaftesten Gehorsam gegen das göttliche Gesetz den unendlichen Gottes- und endlichen Menschenwillen ganz zu vereinigen“ u. s. w. Aehnlich Schöberlein[10]): „Der Sohn Gottes ist uns soweit vollkommen gleich geworden, wahrhaft entäußert seiner δόξα, seiner μορφὴ θεοῦ (Phil. 2, 6. 7), wiewol nicht seiner θεότης (Kol. 2, 9)“ u. s. w. Liebner[11]) sucht die Kenosis zu begründen durch eine eigenthümliche Construction der Trinität. „Es geht also dieser κένωσις der Menschwerdung und des Menschgewordenen als ewige Grundlage in jenem Moment des trinitarischen immanenten Sichunselbständigmachens des Sohnes gegen den Vater, eine ewige κένωσις, absolute Subordination der Liebe voraus.“ „Die κένωσις in der Menschwerdung ist nur zeitliche, menschliche (d. i. nun gottmenschliche) Darstellung, Fortsetzung jenes nothwendigen Moments des absoluten Sohnseins — welches durch die Trinität als die ewig reale absolute Liebe constituirt wird, — so wie auch in der fortschreitend sich erfüllenden Entwickelung des Gottmenschen das nothwendige andere Moment zu seiner zeitlichen Darstellung kommt.“ Bei den unbestimmten Andeutungen der Schrift bleibt Nitzsch[12]) stehen: „Also dieser wahre Christus ist vermöge einer göttlichen Hingebung des Sohnes Gottes und zugleich vermöge einer Selbstentäußerung und Selbsterniedrigung in die Welt gekommen.“ „Der Christus, der im Grunde seines Daseins Herr der Herrlichkeit ist, der Sohn Gottes, der den Vater und den der Vater in der Welt verklären soll, hat im Gehorsam des Vaters, in der Liebe zum Vater und zur Vereinigung mit dem Menschengeschlechte oder zur Mitverklärung der Menschheit und Welt sich der Klarheit, die er an sich hat, entäußert, indem er in die menschliche Dienstbarkeit eingetreten ist, ja noch mehr, sich hat unter die Uebelthäter zählen lassen. Jenes ist die κένωσις, dieses die ταπείνωσις.“ Wenigstens genannt seien auch Ebrard, von Hofmann und Martensen.

Literatur: J. A. Dorner, Entwickelungsgeschichte der Lehre von der Person Christi (Stuttgart 1839 fg.); F. Chr. Baur, Die Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes (Tübingen 1841 fg.); G. Thomasius, Christi Person und Werk, 2. Auflage (Erlangen 1856 fg.); A. E. Biedermann, Christliche Dogmatik (Zürich 1869). *(Bernhard Pünjer.)*

KENOUS, Kenûs, Wadi-Kenous, das heutige Nubien, das mittlere Stufenland des Nils, lehnt sich im Norden an Aegypten und erstreckt sich von hier in unsichern politischen Grenzen durch etwa 14 Breitengrade (10° bis 24° nördl. Br.) mit einer von Süden nach Norden gerichteten Hauptneigung.

Dies Mittelland zerfällt nach seiner physischen Beschaffenheit in drei natürliche Abtheilungen: in die südliche oder die Stufe von Sennaar; die mittlere oder Dongola; die nördliche oder Nuba.

In politischer Beziehung hat Nubien nie eine staatliche Einheit gebildet, sondern bestand aus vielen kleinen Reichen unter eigenen Herrschern, welche, durch die Waffen Mehemed-Ali's unterworfen, zu einem von Aegypten abhängigen staatlichen Verbande vereinigt wurden.

Der Khedive ernennt (gewöhnlich auf vier Jahre) einen Generalgouverneur (Sitz in Chartum), unter welchem die Mudîre (Gouverneure) der Provinzen Chartum, Kordufan, Taku und Berber-Dongola stehen.

Der nördlichste Theil dieses Landes nun, von Assuan 50 geogr. Meilen südlich bis Wadi Halfa, oder das Land zwischen dem ersten und zweiten Katarakt, bildet die Provinz (Kism) Halfa mit den Unterdistricten:

Wadi Kenûs
„ Sebwa
„ Arab
„ Ibrîm.

Wadi Kenûs, das oasenartig in die Wüste eingesenkte Nilthal, erstreckt sich von Messid (24° 1′ 45″ nördl. Br.) bis Sebwa (22° 52′ 30″ nördl. Br.). Der Fluß, der bis oberhalb Dendur in nordnordöstlicher, dann bis Assuan in fast rein nördlicher Richtung mit starker Strömung fließt, wird durch das Herantreten der Libyschen Kette im Westen und der arabischen im Osten mit hohen Ufern gegürtet, sodaß nur ein sehr schmaler, stellenweise kaum 100 Schritt breiter Culturboden auf beiden Seiten übrigbleibt. Der Strom in alter Zeit seine Ufer überflutend, wie aus einer von Lepsius an einem Felsen des

8) Die Lehre von der heiligen Liebe oder Grundzüge der evangelisch-kirchlichen Moraltheologie. 2. Abth. (Stuttgart 1844), S. 21. 9) Die Menschwerdung Gottes als eine in Christo geschehene und in der christlichen Kirche noch geschehende (Mainz 1844), S. 296 fg. 10) Die Grundlehren des Heils entwickelt aus dem Princip der Liebe (Stuttgart 1848), S. 59. 11) Christologie oder die christologische Einheit des dogmatischen Systems, Abth. 1 (Göttingen 1849), S. 151. 12) System der christlichen Lehre (6. Aufl., Bonn 1851), S. 259. 261.

zweiten Katarakts gefundenen Marke ersichtlich, die eine den heutigen höchsten Wasserstand um 7,3 Meter (22½ Fuß) überragende Wasserhöhe ergibt, kann dies infolge der Erosionswirkung, obwol kein Kanalsystem seine Wassermenge vermindert, heutigentags nicht mehr.

Zahlreiche Sakiehs und Schadûfs, Wasserschöpfmaschinen, deren gedehntes Kreischen und Stöhnen fortgesetzt das Ohr des Reisenden trifft, müssen das befruchtende Wasser dem sonst keinen Regen empfangenden Boden zuführen.

Die einfassenden Gebirge, aus Granit, Thonschiefer und Basalt von glänzend schwarzer Farbe, bestehen meistens aus einer Aneinanderreihung von Kegeln, deren Verbindung nicht selten der Sand verhüllt; sie erheben sich im Osten meist höher als auf der Westseite. Hier verschwindet, vergeblich gegen den tiefen, orangegelben, von Westen heranrückenden Sand der Wüste kämpfend, der Ackerboden stellenweise gänzlich.

Das Bett des Flusses ist mehr oder weniger felsig (in Aegypten fast überall sandig) und häufig von kleinen Felseninseln und Bänken unterbrochen. Unterhalb Kalabscheh, wo man den nördlichen Wendekreis passirt hat, sperren Granitklippen das Fahrwasser. Drei Inseln, mit Ruinen aus der Römerzeit bedeckt, folgen einander. Der Strom drängt sich durch ein schauerliches Felsthal und bildet bei niedrigem Wasserstande Stromschnellen; der Granit ragt in schwarzen Spitzen über die Wasserfläche.

Auf beiden mit Dattelpalmen eingefaßten Ufern erblickt man, gewöhnlich etwas weiter wie in Aegypten vom Flusse entfernt liegend, kleine ärmliche Dörfer, Ruinen untergegangener Städte, mächtige Tempel und Trümmer derselben aus altägyptischer Zeit.

Diese letztern liegen fast ohne Ausnahme auf dem westlichen, linken Ufer, welches merkwürdigerweise die alten Aegypter meistens für ihre Bauten ausersehen haben.

Auf dem östlichen, rechten Ufer sowie auf den kleinen Felseninseln dagegen erheben sich Reste guterhaltener römischer Castelle und Ansiedelungen, durch die Anwendung der Rundbögen leicht von den ägyptischen Bauten zu unterscheiden.

Alle hier im nubischen Nilthale vorhandenen, zum Theil prächtigen Ruinen deuten auf uralte Cultur und Herrlichkeit, kennzeichnen aber auch das enge Felsthal als dauernde Provinz des ägyptischen Reiches in seiner Blütezeit.

Die Tempel sind entweder ganz oder nur theilweise in Felsen gehauen (im letztern Falle mit freiem Vorbau), seltener sind sie ganz freistehende Bauwerke.

Mit Recht bemerkt schon Champollion, daß die meisten der von den Ptolemäern und römischen Kaisern in Nubien errichteten Tempel nur Wiederherstellung früherer Heiligthümer sind, welche von den Pharaonen der 18. und 19. Dynastie errichtet und von den Persern zerstört wurden.

Die bemerkenswerthesten sind folgende:

Der Tempel von Debôt enthält die Sculpturen eines äthiopischen Königs Arkamen, der zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus regierte und wahrscheinlich in sehr freundlichen Beziehungen zu Aegypten stand. Das Baumaterial ist feinkörniger Sandstein.[1])

4½ geogr. Meilen südlich von Assuan liegt auf dem linken Ufer das Dorf Kalabscheh, das alte Talmis, dessen Tempel, aus einem Walde von Palmen sich erhebend, nur die Schilder des Cäsar (Augustus) enthält. Talmis war lange Zeit hindurch eine Hauptstadt der Blemmyer, deren Einfälle in Aegypten den Römern viel zu schaffen machten. Auf einer der Säulen des großen Vorhofs ist die interessante Inschrift des Silco eingegraben, der sich einen *βασιλίσκος Νουβάδων καὶ ὅλων τῶν Αἰθιόπων* nannte. Er rühmt sich darin seiner Siege über die Blemmyer.[2])

Weiter südlich folgen die Tempel von Dendur und Gérf Hussên, der erstere unter römischer Herrschaft erbaut, der letztere besonders bemerkenswerth, weil hier Ramses Sesostris, der ihn erbaut, zugleich als contemplatorische Gottheit erscheint und sich als solche selbst anbetet, neben Phtha und Ammon, den beiden Hauptgottheiten dieses Tempels. Eine Inschrift nennt ihn einen „Herrscher der Götter".[3])

Fast an der Grenze von Kenous liegt der von Tuthmosis III. gebaute und dem Horus geweihte Tempel von Dakke (Pselchis).

Weiter südlich folgt Wadî Meharrakah, das alte Hierasykaminos, die Südgrenze der griechisch-römischen Provinz.

Wadî Kenous hat ein überaus heißes und trockenes Klima, die dürftige Vegetation besteht aus Mimosen, Dattel- und Dûmpalmen. Dura und Gerste wird angebaut.

Die Bewohner. Schon in den ältesten Zeiten hatten sich Aegypter in den schmalen Thalwinkeln von Syene bis Hierasykaminos angesiedelt; da jedoch neben ihnen wahrscheinlich eine Mehrzahl äthiopischer Ureinwohner wohnend blieb, so wurde diese Landschaft (das heutige Wadî Kenûs), welche die Griechen auch nach ihrer Länge von 12 ägyptischen Schönen als Dodekaschönos zu bezeichnen pflegten, nicht zu den ägyptischen Nomen gerechnet.[4])

Die heutigen Bewohner sind die Berâbra (Sing. Berbéri), ein die Kensi-Sprache redender Nubastamm, welche sich von den Negern durch hellere Hautfarbe und langes, niemals wolliges Haar unterscheiden. 230,000 Köpfe in mehr als 80 Dörfern bewohnen sie hauptsächlich das Land zwischen den beiden letzten Katarakten. Ihre viereckigen Häuser mit plattem Dache, aus Palmen- und Akazienstämmen sowie aus an der Luft getrockneten Lehm- und Schlammziegeln erbaut, sind klein und eng; die Fensteröffnungen schmal, nur durch plumpe Holzläden verschließbar; die Mauerwände von kleinen Luftlöchern durchbrochen. Die Nahrung besteht meist in Vegetabilien, hauptsächlich in Sorghum, dessen Mehl zu flachen,

1) Lepsius' Briefe aus Aegypten. — Prokesch-Osten, Das Land zwischen den Katarakten des Nil. 2) Wie oben. 3) Wie oben. 4) Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie.

geschmacklosen Brotkuchen verbacken wird, welche, auf niedlichen Strohtellern dargereicht, mit Zwiebeln, Kümmel, Salz, Koriander u. s. w. genossen werden. Fleisch wird selten gegessen.

Als Getränk dienen Wasser, Merisi (Sorghum-Bier) und 'Anaki (Sorghum-Branntwein).

Die Berâbra, religiös indifferent, rühmen sich, ebenso wie die östlich wohnenden Ababdeh, gern arabischer Abkunft. Von heiterer, milder Gemüthsart bewahren sie eine rührende Anhänglichkeit an ihr Vaterland, obwol sie oft noch sehr jung als Matrosen und Hausdiener nach Aegypten gehen.

Die Berâbra sind schon früh Christen geworden und es blühte dort jahrhundertelang das christliche Reich Dongola oder Dengela, bis im J. 651 die Mohammedaner ins Land fielen und dasselbe zum Tribut zwangen. Um 1320 erlag das Reich gänzlich denselben und das Christenthum erlosch. Die Bewohner blieben unter Häuptlingen, Molûk (Sing. Melik), die aber seit 1530 den Königen von Sennaar Tribut zahlten. Um 1815 eroberten die aus Aegypten vertriebenen Mamluken das Land, unterjochten es, wurden aber selbst wieder von den Türken verjagt.[5] *(Fr. Hedinger.)*

KENRICK (John), englischer Philolog, geb. zu Exeter 1788, gest. zu York, den 4. Mai 1877, Sohn eines unitaristischen Predigers und Seminardirectors, erhielt seine Schulbildung in der väterlichen Anstalt, verlor aber frühzeitig die Mutter und dann auch den Vater, studirte die alten Sprachen zwei Jahre privatim, 1807—1810 auf der Universität Glasgow, ward Docent am Manchester College zu York, brachte 1819—20 in Deutschland zu, besuchte die Universitäten Göttingen und Berlin, hörte Wolf, Böckh, Zumpt, auch Eichhorn, Blumenbach, Schleiermacher, bereiste Baiern und Tirol und ließ sich 1821 in York als Lehrer am dortigen Seminar nieder. Kenrick galt für einen der gelehrtesten Philologen und freisinnigsten nonconformistischen Prediger in England.

Schriften: The Egypt of Herodotus (London 1841). — Essay on Primeval History (London 1846). — Ancient Egypt under the Pharaohs. (London 1850). — Biblical Essays: I. The Gospel of Mark the prot. evangelium. II. The true nature of the gift of tongues. III. St. Paul's designation of the Athenians. (London 1861). — The Union of religion with intellectual culture (London 1835). — The necessity of revelation to teach the doctrine of a future state. A sermon (London 1850). — Phoenicia (London 1855). — A selection of papers on subjects of archaeology and history (London 1864). — Rost and Wüstemann, Introduction to Greek prose composition, translated from the German (London 1823). — A. H. Matthiae, A copious Greek grammar, adapted and enlarged (London 1832). — C. G. Zumpt, A Grammar of the Latin language, translated from the German (London 1823).

Vgl. James Martineau, In Memoriam. Theological Review, July 1877 (London).

(W. Bentheim.)

KENSINGTON oder St.-Mary Abbots, ein Kirchspiel oder Marktflecken in der englischen Grafschaft Middlesex, jetzt eine große Vorstadt Londons, liegt an der großen londoner Westland-Straße, 8 Kilom. westsüdwestlich von der St.-Paul's Kathedrale und 2 Kilom. westlich von Hydepark-Corner, umfaßt die bevölkerten Weiler (Hamlets) Brompton, Earl's Court, Norland, Notting Hill, Kensington Gore, einen Theil von Little Chelsea und Kensall Green und hatte 1871: 120,300 Einwohner.

Die Hauptkirche, St.-Mary Abbots, war früher im Besitzthum der Abbington-Abtei, außer derselben enthält Kensington 10 Bezirkskirchen, eine römisch-katholische Kapelle und Kapellen der verschiedenen Sekten der nonconformistischen Dissenters. Die milden Stiftungen des Kirchspiels ergeben jährlich 577 Pfd. St., zum Theil aus einem Vermächtniß Oliver Cromwell's.

Kensington ist eine sehr aristokratische Vorstadt und besteht größtentheils aus stattlichen Prachtgebäuden, besonders im neuern Theile, in Kensington Square, St.-Mary Abbots Terrace, Warwick Square und Addison Road.

Kensington wird im Domesday Book Wilhelm's des Eroberers als Chenesitune nnd als ein Besitzthum des Aubrey de Vere angeführt. Am Ende des 15. Jahrhunderts fanden hier, wo gegenwärtig die stattlichen Straßenreihen sich hinziehen, noch Fuchsjagden statt. Doch bereits im 16. und 17. Jahrhundert erstanden hier mehrere großartige aristokratische Bauten, wie Holland-House, errichtet von Walter Coge, vergrößert von Inigo Jones, Campden-House, errichtet von Baptist Hicks, Viscount Campden, Hale-House, das Wohnhaus des Protectors Oliver Cromwell. Sir Isaak Newton wohnte und starb hier in seinem Hause in Pitt's Buildings. Hier wohnten Addison, Charles Fox, Sir P. Perceval. Villa Maria war das Wohnhaus Canning's. Wilberforce's stattliche Residenz war in Kensington Gore. Das königliche Schloß Kensington Palace, das jedoch eigentlich nicht in Kensington, sondern außerhalb der Grenze von St.-Mary Abbot im Kirchspiele St.-Margaret in Westminster liegt, war ursprünglich das Wohnhaus des Heneage Finch, Lordkanzlers Grafen von Nottingham, von dessen Sohne König Wilhelm III. es kaufte. Hier wohnten die Königin Anna, die Könige Georg I. und Georg II., später der Herzog von Sussex, dessen Nichte Königin Victoria von Großbritannien hier geboren wurde. Gegenwärtig wohnt hier der Herzog von Teck, Gemahl der Prinzessin Mary von Cambridge. Es ist ein großes, unregelmäßiges Gebäude, welches aus drei Quadrangeln besteht. Die rothen Ziegelmauern sind mit Säulen, Keilsteinen und Steinfriesen verziert. Das Innere enthält Suiten von 12 Zimmern. Hier befindet sich eine große Anzahl Gemälde alter Meister.

5) Klöden, Handbuch der Länder- und Staatenkunde, Bd. IV.

Das Schloß steht in der Mitte eines großen Gartens (Kensington-Gardens) von 3½ engl. Meilen Umfang, welcher viele prächtige Bäume, ein schönes Wasserbassin (the Basin) und manche anmuthige Anlagen enthält. Der Garten wurde auf Befehl der Königin Karolina, Gemahlin Georg's II., von Wise, Bridgman und Kent angelegt, der Blumengarten wurde später von Loudon angelegt. Kensington-Gardens stehen unmittelbar mit dem Hydepark, an den sie an der Ostseite anstoßen, in Verbindung, und sind, wie dieser Park, gegenwärtig ein öffentlicher und beliebter Spazierplatz.

Das Kensington-Observatorium wurde von Sir James South gegründet, welcher dort ein vorzügliches Teleskop aufstellte, das in hellen Nächten eine 1000fache, in dunkeln Nächten immer noch eine 700fache Vergrößerung gibt.

Das Kensington-Museum (South-Kensington-Museum) ist eine großartige, wahrhaft nationale Anstalt für Kunst-Industrie und Ornamentik. Es entstand 1852 aus einem unmittelbar aus der großen Londoner Weltausstellung von 1851 hervorgegangenen Project des Prince-Consort Albert, ein Project, das vom ersten Director, Sir Henry Cole, mit großem Eifer und großer Umsicht ins Werk gesetzt wurde. Die Grundfläche, welche 12 Acres einnimmt, wurde um 260,000 Pfd. St. aus dem Ueberschusse der Ausstellung gekauft. Das aus rothen Ziegeln aufgeführte Museumgebäude wurde 1860 begonnen und seitdem bis 1879 sind Parlamentsverwilligungen zum Betrag von über 1 Million Pfund auf die Anstalt verwandt worden. Die hier ausgestellten Sammlungen sind in Glasschränken geordnet und jeder Gegenstand ist mit einem eine kurze Beschreibung desselben gebenden Zettel versehen. Wir geben eine kurze Uebersicht der einzelnen Theile der wichtigen Anstalt.

Der Architektur-Hof: Architekturmodelle und architektonische Ornamente. Heiligenbilder-Galerie aus Bois le Duc, reich ornamentirt. Modell des Denkmals des Herzogs von Wellington in der St.-Pauls Kathedrale. Modell der Trajanssäule in Rom, in der Größe des Originals. Mercurstatue nach Johann von Bologna, 16. Jahrh. (Original in Florenz). Vier altenglische Kamingesimse aus einem Hause in Lime-Street, London. Großes spanisches Altargemälde in Tempera aus Valencia, Copien der Puerta della Gloria in Santiago-Kathedrale und von Bronzethüren in Augsburg, Hildesheim und Pisa. Modell der Maschinerie, mit welcher Kleopatra's Nadel auf ihre jetzige Stelle im Thames-Embankment zu London gehoben wurde. Schmiedeeisernes Geländer mit Schnörkelornament, von Huntingdon Shaw, Schmied zu Nottingham, aus Hampton. Court-Palace-Antike und moderne Mosaiken. Ein Neufundland-Hund, Statue in Lebensgröße in weißem und schwarzem Marmor von C. Wyatt. Modell des Divan Chas (Audienzkammer) des Akbar-Chan. Kamingesims in der Rathskammer zu Brügge, gesetzt zu Ehren Karl's V. 1529. Geschnitztes Triptych, deutsch, 15. Jahrh. St.-Sebald's Schrein zu Nürnberg, Modell. Diagramme aller wichtigen Gebäude in der Welt. Teppiche. Porträts großer Künstler.

Südhof: Porträts großer Künstler in reich decorirter Arcade.

Westflügel: Von Privaten zur Ausstellung geliehene Kunstsammlungen.

Ostflügel: Indische, persische, chinesische, japanesische Bronzen, Emails, lackirte Waare, Artikel in Elfenbein, Waffen, Schmuck. Photographische Ansichten der Plätze, von welchen die Artikel gekommen sind. Statue eines Hasenadlers in Eisen aus Japan, vom 10. Jahrh. Ein paar große Schüsseln in blauem Steingut aus Japan. Heiliger, bestimmt zum Buddha, Bronzebild. Zum Buddhadienst gehörende Glocken und Ornamente.

Nord-Arcade: Ostasiatische ornamentirte Costüme und Kleidungsstoffe.

Ost-Arcade: Chinesische und japanesische Harnische, Uniformröcke, Schnitzerei in Nephrit, Emails. Eine japanesische Schüssel mit einer Darstellung der Taufe Christi zur Erinnerung an die Ermordung der Christen in Japan im 17. Jahrh. Krönungsschmuck Theodor's, Königs von Abessinien. Ein Boudoir aus der Zeit Louis' XIV., Modell.

Süd-Arcade: Elektrotypische-Copie des 1868 zu Hildesheim ausgegrabenen römischen Schatzes. Dagobert's Stuhl. Altfranzösische Wanduhr. Zwei altfranzösische Schränke. Waffen. Trinkgeschirr. Schmuck. Mitchell's Sammlung von ornamentirten Schnupftabacksdosen. Alte Zinnflasche. Sammlung von englischen und französischen Münzen.

Nordhof: Italienische Sculptur und Architektur. Modell der Emporkirche in Santa-Maria Novella, Florenz. Eine Pavoise (Turnierschild). Basreliefporträts und Büsten berühmter Italiener. Die Waterloo-Vase von Westmacott, aus einem von den Franzosen eroberten Block von Carrara-Marmor. Basreliefbild der Charge der englischen Gardereiterei in der Schlacht bei Waterloo. Marmorsculpturen und Wachsmodelle nach Mich. Angelo. Terracotta und Gesimse aus Florenz. Modell eines römischen Kriegswagens. Michel Angelo's Daniel und Moses. Donatello's St.-Georg. St.-Peter's Schrein, auf acht Statuen ruhend, aus Mailand. Fenster von der Certosa zu Pavia. Vergoldete Bronzethür des Baptisteriums zu Florenz. Copie der Bronzebüste König Heinrich's VII. von England, dem Torregiani zugeschrieben. Zwei Kanzeln von Giovanni und Nic. Pisano aus Pisa.

Ost-Arcade: Alte Kamingesimse, Meßgewänder, Teppiche. Der Syon-Chorrock, 13. Jahrh., englische Arbeit, gehörte dem Syon-Kloster (angekauft für 110 Pfd. St.).

West-Arcade: Kunstbibliothek, Sammlung von Büchern über bildende Künste. Alte Musikinstrumente. Ein Klavier Händel's. Luther's Fingerorgel. Altbritisches und angelsächsisches irdenes Geschirr. Glas- und Bronzegeschirr. Waffen. Schmuck.

Nordgang: Persische und ostasiatische Töpferei, Metallartikel, Teppiche, Tuche, Waffen, Harnische. Persische Marqueterie.

Westgang: Moderne und mittelalterliche Möbel.

Staatskutschen. Sänften. Ein Schrank König Heinrich's VIII. Bettstellen. Staatskutsche des Hochkanzlers von Holland. Schränke mit geschnitzter und mit eingelegter Arbeit. Bibliothek von Unterrichtsschriften. Büste Wellington's von Marochetti. Büste Washington's.

Nordgalerie: Die Rafael-Cartons, welche 1865 von Hampden-Court-Palast hierher gebracht wurden. Dieselben enthalten Zeichnungen in schwarzer Kreide und Tusche auf Papier von Rafael und Schülern vom Jahre 1510, Musterentwürfe für Teppiche, bestimmt für Leo X. Die Cartons wurden auf Anrathen Rubens' von König Karl I. angekauft. Cromwell bezahlte den Kaufpreis von 305 Pfund; sie wurden aber erst von Christopher Wren aufgehängt.

Die Sheepshank's Galerie, Sammlung von englischen Gemälden.

Sammlung von Zeichnungen in Wasserfarben.

Sammlung von alten und modernen Juwelen, Intaglios, Ringen, Medaillen der englischen und französischen Armee und Marine.

Südgalerie: Mittelalterliche Elfenbeinschnitzerei, englisches Silberzeug, Elektrotypcopien von Silberzeug.

Prince-Consort Galerie: Bijouterie, Emails, Schmuck und Schmuckcassetten, Uhren, Intaglios, Stahlspiegel, damascenirt mit Gold und Silber, aus Mailand vom J. 1550. Guldenstücke aus dem 12. Jahrhundert. Deutsches Triptych mit Darstellung der Kreuzigung und anderer biblischer Scenen, 13. Jahrhundert. Altarcrucifixe. Krummstäbe. Schalen von Krystall, Achat, Elfenbein, Bernstein. Deckelkrug von Elfenbein aus Augsburg. Die Martelli-Bronzen von Donatelli aus Florenz. Alte Standuhren. Kaiser Rudolf's astronomischer Globus. Alter Bronzeleuchter aus Gloucester. Alte und moderne Uhren und Juwelen. Bibliothek von 15,000 Bänden (griech. und lat. Classiker, Dichtungen).

Die Forster-Sammlung, eine Bibliothek von 18,000 Bänden (englische Literatur). Oliver Goldsmith's Stuhl, Schreibpult, Spazierstock.

Smith's Sammlung von Gemälden in Wasserfarbe. Keramische Galerie: Majolica, Porzellan u. s. w.

Mit dem Museum sind verbunden eine Kunstschule, sie ertheilt Unterricht im Zeichnen, Modelliren u. s. w., und eine Kochschule, sie ertheilt täglich Unterricht in der höhern Kochkunst.

Neben dem Museum befindet sich das Patent-Museum, eine große Sammlung von Maschinen aller Art. Hier befinden sich u. a. Arkwright's Spinn- und Kardenmaschine vom J. 1749, die erste Locomotive (Trivethick's „Puffing Billy"), James Watt's Dampfmaschinenmodell, die erste Schiffsdampfmaschine (von Millar zu Dalswinton), George Stephenson's erste Locomotive „The Rocket", Peter Lightfoot's Thurmuhr der Glastonbury-Abtei vom J. 1325, in Gebrauch 1834 in Well's Kathedrale.

Dem Museum gegenüber liegen die Exhibition-Galleries und das India-Museum. Die Exhibitions-Galleries sind ein Supplement zum Museum. Sie enthalten in der Südgalerie: Feuerwaffen und Zubehör, Modelle von Schulvorrichtungen, Baustoffe; Westgalerie: Apparate für künstliche Fischzucht; Ostgalerie: die nationale Porträt-Galerie, gegründet 1858, Porträtgemälde von englischen Berühmtheiten von Sir Walter Raleigh und Königin Elisabeth an bis zur Gegenwart. Das India-Museum, 1879 vom India-Office hierher gebracht, enthält indische Rohproducte, landwirthschaftliche Geräthe, Hausrath, indische Säugethiere und Vögel in ausgestopften Exemplaren, Textilmanufacte (überaus feine Musseline und Shawls, überaus reiche Teppiche), Metallmanufacte (Gold- und Silberzeug, durchbrochene Goldarbeit u. s. w.), Juwelen, Schmuck, Opferschalen, Waffen, Harnische, Tippu Sahib's mechanischen Tiger, welcher einen Engländer auffrißt, Folterwerkzeug, Nephrit- und andere Steinschnitzerei, eingelegte Marmorplatten (einige aus der Lehne des Thrones zu Delhi), Sculpturen aus dem 4. und 5. Jahrhundert n. Chr.

In der Nähe steht die Albert-Hall of Arts, welche unter ihrer mächtigen Kuppel 70,000 Personen aufnehmen kann, zunächst bestimmt für Musikconcerte. Es wird projectirt, hier ebenfalls das Natural History Museum zu erbauen, wo die naturhistorischen Sammlungen des Britischen Museums in London, das den gegenwärtig davon eingenommenen Raum für die Bibliothek und die Antiquitäten bedarf, untergebracht werden sollen.

(W. Bentheim.)

KENT, englische Grafschaft, ist der südöstlichste Theil der britischen Insel, sodaß die östlichste Stelle der Grafschaft nur 24 engl. Meilen von Frankreich entfernt ist, und grenzt im Norden an die Themse und die Nordsee, im Osten an die Nordsee, den Britischen Kanal und die Meerenge von Dover, im Süden an die Grafschaft Sussex, im Westen an die Grafschaft Surrey, sodaß die Grenzen ein ziemlich regelmäßiges Parallelogramm beschreiben. Die größte Länge, von Deptford bis zum North-Foreland, beträgt 63 engl. Meilen, die größte Breite, vom North-Foreland bis Dungeneß Point, 40 engl. Meilen, der Umfang 170 engl. Meilen, der Flächeninhalt 972,248 Acres.

Boden. Die Oberfläche ist größtentheils stark gewellt, hat daher einen mannichfaltigen Wechsel der Landschaft, eine fortwährende Folge von sanft gerundeten Höhen und von Thälern.

Zwei parallele Hügelketten, höher als die übrigen, durchziehen die Grafschaft von Osten nach Westen, vom Meere bis Surrey, die Nord- und die Süd-Downs. Diese Hügelketten haben eine Breite von 3 bis 6 engl. Meilen und sind meistens mit Holzung oder Gebüsch bestanden. Die Nord-Downs mit steilem Abfall an der Südseite sind höher als die Süd-Downs; sie haben ihre höchsten Gipfel gleich bei ihrem ersten Auftritt an der Südostküste, Paddlesworth-Hill bei Folkestone hat 642, Folkestone-Hill 575, Dover-Castle-Hill 460 engl. Fuß Höhe. Hollingbourne-Hill zwischen Medway und Stour 616 Fuß Höhe. Die Downs treten bei Westerham in Surrey ein.

Zwischen den Ketten der Downs und im Süden der Grafschaft erstrecken sich die Tiefebenen des Weald, die Romney-Marsch, eine ausgedehnte Ebene an der Südost-

küste, enthält 33,925 Acres, mit Einschluß der im Südwesten anstoßenden Welland-Marsch und der an diese im Südosten anstoßenden Denge-Marsch 43,326 Acres. Dazu kommt ferner die Guilford-Marsch, im Westen der Welland-Marsch, von 32,659 Acres, welche größtentheils in Sussex liegt. Im Sommer sind diese weiten Flächen mit üppigem Graswuchs bekleidet, mit großen Schaf- und Rinderheerden bedeckt.

Unmittelbar an der Nordküste liegen die Inseln Isle of Grain, Sheppey und Thanet, welche jedoch eigentlich zum Festland gehören, indem sie nicht durch Meeresarme, sondern nur durch Flußarme davon getrennt sind. Die Isle of Grain ist eigentlich das Nordende der Halbinsel, welche sich zwischen den Mündungsströmen der Themse und des Medway vorstreckt; sie wird durch einen schmalen Arm der Themsemündung abgetrennt. Die Insel Sheppey im Osten des Mündungsstroms des Medway wird durch die Swale, einen Arm des Medwaymündungsstroms, vom Festland getrennt. Sie ist 10 engl. Meilen lang und 5 Meilen breit. An der Nordspitze von Sheppey liegt Sheerneß mit den großen königlichen Schiffswerften. Am Südufer von Sheppey liegen die Werder Harty und Elmsley. Die vom Festlande durch die Mündung des schmalen Flusses Stour getrennte Insel Thanet ist die Nordostspitze der Grafschaft. Dort liegen die vielbesuchten Badeplätze Ramsgate, Margate und Broadstairs. Im Osten von Margate liegt das North-Foreland, die Nordostspitze der Grafschaft, den Schiffern bei Nacht durch einen Leuchtthurm bezeichnet.

Küste. Kent hat eine sehr große Küstenlänge. Die zwischen dem Themse- und Medwaymündungsstrom liegende Halbinsel ist niedriges Marschland. Die Insel Sheppey im Osten des Medwaymündungstroms hat im Norden hohe, 60 bis 80 Fuß steil ansteigende Ufer; der Südtheil der Insel ist niedrig und flach. Zwischen der Insel Sheppey und der Insel Thanet steht die Küste in hohen Thonwänden, ausgenommen an Herne-Bay, Reculver und einigen andern Stellen. Die Küste der Insel Thanet besteht aus hohen Kreideklippen. Im Süden von Thanet befindet sich Pegwell-Bai mit seichtem Gestade, und die Küste bleibt niedrig bis Walmer Castle, wo sie wieder hoch wird. Sie bleibt hoch bis zum South-Foreland und Folkestone und senkt sich dann allmählich bis zur Tiefe von Romney-Marsch. Vor der Küste zwischen der Insel Thanet und dem South-Foreland liegen die Goodwin-Sands, die große Sandbank, welche der Sage nach der Rest der dem mächtigen Grafen Goodwin gehörenden und im J. 1097 ins Meer versunkenen Insel Lomea ist. Sie haben 10 engl. Meilen in der Länge und 3 bis 4 Meilen in der Breite. Der Swashway, ein für kleine Fahrzeuge schiffbarer Kanal, zieht sich durch die Sands. Zwischen den Sands und der Kentküste befinden sich die Downs, die berühmte Rhede, die größte in Englands Gewässern, stets von einem fast unabsehbaren Mastenwald bestanden, durch die sonst so gefürchteten Sands gegen den Seegang geschützt. Die Downs sind an acht Seemeilen lang. Zwischen der Nordwest-Spitze der Goodwin-Sands und der Küste liegt die Brake, eine zweite Sandbank, fünf Seemeilen lang. Sie schließt die Small-Downs ein, eine im Norden der großen Downs unmittelbar anstoßende Fortsetzung derselben, welche durch die Brake geschützt wird. Der Stadt Margate gegenüber liegen die Margate-Sands; zwischen ihnen und der Küste befindet sich die Margate-Rhede (Margate-Roads).

Das Gestein. Der Boden Kents wird von Osten nach Westen von fünf Gesteinschichten durchzogen, welche in der Richtung von Norden nach Süden nacheinander zu Tage treten. 1) Der londoner und der plastische Thon zwischen der Themse und den Nord-Downs hebt an in dem marschigen Thale des Stour, welches die Insel Thanet im Süden abtrennt. 2) Die Kreide tritt auf in den Doverklippen und dem Paddlesworth-Hill bei Folkestone und zieht quer durch die Grafschaft bis Surrey in der Breite von 5 bis 6 engl. Meilen. Der steile Südrand dieser Schichtung bildet die Hügelkette der Nord-Downs. Die Kreide tritt zuerst in den Klippen und Bergen bei Dover und Folkestone aus dem Meere hervor und durchzieht die Grafschaft bis Surrey. 3) Der blaue Thon oder Kreidemergel mit dem Grünsand folgt der Kreide in einer Mächtigkeit von 300—400 Fuß. Die zu dieser Schichtung gehörenden South-Downs durchlaufen Kent und Sussex und laufen aus im Beachy Head. 4) Der Weald-Thon, ein Thon ohne Beimischung von Kalkarten, der jedoch mitunter schmale Bänder von Sand und Muschelkalk einschließt, erstreckt sich in der Mächtigkeit von 300 Fuß und der Breite von 5 engl. Meilen durch die Grafschaft vom Strande der Romney-Marsch aus. 5) Der Hastings-Eisensand, welcher den übrigen Theil des Südostens der Grafschaft einnimmt und sich bis nach Sussex hineinzieht. Derselbe bildet ebenfalls eine Reihe von Anhöhen. Kent wird mithin durch drei parallele Höhenzüge getheilt, durch den des Südrandes der Kreide, den des Grünsandes und durch den Eisensandzug. Zwischen der Kreide und dem Grünsande liegt das Homesdale-Thal, zwischen dem Grünsande und dem Eisensande das Weald. Das altenglische (angelsächsische) Wort Weald ist das deutsche Wald; die große Kent-Ebene wird so genannt, weil sie in alter Zeit durchweg von Waldung eingenommen wurde.

Der Eisensand wurde früher bis zur Anwendung der Steinkohle bei der Eisenverarbeitung in Menge zu Eisen verarbeitet. Eisenkies kommt im Gestein der Insel Sheppey in Menge vor. Wetzstein lagert in Masse in der Wetzsteinkette (Ragstone-Range), dem centralen Zuge der Nord-Downs. Ein grauer, kreiselförmig geaderter Marmor wird an verschiedenen Stellen mitunter gefunden. Der Grünsand enthält mächtige Flötze Kalkstein, welcher bei Maidstone gebrochen wird. Der Weald-Thon ist viel mit Seesand und kleinen Muscheln gemischt. Das Gestein der Hügel und Höhen besteht hauptsächlich aus Kreide, enthält jedoch außerdem sehr verschiedenartige Bestandtheile.

Flüsse. Kent ist sehr reich an Flüssen. An der Nordgrenze bietet die Themse eine prächtige Verkehrsstraße. Der Ravensbourne entspringt auf einer Anhöhe der Gemeindeweide von Kiston, fließt nordwärts vorbei

an Bromley und Lewisham, versieht die volkreichen Städte Deptford und Greenwich mit Wasser, treibt eine Anzahl von Mühlen und ergießt sich in die Themse bei Deptford nach einem Laufe von 10 engl. Meilen. Der Darent oder Dart entspringt in Squerins Park bei Westerham, läuft parallel mit den Nord-Downs bis Riverhead bei Sevenoaks, wo er sich nach Norden wendet, fließt durch einen Paß der Downs, vorbei an Ottford, Shoreham, Farningham, Sutton, wird schiffbar bei Dartford und ergießt sich, nachdem er den Cray aufgenommen hat, bei Longreach in die Themse. Der Cray, berühmt wegen seiner Forellen, entspringt bei Orpington. Der Medway, der größte unter den eigentlich kentischen Flüssen, entspringt an der Nordgrenze von Sussex zwischen East Grimstead und Crawley, fließt ostwärts vorbei an Ashurst, Penshurst, Tunbridge und Yalding, wo er den Tees und den Beult aufnimmt. Der Tees entspringt in Sussex und fließt an Lamberhurst vorbei. Der Beult entspringt im Weald bei Spadehurst und fließt nordwestlich nach Yalding. Von dort fließt der Medway nordwärts nach Maidstone, Aylesford, Rochester, Stroud und Chatham und fällt in die Themse bei Sheerneß nach einem Laufe von 60 engl. Meilen, von denen 40 schiffbar sind. Die Meerflut wirkt ein bis Maidstone-Brücke. Bis Rochester ist die Flutströmung stark. Unterhalb Rochester ist der Medway so tief, daß die größten Linienschiffe dort gewöhnlich vor Anker liegen. Das Stromgebiet des Medway enthält circa 30 engl. □Meilen in der Mitte der Grafschaft. Der Große Stour entspringt bei Lenham, fließt vorbei an Ashford, dann nordöstlich nach Canterbury und Sarre, wo er sich gabelt, ein Arm fällt in die Themse bei Reculver, der andere Arm ergießt sich in die Pegwell-Bai unterhalb Sandwich. Der Kleine Stour entspringt bei Lyminge, fließt vorbei an Elham und Burham und fällt in den Pegwell-Bai-Arm des Großen Stour. Das Flußbett des Stour war früher 3 bis 4 engl. Meilen breit und wurde der Wantham-Channel genannt.

Der Rother entspringt in Sussex, bildet dann eine Strecke die Grenze von Kent und Sussex, tritt darauf nach Sussex zurück und mündet in die See bei New-Romney. — Mineralquellen sind zahlreich, meistens Sauerbrunnen, wie zu Tunbridge Wells, Sydenham. Dulwich hat Salzquellen.

Kanäle. Der Grand Military Kanal, angelegt während des Kriegs Englands mit Frankreich zur Erleichterung der Küstenvertheidigung, läuft von Shorn Cliff längs der Küste nach Hythe, umzieht dann Romney Marsch bis zum Rother. Ein kurzer Kanal läuft vom Stour bei Sandwich südwestlich zum Britischen Kanal, ein Durchstich durch die Landenge, gebildet durch die Windungen des Stour. Der Thames-Medway-Gravesend-Rochester Kanal verkürzt den Weg für Boote um 23 engl. Meilen; das Ende dieses Kanals zieht sich durch einen vier Kilom. langen durch die Kreidehügel geschnittenen Tunnel. Der Dartford-Crayford Kanal verbindet die Städte Dartford und Crayford mit der Themse. Der Croyden-Kanal, welcher längs der Westgrenze der Grafschaft lief, ist trocken gelegt und in die Croyden-London Eisenbahn verwandelt worden.

Die Landstraßen Kents sind von besonderer Wichtigkeit, namentlich von besonderm historischen Interesse, weil die Grafschaft der Eingang ist, welcher Britannien mit dem europäischen Continent verbindet. Die große Landstraße von London nach Dover beginnt bei New-Croß, $3^1/_2$ engl. Meilen von London, und läuft ostsüdöstlich nach Deptford, Greenwich, Dartford, Gravesend, Chatham, Rochester, Sittingbourne, Canterbury, Dover, 71 engl. Meilen. Die Landstraße von London nach Hythe läuft östlich ab von New-Croß nach Eltham, Farningham, Wrotham, Maidstone, Lenham, Charing, Ashford, Hythe, 65 engl. Meilen. Die Landstraße nach Hastings läuft unterhalb New-Croß südlich ab nach Bromley, Seven Oaks, Tunbridge, Lamberhurst, Limwell, wo die Straße in Sussex eintritt, 45 engl. Meilen.

Eisenbahnen. Die londoner South-Eastern oder London und Dover Bahn, gegenwärtig die Hauptverkehrstraße zwischen England und Frankreich und dem übrigen Continent, tritt von Surrey aus in Kent ein bei Edenbridge und zieht sich von dort nach Tunbridge und Ashford, biegt bei Marsham nach Hythe zu, läuft im Norden dieser Stadt nach Folkestone, längs den Küstenklippen und durch einen in die Shakespeare-Klippe geschnittenen Tunnel nach Dover, $66^3/_4$ engl. Meilen. Eine Zweigbahn läuft von Tunbridge nach Maidstone, Ashford, Canterbury und der Insel Thanet. Die Hauptlinie endet bei Ramsgate mit einer Zweigbahn nach Margate. Die Nord-Kent-Bahn läuft von London nach Woolwich, Gravesend und Stroud, 31 engl. Meilen. Die Canterbury-Bahn nach Whitstable-Bai an der Themse (der Insel Sheppey gegenüber), $6^1/_4$ engl. Meilen lang, läuft auf einer schiefen Ebene mit Stationär-Maschinen.

Hölzung. Es gibt noch beträchtliche Waldstrecken im östlichen Kent, meistens zerstreut an der Dover- und Rochester-Straße und auf den Kreidehügeln. Dieselben liefern Brennstoff, Schiffsbauholz und Hopfenpfähle, welche letztere in überaus großer Menge in der Grafschaft gebraucht werden. Das Weald enthält ausgedehnte Waldungen, welche besonders vorzügliches Eichenholz liefern.

Landwirthschaft und sonstige Industrie. Die Grafschaft ist hauptsächlich Agriculturland. Weizen und auch Roggen, besonders aber viel Canarienvogelsaat wird gebaut; von größter Wichtigkeit aber ist der Hopfenbau. Die Hopfengründe, welche sich von Maidstone nach Canterbury und von da nach Sandwich erstrecken, sind sehr ergiebig; sie bestehen aus fruchtbarem Lehm auf einer mächtigen Schicht Ziegelerde. Der Hopfen wird gewöhnlich auf erhöhten Erdbetten mit dem Spaten bestellt. Im Durchschnitte werden jährlich 21,350 Acres mit Hopfen bepflanzt, welche 17,053,048 Pfd. Hopfen tragen. Die Pflanze trägt gewöhnlich am Ende des dritten Jahres nach der Pflanzung. Das Hopfenpflücken beginnt Anfang September, folgt mithin auf die Getreideernte, sodaß der Arbeiter in Kent den Vortheil einer doppelten Ernte hat. Meistens hängt das Auskommen

einer Arbeiterfamilie während des Winters von ihrem Verdienste während der kurzen Zeit des Hopfenpflückens (hopping) ab. Auch ziehen jährlich viele Tausende der armen Bevölkerung Londons, besonders Iren, zu diesem Geschäfte herbei, die, in Scheunen auf Stroh gebettet, das kärgliche Mahl im Felde kochend und verzehrend, hier jährlich ihre fête champêtre halten, von deren Ergebniß ebenfalls mehr oder weniger ihr Auskommen während des folgenden Winters abhängt. Ohne diese reichliche Arbeit, welche das durch die Eisenbahn nahe gebrachte London liefert, könnte der Hopfenbau in seiner gegenwärtigen großen Ausdehnung schwerlich betrieben werden. Der reife Hopfen ist eine leicht gefährdete Frucht und muß so schnell wie möglich eingebracht werden, weshalb alt und jung dabei Beschäftigung findet. Ein Viertel der gesammten Hopfensteuer in England wird in Kent entrichtet. Das kentische Obst ist von vorzüglicher Güte und wird in Ueberfluß gewonnen. Die Obstgärten bei Maidstone sind berühmt wegen ihrer Aepfel, Kirschen und Filbertnüsse. Die Küchengärtnerei liefert Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Kohl und sonstige Grünwaare von vorzüglicher Güte und in sehr reichlicher Menge. Sie wird besonders für den londoner Markt und in größerer Nähe Londons in großem Umfange betrieben, wie bei Deptford. Die fetten Marschlande sind fast ausschließlich der Schaf- und Rindviehzucht gewidmet. Der dortige Viehzüchter hat gewöhnlich zweierlei Land, ein Land für Zucht und ein Land für Mästung. Das Romneymarsch-Schaf ist größer als das westenglische oder welsche, jedoch nicht so groß wie das von Lincoln oder Norfolk. Die Wolle ist fein und lang, durchschnittlich gegen 5 Pfd. auf das Schaf.

Außer der Landwirthschaft ist die Industrie unbedeutend. Die früher viele Hände beschäftigende Handweberei ist gänzlich abgekommen, wie anderswo. In Crayford findet Kattundruckerei und Bleicherei statt. Bexley und Dartford besitzen große Papiermühlen. In Chatham und Deptford findet beträchtlicher Schiffsbau statt. Tunbridge liefert die Tunbridge-Waare, Sandwich und die Insel Thanet gewinnen Salz. In Faversham und Dartford wird Schießpulver, in Deptford und Whitstable Kupfervitriol, in Crayford und Dartford Eisen fabricirt.

Der Grundbesitz in der Grafschaft ist sehr vertheilt. Es gibt 9000 Grundeigenthümer, ausschließlich der kirchlichen und körperschaftlichen Eigenthümer. Eigenthümlich ist die Vererbung nach dem Gevelkind (gevaletum), die gleiche Erbtheilung unter Brüdern, oder in Ermangelung von Brüdern unter Schwestern, oder in Ermangelung von Schwestern unter Neffen. Die Witwe erhält einen gewissen Antheil.

Bevölkerung. Die Grafschaft enthielt im J. 1700: 153,800, im J. 1750: 190,000, im J. 1801: 307,624, im J. 1821: 426,016, im J. 1841: 447,115, im J. 1851: 484,272, im J. 1871: 847,507 Einwohner.

Administrative Eintheilung. Die Grafschaft wird für administrative Zwecke eingetheilt in Ostkent und Westkent. Westkent enthält die Lathes (eine Kent eigenthümliche Benennung für Bezirke) Sutton-at-Hone, Aylesford und den südlichen (niedrigen) Theil des Lathe Scray. Ostkent enthält die Lathes St.-Augustine, Shepway (mit der Romney-Marsch) und den nördlichen (höheren) Theil des Lathe Scray. Die Lathes werden wieder eingetheilt in Hundreds, Liberties, Bailiwicks und Kirchspiele. Die Grafschaft enthält 415 Kirchspiele, 2 Cities (Canterbury und Rochester), die Cinque-Ports Dover, Hythe, New-Romney und Sandwich, die Parlamentary Boroughs Chatham, Greenwich (mit Einschluß von Woolwich), Deptford und Maidstone, 26 Marktstädte (market-towns). Die Grafschaft als solche wird im Parlament durch vier Mitglieder des Unterhauses vertreten, zwei für West- und zwei für Ostkent. Westkent hat 8432, Ostkent 4635 registrirte Wähler.

Kirchliche Eintheilung. Zum Erzbisthum Canterbury gehören unmittelbar das Bisthum Canterbury und das Bisthum Rochester. Zum Sprengel Rochester gehört nur das Lathe Sutton-at-Hone und ein Theil des Lathe Aylesford, zum Sprengel Canterbury gehört der übrige Theil der Grafschaft.

Geschichtliches. Infolge seiner Lage in der Nähe des Continents war Kent der erste historisch bekannte Theil Britanniens. Auch wird es bereits bei alten Autoren unter seinem gegenwärtigen Namen, latinisirt Cantium, erwähnt. Ebenso wird bereits Londinium, London, als die Hauptstadt der Cantier genannt. Das ursprüngliche London lag zu beiden Seiten der Themse. Außer diesen beiden haben sich sonst nur einzelne Ortsnamen aus der vorrömischen Zeit Britanniens noch im gegenwärtigen Gebrauch erhalten. Cantium wird besonders von Cäsar, Strabo, Diodorus Siculus, Ptolemäus erwähnt. Die Cantier waren merklich mehr cultivirt als die binnenländischen Stämme in Britannien. Die Cantier leisteten Cäsar tapfern Widerstand und sie waren es vorzüglich, welche verhinderten, daß Cäsar sich in Britannien festsetzte. Später blieben sie jedoch den Römern treu und anhänglich. Kent war bei den Römern ein sehr beliebter Aufenthalt, und sie gründeten hier viele Niederlassungen, weshalb Kent sehr reich an römischen Alterthümern ist. Kent wurde römisch unter Claudius. Unter Constantin wurde Kent der Abtheilung Britannia Prima einverleibt.

Um das Jahr 440 landeten Hengist und Horsa mit 1500 Sachsen auf der Insel Thanet, von Vortiger, König von Kent, von der Elbe herbeigerufen, um ihm gegen die Picten und Scoten, gegen welche das gefallene Rom nicht mehr schützte, beizustehen.

Lappenberg in seiner Geschichte von England hat den mythischen Charakter der Erzählung von der ersten Ankunft der Angelsachsen in Kent, wie sie überliefert ist, nachgewiesen. Es waren jedenfalls nicht Hengist's Angelsachsen, mit denen die germanische Ansiedelung in Ostengland zuerst begann. Es besteht kein solcher Bruch in der englischen Geschichte, kein so plötzlicher Uebergang vom keltischen zum germanischen Britannien, wie damit angenommen wird. Der Anfang der germanischen Einwanderung in Kent und sonst in Ostbritannien muß viel

weiter, vielleicht um Jahrhunderte zurückdatirt werden. Vortiger war ohne Zweifel ebenso gut ein Germane wie Hengist, was ja auch die Sage selbst andeutet. Vortiger wandte sich an seine Stammgenossen jenseit der See um Schutz gegen die keltischen Aboriginer.

Zwischen Hengist und Vortiger entstanden jedoch, wie es weiter heißt, blutige Kämpfe. Hengist wurde von Vortiger wiederholt geschlagen, zuletzt sogar von der Insel Thanet vertrieben. Nach Vortiger's Tode (455) kehrte Hengist jedoch mit verstärktem Heere zurück und die Cantier erlitten eine entschiedene Niederlage in der Schlacht bei Crayford im Jahre 457 und flohen nach London. Hengist herrschte in Kent und erwarb darauf auch Middlesex und Sussex. Auf Hengist folgten als Könige von Kent 488 Esca (Esric), 512 Octa, 542 Eormanric, 560 Ethelbyrht, 616 Eadbald, 640 Earcenberht, 685 Edric, 694 Wihtred, 725 Eadberht, 748 Ethelbyrht, 760 Edbert(?) Luthred (?) Ealdred, 784 Ealhmund, 794 Eadbryht. Unter der Regierung des Ethelbyrht (560—616) und zunächst unter dem Schutze der Königin Bertha, einer Tochter des Charibert, Königs von Paris, wurde das Christenthum in Kent eingeführt, das sich von dort in die andern sächsischen Königreiche verbreitete. Bereits unter Ethelbyrht's und dann unter Ethelred's Regierung wurde Kent fortwährend von den Dänen angegriffen und geplündert. Dieselben überwinterten oft auf den Inseln Thanet und Sheppey. Im J. 568 fiel Ethelbert in das Gebiet des Cealwin, Königs von Westsex, ein, erlitt aber eine schwere Niederlage bei Wimbledon. Er behielt dessenungeachtet Besitz seines Thrones in Kent, weil König Cealwin sowol mit seinem Neffen Cealwin wie mit den Kymren und Scoten in Krieg verwickelt war. Er erhielt die Würde des Bretwalda. Kent blieb aber fortan im Bündniß mit dem Westsex feindlichen Mercia. Als dann endlich Egbert, König von Westsex, Beornwulf, König von Mercia, bei Wilton (823) besiegt hatte und Mercia mit Westsex vereinigt worden war, entsandte Egbert den kriegerischen Bischof und gewandten Staatsmann Ealsten und seinen Sohn Ethelwulf mit Heeresmacht, um auch Kent in Besitz zu nehmen, das hierauf auf immer mit Westsex, d. i. mit England, vereinigt wurde. *(W. Bentheim.)*

KENT (Grafen und Herzoge von). 1) Edmund, Graf von Kent. Als zweiter Sohn König Eduard's I. von England aus zweiter Ehe mit Margaretha von Frankreich am 5. Aug. 1301 geboren, wurde Edmund von seinem Stiefbruder, König Eduard II., auf schmähliche Weise zu Gunsten des Favoriten Gaveston übervortheilt und erst 1321 zum Grafen von Kent creirt. Als Eduard II. von neuem mit seinem Adel brach, stellte sich Edmund auf des erstern Seite, zog 1321 mit ihm ins Feld und nahm an seinen Racheacten theil; als der Anhang Lancaster's über die Spenser'schen Güter herfiel, zog er Spenser zu Hülfe, um einer großen Verschwörung, von der man vernahm, zuvorzukommen. Um den Streit Eduard's II. mit König Karl IV. von Frankreich auszugleichen, waren Edmund und der Erzbischof von Dublin 1324 am französischen Hofe thätig; Graf Karl von Valois (s. d.) rückte aber in Guyenne ein, Edmund warf sich mit rasch zusammengerafften Truppen ihm entgegen und mußte bald hinter den Mauern von La Réole Schutz suchen, während Valois vordrang; im Herbste mußte er ihm La Réole übergeben. Im J. 1326 schloß er sich der treulosen Gemahlin seines Stiefbruders, der Königin Isabella, und ihrem Buhlen Mortimer an, landete mit ihnen und vielen andern Unzufriedenen am 24. Sept. in England, machte ihren Feldzug gegen Eduard II. mit, wohnte dem feierlichen Siegeseinzuge in London am 4. Jan. 1327 an und billigte die Absetzung des unfähigen Monarchen. Bald aber verdroß ihn die nichtswürdige Herrschaft des Günstlings Mortimer, Grafen von March; er und sein älterer Bruder, Graf Thomas von Norfolk, verbanden sich mit dem Grafen Heinrich von Lancaster gegen ihn; es herrschte jedoch keine Eintracht unter ihnen, sie ließen Heinrich in Bedford im Stiche und er mußte einen erniedrigenden Vergleich mit dem Hofe schließen. Eine neue Schilderhebung gegen Mortimer und Isabella bereitete sich bald im stillen vor, man wollte ihnen Eduard III. aus den Händen winden, Edmund und Thomas schlossen sich den Unzufriedenen an, aber Edmund wurde auf Befehl Mortimer's und Isabella's am 13. März 1330 verhaftet, andere Herren fanden dasselbe Schicksal. Edmund wurde angeklagt, er habe durch falsche Angaben, Eduard II. lebe noch als Gefangener in Corfe, das Volk zu seiner Befreiung und zum Aufstand gegen die neue Regierung aufgestachelt, und da Briefschaften gegen ihn vorhanden waren, so wollte man an dem königlichen Prinzen zeigen, wessen man fähig sei. Es hatten ihm in Kensington Predigermönche vorgespiegelt, der Papst würde insgeheim die Befreiung Eduard's II., der noch lebe, unterstützen; er war mit ins Ausland geflüchteten Großen in Verbindung getreten, um Streitkräfte nach Schottland zu werfen, sich mit dortigen Freunden zu vereinigen, in England einzufallen und die Regierung zu stürzen. Der Graf gestand vor dem königlichen Coroner Robert Howel am 16. März ungezwungen die ganze Verschwörung ein und erklärte sich zu demüthiger Buße bereit. Er wurde auf Hochverrath verurtheilt. War auch der Graf durch manche Rücksichtslosigkeit und Härte, die seine Leute sich zu Schulden kommen ließen, wenig populär, so glaubte das Volk doch nicht, daß selbst sein Haupt Isabella und Mortimer nicht zu hoch sei. Diese jedoch waren erbarmungslos; sie warfen seine Gemahlin und Kinder in den Kerker, zogen seine Habe ein und ließen ihn hinrichten. Kein Henker wollte an ihn die Hand legen, stundenlang erwartete er auf dem Richtplatze den Tod, endlich hieb ihm ein Verbrecher aus dem Hofgefängnisse am 21. März 1330 den Kopf ab. Die Hinrichtung wurde in ganz England verkündet und die Behörden mußten gegen Verbreiter des Gerüchts, der Graf habe aus andern Gründen als wegen Hochverraths den Tod erlitten und Eduard II. lebe noch, einschreiten. Im Processe Mortimer's wurde diesem vorgeworfen, er selbst habe Edmund in die Ansicht, der König lebe noch, verstrickt und ihn unschuldig hinrichten lassen, und er gestand zu, ihn planmäßig in die Falle gelockt zu haben.

Auf Bitten von Edmund's Witwe, Margaretha, und ihrer Söhne erstattete König Eduard III. ihr Eigenthum zurück, that für sie Fürsprache bei dem Papste und erwies ihnen viele Gunst. Ihre Söhne Eduard und Johann starben frühe, ihre Tochter Johanna heirathete den Grafen Wilhelm den Jüngern von Salisbury, ließ sich scheiden, heirathete Sir Thomas Holland und nach seinem Tode am 10. Oct. 1361 den „Schwarzen Prinzen" Eduard von Wales, der am 8. Juni 1376 verschied; „die Maid von Kent", durch ihn Mutter König Richard's II., starb unter dessen Regierung am 8. Juli 1385. Ihr zweiter Gemahl, Sir Thomas Holland, war 1360 Graf von Kent geworden; dieser Titel vererbte auf seinen ältesten Sohn und auf dessen Sohn Thomas, den Richard 1397 zum Herzog von Surrey creirte, Heinrich IV. 1400 enthaupten ließ. In seinem Bruder Edmund erlosch 1407 dies gräfliche Haus Kent. Im J. 1461 wurde William Neville, Lord Fauconberg, zum Grafen von Kent erhoben, starb aber schon 1462 ohne männliche Nachkommen. Der Titel ging an die Familie Grey 1465 über, 1706 wurde derselbe in den Titel eines Marquis verändert, 1710 ein Grey Herzog von Kent, doch erlosch der Titel 1740 und lebte erst 1799 in Herzog Eduard (s. den Folgenden) wieder auf. Vgl. R. Pauli, Geschichte von England, Bd. IV, Gotha 1855.

2) Eduard August, Herzog von Kent und Strathern, Graf von Dublin, und Marie Louise Victoria, Herzogin von Kent. Als vierter Sohn König Georg's III. von Großbritannien und Irland und Sophie Charlottens von Mecklenburg-Strelitz am 2. Nov. 1767 geboren, erhielt Prinz Eduard seine erste Erziehung in England, kam aber früh nach Hannover und in das Heer; militärische Disciplin war lebenslang seine größte Freude, er war Soldat mit Leib und Seele, von athletischer Gestalt und Kraft. Zum Obersten avancirt, diente er 1790 und 1791 unter General O'Hara in Gibraltar, machte sich aber wegen seiner Strenge so verhaßt, daß sein Regiment wiederholt meuterte und sein Leben mehrfach bedroht ward. Er ging nun nach Canada, wo er die Streitkräfte befehligte. Im J. 1794 betheiligte er sich an der Expedition des Sir Charles Grey gegen die französischen Inseln Westindiens und gab Beweise großer Tapferkeit bei dem Sturme mehrerer Forts in Martinique und Guadeloupe. Er wurde Gouverneur zu Halifax in Neuschottland, dann zu Portsmouth, wo er im November 1798 Bürgerrecht erhielt, 1800 General, 1802 Gouverneur von Gibraltar, wo seine strengen Maßnahmen zur Unterdrückung der Misbräuche der Garnison zu großer Aufregung und Unruhe führten, sodaß er 1803 bereits abberufen wurde. Er erlangte 1805 die Würde des Feldmarschalls, wurde Inhaber eines Infanterieregiments und empfing die Sinecure eines Oberjägermeisters von Hamptoncourt-Park. Am 23. April 1799 trat er ins Oberhaus als Herzog von Kent und Strathern, Graf von Dublin und erhielt vom Parlament ein Jahrgeld von 12,000 Pfd. St., befand sich aber stets in großer Geldverlegenheit, die ihn 1816 zur Uebersiedelung nach Brüssel bewog, wo er in äußerst eingeschränkten Verhältnissen lebte. „Er hatte viel von Welt und Menschen gesehen. Mit Anstand und Leichtigkeit benahm er sich in Gesellschaft, war absichtlich höflich und verbindlich, und da er die Gabe der Rede in nicht geringem Grade besaß, so drückte er sich im Englischen und Französischen mit einer gewissen Beredsamkeit und Nettigkeit aus. Sein Mienenspiel verrieth Berechnung. Er war nicht ohne Fähigkeit, nicht ohne Bildung, und von großem Thätigkeitstrieb. Seine Untergebenen klagten über seine Strenge und pedantische Ordnungsliebe. Die Regulirung seiner Finanzen, die Vervollkommnung dessen, was die Engländer häuslichen Comfort und häusliches System nennen, und eine wahrhaft großartig ausgedehnte Betriebsamkeit der Protection anderer und Verwendung in fremden Angelegenheiten — er empfing beinahe jedermann, der ihn sehen und seine Hülfe in Anspruch nehmen wollte — bildeten seine Beschäftigung. Der Herzog war sich wohl bewußt, nur geringen Einfluß zu besitzen. Dies hielt ihn nicht ab, die an ihn gelangenden Gesuche, wenn nur irgend möglich, befürwortend an die Behörden gelangen zu lassen, sodaß sein Name von den Beamten aller Departements mit Seufzen genannt wurde. Für diese Zwecke unterhielt er eine lebhafte und sehr ausgebreitete Correspondenz, die drei bis vier Privatsecretaire kaum im Stande waren zu bewältigen. Liberale politische Grundsätze waren damals in England in der Minorität, und wenn der Herzog sich dazu bekannte, so begreift sich, warum die ganze damals herrschende und mächtige Partei ihn hassen mußte. Auch das Verhältniß zu seinen Herren Brüdern war ein sehr unfreundliches" (Stockmar). Auf politischem Gebiete war Herzog Eduard unveränderlich liberal, tolerant und versöhnlich, im Parlamente gehörten er und sein jüngerer Bruder, der Herzog von Sussex, zur Opposition, in seinen letzten Jahren war er populärer als seine meisten Brüder.

Am 29. Mai 1818 heirathete er in Koburg Marie Louise Victoria, Tochter des Herzogs Franz von Sachsen-Koburg-Saalfeld und der Auguste Karoline Sophie von Reuß-Ebersdorf. Sie war in Koburg am 17. Aug. 1786 geboren und hatte am 21. Dec. 1803 den regierenden Fürsten Emich Karl von Leiningen (geb. 27. Sept. 1763) geheirathet, der am 4. Juli 1814 starb. Als Vormünderin verwaltete sie die Besitzungen ihres Sohnes, des Fürsten Karl Friedrich Wilhelm Emich von Leiningen, bis er sie am 12. Sept. 1823 selbst antrat; ihre Tochter, Prinzessin Anna Feodora Auguste Charlotte Wilhelmine, vermählte sich 1828 mit dem regierenden Fürsten Ernst Christian Karl von Hohenlohe-Langenburg und starb, seit 12. April 1860 verwitwet, am 23. Sept. 1872. Als verwitwete Fürstin von Leiningen lebte Marie Louise Victoria abwechselnd in Amorbach und bei ihrem Bruder, dem Herzoge Ernst I., in Koburg, wo sie der Herzog von Kent kennen lernte und zur Ehe nahm. Sie war von großer Schönheit, von Natur heiter und freundlich, voll warmen Gefühls, „der Wahrheit, der Liebe und Freundschaft, der Uneigennützigkeit, dem Mitleiden, ja selbst der Großmuth natürlich zugewendet" (Stockmar). Das junge Paar schlug seine Residenz in Amor-

bach auf, in Kew fand die Vermählung nochmals am 11. Juli 1818 statt. Der Herzog war fest überzeugt, daß er auf den Thron komme, und sagte oft: „Meine Brüder sind weniger gesund als ich; ich habe regelmäßig gelebt, ich überlebe sie alle; der Thron wird an mich und an meine Kinder kommen.“ Aus Geldnöthen blieben Herzog und Herzogin in Amorbach, bis die Niederkunft der letzteren bevorstand; der künftige Thronerbe sollte in England geboren werden. Die Brüder weigerten sich, dem Herzoge die Mittel zur Reise und zum Aufenthalte in England zu bieten, Freunde legten zusammen und im Frühjahre 1819 traf das Paar in der Heimat des Herzogs ein. Die Residenz wurde im Kensington-Palast aufgeschlagen, wo am 24. Mai 1819 Prinzessin Alexandrine Victoria das Licht erblickte. Die Aeltern lebten nur ihrem Kinde, auf das der Herzog gern mit den Worten hindeutete: „Nehmt sie in Acht, denn sie wird Königin von England.“ Den Winter verlebte das herzogliche Paar an der Seeküste in Sidmouth. Hier zog sich der Herzog auf einem Spaziergange, wo er total durchnäßt wurde, eine Erkältung zu, glaubte wegen seiner kräftigen Natur keinen Werth darauf legen zu müssen, aber eine heftige Lungenentzündung führte unerwartet rasch sein Ende herbei. Mühsam unterzeichnete er sein Testament und starb in Sidmouth am 23. Jan. 1820; er wurde am 12. Febr. in Windsor beigesetzt. Seine Gemahlin, die ihn mit rührender Liebe gepflegt hatte, erbte eine große Schuldenmasse, lebte in dem Kensington-Palast zurück und widmete sich der Erziehung ihrer Tochter, der [illegible] Thronerbin. [illegible] ihre Tochter [illegible] auf den Thron gelangen, wurde die Herzogin [illegible] vom Parlamente zur Regentin erklärt. [illegible] Mutter [illegible] der [illegible] Macht [illegible] der Thronerbin [illegible] der [illegible] Tochter am [illegible] Thron als Victoria I. Die Herzogin lebte [illegible] Hofe der Königin [illegible] Lebensabend [illegible] Nach [illegible] Leiden starb sie [illegible] 1861.

[illegible]

[illegible]

KENT [illegible]

[illegible]

Staate Connecticut angesessenen Familie stammend, folgte Kent dem Beispiele seines Vaters, eines Advocaten, und studirte, nachdem er im J. 1781 am Yale-College graduirt hatte, unter Leitung Benson's, des Generalanwalts des Staates Neuyork, die Rechte. Im J. 1787 als Rechtsanwalt zugelassen, begann er in Poughkeepsie als Advocat zu practiciren und zeichnete sich vom ersten Tage seiner praktischen Thätigkeit an durch seinen scharfen juristischen Verstand sowie durch seine gediegenen Rechtskenntnisse aus. Im J. 1790 und 1792 als Mitglied der Staatslegislatur für die Grafschaft Dutcheß gewählt, griff er zugleich schon früh in das politische Leben seines Landes handelnd mit ein. Die gerade damals zur Annahme gelangenden, für den politischen Ausbau der jungen Republik hochbedeutungsvollen Amendements zur Bundesverfassung und die durch sie hervorgerufenen Kämpfe ließen zu jener Zeit die politischen Parteiwogen besonders hoch gehen. Zwei Richtungen standen sich schroff gegenüber. Die föderalistische, vertreten durch Hamilton und Jay, forderte einen starken Bundesstaat mit ausgedehnter Centralgewalt und die unbedingte Unterordnung der Einzelstaaten unter jene. Die antiföderalistische, von Jefferson geführt, erstrebte dagegen die Stärkung der Einzelstaaten und in Verbindung damit einen decentralisirten, mehr zum Staatenbunde hinneigenden Bundesstaat unter Herabdrückung seiner Machtvollkommenheiten auf das niedrigste Niveau der Verfassung. Jene Amendements zur Bundesverfassung proclamirten nun gleichsam die Grundrechte des Volks der Vereinigten Staaten. Sie garantirten die Religions-, Rede- und Preßfreiheit, die Unverletzlichkeit der Person und des Eigenthums für die Gesammtheit und entzogen damit wesentliche Machtbefugnisse der Gesetzgebung der Einzelstaaten. Mit ihrer Annahme errangen daher die Föderalisten einen entschiedenen Sieg, obwol andererseits in Art. X und XI den Gegnern schwerwiegende Zugeständnisse gemacht wurden. Dieselben lauten nämlich:

„Art. X. Die Gewalten, welche den Vereinigten Staaten durch die Verfassung nicht übertragen oder durch sie den Staaten nicht entzogen sind, bleiben respective den Staaten oder dem Volke vorbehalten.“

„Art. XI. Die richterliche Gewalt der Vereinigten Staaten [illegible] ausgelegt werden, als erstrecke sie sich auf [illegible] Rechtsstreit, welcher gegen einen der [illegible] Staaten, oder von Bürgern oder von Unterthanen [illegible] fremden Staates angefangen oder fortgesetzt [illegible].“

[illegible] war Kent ein eifriger [illegible] Mitglied der föderalistischen [illegible] die Auf[illegible] Hamilton und Jay [illegible] gestaltete [illegible] beiden Männern [illegible] Kent sowol [illegible] Hamilton [illegible] und [illegible] zu studiren. [illegible] und das seine juri-

stische Gefühl an, welches in allen seinen späteren Werken zur Aeußerung gelangt. Nachdem sich Kent im J. 1793 ohne Erfolg um einen Congreß-Sitz beworben hatte, siedelte er noch in demselben Jahre nach Neuyork über. Hier wurde er vom Gouverneur Jay zum «Master in Chancery» (Richter in Processen, die nach den Grundsätzen der aequitas und nicht nach strictem Rechte entschieden werden) ernannt und 1796 als Abgeordneter in die Staatslegislatur gewählt. Gleichzeitig übertrug ihm auch das Columbia-College die Professur der Rechte. Drei Cyklen von Vorlesungen, welche er in dieser Eigenschaft hielt, erregten großen Beifall in der juristischen Welt. Dieselben wurden im Jahre darauf veröffentlicht und lieferten die Grundlage und die Einleitung zu seinen erst viel später ausgearbeiteten und herausgegebenen «Commentaries on American Law» (4 Bde., 1826—30), welche seitdem in 12 Auflagen erschienen sind. Im J. 1797 zum Stadtsyndikus (Recorder of the City) ernannt, erwies er sich in diesem Amte so fähig, daß sich Gouverneur Jay veranlaßt sah, den erst 35 Jahre alten Mann wegen seiner außergewöhnlichen Tüchtigkeit 1798 zum Mitglied des höchsten Gerichtshofs des Staates zu ernennen. Diesem gehörte er bis zum Jahre 1814 an, nachdem er 1804 Vorsitzender desselben geworden war.

Der höchste Gerichtshof sowol als auch das ganze Rechtssystem befanden sich zu jener Zeit in einem höchst primitiven und rohen Zustande. Ersterer setzte sich nach dem Vorbilde der englischen «King's Bench» aus fünf Richtern zusammen. Diese bereisten die Gerichtsbezirke, untersuchten streitige Rechtsfälle und versammelten sich im Jahre viermal an einem verabredeten Orte, um besonders wichtige und umfangreiche Rechtssachen zur Entscheidung zu bringen. Dabei war das Verfahren äußerst schleppend und zeitraubend. Andererseits waren aber die Quellen des positiven Rechts höchst unzureichende. Sie bestanden sowol für das materielle Recht als auch für das Proceßrecht hauptsächlich in englischen Entscheidungen und Präcedenzfällen. Amerikanische Rechtsbücher gab es nicht, ebenso wenig Sammlungen amerikanischer Vorentscheidungen. Der ganze Rechtszustand schwebte in der Luft. Von England herübergenommen, stand er den neuen Verhältnissen größtentheils unvermittelt gegenüber. Hier war nun der oberste Gerichtshof der naturgemäß sich bietende Factor, um auf dem Wege der Praxis diesen Mißständen abzuhelfen. Er hatte sich der schwierigen Aufgabe zu unterziehen, ein complicirtes und umfangreiches Rechtssystem den Bedürfnissen einer jungen, im Aufschwung begriffenen Nation praktisch anzupassen. In seiner Thätigkeit schied er demgemäß zunächst die auf amerikanische Verhältnisse unanwendbaren Grundsätze des gemeinen englischen Rechts aus, andererseits entwickelte er sie weiter. Sodann schuf er für neue Rechtsverhältnisse neue Rechtssätze. Unter seinem Schutze bildete sich ein brauchbares nationales Gewohnheitsrecht und eine consequente gerichtliche Praxis heran. Endlich aber verschaffte er den Grundsätzen des Handelsrechts eine größere Anerkennung und Anwendung und bestimmte die Grenzen und den Inhalt des Verfassungsrechts. In erster Linie war es nun Kent's Energie und Umsicht zu verdanken, daß der höchste Gerichtshof diese schwierige Aufgabe in so befriedigender Weise löste. Die 14 Bände, welche die gesammelten, unter Kent's Mitwirkung zu jener Zeit gefällten Entscheidungen des höchsten Gerichtshofs enthalten, legen dafür ein beredtes Zeugniß ab.

Aber nicht blos in seiner richterlichen Thätigkeit bewährte sich Kent's hervorragende Tüchtigkeit. Die damalige Verfassung des Staates Neuyork legte nämlich dem Richterstande auch eine äußerst wichtige politische Pflicht auf. Die Mitglieder des obersten Gerichtshofes und der Kanzler (Vorsitzender des court of Chancery) bildeten zusammen mit dem Gouverneur des Staates einen Revisionshof, welchem den Acten der Legislatur gegenüber ein bedingtes Veto zustand. Dieser Revisionshof wurde jedoch durch die Convention des Jahres 1822 mit Einwilligung der Richter selbst aufgelöst, da diese ganz richtig erkannten, daß der höchste Gerichtshof als Factor des Revisionshofes den Einflüssen des politischen Lebens zu sehr ausgesetzt und deshalb nicht in dem für den Richter erforderlichen Maße im Stande war, seine Unabhängigkeit und Unbefangenheit zu wahren. Die nach seiner Auflösung erfolgte Veröffentlichung der Verhandlungen des Revisionshofes lassen auch die staatsmännische und politische Bedeutung Kent's im hellsten Lichte erscheinen.

Im J. 1814 wurde Kent zum Kanzler ernannt. Bis dahin war der Kanzlei-Gerichtshof im Rechtsleben des Staates nur von untergeordneter Bedeutung gewesen. Theilweise war dies auch der Natur der ihm unterliegenden Rechtssachen zuzuschreiben. Denn verwickelte Nachlaß- und Grundbesitzregulirungen, welche hauptsächlich der Kanzlei-Gerichtsbarkeit unterworfen waren, gehören einer mehr vorgeschrittenen Periode nationalen Wachsthums an. Andererseits war aber auch das Verfahren des Gerichtshofes ein sehr weitschweifiges und dabei kostspieliges gewesen, sodaß er sowol vom Publikum als auch von den Juristen selbst mit misgünstigen Augen betrachtet wurde. Wie früher bei seinem Eintritt als Mitglied in den höchsten Gerichtshof, rief Kent auch hier als Kanzler einen wunderbaren Umschwung hervor. Als er nach nur neun Jahre langer Verwaltung sein Amt niederlegte, richtete die Anwaltskammer eine Adresse an ihn, in welcher er dafür gepriesen wurde, im Laufe von neun Jahren ein System der Jurisprudenz und der Jurisdiction auf weisen und nationalen Grundlagen aufgebaut zu haben. Die von ihm als Kanzler gefällten Entscheidungen sind in den sieben Bänden von Johnson's «Chancery Reports» enthalten und bieten eine tiefgelehrte und gründliche Darlegung des gesammten Systems des Billigkeits-Rechts (jus aequum).

Im J. 1822 wurde Kent als Mitglied in die Convention gewählt, welche eine Revision der Verfassung des Staats vorzunehmen hatte. Es machten sich damals, wo namentlich die tonangebende Stadt Neuyork den Uebergang von einer Provinzialstadt zur Großstadt bewerkstelligte, zuerst jene Bestrebungen besonders geltend, welche das allgemeine

Stimmrecht in staatlichen und städtischen Angelegenheiten zu einem ganz unbedingten zu erheben suchten. Bisher von der Leistung einer persönlichen Pflicht, der Zahlung einer Steuer, abhängig, sollte das Stimmrecht nunmehr jedem großjährigen männlichen Weißen zustehen. Aber nicht genug damit, sollten sämmtliche Aemter im Staat durch Volkswahl besetzt werden. Kent's Standpunkt zu dieser Frage war ein streng conservativer. Wie alle denkenden Männer jener Zeit verfolgte er mit trüber Sorge diese ungesunde demokratische Strömung und bekämpfte sie mit großer Energie, wenn auch nur mit geringem Erfolge. Denn ein schon im November 1826 angenommenes Amendement zur Constitution erfüllte diese erste Forderung der demokratischen Demagogen und räumte jedem großjährigen männlichen Weißen das Stimmrecht ein. Während bisher der Bürgermeister der Stadt Neuyork von den Stadtverordneten (Common Council) alljährlich neu ernannt wurde, verfügte ein späteres Gesetz seine Wahl durchs Volk. Im Laufe der Jahre wurden fast alle städtischen Aemter zu wählbaren, und die neue, jetzt noch geltende Verfassung von 1846, welche sogar die Wahl der Richter durch das Volk verfügte, besiegelte diesen Triumph des abstracten demokratischen Princips, welches einen wahren Götzendienst mit dem „freien, edeln, nie irrenden und in seiner Gesammtheit immer weisen Volke" treibt. Kent seinerseits bemerkt darüber (Commentaries on American Law, 9. Aufl., 1. Bd., S. 240 und 242): „Der Fortschritt und Impuls der öffentlichen Meinung zerstört nur zu schnell jede constitutionelle Schranke, jedes conservative Element, welches von den weisen Männern, welche die erste amerikanische Verfassung entworfen haben, als Bollwerk gegen den Misbrauch des Volksstimmrechts errichtet worden war." Und weiter: „Dieser reißende Strom, welcher die frühern constitutionellen Schranken niederwirft, fordert zum ernstesten Nachdenken auf. Um der gefährlichen Tendenz solch combinirter Kräfte, als allgemeinem Stimmrecht, häufigen Wahlen, Wählbarkeit aller Beamten, kurzen Amtsterminen, sowie der unbeschränkten Presse entgegenzuwirken, kurz sie alle davon abzuhalten, unsere politische Maschine zu zerstören, dazu muß das Volk eine größere als die gewöhnliche Dosis jener Weisheit haben, welche in erster Linie rein, dann aber friedlich und endlich nachgiebig ist."

Kent gibt in diesen Worten den Ansichten der Gründer der Republik und der Staatsmänner des revolutionären Zeitalters Ausdruck, welche wieder in den Anschauungen der repräsentativen Demokratie wurzeln. Diese gingen von dem Grundsatze aus, daß das Volk als Quelle aller Macht zur guten Auswahl seiner Vertreter nicht allein befähigt, sondern auch berechtigt sei, die Einrichtungen des Staates nach seinen Zwecken zu bestimmen und die Organe seines Willens für eine verfassungs- und gesetzmäßige Ausübung der ihnen anvertrauten Gewalt verantwortlich zu machen. Sie verlangten eben gewisse Eigenschaften von den Wählern und machten die Ernennung zu Aemtern von einer gewissen Befähigung abhängig; betrachteten also die Ausübung des activen Wahlrechts mehr aus dem Gesichtspunkte eines Auftrags als eines Anspruchs. Von diesem Gesichtspunkte aus erklären sich denn auch verschiedene Beschränkungen des Stimmrechts in den nach der Lossreißung von England eingeführten Verfassungen, während die Ernennung zu den höheren Aemtern der vollziehenden Gewalt auf Wohlverhalten übertragen wurde. Nur in der Besetzung der örtlichen Stellen machte sich die freie, unmittelbare Volkswahl geltend, weil man hier den Wählern die nöthigen Personen und Sachkenntniß zutraute. Diese Auffassung wurde aber als aristokratisch und bevormundend von den Politikern der einzelnen Staaten mehr oder weniger untergraben und allmählich durch die Lehre verdrängt, daß die Ernennung zu allen Aemtern ein wesentliches Recht der Wähler bilde, daß die Theilnahme des Einzelnen an allen Handlungen des souveränen Volks das unveräußerliche Recht des freien Mannes und somit lediglich durch sein Bürgerthum, nicht aber durch anderweitige, besondere Eigenschaften bedingt sei. So wurden denn im Laufe der Jahre in dieser Richtung die wichtigsten Verfassungsänderungen verlangt und allmählich auch durchgesetzt. Der Mahnruf der Besonnenern, wie Kent's, verhallte ungehört. Diese wurden als unpraktische Schwärmer verhöhnt und den Massen denuncirt, weil sie dem Volke den ihm von den Politikern beigebrachten Wahn nehmen wollten, daß numerische Mehrheit und Volksherrschaft gleichbedeutende Begriffe seien.

Kent's Bedeutung in diesem Kampfe beschränkt sich nicht blos auf seinen Geburtsstaat, sondern erstreckt sich auf das ganze Land. Unerschrocken trat er für seine tief im englischen Recht wurzelnde Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer repräsentativen Demokratie gegen die französische radicale Theorie ein. Wenn auch nicht siegreich, hat er doch durch die vortreffliche Begründung seiner Ueberzeugung den Boden für eine bessere Zukunft vorbereitet. Man muß die allgemeine politische Entwickelung des Landes näher ins Auge fassen, um diesen verhängnißvollen demokratischen Umschwung im Staate Neuyork richtig zu verstehen. Er fällt in das zweite Viertel des Jahrhunderts und läuft parallel mit den Siegen und der endlichen Suprematie der Sklavenhalter. In dieser Periode kämpfen die südlichen Barone und die nördlichen Demagogen Arm in Arm für Herrschaft und Beute. Der Adel, der sich an der Bundeskrippe hält und den Staat regiert, läßt den nördlichen Plebejern um so lieber die Fische und Brote der Staats- und Stadtämter, als er dadurch, daß er sie Schritt vor Schritt ihren Weg weiter kämpfen und ihnen seinen Schutz angedeihen läßt, ihre Concurrenz auf dem Bundesgebiet möglichst abschneidet. Es ist durchaus kein bloßer Zufall, daß diese demokratische Strömung unmittelbar nach dem ersten großen innern Siege des Südens, dem Missouri-Compromiß (1821), beginnt, und daß sie ihren Höhepunkt mit dem glücklichsten und bedeutendsten demokratischen Erfolge, dem mexicanischen Kriege, erreicht. Im Süden agitirt Calhoun für die Secession und im Norden stellt Marcy zu derselben Zeit die ruchlose Lehre auf: „Dem Sieger gehört die Beute!" Es ist der Aus-

fluß eines und desselben Geistes oder vielmehr einer und derselben Gewaltthat und Roheit. Der Pflanzeradel und der städtische Pöbel bilden eine gegenseitige politische Versicherungsgesellschaft und kämpfen, jeder die Abgrenzung seines Gebiets sich vorbehaltend, unter demokratischer Maske gegen die Freiheit des Landes, gegen die Existenz der Union. Erst der frech heraufbeschworene Secessionskrieg (1861—65) bereitete diesem durchaus nicht unnatürlichen Bündniß ein Ende, ohne jedoch mit seinen verderblichen Folgen ganz aufzuräumen. Zu den schlechtesten der letztern gehört der corrupte Beamtenstand, ein Ausfluß jener von Kent bekämpften Auswüchse.

Kent's Amtstermin als Kanzler lief im J. 1823 ab. Da er damals 60 Jahre alt war, durfte er nach der bestehenden Verfassung des Staats ein Richteramt nicht mehr bekleiden. Er kehrte daher nach Neuyork zurück, von wo er verzogen war, als er Richter wurde. Hier wählte ihn das Columbia-College wieder zum Rechtslehrer. Mehrere Jahre lang hielt er vor zahlreichen Zuhörern, nicht blos Studenten, Vorlesungen, welche er später in seinen «Commentaries on American Law» zusammenfaßte. Dieses Werk hat mit Recht eine Weltberühmtheit erlangt. Es hat in den Vereinigten Staaten den Platz eingenommen, welchen in England schon lange vorher Blackstone mit seinen «Commentaries on the Laws of England» ausgefüllt hatte. Es umfaßt nicht blos das Recht der Gesammtunion, sondern auch das Einzelrecht der verschiedenen Staaten, geschriebenes und ungeschriebenes. Großartig in seiner Anlage, gründlich in seiner Quellenforschung, bis in die Einzelheiten glücklich durchgeführt, entzückt dieses Werk ebenso sehr durch die Schönheit seiner Sprache als durch das tiefe Wissen, welches es in sich birgt. Dabei ist es ein werthvolles Hülfsmittel für den praktischen Juristen und bietet dem Anfänger die beste Einleitung in sein Studium.

Kent's letzte Lebensjahre waren stiller Beschäftigung gewidmet. Er verbesserte und vermehrte seine „Commentare", ertheilte Gutachten über Fragen der Gesetzgebung, rieth und entschied die ihm vorgelegten juristischen Streitfragen und erfüllte alle Pflichten eines thätigen und patriotischen Bürgers. Im J. 1836 verfaßte er auf den Wunsch der Stadtverordneten (Common Council) Neuyorks eine umfangreiche Abhandlung über den Freibrief (charter) der Stadt und über die Machtbefugnisse städtischer Beamten. In seinem Privatleben war er ein ebenso gemeinnütziger wie bescheidener Mann, ein vortrefflicher Gatte und Vater und hochgeachtet von seinen Mitbürgern, deren Stolz er mit Recht noch heute ist.

(Friedrich Kapp.)

KENT (William), englischer Maler und Architekt, geb. 1685 in der Grafschaft York. Den ersten Kunstunterricht erhielt er bei einem Kutschenmaler und wurde selbst ein solcher. Es wurde ihm durch eine Unterstützung ermöglicht 1710 nach Rom zu gehen, wo er sich unter der Leitung des Ben. Luti mit der Malerei beschäftigte, ohne indessen auf diesem Gebiete etwas Besonderes zu leisten, trotzdem er in Rom den zweiten Preis der Akademie erhielt. Dagegen hatte er für das Ornament Talent und dieses wird Ursache gewesen sein, daß er nach seiner Rückkehr zum Hofmaler ernannt wurde. Für Verzierungen gab er längere Zeit den Ton in England an. Die Malerei scheint er später ganz aufgegeben zu haben; vielleicht hat ihn Hogarth's Satire dieser abwendig gemacht, der ein Altarbild Kent's in der St.-Clemenskirche stach, aber absichtlich durch Verzerrung ins Lächerliche übertrug. Lord Burlington war sein Gönner und dieser scheint ihn für die Architektur gewonnen zu haben. Für den Grafen Leicester entwarf er den Plan für dessen Landsitz in Holkham in der Grafschaft Norfolk. Der Bau wird wegen seiner Großartigkeit sehr gelobt; das Material war zwar nur Backstein, aber dieser wurde in besondern Brennereien sehr sorgfältig behandelt und auch die Gesimse wurden aufs schönste gebrannt. Besonders ist die Halle schön und reich; die korinthischen Säulen, die ihr ein pompöses Ansehen geben, sind aus schönem Alabaster hergestellt, der in Derbyshire gewonnen wird. Man macht aber an dem Baue die Ausstellung, daß nicht alle Theile der Architektur harmonisch zusammenwirken. Dieser Fehler könnte indessen auf Rechnung der Zeit gesetzt werden. Böse Zungen aber sagten, daß Kent überhaupt kein Architekt sei und daß seine angeblichen Pläne eigentlich geistiges Eigenthum des Lords Burlington sei, der seine Entwürfe mit Kent's Namen decke. Es läßt sich nicht beweisen, was daran wahr ist. Für das Treppenhaus des Schlosses ahmte er jenes von Chatsworth nach, einem Landsitze des Herzogs von Devonshire, der von dem verdienstvollen Architekten W. Talman erbaut ist. — Zu Kent's besten Leistungen in der Architektur wird auch der Venustempel in Stowe gezählt. Sein Hauptverdienst liegt aber auf einem ganz andern Gebiete, in der Gartenkunst, und hierin verdient er in der That das größte Lob. Sein Verdienst ist es, die unnatürliche französische Gartenkunst, die Hecken zu Mauern und Baumgruppen zu architektonischen Formen umwandelte, in England verdrängt zu haben. Indem er der Natur freien Spielraum gewährte und den Bäumen erlaubte zu wachsen, wie es ihnen angeboren ist, und wieder als Staffage ihren ästhetischen und wahren Standpunkt einzunehmen, ist er der Begründer der neueren englischen Gartenkunst, der Parkanlagen geworden. Sein gerühmtes Werk dieser Art ist der Garten von Kensington, den er für die Königin Karoline anlegte. Er starb zu Burlington am 12. April 1748. Schließlich sei noch erwähnt, daß er mit J. Warn im J. 1727 eine Sammlung der Werke des berühmten englischen Architekten Inigo Jones herausgab, die nach seinem Tode, 1770, in zweiter Auflage mit französischem Text erschien.

Vgl. Walpole, Anecdots. Passavant, Reise nach England u. s. w. *(J. E. Wessely.)*

KENTAUREN. Vgl. Preller, Gr. Myth. II³, 9 fg. Mannhardt, Antike Wald- und Feldkulte, S. 40 fg. J. H. Voß, Mythologische Briefe, LXXI, II, 308 fg. Kuhn, Ztschr. f. vergl. Sprachen, 1, 513 fg. E. Plew, Fleckeisen's Jahrb., 107, 193 fg. E. H. Meyer, Gandharven-Kent. (nach Vollend. d. A. erschienen).

A. Die Ilias deutet an zwei Stellen auf das my-

thische Geschlecht der Kentauren, ohne den Namen zu nennen; die Hauptzüge ihrer Sage werden dabei als bekannt vorausgesetzt. Nestor (A, 260 fg.) gedenkt der Helden seiner Jugend, der Stärksten der Sterblichen, die mit den Stärksten kämpften, mit den auf den Bergen hausenden Ungeheuern (*φηρσὶν ὀρεσκῴοισιν*). Es waren dies die Helden der Lapithen, an ihrer Spitze Peirithoos, dessen Sohn Polypoites den Stamm vor Troja anführte (B, 38 fg., vgl. M, 127). Polypoites wurde von Hippodameia an dem Tage geboren, an welchem Peirithoos die Kentauren vom Pelion vertrieb und zu den Aithikern (auf das Pindusgebirge) verjagte. Indem der Verfasser des Schiffskataloges mit diesem Zuge den Ausgang des Kampfes berichtet, deutet er sogleich auf die Ursache des Streites hin, den Frevel der Kentauren an der Hochzeit der Hippodameia; der Parallelismus zwischen Geburtstag des Sohnes, an dem der Frevel gesühnt, und Hochzeitstag der Aeltern, an dem er begangen wird, ist unverkennbar (s. Mannhardt a. a. O., S. 46). Nach der Odyssee (Φ, 235 fg.) verblendete der Wein den Eurytion, daß er im Hause des Peirithoos unsinnig frevelte. Die ergrimmten Helden verstümmeln den Trunkenen und stoßen ihn vor die Thür, woher der Kampf zwischen Kentauren und Männern entbrannte. Spätere lassen den Streit mitten unterm Gastmahl entstehen, indem sie den trunkenen Uebermuth gleichmäßig auf alle Kentauren übertragen; so Pindar (Frg. 147, Böckh): als die Unthiere die männerbändigende Kraft des honigsüßen Weines merkten, stießen sie gleich die Milch von den Tischen, und ungeheißen aus den silbernen Hörnern trinkend, berauschten sie ihren Sinn. Als den Frevel, durch welchen Eurytion oder die Kentauren insgesammt die Heroen nöthigen, ihr Hausrecht zu wahren und zu rächen, geben Bildwerke wie schriftliche Ueberlieferung die lüsterne Gier, welche die Frauen antastet und zu entführen sucht. Die Schlacht zwischen den lanzenschwingenden Lapithen und den mit Baumstämmen kämpfenden Kentauren führt Hesiod als Bildwerk des Heraklesschildes vor (v. 177). Eine ausführliche Schilderung des Ringens, deren Einzelheiten zumeist Erfindungen der rhetorisch ausschmückenden Phantasie des Dichters sind, gibt Ovid (Met. XII, 210 fg.).[1] Besondere Aufmerksamkeit der Dichter (Ov. a. a. O., v. 459) und der Bildner hat die Episode vom Lapithen Kaineus gefunden, dessen Unverwundbarkeit aller Angriffe spottet, bis er von Felsblöcken überschüttet oder (Pindar, Frg. 148, Böckh) von grünen Tannen getroffen, aufrechten Fußes die Erde spaltend, in den Grund hinabfuhr.

Aus diesem ruchlos übermüthigen Thiervolke, wie es das Epos schildert, das von den Helden mit gewaltiger Kraftanstrengung gezüchtigt und verjagt wird, hebt sich eine Gestalt heraus, die zu den Helden und besonders zu den heranwachsenden Heldensöhnen durchweg im freundlichsten, hülfreichsten Verhältniß steht, Cheiron, der gerechteste der Kentauren (vgl. den Artikel Cheiron dieser Encykl. und Mannhardt a. a. O., S. 46).

1) Ueber die hierin vorkommenden Namen s. W. H. Roscher, Jahrbücher 105, 421.

Neben der thessalischen Kentauromachie wird noch von einer peloponnesischen berichtet, einem Abenteuer des Herakles, das schon Stesichoros[2] besungen, von dem uns der ausführlichste Bericht bei Apollodor (II, 5, 4) vorliegt. Herakles wird von Pholos, dem Eponymus des Gebirges Pholoe, gastlich aufgenommen, und auf dessen Zureden sogar das Weinfaß, das den Kentauren insgemein gehört[3], geöffnet. Vom Dufte des Weines gelockt, dringen die Kentauren, mit Felsblöcken und Tannen bewaffnet, ein. Herakles verscheucht sie zuerst mit Feuerbränden, schießt sodann mit seinen Pfeilen nieder, was sich ihm nicht durch die Flucht auf das Vorgebirge Malea entzieht.[4] Mannhardt (a. a. O., S. 43) hebt mit Recht hervor, daß die Schilderung der Kentauren und ihre Bekämpfung (das Hausen in einer Höhle, Rohessen des Pholos, Vertreibung durch Feuerbrände) hochalterthümliches Gepräge trägt.

In eine andere Kentauromachie wird Herakles in Olenos[5] verwickelt (*Apd.* II, 5, 6. *Hyg.* f. 21 u. 23). Er befreit Mnesimache, die Tochter des Königs Dexamenos von Olenos, von dem sich aufzwingenden Freier, dem Kentauren Eurytion. Kallimachos (hymn. in Del. 102[6]) nennt den Kentauren Dexamenos, Diodor (IV, 33) die Braut Hippolyte, die Verlobte des Azan. Hygin nennt die Tochter Deianira. Da es nun in dem gegenüberliegenden Aetolien auch ein Olenos gab (Il. B, 639), so wird hierdurch die Verbindung mit dem ätolischen Sagenkreise hergestellt; die Namen *Δεξαμενὸς* und *Μνησιμάχη* geben sich als leichte Umhüllungen von Oineus und Deianira zu erkennen. Dieser Zusammenhang erklärt es auch, daß das Bild des lüsternen, von Herakles gestraften Kentauren in der Herakles-Sage fest genug saß, um noch einmal zur Motivication seines Endes angewandt zu werden (Nessos, Apd. II, 6, 4). — Die Frage nach Herkunft eines solchen übermüthigen Geschlechtes beantwortete die griechische Sage mit dem Mythus von der Vaterschaft Ixion's.[7] Als dieser wegen des Mordes seines Schwiegervaters flüchtig geworden ist und niemand den ersten, der verwandtes Blut vergossen, reinigen will, nimmt ihn Zeus selber bei sich auf; der Undankbare aber verletzt schnöde das Gastrecht, indem er die Gemahlin seines Wirthes begehrt. Von diesem ärgsten der Frevler stammt das Geschlecht der Kentauren her. Denn Zeus schiebt ihm eine Wolke unter, die von seiner Umarmung den Kentauros gebiert, ein ungeschlachtes Wesen, „das weder bei Göttern noch bei Menschen

2) Bei *Athen.* XII, 499 A. 3) *... τὸν κοινὸν τῶν Κενταύρων πίθον.* Nach *schol. Theocr.* VII, 137 hatte es Dionysos dem Pholos geschenkt, offenbar eine spätere Erweiterung. 4) *Apd.* a. a. O. 8 die übrigen nimmt Poseidon auf, s. Heyne hierzu und *Lykophr.* Al. 670 mit Tzetzes. 5) *Paus.* VII, 18, 1: *ὁπόσοι εἰς Ἡρακλέα καὶ τὰ ἔργα αὐτοῦ πεποιήκασιν, ἔστιν οὐκ ἐλάχιστον σφισι δεῖγμα τοῦ λόγου Δεξαμενὸς ὁ ἐν Ὠλένῳ βασιλεύς.* Worauf sich bezog ein *ἐλεγεῖον ἐς Εὐρυτίωνα Κένταυρον ὑπὸ Ἑρμησιάνακτος πεποιημένον.* 6) *Βοῦρα δὲ Δεξαμενοτο βοόστασις Οἰνιάδαο·* schol. *Βοῦρα . . ὤκησε αὐτὴν Δεξαμενὸς ὁ Κένταυρος.* 7) *Pind.* Pyth. II, 91 schol.

Ehre findet", und das mit magnesischen Stuten auf dem Pelion die doppelgestaltigen Kentauren erzeugt. Offenbar sind in dieser Erzählung die sittlichen Verhältnisse, in die Ixion geräth und gegen welche er sich vergeht, die Hauptsache: der ruchlose Uebermuth der Kentauren wird von dem gleichgearteten Erzeuger abgeleitet. Dies muß zu einer Zeit geschehen sein, da deren frevelhaftes Verhalten den hervorragendsten Zug ihres Wesens ausmachte, was, wie wir sahen, dem homerisch-epischen Bilde entspricht. Sodann will dieser Herkunftsmythus noch die Doppelgestalt erklären: die Sprößlinge des Kentauros und der magnesischen Stuten glichen, wie Pindar sagt, beiden Aeltern, der Unterleib der Mutter, das obere dem Vater.[8]) Auch Cheiron (nach *Pherek.* bei Schol. Apoll. Rhod. II, 1235) wurde von Kronos in Gestalt eines Pferdes mit Philyra erzeugt.

B. Wenn hier der Versuch einer mythologischen Analyse des Kentaurenmythus gemacht werden soll, so kann diese ihren Gegenstand nicht ablösen von seinem Mutterboden, von dem Gesammtkreise religiöser Vorstellungen des Volksstammes, der als Träger des Mythus indicirt wird. Die Kentauren stehen in engster Verbindung mit den Lapithen, von denen die Sage ganz wie von einem der zurückgedrängten Stämme spricht, deren einstmalige Existenz in ihren Lebenswirkungen noch auf dem lichten Boden der Geschichte ausläuft. Die engste Verwandtschaft oder Identität der Lapithen mit den Phlegyern[9]) ist auch meist anerkannt. Wir müssen daher gleich hier wenigstens einen Theil der Deutung Mannhardt's zurückweisen, so sehr auch die Forschungen desselben durch gewissenhafte Methode und reiche Gelehrsamkeit ausgezeichnet sind.[10]) Er erklärt Kentauren und Lapithen für ursprünglich gleichartige, synonyme Wesen, die höchstens so verschieden waren wie Sturm und Wirbelwind. Erstens kennen wir Lapithengeschlechter, die in Athen und Korinth einwanderten, wodurch die historische Realität des Stammes genügend bezeugt ist.[11]) Sodann ist der Abstand und der Gegensatz der sich bekämpfenden Parteien, der *ἄνδρες* und *φῆρες*, in der ältesten poetischen Kunde so deutlich ausgesprochen und von der späteren Kunst so kräftig entwickelt, daß eine Gleichsetzung beider unmöglich ist, vielmehr der bis zum grimmigsten Vernichtungskampf treibende Gegensatz tief im Mythus gewurzelt sein muß. Von jenem Stamme, der seinen Heldenahnen die Verjagung der Bergungeheuer nachrühmte, wurde der Kentaurenmythus in seinen Grundzügen erschaffen, durch dessen historische Schicksale umgebildet, sodann von andern Stämmen übernommen und fortgepflanzt und schließlich in einer Form dem Gemeinschatze griechischer Sage überliefert, die durch die Erinnerung an das untergegangene Leben jenes Stammes bestimmt war. Um von diesem letzten Punkte auszugehen, so stellt die Ueberlieferung den Untergang der Lapithen-Phlegyer als eine für verwegenen Uebermuth verdiente Götterstrafe hin[12]); seine Helden Ixion und Peirithoos, in deren Sage sich Züge, die auf einen Sonnen- und Jahresgott deuten, mehrfach erhalten haben, büßen als exemplarische Frevler in der Unterwelt. Nur in einem eingeengten Wirkungskreise hat sich ein Cultus, der des Asklepios, des Sohnes der Phlegyastochter Koronis, erhalten, der den Aerzten Heil- und Kräuterkunde verleiht, — ursprünglich nur ein einzelner Zug im Wesen des Gottes der Jahresvegetation. Dies verwerfende Urtheil der griechischen Sage über den kriegerischen Stamm von areischer Wildheit hat gewiß auch Einfluß auf die Auffassung des Mythengebildes der Kentauren gehabt; wir finden in ganz analoger Weise an diesem Dämonengeschlechte den Zug wilder Frevelhaftigkeit hervorgehoben, wozu allerdings ein Anknüpfungspunkt schon im Grundwesen vorhanden gewesen sein muß; allein die Gestalt des Cheiron wird hiervon ausgenommen, des heilenden und helfenden, des Ahnherrn einer Familie priesterlicher Aerzte.[13]) Die äußern Schicksale des Stammes, die durch Wanderung und Niederlassung bewirkte Verbindung mit andern Stämmen haben auch eine entsprechende Erweiterung und Fortpflanzung der Kentaurensage hervorgebracht. Geschlechter, die ihre Herkunft von Peirithoos ableiteten und sogar dessen Namen trugen (Suid. *Περιθοῖδαι*), wurden in Attika in den Verband der Geschlechter aufgenommen; daher Theseus am Ruhme des Kentaurenkampfes Antheil erhielt. Daß ferner die Kentaurensage, die sich in der Peloponnes an die Stätte von Olenos und das Pholoegebirge, an die Person des Herakles knüpft, aus Thessalien eingewandert ist, auf diesen Zusammenhang führt der Faden der Genealogie des Epeierfürsten Augias.[14]) Dieser, offenbar ein Vertreter des Sonnengottes, heißt auch Sohn des Phorbas, des Königs von Olenos und Enkel des Lapithes. Ein anderer Phorbas plündert mit den Phlegyern den Delphischen Tempel, also ein Vertreter des gleichen Stammes (*Ov.* Met. 11, 414 Schol. Il. *Ψ*, 660). Es brachte also der Stamm der Lapithen-Phlegyer mit seinem Sonnendienste auch den Glauben an das Dämongeschlecht der Kentauren in die Peloponnesos. Der Kampf aber findet außer auf dem benachbarten Gebirge statt in Olenos, dem Sitze des Phorbas, und wird von Apollodor (2, 5, 5) im Zusammenhange mit dem Augiasabenteuer erzählt. Durch historische

8) Ebenda v. 48 *ἀμφοτέροις ὁμοῖοι τοκεῦσιν, τὰ μάτροθεν μὲν κάτω, τὰ δ' ὑπέρθε πατρός.* Eine andere Erklärung der Mischgestalt bringt eine Version *schol.* Il. A, 625 ... *δουλίδι Ἰξίονα μιγῆναι, ἅμα δὲ καὶ κατὰ τὴν αὐτὴν νύκτα τὸν Πήγασον.* 9) Vgl. Müller, Orchomenos und die Minyer S. 188 fg. Preller II³, S. 14. 10) Vollständig beistimmen muß ich Mannhardt, wenn er die Deutung Kuhn's schon um ihrer Methode und ihrer Principien willen zurückweist. Kuhn identificirt die Kentauren mit den indischen Gandharwen; Gandharwe ist das Feuer der Sonne oder der Blitze, das hinter den Wolken verborgen .ist 11) S. *Suid.* s. v. *Περιθοῖδαι* und Preller S. 14, N. 1.

12) *Paus.* IX, 36, 11. 13) *Dikaearch.* frg. 60; Müller F. H. G II, 262. 14) *Apd.* 2, 5, 5: *Αὐγέας .. παῖς Ἠλίου, ... ὡς δὲ ἔνιοι Φόρβαντος. Diod.* IV, 69: *τῶν δὲ υἱῶν τοῦ Λαπίθου Φόρβας μὲν εἰς Ὤλενον παρῆλθεν ... ἐκ δὲ Φ. ὑπῆρξαν υἱοὶ δύο Αὐγέας καὶ Ἄκτωρ οἱ τὴν Ἠλείων βασιλείαν παραλαβόντες. Paus.* V, 1, 8; vgl. Lübbert, Origines Eliacae, Ind. schol. Bon. 1882.

Verhältnisse und zwar durch Verdrängung des Stammes ist es zu erklären, wenn als Sieger der Kentauren für heimische Helden Herakles, der Besieger auch des Augias, einrückte. — Für den eigentlichen mythischen Gehalt dieser Gestalten ist es ohne Zweifel charakteristisch, daß die Localisation wie in Thessalien an das Hochgebirge angeknüpft und der Eponymos des Gebirges zum Hauptvertreter der Kentauren gemacht wurde. Dämonen, die im Bergwalde ihr Wesen treiben, eignet die Kampfesausrüstung mit Baumstämmen und Felsblöcken, ihre Uebung der Jagd[15]), ihre Verbindung mit Nymphen, wie Cheiron ein Sohn der Philyra, Pholos der Nymphe Melia (*Apd.* a. a. O.) heißt. Als solche werden sie auch durch die Namen *Πέτραιος*, *Οὔρειος*, *Ἀρύαλος*, *Πευκεῖδαι* (*Hes. sc. Her.* 185 fg.) bezeichnet; während *Ἄσβολος* (=*Ἀσίβολος*, der am Werfen — von Felssteinen — Gefallen findet) auf die Kampfesweise, *Ἄγριος* (auch auf der François-vase), *Ἄρκτος*, *Μίμας* auf den wilden Sinn der Ungethüme gehen.[16])

Aus dieser allgemeinen Charakterzeichnung der wilden Geister des Bergwaldes ist nicht abzuleiten der von der bildlichen Tradition übereinstimmend überlieferte Zug der halbthierischen Bildung, der Anfügung des Roßleibes an den vollen Menschenleib, nach älterem, oder an den Menschenoberleib nach jüngerem Kunstbrauche. Diese Mischgestalt kann nirgends andersher entnommen sein als aus dem Volksglauben. Daß aber die Wundergebilde des geisterfüchtigen Volksaberglaubens nicht über eine nebelhafte Unbestimmtheit hinauskommen, dürfte jeder zugeben, dem die psychologische Art desselben vertraut ist. Beispiele in Fülle liefern die außerordentlich reichhaltigen und wohlgesichteten Sammlungen in Mannhardt's Baumcultus der Germanen, Kap. II.[17]) Die Kentauren kennzeichnen noch echt volksthümlich, wie Mannhardt (Ant. Wald- und Feldk. S. 79) zeigt, die Worte Apollon's im Homerischen Hymnus (in Merc. 219 fg.), der Fußspuren, die weder Menschen noch Thieren angehören, etwa für die eines zottigen Kentauren hält, „der so gewaltig mit schnellen Füßen einherschreitet" (*ὅστις τοῖα πέλωρα βιβᾷ ποσὶ καρπαλίμοισιν*). Wurden diese Gebilde aus ihrem Dämmerlichte von der dichtenden oder bildenden Kunst hervorgezogen, so mußten sie natürlich bestimmtere Umrisse annehmen. Kurz andeutend spricht die Homerische Dichtung von zottigen Bergungeheuern, dagegen gab die älteste, bildliche Darstellungsart, die bestimmte Formen lieben mußte, den Kentauren Menschenleib, dem ein Roßleib angewachsen. Diese nicht nur unorganische, sondern auch unbehülfliche Bildung, nach welcher, wenn wir sie uns bewegt denken, der thierische Leib nie hinderlich sein kann, gibt sich selber als Versuch zu erkennen, das bisher Ungestalte und Ungeschlachte zu gestalten. Wenn epische Andeutung und bildliche Darstellung aus derselben Quelle, dem lebendigen Volksglauben, abgeleitet sind, so hält uns die oben besprochene Eigenthümlichkeit sowol der Quelle wie der bildenden Kunst ab, die Erzeugnisse beider vollständig zu denken. Ebenso wenig aber können wir J. H. Voß[18]) beistimmen, der eine Entwickelung aufstellt, wonach „wilde, mit Haar überwachsene Bergmenschen" „allmählich" durch Roßfüße und Schweif der Thiergestalt genähert und zuletzt der Hinterleib eines Rosses zugefügt wurde. Neuerdings ist Mannhardt der Ansicht von Voß beigetreten, ohne indeß auf die Frage nach der Herkunft des Roßleibes mehr zu bieten als eine sehr vage Vermuthung.[19]) Die Sage hatten allerdings die Kentauren insoweit anthropomophisirt, als sie einzelne, wie z. B. Cheiron, individuell ausgestaltet hatte nach dem Bilde der menschlichen Persönlichkeit; schwebte ihr aber ein dämonisches Naturwesen vor, so blieb ihr, um das auszudrücken, das reichlich benutzte Mittel der Verwandlung. Dagegen mußte die bildende Kunst ihre Gestalten fixiren. Finden wir nun in ihren Typen die Thiergestalt ständig zum Menschenleibe hinzugefügt, so erklärt sich das als symbolische Andeutung des Naturwesens, das von der mythischen Phantasie unter dem Bilde des betreffenden Thieres gedacht wurde. Das nächste Analogon der Kentauren bieten die Silenen, die auf der François-vase mit Pferdehufen und Schweifen erscheinen. Deren Deutung auf Dämonen der befruchtenden Quellen steht ebenso fest, wie auch nach einem weitverbreiteten Bilde das Pferd die Quelle symbolisirt.[20]) So konnten die Quellgeister als Pferde erscheinen, während sie, wenn sie den Menschen freundlich und hülfreich nahe traten, natürlich auch Menschengestalt annehmen, was dann die bildende Kunst zur Schöpfung ihres Roßmenschen in Eins zog. Noch wird von einer Kentaurin die Verwandlung in ein (volles) Roß erzählt, von der Tochter Cheiron's Okyrrhoe (*Ov.* Met. II, 630). Der Name „Schnellströmende" weist noch deutlich auf das ursprüngliche Naturfubstrat hin, und die Weissagung, zu deren Bestrafung die Sage die Verwandlung erfolgen läßt, haftete (s. u.) gleichfalls nach altmythischer Naturanschauung an dem Element der Quellgeister. Danach wird auch die volle Roßgestalt etwas für die ganze Gattung in gewisser Hinsicht Charakteristisches gewesen sein.[21]) Die angezogene Analogie mit den

15) Wonach sie auf Bildwerken oft einen mit Jagdbeute behangenen Baumstamm führen, vgl. Stephani, Compte rendu 1867, 113. 16) Vgl. Mannhardt a. a. O. S. 42. Außerdem kommen *Ορειος*, *Πετραιος*, *Ασβολος* auch auf einer schwarzfig. Vase (Gerhard, Etr. und Kamp. V. Th. 13), die beiden letzteren auch auf der François-vase vor. Diese zeigt noch *Ηυλαιος* (vgl. *Apd.* 3, 9, 2, 3 von Atalante Hylaios und Rhoikos erschossen), *Μελαγ(χαι)τες*, was Hesiod als Adjectivum braucht, passend neben *Πυρος* als Vertreter der *φῆρες λαχνήεντες*. 17) S. 146 zusammenfassend: die Gestalt der Waldgeister wird bald riesenhaft, bald zwergisch beschrieben, für gewöhnlich menschenähnlich, doch in alle möglichen Thier- und Pflanzenformen verwandlungsfähig.

18) Myth. Briefe Bd. II, Br. LXXI. 19) „Wir antworten auf diese Frage mit dem ehrlichen Geständniß des Nichtwissens, vermuthen aber, daß eine verschollene Sage dazu Veranlassung gegeben hatte" u. s. w. 20) Vgl. Pegasos, Areion, s. des Verfassers Beiträge zur Myth. des Ares (Leipziger Stud. Bd. IV) S. 304. 21) Ein Analogon aus anderm Sagenkreise bringt Mannhardt S. 68 bei. In der ursprünglichen Form der bekannten Melusinensage verwandelt sich das Weib, vom Vorwitz des Mannes erspäht, in eine Schlange, woraus später das Schlangenweib ward.

Silenen führt darauf, eine Reihe von Zügen, welche beide Dämonengeschlechter außer der symbolischen Thiergestalt gemein haben, aus dem gemeinsamen Urwesen abzuleiten. Galten den oben bezeichneten Stämmen die Kentauren als Geister der Quellen, speciell des Bergwaldes, so ist zuerst zu erinnern, daß zu religiöser Verehrung wie zu mythischer Ausgestaltung nicht das Element, sondern die ihm dem Glauben nach innewohnende Lebenskraft, deren Wirkungen der Mensch fühlt und empfindet, Anregung gibt. Nun gilt das Wasser als das Leben zeugende, befruchtende Element. Insofern das Leben der Vegetation dadurch hervorgebracht wird, verbinden sich die Quelldämonen mit deren Vertretern, wie die Silene mit den Hamadryaden buhlen, der Name der Nymphen gleichmäßig für Quell- und Vegetationsdämonen gebraucht wird und die Kentauren überhaupt die Natur des Hochgebirges darstellen. Bei den männlichen Elementargeistern führt die Anschauung zeugender Lebenskraft zu dem Zuge üppiger Lüsternheit, was für Silenen wie für Kentauren nicht einzeln belegt zu werden braucht. Wenn wir so das, was der späteren Sage nur als freche Roheit gilt, auf eine Naturgrundlage zurückführen, so wird das dadurch bestätigt, daß wir die Kehrseite, nämlich die dämonische Wirkung desselben Naturwesens, zum Frommen der Menschheit in der Gestalt des Cheiron verkörpert finden. Wenn dieser nicht nur dem Peleus zur Erringung der Thetis verhilft, sondern auch in seiner Höhle das allbesungene Beilager gefeiert wird, so geschieht dies im gleichen Sinne, wie bei der Hochzeit der Nymphen gedacht und ihr Quellwasser als Fruchtbarkeit schaffendes Element im Brautbade verwandt wurde. Die Rolle des freundlich segnenden Ehestifters spielt Cheiron auch in Pindar's Dichtung (Pyth. IX, 30 fg.) bei der Verbindung Apollon's mit Kyrene, der Tochter des Lapithenkönigs; der Dichter hat sich an das Vorbild der Peleussage angelehnt und die zu Grunde liegende Bedeutung erneut. Daß aber auf Cheiron die hülfreich wohlthätigen Lebensäußerungen übertragen werden, während bei der Schilderung des übrigen Kentaurengeschlechtes[22]) die ursprünglich aus gleicher Naturgrundlage stammenden Eigenschaften auf gewaltthätig rohe Weise zur Aeußerung kommen, dieser Vorgang der „Decomposition innerhalb der Gattung" wiederholt sich beim Geschlecht der Silene, wie Milchhöfer (Anfänge der griech. Kunst S. 72, N. 2) bemerkt: „Cheiron und der Silen übernehmen von ihren Genossen alle Vorzüge, während in den übrigen Kentauren und Satyrn Dämonisches und Koboldartiges weiter ausgebildet wird." Wenn wir von der später zweiseitig gespaltenen Anschauung auf die ursprüngliche Einheit des Naturwesens zurückgehen, so müssen wir von dieser Betrachtungsweise aus die Erklärung der Kentauren für Waldströme als zu einseitig ansehen, obwol sie sich materiell mit der vorgetragenen nahe berührt. (So Preller II, 3, 15; Roscher, Jahrb. f. Phil. 1872, 421 fg.)

Auch die Wirksamkeit Cheiron's als Pfleger der Heldensöhne (Jason, Medeios [nach *Hes.* th. 1001] Asklepios, Achilleus), sein Walten als *δαίμων κουροτρόφος* kennzeichnet ihn als Quelldämon, wie Silen die gleiche Function am Dionysoskinde übt, und Nymphen und Flüsse allgemein als *κουροτρόφοι* gelten. Daß die erzieherische Lehre dem Berggeiste erst von der Anschauung einer vorgeschritteneren Cultur angedichtet ist, das höhere Alterthum aber von dem Jugendpfleger seiner Helden eine physisch-dämonische Steigerung ihrer angeborenen Naturkraft erwartete, ist an sich aus dem Entwickelungsgange der griechischen Religion wahrscheinlich. In einem Falle ist der Mythus der Auferziehung eines Cheironischen Zöglings mit dem wandernden Stamme der Phlegyer vom Peliongebirge und damit auch von Cheiron abgerückt. Asklepios erwächst nach der Sage von Epidauros nicht auf dem Pelion, sondern als König Phlegyas in die Peloponnesos kam, gebar Koronis dort ihr Kind und setzte es auf dem „Ammenbrustberge" (*Τιτθίον ὄρος*) aus, wo es nach Art der Götterkinder auch in der Wildniß Pflege fand. Wenn nun die das Götterkind nährende Milch des Waldgebirges offenbar das befruchtende Quellwasser ist und dieser Zug mit dem einwandernden Cultus Wurzel schlug[23]), so sind wir berechtigt, auch im Ursitze des Mythus denselben Zug vorauszusetzen, wo sich Cheiron als *κουροτρόφος* vermöge der Lebenskraft seines Elements darstellt. Auf das Gleiche deuten auch die Worte Jason's bei *Pind.* IV, 103: *ἄντροθε γὰρ νέομαι παρὰ Χαρικλοῦς καὶ Φιλύρας, ἵνα Κενταύρου με κοῖραι θρέψαν ἀγναὶ*, wo die Nährerinnen offenbar als *νύμφαι κουροτρόφοι* gedacht sind.

Wie die Wassergottheiten bekanntlich weissagerischer Natur sind, besitzt auch Cheiron diese Kraft (*Pind.* Pyth. IX, 53), woraus sich leicht die belehrende Weisheit, die ihm in der Heldensage eignet, entwickeln konnte. Diese Weissagegabe ist nach mythischer Anschauung mit dem materiellen Element verknüpft und strömt als lebendige Kraft von diesem aus; nach dieser sinnlichen Anschauung wird die höhere Geistesfähigkeit wie ein materielles Fluidum eingeflößt, um sich über das verständige Bewußtsein als Ekstase zu setzen. Daß Trunkenheit durch berauschenden Saft hierfür das nächstliegende Analogon ist, leuchtet an sich ein und ist durch hier nicht weiter zu erörternde Thatsachen von der Mythologie zu erweisen. Demnach offenbart sich dasselbe Naturwesen in der ihm eigenen strotzenden Lebenskraft nur von anderm Standpunkte aus betrachtet in der Trunkenheit der Kentauren, welche ihnen wilde Geilheit und Kampfeswuth erzeugt. Die Anschauung aber, der ungehemmt überschäumende Naturkraft als etwas die Schranken menschlicher Sitte Niederwerfendes erscheint, das darum zurückgeworfen und ausgestoßen werden muß, geht aus von dem Standpunkte der durch ethisch humane Principien umgestalteten Religion,

22) Nur ein schwaches Nachbild des Cheiron hat die peloponnesische Sage in der Gestalt des Pholos geschaffen.

23) Vgl. auch das dem A. heilige *Στήθαιον* in Lakonien mit einer kalten Quelle; in Messenien Quellnymphe Arsine seine Mutter P. 3, 24; φ. IV, 31, 6; Preller I³, 426. N. 1.

die auf der alten Basis neuauferbaut ist. Wie die Heldensöhne aus der Höhle des Berggeistes herniedersteigen, nachdem sie im Waldleben zu gewaltiger Stärke erwachsen, um auf neue Thaten und Abenteuer auszuziehen, so verlassen auch die Griechenstämme den Boden der ursprünglichen Naturreligion, als das Kämpfen und Drängen bewegter Zeiten das Heldenideal erschuf. Diese Helden bewähren ihre Kraft im tapfern Kampfe, dem Vorbilde der Krieger, gegen die in Bergen hausenden Unthiere, deren ungezügelte Natur keine Gesetze menschlicher Sitte kennt. Dies der ethische Sinn der Kentauromachie, die so ihren Platz in der Entwickelung der griechischen Religion einnimmt.

Ob hierdurch die Entstehung der Sage von der Kentauromachie gegeben ist oder diese schon in der ursprünglichen Naturanschauung vorhanden war, dies zu erörtern scheint mir ohne weitläufigere Untersuchungen unmöglich. Mannhardt sah in dem Kampfe der Kentauren und Lapithen die Verwüstungen der Orkane in den Wäldern, Preller die der angeschwollenen Waldbäche.

C. Die bildende Kunst der Alten hat Kentaurendarstellungen in allen ihren Perioden in reicher Fülle geschaffen, woraus hier nur Einzelnes herausgegriffen werden kann, was einen ungefähren Ueberblick über die Stufen der Entwickelung zu geben vermag. Die Bildung der Kentauren als Roßmenschen gehörte zu den vielverwandten Typen auch der älteren griechischen Kunst. Neuerdings hat Milchhöfer (a. a. O. S. 72 fg.) für Silene und Kentauren einen noch älteren Typus angenommen, in welchem sie als pferdeköpfige Dämonen erscheinen und den „dämonischen Ungeheuern" gleichstehen, die auf den ältesten griechischen Gemmen auftauchen (abg. S. 55). Ich kann in diesen Wesen ebenso wenig Harpyien erkennen als annehmen, daß die Kentauren jemals als derartige aus verschiedenen Thierformen zusammengesetzte Mischwesen geglaubt oder gebildet worden seien. Die älteste Kentaurendarstellung findet sich auf einem rhodischen Thonrelieffragment (Salzmann, Necropole de Kamiros pl. 26), auf dem Kentauren und menschliche Gegner sich gegenüberstehen. Die hier nicht deutlich zu erkennende Kentaurenbildung, wonach einem vollen Menschenleibe der Pferdehinterleib angefügt ist, finden wir auf ausgestanzten Metallreliefen gleichen Fundorts (Salzmann, pl. I.); in einer Bronzestatuette an der Akropolis von Athen, die den keulenbewaffneten Kentauren lebhaft ausschreitend darstellt.[24]) Auf einem Bronzerelief aus Olympia[25]) finden wir Herakles als knienden Bogenschützen, die Kentauren in die Flucht jagend. Im gleichen Schema wird Herakles auf einer „protokorinthischen" Vase[26]) dargestellt, das an die Spitze der Vasenbilder gestellt zu werden verdient; auf hellgelbem Grunde ist der Roßleib der Kentauren dunkelroth, der Menschenleib hellbraun gefärbt; sämmtliche sind von den Pfeilen getroffen, und die Baumäste, die sie schwingen, sind durchaus stilisirt. Dies Heraklesabenteuer war auch auf der Kypseloslade dargestellt (P. V, 19, 9). Eine Vase aus der Gattung der Arkesilasschale stellt Kentauren mit Menschenbeinen und vollem Pferdeleibe nebeneinander (A. Ztg. 1881, Th. 11, 12). Doch kommen Kentauren der älteren Bildungsweise auch noch auf rothfigurigen Vasen vor, z. B. Heydemann, Gr. Vasenb. VIII, 1, wobei öfters das Mittel angewandt wird, durch die Draperie eines Mantels die unorganische Verbindung zu verdecken.

Was die Wahl der Mythen anlangt, so bevorzugte die ältere Kunst, wie sie sich uns besonders in der schwarzfigurigen Vasenmalerei darstellt, die Heraklesabenteuer.[27]) Die beschränkten Mittel jener Periode der ältesten Kunst führten zu einer Streifen- oder Reihencomposition[28]), welche die vor dem pfeilschießenden Herakles fliehenden Kentauren in beliebiger Wiederholung zeigte. Die reicher entwickelte Kunst führt die einzelnen Momente des Abenteuers vor: Herakles vor dem gewaltigen, in die Erde gesenkten Pithos stehend und mit Pholos über die Oeffnung unterhandelnd (Gerhard, A. V. 119, 120, 7); den Pithos öffnend[29]) oder neben seinem Wirthe zu behaglichem Zechen gelagert (Arch. Zeit. 1865, 201, vgl. Gerhard ebendas. S. 81); dann das Eindringen der angelockten Kentauren und der entbrannte Kampf (Mus. Greg. II. XLI, 2). Was die Darstellung der Sagen anlangt, in denen Herakles als ritterlicher Befreier und Rächer der von Kentauren bedrängten Frauen auftritt, so kennzeichnen sich die verschiedenen Versionen — von den Beischriften abgesehen — dadurch, daß Nessos Deianiren auf seinem Pferderücken tragend von Herakles angegriffen wird (z. B. Mon. In. d. I. VI, 56), während Eurytion die Hülfe flehende an sich zu reißen sucht (C. R. 1875, pl. IV, 1.) Auch die Anwesenheit mehrerer Kentauren entscheidet für die letztere Version (vgl. *Hyg.* f. 23 die constituta venit cum fratribus ad nuptias). Die Kentauromachie der Lapithen ist, wie schon erwähnt, auf der Françoisvase dargestellt, die auch sonst attische Tendenz der Mythenwahl bekundet. Dieser Kampf, an dessen Ruhm der attische Nationalheld Theseus Antheil genoß, war zu dessen Ruhme in seinem atheniſchen Heiligthume von Mikon's Hand dargestellt.[30]) Die Sage vom Lapithenkampf, der bei der Hochzeit des Peirithoos entbrannte, bot gegenüber den Heraklesabenteuern der Erfindung und Phantasie des Künstlers einen weit reicheren

24) Roß, Arch. Aufsätze 1, 104. 25) Siehe Curtius, Das archaische Bronzerelief aus Olympia. 26) Arch. Zeitung 1883, Th. 10.

27) Eine Zusammenstellung der Vasenbilder dieses Inhalts s. bei Stephani, Compte rendu 1865, p. 102, 1873, p. 88 und (Pholos-Abenteuer) 1873, p. 94. 28) Auch die Worte der Hesiodeischen Schildbeschreibung versteht Löschke (Arch. Zeitung 1881, 42) passend dahin, daß Lapithen und Kentauren in zwei Zügen — also ohne Gruppenbildung — sich gegenüberstanden. 29) Eine eigenthümliche Wendung bietet das Bild, Compte rendu 1873 pl. V, 1. Herakles hebt aus dem Fasse eine längliche Masse empor, die dadurch, daß an dem untern Theile ein (kleiner) menschlicher Fuß, oben ein Gesicht mit geschlossenen Augen sichtbar wird, Aehnlichkeit mit einer Mumie oder einem Wickelkinde erhält. 30) *Paus.* I, 17, 9. Auch an den Sohlen der Parthenos, Overbeck, S. O. 661.

und mannichfaltigeren Inhalt: die lüsterne Gier der Kentauren, die angstvolle Bedrängniß der Frauen und das Ringen mit den Lapithen konnten in einer beliebigen Anzahl von Gruppen vorgeführt werden, welche die verschiedenen Wechselfälle des Obsiegens und Unterliegens zeigten. So sagt Pausanias vom Gemälde des Mikon, daß Theseus zwar als Sieger hervorleuchtete, im übrigen aber der Kampf gleichstand. Und so bieten auch die bekannten Meisterwerke monumentaler Sculptur, die aus der Blütenperiode der Kunst stammen, das Bild unentschiedenen Ringens. Es sind dies Metopen von der Süd- und Nordseite des Parthenon, der westliche Fries des Theseion, der Westgiebel von Olympia und ein Theil des Frieses von Phigalia. Auf das vielumstrittene Verhältniß dieser Bildwerke zueinander, speciell das der aus der Peloponnes stammenden zur attischen Kunst kann hier nicht näher eingegangen werden; es muß genügen, auch für die Citate auf Overbeck's Geschichte der Plastik, 3. Aufl. Buch III, zu verweisen. Betreffs des Inhaltes der Darstellungen sei nur bemerkt, daß auf den Parthenonmetopen das Hochzeitsmahl als Anlaß des Streites sowol durch die angegriffenen Frauen, wie durch zum Theil als Waffen verwendete Weingefäße bezeichnet wird. Hiervon zeigt der Theseionfries keine Andeutung, der dagegen mit dem Phigalischen Friese die Gruppe des unter den Felsblöcken begrabenen Kaineus gemein hat. Während der Raum der Metopen die Anzahl der Figuren auf zwei beschränkt, zeigen namentlich der Phigalische Fries und die Olympische Giebelcomposition kühn erfundene Gruppen, in denen der lüsterne Angriff der Kentauren und ihre Abwehr der zu Hülfe eilenden Helden in Eins verschlungen sind.[31]) Diesen beiden Compositionen ist auch das Einschreiten rächender Gottheiten (Olympia, Apollon, Phigalia mit Artemis) gemein.

Während diese Kunstwerke die wilde, halbthierische Natur der Kentauren im grimmigen Kampfe mit dem Helden schildern, also auf dem Boden der epischen Auffassung stehen, zeigt die jüngere Kunst, wie sich das Wesen der Kentauren in einem freien, durch keinen ethischen Maßstab gezügelten Naturleben entfaltet; also derselbe Gegensatz, dessen mythologische Bedeutung oben erörtert wurde. An der Spitze dieser Kunstwerke steht ein Gemälde des Zeuxis, das ausdrücklich als individuelle Neuerung bezeichnet wird[32]), eine Scene aus dem Familienleben der Kentauren: eine Kentaurin, ihre Kinder theils nach menschlicher, theils nach Stutenart säugend, während der Vater die Kinder mit einem eingefangenen Löwenjungen zu schrecken sucht.[33]) Besonders bemerkenswerth ist die Bildung des schönen Kentaurenweibes; die Wandgemälde zeigen im Gegensatze zur älteren Kunst die Kentauren meist jugendlich unbärtig.[34]) Die spätere Kunst setzt die Kentauren in ein Dienstverhältniß zu dem Gott, in dessen Gefolge der natürlich sinnliche Genuß als dessen Dienst erscheint, zu Dionysos. Auf Sarkophagen zieht häufig ein Kentaurengespann den Wagen des Gottes, musicirend oder bacchische Attribute tragend (z. B. Millin, Gal. myth. 48, 276). Wie Eros bisweilen dies Gespann lenkt (Millin, ebendas. 69, 261; 68, 269), so ist der Sieg des Eros über diese wilden und freien Naturwesen auch in den beiden Kentaurenstatuen des Aristeos und Papias dargestellt, auf deren beiden Pferderücken ursprünglich Erotenknaben saßen. *(F. A. Voigt.)*

KENTERN heißt in der Schiffersprache das seitliche Umschlagen eines Schiffes oder Bootes. Das Kentern von Schiffen ist eine Folge der Verrückung ihres Schwerpunktes nach oben. Dies kann ein Fehler im Bau sein oder durch andere Ursachen herbeigeführt werden, wie durch falsche Belastung oder durch Unvorsichtigkeit in der Segelführung. In früheren Jahrhunderten baute man namentlich die größeren Kriegsschiffe über Wasser sehr hoch im Vergleich zu dem unter Wasser befindlichen Rumpftheile, gab ihnen mächtige Vorder- und Hinterkastelle und bepackte sie außerdem noch mit einer großen Zahl Geschütze. Dadurch wurde ihr Schwerpunkt von vornherein so hoch gelegt, daß sie beim Schieffallen durch seitlichen Winddruck sehr bald die Stabilitätsgrenze überschritten und umfielen, namentlich wenn dazu noch gleichzeitig die Bewegung einer quer anrollenden schweren See mitwirkte. Im 17. Jahrhundert kenterten den Franzosen auf diese Weise verschiedene Linienschiffe und gingen mit Mann und Maus verloren, sodaß sie sämmtlich aus dem Biscayischen Meerbusen zurückgezogen wurden und nur noch im Mittelmeer fahren durften, wo der geringere Seegang sie nicht so gefährdete. Als sich in späterer Zeit der Schiffsbau vervollkommnete, wurde das Kentern aus diesen Gründen seltener, obwol die Engländer noch in neuester Zeit ein großes Panzerschiff, das nach dem System des Kapitän Coles gebaute Thurmschiff „Captain" dadurch verloren. Dasselbe hatte zwei mit 20 Centim. Eisen gepanzerte Drehthürme auf dem Oberdeck, in denen sich je zwei der schwersten Geschütze befanden. Gleichzeitig war das Deck verhältnißmäßig nicht hoch über Wasser und in der Gegend der Thürme ohne Verschanzung. Bei einem schweren Sturme legte sich das Schiff schief, das Wasser trat, da die Verschanzung fehlte, sehr bald auf das Deck, beschwerte die überliegende Seite noch mehr und kenterte das Schiff um so leichter, als durch die Last der Thürme und Geschütze gleich beim Bau der Schwerpunkt sehr hoch gelegt war.

Durch Stauung, d. h. durch Vertheilung der Ladung im Schiffe, kann auch bei einem regelrecht gebauten Schiffe der Schwerpunkt zu hoch gelegt und das Kentern herbeigeführt werden und muß dieser Punkt deshalb gut in Acht genommen werden. Ebenso kann Kentern beim Uebergehen einer leicht verschiebbaren Ladung, wie Korn,

31) Die Friesgruppe, in welcher ein Kentaur zugleich einen Gegner in den Hals beißt und nach einem andern mit den Pferdefüßen ausschlägt, kehrt auf einem Vasenbilde (München 368 nach Jahn's Kat.) wieder. 32) *Lucian.* Zeux. 3 seq. 33) In ähnlichem Geiste zeigt das Naturleben der Kentauren das Mosaik Mon. In IV, 50. Auf dem Wandgemälde Arch. Ztg. 1872, Th. 67, treten die Kentauren mit scheuer Ehrfurcht in den Palast des Peirithoos, ihre ländlichen Hochzeitsgaben bringend.

34) Auch mit Satyrohren, wie die Kentauren des Zeuxis, s. Helbig, Wandgemälde Nr. 496 fg.

Salz, Kohle, eintreten, wenn dieselbe nicht in Kisten, Säcken u. s. w. verpackt, sondern lose in den Schiffsraum geschüttet ist. In letzterm Falle muß man sich deshalb durch Ziehen von festen Holzwänden gegen ein Uebergehen zu sichern suchen. Endlich kann ein sonst normal gebautes und gestautes Schiff durch die Gewalt des Windes kentern, wenn es mit vollen Segeln sich durch einen plötzlichen Windstoß von der Seite überraschen läßt und die Masten nicht glücklicherweise brechen. Leichtere Boote kentern viel schneller als schwerere Schiffe und werden oft durch eine schwere Welle umgeworfen, sobald diese sie quer trifft. *(R. Werner.)*

KENTS-INSELN, Eilandgruppe zu der australischen Colonie Tasmanien gehörig, nur wenig fruchtbar und nach der Zählung von 1881 von 280 Seelen bewohnt, die sich ausschließlich mit dem Seehundsfang und der Präservirung eines wohlschmeckenden Seevogels, des mutton bird (Schafvogel), beschäftigen. Die Weiber sind meist Mischlinge, d. h. Abkömmlinge von Europäern und den jetzt ausgestorbenen Ureinwohnern Tasmaniens. *(Richard Oberländer.)*

KENTUCKY, Fluß des nordamerikanischen Staates desselben Namens, welcher an der Südostgrenze in den Cumberland-Bergen entspringt. Er entsteht aus dem nördlichen, mittlern und südlichen Quellarme, welche sich in der Lee-Grafschaft beim Dorfe Proctor vereinigen. Der Fluß nimmt nun eine nordwestliche Richtung nach der Südgrenze der Fayette-Grafschaft hin, wo er sich nach Südwesten wendet. So strömt er etwa 30 Kilom. weit und nimmt dann seine frühere Richtung wieder an, die er behält, bis er in Carrol-County in den Ohio mündet. Seine Länge von der Vereinigung seiner Quellflüsse bis zur Mündung ist 56,4 geogr. Meilen oder 1176 Kilom. (Länge der Saale oder Ems). Seine Ufergegenden sind wegen ihrer landschaftlichen Schönheit berühmt. Auf einem großen Theil seines Laufes hat der Strom senkrechte Kalkfelsen zur Seite, durch welche er allmählich seinen Weg hindurchgefressen zu haben scheint. Große Nebenflüsse fehlen ihm. Mittels Dämme und Schleusen ist er für Dampfer 64 Kilom. oberhalb Frankforts (100 Kilom. von seiner Mündung), und für Flachboote noch 160 Kilom. weiter oberhalb schiffbar. Stein- und Braunkohlen, Eisenerz und eine ausgezeichnete Art von Marmor finden sich längs der Flußufer. *(G. A. von Klöden.)*

KENTUCKY ist einer der innern Staaten der nordamerikanischen Union, in welche er 1791 aufgenommen wurde, und liegt zwischen 36° 30′ und 39° 6′ nördl. Br. und zwischen 64° 22′ und 70° 0′ westl. L. Im Nordwesten und Norden bildet der Ohio die Grenze gegen Illinois, Indiana und Ohio, östlich grenzen Westvirginien und Virginien an, von denen es durch den Big-Sandy-Fluß und das Cumberland-Gebirge geschieden ist; im Süden fließt der Tennessee, und 36° 35′ bildet die Grenzlinie; im Westen macht der Mississippi die Grenze gegen Missouri. Von Osten nach Westen ist die größte Ausdehnung 76 geogr. Meilen; die größte Breite ist 30 geogr. Meilen. Der Flächeninhalt beträgt 37,680 engl. □Meilen = 97,587 □ Kilom. = 1772,2 geogr. □Meilen (es ist also größer als Portugal). Das Land ist in 116 Counties getheilt. Der Name des im ganzen in 183 Meter Höhe gelegenen Landes wird verschieden gedeutet. Kain-tuck soll heißen: Land der Rohre oder Kopf des Flusses oder Großer Fluß. Die richtigste Deutung ist wol: Ken-tuck-ki, d. i. dunkler und blutiger Grund. Die größte Stadt ist Louisville an den Ohiofällen, in 137 Meter Höhe = 378 par. Fuß, 24 Meter über dem Strome; mit einer mittlern Jahrestemperatur von 13,1° C.; Frühling 13,4°, Sommer 23,3°, Herbst 13,2°, Winter 3,0° C. Die bedeutendsten Städte zählten 1880: Louisville 123,645, Covington 29,720, Newport 20,433, Lexington 16,656, Paducah 8376 Einwohner. Kleinere sind Frankfort (die Hauptstadt), Maysville, Henderson, Franklin, Hopkinsville, Owensborough und Paris. Die ältesten Städte sind Harrodsbury und Boonesborough. — Die Zahl der Bewohner war: 1790: 73,077, wobei 11,830 Sklaven und 114 freie Farbige; 1800: 220,895, wobei 40,343 Sklaven und 741 freie Farbige; 1850: 982,405, wobei 210,981 Sklaven und 10,011 freie Farbige; 1880: 1,648,599, wobei keine Sklaven und 271,522 freie Farbige. Im J. 1880 waren 832,616 männlichen Geschlechts und 815,983 weiblichen Geschlechts. Die Zahl der Weißen beträgt 1,377,077; die der im Lande Geborenen 1,589,131, der auswärts Geborenen 59,468. Indianer und Halbblut sind 50, Chinesen 10. — Nach dem Census von 1870, wo die Bewohnerzahl 1,321,011 betrug, konnten unter den mehr als 10 Jahre alten Personen 249,567 nicht lesen und 332,176 nicht schreiben; von diesen Illiteraten waren 201,077 Weiße und 131,050 Farbige, 28% männlichen und 37% weiblichen Geschlechts. Im J. 1870 wurden 2059 Arme unterstützt; 603 wurden eines Verbrechens überwiesen; im Gefängnisse saßen 624 Weiße und 443 Farbige. Blind waren 978, taubstumm 723, wahnsinnig 1245, blödsinnig 1144. — Den verschiedenen Berufsarten gehörten an 414,593 Männer; darunter 261,080 Ackerbauer, von denen 131,598 Farmer und Pflanzer und 127,911 Arbeiter waren.

Der westliche Theil des Landes ist fast eben, der südöstliche dagegen durch das Cumberland-Gebirge uneben, zwischen dessen Ketten sich enge, tiefe und düstere Thäler befinden. Diese Berge sind im Mittel 600 Meter hoch und kein Gipfel übersteigt 920 Meter; sie sind namentlich am Fuße und in den Thälern gut bewaldet. Im Norden und Westen der Berge ist mehr als die Hälfte des Staates wellige Fläche, aber von zahlreichen engen und tiefen Flußthälern durchrissen. Obwol Quellwasser hier nicht häufig ist, gehört der Boden doch zu dem besten in der ganzen Union; er fällt in den Strich blauen Kalksteins, welcher sich vom Ohio, von einem Punkte etwa 64 Kilom. oberhalb Louisvilles und der Ostgrenze von Mason-City etwa 16 Kilom. oberhalb Maysvilles, südlich bis zum Cumberland ausdehnt, und als die „Blau-Gras-Region" bekannt ist. Der Westen des Staates ist theils schlechtes „Barren-Land", theils meist hügelig. Die Barrens, hauptsächlich der Strich zwischen dem Green- und Cumberland-Fluß, sind von Natur meist baumlos

und ähneln darin den im Norden des Ohio gelegenen Prairien; aber die ebenen Flächen werden durch kuppenförmige Berge, sogenannte Eichen-Knobs, mannichfaltig gemacht. Dieser Landstrich galt früher für den unfruchtbarsten Theil, indeß ist der Werth seines rothen, kalkigen Bodens sehr gestiegen. Die Alluvialgründe zwischen diesen Bergen und dem Ohio und seinen Zuflüssen haben überaus reichen Boden. Im Norden und Westen sind die Barrens durch ein mehr unebenes und bergiges Land begrenzt, welches allmählich in die Niederungen übergeht, die den Ohio und Mississippi säumen. Dieser Landstrich übertrifft die Barrens an Fruchtbarkeit, kann aber nicht mit der Blau-Gras-Region verglichen werden.

Kentucky ist reichlich mit ansehnlichen Flüssen versehen. Der Mississippi bildet die Westgrenze auf 17,3 geogr. Meilen. Längs der Nordwest- und Nordgrenze fließt der Ohio in gewundenem, fast 130 geogr. Meilen langem, überall schiffbarem Laufe und bietet mittels seiner Hauptzuflüsse für alle Theile des Staates Wassercommunication. Zum Mississippi gehen nur unbedeutende Wasserläufe; unter denen des Ohio ist der östlichste der Big-Sandy, der in Virginien und Westvirginien seine Quellen hat; wo er sich Kentucky nähert, wendet er sich fast nördlich, und geht so weiter bis zur Mündung, indem er zwischen Kentucky und Westvirginien die Grenze bildet; er ist indeß wegen der Wasserfälle, welche sich bei seinem Austritte aus den Bergen im Bette vorfinden, nur auf eine kurze Strecke schiffbar. Der Licking entspringt in Floyd-County, fließt 44 geogr. Meilen weit in zahlreichen Windungen in nordwestlicher Richtung und mündet gegenüber von Cincinnati, zwischen Covington und Newport in den Ohio; er ist im Frühlinge und Winter auf etwa 110 Kilom. schiffbar. Die Quellflüsse des Kentucky entspringen in den Cumberland-Bergen und bilden bei ihrer Vereinigung einen ansehnlichen Strom, welcher zuerst nach Nordwesten, dann nach Südwesten und endlich nach Nordnordwesten fließt; er ist etwa 56,4 geogr. Meilen lang (s. d. Art.). Der Green-River entspringt im westlichen Theile der Blau-Gras-Region und fließt größtentheils nach Westen, bis sein größter Zufluß, der Big-Barren, einmündet, wo er sich nach Nordwesten und schließlich nach Norden wendet, um etwa 80 Kilom. oberhalb des Cumberland zu münden; er ist etwa 65 geogr. Meilen lang, und ist bis Greensbury, etwa 44 geogr. Meilen weit, für Dampfer, und für Boote fast bis zu den Quellflüssen fahrbar. Fälle, etwa 11 geogr. Meilen oberhalb seiner Mündung, verhinderten die Schiffahrt, aber Schleusen und ein Damm an dieser Stelle haben die Schwierigkeit beseitigt. Der Cumberland entspringt in dem Thale zwischen den Cumberland- und Laurel-Bergen; er durchschneidet das Gebirge und das nördlich davon gelegene Land in westlicher Richtung, wendet sich aber bei Annäherung an die Barrens nach Süden und tritt in Tennessee ein, wo er eine große Krümmung beschreibt und wieder nach Kentucky geht mit nordwestlichem Laufe und so weiter bis zum Ohio, in welchen er etwa 16 Kilom. oberhalb der Tennessee-Mündung einfließt; er ist etwa 130 geogr. Meilen lang und bietet für Sloops und Dampfer eine leichte Schiffahrt bis Nashville in Tennessee, 43 geogr. Meilen von seiner Mündung, und bei Hochwasser bis Burkesville in Kentucky; für Boote von 15 Tons ist er 65 geogr. Meilen weit fahrbar und für Flußboote noch höher. Der Tennessee fließt nur 104 Kilom. weit durch Kentucky; er trägt Dampfer bis Florenz in Alabama, 65 geogr. Meilen von seiner Mündung.

Kentucky liegt ganz in der großen Region von Sedimentgesteinen des Westens. Diese durchziehen den Staat in fast so horizontalen Schichten, daß oft weithin für das Auge keine Neigung wahrnehmbar ist. Durch den mittlern Theil überdecken von Norden nach Süden die silurischen Gruppen, welche hier fast ausschließlich kalkig sind, die Oberfläche fast 22 geogr. Meilen weit und bilden die große Centralachse der untersten Gesteine. Bei Louisville verschwinden sie infolge ihres sehr geringen westlichen Fallens und treten unter den devonischen Kalk, welcher hier horizontal geschichtet liegt und hier das Flußbett und die Riffe bildet, die die Fälle verursachen. Ihm folgt der Kohlenkalk und noch weiter westlich die Steinkohle, welche bei Rom am Ohio beginnt und sich fast bis zur Mündung desselben fortsetzt. Dies ist das Südende des Kohlenfeldes von Illinois und Indiana, welches sich nach Süden fast durch den ganzen westlichen Theil von Kentucky fortsetzt. In diesem Theile findet sich die Breckenridge-Kohle, welche früher in ausgedehnter Weise zur Herstellung des Kerosen verwendet wurde. Nach Osten hin, etwa 22 geogr. Meilen von Louisville, wiederholen sich dieselben Formationen, da die silurischen Schichten auf dieser Seite der Achse nach Osten fallen; die Kohle, welche den ganzen östlichen Theil des Staates einnimmt, ist ein Theil des großen Appalachischen Kohlenfeldes, welches sich über das westliche Virginien und Pennsylvanien ausbreitet. Der Kalk ist reich an Versteinerungen, und namentlich der an den Fällen von Louisville ist berühmt wegen seiner merkwürdig schönen, versteinerten Korallen. Der hydraulische Kalk wird hier gefunden und in Menge zur Herstellung von Cement verwendet. Wenn der Wasserstand des Flusses niedrig ist, dann sehen die Felsen in seinem Bette wie die von lebenden Zoophyten gebauten Korallenriffe aus, von denen freilich die weicheren Theile fortgewaschen sind, sodaß aber die härtere Kalkmasse der Korallen hervorsteht, gerade als wenn sie noch lebend wären. Dieser Kalk ist auch reich an Höhlen, von denen einige zu den allermerkwürdigsten gehören. Die Wände derselben finden sich mit Salpeter incrustirt, der bisweilen vortheilhaft gesammelt worden ist. Die Mammuth-Höhle beim Green-River in Edmonson-City, 14 Kilom. von Cave-City, das aus 30 Breterhütten besteht, gilt für die größte der Welt; in ihren Windungen ist sie auf mehr als 16 Kilom. erforscht. In manchen der oberflächlichen Depressionen des Kalksteines finden sich niedrige, als „Licks" bekannte Sümpfe, welche Rehe und Elke besuchen, in früheren Zeiten auch Büffel, und in noch ferneren die untergegangenen Arten von Elefanten, Pferden Mastodon, Megalonyx u. s. w., deren Knochen man bei den

Salzquellen solchen Moorbodens findet. Eine der merkwürdigsten Oertlichkeiten dieser Art ist das Big-Bone-Lick, fünf geogr. Meilen im Südwesten von Cincinnati. — Bleierze sind früher in geringem Maße ausgebeutet worden, aber jetzt macht man größere Anstrengungen zur Förderung derselben. Salzquellen finden sich an vielen Stellen unter den Sandsteinfelsen, und die Schwefel-, Salz- und Stahlquellen sind zahlreich. Am Goose-Creek in Clay-County und in Meade-County gewinnt man viel Salz aus der dort erbohrten Soole. Die Eisenregion im „Hangenden" umfaßt einen Theil des nordöstlichen Kentucky und des südlichen Ohio; sie ist etwa 14 Kilom. breit und erstreckt sich 28 Kilom. weit vom Ohio nach Kentucky hinein und etwa 80 Kilom. nördlich nach Ohio hinein. Die Erze sind hier meist Brauneisenstein und liegen in Straten, welche nach Osten fallen, mit geringer Abweichung nach Süden. Es sind zwei deutlich verschiedene Straten, die untere von 10—30 engl. Zoll mächtig und Blockerz liefernd; darüber in 10—25 Meter Entfernung liegt die als Kalkerz bekannte Schicht, welche 12—50 Zoll mächtig ist. Diese Erze enthalten 50—65% Eisen, welches sich ganz außerordentlich zur Anfertigung von Wagenrädern eignet. Zahlreiche Eisenöfen sind in dieser Gegend im Gange. Außer den Eisenerzen finden sich große Schichten vorzüglicher Kohle, schöner Thon, Formsand, Kalkstein, ausgezeichneter Baustein, Töpferthon und Sand zur Glasfabrikation. Ausgedehnte Schichten von Eisenoxyd-Hydrat kennt man im südwestlichen Lande, am Tennessee und dem Cumberland, und verschiedene Eisenerze durch alle Kohlenfelder, im Schiefer und in den Regionen des untern Kohlenkalkes. — Die blaue Kalksteinregion, welche ursprünglich mit Wäldern aus hohen Bäumen und dichtem Rohrwuchs bedeckt gewesen, enthält den reichsten Boden des Landes, und der zwischen dem Ohio und der Nachbarschaft von Lexington gelegene Theil heißt gewöhnlich der „Garten von Kentucky". Die Barrens sind dünn mit Bäumen beholzt, welche fast durchweg erst seit der Besiedelung des Staates gewachsen sind, bringen aber gute Weide hervor, sodaß die mittlere Fruchtbarkeit von Kentucky der keines andern Staates der Union nachsteht.

Das Klima ist außerordentlich angenehm, aber veränderlich. Die mittlere jährliche Temperatur ist etwa 12,8° C.; im Winter fällt das Thermometer häufig auf —4 bis —9,5° und gelegentlich bis —19°, und im Sommer steigt es auf 34 und 38° C. Der Winter dauert bisweilen vom Ende November bis Anfang April, aber Schnee liegt selten, und Rinder und Schafe bleiben auch in der kältesten Jahreszeit im Freien. Im Frühjahre und Sommer herrschen Südwest-Winde und das Wetter ist köstlich; der Nordwest bringt die stärkste Winterkälte. Regen fällt reichlich im Winter und im Frühjahr, aber bisweilen spärlich im Sommer und Herbste, wo das Wetter charakteristisch trocken und beständig ist. — Noch immer finden sich ausgedehnte Wälder in Kentucky. Im Gebirge und nördlich davon trifft man hauptsächlich Tulpenbäume, Ulmen, Eichen, Eschen, Hickory, Walnuß, Kirsche u. s. w.; in den Barrens sind es hauptsächlich Eichen, Kastanien und Ulmen. Zu den nützlichsten Bäumen gehört der Zuckerahorn, der schwarze und Honig-Lokust, die wilde Kirsche und verschiedene Arten von Eichen und Walnuß, die im Anfange der Ansiedelung sehr werthvolle Haushaltartikel geliefert haben. Die Hauptfruchtbäume sind Apfel und Pfirsich. Außerdem producirt Kentucky, das ja ein großer, Getreide gewinnender Staat ist, mehr als die Hälfte alles in der Union gewonnenen Hanfes und vier Siebentel alles Flachses. In den Südwest-Gegenden, längs des Tennessee, Cumberland und Mississippi, wird etwas Baumwolle gewonnen; der in diesen Gegenden wachsende Taback, sowie der auf dem östlicher gelegenen reichen Boden, ist ein wichtiger Gegenstand im Handel dieses Staates. Als Agriculturstaat nimmt Kentucky einen hohen Rang ein. Zu der Gesammtproduction von Hanf (12,746 Tons) in den Vereinigten Staaten trug Kentucky 7777 Tons bei; und von der gesammten Tabacksernte (262,735,341 Pfd.) waren 105,305,869 Pfd. Product von Kentucky. Im J. 1870 producirten nur fünf andere Staaten mehr Mais, vier mehr Roggen, zwei mehr Honig und drei mehr Wachs und nur drei hielten mehr Schweine als Kentucky. Im J. 1870 hatte dieser Staat 118,422 Farms; von diesen enthielten 38,939 zwischen 20 und 50 Acres Land, 29,731 zwischen 50 und 100, 25,490 zwischen 100 und 500, 616 zwischen 500 und 1000, und 164 über 1000 Acres. Die durchschnittliche Größe einer Farm ist 158 Acres. Vom gesammten Farmland waren 56,6% nicht in Angriff genommen. 1880 wurde der Werth der gesammten Farmproduction geschätzt auf 87,477,374 Doll., und zwar: der des geschlachteten Viehes zu 24,121,861 Doll., der der Waldproducte 574,994 Doll., der der Gartenproducte 527,329 Doll., der des Obstes 1,231,385 Doll. Die Ernte von 1879 ergab 64,736,000 Bushel Mais, 7,681,000 Bushel Weizen, 4,687,200 Bushel Hafer, 1,002,320 Bushel Roggen, 338,800 Bushel Gerste, 1,815,000 Bushel Kartoffeln und 262,000 Tons Heu. Man erntete 126,808,000 Pfd. Taback. Der Viehstand belief sich 1850—1880 auf: Pferde 315,682—402,400, Esel und Maulthiere 65,609—109,600, Milchkühe 247,476—270,000, Ochsen und andere Rinder 442,763—232,700, Schafe 1,102,091—1,009,800, Schweine 2,891,163—1,812,000. Im J. 1870 gewann man 1080 Ballen Baumwolle, 2,234,450 Pfd. Wolle, 237,268 Pfd. Flachs, 11,874,975 Pfd. Butter, 115,219 Pfd. Käse, 1,171,500 Pfd. Honig, 32,557 Pfd. Wachs, 269,416 Pfd. Ahornzucker, 49,073 Gallons Ahorn- und 1,740,453 Gallons Zuckerrohr-Melasse. 1,345,779 Gallons Milch wurden verkauft.

Die Zahl der fabricirenden Etablissements 1870 belief sich auf 5390, für welche arbeiteten: 1147 Dampfmaschinen von 31,928 Pferdekraft, 459 Wasserräder von 7670 Pferdekraft und 30,636 meist männliche Arbeiter. Der Werth dieser Production (54,625,809 Doll.) war in 16 andern Staaten ein höherer. Die Zahl der Destillationen (141) ist hier die höchste, aber der Werth der Production steht in vierter Reihe. Die höchsten Kapitalanlagen treffen auf folgende sechs Industriezweige: die 696 Mehl-

mühlen mit 1686 Dampfpferdekraft, die 592 Sägemühlen mit 9443 Dampfpferdekraft und 2497 Arbeitern, die 141 Destillationen mit 2636 Dampfpferdekraft, die 6 Eisenwerke mit 1450 Dampfpferdekraft, die 19 Roheisengießereien mit 2370 Dampfpferdekraft, 25 andere Eisengießereien mit 572 Dampfpferdekraft.

Kentucky hat wenig directen Außenhandel, aber der heimische ist sehr ausgedehnt. Die Haupthandelsplätze sind Maysville, Covington, Louisville, Owensborough, Henderson und Paducah am Ohio, Columbus am Mississippi und Lexington im Innern. Die Hauptausfuhrartikel sind Hanf, Flachs, Taback, Pferde, Maulthiere, Schweine, Rinder, Sackleinen und Taue. Louisville und Paducah sind die Einfuhrhäfen für zwei Zolldistricte. Im J. 1873 besaß Louisville 55 Schiffe von 13,807 Tons, und Paducah 15 Schiffe von 2878 Tons; von erstern waren 44 Dampfer und 11 Barks, letztere dagegen alle Dampfer. Louisville baute 1873: 17 Dampfer, Paducah deren 4. Mehrere der größeren Ströme sind behufs der Schiffahrt wesentlich verbessert, vor allen der Kentucky und Green. Der die Fälle des Ohio bei Louisville umgehende Louisville- und Portland-Kanal ist fast das ganze Jahr hindurch für 90 Meter lange und 25 Meter breite Fahrzeuge passirbar. — Im J. 1841 hatte Kentucky 6 geogr. Meilen Eisenbahn, 1880 dagegen etwa 461. — Im J. 1873 waren 36 Nationalbanken in Wirksamkeit mit einem eingezahlten Kapital von 8,263,700 Doll. und einer Außencirculation von 7,021,900 Doll.

Die jetzige Constitution wurde 1850 angenommen. Die Legislatur besteht in einem Senate von 38 Mitgliedern und einem Repräsentantenhaus von 100 Mitgliedern. Die auf vier Jahre gewählten Senatoren müssen 30 Jahre alt sein, die auf zwei Jahre gewählten Repräsentanten 24 Jahre. Sessionen finden alle zwei Jahre statt; sie beginnen am ersten Montage Decembers und dürfen nur 60 Tage dauern, wenn nicht Zweidrittel beider Häuser für längere Dauer stimmen. Der Gouverneur wird auf vier Jahre gewählt, und ist dann vier Jahre nicht wieder wählbar. Der stellvertretende Gouverneur ist Senatspräsident. Das Gehalt des Gouverneurs ist 5000 Doll. Im J. 1873 belief sich die Einnahme des Staatsschatzes auf 2,107,149 Doll. (davon 1,491,775 aus directen Steuern); die Ausgabe auf 1,824,892 Doll.; 1878 die Schuld auf 1,858,108 Doll. Die Kosten für den Unterricht beliefen sich 1880 auf 1,130,000 Doll. — Im J. 1880 konnten 332,176 nicht schreiben und 249,567 nicht lesen und schreiben.

1870 war die Zahl der weißen Kinder von 5—18 Jahren 454,539, die der Farbigen 78,720, von den letztern besuchten nur 7702 die Schule. Es gab 5149 erziehliche Institutionen, öffentliche und private, mit 6346 Lehrenden, von denen 3972 männlichen und 2374 weiblichen Geschlechts waren, und 245,139 Schülern, 125,734 männlichen und 119,405 weiblichen Geschlechts. Das Gesammteinkommen aller dieser Institutionen war 2,538,429 Doll., wovon 393,015 Doll. aus Stiftungen, 674,992 aus Steuern und öffentlichen Fonds, und 1,470,422 Doll. aus dem Schulgeld u. s. w. Vorhanden waren 4727 Volksschulen mit 5321 Lehrern und 218,240 Schulkindern; die Einnahmen beliefen sich auf 1,150,451 Doll., mehr als zur Hälfte aus Steuern und öffentlichen Fonds. Die Zahl der Colleges war 42 mit 223 Lehrern und 5864 Zöglingen; die der Akademien 95 mit 286 Lehrern und 6224 Zöglingen; die der Privatschulen 195 mit 302 Lehrern und 7948 Zöglingen. Im J. 1874 bestand noch kein Seminar, indeß sollte ein solches gegründet werden. Die Kentucky-Universität, 1858 gegründet, umfaßt ein College der Künste, das des Ackerbaus und das mechanische, das der Bibel, ein Handels-College und eins der Jurisprudenz. Jedes dieser Colleges steht unter der unmittelbaren Verwaltung seiner Facultät und des vorsitzenden Beamten. Die Oberaufsicht führt der Regent, welcher aus den Curatoren gewählt wird. Im J. 1865 wurden das Agricultur- und mechanische College, das mittels der congressionellen Landbewilligung gegründet war, zu einem Theile der Universität gemacht; da die Bürger von Lexington zum Ankaufe einer Experimental- und Modellfarm 100,000 Doll. gegeben hatten, so wurde die Universität nach dieser Stadt verlegt. Das Agricultur-College besitzt eine Landfläche von 175 Hektaren und umfaßt Ashland, früher die Heimat von Henry Clay. Das Vermögen der Universität beläuft sich auf 800,000 Doll. (à 4 Mark). — Das Kentucky-Militär-Institut, 1846 in Frankfort gegründet, steht unter einem Aufsichts-Collegium, welches der Gouverneur ernennt. Zu den hervorragenden Erziehungsinstituten gehören das Berea-College zu Berea, welches Zöglinge ohne Rücksicht auf Geschlecht oder Farbe aufnimmt; das baptistische Bethel-College zu Russelville; das katholische Cäcilien-College zu Elizabethtown; das presbyterianische Centre-College zu Danville; das beiden Geschlechtern offenstehende Eminence-College zu Eminence; das baptistische Georgetown-College; das katholische St.-Marien-College in St.-Mary's Station. Die Hauptinstitute für weibliche Erziehung sind: das christliche Töchter-College zu Harrodsburg; das baptistische Georgetown-Frauenseminar; das weibliche Libanon-College; das methodistisch-episkopale Logan-Frauen-College zu Russelville; das christliche Hocker-Frauen-College; das baptistische Lexington-Frauen-College; die katholische St.-Katharinen-Akademie und das episkopale Christchurch-Seminar zu Lexington. Theologischen Unterricht gewährt das katholische St.-Josephs-Seminar zu Bardstown, das westliche baptistische theologische Institut zu Georgetown, das Bibel-College in der Kentucky-Universität, und die theologischen Abtheilungen des Georgetown- und Bethel-Colleges; in der Medicin die medicinische Abtheilung der Louisville-Universität und das Louisville medicinische College. — Das Asyl für Erziehung der Blinden, zu Louisville 1842 eröffnet, nimmt kostenfrei Blinde von 7—17 Jahren auf; 1875 hatte es 5 Lehrer und 59 Zöglinge, welche auch technisch angelernt werden. Ebenso ist das 1823 eingerichtete Taubstummeninstitut zu Danville kostenfrei geöffnet; die Zöglinge können fünf Jahre auf Kosten des Staates darin bleiben. Im J. 1873 hatte es fünf Lehrer und 78 Zöglinge; seit Eröffnung war die Gesammtzahl 590. Für Schwach-

sinnige besteht seit 1860 ein Institut in Frankfort, das aber Erziehung beabsichtigt und nicht ein Asyl für Hoffnungslose ist; es hatte 1874 104 Zöglinge. Im Staatsgefängniß zu Frankfort befanden sich 1874 650 Verbrecher. Irrenhäuser befinden sich zu Lexington und zu Hopkinsville; ein Reformhaus des Staates für jugendliche Verbrecher zu Anchorage. Für Erziehung und Unterricht der farbigen Kinder werden eine von den Farbigen erhobene Kopf- und Vermögenssteuer sowie alle von ihnen eingehenden Strafgelder ausschließlich für diesen Zweck verwendet.

Im J. 1870 bestanden 89 Zeitungen und periodische Schriften mit etwa 197,130 Abnehmern und jährlich 18,270,160 Abzügen; 6 erschienen täglich, 1874 sogar deren 9. — Im J. 1870 waren Bibliotheken vorhanden 5546 mit 1,909,230 Bänden, wovon private 4374 mit 1,590,245 Bänden. Im J. 1874 waren die Hauptbibliotheken: die der Lexington-Universität mit 10,000, die der Lexington-Bibliothek-Gesellschaft mit 18,300, die Staats-Bibliothek zu Frankfort mit 7000, die des theologischen Seminars zu Danville mit 7000, die Volks-Bibliothek von Kentucky zu Louisville mit 31,250, die des St.-Josephs-College und Seminars zu Bardstown mit 5000, die des Centre-College in Danville mit 5000, die des Georgetown-College mit 5000, die episkopale theologische Bibliothek mit 2000, die Bibliotheks-Vereinigung zu Louisville mit 5690 Bänden. Die Universität hat ein naturhistorisches Museum und ein zweites gehört zur Volksbibliothek.

Die Gesammtzahl der religiösen Organisationen (Gemeinden?) war 2969, welche 2696 Gebäude mit 878,039 Sitzplätzen besaßen, im Gesammtwerthe von 9,824,465 Doll. Die Baptisten haben 1004 Organisationen mit 962 Gebäuden, die Methodisten 978 Organisationen mit 818 Gebäuden, die Christianer 490 Organisationen mit 436 Gebäuden, die regulären Presbyterianer 289 Organisationen mit 270 Gebäuden, die Katholiken 130 Organisationen mit 125 Gebäuden und dem größten Vermögen u. s. w.

Die früheste Erforschung Kentuckys geschah durch Finley, der dieselbe mit einigen Gefährten 1767 von Nordcarolina aus unternahm. Im J. 1769 besuchten Daniel Boone, Finley und vier andere diese Gegend, und 1770 erforschte James Knox mit einer Partei aus Südwest-Virginien das Land längs des Cumberland- und Greenflusses. Im J. 1774 baute James Harrod eine Holzhütte an der Stelle des jetzigen Harrodsburg, und im nächsten Jahre gründete er hier eine Station. Das Fort Boonesborough wurde 1775 von Daniel Boone erbaut. Das Land war nur ein Jagdgrund nördlich und südlich hausender Indianerstämme; aber das Eindringen weißer Ansiedler fand dennoch entschiedenen und blutigen Widerstand. Im J. 1775 schloß Boone einen Vertrag mit den Tscherokis zu Wataga, durch welchen Kentucky an Col. Richard Henderson und seine Gesellschaft verkauft wurde. Da es aber innerhalb der Kartengrenzen von Virginien lag, so wollte dieses den Henderson'schen Kauf nicht anerkennen, gab aber schließlich 200,000 Acres an der Mündung des Green her. Im J. 1776 wurde Kentucky eine Grafschaft von Virginien und 1777 wurde in Harrodsburg das erste Gericht abgehalten. Im J. 1779 veranlaßte ein in Virginien durchgegangenes Gesetz ein großes Zuströmen von Bevölkerung. Im J. 1783 wurde aus Kentucky ein District gebildet und ein Districts-Gerichtshof eingerichtet. Der Abschluß des Unabhängigkeitskrieges ließ die Ansiedler in steter Gefahr der Indianerangriffe, und die Bürger sahen sich genöthigt, selbst ihren Schutz zu übernehmen. Die Hauptstadt Richmond in Virginien war zu entfernt, als daß in Zeiten der Noth von dort Hülfe kommen konnte, und daher schlugen die 1784 und 1785 zu Danville abgehaltenen Versammlungen eine friedliche und constitutionelle Trennung von Virginien vor. Die dritte Versammlung sendete eine Petition nach Richmond, und 1786 genehmigte die Legislatur die Wünsche Kentuckys; aber aus mancherlei Gründen wurde die Trennung nicht vollzogen, hauptsächlich wegen einer Neigung des Volkes, unabhängige Nationalität zu erlangen. Eine vierte Versammlung diente nur dazu, das Volk gegen die Centralregierung aufzureizen; da das Gerücht sich verbreitete, daß Mr. Jay, Gesandter am spanischen Hofe, die Schiffahrt auf dem Mississippi den Spaniern überlassen habe, so begann die feindseligste Stimmung. Eine fünfte Versammlung fand statt, und auf eine Petition bewilligte Virginia den Kentuckiern, einen Abgesandten zum Congreß zu schicken; aber da mittlerweile die Constitution angenommen worden war, so wurde die ganze Sache der neuen Regierung übertragen. Von dieser Lage der Dinge Vortheil ziehend, schlug Spanien heimlich durch seinen Gesandten den Kentuckiern besondere Handelsbegünstigungen vor, falls dieselben eine unabhängige Regierung bildeten. Diese Vorschläge wurden nicht ungünstig aufgenommen; aber nach einem sechsten und siebenten Convent wurde schließlich eine Adresse an den Congreß beschlossen. Zwei weitere Convente wurden danach abgehalten, und die Frage wurde dadurch entschieden, daß Kentucky 1790 ein besonderes Territorium wurde und am 1. Juni 1792 in die Union aufgenommen ward. Die Bewohnerzahl war damals 75,000. Indianerkriege beunruhigten auch fernerhin die Grenzen und man hörte Klagen über die geringe Einwirkung der Bundesregierung. Dazu wurde die Whiskysteuer drückend, und über die amerikanische Politik gegen die französische Republik wurde in jeder Schenke gemurrt. Die alte Idee von der Unabhängigkeit wurde wieder in Bewegung gesetzt, aber der Sturm ging vorüber. In den nächsten 10—12 Jahren, in welcher Zeit über die Schiffahrt auf dem Mississippi verhandelt wurde, und dann über den Ankauf von Louisiana, wurde Kentucky wieder aufgeregt. Der Vertrag von 1795 mit Spanien gewährte den Vereinigten Staaten das Recht des Depositz in Neuorleans und die Freiheit des Flusses. Dann vergingen sieben Jahre in verhältnißmäßiger Ruhe und Wohlsein, bis die ganze Nation durch die Nachricht aufgeregt wurde, daß die Spanier den Vertrag von 1795 verletzt hätten durch Verweigerung der eingeräumten Rechte, und dadurch, daß bekannt wurde, Louisiana käme wieder an

Frankreich. Dessen dann erfolgender Ankauf durch die Vereinigten Staaten machte allen Beunruhigungen ein Ende (Amer. Cyclop.). *(G. A. von Klöden.)*

KENZINGEN, Städtchen im badischen Kreis Freiburg, zum Amtsbezirk Emmerdingen gehörig, mit 2480 Einwohnern (1880), welche Wein-, Feld- und Wiesenbau, Handel mit Hanf, Garn und etwas Strohmanufactur treiben. Das an der Elz gelegene Städtchen hat in neuerer Zeit wieder das Amtsgericht und eine höhere Bürgerschule erhalten und ist Station der badischen Hauptbahn. Sehenswerth ist die große Pfarrkirche mit werthvollem Gemälde aus dem 15. Jahrhundert. Zu erwähnen sind ferner das Rathhaus und das ehemalige Franciscanerkloster, welches jetzt der Stadt gehört. Ueber die Elz führt eine große steinerne Brücke, welche in den Jahren 1760—1770 erbaut worden ist. Dicht bei Kenzingen liegt das ehemalige Frauenkloster Wonnenthal, welches um die Mitte des 13. Jahrhunderts von Rudolf von Usenberg gestiftet worden ist, und dessen Nonnen nicht dem Adel angehörten. Im J. 1525 wurde das Kloster von den Bauern verbrannt, 1638 von den Schweden geplündert, 1676 von den Franzosen verheert, sodaß die Nonnen erst 1697 definitiv dahin zurückkehren konnten. Nach der Säcularisation im J. 1809 wurde eine Cichorienfabrik im Kloster errichtet und später das Gebäude an Private verkauft. Zwei Stunden von Kenzingen liegt das kleine Mineralbad Kirnhalden. Früher führte dasselbe den Namen Wunderbad zum heil. Kreuz und hatte ein als Wallfahrtsort bekanntes Paulinerkloster, das nach Ensisheim im Elsaß gehörte und später abbrannte. Dann kam Kirnhalden an das Kloster Wonnenthal und endlich an Privatleute. Neuerdings sind die Badeeinrichtungen verbessert worden.

Kenzingen selbst ist sehr alt und war ursprünglich ein Dorf, das in den Urkunden des Klosters Lorsch erscheint, welchem in den J. 777, 782 und 789 daselbst Besitzungen geschenkt wurden. Otto I. schenkte im J. 972 an das Kloster Einsiedeln ein großes Kammergut in Kenzingen. Wahrscheinlich stand der alte Ort eine Viertelstunde von der jetzigen Stadt entfernt und bestand aus zwei kleinen Dörfern, von welchen das eine Kenn, das andere Singen geheißen haben soll. Darauf deuteten die Ruinen zweier Kirchen hin, welche später völlig abgetragen wurden. Im J. 1249 erbaute Rudolf von Usenberg, der Kenzingen als österreichisches Lehen besaß, die jetzige Stadt, umgab sie mit Mauer und Graben und gewährte den Bewohnern viele Freiheiten, auch ein Stadtrecht nach dem Muster Freiburgs. Rudolf von Habsburg bestätigte diese Vorrechte. Nach dem Tode des letzten Usenbergers, der die städtischen Privilegien abermals erweitert hatte, brachte Markgraf Heinrich von Hachberg die Stadt mit der Herrschaft Kürnberg mit Gewalt an sich. Er versprach im J. 1352 Kenzingen alle Freiheiten zu lassen und die Stadt nie zu veräußern. Das Haus Oesterreich widersetzte sich, und auf drei Tagungen zu Säckingen wurde entschieden, daß der Hachberger mit Unrecht im Besitz der Herrschaft sei, die dem Hause Oesterreich zustehe. Der Markgraf widersprach und wollte Kenzingen nicht zurückgeben, zumal die Bürger der Stadt auf seiner Seite standen. Der Streit wurde durch das kaiserliche Hofgericht zu Gunsten Oesterreichs entschieden, und Kenzingen kam an den Herzog Leopold von Oesterreich, welcher 1369 die Rechte und Freiheiten der Stadt bestätigte. Als im J. 1385 die Erzherzoge Leopold und Albrecht ihre Länder theilten, fiel Kenzingen an letztern, welcher die Freiheiten der Stadt noch vermehrte; doch wurden die österreichischen Gebiete bald wieder vereint. Durch die Aechtung des Herzogs Friedrich kam Kenzingen an das Reich, und Kaiser Sigismund gab der Stadt im J. 1415 die Versicherung, daß sie nie vom Reiche veräußert werden solle. Herzog Ernst erhob sich gegen die Annexion mit Erfolg und verpfändete 1422 die Stadt an Konrad von Weinsperg, der sie nach zwei Jahren an die Stadt Straßburg abtrat. Im J. 1495 verlieh Kaiser Maximilian der Stadt Marktrechte, den Bezug des Zolls an den Thoren und das Recht, baufällige Häuser an sich zu ziehen nach dem Beispiel der Stadt Freiburg.

Im J. 1524 nahm Kenzingen die Reformation an. Im Auftrag des breisgauischen Landtags zogen die Freiburger gegen Kenzingen, nahmen die Stadt ein und vertrieben die evangelischen Pfarrer. Zweihundert Bürger, welche denselben das Geleite gaben, fanden bei ihrer Rückkehr die Thore verschlossen und wurden dann von Straßburg gastlich aufgenommen. In Kenzingen wurde die Gegenreformation mit Gewalt durchgeführt, die Bibel und andere evangelische Schriften wurden öffentlich verbrannt, und der Stadtschreiber von Kenzingen, ein eifriger Anhänger der neuen Lehre, enthauptet. Seit dieser Zeit ist Kenzingen katholisch geblieben; neuerdings hat sich eine kleine evangelische Diasporagemeinde daselbst gebildet.

Die Stadt wanderte als Pfandschaft noch in verschiedene Hände und fiel 1564 dauernd an Oesterreich zurück. Während des Dreißigjährigen Krieges wurde Kenzingen von den Schweden im J. 1634 vergeblich belagert. Im J. 1637 zog Herzog Bernhard von Weimar vor die Stadt und zerstörte einen Theil derselben. Im J. 1703 ließ der französische Marschall Villars die Mauern der Stadt niederreißen und brandschatzte die Einwohner. Die Kaiserin Maria Theresia gab 1741 der Stadt das Schultheißenamt und mehrere andere Rechte. Im J. 1806 kam Kenzingen an das Großherzogthum Baden.

(Wilh. Höchstetter.)

KEOS (griechisch *Κέως*, Adjectiv *Κεῖος*; lateinisch Cea oder Cia, spätgriechisch *Κία*, was jetzt Tschiá ausgesprochen wird), die westlichste, der Südostspitze Attikas zunächst gelegene in der Gruppe der Cykladischen Inseln, wird bei einer Größe von 103 □Kilom. ganz von Bergen von mäßiger Erhebung (höchster Gipfel, jetzt nach dem heiligen Elias benannt, 568 Meter) eingenommen, deren Abhänge und Thalschluchten infolge der genügenden Bewässerung des Bodens (worauf der angebliche älteste Name der Insel *Ὑδροῦσσα* zurückzuführen ist)[1]) mit

1) Vgl. *Heraclid.*, De reb. publ. 9, 1; *Plin.* n. h. IV, 12, 62; *Hesych.* s. v. *Ὑδρουσα*.

reicher Vegetation bedeckt sind. Viehzucht (welche unter der besondern Obhut des hier als Gott verehrten Heros Aristäos stand), Wein- und Feigenbau bildeten die Haupterwerbsquellen der durch ihre Mäßigkeit und Sittenstrenge berühmten Bewohner[2]) der Insel im Alterthume; der wichtigste Exportartikel war Röthel (*μίλτος*)[3], dessen Ausfuhr die Athener durch besondere Verträge mit den einzelnen Städten der Insel sich als Monopol gesichert hatten (s. die Inschrift bei Böckh, Die Staatshaushaltung der Athener, Bd. II. S. 349 fg. = C. I. A. II. n. 546). Gegenwärtig sind die wichtigeren Exportartikel die gerbstoffreichen Eicheln der Knoppereiche (quercus aegilops), Honig, Wein, Feigen und andere Südfrüchte.

Hellenische Bewohner soll die Insel zuerst von Naupaktos aus unter Führung eines heros eponymos Keos, sodann von Athen aus unter Führung des Theosidamas erhalten haben.[4]) In der historischen Zeit war die Bevölkerung auf vier selbständige Gemeinwesen bildende Städte vertheilt: Julis, Koressos oder Koressia, Karthäa und Poiessa. Julis, bekannt als Heimat der Dichter Simonides und Bakchylides, des Sophisten Prodikos, des Arztes Erasistratos und des Philosophen Peripatetikers Ariston, lag an der Stelle des jetzigen Hauptortes der Insel des Städtchens Tichia, am nördlichen Abhange des Elasbergos; ein spitziger Felskegel trug die Akropolis der alten Stadt nebst einem Tempel des Apollon; die Unterstadt, in welcher Heiligthümer der Artemis, des Hermes im Gymnasion und des Dionysos erwähnt werden, zog sich terrassenförmig nach einem Bergkessel herab. Etwas über eine Stunde nordwestlich von da an der jetzt dem heiligen Nikolaos geweihten Bucht, in welche sich ein von den Alten Elapos genannter Bach ergießt, lag Koressos oder Koressia mit einem Heiligthume des Apollon Smintheus (Strab. X. p. 487). Oberhalb der jetzt Pelikes (*ἡ καλὴ Ἡσύχιος* genannten Bucht am südlicheren Theile der Ostküste lag die Stadt Karthäa, von welcher noch bedeutende Ruinen — darunter die eines Tempels des Apollon und eines kleinen Theaters erhalten sind; endlich etwa 1½ Stunde westlich von da, oberhalb der jetzt Kunduru genannten Bucht der Westküste, Poiessa, zu welcher Heiligthümer des Apollon Smintheus und der Athena Nedusia gehörten (Strab. X. p. 487).

Diese vier Städte, von denen zur Zeit des Strabon (X. p. 486) nur noch zwei fortbestanden, die Bewohner von Koressos waren nach Julis, die von Poiessa nach Karthäa übergesiedelt, standen in der Zeit vor den Perserkriegen unter der Oberherrschaft der euböischen Stadt Eretria (*Strab.* X. p. 448). Nach den Perserkriegen schlossen sie sich dem athenischen Seebunde an (s. die Tributlisten C. I. A. I. n. 226 fg.), traten dann im J. 378 auch dem zweiten athenischen Bunde bei (C. I. A. II. p. 17), fielen aber (wenigstens Julis) im J. 364 von demselben ab, bis sie durch Chabrias zum Wiederanschluß an den Bund genöthigt wurden (s. die von H. Köhler in den Mittheilungen des deutsch-archäologischen Instituts in Athen, Bd. II. S. 142 fg. publicirte Inschrift). Zur Zeit des Höhepunktes der Macht des ätolischen Bundes schlossen sie Freundschaftsverträge mit den Aetoliern (s. die Inschriften C. I. G. n. 2350—2352). Antonius schenkte die Insel den Athenern (*Appian.* b. civ. V. 7). Im byzantinischen Reiche gehörte sie zur Eparchie von Hellas oder Achaia (*Hierokl.* Synecd. p. 646, 2). Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner ergriffen im J. 1207 vier venezianische Freibeuter — Pietro Giustiniani, Dominico Michieli und die Brüder Andrea und Geremia Ghisi — Besitz von Keos und Seriphos und theilten diese unter sich; unter dem Schutze von Venedig behaupteten sie nicht nur selbst, sondern auch ihre Nachkommen, beziehentlich Rechtsnachfolger sich in diesem Besitze. Im J. 1537 eroberte Khaireddin Barbarossa die Insel Keos. Im J. 1541 wurde dieselbe mit dem Herzogthume Naxos vereinigt und kam mit diesem 1566 in die Gewalt der Türken.[5]) Heutzutage bildet sie in Verbindung mit Kythnos und Seriphos eine Eparchie des Nomos der Kykladen im Königreiche Hellas.

Vgl. P. O. Bröndsted, Reisen und Untersuchungen in Griechenland. Buch I. Paris 1826. L. Roß, Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres, Bd. I. S. 125 fg. C. Bursian, Geographie von Griechenland, Bd. II. S. 467 fg. A. Miliarakis, *Κυκλαδικὰ ἤτοι γεωγραφία καὶ ἱστορία τῶν Κυκλάδων νήσων* Athen 1874 S. 45 fg. *(C. Bursian.)*

KEPHALLENIA, *Κεφαλληνία*, spätgriechisch auch *Κεφαλονία*, daher von den Italienern Cefalonia genannt, griechische Insel im Jonischen Meere, dem Eingange in den äußern korinthischen Meerbusen Golf von Patras gegen Westen vorgelagert, hat ihren Namen von dem wahrscheinlich zum lelegischen Volksstamme gehörigen Volke der *Κεφαλλῆνες*, welche in den Homerischen Dichtungen als die Bewohner dieser und der benachbarten Inseln erscheinen, während die Insel selbst in der Ilias wie in der Odyssee mit dem jedenfalls von phönikischen Ansiedlern herstammenden Namen Samos oder Same bezeichnet wird.[1]) Die Insel, welche einen Flächeninhalt von

---

[2]) Vgl. A. Boeckh, Gesammelte kleine Schriften, Bd. VII. S. 84 fg., dann die von Dr. Köhler in den Sitzungsberichten der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Jahrg. 1865, S. 1 fg. publicirten Gesetze über die Kyklades-Frauenschule.

[3]) Der Handel damit wird schon in der Ilias (XI. 632) erwähnt. Vgl. Schol. Aristoph. Pac. 1000. Hesych. s. v. Κηΐη. Plin. XXXV. 32. Vgl. Boeckh, Die Staatshaushaltung der Athener, Bd. I. S. 84 fg. Ross, Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres, Bd. I. S. 125 fg. Curtius, Inschriften von Keos, Hermes, Bd. II. S. 129 fg. Bursian, Geographie von Griechenland, Bd. II. S. 467. Miliarakis, *Κυκλαδικὰ* S. 46 fg.

[4]) Vgl. A. Conze, Neue archäologische Analecten in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, philos.-hist. Kl. XXXII, 439 fg. und 441 fg.

[5]) Vgl. Leake, Travels in Northern Greece, Bd. III. S. 671. 845; ferner Ross, Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres, Bd. I. S. 125. 141; Bursian, Geographie von Griechenland, Bd. II. S. 467. 471. Der Name Kephallenia kommt bei Homer nicht vor. Herodot IX. 28 nennt allgemein Kephallenier diejenigen Bewohner der Ionischen Inseln, welche mit dem Perserkönig Xerxes gegen Griechenland zogen. Strabon (X. p. 456) leitet den Namen von dem eponymen Kephalos ab, welcher Sohn des Hermes und der Herse, Tochter des Kekrops, gewesen sein soll. Vgl. auch Strabon X. p. 452. Vgl. Herodot., De reb. publ.

664 □Kilom. hat, wird in ihrer ganzen Länge von Südosten nach Norden von einer Bergkette durchzogen, deren höchste und bedeutendste Masse von den Alten Ainos (s. d.), heutzutage gewöhnlich „der Berg" (τὸ βουνό) schlechtweg, oder nach den durch einen Waldbrand im J. 1797 stark gelichteten Tannenwäldern, welche seine Abhänge bedecken, „Elatovuno" genannte Gebirge bildet. An dieses schließt sich im Nordwesten eine niedrigere, jetzt Hagia Dynati genannte Bergmasse, deren nördliche Abhänge durch das fruchtbare Thal von Pylaros von einem dritten weit nach Norden vorgeschobenen Höhenzuge (jetzt Kalon oros genannt) getrennt werden, der die der Westküste der Insel Ithaka parallel laufende Halbinsel Erisso (ein wahrscheinlich aus dem Alterthume erhaltener, in antiken Quellen freilich nicht nachweisbarer Name) bildet. Der Hauptkette laufen kürzere und niedrigere Höhenzüge im Osten (Höhenzug von Atros, durch das fruchtbare Thal von Rakli vom Ainosgebirge getrennt) und im Westen (Berge Comorphia, Xerakias und Daphnias) parallel. An den letztern wird durch den Isthmos von Hagia Kyriaki die im übrigen von dem Körper der Hauptinsel völlig losgelöste, von einem besondern, im Cap Akrotiri gegen Süden, im Cap Atheras gegen Norden endenden Höhenzuge gebildete Halbinsel Paliki angeknüpft, in deren Benennung der Name der antiken Stadt Pale erhalten ist.[2]) Zwischen der Ostküste dieser Halbinsel, an welcher jetzt das zweitgrößte Städtchen der Insel Lixuri liegt, und der Westküste des mittlern Theiles der Hauptinsel zieht sich eine tiefe Einbuchtung hin, welche jetzt nach der an ihrer Südostecke auf einer kleinen, von der Westküste der Hauptinsel gegen Nordwesten vorspringenden Halbinsel gelegenen modernen Hauptstadt Argostoli der Golf von Argostoli genannt wird. — Die ganze Insel ist ziemlich wasserarm, da die Bäche (eigentliche Flüsse hat sie nicht) fast durchgängig während der Sommermonate versiegen[3]), jedoch im ganzen fruchtbar und wohl angebaut. Die Hauptexportartikel sind jetzt Korinthen und Wein, ferner Oel, Südfrüchte, Baumwolle und Seide; der Getreidebau, der im Alterthume besonders auf der Halbinsel Paliki blühte (s. *Polyb.* V, 3), reicht jetzt nicht aus, um den Bedarf der (nach der Zählung von 1879 68,321 Seelen betragenden) Bevölkerung zu decken. — Eine besondere Merkwürdigkeit der Insel bilden jetzt die zwei nördlichen vor der Stadt Argostoli befindlichen „Meermühlen", welche von einem aus dem Boden hervorbrechenden und bald wieder in einer Katabothre verschwindenden Strome von Meerwasser getrieben werden. Auf vulkanische Kräfte, von deren Existenz starke in der Nähe des Städtchens Lixuri aufsprudelnde Schwefelquellen Zeugniß geben, sind wahrscheinlich die häufigen Erdbeben zurückzuführen, welche bis in die neueste Zeit — zuletzt in besonders verheerender Weise im J. 1867 — die Insel heimgesucht haben.

Während die Homerischen Gedichte die ganze Insel als einen Bestandtheil des Reiches des Odysseus darstellen, bildete dieselbe in der historischen Zeit des Alterthums eine Tetrapolis, d. h. eine Gruppe von vier selbständigen Städten, von denen jede ihr eigenes Gebiet hatte, ihre eigenen Münzen[4]) prägte und ihre innere und auswärtige Politik nach eigenem Gutdünken leitete. Unter diesen war wenigstens in der älteren Zeit die bedeutendste die den ältesten Namen der Insel selbst tragende Stadt Same (Einwohner Σαμαῖοι), die ungefähr in der Mitte der Ostküste an der noch jetzt Samos genannten Bucht lag. Im Vertrauen auf die Stärke ihrer zwei durch eine Schlucht getrennten Felshöhen (deren eine nach *Liv.* 38,29 den Namen Kyathis führte) einnehmenden Akropolis leistete die Stadt im J. 189 v. Chr. einem römischen Heere unter M. Fulvius Nobilior vier Monate lang hartnäckigen Widerstand, wofür sie durch Plünderung und Verwüstung büßen mußte; doch blieb sie nicht, wie einige Schriftsteller angeben, seitdem in Trümmern liegen, sondern wurde wiederhergestellt, wie die südöstlich von dem Dorfe Sto Gialo erhaltenen Ueberreste, die zu einem beträchtlichen Theile aus der römischen Zeit stammen[5]), beweisen. — Zum Gebiete der Stadt gehörte jedenfalls die Halbinsel Erisso, an deren Ostküste, der Insel Ithaka gegenüber, ein Hafen Panormos lag (*Artemid.* bei Porphyr. de antro nymph. 4 p. 88 ed. Hercher.; *Antipatros* in Anthol. Pal. X, 25; C. I. Gr. n. 6190[b]).

Der südlichere Theil der Osthälfte der Insel bildete das Gebiet der Stadt Pronnoi oder Pronesos,[6]) deren Stelle nicht mit Sicherheit nachzuweisen ist; jedenfalls lag sie östlich vom Berge Ainos oberhalb, beziehentlich innerhalb des Thales von Rakli, an dessen nördlichem wie südlichem Ende Reste von alterthümlichen Befestigungen erhalten sind.[7]) Der westlichere Theil des Hauptkörpers der Insel, das Terrain von den westlichen Abhängen der Hauptkette bis zum Isthmos von Hagia Kyriaki, bildete das Gebiet der Stadt Krane oder Kranioi, von deren Ringmauern sich noch bedeutende Ueberreste auf einigen Felshügeln zwischen den Dörfern Razata und Krania, südöstlich von der Stadt Argostoli, finden.[8]) Die jetzige Halbinsel Paliki endlich bezeichnet, wie schon bemerkt, das Gebiet der alten Stadt Pale oder Paleis, der einzigen von den vier Städten der Insel, welche am Kampfe der Griechen gegen die Perser Antheil nahm (nach *Herod.*

32). Nach *Plin.* n. h. IV, 12, 54 soll die Insel in alter Zeit den Namen Melăna geführt haben.

2) Die schon von Strabo (X, 456) bekämpfte, von einigen Neueren wieder aufgenommene Hypothese des Pherekydes, daß diese Halbinsel das Homerische Dulichion sei, ist völlig grundlos. 3) Darauf gründet sich wol die Notiz bei *Aelian.*, De anim. III, 32, daß die kephallenischen Ziegen sechs Monate lang nicht saufen.

4) Vgl. über diese Ach. Postolakas, *Κατάλογος τῶν ἀρχαίων νομισμάτων τῶν νήσων Κερκύρας, Λευκάδος, Ἰθάκης, Κεφαλληνίας, Ζακύνθου καὶ Κυθήρων* (Athen 1868), S. 91 fg. 5) Vgl. über diese O. Riemann, Recherches archéologiques sur les îles Ioniennes. II. Céphalonie (Paris 1879) p. 34 fg. 6) Ueber die verschiedenen Schreibungen des Namens vgl. die Nachweisungen in meiner Geographie von Griechenland Bd. II, S. 376, Anm. 2. 7) Vgl. über diese O. Riemann, Recherches archéologiques sur les îles Ioniennes. II. Céphalonie p. 52 fg. 8) Vgl. darüber O. Riemann a. a. O. S. 18 fg.

IX, 28) fochten in der Schlacht bei Platää 200 Paleer im griechischen Heere). Im J. 218 v. Chr. leistete sie einer Belagerung und Berennung von seiten des Königs Philipp V. von Macedonien erfolgreichen Widerstand (*Polyb.* V, 3 fg.), unterwarf sich aber im J. 189 v. Chr. ebenso wie die übrigen Städte der Insel (außer Same) ohne Kampf den Römern (*Liv.* 38, 28). Ziemlich unbedeutende Ueberreste der Stadt finden sich an der Ostküste der Halbinsel auf einem Hügel eine halbe Stunde nördlich von Lixuri.[2]) Infolge ihrer politischen Zerfahrenheit hat die Insel im Alterthume niemals eine bedeutende Rolle in der Geschichte gespielt. Im Peloponnesischen Kriege stand sie vom J. 431 an — anfangs allerdings nicht ganz freiwillig (vgl. *Thuk.* II, 30) — bis zu dem unglücklichen Ausgange der sikelischen Expedition auf Seite der Athener. Dem zweiten athenischen Seebunde schloß sich nur die Stadt Pronnoi freiwillig an (C. I. A. II. n. 17); die übrigen Städte wurden durch Iphikrates im J. 372 zur Unterwerfung gezwungen (*Xen.* Hellen. VI, 2, 32 und 38). Später war die Insel Mitglied des ätolischen Bundes und nahm an den Kämpfen der Aetoler gegen die Achäer, Makedonier und Römer Antheil, wodurch sie an Wohlstand und an Bevölkerungszahl schwere Verluste erlitt. Beim Friedensschluß zwischen den Römern und Aetolern wurde sie anfangs vom Frieden ausgeschlossen, dann aber, als ihre Städte sich theils freiwillig, theils gezwungen (Same) den Römern unterworfen hatten, von diesen für frei erklärt. In den Jahren [illegible] v. Chr. lebte C. Antonius, Cicero's College im Consulat, als Verbannter auf der Insel und schaltete darin wie in seinem Eigenthume; er begann den Bau einer neuen Stadt, führte aber infolge seiner Rückkehr nach Rom dieses Unternehmen nicht zu Ende (*Strab.* X, p. 455). Hadrian gab die Insel den Athenern zum Eigenthum (*Dio Cass.* 69, 16). Seit der byzantinischen Zeit hat sie im wesentlichen die Schicksale der übrigen ionischen Inseln getheilt. Heutzutage bildet sie mit der Nachbarinsel Ithaka und einigen kleineren einen eigenen Nomos des Königreichs Hellas, der nach der Zählung vom J. 1879 eine Gesammtbevölkerung von [illegible] Seelen zählte.

Vgl. C. Bursian, Geographie von Griechenland Bd. II. S. 371 fg. (wo die wichtigere ältere Litteratur angeführt ist). K. W. M. Wiebel, Die Insel Kephalenia und die Meermühlen von Argostoli (Hamburg 1873). C. Riemann, Recherches archéologiques sur les îles Ioniennes, II. Céphalonie (Paris 1879. Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome, fasc. XII). A. Freiherr von Warsberg, Odysseische Landschaften. III. Band (Wien 1878) S. [illegible] fg. [illegible] Lideratos, Alterthümer von der Insel Kephalenia (Erlangen 1880; in griechischer Sprache, nur der Titel deutsch). [illegible]

KEPHALOS. Die Sage vom Heros Kephalos (vgl. Preller Gr. Myth. II[3] 144) wurzelt im attischen Gau Kephale [illegible], wie das Geschlecht der Kephaliden [illegible] ihn als Eponymos ehrte.[1]) Den Kern der Sage bildet die Liebe der Eos, welche ihn, da er als rüstiger Jäger frühmorgens auf das Weidwerk geht, um seiner Schönheit willen entrafft (als Kind dieser Verbindung nennt Hesiod [th. 986] den Stern Phaethon.). Nun ist dies ein Zug im Wesen der Eos, der mehrfach wiederkehrt und also allgemeine Geltung besaß (vgl. Preller I[3], 360, Welcker, Gr. G. I, 681). Eos, die ewig junge und schöne, entführt, so rasch wie sie selber enteilt, den blühenden Jüngling aus dem Kreise der Lebenden — ein freundlich tröstliches Bild für den Tod in der Jugend, der dem verhaßten Alter entrückt. Wenn diese mythische Anschauung auf Betrachtung menschlicher Natur und Geschickes ruht[2]), und also das Verhältniß von der Göttin und dem Sterblichen zu Grunde liegt, so scheint mir dadurch eine naturmythische Deutung des Kephalos[3]) ausgeschlossen, wie denn auch die Liebesverfolgung des Mannes durch das Weib durch deren göttliche Uebermacht ihr Anstößiges verliert. Auch die bildende Kunst[4]), besonders die Vasenmalerei hat die Scene der Entrückung bevorzugt, wie Kephalos, gewöhnlich mit Hund und Speer zur Jagd ausgerüstet, von der ihm nacheilenden Eos verfolgt wird; und sie hat dieser Vorstellung typische Allgemeinheit für die Hinwegraffung männlicher Jugend ertheilt (vgl. O. Jahn, Arch. Beitr. S. 93 fg.). An den Ruhm des Jägers wurden märchenhafte Züge aus diesem Kreise ritterlicher Lebensführung angeknüpft, wodurch die Sage ausgedehnter und verwickelter wurde. Seine menschliche Gemahlin Prokris, schon Od. λ 321[5]) genannt, wird von ihm in ihrer ehelichen Treue versucht; überführt flieht sie nach Kreta und wird des Minos oder Artemis Jagdgenossin; dorther bringt sie ihrem versöhnten Gatten Wundergaben mit, einen nie fehlenden Speer[6]) und einen unentfliehbaren Hund. Das Ende der Prokris erzählt die Sage, indem sie auf das ursprüngliche Bild des morgendlichen Jägers einlenkt. Als Kephalos am Morgen laut nach der Nephele (*Pherek.* ὦ νεφέλη παραγενοῦ) oder Aura (Ov.), d. i. nach der kühlenden Morgenluft verlangt, muthmaßt Prokris eine Nebenbuhlerin und ihm durch das Gebüsch nachschleichend wird sie aus Versehen von dem Speere des Gatten niedergeschossen (ein hierauf bez. Vasenbild Millingen, Un. Mon. I, 14). Wegen der Blutschuld verbannt[7]), geht Kephalos nach Böotien, wo sich die Wunderkraft seines Hundes bei der Jagd des

[illegible]

1) Vgl. U. von Wilamowitz-Möllendorf, Hermes [illegible] S. 414 [illegible] — Kephalos Sohn des Deïon *Apol.* III, 15 [illegible] 14, 3. 2) Wie auch der [illegible] des Sterblichen und [illegible]. 3) Wie sie a. a. O. [illegible] gleich Orion [illegible]. 4) [illegible] *Paus.* III, 18, 7 [illegible]. 5) In dem Scholion erzählt [illegible] *Hygin.* f. [illegible] daß wie die Verführ[illegible] noch schlimmeren [illegible] M. 7, 687 fg. 6) Πρόκριδος [illegible]. 7) „Ein exemplificatorischer [illegible] φόνου ἀκουσίου" von Wi[illegible]

Teumessischen Fuchses (*Ov.* M. 7, 759 fg) erweist, — eine Sage, die aus anderer Wurzel erwachsen war, s. Preller II, 148 Anm. 2 und 3). — Kephalos auf Münzen der Kephallenier und danach bestimmte Statuette, Gazette archéol. 1876 pl. 36. (Bonet, Essai sur les médailles de Céphalonie).

(*F. A. Voigt.*)

KEPHALOTHRYPSIE nennt man die eine der geburtshülflichen Operationen, durch welche der künstlich geöffnete Schädel der Frucht unter der Geburt fest gefaßt und extrahirt wird. Die Bezeichnung Kephalothrypsie ist abzuleiten von κεφαλή, Kopf, und θρύπτειν, zertrümmern, daher ist die Schreibweise Kephalotripsie (τρίβειν, reiben, streicheln) falsch. Die Kephalothrypsie kann und darf nur ausgeführt werden, nachdem in die knöcherne Schädelkapsel eine Oeffnung angelegt worden ist (Perforation), welche den Austritt des Gehirns aus dem Schädelinnern vor und bei der durch die Kephalothrypsie stattfindenden Compression des Schädels gestattet. Ohne vorhergehende Perforation, resp. Enthirnung, ist durch die Kephalothrypsie allein der nöthige Grad der Verkleinerung des Kopfumfanges nicht zu erzielen. Ist aber dieselbe angezeigt, so muß der Arzt zum Besten der kreißenden Mutter den kindlichen Schädel auf den möglichst kleinen Umfang zu reduciren suchen. Wird der Kephalothryptor ohne vorherige Perforation angelegt, so verlängert sich der Kopf nach der Seite des mangelnden Widerstandes und eine wirkliche Verkleinerung findet trotz seiner Zertrümmerung nicht statt. Es ist also der Kephalothryptor nicht ein eigentliches Verkleinerungsinstrument, da er nur als Extractionsinstrument nach vorhergeschickter Perforation Bedeutung gewinnt.

Soll die Kephalothrypsie ausgeführt werden, so sind besondere Vorbedingungen nöthig. Es muß nämlich das mütterliche Becken so weit sein, daß wenigstens der enthirnte und zerquetschte Schädel dasselbe passiren kann, ferner muß der Muttermund genügend erweitert und der Schädel durch die Geburtsthätigkeit oder die Hand eines Assistenten gut fixirt sein. Unter diesen Umständen ist die Kephalothrypsie angezeigt, wenn das mütterliche Becken so verengt ist, daß bei vorliegendem Schädel der Frucht die Zange nicht mehr ohne Schaden für die Mutter angewendet werden kann, der Kaiserschnitt aber noch nicht ausgeführt werden muß (sogenanntes Perforationsbecken), ferner wenn der nachfolgende Kopf weder manuell noch mit der Zange extrahirt werden kann, ferner wenn bei mäßiger Beckenverengerung die Frucht notorisch todt oder ihr Schädel hydrocephalisch erkrankt ist, und endlich wenn vor oder nach der Geburt des Schädels andere Fruchttheile im Beckenkanal feststecken und das mütterliche Leben gefährden. Nur die erste Indication kann, solange die Frucht noch lebt, umgangen werden, wenn nämlich die Mutter auf jeden Fall ein lebendes Kind gebären will und sogar vor einer lebensgefährlichen Operation nicht zurückschreckt; es ist dann, aber auch nur wenn die Mutter zustimmt, der Kaiserschnitt gestattet.

Das Instrument, mit welchem die Kephalothrypsie ausgeführt wird, der Kephalothryptor oder Kephalothrypter, wurde von Baudelocque (1829) angegeben, fälschlich aber Cephalotrib benannt. Er stellt eine aus zwei in einem Schlußtheile zu vereinigenden Blättern bestehende, starke, comprimirende Zange mit sehr kleiner Kopfkrümmung, aber mit einer Beckenkrümmung, welche der Zange ziemlich gleichkommt, dar. Jedes Blatt endet nach oben in einen unten starken Löffel, der an die Seitentheile des Schädels zu liegen kommt, und nach unten in den Griff, der beiderseits die entsprechenden Theile des Compressionsapparates trägt. Baudelocque's Instrument war zu plump und zu schwer und es bedurfte, trotzdem es von der Pariser Akademie (1833) einen Preis erhielt, doch längerer Zeit, ehe es allgemein Eingang fand. Erst durch mannichfache Verbesserungen wurde es brauchbar und kam allgemein in Anwendung, wie es noch jetzt in Frankreich der Fall ist. In England ersetzte man jedoch seit 1872 die Kephalothrypsie vielfach durch andere Extractionsmethoden des perforirten Schädels (Simpson's Cranioklast, Barnes' Craniotomy-Forceps u. s. w.) und auch in Deutschland ziehen viele angesehene Operateure der Gegenwart den englischen Instrumenten nachgebildete dem Kephalothryptor vor. Immerhin behält aber die Kephalothrypsie ihren großen Werth für diejenigen Beckenverengerungen, bei denen es sich um die alleinige Extraction des perforirten Schädels handelt. Liegen dagegen so hochgradige Beckenverengerungen vor, daß auch die Schädelbasis zertrümmert werden muß, so wird man gutthun, andere Operationen zu bevorzugen. Hierher gehört unter andern von England, Italien und Frankreich aus empfohlenen Operationen die von Guyon (1867) vorgeschlagene und nach ihm von Wasseige (1877) empfohlene Céphalotripsie intracranienne. Sie besteht darin, daß man einen Tire-Fond in das Schädeldach einbohrt und es mit einer darübergesetzten Trepankrone perforirt. Durch diese gewonnene Oeffnung setzt man den Tire-Fond in die Basis cranii ein und trepanirt nun diese mit einer etwas kleineren Trepankrone.

Der zweckmäßigste Kephalothryptor ist der von Busch (Lehrb. der Geburtsk. 5. Aufl. 1849), an welchem neuerdings Spiegelberg das Compressorium des Braun'schen Cranioklasten anbrachte. Brauchbar ist auch der von Seyffert und der von Breisky; an ersterm ist jedoch die Kopfkrümmung zu groß und am letztern sind die Löffel gefenstert, sodaß sie nicht vor Verletzungen der mütterlichen Geburtswege durch Knochensplitter, welche durch die Fenster hindurchtreten, schützen. Als zu leicht construirt haben sich ergeben die Kephalothryptoren von Kiwisch und Scanzoni. Theoretisch interessant ist auch noch jenes Instrument, welches Cohen angab, um die Perforation und Kephalothrypsie mit einem male auszuführen; er nannte es die perforatorische Cephalotribe.

Ein brauchbarer Kephalothryptor ist 45—50 Cm. lang, wovon circa 25 Cm. auf die Löffel zu rechnen sind, und ungefähr $2^1/_4$ Pf. (1125 Gramm) schwer. Die Löffel sind ungefenstert und tragen an ihrer Innenfläche eine vorspringende Leiste. Die Kopfkrümmung soll $3{,}_5$—$4{,}_5$ Cm. die Beckenkrümmung 8—10 Cm. betragen. Man hat neuerdings auch vorgeschlagen (Kidd, Kulenkampff), die

Beckenkrümmung in Wegfall zu bringen; da aber gerade bei hochgradig verengtem Becken der Kindskopf hoch stehen bleibt, so muß man, soll man ihn gut fassen können, eine gute Beckenkrümmung an dem Instrumente besitzen. Fehlt die letztere, so muß der zu zermalmende Kopf tief stehen, und das ist in der Praxis nur selten der Fall. Das Schloß des Kephalothryptors soll nach Brünninghausen construirt sein. Der Compressionsapparat, durch welchen die Löffel und Griffe einander genähert werden, besteht entweder in einer an einer Schraube befindlichen Klammer oder in einer Flügelschraube.

Die Kephalothrypsie zerfällt in drei Acte, in die Anlegung des Kephalothryptors, in die Fixirung desselben am perforirten Schädel und in die Extraction des letztern. Die Anlegung des Instruments geschieht in ähnlicher Weise, wie die der Zange, aber stets auf dem Querbette und unter Leitung der halben oder ganzen Hand. Es muß der eine Löffel in die linke, der andere in die rechte Seite der Gebärmutter möglichst hoch hinaufgeführt, der Kopf also quer gefaßt werden. Sind beide Blätter hoch angelegt, so werden unter starker Senkung der Griffe die Schlußtheile ineinandergefügt. Ist der Kopf fest gefaßt, so beginnt der zweite Act, die Fixirung des Instruments am schlotternden Schädel, welche nur durch Zertrümmerung der Kopfknochen zu erreichen möglich ist. Der Geburtshelfer oder besser ein Assistent setzt zu diesem Zwecke ganz allmählich — damit der gefaßte Kopf nicht aus dem Instrumente ausgleitet — den Compressionsapparat in Bewegung und zwar so lange, bis der dem Instrument höchstmögliche Grad der Compression erreicht ist. Hat der Kephalothryptor nur einen Theil des Schädels zermalmt, oder liegen höhere Grade der Beckenverengerung vor, so empfiehlt es sich, nach der erstmaligen Compression das Instrument aufzuschrauben, abzunehmen und nochmals in einen andern Durchmesser anzulegen, um auch hier die Schädelknochen zu zertrümmern, ehe man extrahirt. Dieser Vorschlag stammt von Pajot, welcher (1863) diese Operation als Céphalotripsie répétée sans tractions angegeben hat. Ist das Compressorium zum ersten mal oder wiederholt vollständig geschlossen, so folgt der dritte Act, die Extraction. Behufs dieser zieht man an den Griffen des zugeschraubten Instruments stark nach abwärts, solange der Kopf hoch steht. Dreht sich dabei das Instrument um seine Längsachse, so hat man dieser Drehung ruhig nachzugeben, weil dabei der Schädel sich den Beckenräumlichkeiten anpaßt. Folgt dagegen bei der Extraction das Instrument zu rasch, so hat man sofort mit dem Zuge nachzulassen, um nachzufühlen, ob das Instrument abgleitet. Ist dies der Fall, so muß es abgenommen und wieder angelegt werden, wenn nicht durch Einhaken des Fingers in die Perforationsöffnung der Kopf zum Herabtreten zu bewegen ist. Stets hat man aber darauf zu achten, daß abspringende Knochensplitter die Vagina nicht verletzen. Sobald der Schädel in dem Kephalothryptor bis zum Beckenausgang gelangt ist, wird letzterer abgenommen und der Kopf manuell vollends entwickelt.

(E. Kormann.)

KEPHISODOTOS, Name zweier attischer Bildhauer aus einem vielleicht aus Paros nach Athen eingewanderten, durch viele Generationen blühenden Künstlergeschlechte, dem auch der berühmte Praxiteles, der Schöpfer der Hermesstatue in Olympia, angehört. Beide Namen pflegten in der Familie zu wechseln. Wir kennen einen älteren Praxiteles, den Zeitgenossen des Phidias und vermuthlich Vater des älteren Kephisodotos. Dieser letztere, den Plinius (34, 50) in Ol. 102 (c. 370 v. Chr.) datirt, Pausanias (8, 30. 10) als Athener anführt, hat bereits hohen Ruhm erlangt und auch außerhalb Athens Werke hinterlassen.

Für das Ol. 102, 2 (370 v. Chr.) gegründete Megalopolis, die neue Bundeshauptstadt Arkadiens, bildete er eine Marmorgruppe des thronenden Zeus, umgeben von Statuen der Stadtgöttin und der Artemis Soteira (*Paus.* 8, 30. 10) unter Beihülfe seines Landsmanns (und Bruders?) Xenophon; auf dem Helikon einen Theil der Musenstatuen, die hier zum ersten mal in der Neunzahl erscheinen, im Verein mit zwei andern Künstlern, Strongylion und Olympiosthenes (*Paus.* 9, 30. 1). Plinius (34, 87) erwähnt von ihm zwei Bronzewerke ohne Angabe des Standorts, einen Hermes mit dem Dionysoskinde, das Vorbild der von seinem berühmten Sohne ausgeführten Statue, und die Porträtstatue eines Redners. Erhalten ist uns in Nachbildungen nur eine Cultusgruppe der Göttin des Friedens (Eirene) mit dem Kinde Plutos (Reichthum) auf dem Arme (*Paus.* 9, 16, 2), welche wahrscheinlich nach der Schlacht bei Leukas Ol. 101, 2 (375 v. Chr.) in Athen für den neugestifteten Cultus geweiht wurde, und von der sich eine gut erhaltene, überlebensgroße Marmorcopie in München (Brunn, Glyptothek Nr. 96), zwei Fragmente (die Figur des Knaben) im Municipalmuseum des Peiräeus (Mittheil. des deutschen arch. Instituts in Athen VI, p. 363 fg.) und im dresdener Museum (Hettner Nr. 55[3], Clarac, Mus. de sculpt. 675, 1557), Nachbildungen außerdem auf Münzen von Athen und Kyzikos finden.

Von dem jüngeren Kephisodotos, dem Sohne des großen Praxiteles und Bruder des Bildhauers Timarchos, ist kein Werk direct überliefert. Plinius (34, 51. 87) datirt ihn Ol. 121 und schreibt ihm Philosophenstatuen ohne genauere Angabe zu. Pausanias (1, 8. 4) sah von ihm ein Bild der Enyo im Arestempel zu Athen, eine Statue des Menandros im Theater ebendaselbst (1, 21. 1). Auch sonst hat ihn das Porträtiren viel beschäftigt, den Redner Lykurgos bildete er mit seinen Söhnen (*Plut.* vit. X or. Lyc. 38), den Theorenidas u. a. Im Peiräeus stand von seiner Hand ein kunstreich geschmückter Altar des Zeus Soter, umgeben von den ehernen Standbildern der Athena Soteira und des Zeus Soter, deren Schöpfer nicht genannt wird, die aber mit einiger Wahrscheinlichkeit dem älteren Kephisodot zugeschrieben werden.

Vgl. Klein, Arch.-epigr. Mittheilungen aus Oesterreich 1880, S. 20 fg.; Kroker, Gleichnamige griechische Künstler (Leipzig 1883), S. 14 fg.

(Th. Schreiber.)

KEPHISSOS (*Κηφισός* ist die ältere, *Κηφισσός* die spätere und gewöhnlichere Schreibung) war der Name mehrerer Flüsse in verschiedenen Landschaften des alten Griechenlands. Der bedeutendste derselben ist der phokisch-böotische Kephissos (jetzt in seinem obern Laufe „Fluß von Dadi", in seinem untern „Mavronero" d. i. Schwarzwasser genannt), welcher am nördlichen Fuße des Parnassos im Gebiete der phokischen Stadt Lilaia aus mehrern starken Quellen, welche unter einer von antiken Mauern gestützten Terrasse hervorbrechen, entspringt, sich anfangs gegen Norden, dann, nachdem er sich mit dem aus der Landschaft Doris kommenden Bache Pindos und einigen andern Zuflüssen vereinigt hat, gegen Osten, in der Nähe der Stadt Tithronion gegen Südosten wendet und durch einen von dem Hügel Philoboiotos und dem Hadylionberge gebildeten Engpaß in der Nähe der Stadt Parapotamioi in die Landschaft Boiotien, zunächst in das Gebiet der Stadt Chaironeia, eintritt. Südlich von der Stadt Orchomenos verliert er sich in den den größten Theil der boiotischen Tiefebene bedeckenden Sümpfen, dem Kopaissee (s. d.), und mündet endlich durch einen unterirdischen Felsspalt, eine sogenannte Katabothre, in die Bucht von Phokä (beim jetzigen Skroponeri): ein Theil seiner Gewässer wird nach der Ansicht der Alten durch eine andere Katabothre in nördlicher Richtung abgeleitet und kommt als starker Quell unter dem Namen „Anchoe" (*Ἀγχόη*, *Strabo* IX. p. 406, offenbar *ἀναχοή*, Erguß, Ausbruch nach oben) in einer Schlucht in der Nähe der lokrischen Stadt Larymna wieder zum Vorschein. Vgl. H. N. Ulrichs, Reisen und Forschungen in Griechenland, Bd. I. (Bremen 1840), an verschiedenen Stellen; Bursian, Geographie von Griechenland, Bd. I. S. 161 fg. und S. 196 fg. — Zwei Flüsse des Namens Kephissos hat die Landschaft Attika aufzuweisen. Der bedeutendere derselben, überhaupt der für die Fruchtbarkeit des Landes wichtigste, weil nie völlig versiegende unter den attischen Flüssen, ist der im engeren Sinne des Wortes athenische Kephissos, welcher durch eine Anzahl starker am südwestlichen Fuße des Brilettos- (Pentelikon-) Gebirges entspringender Quellen in der Nähe der Ortschaft Kephisia (die noch jetzt wegen ihrer reichen Vegetation ein Lieblingsaufenthalt der Athener während der heißen Jahreszeit ist) gebildet, anfangs in westlicher, dann, nachdem er einige vom Parnes herkommende Gießbäche aufgenommen hat, in vorwiegend südlicher Richtung den westlicheren Theil des Pedion, d. h. der von den Bergen Korydallos, Parnes, Brilettos und Hymettos umschlossenen größten attischen Ebene, in ihrer ganzen Länge von Nord nach Süd durchfließt. Westlich von der Stadt Athen in der mit Oelbaum- und Weinpflanzungen und Gartenanlagen bedeckten Niederung wurde schon im Alterthume wie noch jetzt der größte Theil seiner Gewässer zur Bewässerung dieser Pflanzungen durch Kanäle abgeleitet, sodaß nur wenig davon bis zum Meer gelangt. — Einen zweiten Kephissos finden wir im westlichsten Theile der Landschaft Attika, in der Ebene von Eleusis; derselbe kommt in zwei Hauptarmen vom Kithärongebirge herab, verliert sich aber in der Nähe der Ortschaft Eleusis, bevor er das Meer erreicht, im Sande. Vgl. Bursian, Geographie von Griechenland Bd. I. S. 256 fg. — Außerdem führten nach *Strab.* IX. p. 424 noch folgende Flüsse (oder Bäche) den Namen Kephissos: einer auf der Insel Salamis (Bursian a. a. O. S. 363, Anm. 1), einer im Gebiete von Sikyon, einer auf der Insel Skyros, einer im Gebiete von Argos, der am Lyrkeiongebirge entspringt, endlich eine in der Stadt Apollonia bei Epidamnos in der Nähe des Gymnasion fließende Quelle. Von dieser hatte des sikyonischen und des argivischen Flusses auch Polemon in seiner Schrift *περὶ ποταμῶν* Erwähnung gethan (Schol. Eurip. Med. 827); den argivischen führt Pausanias (II, 15, 5; vgl. ebend. c. 20, 6) als einen der argivischen Gießbäche, welche den größten Theil des Jahres hindurch wasserlos sind, auf; die Sage motivirte diesen seinen Mangel an Wasser dadurch, daß er zu den Richtern gehört habe, welche den Streit zwischen Hera und Poseidon um die Landschaft Argolis zu Gunsten der erstern entschieden und dafür von Poseidon Strafe erlitten hätten; an einem Platze der Stadt Argos, wo man angeblich sein Gewässer unter der Erde fließen hörte, war ihm ein Heiligthum errichtet. *(C. Bursian.)*

KEPLER (Johannes), der Begründer der neueren Astronomie, wurde am 27. Dec. 1571 zu Weil-der-Stadt im Würtembergischen als ein schwächliches Siebenmonatskind in ärmlichen Verhältnissen geboren. Seine Vorfahren lebten früher unter dem Namen Kepner in Nürnberg, waren aber ursprünglich von Adel. Nachdem der Adel längere Zeit ganz in Vergessenheit gerathen, erneuerte Kaiser Maximilian II. dem Großvater Kepler's, dem Bürgermeister von Weil, die Documente. Kepler's Vater Heinrich war das vierte unter zwölf Kindern des Bürgermeisters Sebald Kepler und von unstetem abenteuerjüchtigem Charakter; er vermählte sich mit Katharina Guldenmann, der Schulzentochter aus dem benachbarten würtembergischen Dorfe Eltingen, welche ebenfalls als unruhig und eigensinnig geschildert wird. Beide Aeltern waren lutherisch, wie überhaupt die jetzt überwiegend katholische Bevölkerung Weils damals zum größten Theil lutherisch war. Häufig wird erwähnt, daß Magstatt, ein Dorf, welches eine Stunde von Weil entfernt ist, oder Leonberg der Geburtsort Kepler's gewesen. Für erstern Ort wird angeführt, daß Kepler's Mutter daselbst Verwandte besucht habe und von der Entbindung überrascht worden sei; mit ziemlicher Sicherheit kann aber angenommen werden, daß nur die Taufe in dem benachbarten Magstatt durch den der Familie verwandten Prediger J. Broll vollzogen wurde. Die Annahme der Geburt in Leonberg beruht auf Irrthum und läßt sich dadurch erklären, daß die Aeltern Kepler's ihren Wohnsitz vier Jahre nach der Geburt des Sohnes dorthin verlegten.

Drei Jahre nach der Geburt Joh. Kepler's verließ der Vater seine Familie, indem er sich von Alba gegen Belgien anwerben ließ. Bald zog ihm seine Frau nach und ließ das Kind in der Pflege der Großältern zu Weil. Das nächste Jahr 1575 brachte jedoch beide Aeltern zurück und es folgte nun die erwähnte Uebersiedelung nach Leonberg. In diese frühe Jugendzeit fällt auch bereits

eine lebensgefährliche Pockenkrankheit, von der Kepler heimgesucht wurde und welche ihn mit Verlust des Augenlichts bedrohte; eine gewisse Schwäche des Gesichts behielt er sein Leben lang.

Auch nach der Rückkehr der Aeltern trat keine erfreulichere Wendung im Leben des jungen Kepler ein. In den Jahren 1576—1577 befand sich der Vater schon wieder in Belgien im Kriegsdienst, dann verloren die Aeltern durch eine Bürgschaft den größten Theil ihres Vermögens. Infolge dessen siedelten sie 1579 zeitweise nach dem jetzt badischen Dorfe Elmendingen bei Pforzheim über, wo der Vater eine Wirthschaft gepachtet hatte. Das Geschäft sagte ihm nicht zu und 1589, nachdem zuvor die Rückkehr nach Leonberg erfolgt war, verließ er seine Familie durch häuslichen Zwist veranlaßt auf immer, trat in österreichische Kriegsdienste, kämpfte gegen die Türken und fand hierbei wahrscheinlich seinen Tod. Man hat nie erfahren, wo und wann er starb.

Hieraus ist ersichtlich, daß Armuth und trübes Geschick Kepler schon in der Jugend begleitete. Natürlich mußte darunter auch seine erste Erziehung, sein Bildungsgang leiden. Seine Mutter konnte nicht lesen und schreiben, aber immerhin hatte Kepler bereits 1577 mit dem Schulbesuche angefangen, und zwar besuchte er zuerst die deutsche, dann die lateinische Schule in Leonberg. Der häufige Wechsel des Wohnorts veranlaßte selbstverständlich große Unregelmäßigkeit im Lernen und außerdem blieb Kepler noch lange kränklich; während der Jahre 1580—1582 hielten ihn gar Feldgeschäfte ab. Nun wurde er aber infolge der an ihm bemerkten Begabung (1583) zum Studium der Theologie bestimmt und er durchlief rasch die würtembergischen Klosterschulen zuerst zu Adelberg, dann in Maulbronn. Schon 1588 bestand er mit Glanz das Baccalaureatsexamen zu Tübingen und fand dadurch im folgenden Jahre Aufnahme ins dortige Stift, wo er sich zuerst dem philosophischen Studium widmete. Einer seiner Lehrer war Maestlin und durch diesen, der allerdings im öffentlichen Vortrage das System des Ptolemäus docirte, wurde er im Privatgespräche mit der Kopernicanischen Lehre vertraut gemacht. Im J. 1591 wurde er Magister und zeichnete sich bei dieser Gelegenheit wiederum in der Art aus, daß er unter 15 Genossen der zweite wurde und ein besonders gutes Zeugniß vom Senat erhielt. Nunmehr trat er dem damaligen Gebrauche entsprechend in die theologische Facultät über, in welcher er drei Jahre verbleiben sollte. Es dauerte nicht lange, so kam er bei aller ihm eigenen Religiosität doch in Zwiespalt mit der damals in Tübingen herrschenden kirchlichen Partei. Nur mit dem späteren Kanzler Hafenreffer, der freilich auch der streng orthodoxen Richtung angehörte, aber bei seinem wissenschaftlichen Interesse minder einseitig aggressiv war als die übrigen Theologen, trat er in ein engeres und lange dauerndes Freundschaftsverhältniß. Als, noch bevor er die drei Jahre in der theologischen Facultät verbracht hatte, durch den Tod des Landschaftsmathematikus Georg Stadius in Graz diese Stelle im J. 1593 erledigt wurde, richtete sich von dort die Aufmerksamkeit auf den jungen Kepler, der als Protestant für diese Stelle besonders geeignet schien. Kepler zögerte lange mit der Annahme der Stellung, da er einestheils Freude am Predigen hatte, anderntheils sich noch für den mathematischen Unterricht nicht genügend vorbereitet glaubte. Indessen gab er dem Drängen seiner Freunde, die für ihn vielleicht am Fortkommen in Würtemberg zweifelten, und seiner Feinde, die ihn fortwünschten, besonders aber dem Rathe Maestlin's, der ihn vorzugsweise, um nicht zu sagen ausschließlich, für die Astronomie geschaffen hielt, nach; jedoch wahrte er sich ausdrücklich sein Recht auf ein Kirchenamt in Würtemberg für spätere Zeiten.

In Graz trat er seine Stelle im J. 1594 mit 150 Gulden Gehalt an, wozu noch 20 Gulden für die ihm übertragene Verpflichtung der Anfertigung eines Kalenders kamen. Seinen ersten Vortrag hielt er am 24. Mai 1594, indessen war sein Unterricht, wie auch der seines Vorgängers, anfangs nur spärlich besucht, und einige Zeit hatte er selbst gar keine Schüler, was übrigens, wie auch von der Behörde hervorgehoben wurde, nicht an ihm, sondern an den Verhältnissen lag. In dieser Zeit wurden ihm, um seine Kraft auszunutzen, noch Vorlesungen über Arithmetik sowie auch philologische übertragen. Immerhin blieb ihm zu eigener wissenschaftlicher Thätigkeit Zeit genug. Es entstand hier sein erstes großes Werk, das Mysterium Cosmographicum, auch Prodromus genannt, über welches weiterhin, wie überhaupt über seine Werke, noch Näheres mitgetheilt werden wird. Dasselbe sollte in Tübingen gedruckt werden, und Maestlin, dem Kepler das Manuscript übersandt hatte, erkannte den hohen Geist, der aus dem Werke sprach, und gab demgemäß sein Urtheil in dem Senate ab. Hätte sich jedoch der Herzog von Würtemberg nicht selbst für die Publication der Arbeit interessirt, so würde sie kaum zum Druck gelangt sein, da man Anstoß an der der Bibel widerstreitenden Lehre von der Erdbewegung, die von Kepler zu Grunde gelegt wurde, nahm. Im J. 1596 erschien also dies große Werk und als Kepler es seinen Zeitgenossen übersandte, gelangte er rasch zu hohem Ansehen unter den Astronomen. Ein Jahr zuvor war auch der erste der Kalender von ihm erschienen, welche er in der Folge regelmäßig herausgab. Dieselben mögen gleich hier Erwähnung finden, da sie in directer Verbindung zu der Frage stehen, wie Kepler sich zu der in jener Zeit noch eifrig gepflegten Astrologie verhielt, dieses Verhältniß aber wiederum auf seinen Lebensgang nicht ohne Einfluß blieb.

Die Kalender enthielten am Schlusse auch Prophezeiungen für das betreffende Jahr, und es wird berichtet, daß Kepler anfangs diesen Abschnitt im eigenen Unglauben nicht habe liefern wollen, daß er aber des größeren Absatzes wegen dennoch dazu genöthigt wurde. Er hatte mit den ersten Prophezeiungen großes Glück: die für 1595 verkündeten Bauernunruhen und der ausnehmend strenge Winter trafen ein, so wurde dann auch sein Ansehen im Volke gleich ein sehr großes, er galt als ein ganz besonders geschickter Astrolog. Bald wurde er nicht allein genöthigt, in den Kalendern der Astrologie zu die-

nen, viele bedeutende Leute des Landes gingen ihn um Prophezeiungen ihres Lebens auf Grund seiner astrologischen Beobachtungen an, so stellte er auch später Wallenstein das Horoskop. Häufig finden sich nun wol Aussprüche Kepler's, wo er das Volk warnt vor zu großem Vertrauen in derartige Vorhersagungen, man hat aus Aeußerungen, wie z. B. der, daß die Astrologie als Tochter der Astronomie ihre Mutter ernähren müsse, folgern zu können geglaubt, daß Kepler selbst ein positiver Gegner der Astrologie gewesen und sie lediglich benutzt habe, um sich den Lebensunterhalt zu schaffen, den ihm die strenge Wissenschaft, wie wir sehen werden, nicht geben konnte oder wenigstens thatsächlich nicht gab. Dem ist aber nicht so. Es darf wol nicht bezweifelt werden, daß Kepler im Laufe seines Schaffens mehr und mehr zu der Ueberzeugung gelangte, wie trügerisch das Wesen der Astrologie sei, und daß dieselbe nichts mit der Astronomie, überhaupt nichts mit einer Wissenschaft zu thun habe. Im Anfange seiner Laufbahn hat er aber gewiß in seiner Zeit gestanden und mindestens der Astrologie nicht die Berechtigung in gleichem Maße abgesprochen wie später, auch nicht gegen seine Ueberzeugung bei der Stellung des Horoskops gehandelt. So wendet er seine astrologischen Lehren auf ein kurz zuvor geborenes Kind seines Lehrers Maestlin an und prophezeit für dasselbe eine schwere Zukunft, sodaß er an Maestlin schreibt, er müsse zweifeln, ob es werde leben können. Aehnlich äußert er sich beim Tode eines seiner eigenen Kinder. Hier ist nicht wohl anzunehmen, daß er sich gegen besseres Wissen ausgesprochen habe. Anders verhält es sich jedenfalls in späterer Zeit, wo er Hofastrolog Wallenstein's wurde. Es finden sich aus dieser Periode positive Aeußerungen, daß er von der Unzulänglichkeit solcher Vorhersagungen überzeugt sei.

In Graz verheirathete Kepler sich mit Barbara Müller, Tochter des Müllers und Gutsbesitzers Jobst Müller, Herrn von Mühleck, einem Schlößchen in der Nähe von Graz. Bei dieser Gelegenheit suchte Kepler den Nachweis seiner adeligen Herkunft zu liefern, da der Vater seiner Braut sonst nicht die Einwilligung zur Verbindung geben wollte. Barbara war schon zweimal verheirathet gewesen, den ersten Gatten hatte sie durch den Tod verloren, von dem zweiten war sie durch Ehescheidung getrennt worden. Die Hochzeit Kepler's fand im April 1597 statt. Die Ehe scheint jedoch keine sehr glückliche gewesen zu sein, da seine Frau verwöhnt war und sich schwer in die dürftigen Verhältnisse zu finden vermochte.

Im J. 1598 brach mit dem Regierungsantritte des Erzherzogs Ferdinand (späteren Kaisers Ferdinand II.), Zöglings der Jesuiten in Ingolstadt, die Verfolgung der Protestanten in Steiermark, Kärnten, Krain aus und auch Kepler mußte schwer unter derselben leiden. Anfangs zwar hielt man ihn von der Auswanderung zurück, da man seine hohe Bedeutung für die Wissenschaften auch von seiten der Jesuiten zu schätzen verstand. Zugleich versuchte man den hervorragenden Gelehrten für den katholischen Glauben zu gewinnen, aber er schrieb an seinen Gönner, den bairischen Kanzler Herwart von Hohenberg, daß er, im Augsburgischen Bekenntniß erzogen, demselben aus wahrer Ueberzeugung treu bleiben werde und nicht zu heucheln gelernt habe. Einige Zeit blieb er noch in Graz, wo er sich ganz der Wissenschaft hingab, auch zuerst mit chronologischen Arbeiten begann. Eine größere Reihe kosmographischer Fragen beschäftigte ihn und einige seiner späteren hervorragenden Werke wurden in dieser Periode begonnen. Bald jedoch war seines Bleibens in Graz nicht mehr, es erschien das Edict der „Reformationscommission", welches jedem Bürger einzeln zugestellt wurde, und die Alternative hieß: katholisch werden oder nach Veräußerung der Liegenschaften das Land verlassen. Kepler hatte es vorausgesehen und sich schon vorher an Maestlin gewandt mit der Bitte, für ihn bei irgend sich bietender Gelegenheit in Tübingen zu wirken. Aber dieselben Ursachen, welche seinen Fortgang aus Tübingen befördert hatten, hinderten jetzt seine Rückkehr. Seine religiösen Ansichten, welche ihn zum Märtyrer für den protestantischen Glauben in Steiermark machten, waren in dem protestantischen Tübingen noch zu frei, um ihm dort Stellung und Unterhalt zu schaffen.

Längere Zeit hatte Kepler bereits mit Tycho de Brahe in Briefwechsel gestanden, er verehrte diesen großen Astronomen über alles. Nun traf es sich, daß Tycho im J. 1597 seine Uranienburg auf der Insel Hveen hatte verlassen müssen und 1599 nach Prag übergesiedelt war, wo er vom Kaiser Rudolf zum kaiserlichen Astronomen und Rath ernannt wurde. Als er von dem Geschick und den Sorgen Kepler's Nachricht erhielt, lud er ihn ein, als sein Gehülfe zu ihm nach Prag zu kommen. Daraufhin reiste Kepler im Anfang des J. 1600 nach Prag, um die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen und das Nähere mit Tycho zu verabreden. Er fand dort einen Kreis bedeutender Männer, die sich zum Theil um Tycho de Brahe scharten, unter diesen auch den Astronomen Longomontan. Im October desselben Jahres siedelte Kepler mit seiner Familie definitiv nach Prag über, wo er nun längere Zeit in wissenschaftlicher Thätigkeit blieb. Von Tycho, dem es zunächst darauf ankam, neue Planetentafeln herzustellen, wurde ihm namentlich die Beobachtung des Mars sowie die Bearbeitung der Tychonischen Beobachtungen dieses Planeten zu einer Theorie der Marsbewegung übertragen. Kepler wahrte sich dabei das Recht, die Beobachtungen alle nach seinem Ermessen verwenden zu können, und in dieser Arbeit liegt der Grund zu seiner Berühmtheit für alle Zeiten, indem hierbei nach und nach die seinen Namen tragenden drei Gesetze entstanden. In der ersten Zeit fand Kepler in Tycho einen warmen Freund, aber allmählich wurde das Verhältniß ein sehr schwieriges. Tycho ist als ein hochmüthiger, eitler Mann bekannt und es trat immer deutlicher hervor, daß Tycho Kepler zu seinem Gehülfen berufen hatte, um die Talente desselben für seine Zwecke ausnutzen zu können. Kepler suchte sich sicher zu stellen, indem er den Abschluß eines förmlichen Vertrages von Tycho forderte. Letzterer ließ sich jedoch hierauf nicht ein, und es wäre häufig zum Bruch zwischen Kepler und Tycho gekommen, wenn nicht

Kepler in seiner Verehrung und Bescheidenheit immer nachgegeben hätte. Seine Verehrung für Tycho ging so weit, daß er auf des letztern Verlangen, wenn auch ungern, die „Apologie Tycho's gegen Ursus" verfaßte, in welcher er für die Priorität des Tychonischen Systems gegen jenen eintritt. Freilich hat er die Arbeit im Manuscript unvollendet hinterlassen, dagegen gab er noch später nach Tycho's Tode eine Vertheidigungsschrift gegen des Italieners Claramontius Antityche (1625) heraus, in welcher er die Verdienste Tycho's in der Frage über die Stellung der Kometen im Weltsysteme hervorhebt.

Bereits im folgenden Jahre (October 1601) starb Tycho plötzlich und nun wurde Kepler sofort sein Nachfolger als kaiserlicher Mathematiker (Hofastronom) mit einem persönlichen Jahrgehalte von 500 Fl. Kaiser Rudolf war ihm sehr zugethan und wünschte ihm den gesammten astronomischen Nachlaß, Instrumente und Manuscripte, zu unumschränktem Gebrauche zu sichern. Er kaufte denselben den Erben Tycho's daher um den hohen Preis von 20,000 Thalern ab. Da indessen bis zum J. 1608 erst die Hälfte des Kaufpreises erstattet war, so kam auch Kepler nur nach und nach und auch nur theilweise in den Besitz des Schatzes. Aber auch mit der Auszahlung der Besoldung hatte Kepler große Schwierigkeiten, bei der erschöpften Finanzlage des Kaisers vermochte er nur dann und wann kleine Abschlagszahlungen herauszupressen; so schreibt Kepler schon im J. 1602, daß er zwei Monate mit Stehen in der Hofkammer zugebracht und am 9. März das erste Geld erhalten habe. So wird die ganze in wissenschaftlicher Hinsicht, wie wir sehen werden, bedeutendste Periode des Lebens Kepler's wiederum in größter Dürftigkeit verbracht. Seine amtliche Thätigkeit bestand namentlich in der Fortsetzung der von Tycho begonnenen Verbesserung der Planetentafeln, welche später unter dem Titel der Rudolfinischen Tafeln erschienen. Hierzu war zunächst die Verbesserung der Theorie nöthig, welche durch die Bearbeitung der Marsbeobachtungen erzielt wurde. Aber auch hier mußte er dem Wunsche des Kaisers folgen und sich der Astrologie hingeben. Es entstanden während seines prager Aufenthaltes noch mehrere Schriften, welche sich auf diesen Gegenstand beziehen, und es fällt auch in diese Zeit seine erste Begegnung mit Wallenstein (1608), mit dem er in der Folge noch in nähere Beziehung trat.

Seine beobachtende Thätigkeit bezog sich in Prag besonders auch auf den Mars, sowie alle Finsternisse und besondern Constellationen. Im J. 1604 entdeckte Kepler einen plötzlich im Ophiuchus auftauchenden sehr hellen Stern, der unter dem Namen des Kepler'schen Sterns in dem Kapitel der veränderlichen oder neuen Sterne bekannt geworden ist. Dieser Stern strahlte heller als Jupiter und Venus und blieb bis zum J. 1606 sichtbar; alsdann verschwand er wieder. Er bildete, wie schon Kepler selbst hervorhob, ein Analogon zu dem im J. 1572 erschienenen Tychonischen Sterne und veranlaßte eine besondere Schrift Kepler's. Auch den Kometen des J. 1607 beobachtete Kepler, was Erwähnung verdient, weil dieser der Halley'sche Komet war, der im J. 1682 wieder erschien und dessen Identität damals von Halley auch mit zwei früheren Kometen dargethan wurde. Es ist bekannt, daß bei diesem Kometen zum ersten mal die Bewegung solcher Himmelskörper in Ellipsen mit Sicherheit nachgewiesen wurde.

Als dann das Fernrohr erfunden war und die Entdeckungen Galilei's mit Hülfe desselben bekannt wurden, beschäftigte sich Kepler auch mit Fragen der Dioptrik und gab die Construction eines neuen Fernrohrs an, welches wesentlich von dem Galilei'schen abwich. Endlich widmete er sich physikalischen Gegenständen, so z. B. schrieb er eine Abhandlung über die Gestalt des Schnees.

Mehr und mehr wuchsen die Rückstände seiner Besoldung an und betrugen nach geraumer Zeit etwa 4000 Fl. Da er auch aus dem steierischen Besitze seiner Frau in der damaligen Verwirrung aller Verhältnisse trotz vielfacher Bemühungen, Reisen seinerseits und seiner Frau, keine Gelder mehr flüssig machen konnte, so stieg seine Noth auf den höchsten Punkt. Dabei zog sich das Wetter über die Protestanten, über seinen Beschützer, Kaiser Rudolf, immer mehr zusammen. Nach und nach fielen die einzelnen Länder ab und Matthias, der älteste Bruder, wurde der Herrscher. Die protestantischen Fürsten bildeten die Union, die katholischen die Liga und der „Majestätsbrief" erschien. Nochmals versuchte damals Kepler, jedoch vergeblich, eine Stellung in Würtemberg zu finden. Nach Kaiser Rudolf's Tode bestätigte zwar 1612 sein Nachfolger Matthias Kepler in seiner Stellung, aber an Besoldung, gar an Ersatz des Rückstandes, war nicht zu denken.

Mitten in dieser so schweren Zeit verlor nun Kepler noch den ältesten Sohn von seinen noch lebenden drei Kindern (zwei waren schon in Graz gestorben) an den Pocken, seine schwermüthig gewordene Frau starb am Typhus (1611). Da entschloß sich Kepler, nach Linz überzusiedeln, wo er als Professor der Mathematik an der dortigen Landschule mit 400 Fl. Gehalt angestellt wurde und 15 Jahre, aber in nicht besseren Verhältnissen, verbrachte. Er war nicht selten von Linz abwesend, so war er im J. 1613 in Begleitung des Kaisers auf dem Reichstage zu Regensburg, um daselbst für die Einführung des Gregorianischen Kalenders zu wirken. Schon in viel früherer Zeit hatte er die Vortheile dieser Zeitrechnung erkannt und für die Annahme derselben geeifert. Aber man hatte unter dem Einflusse der Reformation zu große Abneigung, den Kalender einzuführen, den der Papst vorgeschlagen hatte, und fürchtete damit dem Katholicismus zu große Zugeständnisse zu machen. Auch auf diesem Reichstage gelang es Kepler nicht, die Annahme zu erwirken. Es datirt aus dieser Zeit eine Schrift zu Gunsten der neuen Kalenderrechnung, nämlich ein Dialog, in welchem jede Partei durch einen Geistlichen und einen Laien vertreten ist, denen aber noch ein Mathematikus beigesellt wird.

In jenem Jahre (1613) verheirathete er sich zum zweiten mal mit Susanne Reutlinger, einer Waise, welche nach dem Tode ihrer Aeltern (der Vater war Bürger von Eferding) 12 Jahre lang von der Baronin Staremberg

erzogen worden und zur Zeit der Verheirathung (30. Oct. 1613) 24 Jahre alt war. Wenn auch im allgemeinen diese Ehe glücklicher gewesen zu sein scheint als die erste, so hat doch das trübe Geschick auch in dieser Kepler verfolgt. Er hatte mit dieser Frau sieben Kinder, von denen zwar vier den Vater überlebten, aber doch keins über das Kindesalter hinaus am Leben blieb.

Bald nachher sehen wir Kepler in einer ganz neuen Richtung vorübergehend thätig; das gute Weinjahr, die Menge des billigen Weines, trieb ihn zu größeren Ankäufen. Dabei wurde er aber gegen die übliche Art, den Inhalt der Fässer zu taxiren, mistrauisch und so entstand ein Werk Kepler's, welches zwar ganz praktischer Natur ist, aber doch infolge der darin angewandten Rechnungsmethoden Laplace veranlaßte, Kepler als zu den Vorläufern der Begründer der Infinitesimalrechnung zu zählen. Die Schrift erschien 1615 unter dem Titel: „Nova Stereometria Doliorum vinariorum etc., et Usus in eo Virgae Cubicae compendiosissimus et plane singularis; accessit Stereometriae Archimedeae supplementum."

Im J. 1617 wurde der Lehrstuhl für Mathematik an der Universität Bologna durch den Tod Magini's vacant und an Kepler erging der Ruf, Linz mit Bologna zu vertauschen. Aber Kepler lehnte ab trotz der schweren Verhältnisse, in denen er sich befand; einmal wollte er nicht in das ihm nach Sitte und Bedürfnissen fremde Land übersiedeln, sodann mochte es ihm auch bedenklich sein, ob ihm, dem eifrigen und bekenntnißtreuen Protestanten, dort eine dauernd gute Aufnahme gesichert sein würde.

Zu seinen häufigen Reisen gehören auch die, welche er nach Würtemberg zu machen genöthigt war, und zwar in sehr traurigen Angelegenheiten der Familie. Seine Mutter Katharine Kepler stand im Verdachte, Hexerei zu treiben und wurde besonders von einer früheren Freundin, der Reinboldin, die eine bittere Feindin der Katharine Kepler geworden war, weil letztere ihr den unsittlichen Lebenswandel vorgeworfen hatte, angeschuldigt und verleumdet. Die Kepler hatte ihren Sohn in Linz besucht und war dann zurückgekehrt, um die Verleumdungsklage gegen die Feindin zu führen. Kepler that alles, um sie zunächst von diesem Schritte abzuhalten; als ihm dies aber nicht gelang, begleitete er sie nach Würtemberg und erreichte dort wenigstens die Beilegung des Streites. Indessen erhob nun die Reinboldin, nachdem noch längere Zeit der Ruf der Kepler untergraben worden war, als Kepler nach Linz zurückgekehrt, die förmliche Anklage auf Hexerei, indem sie namentlich zwei Kinder als Zeugen vorführte. Der Vogt Lutherus Einhorn war gleichfalls heftiger Gegner der Katharine Kepler, und alle Bemühungen Kepler's, aus der Ferne helfend zur Seite zu stehen, wirkten nichts. Er versuchte seine Mutter zu überreden, zu ihm nach Linz zu kommen, aber sie kehrte unterwegs wieder um, weil sie nicht den Schein des bösen Gewissens auf sich laden wollte. Die Verleumdungen hatten so feste Wurzel geschlagen, daß der Sohn Christoph Kepler bis zu gewissem Grade der Anklage Glauben schenkte, und der Schwiegersohn Pfarrer Binder ihr zwar den Aufenthalt im Hause gestattete, ihr aber verbot, ihm unter die Augen zu treten. Schließlich wurde sie verhaftet (5. Aug. 1620) und zunächst die Androhung der Tortur über sie verhängt, um sie nach geschehenem Geständniß als Hexe verbrennen zu können. Kepler eilte nun zur Hülfe herbei und es gelang seinen Vertheidigungen sowie der Festigkeit, mit welcher die Katharine Kepler ihre Unschuld bis zuletzt betheuerte, ein freisprechendes Urtheil am 4. Nov. 1621 zu erwirken. Indessen würden sich die Gegner der Kepler wol um so weniger beruhigt haben, als ihnen nun die Proceßkosten zufielen, wenn nicht der Tod ein halbes Jahr später am 13. April 1622 die fünfundsiebzigjährige unglückliche Frau erlöst hätte.

Abgesehen von den an sich so schweren Sorgen und Unannehmlichkeiten, die Kepler durch diese Reisen zu ertragen hatte, zogen sie auch noch andere ihn direct berührende Schwierigkeiten nach sich. Es wurde während seiner Abwesenheit trotz seinerseits sorgfältig geübter Verschwiegenheit das Gerücht ausgestreut, daß er der Sohn einer Hexe sei, daß er wegen des Kaisers Ungnade habe fliehen müssen, daß dieser sogar einen Preis auf seinen Kopf gesetzt habe, daß seine Werke verbrannt worden wären u. dgl. mehr. Hierdurch stiegen natürlich die Widerwärtigkeiten, mit denen er so schon zu kämpfen hatte. Er blieb indessen zunächst noch in Linz. Im October 1625 brach jedoch die Protestantenverfolgung in Oberösterreich aus, indem durch das „kaiserliche Reformationspatent" Ausweisung aller protestantischen Prediger und Lehrer verfügt wurde, wenn sie sich nicht bis zu gegebenem Termin bekehrten; allen Einwohnern wurde verboten, ihre Kinder in nichtkatholische Schulen zu schicken u. s. w. Kepler's Sohn wurde in die Lutherische Schule nach Sulzbach von Linz entfernt und ging 1626 heimlich auf die Universität Tübingen, um Medicin zu studiren. Kepler selbst blieb auch jetzt noch einstweilen in Linz, ertrug dort die infolge des in Oberösterreich ausgebrochenen Bauernaufstandes erfolgende langwierige Belagerung. Als nachher die Maßregeln gegen die Ketzer noch verschärft wurden, zog Kepler es trotz der weniger gefährdeten Stellung, in der er sich als kaiserlicher Mathematiker befand, doch vor, seine Familie den ungewissen Verhältnissen zu entziehen. Kepler hatte sich schon früher für den Druck seiner Ephemeriden eigene Typen erworben und da ihm ein Theil seiner rückständigen Besoldung ausgezahlt worden war, so suchte er den Druck der berühmten Rudolfinischen Tafeln zu beginnen. Er erbat sich die Erlaubniß, denselben in Ruhe an einem andern Orte ausführen zu dürfen, und begab sich daher 1626 zu dauerndem Aufenthalt nach Ulm. Seine Familie ließ er in Regensburg. Wiederholt wurden Bemühungen gemacht, Kepler zum Katholicismus zu bekehren, aber mit gleicher Erfolglosigkeit wie früher in Steiermark. Die Rudolfinischen Tafeln erschienen 1627 und es war dieses das letzte große Werk Kepler's. Er plante noch verschiedene größere Werke, so namentlich eine Schrift über Größen und Entfernungen von Sonne und Mond von der Erde, welche unter dem Titel „Hipparch" erscheinen sollte, aber

unvollendet blieb. Häufiger findet sich dieses Werkes in Kepler's Briefen, auch von Zeitgenossen Erwähnung gethan. Noch weiter zurück blieb der „neue Almagest" welchen er nun zu verfassen beabsichtigte. Kepler hatte indessen nur eine geringe Abschlagszahlung der rückständigen Besoldung erhalten und wandte sich von neuem mit einem Gesuche an den Kaiser. Die Rückstände beliefen sich auf 12,000 Fl. Er wurde nun mit seinen Ansprüchen an Wallenstein, der kurz zuvor Herzog von Mecklenburg geworden, während er schon früher Herzog von Friedland und Sagan war, gewiesen. Wallenstein hatte schon seit 1609 mit Kepler in Verbindung gestanden und schätzte ihn als Astrologen hoch. So folgte Kepler dem Anerbieten Wallenstein's und ging zu ihm nach Sagan (1628). Zwar half Wallenstein ihm zur Anlegung einer Druckerei, aber die verheißenen Gelder zahlte er nicht aus. Im J. 1630 trug Wallenstein ihm eine Professur in Rostock an, indessen lehnte Kepler diese Aufforderung ab, wenn er nicht zuvor sein Geld erhalten habe. Um seinen Ansprüchen mehr Nachdruck zu verschaffen, beschloß er (1630) zum Reichstag nach Regensburg zu gehen. Er reiste, immer zu Pferde, über Leipzig, und kam endlich sehr ermattet in Regensburg an. Die Strapazen dieser Reise konnte Kepler nicht ertragen; er erkrankte bald nach der Ankunft und starb in demselben Jahre, am 15. Nov. 1630, im 59. Lebensjahre. Seine Gebeine ruhen in Regensburg in der Peterskirche, und die von ihm selbst verfertigte Grabschrift lautet: Mensus eram coelos, nunc terrae metior umbras; Mens coelestis erat, corporis umbra jacet.

Kepler hatte aus erster Ehe 5, aus zweiter 7 Kinder, ebensoviel Söhne als Töchter; von ihnen überlebten den Vater 6, 4 starben ebenso wie die Mutter bald nach Kepler's Tode, nur zwei erreichten das reife Alter, nämlich die 1602 geborene Susanna, welche 1630 den Professor der Mathematik in Straßburg, Bartsch, heirathete, aber bald Witwe wurde, sowie der 1607 geborene Sohn Ludwig, welcher in Königsberg (Ostpreußen) als angesehener Arzt lebte; dieser starb 1663 und hinterließ nur einen Sohn, der unverheirathet starb, sodaß damit der Keplersche Mannsstamm erlosch.

Was Kepler's wissenschaftliche Thätigkeit betrifft, so ist diese, wie schon aus den gelegentlichen Bemerkungen, die bei der Schilderung seines Lebensganges gemacht werden mußten, hervorgeht, eine außerordentlich vielseitige. Kepler war ein universeller Geist wie wenige, besaß eine außergewöhnliche Phantasie, unerschöpflich in Combinationen und Entwürfen, wenn es darauf ankam, etwas zu erforschen oder zu entdecken. Diese Phantasie, welche ein schlimmer Feind wissenschaftlicher Gründlichkeit werden kann, findet sich in vielen seiner großen Werke, sie zeigt sich in den Irrwegen, die Kepler gehen mußte, bevor er ans Ziel gelangte. Aber bei Kepler steht ihr die Festigkeit und Sicherheit in der Behandlung des Stoffes gegenüber, die nicht ruht, bis die Aufgabe ganz erschöpfend gelöst ist. Kepler kennzeichnet eine eminente Gelehrsamkeit, mit der er das gesammte Wissen seiner Zeit umfaßt, dabei der Verein philosophischen und mathematischen Talents. Das erstere wird besonders darin bemerkbar, daß er nicht bei einer Thatsache, einem Naturgesetze stehen bleibt, welches durch die Erfahrung bekannt geworden, sondern daß er es a priori, im Zusammenhange des Denkens zu begreifen strebt. Letzteres, das mathematische, zeigt sich in seiner merkwürdig entwickelten geometrischen Anschauungskraft, seinem Scharfsinne, mit dem er die schwierigsten geometrischen Probleme trotz der unvollkommenen mathematischen Hülfsmittel damaliger Zeit zu lösen vermochte. Kepler besaß eine seltene Gewandtheit des Ausdrucks, der Redeweise, dadurch werden seine Schriften so reizvoll; es finden sich oft Citate aus den alten Dichtern, sowie auch eigene Verse eingestreut, er hatte also Sinn und Verständniß für die Poesie, war vertraut mit den alten Classikern. Seine bilderreiche Sprache zeigt z. B. die Astronomia nova, welche er dem Kaiser Rudolf mit den Worten widmete: „er bringe ihm einen sehr vornehmen Gefangenen (Mars,), den er unter Seiner Majestät Auspicien in einem langen und mühsamen Kriege gemacht habe. . . — Die Astronomen wußten diesen Kriegsgott nicht zu überwältigen, aber der vortreffliche Heerführer Tycho hat in zwanzigjährigen Nachtwachen seine Kriegslisten erforscht und ich umging mit Hülfe des Laufes der Mutter Erde alle seine Krümmungen" u. s. w. Seine bereits erwähnte Abhandlung über die Gestalt des Schnees übersendet er dem Kaiserl. Rath Wackher, einem seiner Gönner: daran sich erinnernd, daß derselbe das „Nichts" liebe, habe er alles durchforscht, was diesem am nächsten komme, da seine Schneeflocken, alle sechseckig auf seine Kleider gefallen, „ein Ding kleiner als jeder Tropfen und doch mit Gestalt begabt, ein erwünschtes Angebinde für den Liebhaber des „Nichts" sei und ebenso passend von seiten des mathematischen Gebers, der Nichts hat und Nichts empfängt; dazu der lateinische Name „nix", der als deutsches Wort behandelt auf lateinisch „nihil" heiße".

Was aber Kepler's Persönlichkeit in seinen Schriften am anziehendsten macht, ist die freudige und hohe Begeisterung, die ihn beseelt, er hat die feste Ueberzeugung der göttlichen Berufung und Leitung. Diese spricht sich in seiner ersten Schrift wie in seinen größten Werken aus. „Wahr ist es, daß der göttliche Ruf, welcher die Menschen Astronomie lernen heißt, in der Welt selbst geschrieben steht, nicht zwar in Worten und Silben, aber der Sache nach vermöge der Angemessenheit der menschlichen Begriffe und Sinne zu der Verkettung der himmlischen Körper und Zustände. Aber doch treibt auch ein gewisses Geschick die Menschen verborgenermaßen, den einen zu dieser, den andern zu jener Wissenschaft, und vergewissert sie, daß sie, wie sie einen Theil der Schöpfung bilden, so auch Antheil an der göttlichen Vorsehung haben. . ." Dann geht er sein Leben durch und sucht die Momente der deutlich erkannten Fügungen auf, so kommt er auch auf die scheinbar zufällig zusammengetroffenen Umstände, die ihn durch die Marsbeobachtungen auf seine berühmten Gesetze führten: „wiederum halte ich es für göttliche Fügung, daß ich eben zu der Zeit ankam (in Prag), als Tycho mit dem Mars beschäftigt war,

rch dieses Planeten Bewegungen müssen uns noth-
die Geheimnisse der Astronomie kund werden,
müssen für immer verborgen bleiben." Gleiche,
höhere Begeisterung spricht sich in seiner „Welt-
ik" aus: „Was ich vor 22 Jahren ahnte, als ich
f Körper zwischen den Planetenbahnen fand, was
16 Jahren öffentlich als Aufgabe stellte, weshalb
besten Theil meines Lebens auf astronomische
tungen verwendete, zu Tycho kam, in Prag blieb,
ich habe ich es unter des großen Gottes Walten,
) begeistert und mächtiges Verlangen in mir weckte,
auch Leben und Geisteskraft erhielt, endlich also
h über all mein Hoffen und Erwarten als wahr
n, daß die ganze Natur der Harmonien, in ihrem
Umfange und nach allen Einzelheiten in den himm-
Bewegungen vorhanden ist. . . Was bedarfs
Die Natur selbst offenbarte sich den Menschen
erschiedene Dolmetscher in fernen Jahrhunderten;
ıger Gottes war es, daß in der Seele zweier
, welche sich ganz in die Betrachtung der Natur
n, derselbe Begriff von dem Bau der Welt sich
während keiner den andern dabei anleitete. Nun-
ber, nachdem mir seit $1\frac{1}{2}$ Jahren das erste Mor-
, seit wenigen Monaten der volle Tag, seit we-
Tagen endlich die reine Sonne der wundervollsten
tung aufgegangen, hält mich nichts mehr zurück;
schwören in heiliger Glut, ich nehme die goldenen
der Aegypter, um meinem Gott einen Tempel dar-
bauen, weit entfernt von Aegyptens Grenzen.
t ihr, so freut michs, zürnet ihr, so trage ichs
werfe ich die Würfel und schreibe ein Buch für
ıwelt oder die Nachwelt, gleichviel, Jahrtausende
auf seinen Leser warten, wenn Gott selbst sechs
sende lang den erwartet hat, der sein Werk
e."

lche innere Harmonie und Befriedigung brauchte
auch, um die vielfachen Kämpfe, die er nach ver-
n Richtungen (nicht allein für materielles Wohl)
chen mußte, zu bestehen. In religiöser Beziehung
vir ja, daß er eifriger Protestant war, aber dabei
n, wie dies bei seinem ganzen Charakter nicht
möglich, von großer Milde und Toleranz, die
gsart, die ihm in Würtemberg schadete. Daß
ei aller freieren Anschauung, wie sie durch seinen
aftlichen Standpunkt bedingt war, doch von man-
rthümern der Zeit nicht losmachen konnte, bleibt
— hierher gehört die Astrologie und der Glaube
Realität des Hexenwesens, denn bei der Vertei-
seiner Mutter richtete sich dieselbe nicht auf den
s, daß überhaupt die Anschuldigung als eine dem
nach unmögliche sei, sondern er versuchte vielmehr
ın, daß seine Mutter nicht mit Recht der (sonst
leugnenden) Hexerei angeklagt werde.

pler stand mit allen bedeutenden Gelehrten seiner
Verkehr, namentlich sind zu erwähnen seine Lands-
aestlin, Schickhard, Besold; treue Freunde waren
rnegger, Ph. Müller (Leipzig), Crüger, Papius;
hen Gönner Herwart, Wackher fanden schon Erwäh-
nung. Da er Zeitgenosse von Galilei war, so ist es natürlich, daß er auch mit ihm in engem brieflichen Verkehr stand. Nicht ohne Einfluß auf seine Marsbearbeitung ist sein brieflicher Verkehr mit D. Fabricius, dem friesischen Prediger und bekannten Astronomen. Derselbe war kurz ehe Kepler zu Tycho nach Prag kam, auch dort gewesen, hatte aber Kepler's Ankunft nicht abwarten können. In der Folge correspondirten sie (bis zum J. 1609) eifrig miteinander und Kepler theilte ihm seine Hypothesen mit, speciell auch die erste über die Planetenbewegung, wo er auf die nothwendige Einführung eines Ovals gekommen war und zunächst den Längendurchschnitt eines Eies dafür annahm (von Kepler Ooid oder Ellipoid genannt). Dieses Oval stimmte aber doch nicht mit den Beobachtungen und als Kepler dies kaum selbst bemerkt hatte, theilte Fabricius es auch seinerseits Kepler mit, sodaß letzterer über ersteren sagt, „es habe wenig gefehlt, daß Fabricius ihm in der Entdeckung der Ellipse als Curve für die Planetenbewegung zuvorgekommen wäre".

Kepler leistete als Mathematiker, Physiker, Naturphilosoph und Astronom theils Hervorragendes, theils Epoche Machendes. In dem ersten Fache sind namentlich drei Leistungen ersten Ranges hervorzuheben, nämlich die Vervollkommnung des Rechnens mit unendlich kleinen Größen, die Erfindung und Nutzbarmachung der Logarithmen und die Erweiterung des Begriffes der regulären Körper. Was den ersten Punkt betrifft, so hat er hier in der bereits erwähnten Schrift Stereometria doliorum, die 1615 erschien, sowie in dem „Auszug aus der uralten Messekunst Archimedis" (1616) die krummen Linien als aus geraden Elementarsehnen, krummlinig begrenzte Flächen als aus geradlinigen Elementartrapezen zusammengesetzt angesehen. Die Logarithmen sind nun zwar eine unbestreitbare Erfindung des Schotten Lord Napier in Edinburgh aus dem Jahre 1614; vor demselben war aber doch Bürgi, mit dem Kepler in Verbindung stand, auf den Begriff der Logarithmen gekommen, hatte indessen nichts darüber veröffentlicht, und auch nach Lord Napier's Publication verging geraume Zeit, bevor die Einführung derselben in die Rechnung gelang; in dieser Hinsicht ist nun Kepler's Name mit der Logarithmenrechnung verknüpft. Im J. 1624 erschien zu Marburg „Chilias Logarithmorum", welches Werk dem Landgrafen Philipp von Hessen gewidmet wurde. Kepler erläutert in demselben, wie eine gewöhnliche Logarithmentafel auch für trigonometrische Berechnungen nutzbar gemacht werden könne. Er erklärt auch unumwunden, daß er ohne dieses Hülfsmittel sich nicht durch das Ziffernmeer der Rudolfinischen Tafeln hätte hindurchwinden können; in nachdrücklichster Weise empfiehlt er sie seinem alten Lehrer Maestlin, der jedoch nichts mehr von der neuen Methode wissen wollte. Bei seinem Aufenthalte in Sagan bereitete Kepler die Herausgabe einer eigenen Logarithmentafel vor und zwar unterstützte ihn hierbei sein Gehülfe und Schwiegersohn Bartsch. Indessen starben beide vor der Vollendung und so erschien die Tafel erst nach deren Tode von Eisenschmid in Straßburg (1700) unter dem Titel: „Johannis Kepleri et Jacobi Bartschii tabulae ma-

nuales logarithmicae ad calculum astronomicum in specie tab. Rudolphinarum compendiose tractandum mire utiles.“ In Betreff des dritten Theiles finden sich endlich eingehende Untersuchungen in dem nachher noch zu erwähnenden Werke der Harmonia mundi, in welchem er für seine Idee über den Bau des Sonnensystems die Verbindung des musikalischen Princips mit dem geometrischen sucht. Diese beiden Principe hängen durch die regulären Vielecke oder durch die Kreistheilung zusammen. Die regulären Körper entstehen durch räumliche Zusammenstellung (bei Kepler „Congruenz“) von regulären Vielecken, wobei aber nur Dreieck, Viereck, Fünfeck in Betracht kommen, indem von erstern eingeschlossen sind Tetraeder, Octaeder, Icosaeder, von Vierecken das Hexaeder, und von Fünfecken das Dodecaeder. Ebenso geben nur diejenigen Theilungen einer Saite Consonanzen, welche nach den Zahlen 2, 3, 5 erfolgen, nach denen auch die Kreistheilung geometrisch möglich ist, oder welche den regulären Drei-, Vier-, Fünfecken entsprechen, dem nicht construirbaren Siebeneck entspricht eine dissonirende Theilung. Durch diese Betrachtungen wird er auf die Theorie der regulären Polygone und Polyeder geführt und so wird diese Schrift, welche auch astronomisch so außerordentlich wichtig ist, stets für die Geschichte der Geometrie von größtem Werthe bleiben. Kepler kommt hierbei auf die regulären Sternpolyeder, daran es nach Poinsot vier gibt, und die man allgemein als Poinsot'sche Körper bezeichnet, während sie doch richtiger die Kepler'schen genannt werden sollten, obgleich Kepler nur zwei, die nach Wiener die Namen zwölfeckiges und zwanzigeckiges Sternzwölfflach tragen, fand. Bei so großen und einflußreichen Erfindungen und Entdeckungen auf dem rein mathematischen Gebiete ist es ganz natürlich, daß sich in seinen Werken zerstreut eine Menge interessanter mathematischer Einzelheiten finden, sodaß in vieler Hinsicht Kepler's Werke in der Geschichte der Mathematik von hervorragender Bedeutung bleiben.

Was die Leistungen Kepler's auf dem Gebiete der Physik betrifft, so sind hier besonders zu erwähnen die „Ad Vitellionem paralipomena, quibus astronomiae pars optica traditur, potissimum de artificiosa observatione et aestimatione diametrorum deliquiorumque solis et lunae“, Francof. 1604, und die „Dioptrice seu demonstratio eorum quae visui et visibilibus propter conspicilla non ita pridem inventa accidunt“, August. Vindob. 1611. Kepler kann geradezu als der Begründer der Dioptrik angesehen werden, eines Zweiges der Physik, der, wenn er auch nicht an der Erfindung der Fernrohre Antheil gehabt hat, doch zur Verbesserung dieser Instrumente so viel beigetragen hat, daß ohne denselben die heutige Vollkommenheit ganz unmöglich gewesen wäre. Indessen sind seine Verdienste auf diesem Gebiete weder zu seiner Zeit noch auch später in gehöriger Weise gewürdigt worden. Das wahre Brechungsgesetz hat er freilich noch nicht ausgesprochen, aber er stellte trotzdem die Grundzüge einer richtigen Theorie des Sehens auf. Er sagte nämlich, daß von jedem leuchtenden oder erleuchteten Körper nach allen Richtungen Lichtstrahlen ausgesendet werden, daß daher von jedem Punkte eines gesehenen Körpers nicht blos ein einzelner Strahl ins Auge gelange, wie Maurolycus und Porta glaubten, sondern ein ganzer Strahlenkegel, dessen Basis die Pupille sei. Dieser Strahlenkegel wird durch die Brechung in der Krystalllinse des Auges in einem Punkt auf der Netzhaut vereinigt. Dies geschieht von dem Strahlenkegel jedes Punktes und so entsteht auf der Netzhaut ein förmliches Bild des gesehenen Gegenstandes und zwar ein umgekehrtes. Auch die Kurzsichtigkeit und Fernsichtigkeit des Auges erklärt er und die Art, wie concave Gläser die erstere, convexe die letztere verbessern, indem bei Fernsichtigen die Bilder hinter der Netzhaut, bei Kurzsichtigen vor derselben entstehen, durch die betreffenden Linsen werden sie aber auf die Netzhaut selbst gebracht. Die Lösung dieser Aufgabe kostete ihm, wie er sagte, drei Jahre Arbeit. Auch den photometrischen Fundamentalsatz, nämlich daß das Licht abnehme im umgekehrten Verhältnisse der auffangenden Flächen, spricht er in dem erstgenannten Werke aus. Ueber die astronomische Refraction waren seine Ansichten wesentlich genauer als die Tychonischen. Tycho nahm an, daß die Refraction von der Entfernung der Gestirne von der Erde abhänge, auch ihr Glanz dabei von Einfluß sei. Das Irrige dieser Anschauung zeigt Kepler und seine Refractionstafeln weichen vom Zenith bis zu 70° Zenithdistanz nirgends um mehr als 9″ von der wahren ab. Dabei spricht Kepler die Meinung aus, daß die Refraction wol von dem Zustande der Atmosphäre abhängen könne, indessen irrt er wieder in der Ansicht, daß die Atmosphäre in allen Höhen gleich dicht sein solle. Er ermittelte das Dichtigkeitsverhältniß von Luft zu Wasser, und fand dafür die Zahl 1 : 1177 (in Wahrheit 1 : 773). Zu den interessanten Bemerkungen auf diesem Gebiete gehört auch die fast genau richtige Erklärung des rothen Lichtes, in welchem uns der Mond bei Verfinsterungen erscheint, indem Kepler dasselbe als durch die in unserer Atmosphäre gebrochenen Sonnenstrahlen verursacht ansieht, da diese Strahlen die Länge des von der Sonne abgewandten Schattenkegels der Erde verringern.

Endlich sei von den zahlreichen eingestreuten Bemerkungen, die sich auf dem Gebiete der Physik wol in noch höherem Maße finden als auf dem mathematischen, noch folgende erwähnt: „Ich sehe voraus, daß, wenn ich der Luft Schwere beilege, alle Physiker, die sich dieselbe leicht vorstellen, Einspruch dagegen erheben werden, aber die Naturbetrachtung hat mich gelehrt, die Luft als schwer zu betrachten.“ Diese Worte wurden geschrieben, als Toricelli geboren wurde.

Auch auf dem Gebiet der astronomischen Fernrohre trat Kepler bahnbrechend auf. Bis zum Erscheinen seiner Dioptrik (1611) kannte man nur das holländische oder Galileische Fernrohr, welches aus einem convexen Objectiv und einem concaven Ocular bestand. Alle ersten Entdeckungen am Himmel wurden mit solchen Instrumenten gemacht. Kepler zeigte nun, daß sich ein brauchbares Fernrohr durch Verbindung eines convexen Objectivs mit einem convexen Ocular herstellen lasse, durch welches

r die Gegenstände umgekehrt erscheinen, was aber für Beobachtungen am Himmel ohne Nachtheil ist; da- n bietet diese Anordnung andere Vortheile, nämlich beträchtliche Vergrößerung des Gesichtsfeldes, sowie Möglichkeit der Anbringung eines Fadenkreuzes im nnpunkte des Objectivs, sodaß das Instrument nicht zum Sehen, sondern auch zum Messen benutzt werden . Dieses Kepler'sche Fernrohr ist das sogenannte astro- ische Fernrohr. Auch noch drei andere Linsenver- ungen gab Kepler an, die zwar von keiner praktischen eutung wurden, aber immerhin zeigen, wieviel sich ler mit den Combinationen der Linsen beschäftigte. sei erwähnt, daß er bereits 1610 die Nothwendigkeit nnte, die Rohre nach den Augen verschiebbar zu hen.

In das Gebiet der Physik ist natürlich auch die Ab- lung über den Schnee, die bereits Erwähnung fand, echnen. Ihr Titel lautet: Joh. Kepleri Strena seu nive sexangula, Frankfurt 1611.

Mehr als durch alle diese an sich bedeutenden tungen ist Kepler der gesammten gebildeten Welt als onom bekannt geworden und wir haben nun seine her gehörigen Werke anzuführen. Wir beginnen hier einigen Arbeiten, die auf eine Nebenwissenschaft der onomie, auf die Chronologie, sich beziehen, denn wie dem Lebensabrisse bekannt, hat er sich auch mit solchen gen beschäftigt. Abgesehen von seinen Bestrebungen Einführung des Gregorianischen Kalenders interessirte die Festlegung des Geburtsjahres Jesu Christi. Dar- entstanden die Schriften: 1) J. Kepleri de Jesu isti servatoris nostri vero anno natalitio, Frank- 1606; 2) Widerholter außführlicher teutscher Bericht, unser Herr und Hailand Jesus Christus nit nuhr Jahr vor dem Anfang unserer heutiges Tags ge- chigen Jahrzahl geboren sey, sondern fünff gantzer r, Straßburg 1613 (in dieser Schrift polemisirt Kep- gegen den Arzt Hel. Röslin); 3) De vero anno quo rnus dei filius humanam naturam in utero edictae virginis Mariae assumsit Joannis Kepleri mentatiuncula recocta, Frankfurt 1614. 4) Jo- is Kepleri Eclogae chronicae, Frankfurt 1615.

An einzelnen astronomischen Arbeiten ist zu erwähnen, Kepler zur Beobachtung der Sonne das Bild auf weiße Wand projicirte und so einen Sonnenfleck achtete, den er irrthümlich für den Mercur hielt. r den neu erschienenen Stern 1605 veröffentlichte er Schrift: J. K. de stella nova in pede Serpentarii, ui sub ejus exortum de novo iniit, trigono ig- , Prag 1606. Er untersuchte auch die Parallaxe Sterns, fand sie jedoch nicht und schloß daraus auf unmeßbare Entfernung. Ueber die Kometen handelt kurzer Bericht betreffend den Kometen 1607, sodann größere Werk „Libelli tres de cometis (Augsb.). Dasselbe zerfällt in einen theoretisch-astrono- hen, physikalischen und astrologischen Theil. Kepler mt für die Bahn der Kometen als die einfachste othese die geradlinige Bewegung an, und erklärt die ächlich beobachtete Krümmung der Bahn in der Weise, daß jene gerade Linie von der im Kreise sich be- wegenden Erde beobachtet werde. Die Kometen entstehen in den unergründlichen Tiefen des Weltalls, sie sind zahlreich wie die Fische im Meere. Auch die Bildung und Zusammensetzung der Schweife bespricht er und zwar in einer Anschauungsweise, welche in neuester Zeit wieder besonders von Zöllner als grundlegend betrach- tet worden ist.

Hiernach kommen wir nun auf seine astronomischen Hauptwerke. Kepler schreibt 1595 am 3. Oct.: „Vor der Schöpfung der Welt gab es nur die eine Zahl der Dreieinigkeit, die Gott selbst ist. Die Welt wurde mit Zahl und Maß geschaffen. Außer den nicht in Betracht kommenden unregelmäßigen Körpern kennen wir nur sechs, nämlich die Kugel, besser die hohle Sphäre, und die fünf geradlinigen. Die Sphäre kommt dem letzten Himmel zu. Die Welt ist doppelt, beweglich und un- beweglich. In der letztern befinden sich die Fixsterne, Sonne und der intermediäre Aether, und diese drei ent- sprechen in der Dreieinigkeit dem Sohne, Vater und Hei- ligen Geist. Die bewegliche Welt wird von den sechs Planeten eingenommen, die sich um die Sonne bewegen, die fünf Intervalle entsprechen den fünf regelmäßigen Körpern. Denke man sich die äußerste Sphäre als die des Saturn, in dieselbe beschreibe man das Hexaeder, in das Hexaeder lege man eine Sphäre, diese ist die des Jupiter, in dieselbe beschreibe man das Tetraeder, in das letztere eine Sphäre, die des Mars; in diese das Dodecaeder, in letzteres eine Sphäre, die der Erde, in diese das Icosaeder, in das Icosaeder eine Sphäre, die der Venus, in diese das Octaeder und in das Octaeder endlich die letzte Sphäre, die des Mercur. Es zeigt sich hierin auch die zulässige Zahl der Planeten (nur vorübergehend hatte Kepler die Ansicht, daß außer den bekannten Planeten noch zwischen Mercur und Venus und zwischen Mars und Jupiter je ein Planet existire, der uns wegen seiner Kleinheit unbekannt geblieben). Die Sonne ist ruhend in der Mitte und die Ursache der Bewegung; sie ist das Bild Gott Vaters, des Schöpfers; was die Schöp- fung für Gott, das ist die Bewegung für die Sonne." Man sieht aus diesen wenigen Worten, welchen Einfluß das theologische Studium Kepler's auf seinen Ideengang hatte, wie er die sichtbare geschaffene Welt mit dem Gottesbegriffe in Verbindung bringen wollte. Diese An- schauungen finden sich noch des weitern im Mysterium Cosmographicum ausgearbeitet, dessen vollständiger Titel ist: Jo. Kepleri prodromus dissertationum cosmo- graphicarum, continens mysterium cosmographicum de admirabili proportione orbium coelestium deque causis coelorum numeri, magnitudinis, motuumque periodicorum genuinis et propriis, demonstratum per quinque regularia corpora geometrica. Tü- bingen 1596.

Von viel weittragenderer Bedeutung ist das spätere Werk Kepler's, die Astronomia nova *αἰτιολόγητος* sive Physica coelestis tradita commentariis de motibus stellae Martis ex observationibus Tychonis Brahe, Prag 1609. Kepler war durch sein Mysterium Cosmo-

graphicum, welches er auch an Tycho gesandt hatte, letzterm bekannt geworden und wie wir wissen bald in nahe Verbindung mit ihm getreten. Es war in der Stellung, die Kepler bei Tycho annahm, seine Verpflichtung, die früheren Planetentafeln neu zu bearbeiten, und Tycho selbst hatte bereits damit begonnen. Hierbei war es ja zunächst die Bahn des Mars, welche untersucht und den Tychonischen Beobachtungen angeschlossen werden mußte. So brachte es seine eigentliche Verpflichtung mit sich, daß er seine im Myster. Cosm. ausgesprochenen Ideen seinem brennenden Wunsche gemäß an den damals unübertroffenen Tychonischen Beobachtungen prüfen konnte. Das Resultat dieser Arbeit, welches die beiden ersten Kepler'schen Gesetze lieferte, ist in dem eben bezeichneten Werke mitgetheilt. Kepler bespricht zunächst eingehend die früheren Anschauungen über die Bewegungen der Planeten. Seit zwei Jahrtausenden galt es als feststehend, daß die Bewegungen der Himmelskörper gleichmäßig und kreisförmig wären, weil der Kreis unter den Figuren, der Himmel unter den Körpern als das Vollkommenste gelten mußte. Auch Kopernicus rührte noch nicht hieran. Das Schwierige der Aufgabe lag in der Vermischung der scheinbaren und wahren Bewegung; daher stellt Kepler zuerst alle beobachteten Erscheinungen zusammen und versucht dann die Trennung. Den Alten fiel natürlich zunächst die allgemeine tägliche Bewegung auf, dann erst bemerkten sie, daß dieselbe nur durch die Fixsterne regelmäßig dargestellt werde, hinter diesen blieben Sonne, Planeten und Mond zurück und zwar dergestalt, daß sich also die Sterne am raschesten, der Mond am langsamsten bewegte. Die Kopernicanische Lehre, der Kepler natürlich, soweit sie sich auf das System bezog, glühend anhing, führte gerade zum entgegengesetzten Resultat; die Bewegung der Fixsterne war null, der Mond bewegte sich am raschesten. Auch war den Alten bekannt, daß die Winkelbewegung eine ungleichförmige, daß sie im Perihel, resp. Aphel ihr Maximum, resp. Minimum erreichte. Um dieselbe aber (in Verbindung mit der Erdbewegung noch complicirter) als gleichmäßig darzustellen, nahmen sie als Hülfsmittel die Epicykeltheorie und den excentrischen Kreis an. Danach bewegt sich der Mittelpunkt des Kreises, in welchem der Planet läuft, auf der Peripherie eines andern Kreises, dessen Mittelpunkt die Erde war (Epicykel und deferirender Kreis). Infolge der veränderlichen Winkelbewegung an den Endpunkten der Apsidenlinie wurde dann angenommen, daß der Centralkörper (Erde im alten, Sonne im neuen System) nicht im Mittelpunkte des Planetenkreises liege, sondern seitwärts davon, excentrisch, und daß die gleichförmige Bewegung nicht um den Ort des Centralkörpers, sondern sei es um den Mittelpunkt des Kreises, sei es, wenn dies noch nicht genügte, um einen andern Punkt, punctum aequantis oder Ausgleichungspunkt, der auf der andern Seite des Mittelpunktes als der Centralkörper gedacht war, stattfinde. Kopernicus und Tycho betrachteten die Ungleichheit in der Winkelbewegung ebenfalls nur als scheinbar, führten aber an Stelle des punct. aeq. einen doppelten Epicykel ein. Diese Hypothese war ebenso ungenügend als die alte, aber Kopernicus konnte sich noch nicht ganz von den Anschauungen der Alten losmachen. Kepler nahm diese Hypothese nicht an und suchte namentlich nach einem Gesetze zwischen den Entfernungen und den Bewegungen. Daß nun gerade die Marsbeobachtungen diejenigen waren, welche Kepler zunächst zu bearbeiten hatte, war, wie Kepler selbst erkannte, ein sehr günstiges Geschick. Unter allen Hauptplaneten (abgesehen vom Mercur, der sich aber wegen seiner großen Sonnennähe schwer beobachten läßt) hat der Mars in seiner Bahn die größte Excentricität, ferner ist seine Bahn der Erdbahn sehr nahe, und bei den Oppositionen kann sich die Erde dem Mars außerordentlich nähern, bei den Conjunctionen entfernen sich dagegen diese Planeten beträchtlich voneinander. Es werden daher die Unregelmäßigkeiten, welche in der Bewegung aus der elliptischen Gestalt der Bahn hervorgehen, sich hier am deutlichsten zeigen und zur Erkennung der Gesetze führen müssen. Kepler hatte nun zunächst nicht in Betreff der Kreisgestalt, wohl aber über das Gesetz der Geschwindigkeit sehr entschiedene Beobachtungen von der Unrichtigkeit der alten Theorie. Das Factum der Abhängigkeit der Geschwindigkeiten von den Entfernungen war in gewisser Weise bekannt, aber man suchte durch den Ausgleichungspunkt die Gleichmäßigkeit herzustellen. Kepler suchte diese Abhängigkeit in einem bestimmten Ausdrucke nachzuweisen. Er machte in dieser Hinsicht viele vergebliche Hypothesen; naturgemäß mußte er die Hypothese der Kreisgestalt zunächst mit allen Modificationen durchprobiren. Hier konnte er nun aber unter Beibehaltung des Ausgleichungspunktes annehmen, daß dieser mit dem Mittelpunkte des Kreises (wie bei der Sonne oder Erde angenommen wurde) zusammenfiel oder daß er ein Punkt der Apsidenlinie auf der andern Seite des Mittelpunktes sei, und zwar konnte er hier wieder in gleichem oder verschiedenem Abstande vom Mittelpunkte liegen als der Centralkörper. In Betreff des Mars hatte man früher die letztere Annahme gemacht und Kepler faßte nun die Aufgabe so, daß er diejenige Vertheilung der Excentricität suchen wollte, die mit den Beobachtungen am besten stimmte. Ein wesentliches Moment der Kepler'schen Arbeit liegt darin, daß er seine Hypothesen nicht nur an den beobachteten Längen und Breiten, sondern auch an den Entfernungen von der Sonne prüfte, also die Lage des Planetenortes vollständig darzustellen suchte. Hierbei zeigte sich mit Entschiedenheit die Nothwendigkeit der Annahme eines Ovals für die Bahn. Es traten Fehler von 8—9 Minuten in den Tychonischen Beobachtungen hervor, die unmöglich Fehler der Beobachtungen sein, sondern nur durch die fehlerhafte Theorie ihre Erklärung finden konnten. Kepler sagt selbst: „Diese acht Minuten bahnten den Weg zur Reform der ganzen Astronomie." Nun findet Kepler aus der Vergleichung der Entfernungen und der Geschwindigkeiten zunächst für den Mars, „daß der Radius Vector des Planeten um die Sonne Flächen beschreibt, die den Zeiten proportional sind". Dieses Gesetz dann verallgemeinert auf alle Planeten ist gewöhnlich in der

Form ausgedrückt, daß „von den Radien Vectoren in gleichen Zeiten gleiche Flächen beschrieben werden". Es ist dies von den drei berühmten Kepler'schen Gesetzen der Planetenbewegung das zweite, wie man sieht, der chronologischen Folge der Entdeckung nach das erste. Kepler war hier auch sehr nahe daran, das Newton'sche Attractionsgesetz zu erkennen und auszusprechen, indem er schon die Bewegungen der Himmelskörper mit den auf der Erde beobachteten Bewegungen vergleicht und bei der Bemerkung, daß die Bewegungen im Perihel am raschesten, im Aphel am langsamsten sind, hinzufügt, daß die Extreme in den Geschwindigkeiten sehr nahe im umgekehrt quadratischen Verhältniß der Distanzen stehen (quam proxima in dupla proportione distantiarum). Die hierauf bezüglichen Bemerkungen befinden sich im 32.—42. Kapitel des Werkes de Motibus.

Als Kepler nun weiter die aus den Tychonischen Beobachtungen sich ergebenden heliocentrischen Entfernungen des Mars, und zwar die größte, kleinste und mittlere Länge (nach Kepler'scher Bezeichnung) des Radius Vector mit einander verglich, fand er, freilich wiederum erst nach zahlreichen vergeblichen Versuchen, daß die Bewegung in einer Ellipse stattfinde, und es entstand das erste Kepler'sche Gesetz (chronologisch das zweite): „alle Planeten bewegen sich in Ellipsen, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht."

Hier mag nun auch die unter dem Namen der Kepler'schen Gleichung oder des Kepler'schen Problems bekannte Gleichung Erwähnung finden. Das zweite Gesetz (Gleichheit der Flächenräume) verlangt für jeden speciellen Fall die Lösung der Aufgabe, aus dem Winkel an der Sonne (der wahren Anomalie) den entsprechenden elliptischen Sector zu finden oder umgekehrt. Diese Aufgabe ist nur durch Integration zu lösen, man kann letztere aber umgehen und kommt zugleich rasch zum Ziel, wenn man die sogenannte excentrische Anomalie als Hülfswinkel einführt und ermittelt. Die Aufgabe ist dann die, für eine gegebene Zeit nach dem Durchgange durchs Perihel (t) aus der mittlern Anomalie M unter Kenntniß der Excentricität e die excentrische Anomalie E, damit den wahren Ort des Planeten zu finden. Die Gleichung lautet $M = E + e \sin. E$. Diese transcendente Gleichung (zugleich die erste in der Mathematik eingeführte transscendente Gleichung) ist durch Versuche zu lösen.

Die beiden Gesetze, die Kepler in dem Werke De Motibus Martis aufstellte, gaben ihm aber nur die individuellen Bewegungen für jeden Planeten. Den seit frühester Jugend gesuchten Zusammenhang, die Harmonie im Sonnensysteme, hatte er damit noch nicht. Zweiundzwanzig Jahre nach dem Erscheinen des Mysterium Cosmographicum nahm Kepler die alte Idee wieder auf und so entstand das große Werk „Harmoniae mundi libri quinque, geometricus, architectonicus, harmonicus, psychologicus, astronomicus cum appendice continens mysterium cosmographicum (Linz 1619). Nach eigener Angabe fand er am 15. Mai 1618 sein drittes Gesetz, welches so lautet: „Die Quadrate der Umlaufszeiten zweier Planeten verhalten sich wie die Cuben der halben großen Axen ihrer Bahnen." Das genannte Werk zeigt nun wieder stark die Anschauungen der Pythagoräischen Zeit, indem Kepler fortwährend in demselben von der Sphärenharmonie handelt und sich dahin ausspricht, daß in der Musik der Sphären Saturn und Jupiter Baß, Mars Tenor, Erde und Venus Alt, Mercur Sopran vertreten.

Daß Kepler außer den großen Entdeckungen sowol auf astronomischem Gebiete wie auf dem der Physik, in vielen fast zahllosen Punkten vorausahnend, sich später als richtig erweisende Hypothesen aussprach, kann nicht überraschen; so behauptete er z. B. die Axendrehung der Sonne, noch bevor sie aus den Beobachtungen der Flecke nachgewiesen war. An größeren astronomischen Werken sind nun noch, wenigstens dem Titel nach, zu erwähnen: Epitome Astronomiae Copernicanae in septem libros digesta, quorum tres priores sunt de Doctrina Sphaerica, quatuor posteriores de Doctrina Theorica; Auct. J. Keplero. Lentiis ad Danub. 1618—1622. Das Werk besteht aus zwei Bänden, welche 1618, 1621, 1622 erschienen, und enthält zahlreiche Bemerkungen über die Sonne, die Kometen, Fixsternsphäre u. s. w. Sodann: Tabulae Rudolphinae, quibus astronomicae, scientiae temporum longinquitate collapsae, restauratio continetur; a Phoenice illo astronomorum Tychone primum animo concepta et destinata anno Christi 1564, exinde observationibus siderum accuratissimis, post annum praecipue 1572, quo sidus in Cassiopeae constellatione novum effulsit, serio affectata — tandem traducta in Germaniam inque aulam et nomen Rudolphi Imp. anno 1598 (Ulm 1627), das Werk, an welchem Kepler nach Tycho's Tode 26 Jahre arbeitete. Ferner Ephemerides novae motuum coelestium ab anno 1617, ex observationibus potissimum Tychonis Brahei, hypothesibus physicis, et tabulis Rudolphinis ad Meridianum Uraniburgicum in freto cimbrico, quem proxime circumstant Pragensis, Lincensis, Venetus, Romanus. . . . . Auct. J. Keplero (Lintii 1616 fg.). Dieselben erschienen 1616—1628 und wurden später durch den Schwiegersohn J. Bartsch fortgesetzt. Außer diesen Werken ist die Zahl der kleineren astronomischen Abhandlungen eine sehr große. Kepler's Werke sind sämmtlich und zum Theil zum ersten mal nach den hinterlassenen Manuscripten von Frisch herausgegeben (in acht Bänden, wovon der letzte ein Doppelband, Frankfurt 1858—1871). In dieser Gesammtausgabe ist auch eine von Frisch bearbeitete, auf Originalquellen beruhende lateinische Lebensbeschreibung enthalten. An Biographien und Schriften über Kepler erwähnen wir: Apelt, „Johann Kepler's astronomische Weltansicht" (Leipzig 1849) und „Die Reformation der Sternkunde" (Jena 1852); Arago in Notices biographiques III.; Bertrand in „Les fondateurs de l'astronomie moderne" (Paris); Breitschwert, „J. Kepler's Leben und Wirken" (Stuttgart 1831); Brewster, „Lives of the Martyrs of Science" (London 1841); F. Hoefer in „Nouvelle Biographie générale" (Paris); Reitlinger, Neumann und Gruner „Johannes

Kepler" (Stuttgart 1868); Reuschle, „Kepler und die Astronomie" (Frankfurt 1871); Struve O., „Ueber das Verhältniß Kepler's zu Wallenstein" (Petersburg 1860); Zöllner „Kepler und die unsichtbare Welt" (Leipzig 1880). In romanhaftem Gewande erschien über die erste Lebensperiode Kepler's Burow „Johannes Kepler" (Prag, Leipzig 1857). Ein prachtvolles Monument von A. Kreling ist in Weil errichtet. *(W. Valentiner.)*

KEPPEL, englische gräfliche Familie, stammt von Walter von Keppel, einem holländischen Edelmanne, Herrn zu Keppel in Holland (geb. 1179, gest. 1231) ab. Dessen Nachkomme, Arnold Joost von Keppel, begleitete 1688 den Prinzen Wilhelm von Oranien nach England und ward, nachdem Prinz Wilhelm den englischen Thron bestiegen hatte, Kammerherr (Groom of the bedchamber und Master of the robes) und 1695 Baron Ashford zu Ashford in der Grafschaft Kent, Viscount Bury in der Grafschaft Lancaster und Graf (Earl) von Albemarle im Herzogthume Normandie, ferner 1697 Generalmajor und 1698 Oberst der ersten Schwadron der Gardereiterei, endlich 1700 Oberkammerherr. Er hatte gleichzeitig Sitz im Herrenhause der Generalstaaten von Holland, ward 1702 General in der holländischen Armee und 1703 nach der Schlacht bei Rambilles General der Reiterei der Generalstaaten und kämpfte in der Schlacht bei Oudenaarde, hatte sodann eine hervorragende Thätigkeit in den Feldzügen des Herzogs von Marlborough, war Commandant von Bois le Duc. Wilhelm III. vermachte ihm 200,000 Gulden und die Herrschaft Brovost. Seine Gemahlin war Gertrude de Quirina, eine Tochter des Herrn von der Quin, Commandanten von Bergen op Zoom. Er starb am 30. Mai 1718 im Alter von 48 Jahren.

William Anne, zweiter Graf, Sohn des ersten Grafen, ward 1723 Oberkammerherr des Fürsten von Wales (des englischen Kronprinzen), 1727 Aide de Camp des Königs von England, 1741 Generalmajor, kämpfte 1743 in der Schlacht bei Dettingen und bei Fontenay, commandirte 1746 den rechten Flügel in der Schlacht bei Culloden und erhielt den Oberbefehl der englischen Armee in Schottland. Im J. 1748 ging der Graf als Gesandter nach Frankreich, ward 1754 K. G. (knight of the garter, Ritter des Hosenbandordens) und starb zu Paris am 22. Dec. 1774.

Georg, dritter Graf, Sohn des zweiten Grafen, geboren 1724, ward 1746 General in der Armee und K. G., starb 1772.

William Charles, vierter Graf, Sohn des dritten Grafen, geboren 1752, starb 1845.

Augustus Frederick, fünfter Graf, Sohn des vierten Grafen, geboren 1794, starb 1851.

George Thomas, sechster Graf, General in der Armee, geboren in London 1799, ist der Bruder des fünften Grafen. *(W. Bentheim.)*

KEPPEL (Augustus), Viscount, englischer Admiral, geboren am 2. April 1725, gestorben in Suffolk am 2. Oct. 1786, war ein Sohn des zweiten Grafen (Earl) von Albemarle, trat 1740 in die Flotte und unter den Befehl des Lord Anson, mit dem er die Reise um die Erde machte, ward bereits 1744 Kapitän und war beinahe fortwährend in activem Dienst. Er ward 1762 Viceadmiral und 1778 Admiral, schlug die französische Flotte unter Orvilliers bei Ushent und wurde 1782 zum Viscount Keppel von Evedom in der Grafschaft Suffolk erhoben. Er war mehrmals First Lord of the Admiralty (Marineminister).

Vgl. Rev. Thomas Rob. Keppel, The life of Admiral Keppel (2 Bde., London 1842). *(W. Bentheim.)*

KERAK, eine der wenigen bewohnten Ortschaften des Landes im Osten des Todten Meeres, bildet nach der gegenwärtigen türkischen Provinzialorganisation ein Kasa (Amtsbezirk) des zum Vilajet Suria (Syrien) gehörigen Sandschak Belka, welcher letztere sich südlich vom Tiberiassee zu beiden Seiten des Jordans über die Länder des Alterthums Samaria und Peräa erstreckt und sich dann südostwärts über die Ammonitis und Moabitis fortsetzt. Kerak liegt in einem, der wasserlosen moabitischen Hochebene gegen Westen vorgeschobenen, ziemlich jäh gegen das Todte Meer abfallenden Gebirgslande auf einem allerdings in einiger Entfernung von höheren Bergen dominirten, doch aber durch überall schroffe, stellenweise sogar senkrechte Abhänge große Sicherheit bietenden Felsengipfel und besitzt ein altes Schloß, dessen stattliche Ruine bis von Jerusalem und den umliegenden Höhen her erblickt werden kann. Der Ort wird von Mohammedanern (400 Familien) und Christen (arabischen Griechen; nach Angabe des griechischen Klosters zu Jerusalem 300 Familien) bewohnt, welche, gleichmäßig nach den charakteristischen Bräuchen und Ueberlieferungen der südsyrischen Fellahin lebend, mit den benachbarten Nomaden, den sogenannten 'Arab-Stämmen*), und selbst mit den Beduinen der großen syrischen Wüste Freundschaft unterhalten, sie mit Waffen, Frauenschmuck-Gegenständen, bunten Tüchern und sonstigen Kleidungsstücken, Gewürzen u. dgl. mehr versehen und ihnen dagegen die Erzeugnisse ihrer Heerden abnehmen. Die Christen unterstehen der geistlichen Autorität eines zu Jerusalem residirenden griechischen Erzbischofs, welcher sich nach Petra (P. deserti, die alte Hauptstadt der Idumäer) als dem ursprünglichen Sitze seiner Diöcese benennt und unter den Prälaten des orthodoxen griechischen Patriarchats zu Jerusalem als Mutrân en-Nûr, Metropolitan-Bischof des Lichts, d. h. als Empfänger und Austheiler des zur Jahresfeier der heiligen Auferstehung an dem Grabe Christi zu Jerusalem durch angebliches Wunder erscheinenden Heiligen Feuers, eine hervorragende Rolle spielt. Die Pfortenherrschaft in Kerak ist eine precäre; da sie weder die Ortsbewohner gegen etwaige Angriffe der Wanderstämme beschützen, noch ihnen selber beikommen

*) Die angesessenen Araber nennen sich Beni Arab, Söhne der Arab, ihre Frauen Benât Arab, Töchter der Arab. Arab sind die nomadisirenden Stämme, welche zugleich Ackerbau treiben. Dieselben stehen gleichsam in der Mitte zwischen den Beni Arab und den Bedaui, den Beduinen, welche als reine Nomaden auf beide andere geringschätzig herabblicken.

kann, so beschränkt sie sich auf die Erhebung einer geringen, von den Kerakern im Interesse ihres Verkehrs mit dem westjordanischen Palästina freiwillig geleisteten Abgabe. — Die Aussicht von der Höhe des alten Schlosses durch die wasserlose Thalsenkung des Wadi Kerak über einen Theil des Todten Meeres und dessen westliche Uferländer, einschließlich Jerusalems und des Oelbergs, wird als entzückend geschildert.

Man kann nicht bezweifeln, daß Kerak identisch sei mit der alten moabitischen Stadt Kir Moab (auch Kir Chères, Kir Charesek genannt), gegen welche die Propheten Jesaias und Jeremias wiederholt ihre Drohungen schleuderten, während sie beim Durchzug der Israeliten von der sinaitischen Halbinsel nach Palästina, wo das Land Moab östlich umgangen wurde, nicht erwähnt wird. Wie Kir Mauer, Festungsmauer, bedeutet, so scheint auch Kerak ein altes Appellativum für Feste zu sein, welches, absolut gebraucht, allmählich zum Eigennamen wurde. Schon die alte chaldäische Uebersetzung der Bibel gibt Kir Moab mit Kerakka d Moab wieder; auch das II. Buch der Makkabäer (12, 17) kennt den Ort als Karaka. Die vielen künstlichen Grotten, deren die Reisenden als in dem weißen Kreidekalke des Felsenberges von Kerak vorfindlich erwähnen, sind ohne Zweifel die Felsengrüfte der alten moabitischen Einwohner. Erst in der christlichen Zeit sehen wir den Ort mehr hervortreten; unter dem Namen Charak-Moba wurde er zu einem Bischoffitze der Eparchie Palästina III unter der Metropolie Petra gemacht. Durch die vermittelnde Stellung, welche das christlich-arabische Sassanidenreich zwischen den Römern und den freien Arabern einnahm, war Syrien damals zu einem Wohlstande und einer Cultur gelangt, die es sogar zur Zeit der alten Stammesautonomie nie gekannt hatte. Wohl that der Islam dieser Blüte Abbruch; indessen war zur Zeit der Kreuzzüge Kerak und das zwei Tagereisen südlicher gelegene Schobak doch noch ein werthvoller Besitz. Während der Regierung des Königs Fulco von Jerusalem wurden beide Orte von den Franken erobert und zu festen Castellen ausgebaut, von denen jenes Crack oder Crac und dieses Mons regalis genannt wurde. Saladin belagerte Kerak im J. 1083 vergebens, nach seinem großen Siege bei Hattin aber scheint ihm der für die Christen unhaltbar gewordene Ort so leicht zugefallen zu sein, daß sein Biograph Beha ed Dîn es nicht für der Mühe werth hält, darüber eine Mittheilung zu machen. Nach Saladin's Tode herrschte in Kerak und Schobak sein Bruder el-Melik-el Aadil Seif-ed-Dîn. Uebrigens wurde die Bewegung, welche Saladin im Interesse der islamitischen Herrschaft in Syrien den Beduinenstämmen der Wüste gegen das syrische Culturland gegeben, den transjordanischen Gebieten verderblich; die Städte wurden entvölkert, das Fruchtland wurde zur Weide, der Besitz des Landes werthlos. Geschichtlich bemerkenswerthe Thatsachen knüpften sich seitdem an Kerak nicht mehr; nacheinander sah es die Herrschaft der Ejjubiten, der bahritischen und der circassischen Mamluken, um endlich unter türkischer Herrschaft das zu werden, als was Seetzen, Burkhardt und andere neuere Reisende es uns kennen gelehrt haben. (*G. Rosen.*)

KERAK (Karak, Kharak, Karedsch, Czark), Insel im nördlichen Theile des Persischen Meerbusens, 50 Kilom. im Nordwesten von Buschähr an der persischen Küste und 220 Kilom. von dem selbständigen arabischen Staate Kuêit und im Südosten von der Mündung des Schatt-el-Arâb. Ein Korallenriff umgibt die 4 bis 5 geogr. Meilen im Umfange haltende Insel, die, eine unfruchtbare Kalk- und Sandsteinmasse, sich zu 100 Met. Höhe erhebt; das Plateau ist gegen die Küste hin von tiefen Spalten durchrissen, mit einer dünnen Lehmschicht überdeckt und geht nach Norden hin in Hügel und dann in eine sandige Ebene über, welche fruchtbar ist und wo Gerste, Weizen, Mais, Bohnen, Gurken, Melonen, auch Wein, Baumwolle und Datteln gewonnen werden. Gutes Trinkwasser gewinnt man in 7 Met. Tiefe. Die mittlere Temperatur beträgt, bei Nordwind, 28° C. Es leben hier Wachteln und Schildkröten. Um diese Insel ist das Meer sehr tief, birgt aber die Muscheln, welche die werthvollsten Perlen enthalten. Sie gehört weder Persien noch den arabischen Häuptlingen, sondern liegt im freien Meere. Die wenigen Bewohner, Khargi genannt, welche ein Gemisch von Persisch und Arabisch sprechen, sind als geschickte Führer von allen Schiffen gesucht, welche Basra zum Ziel haben. In den Jahren 1754 bis 1765 gehörte sie der Holländisch-ostindischen Compagnie, welche hier eine Stadt gründete, die 3000 Einwohner gehabt haben soll. Von den Bauten dieser Zeit steht noch ein Fort. Auch die Portugiesen sollen Besitzer gewesen sein, wie auch die Perser; diese traten 1818 durch einen Handelsvertrag vom 3. Jan. die Insel an die Franzosen ab. Im J. 1839 wurde sie von den Engländern besetzt; dasselbe geschah 1856, als sie Persien gehörte; sie wurde aber schon im folgenden Jahre an Persien zurückgegeben mit dem Beding, daß sie zum Freihafen erhoben würde und die Engländer dort, auf einer gesunden Station, Niederlagen errichten dürften. (*G. A. von Klöden.*)

KERAMIK. Unter Keramik (vom griechischen κέραμος — keramos Thon, auch Ziegelwerk, vgl. Kerameus, Ort von Töpferwerkstätten bei Athen[1]), ist bisher in unberechtigter Weise nur die Töpferkunst (ein Zweig der Keramik) verstanden worden, zu deren Bezeichnung kein Fremdwort nöthig war. Nicht irdene Gefäße jeder Art und sonstige gebrannte Thongebilde, also die Töpferwaare allein, auch alles andere, was mittels Brennen im Ofen oder an der Lampe aus erdigen Stoffen, ohne Guß geschmolzener Metalle oder Hämmern hervorgebracht wird, gehört heutigen Begriffen nach zu den keramischen Erzeugnissen. Die Kunde davon ist so wenig bisher verstanden, daß

1) Mit Keramicos bezeichnete man zwei Plätze, innerhalb und außerhalb Athens, auf deren letzterm die Standbilder und Grabmale im Kriege gefallener Helden sowie Töpferwerkstätten errichtet waren; auf dem innern befand sich unter andern Baulichkeiten Platon's Akademie.

sie in verschiedenen Schriften als „Gefäßkunde" (s. Semper) vorkommt, als ob Producte derselben allein aus Geschirr, wie Töpfen, Vasen und dgl. mehr bestänben, die ja auch in allen Arten von Metallen, Holz, Stein und andern Stoffen dargestellt werden, und als ob die Standbildnerei selbst nicht in rein keramischen Exemplaren vertreten wäre.

Alle begrenzbaren, zuerst vom Verfasser dieses Artikels streng in Klassen geordneten Erzeugnisse der Keramik sind folgende:

1) Unglasirte Thongebilde (Terra cotta; Terres cuites sans couverte).

2) Thongebilde mit ungebrannter Glasur (Terres cuites sous vernis non cuit). Bei den alten Culturvölkern bestand der Firniß hier gewöhnlich aus Asphalt (ἄσφαλτος, bitumen, bitume de Judée, auch Mumien-Firniß genannt). Auf griechischen Vasen findet man denselben mit Naphtha versetzt, wohingegen auf germanischen Gefäßen die Glasur aus Harz und Holzkohle gemischt ist.

3) Thongebilde mit durchsichtiger ungebrannter Glasur, der Italiener Sopra vitrina, welche ebenfalls die jedoch nicht eingebrannte Malerei durchscheinen läßt.

4) Thongebilde mit undurchdringlicher, aber durchscheinender Mineral-Glasur, meist aus Bleihalbsäure (B.-Oxyd) hergestellt (Terre cuite sous couverte translucide plombifère). Wenn die Glasur Kupferhalbsäure enthält, nimmt dieselbe eine grüne Farbe an und verliert theilweise ihr Durchscheinen.

5) Halbfayence, d. i. Pfeifenerde unter durchscheinender Bleiglasur, im deutschen Handel unpassend „Steingut" genannt (Terre de pipe sous couverte translucide plombifère). Im Bruche zeigt hier die Masse weißen, bei der Fayence (s. 8) aber gelb-braunen Thon.

6) Thongebilde unter Aufguß, mit oder ohne durchscheinende Bleiglasur (Terre cuite sous engobe). Der italienische Töpfer nennt den Aufguß Vesta di Terra, und der Franzose Engobe — Engobage aber die Handlung des Aufgießens. Hierzu sind auch die sogenannten Sgrafiati, die La Frata, sowie die mit Aufguß-Malerei decorirten Gefäße zu rechnen. Letztere werden besonders in neuerer Zeit viel in Frankreich unter den Namen: Terres cuites à peinture d'engobe; auch: Peinture en barbotine, angefertigt. In Holland und Deutschland war diese Gattung bereits im 17. Jahrhundert bekannt.

7) Steingut ohne und mit Glasur, letztere gewöhnlich durch Salzniederschläge oder kieselsaure Salze dargestellt (Grès céramique à glasure alcaline ou de silicate etc.). Dieses Erzeugniß unterscheidet sich von den gewöhnlichen Thonwaaren durch seine mittels Beimischung von Sand sowie stärkeres Brennen erlangte Härte und wird gewöhnlich im deutschen Handel Steinzeug, das in Deutschland angefertigt, aber ebenso fälschlich in Frankreich und Belgien Grès de Flandre genannt. Steingut ist so hart, daß es, mit einem Feuerstahl geschlagen, Funken gibt.

8) Fayence[2]) oder Majolica[3]), d. h. mit undurchscheinender zinnhaltiger Glasur oder besser Schmelz überzogenes Thongebilde, dessen Masse im Bruche nicht wie die Halbfayence weißen, sondern gelb-braunen Thon darbietet (Majolica und Faïence im Ital.; Fayence auch: Terre cuite à glasure stannifère opaque im Franz.). Majolica und Fayence, zwei Benennungen, unter welchen man in Deutschland irrigerweise oft verschiedene Arten Thongebilde voraussetzt, bezeichnen eine und dieselbe Gattung.

9) Gold-, auch Perlmutter-, Metallschimmernde Fayence (Fayence à reflet metallique ou à reflet nacré), welche goldschimmernd zuerst von den Arabern sowol Spaniens wie Siciliens, perlmutterschimmernd aber von den Italienern dargestellt zu sein scheint. Ueber schillernde Fayence (Fayence chatoiant) siehe weiter unten.

10) Weich-Porzellan, besser durchscheinende Fayence (Porcelaine à pâte tendre translucide).

11) Hart-Porzellan (Porcelaine à pâte dure translucide), das durchscheinende wirkliche Kao-Lin-Porzellan, welches durch die Chinesen und später auch in Deutschland erfunden worden ist. Aus dem Steingute hervorgegangen, bietet dies Porzellan dieselbe Härte.

12) Halb-, Englisches oder undurchscheinendes Porzellan (Porcelaine opaque, ou porcelaine anglaise), welches streng genommen nicht den Namen von Porzellan verdient.

13) Glas (vitrum; verre). Durch Beimischung von Zinnhalbsäure oder Knochenasche sowie durch besonderes Brennen wird dies undurchscheinend, also schmelzartig umgestaltet. Was man unter Glas versteht, ist eine aus Feuerstein, Pottasche, Aschensalz (Soda) und Kalk oder Bleihalbsäure erzeugte durchsichtige Masse.

14) Krystall-Glas, wo kohlengesäuerte Pottasche Aschensalz u. s. w. ersetzt. Crownglas, Flint- oder optisches Glas, auch Kieselglas genannt, sowie Straß, also künstliche Edelsteine (böhmische u. a.) sind alle Glas-Krystallarten.

15) Spatel- oder Goldschmiedeschmelze auf Metall (Émaux des orfèvres ou à la spatule):

A) Zellen- (cloisonnés) und Tiefgruben- oder tiefausgehobene Schmelze (en champ levé ou en taille d'épargne).

B) Durchscheinende ausgehobene oder flache Grubenschmelze (de basse taille et translucide; opera di basso relievo).

---

2) Ist von Faenza, einer italienischen Stadt, wo Mengen solcher Gebilde angefertigt worden sind, aber nicht von dem französischen Dorfe Fayence, bei Fregus (Var), wo auch schon im J. 1592 Fayencefabriken bestanden haben sollen, abgeleitet. 3) Majolica (auch terra invetriata) von Majorca, wo in Inca, einem unweit der Hauptstadt Palma gelegenen Städtchen, sehr früh schon Fayencen, d. h. Majoliken angefertigt worden sind.

C) Durchbrochene Zellenschmelze (Émaux
nnés à jour).
D) Metall-Zellenschmelze auf Porzellan
ux en cloisons de métal sur porcellaine).
E) Deutsche Mischschmelze (Émaux allemands
s).
16) Pinsel- oder Malerschmelze auf Metall
ux des peintres):
A) Farbgrundige, durchscheinende, schwer-
ige limoger, deutsche, venezianische, chine-
, persische, türkische und russische Maler-
lze (Émaux des peintres genre limousin,
lucides, dures et à fonds coloriés).
B) Weißgrundige, undurchscheinende, leicht-
ige französische, schweizer, deutsche und
ische Malerschmelze (Émaux opaques des
res, tendres et à fonds blancs).

Das sogenannte Niello ist kein Glasfluß, sondern
us Blei, Schwefel und erdigen Bestandtheilen zu-
engesetztes Metall, Bleiglanz (Galène) genannt,
s in die auf Metallgrund ausgestochene Zeichnung
assen wird, also zu den Metallarbeiten des Schmie-
und Gießens, aber nicht zu den keramischen des
flusses gehört. Es gibt spießglasigen, sogenannten
haltigen, Wismuth-, Eisen- und falschen Bleiglanz,
künstlich aus Silber, Kupfer, Blei und Schwefel
eten Niello.

Der Zeitfolge nach kann, mit Wahrscheinlichkeit,
eramik unter den bildenden Künsten als die zweite
ehen werden, welche sich schon bei den schwäch-
lnfängen der Gesittung gezeigt hat. Dahin gehört
Schutz vor Unwetter und rauhen Jahreszeiten —
bereits das Bauen von Obdächern, die erste Kund-
g der Architektur; Ziegel sowie Gefäße zum Auf-
ren von Lebensmitteln, oder zum Schöpfen des
rs dienende Thongefäße, also, zuerst wol nur an
Sonne getrocknete, in späteren Zeiten mit Stroh
ckelte, in Gruben und endlich im Ofen gebrannte
glasirte irdene Gebilde, deren Anfertigung das
ögen einer noch schwachen Culturentwickelung nicht
hritt, weil anfänglich zum Kneten kein Werkzeug
um Harttrocknen kein Feuer in Anwendung kam.
in ebenso früher Zeit auch Menschen- und Thier-
ten schon, besonders Götzenbilder, aus diesem Stoffe
rtigt worden sind, ist wol zweifellos. Die Erde
deren stete Zeugungskraft damals, auch ohne Aus-
dem Menschen genügenden Ertrag gab, bot ihm
den am leichtesten zu verarbeitenden Stoff zur
tung seiner Hütte wie zur Anfertigung seiner häus-
Gefäße, deren Herstellung, selbst nur aus Holz,
nehr Schwierigkeiten bieten mußte, da die nöthigen
euge dazu noch fehlten. Auch aller Künste An-
war sicherlich die Bildnerei in Thon. Ein Kind
g ja gewisse Formen mittels solcher leicht knetbaren
nachzuahmen, wohingegen die geringste Darstellung
eines Bildes auf flachem Grunde bereits gewisse
nkenntnisse erfordert.

Bei nur sehr wenigen andern, für mehr künstlerische Ausbildung empfänglichen Gewerben spielen die zu verarbeitenden Stoffe eine so hervorragende Rolle, wie in der immer fort und fort sich vervollkommnenden Keramik, wo außer Gestaltung und Bildnerei mehr oft noch der innere Gehalt den Werth des Erzeugnisses bestimmt. In keinem andern Zweige der Kunstgewerbe sind deshalb schon von Anfang seines Entstehens an so zahlreiche Versuche und so viele sich folgende glückliche Ergebnisse der Verbesserung zu verzeichnen wie in diesem. Sowol die Grade und Arten des Brennens, wie die Mischungen der Massen (Teige), der Glasuren und Schmelze, haben seit Jahrtausenden wie heute noch dem Sucher ein weites Feld dargeboten, welches von der niedrigsten Gesittungsstufe an auch ununterbrochen bebaut worden ist.

Das anfängliche Grubenbrennen hat zu der irrigen Voraussetzung Anlaß gegeben, daß die älteste Verzierungskunst des Hafners darin bestanden habe, Flechtwerk darzustellen, weil sich auf gewissen alten Thongefäßen Pflanzeneindrücke vorfinden. Ebenso unbegründet ist die Ansicht, daß der Ursprung des irdenen Topfes aus dem geflochtenen Korbe abzuleiten sei, den man mit Thon bestrichen hätte, um ihn feuerfest zu machen. Pflanzen- und flechtwerkartige Eindrücke rühren hier von den oben angeführten Bewickelungen mit Stroh, Binsen oder trockenen Zweigen und Laubwerk her, welche zum Brennen dieses ursprünglichen Geschirres in Erdlöchern oder zwischen Rasenstücken dienten. Geflochtene Körbe schützt eine darüber gestrichene Lage Thon übrigens ganz und gar nicht vor dem Verkohlen am Feuer. Ob die Erfindung der Glasuren, abgesehen von den Schmelzen, besonders die durch Blei- und Kupferhalbsäuren dargestellten gelben und grünen Glasuren, der Erzeugung viel härterer Thongebilde vorangegangen oder nachgefolgt ist, wird immer schwer zu bestimmen bleiben, da beide schon den Aegyptern und den alten Amerikanern bekannt waren.

Auch die oben angeführten durchscheinenden Blei- und grünen Kupferglasuren zeigen sich bereits bei den Alten im Gebrauch, wie viele in den Werken des Verfassers zuerst angeführte ägyptische und römische Exemplare feststellen. Dessenungeachtet fährt die Compilation fort, den Irrthum Brogniart's immer noch zu wiederholen, daß „diese Glasur nicht über das 13. Jahrh. n. Chr. hinaufreiche, wo ein Töpfer zu Schlettstadt im Elsaß dieselbe erst erfunden haben soll", obschon von solcher Glasur selbst im Alten Testamente (Sirach) bereits Erwähnung geschieht. Brogniart hat hier wie viele andere die Annal. dominicanorum Colmariens. Urstis. Script. Rer. German, V. II. P. 10 und dem Schöpflin in seiner Alsatia illustrata nachgeredet, welcher letztere selbst das Todesjahr (1283) des angeblichen Erfinders angibt.

Was ferner die immer wieder auftauchende Ansicht betrifft, die Erfindung des undurchscheinenden zinnhaltigen Schmelzes (émail stannifer), welche man Della Robbia zuschreibt, was der Verfasser dieses Artikels längst widerlegt hat, so ist noch zu bemerken, daß man selbst im Herzen Italiens viel früher solche Glasur in Anwendung

brachte, ohne von dem altarabischen Geschirr Algeriens und dem sicilisch-muselmännischen zu sprechen, das durchgehends davon überzogen ist. Pierre le Bon sagt in seiner Margarita preciosa von 1330: „Videmus cum plumbum et stannum fuerunt calcinata et combusta, congruum convertitum in vitrum, sicut faciunt qui vitrificant vasa figuli.“ Und diese Vorschrift gibt er nicht etwa als eine Neuigkeit oder ein Geheimniß; er erwähnt sie als etwas allen Töpfern Bekanntes!

Länder- und gattungsgemäße Eintheilungen stellen sich für die keramischen Erzeugnisse im allgemeinen als zweckmäßiger heraus wie streng chronologische, da solche bisjetzt gebräuchliche oft auf zweifelhafte geschichtliche Ueberlieferungen gestützte Anordnungen der Gesittungsstufen sich vom Standpunkte des zuverlässigen archäologischen Wissens aus mehr und mehr als unhaltbar erweisen. Die Annahme besonders, daß der Gesittung Anfang bei den Ostindiern zu suchen sei, kann einzig und allein mittels dieser unsichern Ueberlieferungen, ganz und gar aber nicht vermöge aufgefundener Denkmale begründet werden.

Sowol von den uralten chinesischen Völkern, wie von Japanesen, Amerikanern, Aegyptern, Phöniziern, Alt- und Neu-Babyloniern, resp. Assyrern, selbst von vielen „vorgeschichtlichen“ Stämmen, die der Pfahlbauten inbegriffen, sind aus den ältesten Zeiten glasurlose Thongebilde, auch kaltbemalte, von den erstern Völkern schon glasirte und beschmelzte vorhanden. Allein von Hebräern ist nichts Derartiges bekannt. Etrusker und Griechen — welche mit harter Glasur keine keramischen Erzeugnisse, überhaupt auch in scheidkundiger Hinsicht, sehr Untergeordnetes nur davon anfertigten — haben lange vor der römischen Herrschaftszeit schon in Thongefäßen mit wenig oder ganz ungebrannter Flach-, d. h. Umriß-Malerei, Hervorragendes, die Römer aber nichts in solcher Malerei geleistet. Den unfindbaren Kelten kann mit Grund gar kein Gebilde zugeschrieben werden. Bei den Germanen, die in der Römerzeit bereits sehr vorgeschrittene Töpferarbeiten, auch Glas und Schmelze, darstellten, scheint der Alemannische Stamm irdene Gefäße mittels Bemalung, der Kattische oft mittels Einlegung verziert zu haben. Zu den ältesten bekannten, nur in der Sonne hartgetrockneten keramischen Erzeugnissen gehören die aus Wüstensand verfertigten Bausteine der Dashour-Pyramide, deren Errichtung zwischen 3500—3000 v. Chr. stattgefunden haben soll. Sowol darin vorkommender Häckerling (geschnittenes Stroh) wie die von dem bei der Bereitung der Masse (des Teiges) verwendeten Nilschlamm herrührenden Pflanzensamen bezeugen, daß diese Mauersteine nicht gebrannt sind. Diese Pisés genannten Ziegel gleichen den Adobes der alten Amerikaner, welche damit verschiedene Bauten, besonders ihre Dampfbäder aufgeführt haben. Mehr künstlerische Gebilde in Thon reichen ebenfalls bei den Aegyptern in uralte Zeiten hinauf. Wenn archaistische Erzeugnisse im allgemeinen durch fest überlieferte Formen bezeichnet werden, was besonders bei den Aegyptern, Babyloniern, Assyrern, sowie, und dies nicht allein in den Anfängen, sondern fast in der ganzen Bildnerei, bei den Griechen stark hervortritt, — da bei letztern dem herkömmlich, d. h. angenommenen Schönen der geistige Ausdruck aufgeopfert ist, — so bestehen Ausnahmen selbst in den frühesten ägyptischen Kunstperioden, die um so hervorragender erscheinen, als sie vereinzelt unter Mengen von nur äußerlich wenig gemusterten Bildwerken vorkommen, wo allgemein angenommene Andeutungen oder Kennzeichen dieselben der Menge verständlich machen mußten. Dergleichen Ausnahmen bieten auch schon die frühesten amerikanischen und ägyptischen Thongebilde, Indien aber ebenso wenig wie China, da besonders im letztern Lande das Stereotyp in Auffassung sowol wie in Ausführung Jahrtausende lang unverändert fortbestanden hat und deshalb die Zeit der Anfertigung fast nur bestimmt werden kann, wo Marken vorhanden sind.

Obschon Herodot (5. Jahrh. v. Chr.) behauptet, daß den Griechen hundert Jahre vor der Gründung Roms (753 v. Chr.) Italien noch ganz und gar unbekannt war, so zeigen doch die Thongebilde der Etrusker eine bestimmte Verwandtschaft mit den keramischen Erzeugnissen der Griechen oder der Völker der griechischen Halbinsel. Deshalb scheint es geeignet, die etruskischen Thongebilde eher den griechischen als den späteren römischen anzureihen. In jeder Hinsicht muß Etrurien wol als die Wiege der italischen Kunst im allgemeinen, also auch des keramischen Zweiges angesehen werden. Viele sogenannte „Terracotten“, d. h. unglasirte Thongebilde aus dem 420. Jahre v. Chr. durch Samniten den dort seit 200 Jahren ansässigen Etruskern entrissenen und schon um 314 römisch gewordenen, 79 n. Chr. verschütteten campanischen Pompeji, bieten noch rein Etruriſches. Aber auch die Verwandtschaft, welche sich bei den griechischen und etruskischen bemalten Vasen kundgibt, zeigt sich, obschon etwas verwischter, bei den figürlichen Thongebilden dieser beiden Völker.

Von den griechischen unglasirten können die Anfertigungsorte aus der Beurtheilung allein nur selten mit Sicherheit festgestellt werden. Attica, besonders dessen Hauptstadt Athen, Böotien, namentlich Tanagra; Lokris, Peloros, Tarsus und die Cykladen sowie Cypern, für das eigentliche europäische Griechenland; Cyrenaika, in Libyen, für die griechischen Ansiedelungen Afrikas; die Insel Rhodus, Ephesus und Pergamos für Griechenlands asiatische Colonien — sind die bedeutendsten Fundorte von Figuren in vollrunden und flacherhabenen Thonbildnereien, deren Zeitfolge aber auch nicht mit Sicherheit festzustellen ist.

Zahlreich waren die in Griechenland gebräuchlichen Gefäßformen, welche unter gleichen Benennungen überall, sowol auf dem Festlande wie in den überseeischen Ansiedelungen und auf den Inseln dieselben gewesen sein mögen, da ja die Römer beide noch von ihren Besiegten angenommen hatten. Im ganzen sind 34 verschiedene solche Formen bekannt, wovon die Abbildungen der

fünften Folge der Keramik-Studien des Verfassers beigefügt sind. Ob aber die hier nachfolgenden, der Ueberlieferung entnommenen Namen dieser Gefäßformen alle Sicherheit bieten, bleibt zu bezweifeln: Cadus, Chytra, Ampulla olearia, Calix, Chytropus, zwei Arten Crater, Cyathus, Cymbium, Diota, Dolium, Futile, Gutturnium, Guttus, Infundibulum, Lagena, Obba, Orca, Patina, Trulla, Urna, Alabastrum, Aryballos, die Mundschenkvase, zwei Arten Amphorae, Hydria, Rhyton (in Formen von Thierköpfen verschiedener Art), Acetabulum, Cantharus, Lecythos u. a.

Bei den Römern waren ferner noch folgende Namen im Sprachgebrauche: Acratophorum, Ahenum, Bilychnis, Cacabus, Carchesium, Catinum, Colum, Cortina, Lucerna, Murrhina, Olla, Patera, Pelluvium, Phiala, Scyphus und Sinum.

Was die sogenannten griechisch-etruskischen bemalten Vasen betrifft, welche in neuerer Zeit viel als aus Griechenland selbst oder aus den griechischen Ansiedelungen, besonders Italien, stammend, bekannt sind, so ist es ebenfalls schwer, solchen Erzeugnissen immer ganz bestimmte Anfertigungsorte zuzuschreiben, da dieselben in die Colonien oft vom Mutterlande aus eingeführt worden sind, und Stil sowie Ausführung derselben nur theilweise Anhaltspunkte bieten, auch die ebenso elastische wie anmaßliche Auslegungskunst der Vorwürfe selten nur helfen kann (s. darüber Weiteres in: Keramographie).

Fast alle diese Gefäße sind auf der Töpferscheibe aus Einem Stück angefertigt, mit Ausnahme der Henkel und Hälse, welche angesetzt wurden. Nach leichtem Brennen fand die Schwarzmalerei statt. Die zu Clusium und Nola, einer in der Campanie gelegenen alten etruskischen Stadt, gefundenen Gefäße, wovon im Louvre ganze Säle voll vorhanden sind, zeigen gänzlich dem Grafitto ähnliche, mit Flachbildnereien verzierte, überall schwarze Gebilde, deren Ueberzug so dünn ist, daß derselbe nicht von der innern Masse (Teig) getrennt werden kann und wol aus eisenhaltiger vulkanischer Mischung bestehen mag, da man ja gegenwärtig noch zu Kirchenlamitz in Thüringen Geschirr mit aus pulverisirten Schlacken der Hohöfen dargestellter Deckung überzieht. Auch die von Wedgwood seinerzeit angefertigten sogenannten schwarzen Basalte enthalten dergleichen. Die alten Germanen kannten auch noch eine einfachere Art, mittels Harz oder Oel und Kienruß im schwachen Feuer ihren Urnen denselben Anstrich zu geben.

Wenn die Römer in der Thonwaaren-Anfertigung oft auf das Riesenartige[4]) und mehr noch auf das allgemein Anwendbare als auf die Formenschönheit ihrer griechischen Lehrmeister hinarbeiteten, so waren dieselben hinsichtlich des Brennens und der Erzeugung von Mineralglasuren, sowie in der Glasmacherkunst, diesen sehr weit voraus. Den hart glasirten, immer noch fälschlich terra sigillata[5]) benannten rothen Thongefäßen aretinischer Gattung auch nur sich Annäherndes ist nichts von den Griechen hinterlassen worden. Außer den römischen Gesichtsurnen, welche selten vorkommen und in ähnlicher Art von Aegyptern und andern afrikanischen Völkern (siehe die in Hissarlik von Schliemann aufgefundenen und wol fälschlich den Trojanern zugeschriebenen), sowie von Germanen und Slawen angefertigt worden sind, müssen hier auch noch die mit flacherhabenen, meist Rankenverzierungen bedeckten henkellosen Urnen oder amphorenförmigen kleinen Vasen angeführt werden, ferner die römischen Trinkbecher. Diese letztern zeichnen sich gewöhnlich durch fünf eingedrückte Vertiefungen für die Finger, sowie auf der schwarzen Glasur mit weißer Erde aufgemalte Inschriften in Majuskeln (Ave. Vivas. Imple. Bibe. Vinum. Vita. Vive bibe multum u. dgl. m.) aus. Gallische vorrömische Thongefäße sind fast unbekannt, wohingegen altgermanische, skandinavische, slawische überall in den Museen und Sammlungen vorkommen.

Mineralglasuren waren, wie schon bemerkt, im hohen Alterthume bekannt, ebenso bereits der undurchscheinende Zinnschmelz (émail stannifer), demnach also auch Fayence oder Majolica. Die älteste bisjetzt bekannte ist die der Assyrer, welche selbst Backsteine mit Zinnschmelz überzogen, wovon das Geologische Museum zu London blau, gelb und weiß gefärbte aus Khorsabad besitzt. Die mittelalten von den sogenannten persischen Fayencen (1500—1600) sind größtentheils nur Halbfayencen; in der Masse (Teig) gewöhnlich aus weißer Pfeifenerde, seltener aus gelblichem Thon, ist der Ueberzug statt von Zinnschmelz mittels Aufguß unter Bleiglasur dargestellt.

Die Spanisch-Maurischen und Arabisch-Sicilischen Fayencen (Hispano- et Sicilo-Moresques et Arabes), vom Verfasser mit den Namen Spanische und Sicilisch-Muselmännische bezeichnet, unterscheiden sich von den späteren Siciliens und Spaniens durch ihren goldfarbigen Metallschimmer, welcher auch auf einigen der älteren persischen angetroffen wird und erst in neuester Zeit (1862) durch Pietro Gay, wie auch der Perlmutterschimmer (reflet nacré) alter aus Gubbio stammender Gefäße, zu Gubbio wieder angefertigt worden ist. Dies Schimmern (reflèter) ist nicht mit dem Schillern (chatoyer) irdener Gefäße neuerer Anfertigung zu verwechseln, welches zwischen den Metall- und den Perlmutterschimmer zu stellen und das Ergebniß von Silberauflösungen und Beräucherungen mit verbrannten thierischen Stoffen ist. Türkische Fayencen (von Brussa, Kiuthaia u. a.), besonders die von der Insel Rhodos, welche im Malstile ihrer Ausschmückungen denen Persiens ähneln, unterscheiden sich indessen durch das im Decor befindliche oft dick aufgetragene Roth (Eisenhalbsäure),

4) So ließ u. a. Vitellius eine Schüssel aus gebranntem Thon anfertigen, die so groß war, daß zum Brennen derselben eigens ein großer Ofen gebaut werden mußte.

5) Siehe darüber die „Keramik-Studie I." des Verfassers.

eine in den persischen Erzeugnissen nur während des 18. Jahrh. und viel heller vorkommende Farbe.

Die ältesten bisjetzt bekannten deutschen Thongebilde mit undurchscheinendem Zinnschmelzüberzuge sind wol die aus der Peterskirche vom 12. Jahrh. zu Rostock stammenden Fliesen (German. Museum zu Nürnberg); andere aus dem Kloster Steingaden im Ammergau vom Ende des 13. und die hocherhabenen Christusköpfe von 1321 aus der leipziger Stadtmauer (beide in der Samml. des Verfassers). Hirschvogel, Hans Kraut, Johann Schaaper u. a. haben die Keramik dieses Landes besonders zur Geltung gebracht. Was die italienischen Fayencen oder Majoliken anbelangt, so gebührt dieser Name nicht allen sogenannten, da viele nur die Halbfayence (mezzo majolica) vertreten. Die Robbia (1410—1530) zu Florenz, andere bedeutende Künstler wie Baldasar Manara (1520—1560), Andreoli (1498—1540), Fontana, Xanto, zu Faenza, Gubbio, Pesaro, Urbino, Castel Durante, Rimini, Deruta, Sienna, Fioli u. a. können als die berühmtesten Keramisten der italienischen Schule angesehen werden. Im Süden Frankreichs hat diese, im Norden die deutsche, letztere außerdem in England, Schweden, Holland, auch in der Schweiz ihre Fabrikationsgeheimnisse verbreitet. Nevers, Rouen, Moustiers, Marseille und Straßburg waren in Frankreich, Delft in Holland, Winterthur in der Schweiz, Burslem in England (Wedgwood) und Marieberg in Schweden die hauptsächlichsten Fabrikationsorte solcher Gebilde. Alles über Bernard Palissy Geschriebene gehört mehr oder weniger der Fabel an; die ihm zugeschriebenen Schüsseln u. dgl. m. sind viel später in der Normandie angefertigt worden (s. Weiteres darüber in d. A. Keramographie.)

Das älteste Steingut (grès céramique) scheint nicht über das Ende des 14. Jahrh. hinaufzureichen und besonders viel, wol auch zuerst, in Deutschland dargestellt worden zu sein, wo Frechen, Raeren, Siegburg, Grenzhausen, Höhr, die beiden letzten Orte im sogenannten Kannebäckerlande, alle den Rhein entlang, Creußen in Baiern, Bunzlau in Schlesien, wie Beauvais in Frankreich, Pont de Loup in Belgien, Fullham in England und Hoganaes in Schweden bekannte Anfertigungsstätten solchen Geschirres sind, welches in den italienischen Fabriken bis heute niemals dargestellt worden ist, aber den Chinesen wie den alten Amerikanern schon bekannt war.

Von allen in sechzehn Hauptabtheilungen begrenzten Arten der Keramik steht das Glas, seiner vorzüglichen Durchsichtigkeit und seines reinen Flusses wegen, an der Spitze der Errungenschaften dieses Zweiges. Sämmtliche gebrannte Mineral-Glasuren, wie der Name schon andeutet, gehören ihm an, weshalb auch das Glas schon sehr früh bekannt gewesen sein muß und die Erfindung davon sich im Dunkel der vorgeschichtlichen Zeit nicht verfolgen läßt.

Das älteste Glas war farbig, weil beim Schmelzen der Metalle (wahrscheinlich der Anlaß zur Auffindung des Glasflusses) sich Schlacken bilden, welche nichts anderes als Glasgemenge (Fritten) oder farbiges Glas sind.

Mengen in Museen vorhandener Perlen und Schmuckgegenstände der Aegypter und Assyrer bezeugen die frühe Glasverfertigung dieser Völker, wohingegen die Griechen erst in dem römischen Zeitabschnitte Glas angefertigt haben.

Auch bei den Juden waren bereits Glasgefäße sehr beliebt, sowie in Persien zur Zeit Alexander's. Indisches Glas erwähnt allein Plinius und China sowie Japan kennen die Anfertigung davon erst seit dem 18. Jahrhundert, den alten Amerikanern aber war sie gar nicht bekannt. Bei den Römern, wo die Kunst des Glasmachens erst unter dem Kaiserreiche (29 v. Chr bis 395 n. Chr.) zu einer erstaunlichen Höhe gelangte, sind auch die berühmten Diatreten-Gläser angefertigt und die Edelsteine, wie später so viel in Böhmen, nachgeahmt worden. Fränkische Gläser reichen bis Anfang unserer Zeitrechnung hinauf. Im ganzen Mittelalter zeigten fast Deutschland und Italien allein Hervorragendes in der Glaserzeugung, letzteres Land ausschließlich in Murano (Venedig), wo die Kunst durch Araber eingeführt worden ist. Römer, Willkomm, Paßglas, Angster, Gutrolf und Tümmler sind die Namen der hauptsächlich gebräuchlichen Trinkgläser Deutschlands vom Mittelalter ab bis Ende des 17. Jahrhunderts.

Von den drei Porzellan genannten Thongebilden tragen zwei, das Fritte-, Glas- oder Weichporzellan (pâte tendre) und das undurchscheinende englische, mit Unrecht diesen Namen, da beide nur als weiße durch- oder undurchscheinende Fayencen gelten sollten. Echtes oder Hartporzellan (Porcelaine à pâte dure; china im Engl.; Porcellana, d. h. Edelthon im Ital.), dessen Name von Porcelina oder Porcelena stammt, womit seit dem 14. Jahrhundert die kleinen ovalen und getigerten Venusschnecken eines bauchfüßigen Weichthieres (Gastropeden-Molluske) bezeichnet werden, ist eigentlich nur vermöge Porzellanerde durchsichtig gemachtes Steingut. Die Masse (Teig) desselben besteht aus einem aus thonreicher weißer Erde (Kao-Lin, chinesischer Gebirgsname), Kreide und Sand gemischten Feldspat (chines. Petan-Zé, d. h. Weißsteinmischung). Wie für die Mehrheit der heutigen kunstgewerblichen Erzeugnisse ist auch für das echte Hartporzellan der Ursprung bei den Chinesen zu suchen. Die alten classischen Völker kannten es nicht.

Deutschland, wo das europäische Hartporzellan von Johann Friedrich Böttger (1682—1727) im J. 1711 zu Meißen erfunden worden ist, hat im Laufe des 18. Jahrh. ungefähr vierzig, vom Anfange des 19. bis heute einige siebzig Fabriken besessen, von welchen die Meißner, Wiener, Fürstenberger, Höchster, Nymphenburger, Berliner, Frankenthaler und Ludwigsburger anerkannt die bedeutendsten und kunstgerechtesten waren. Frankreich kann davon aus früherer Zeit, wie heute noch, viel weniger aufweisen. Die Sèvres-Manufactur, deren Ursprung in St.-Cloud zu suchen ist, stand aber unter allen europäischen Porzellanfabriken, besonders der Male-

rei wegen, obenan — seine schönsten Erzeugnisse bestehen indessen nur aus Weichporzellan. Rußland, Polen, Belgien, die Schweiz, Holland und später erst England, Italien, Dänemark, Schweden, Spanien und Portugal haben mehr oder weniger Gutes in der Porzellan-Anfertigung geleistet.

Die Schmelze auf Metall, ebenfalls, wie schon angegeben, ein Zweig der Keramik, reichen wahrscheinlich bis zum Anfang unserer Zeitrechnung hinauf. Der Grundstoff jedes Schmelzes bildet durchsichtiges (transparentes) eigentliches Glas; diese Grundlage ist immer nur ein mittels Zusätze entweder durchscheinend (translucide, d. h. nicht ganz durchsichtig) oder ganz undurchsichtig (opaque) durch Beimischung von Zinnhalbsäure, auch Knochenasche (Kalkphosphat) u. dgl. gemachter Glasfluß, welcher als Ueberzug irdener oder metallener Gebilde dient. Ein beschmelzter Metallgegenstand, d. h. eine Schmelzarbeit, sei es die des Goldschmieds oder des Malers (Schmelzgemälde) wird in Deutschland noch überall Emaille genannt, denn obschon das französische Email von Schmelz stammt, so hat dennoch die Neigung der Deutschen für Fremdworte wieder dazu Anlaß gegeben, das ursprüngliche durch ein von diesem abgeleitetes fremdes Wort zu ersetzen und dies dabei noch durch Verwandlung in weibliche Form (émaille statt émail) zu verunstalten. Aus dem germanischen Schmelz ist nämlich im altfranzösischen esmail hervorgegangen. Denselben deutschen Ursprung haben das catalanische esmalt und das spanische und portugiesische esmalte. Die Ableitung des italienischen smalto vom lateinischen maltha, einer Art Kitt, ist demnach unbegründet, weil das italienische smalto wie das nieder-lateinische smaltum ebenfalls vom deutschen Schmelz abstammen. Die Metallbeschmelzung (smelzì althochd.) scheint sowol aus obigen etymologischen wie auch geschichtlichen Gründen eine germanische Erfindung zu sein.

Den fränkischen derartigen Erzeugnissen vorhergehende sind nicht vorhanden. Von den beiden für frühzeitige Anfertigungen kunstgewerblicher Gegenstände obenanstehenden ältesten Völkern haben die Chinesen erst Ende des 12. Jahrh. n. Chr. angefangen, Spatelschmelze und im 17. Jahrh. Malerschmelze darzustellen, wohingegen von den Aegyptern ganz und gar nichts vorhanden oder bekannt ist. Die für Schmelz angesehenen und oft angeführten farbigen Einlagen eines ägyptischen Armbandes im Louvre haben sich nach Prüfung durch den Verfasser als Mastic herausgestellt. Auch den Griechen und Römern war die Anfertigung solcher Schmelze, ja den alten Griechen selbst das Bestehen derselben unbekannt; ihre Sprache besitzt keine Bezeichnung dafür. Unter electron (*ἤλεκτρον*), wovon das lateinische electrum für succinum, Bernstein, abgeleitet ist, verstand Homer eine in Farbe dem Bernstein ähnliche Metallmischung von vier Fünfteln Gold und einem Fünftel Silber, aber nicht Schmelz. Selbst der Mönch Theophile hat noch fälschlich electrum für Schmelz gebraucht, ebenso wie die Septuaginta den Haschmal Ezechiel's damit unrichtig wiedergegeben haben. Stellen im Homer weisen ferner nach, daß man nur einen von Bernstein bereiteten Kitt verwendete, wie derselbe auch auf germanischen Waffen in Britannien angetroffen worden ist. Ganze Stücke solchen Kittes, ja selbst runde platte Kuchen davon mit Löchern in der Mitte zum Aufhängen sind unter germanischen Gräbermitgaben gefunden worden. Es ist dies eine mit hellem Scheine brennende und angenehmen Duft verbreitende, wol mit Birkenasche vermischte Harzmasse. Dieser Kitt ist auch, besonders in Deutschland, während des Mittelalters, zum Einlegen kupferner Grabplatten verwendet worden. Kein Museum kann griechische Schmelze aufweisen und die den Römern zugeschriebenen sind durchaus zweifelhaft. Dem gegenüber besitzen die Museen zu Mainz, Wiesbaden, Frankfurt a. M., Darmstadt u. a. Hunderte von nur in fränkischen Gräbern gefundenen Schmuckgegenständen, wo der Stil auch den fränkischen Ursprung feststellt. Nach diesen germanischen Tiefgrubenschmelzen kommen die byzantinischen, mittelalterlichen, deutschen, französischen und belgischen Zellen- und Tiefgrubenschmelze. Hierauf folgen in der Zeit die durchscheinende ausgehobene oder flache Grubenschmelze (de basse taille et translucide; opera di basso relievo), welche nicht über das 13. Jahrh. hinaufreicht, sowie die Mischschmelze (Emaux mixtes).

Von der zweiten Hauptklasse, d. h. der Pinsel- oder Malerschmelze, müssen die durchscheinende, schwerflüssige und farbgründige und hier wol die limoger als die ältesten gelten; letztern folgen die deutschen, venetianischen, chinesischen, persischen, türkischen und russischen derselben Gattung. Was die zweite später erschienene Art solcher Malerschmelze, die sogenannten Schweizer und andere weißgründige, weiche anbelangt, so reichen dieselben nicht über das 17. Jahrh. hinauf. *(August Demmin.)*

Keramische Malerei und Keramographik, siehe unter Keramographie.

KERAMOGRAPHIE. Die Keramographie (vom griechischen *κέραμος* und *γραφειν*), d. h. die keramische Malerei oder deutsch die eingebrannte Malerei, bildet einen der bedeutendsten Zweige der Keramik im allgemeinen. Diese Malerei kann selbstverständlich nur mittels Mineralfarben ausgeführt werden, da alle Vegetalfarben im Feuer verschwinden. Es gibt unglasirende, d. h. Aufguß-, und glasirende Farben (couleurs vitrifiables), auch leicht- und hartgebrannte; für einige Aufgußfarben sowie für alle glasirenden müssen den aus erdigen Stoffen oder Mineralhalbsäuren dargestellten Massen mehr oder weniger Flußmittel (fondants) beigemischt werden, damit im schwachen Ofen- und Lampenfeuer selbst dieselben leicht flüssig werden. Zu den bekanntesten Flußmitteln gehören der Borax, der Mennig, die Bleiglätte, das Bleiweiß, die Pottasche, das Aschensalz, die Weinhefenasche, Glas, Krystall und verschiedene Mineralhalbsäuren. Drei Theile Mennig und ein Theil weißer Sand bilden u. a. ein sehr gutes Fluß-

mittel, welches für Gold aus Wismuth besteht. Die Farben können ebensowol mit reinem oder Gummiwasser wie mit Terpentin zubereitet werden, da alles Flüssige davon immer doch im Feuer verdunstet. Weiße Pfeifenerde, gelber und rother Ocker, Umbra, Sienna dienen wie jede andere farbige Erde als Aufgußfarbe und erfordern, wenn eisenhaltig, gar keine Flußmittel. Sechs Theile viermal gebrannten Lazursteins mit $^1/_2$ Theil Mennig und zwölf Theilen weißer Erde geben blau; zwei Theile Sand und ein Theil Pottasche veilchenblau (violett); mit weißer Erde vermengte blaue und gelbe Fritte grün; fünf Theile verkohlten Braunsteins mit $^1/_{20}$ Theil weißer Erde schwarz. Die glasirenden gewöhnlich mittels Metallhalbsäuren gebildeten Farben erhalten ihre verschiedenen Abstufungen durch die verschiedenen Grade der Verkalkung oder Oxydation dazu angewandter Metalle. Eisen gibt hier veilchenblau (violett), auch roth, schwarz und selbst grün; Gold: Purpur; Silber: gelb; Kupfer: grün, auch schwarz; Braunstein: verschiedene violette, braune und schwarze Schattirungen; Spießglas: gelb; Grauerz (Kobalt): blau u. s. w.

Das Cassiusroth, womit auf Glas, Schmelz und leichtgebrannten Töpfergebilden eine schöne brennendrothe Färbung erzeugt wird, die Erfindung des Dr. Cassius in Hamburg aus dem 17. Jahrh., welche von dessen Sohne in seinem: „De principe terrenorum sidere, Auro, et miranda ejus natura, generatione, affectionibus, effectis atque ad operationes artis habitudine cogitata experimentis illustrata“ veröffentlicht worden ist, kann allein für Malerei auf Porzellan, Glas und im Reverberirfeuer nur leicht gebranntes Geschirr verwendet werden, da es starkes Feuer nicht verträgt.

Die mehr kunstgerechte keramische, das ist eingebrannte, ist unstreitig die schwierigste von allen Malereien, weil der Maler gleichzeitig einigermaßen Scheidkundiger sein muß, um nach zahlreichen oft erfolglosen Versuchen, besonders in der Original-Malerei starken Feuers auf Fayence, Bedeutendes, wie die Italiener und Holländer im 16. und 17. Jahrh., hervorbringen zu können. Zu berücksichtigen ist ferner hier, daß die zu solchem Malen darzustellenden Mineralmischungen größtentheils durchs Brennen ihre ursprünglichen Abtönungen verlieren und die beabsichtigten ganz andere Farben erhalten. So ist u. a. die grün, auch blau gebende Kupferhalbsäure gelbroth und die mittels verschiedenartiger Hitzegrade violett, schwarz, ja selbst roth, hervorbringende Eisenhalbsäure schwarz! Was die eigentliche Fayencenmalerei anbelangt, so findet dieselbe nach zwei ganz verschiedenen Arten statt: entweder auf schon fertiges Gebilde, wo der Schmelz bereits durch ein zweites Ofenfeuer hart gebrannt und glasirt ist, also ganz wie bei der Porzellanmalerei, dessen Plattheit und Trockenheit auch diese gewöhnliche Fayencemalerei nicht vermeiden kann; — oder auf dem losen Schmelzstaube, welcher nur mittels Aufguß oder Eintauchen über die bereits gebrannte Erde verbreitet, noch nicht glasirt ist. Diese zweite Art (das „Smalto crudo“ der Italiener, die „Peinture sur le cru“ der Franzosen), die schwierigste, welche fast von allen besseren Keramikmalern der Renaissance und des 17. Jahrhunderts sowie der Neuzeit ausgeübt worden, ist auch die künstlerischste. Da die Vorwürfe immer im großen Feuer (au grand feu) gebrannt werden, so dringen die Farben auf dem noch unglasirten Schmelze viel tiefer und geben ein verschwommeneres saftigeres Bild. Besonders schwierig ist auch die Malerei auf metallgrundigen Schmelzen (Peinture d'émaux) wegen des zahlreichen sich immer wiederholenden Brennverfahrens. Ein in durchscheinendem Schmelze (limoger Art) gemaltes Bild kann nicht auf Metallgrund, wie die undurchsichtige Schmelzmalerei auf Fayence, Porzellan oder jedem andern Thongebilde, mit einmaligem oder zweimaligem Brennen hergestellt werden, es erfordert viele wiederholte Ofenfeuer. Zur Erlangung der verschiedenen Farben und deren Abtönungen sind oft zwanzig, ja selbst dreißig aufeinanderfolgende Brennungen nothwendig, wohingegen Goldschmiede- oder Spatel-Schmelze auf Metallgrund mittels weniger zahlreicher Feuer vielfarbig dargestellt werden können, weil hier nicht wie in der Schmelzmalerei auf Metall die Farben in dünnen Lagen nach und nach übereinander gestrichen werden und jeder dieser Anstriche aufs neue gebrannt zu werden braucht.

Die Werkweise der eingebrannten Malerei auf Glas mittels Verglasen der Farben ist fast dieselbe wie die der andern Schmelzmalereien auf Metallgrund, Fayence und Porzellan. Alle für solche eingebrannte Vorwürfe nöthigen Mineralfarben sind gleichen Gesetzen unterworfen. Weiter oben ist bereits darauf hingewiesen worden, daß solche Farben aus zwei Klassen bestehen, wovon eine das stärkste Brennofen-, die andere nur, womit auch Gläser bemalt werden, schwaches Muffel-, wenn nicht Lampenfeuer benöthigen. Deshalb bieten gebrannte Glasmalereien für Fensterverschlüsse (vitraux peints), wozu ebenfalls Streichfeuerfarben verwendet werden, nicht die Schwierigkeiten, womit Geheimnißkrämerei und Nachbeten der Compilationsschriftsteller dieselbe jahrhundertelang hinaufgeschraubt haben. Besonders werden dazu Borax und Bleisilicat als Flußmittel, Terpentin, auch Wasser zum Malen angewendet, letzteres jedoch nur bei der für Aushebung (Radirung) bestimmten Grundirung, so z. B. Grau für Damast u. dgl. m. Gegenwärtig, wo in eisernen Muffeln und nur 2—3 Stunden gebrannt wird, geht man mit den Flußmitteln so verschwenderisch um, daß die Dauer der modernen Fensterglasmalerei meist hinter der aus früheren Zeiten zurückstehen muß. Von den Vorgängern der Fensterscheiben mit eingebrannter Malerei, den Mosaikscheiben (mehrfarbige musische Malerei), d. h. wo verschiedenfarbige Stücke mehr oder weniger schwierige, aus Drei-, Vier- und Achteckchen u. dgl. zusammengebrachte Figuren darstellten, ist schon im 5. Jahrh. n. Chr. die Rede. Die eingebrannte Glasmalerei für Fensterverschluß, welche zuerst auch in Mosaik-Art d. h. auf kleineren farbigen Glasstücken, später auf größeren und endlich auf Glastafeln ausgeführt wurde, ist eine deutsche Erfindung vom Ende des 10. Jahrh. zu Tegernsee (s. Weiteres darüber in der vierten Keramik-Studie des Verfassers).

philus, ein deutscher Mönch zu St.-Gallen, hat
ng des 11. Jahrh. in seiner Diversarium artium
dula die tegernseer Werkweise beschrieben.

Die einzigen von den Malern bis Ende des 12.
h. angewandten Farben bestanden für Umrisse und
ttirungen aus Schwarz (das durch Kupferhalbsäure
dete Schwarzlot) und Gelb, welches durch einen
l Silberhalbsäure und fünf Theile Ocker darge-
ist. Alle Fleischtheile wurden damals noch mit
ausgeführt. Im 13. Jahrh. erscheint dafür Rosen-
und das Schwarz für Falten und Schattirung zeigt
durch Anwendung blauer, gelber und grüner
e vervollständigt. Bis zum Anfang des 13. war auch
Teppichgrund, von da ab aber ein durch gothische
achine, Filialen, Strebepfeiler u. dgl. Baulichkeiten
Spitzbogenstils, und das mehr Ornamentale im
Jahrh. durch das fast ausschließlich Figurale der
würfe verdrängt, bis im 16. Jahrh. die Glasfenster
noch Oelgemälden glichen.

Einschleifungen zeigen sich selten und wurden
für feinere Einzelheiten in Anwendung gebracht.
solche Vorwürfe, auch die später in der Schweiz
hön und sauber ausgeführten, sind das Ergebniß der
hebung (Radirung) mittels eines Holzstils oder
dünnen sehr stumpfen Pinsels auf der noch unge-
nten Gründung. Das Aetzen ist früher nicht bei der
terglasmalerei im Gebrauch gewesen, da die Findung
Flußspatsäure durch Scheele von Stralsund nicht
das Ende des 18. Jahrh., also nicht vor den Verfall
Glasmalkunst für Fensterverschluß hinaufreicht. Von
mit flüssigen Schmelzfarben bemalten hohlen Gläsern,
Lampen, Flaschen, Trinkbechern u. dgl. m., sind
die arabischen die ältesten, da dergleichen italienische
deutsche meist der Renaissance angehören. Thüringen
scha) und das Fichtelgebirge (Bischofsgrün) haben in
tschland den größten Theil derartiger Erzeugnisse in
farbigen Malereien angefertigt, wonach Johann
aper oder Schapper, von Harburg, in der ersten Hälfte
17. Jahrh. zu Nürnberg seine weltberühmten, meist
chwarz gemalten Vorwürfe auf Glas und Thongebilde
eführt hat, wie solche auch von dessen gleichzeitigen
bewerbern oder besser Nachahmern, H. Bonchert,
. Keyll und Georg Strauch, viel weniger kunst-
iß hinterlassen worden sind. Von den deutschen oder
nischen durch Malerei verzierten Gläsern muß fer-
der aus drei zusammengefügten Theilen bestehenden
ähnung geschehen. Von außen rundum sowie unter
Fuße sind diese meist becherförmigen Gefäße mit
aufgelegten Gläsern gedoppelt. Die zwischen diesen
n eingeschlossenen, mehrfarbigen, mit Gold hervor-
benen Ausschmückungen gehören aber eigentlich nicht
er keramischen, sondern zu der Pausch- (aglommeri-
n), also uneingebrannten Malerei, wohingegen die
Lava ausgeführte eingebrannt ist. Dieselbe wird
els leichtflüssiger Porzellan-Malfarben auf vorher
fach beschmelzten Lava-Platten Volvic's (Puy-de-
ne) ausgeführt. Dem Erfinder, Dutrieux zu Paris
. 1828), sind von Morteleque, Hachette, Jolivet,
Devers, Gilet, Chanson, Sattler und Gilbert gefolgt. Diese Malerei hat bisjetzt nur in Frankreich, resp. in Paris, Anwendung gefunden. Die erste Beschmelzung zur Füllung der in allen Lavamassen enthaltenen Löcher solcher 1—3 Centim. dick gesägten und bis in die größten Ausdehnungen dargestellten Platten findet mittels harten, d. h. schwerflüssigen, die darauffolgende mittels leichtflüssigen Schmelzes statt, (beide im starken Ofenfeuer erzeugt), wohingegen die Malerei darauf nur des schwachen Reverberirfeuers bedarf, weil dieselbe mit Porzellan-Malfarben ausgeführt wird.

Von den bisjetzt bekannten keramischen Malereien auf irdenen Gebilden sind wol die ägyptischen die ältesten. Dieselben bestehen meist in mit Braunstein oder Eisen-Halbsäure schwarz — auch aus Blei- und Kupferhalbsäure blaugrün oder aus Kupfer- und Bleihalbsäure grün dargestellter Glasur — gemalten Hieroglyphen. Ein derartiges Exemplar, das Unicum eines „Kalenders", aus gebranntem Thon (Sammlung des Verfassers, s. Nr. 30 in dessen Verzeichniß) ist mittels solcher Schwarzmalerei in dreißig Felder (Tage eines Monats) eingetheilt, sowie mit fünf Hieroglyphen, die Zusatztage des Jahres darstellend, versehen. Besonders sind viele derartig bemalte Chapti oder Chabsah genannte Begräbniß-Standbilder gefunden worden, welche bis 1500—1600 v. Chr. hinaufreichen mögen, ferner sogenannte Oudja, viereckige Täfelchen von Grabsteinen (Stelen), worauf ein menschliches Auge abgebildet ist.

Assyrische, resp. babylonische eingebrannte Malereien noch derartige Inschriften besitzt man nicht, denn die keilförmigen Thongebilde mit keramischen Charakteren des Britischen Museums zeigen auch ägyptische Hieroglyphen und waren Mitgaben thebaischer Gräber. Aehnliche in Babylon gefundene Keile gebrannten Thons desselben Museums sind wol mit verschiedenfarbigen Mineralglasuren überzogen, aber inschriftlos, dieselben dienten den Assyrern zur Darstellung ihrer Mosaik-Einlegungen.

Auch die alten Amerikaner haben uralte eingebrannte Malereien auf Thongebilden hinterlassen. So unter andern eine chichimequische Räucherlampe (Humadero-Xibalbaide), rothes Thongefäß, dessen Anfertigung wol nicht später als 1000 v. Chr. stattgefunden hat. Unter durchscheinender (kieselsaurer Salz-?) Glasur zeigen die vier ovalen Hülsen dämonische, mit den Drachen der Eck-Grundpfeiler des Xachicaleo-Tempels verwandte Figuren. Auch peruanische fast ebenso alte, keramisch bemalte Gefäße sind bekannt.

Früher glaubte man, fast alle bemalten griechischen Gefäße Etrurien und Sicilien zuschreiben zu müssen, später aber ist festgestellt worden, daß Griechenland selbst, und wahrscheinlich zuerst, wol die Mehrzahl davon am schönsten angefertigt hat. Obschon, wie bereits in dem Artikel „Keramik" im allgemeinen angeführt worden ist, diese Gebilde in technischer Hinsicht eine niedere Stufe der Keramik vertreten, da alles hier aus nur ganz leicht gebranntem Thone dargestellt und keine stark eingebrannte Mineralglasur vorhanden ist,

auch die Vorwürfe allein meist in Schwarz, auch in Roth oder Gelb, und in Umrissen ausgeführten Flachmalereien, welche überhaupt nur den Griechen bekannt gewesen zu sein scheinen, bestehen, so bieten diese Vorwürfe doch, besonders in geschichtlich-mythologischer Hinsicht, sehr Anziehendes. Nachfolgende vom Verfasser angenommene Eintheilung aller sogenannten „griechisch-etruskischen Vasen-Malereien" kann wol, was die Anfertigungszeiten betrifft, beim Ordnen derselben als Leitfaden dienen:

1. Zeitabschnitt (1200 v. Chr.?). Gelbgrau gemalte Spiral- und Zickzack-Verzierungen auf den unter der Bezeichnung von Cykladen-Vasen (Naxos, Andros, Delos, Paros, Keos, Melos u. a. Inseln) bekannten, während der sogenannten Bronzezeit verbreiteten Henkeltöpfen, welche besonders zahlreich zu Milo, Santorin (Thera der Alten), sowie zu Rhodos und Cypern gefunden wurden.

2. Zeitabschnitt (1000 v. Chr.?). Braunrothe und schwarzbraune geometrische Verzierungen der rotherdigen mykenischen Vasen aller Formen, sowie die primitiven Figuren und Mäander-Verzierungen im ältesten athenischen Stile.

3. Zeitabschnitt, (800 v. Chr.?). Schwarze, theilweise aufgepastete Malvorwürfe, nur auf mehr gelblichem Grunde.

4. Zeitabschnitt (700 v. Chr.?). Vorwürfe, die sich besonders dadurch kennzeichnen, daß nur Thiere, als Stiere, Tiger u. dgl., aber noch keine menschlichen Gestalten, wie dieselben auf korinthischen Vasen vorkommen, dargestellt sind.

5. Zeitabschnitt (600—500 v. Chr.?). Bereits mythologisch-geschichtliche Vorwürfe mit Menschengestalten, wo aber noch jede geschlechtliche Bezeichnung mangelt.

6. Zeitabschnitt (500—450 v. Chr.) und

7. Zeitabschnitt (450—400 v. Chr.), hierher gehören die in Gelb auf schwarzem Grunde ausgeführten Malereien der wol künstlerischsten griechischen Epoche dieses Zweiges an.

8. Zeitabschnitt (400—150 v. Chr.). Aehnlich denen des sechsten und siebenten Abschnittes sind statt in Gelb die Figuren hier gewöhnlich in Roth dargestellt.

Da, wo die Vorwürfe in Schwarz auf dem gelben oder braunen Grunde des Thons ausgeführt sind, hat der Künstler immer die Einzelheiten, wie Muskeln, Falten, Gesichtszüge, u. dgl. m. mittels eines spitzen Hölzchens ausgehoben (radirt; en champ levé), hingegen die Details da, wo seine Ausführungen gelb oder braun, auf schwarzem Grunde vorbehalten (reservirt) erscheinen, in dünnen Strichen mit dem Pinsel gemalt. Plinius glaubte, daß für Schwarzmalerei Mennig, der Herzog von Luynes aber (s. „Annali dell' Instituto di corr. Arch." T. IV. p. 138) Eisenhalbsäure angewendet worden ist. Die letztere Voraussetzung ist annehmbarer. Vom Verfasser angestellte Versuche ergaben indessen, daß die Schwärze eines Gefäßes vom dritten Zeitabschnitte nicht, aber die vom sechsten und siebenten durch Schwefelsäure weggefressen wurde, also wol hier nicht eingebrannt war, auch statt des Eisens eher Braunstein zur Erzeugung der schwarzen Farbe bei den eingebrannten Malereien angewendet worden ist. Gefäße aus der Zeit des Verfalles zeigen grobe Zeichnungen in bleichem Gelb auf fleckig-schwarzem Grunde, die mittels Schablonen gelb vorbehalten zu sein scheinen.

Vieles in Formung und Ausschmückung der bemalten griechisch-etruskischen Thongefäße läßt die Beeinflussung durch Sitten und Gebräuche der verschiedenen in Italien eingewanderten Völker erkennen. Wenn z. B. die Sprache der Bewohner des von den Römern 343 v. Chr. eroberten Campaniens fast die der Etrusker war und beide Völker wol von den Oskern abstammten, deren Idiome auf Denkmalen Herculanums und Pompejis gefunden werden, so zeigten sich die Lebensgewohnheiten bei beiden, trotz ihrer Verwandtschaft und der nachbarlichen Länderlage, wesentlich verschieden. Die Osker wieder, deren Staatsverfassung der spartanischen ähnelte, waren weit entfernt, in der Ausführung davon den Spartanern zu gleichen, da ihre Sinnlichkeit und Genußsucht durchaus nichts von der Enthaltsamkeit jener aufkommen ließ. Uebrigens hatte dieses Volk auch in künstlerischer Hinsicht viel mehr die athenische Richtung eingeschlagen. Der Samniten wollüstige Natur veranlaßte ferner sowol Künstler wie Arbeiter, Unzüchtiges mit großer Vorliebe und dabei in einer so eigenthümlichen Auffassung darzustellen, daß selbst ihre Götter dem obscönen Gespött unterworfen wurden. Die von den apulischen Keramikern des oscischen Stammes erst im 3. Jahrh. v. Chr. nachgeahmten griechisch-etruskischen Gefäße sind viel weniger künstlerisch, die Inschriften auch fehlerhaft, da den Apuliern das Etruskische unbekannt war, welches selbst heute, trotz Mengen aufgefundener Inschriften, noch nicht gelesen wird. Punkte, Beistriche und andere sinnlose Zeichen finden sich auf diesen Gefäßen oft an der Stelle der unbegriffenen etruskischen Buchstaben.

Die ganze römische keramische Malkunst bestand fast nur, wie schon in dem Artikel „Keramik" im allgemeinen hervorgehoben worden ist, aus mittels weißer Erde dargestellten Inschriften auf Trinkbechern. Auch Kelten und Gallier haben nichts von eingebrannten Malereien hinterlassen, wohingegen bei den Germanen der fränkische Stamm, wenn auch nicht gemalte, doch gespatelte Schmelze auf Metall angefertigt hat. Von den Byzantinern kann nichts Derartiges aufgewiesen werden. Im Mittelalter ist die älteste Keramographie wol in Europa auf den muselmännischen metall-schimmernden Fayencen zu suchen (Masselina, Calenta, Valentia, Manisses, Malaga, Inca auf Majorca, Sicilien u. a. O.); nach diesen auf den deutschen und italienischen Thongebilden. Die Malereien der spanisch-maurischen Fayencen zeigen sich in Stil und Färbung wenig von den alt arabisch-persischen und den etwas späteren sicilianisch-arabischen verschieden; also ohne decorativen Charakter, besonders auf den Gefäßen, wo gewöhnlich alles aus kleinen Laubverschlingungen be-

steht, wo gelb auf gelb oder blau auf gelb in der Entfernung für das Auge unfaßbar wird, ja alles in verworrenen Abtönungen zusammenläuft! Nur die Fliesen bieten mehr regelmäßige, fast zellenschmelzartig ausgeführte scharfbegrenzte Verzierungen, die auch von weitem eine gute Wirkung hervorbringen, aber doch in decorativer Hinsicht keinen Vergleich mit den rein persischen und türkischen Wandbekleidungen aushalten können. Obschon, nach chronologischer Ordnung, die rein spanische Keramik-Malerei einen späteren Platz einnimmt, so ist es besserer Uebersicht wegen geeignet, dieselbe hier folgen zu lassen. Nachdem die ersten muselmännischen Ausschmückungen mit Metallschimmer, sowie die christlich-muselmännischen, namentlich auf Fliesen, (1150—1600) aufgehört hatten vorherrschend zu sein, erschien die unter italienischem Einflusse, ohne Metallschimmer, meist auf citron- oder orange-gelbem Grunde dargestellte (1560—1690), alsdann die unter dem Einflusse spanischer Maler und französischer Keramisten (1690—1740), sowie die rein spanische auf weißem Grunde des Verfalls, d. h. der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. und der Neuzeit — ausgeführte Fayencemalerei.

Die Decore aller italienischen Thongebilde können, abgesehen von den schon erwähnten sicilianisch-mohammedanischen, als vier Zeitabschnitten angehörige aufgestellt und gut charakterisirt werden, nämlich die der archaischen oder besser gothischen Epoche, der rafaelistischen, d. h. der Periode der Renaissance, sowie der Uebergangsperiode und des Verfalls.

Hinsichtlich der typischen Eigenschaften mag Folgendes genügen: Die Malereien des gothischen Abschnittes (1425—1524) bestehen aus, meist zu Pesaro, Faenza, Gubbio u. a. O., breit und kräftig, entweder mit einfachem Blau oder mit noch einigen andern Farben ausgeführten Vorwürfen, wo sich manchmal ein metallschimmerndes Gelb und der Einfluß des Giotto, des Taddo-Taddi, des Lippi, des Masaccio, des Bosetti und des Philippi zeigt. Wenn auch die Arbeiten des Luca della Robbia zu Florenz sich schon stark zu den Erzeugnissen der Rafael'schen Epoche hinneigen, so müssen sie dennoch dieser ersten Abtheilung angereiht werden und mit mehr Recht noch die des Bicci di Lorenzo, welcher bereits 1410 die über dem Thore des Krankenhauses von San-Egidio zu Florenz eingemauerte Krönung Maria's glasirt hat.

Die Vorwürfe des zweiten Abschnittes, meist mehrfarbig gemalte mythologische Figuren auf Landschaftsgrund, sind in Faenza, Gubbio, Pesaro, Urbino, Castel Durante, Rimini, Deruta, Sienna, Forli u. a., verschiedene durch Künstler ersten Ranges, wie Baltassare Manara, Giorgio Andreoli, Orazio Fontana, Francesco Xanto u. a., unter dem Einflusse von Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Titian, Correggio und Tintoretto, ja selbst mehr noch von Rafael ins Leben gerufen worden. Die Uebergangsperiode ist durch die späteren Erzeugnisse Genuas, Savonas, Venedigs, Angeranos, Bassanos, besonders aber Castellis (den moderneren Erzeugnissen davon), begrenzt, unter welchen letztern die Arbeiten der Grua und Gentile den Verfall am packendsten vertreten.

Gleichzeitig, man kann vielleicht mit Recht annehmen, früher selbst wie Italien, hat auch Deutschland schon sehr Bedeutendes in eingebrannter Malerei auf mit zinnhaltigem Schmelze überzogenen Fliesen sowie auf vollrunden Bildnereien derselben Zeit geleistet, und wie in keinem anderen Lande so Großartiges von gebranntem Thone angefertigt. Sechs ziemlich abgrenzbare Schulen vertreten die deutsche Keramographie in der Geschichte bildender Künste und Kunsthandwerke; es sind dies die sächsische oder norddeutsche, die fränkische (mit Hirschvogel u. a.), die schwäbische (mit Hans Kraut), die rheinische, die baierische und die österreichische Schule.

Frankreich hat besonders schöne Fayencemalereien auf weißem Grunde zu Rouen, Moustiers, Marseille, Leoneville, Niederviller, Nancy, Straßburg u. a. O. in dem ihm eigenthümlichen Stile hervorgebracht, welche hinsichtlich des Geschmackes in der Ornamentirung von Gebrauchsgegenständen, namentlich des Tafelgeschirres obenanstehen und selbst darin oft, vor allem in den rouener Erzeugnissen, die Malerei des delfter Geschirres übertreffen, weil bei diesem die Vorwürfe mehr ausschließlich den Chinesen entnommen sind, wohingegen die der rouener Fayencen der besseren Zeit in Zeichnung und Farbe mehr ursprünglich französisch, also Originale sind. Die erste Fayence, noch ganz in dem italienischen Malstile auf dunkelgelbem Grunde, ist in diesem Lande wol um 1602 von einem Edelmanne aus Savona, Namens Conrad, zu Nevers angefertigt worden, wo die Decore des zweiten Zeitabschnittes (1640) den persischen Einfluß (weiß auf persisch-blau) bekunden; etwas später sind daselbst holländische Vorbilder in Angriff genommen worden.

Die fälschlich immer noch Bernard Palissy (1510—1590) zugeschriebenen, meist später in Werkstätten der Normandie angefertigten Kunstschüsseln mit flacherhabenen Verzierungen und figürlichen Vorwürfen sind nicht den gemalten, sondern den nur mit gefärbten Glasuren überzogenen, — wie die sogenannten Henry II. — Gefäße (von Neufchatel?) — den eingelegten Thongebilden anzureihen und nur einige, mit vollrunden Muscheln, Fischen, Krebsen, Eidechsen, Pflanzen u. dgl. ausgestattet, mögen von dem „Gründer der Erdbildungskunde" herrühren, welcher, in seiner Werkstatt der Tuilerien aufgefundenen Gips-Modellen nach, allein Naturerzeugnisse abzugießen, aber weder zu zeichnen noch vorzuformen (modelliren) verstand.

Delft, von den Engländern „the Parent of Pottery" genannt, vertritt im 17. und 18. Jahrh. fast die ganze keramische Kunst in Holland, da in dieser einzigen Stadt gegen 20,000 Arbeiter und Künstler damit beschäftigt waren. Als im 17. Jahrh. Italien, besonders dessen zu Castelli an der Küste von Genua und in den venetianischen Landstrichen auf Thongebilde ausgeführte Malereien schon den Verfall bekunden, Frankreich aber nur Ornamentales und Deutschland nur Un-

bedeutendes davon in der Geschichts- und Genremalerei leisteten, hatte Holland einige Maler ersten Ranges, die chemische Kenntnisse genug besaßen, um auch mit Farben zu malen, welche erst durch Brennen die beabsichtigten Töne erhalten. Hendrik Broom, Vinkenboons, Jan Steen, der delftsche Van der Meer, Abraham Verboom, Jan Asselyn, Willem van de Velde, Maria van Leuwenkoek, Ter Himpelen, der berühmte Colorist Piet Viseer, Zachtleben und einige andere noch waren solche Künstler.

In der Schweiz ist durch Maler der schwäbischen Schule vom Schwarzwalde aus die Fayence-Malerei eingeführt und verbreitet worden; da diese Künstler herumziehend, in allen Töpfereien, besonders viel in Winterthur, die Erzeugnisse der schweizer Töpfer lange Zeit decorirt haben, so gleichen die in den verschiedenen Orten dort ausgeführten Vorwürfe sich untereinander.

Zeitgemäßer Folge nach muß hier der belgischen Erzeugnisse Erwähnung geschehen. Zu Belle sowie zu Tervueren sind, besonders erst im 18. Jahrh., wol die einzigen etwas künstlerisch eingebrannten Malereien auf Fayence-Geschirren ausgeführt worden.

In England, wo gegenwärtig die Töpferkunst eine so hohe Stufe erreicht hat, ist sehr spät erst die Keramik-Malerei betrieben worden, welche aber, selbst in den Fabriken des berühmten Wedgwood (1730—1795), nur eine untergeordnete Rolle spielte. Gegenwärtig kann die Fayencefabrik Minton's in Stoke-upon-Trent als die künstlerischste Englands für keramische Malerei gelten.

Rußland hat sehr wenig nur, um 1700, mittels von Peter dem Großen aus Delft berufener Keramisten, hervorgebracht, und Gylding ist der einzige bekannte dänische Fayencirer um 1700. Die 1727 zu Rörstrand bei Stockholm, später (1760—1789) zu Marieberg errichtete Fayencefabrik, wo der delftsche mit dem deutschen Einflusse abwechselnd auftauchte, hat Schweden hinsichtlich sehr schöner keramischer Malereien einen Platz in der Geschichte dieses Zweiges dauernd gesichert.

In der Schmelzmalerei auf Metall, abgesehen von den Spatel- oder Goldschmiede-Schmelzen, welche nicht in der Werkweise der keramischen Malerei ausgeführt werden können, sind wol die ältesten und auch die kunstgerechtesten limoger Herkunft. Ebenso schwerflüssig, durchscheinend und farbgründig zeigen sich die späteren deutschen, venetianischen, chinesischen, persischen, türkischen und russischen Schmelze gleicher Gattung. Anderer Art aber sind die im 17. Jahrh. auftauchenden sogenannten schweizer Schmelzen auf weißem Grunde, da hier alles undurchscheinend und leichtflüssig dargestellt ist. Arbeiten von Jean Toutin von Châteaudun (1632) und dessen Nachahmern, den Vorgängern der Schweizer, auch verschiedenen deutschen und englischen Schmelzmalern, vor allem aber den berühmten genfer Künstlern, bilden diese Klasse. Bei den von Bordier, Petitot und deren genfer Nachfolgern fast nur in Kleinmalerei für Abbilder ausgeführten Pinselschmelzen sind die weißen Massen des Grundes wol auch hartflüssig, aber die der darauf, besonders von Petitot hinterlassenen Vorwürfe, mittels undurchscheinender sehr leichtflüssiger Schmelzfarben in punktirter Art dargestellt. Die ebenfalls berühmten Nachfolger Petitot's, De la Chana und Touron, haben auch den von ihrem Vorgänger angewendeten harten Schmelz für Gründung durch einen flüssigeren ersetzt. Die Beschmelzung metallener Geschirre, Röhren, Oefen u. dgl. m. von Guß und Schmiedeeisen, von Kupfer, Messing und Blech gehört ebenfalls zu den Pinselschmelzarten und den Errungenschaften der Neuzeit.

Nach den Malereien der Schmelze auf Metall bleiben nur noch die des Porzellan zu behandeln. Als der Dreißigjährige Krieg in Deutschland Kunst und Kunstgewerbe zu Grabe befördert hatte, am Ende des 17. Jahrh. aber, sowie im Laufe des 18., der Sinn dafür, obschon ganz durch das Ausland beeinflußt, wieder zu erwachen begann, tauchten gerade neben den „Goldmachern" die chinesischen und japanischen, oft reich decorirten Porzellane auf, deren Malereien trotz aller ihrer Porzellanmalerei eigenen wenigen Tiefe und Trockenheit doch oft Anziehendes bietet. Da nun dieses, bis dahin fast noch unbekannte Erzeugniß theuer und selten blieb, so ward es ein von den Begüterten sehr begehrter Gegenstand. Besonders kunstliebende Fürsten kauften solch Porzellan zu hohen Preisen für ihre „Curiositäten-Cabinete" an und schätzten es den kostbarsten Goldschmiede-Arbeiten gleich. Bald sah man deshalb Versuchsanstalten auftauchen, um Porzellan zu erzeugen. Als aber nach dem vergeblichen Trachten der Medici zu Florenz in Frankreich unter Ludwig XIV. das sogenannte „Weichporzellan" erschien, suchte die Regierung in eigens dazu in Sèvres errichteten Schulen den fehlenden inneren Gehalt vermöge schöner Malereien theilweise auszugleichen. — Die Böttger'sche Erfindung des echten harten Porzellans sollte aber in ganz Europa ein so ungeheueres Aufsehen erregen, daß alle gekrönten Häupter mit den Errichtungen von Porzellanfabriken und den dabei nöthigen Malschulen zu wetteifern begannen. In der Ausschmückung dieser deutschen Porzellane ist besonders die Blumenmalerei hervorzuheben, welche in Frankreich nie zu gleicher Höhe gelangen konnte, wo aber, besonders in Sèvres, die des Genre kunstgemäßer als in Deutschland hervortrat und Dodin, Pithou, Castel und Asselin sehr schöne Vorwürfe hinterlassen haben. Wenige nur der für die Porzellanmalerei verwendbaren Farben (blau, purpur, kupfergrün u. s. w.) können starkes Feuer ertragen; alle andern müssen im schwachen Streichfeuer gebrannt werden; dies die Ursache, weshalb jede Malerei auf Porzellan, besonders auf hartem, das Wirkungsvolle der Fayencemalerei entbehrt, da letztere, besonders wenn auf rohem Schmelze ausgeführt, diesen viel tiefer durchdringt. (*August Demmin.*)

KERATOPHYR nannte Gümbel ein im Fichtelgebirge auftretendes Gestein, das wahrscheinlich als Tuff von Felsitporphyr angesehen ist. (*E. Geinitz.*)

Kerbel, Pflanzengattung, s. Anthriscus.

KERBELA, auch Meschhed Hussein, d. i. die Stätte des Blutzeugenthums Hussein's, nach der heutigen

nzialorganisation des osmanischen Reichs Vorort Sandschak des Vilajet von Bagdad, liegt ungefähr gr. Meilen nordwestwärts von den Ruinen des Babylon und 5 geogr. Meilen vom Euphrat ent= auf der rechten Seite dieses Stromes in einer ıd, welche, von demselben her durch Kanäle be= t, noch den Charakter der mesopotamischen Land= n trägt. Die Stadt ist mit einer alten Lehmmauer ben, welche zur Abwehr möglicher Angriffe von ustigen Beduinen in gutem Stande erhalten wird; ihlt ungefähr 600 Häuser und besitzt einen mit ichfaltigen Waaren wohlversehenen Bazar, 7 Khans Karavanserais, 5 Stadtthore und mehrere Andacht= ı, darunter das Meschhed oder Mausoleum des in, ein großartiges Gebäude mit hoher, weitgreifen= uppel, welche auf Kosten und im Auftrage Nadir= h's von Persien vergoldet, weithin in die Ebene et, und eine zu Ehren des Abbas Ibn Ali, eines ruders Hussein's, errichtete prächtige Moschee. Die anserais dienen zur Beherbergung der Pilger, welche allen Ländern des Islam, vorzugsweise aber aus chiitischen, und nirgendsher soviel wie aus dem hbarten Persien, herbeikommen, um an der in dem oleum befindlichen berühmten Gruft des Hussein, nkels Mohammed's von der Fatyme und heiligsten Imame, ihre Andacht zu verrichten. Wie die Pil= o sind auch die Einwohner von Kerbela der Mehr= nach schiitische Perser; sie leben von dem Verkehr ben Pilgern und werden als habsüchtig und betrü= geschildert. Das Heiligthum des Meschhed besitzt tende Reichthümer, welche von den angesammelten ben der Pilger und freiwilligen Gaben herrühren. größer aber ist seine Einnahme von den Leichen, aus Persien massenhaft nach Kerbela transportirt n, um in größerer oder geringerer Entfernung von Mausoleum, je nach der Höhe des von den Ange= en gebrachten Geldopfers, ihre Grabstätte zu finden. Aberglaube der Perser hält die Bestattung in Ker= für ein sicheres Mittel, der Freuden des Paradieses aftig zu werden, weshalb denn auch ein jeder, dem ne Mittel erlauben, vor seinem Ende für die Ueber= ng seiner irdischen Reste nach der heiligen Stadt e trägt. Solche Bestimmungen werden dann von Erben getreulich ausgeführt, aber in möglichst spar= Weise; nicht in Särgen eingebettet, sondern nur ı Tuch eingeschlagen und dann mit wohlfeilen brau= Matten umwickelt, welche ihnen ungefähr die Gestalt er Cigarren geben, werden diese Todten auf Ka= geladen, von denen sie, in unwürdiger Weise hin= herbaumelnd und weithin die Luft mit dem Ver= ngsgeruch verpestend, karavanenweise an den Ort Bestimmung geschleppt werden. Dieser Umstand den Aufenthalt in Kerbela zu einem der wider= gsten im Bereiche der osmanischen Monarchie. Im en ist die Umgegend, wenn auch flach, doch nicht Anmuth wegen der ausgedehnten Dattelpalmen-An= zungen zu beiden Seiten des Husseini-Kanals, wel= ber Stadt das Wasser des Euphrat zuführt.

Kerbela soll die Stelle einer alten Stadt einnehmen, welche, von Vologeses, einem zu den Zeiten Nero's und Vespasian's regierenden parthischen Könige, gegründet, nach ihm Vologesocerta, bei den Römern Vologesia genannt wurde. Trümmer sind von derselben nicht vorhanden. Die Wichtigkeit der damals so blühenden Provinz des arabischen Irak überdauerte das Parther= und das Sassanidenreich. In der Nähe von Kerbela lag Hira, der Sitz eines für die vorislamische Entwickelung der Araber bedeutsamen Königthums, und unter den ersten Chalifen war das benachbarte Kufa so einfluß=reich, daß daselbst die ersten arabischen Münzen geschlagen wurden und die älteste arabische Schrift nach ihm ihren Namen erhielt. Kufa war die Residenz Ali's, des Schwiegersohns Mohammed's, während seines kurzen Chalifats gewesen, und als sein Sohn, der Imam Hussein, damals der einzige überlebende Enkel des Propheten, nach dem Tode Moawija's im April 680 dem Sohne dieses, Jesid, nicht huldigen wollte, luden die Bewohner Kufas ihn ein, von Medina, wo er lebte und einigen Anhang besaß, zu ihnen zu kommen. Nur mit 72 Getreuen erschien der Imam den 2. Oct. 680 an der Grenze Iraks, wurde aber dort verrätherisch von 2000 feindlichen Reitern eingeschlossen und in eine wasserlose Gegend bei Kerbela gedrängt, woselbst er, als er sich, um Wasser zu schöpfen, zum Euphrat einen Weg bahnen wollte, mit seinen Genossen durch die Waffen der Gegner den Tod fand. Der Todestag, nach dem mohammedanischen Kalender der Tag Aschura, der 10. des Muharrem, des ersten Monats im Mondjahre, wird noch heute überall bei den Schiiten als Trauerfest mit vielem theatralischen Pomp begangen.

Als Sandschak des Vilajet von Bagdad besteht Kerbela aus den folgenden Kasas oder Districten: 1) Kerbela mit Massib, Schikaijjeh und Rihalijjeh; 2) Nedschef mit Kufa und 3) Hindijjeh. (*G. Rosen.*)

KERBEROS. Den Namen *Κέρβερος* bringen Weber (Ind. Stud. II, 295) Kuhn, Ztschr. für vergl. Sprachw. 2, 314 und Max Müller (ebend. 5, 141) in Zusammenhang mit çabala, d. i. der gefleckte, der in der indischen Mythologie zusammen mit çyâma, d. i. dem schwarzen, den Weg zum Hause Yama's bewacht.[1]) Beide Hunde gehen übrigens auch als Boten Yama's bei den Menschen um, während die griechische Vorstellung den Todtenwächter an den Pforten des Hades fixirt hat. Homer kennt zwar den „Hund des Hades", den Herakles aus dem Erebos entführt (λ, 624, Θ, 364); den Namen aber lesen wir zuerst bei Hesiod (th. 310), der seine Abstammung von den Ungeheuern Typhaon und Echidna ableitet. Wie Preller (I³, 663) richtig bemerkt, wird die Vorstellung von den Pforten des Todes, die keinen wieder herauslassen, verstärkt durch das Bild dieses Wächters (*Hes.* th. 769), der die Hineingehenden schmeichelnd anwedelt, aber bissig nach jedem faßt, der wieder heraus will. Zu seiner Besänftigung gab man den Verstorbe=

1) Van den Gheyn, Cerbère, étude de myth. comp., war mir nicht zugänglich.

nen Honigkuchen[2]) mit ins Grab, dergleichen auch die Sibylle (*Verg.* Aen. VI, 419) und Psyche (*Ap.* Met. VI, 19) mit in die Unterwelt nehmen. Honig empfangen, wie bei den „nüchternen" Opfern (νηφάλια, vgl. Roscher, Nektar und Ambrosia S. 65, Anm. 169), die chthonischen Gottheiten, auch die chthonischen Thiere, z. B. die Schlangen des Trophonios, *Paus.* IX, 39, 11. Gemäß seiner grimmigen Bestimmung dachte man sich das Unthier schreckhaft ungeheuerlich gestaltet. Hesiod gibt ihm funfzig Köpfe, die bildende Kunst, die sich nicht in gleich schrankenloser Uebertreibung ergehen konnte, zwei — so namentlich die ältere, schwarzfigürige Vasenmalerei — oder drei Köpfe. Ein altargivisches Vasenbild[3]), wie eins aus Caere[4]), das wie andere gleichen Fundorts archaische Typen carikirt verwendet, zeigt Nacken, Klauen und Rachen mit sich ringelnden Schlangen besetzt. Wenn die spätere Bildung des Kerberos den Schwanz in eine Schlange auslaufen läßt, so ist dies wol ein Versuch, die dem chthonischen Ungethüm bedeutsam verbundenen Schlangen dessen Gestalt einigermaßen einzufügen. — Die Sage von der Heraufholung des Kerberos durch Herakles erscheint schon bei Homer (s. oben) als die schwerste That des Helden, die er nur mit Athenens Hülfe unter dem Geleite des Hermes vollbrachte. Für die Erkenntniß der Entstehung des Mythus scheint mir dessen Localisation in Böotien am Laphystion-Gebirge wichtig, wo ein Cult des Herakles *Χάροψ* sich auf diese Sage stützte, *Paus.* IX, 34, 4. Wenn Tänaron denselben Anspruch erhob, obwol dort ein Unterweltseingang oder ein chthonischer Cultus nicht zu finden war[5]), so ist offenbar die Sage auf die dort eine Zeit lang angesessenen, aus Böotien eingewanderten Minyer zurückzuführen. In Böotien war der Dienst der Unterweltsmächte alteinheimisch (vgl. Erinys Tilphossa, in späterer Zeit Trophonios, Herkyna). Im Bundesheiligthume der Böoter bei Koronea thronte neben der Athena Ilonia, deren Dienst die äolischen Böoter aus Thessalien mitgebracht, ein Zeus-Hades, zu dessen Füßen der Kerberos saß — die alte Bundesgottheit neben der äolisch-böotischen von dem neu verbundenen Gemeinwesen verehrt.[6]) Nun ist der thebanische Herakles Vorkämpfer der äolischen Böoter, der den Minyerkönig Erginos — nach der genealogischen Sage Vater des Trophonios — schlägt und Orchomenos erobert. Eine mythische Parallele hierzu scheint mir die Sage von der Heraufholung des Kerberos zu sein: sie feiert den Helden, der unter dem Geleite seiner Schutzgöttin Athene auch die Schrecken der Unterwelt besiegt, jene Schrecken, die besonders in dem düstern Culte der alteingesessenen Stämme ihre Macht über die Gemüther übten, während das Eindringen nordgriechischer Stämme das Machtgebiet der alten Götter einengte und die Macht anderer Götter und Helden siegreich erwies. Von den Darstellungen der bildenden Kunst ist wegen ihres Alters bemerkenswerth die schon erwähnte einer Vase aus Argos, auf welcher der Kerberos hinter einer Säule, einer Andeutung der Thore der Unterwelt, steht, Herakles steinwerfend auf den von seinem Throne weichenden Pluton eindringt. Andere Darstellungen bei Gerhard A. V. 129—131; auf unteritalischen Unterweltsbildern die Entführung des Kerberos mit der Hadesfahrt des Orpheus zusammengestellt; s. Preller, Gr. Myth. I³, S. 683, N. 1; über die Darstellungen auf Sarkophagen Zoega, Bassir. II, 58. (*F. A. Voigt.*)

2) *Schol.* Ar. Lys. 601: *μελιτοῦττα ἐδίδοτο τοῖς νεκροῖς ὡς εἰς τὸν K.* = *Suid.* s. v. *μελιτοῦττα.* 3) Arch. Zeitg. 1859, t. 125. 4) Mon. d. In. VI, 36. 5) *Paus.* III, 28, 3. 6) *Paus.* IX, 34, 1; *Str.* IX, 411. Daß die Legende nach Strabo einen mythischen Grund für diese Symbomie zu erzählen wußte, kann über deren offenbar politischen Charakter nicht täuschen.

Kerbthiere, s. Insecta.

KERCHA oder Kerkha, bei den Alten der Choaspes, d. h. der gute Pferde nährende, ist der größte der auf der linken Seite zum Euphrat-Tigris-System hinzutretende Strom, dessen Einmündung etwa 10 Kilom. östlich von der Vereinigung des Euphrat und Tigris zum Schatt-el-Arab erfolgt. Er hat eine Länge von 85 geogr. Meilen. Seine Quelle ist im Nordwesten von Burudschird im Meridian von Hamadan und vom Kuh-i-Elwend, im Längenthale der Bachtigari- oder Zagros-Ketten. Durch zahlreiche Gebirgswasser auf beiden Seiten genährt, geht er im Süden von Kengawer aus der nordwestlichen in die westliche Richtung über und durchfließt unter dem Namen Gamas-Ab das von Nomaden durchzogene, an Weide überaus reiche Bergland Tschamabadan. Nach Südwesten und dann sich südlich richtend, durchbricht er auf 12 bis 13 geogr. Meilen seines Laufes die Gebirgsketten Luristans, nachdem er von Norden her den Kazavur auf der rechten Seite aufgenommen hat. Nach Durchmessung unzähliger wilder Felsklüfte und Engthäler tritt er nach Südosten in das Längenthal im Osten des Puscht-i-Kuh, und es vereinigt sich mit ihm sein längster rechter Zufluß, der Kerend, eine Tagereise weiterhin der größte linke, der Kaschagan, und endlich auf derselben Seite der Zal. Nun beginnt die große Ebene von Chusistân oder Susiana, die er, westlich von Dizful und der Stätte des alten Susa, zunächst in starken Windungen, endlich durch sumpfige Landschaften, durchmißt. Zuletzt richtet er sich gerade nach Süden. (*G. A. von Klöden.*)

KERCKHOVEN (Melchior van), holländischer Seemann, der sich hauptsächlich in venetianischen Diensten auszeichnete. Im Laufe des Kriegs, in welchen die Republik Venedig 1618 mit Neapel und Spanien verwickelt war, wandte sich erstere an die Generalstaaten um Hülfe; hauptsächlich wünschte man die niederländische Flotte vollständig in venetianischen Dienst zu nehmen. Dies wurde aber von den Generalstaaten nicht zugestanden, vermuthlich um Spanien während des zwölfjährigen Waffenstillstandes keinen Anstoß zu geben, dagegen wurde dem Gesandten der Republik, Suriano, gestattet, für Rechnung seiner Regierung zwölf Schiffe in den Niederlanden zu miethen, diese auszurüsten und zu bemannen; auch die nachgesuchte Anwerbung von Kriegsvolk wurde bewilligt. Die zwölf Schiffe, über welche van Kerckhoven mit Titel und Rang eines Admirals den Befehl

führte, liefen am 18. Mai 1618 von der Rhede von Texel aus. Den Durchgang durch die Straße von Gibraltar versperrte aber ein spanisches Escader, das von van Kerckhoven alsbald angegriffen und nach einem vierstündigen Gefechte in die Flucht getrieben wurde. Die Fahrt in das Adriatische Meer konnte nun ruhig fortgesetzt werden und in Venedig angekommen, stellte sich van Kerckhoven sofort unter den Befehl des Generalissimus der Republik. Mit seiner Flotte, die indessen noch durch neunzehn andere niederländische Schiffe verstärkt worden war, welche in Venedig selbst gemiethet waren, kreuzte van Kerckhoven in dem Adriatischen Meere an den italienischen Küsten, und betheiligte sich an verschiedenen Gefechten gegen die Flotte des Herzogs von Ossuna. Indessen waren noch vier weitere größere gemiethete Schiffe aus Holland gekommen, und mit dieser Macht blieb er etwa $1^1/_2$ Jahre im Dienste der Republik. Diese sorgte aber für den Unterhalt der Flotte sehr schlecht, es fehlte häufig am nothwendigsten Proviant und die Soldrückstände hatten eine so bedeutende Höhe erreicht, daß van Kerckhoven mehrmals die größte Mühe hatte, den Ausbruch einer Meuterei zu verhindern. Er erklärte der Regierung unumwunden, daß er nach Hause segeln würde, wenn man seine gerechten Forderungen nicht befriedige. Es kam dazu aber nicht, denn er starb bald darauf infolge der erlittenen Strapazen.

Vgl. Nederland en Venetië door Mr. J. C. de Jonge, Haag 1852: Resolut. van de Staaten-General 7. Febr. en 17. Maert 1618.

(*Th. Wenzelburger.*)

KEREN (*Κῆρες*), Todesdämonen.[1]) Als mythische Persönlichkeit erscheint die Ker bei Homer unverkennbar in der jedenfalls sehr alterthümlichen Beschreibung des Schildes Il. Σ 535 sq. Hier heißt es bei der Schilderung der Schlacht: „Drin schweiften Eris und Kydoimos umher und die *ὁλοὴ Κήρ*, ein vom Männerblute geröthetes Gewand um die Schultern. Bald befällt sie Lebendige, frisch Verwundete wie Unverwundete, bald zerrt sie einen Todten an den Füßen über das Schlachtfeld. Wie lebende Menschen schweiften die Dämonen kämpfend umher und suchten sich gegenseitig die Leichname zu entreißen.“ In weitaus den meisten Fällen jedoch läßt sich das Wort bei Homer als einfaches Appellativum in der Bedeutung Tod, Todesart, Todesverhängniß erklären. Wenn dabei manche Bilder und Wendungen wiederum auf persönliche Auffassung führen, so halten sie sich doch meist innerhalb der Grenze der Metapher und der poetischen Personification. Einige der bezeichnendsten und lebendigsten Züge mögen hier zusammengestellt werden. Die finstern, allen verhaßten (Γ 454) Keren des Todes führen den Sterblichen weg (B 302) zum traurigen Haus des Hades (Ξ 207). Sie treiben ihn ins Verderben mit unwiderstehlicher Gewalt (B 883 = Λ 332); niemand, nicht einmal der Zeussohn Herakles vermag ihnen zu entrinnen (Σ 118). Von tausend und aber tausend Seiten umlauern, „umgähnen“ (Ψ 79) sie die Menschen (M 324); den einen treffen sie in der Schlacht, den andern auf dem Krankenlager, den dritten in den Fluten des Meeres (λ 170. 397). Doch walten sie nicht in freier Willkür, sondern stehen unter Zeus und den andern Göttern und können durch Götterwillen in ihrer grausigen Thätigkeit gehemmt oder gefördert werden. So wägt Zeus auf der goldenen Schicksalswage die *κῆρε* der Troer und der Achäer (Θ 71), des Achilleus und des Hektor, und die schwerere, also gewaltigere, bringt nun ihr Opfer ins Verderben. Schon bei der Geburt wird dem Sterblichen die Ker beschieden, die ihn tödten soll (Ψ 79); nur Achilleus darf zwischen Zweien wählen (I 420).[2])

Noch bestimmtere Umrisse erhält das Bild der Ker in den Hesiodeischen Gedichten. Wol direct von der Homerischen Darstellung im 18. Gesange der Ilias abhängig ist der Verfasser des Hesiodeischen Herakles-Schildes. Auch hier (V. 249 fg.) walten die Keren in der Schlacht. „dunkelfarbig, mit den weißen Zähnen knirschend, furchtbaren Blickes, bluttriefend und unnahbar streiten sie sich untereinander um die Fallenden, denn alle begehren sie das dunkle Blut zu trinken, und sobald sie einen frisch verwundet Fallenden oder todt Daliegenden in ihrer Gewalt haben, dann schlagen sie ihre Krallen in ihn und seine Seele geht zum schaurigen Hades. Haben sie sich am Männerblute gesättigt, so werfen sie die Leichen hinter sich und stürmen wiederum in wildem Schwarm durch das Kampfgetümmel.“[3]) In der Hauptsache entspricht dies Bild durchaus den Homerischen, nur sind die Farben greller aufgetragen; sehr bezeichnend sind die Krallen und die gefletschten Zähne für die raffende Todesgöttin[4]), besonders aber ist das Trinken des Blutes ein bedeutsamer Zug. In das theogonische System der böotischen Sängerschule wird die Ker eingefügt Theog. 211 sq. Nyx gebiert den Moros, die schwarze Ker und den Thanatos, den Hypnos und die Schar der Oneiroi.[5]) Der schon bei Homer lebendige Gedanke, daß Schlaf und Tod Brüder seien[6]), ist hier weiter ausgeführt und sinnreich genug wird die Nacht zu ihrer Mutter gemacht.

Neben diesen classischen Zeugnissen verdient in erster Linie noch die nach Pausanias V, 19, 6 inschriftlich gesicherte Darstellung der Ker auf der Kypseloslade Erwähnung. Hier stand sie hinter Polyneikes; sie hatte Zähne

1) Zur Literatur: Nägelsbach, Hom. Theologie, herausgegeben von Autenrieth, S. 83. 197; Heffter, Religion der Griechen und Römer, S. 359; Gerhard, Mythologie, §. 575; Welcker, Griech. Götterlehre I, 708 fg., III, 100. Vollständigste Zusammenstellung des Materials bei Jakobi, Wörterbuch der Mythol. II, 536 fg.

2) Abweichend scheint die Darstellung A 416 fg., vgl. Riese, Die Entwickelung der Homerischen Poesie, S. 34, Anm. 1.

3) Ein Eingehen auf die textkritischen Schwierigkeiten der Stelle (Lehrs, Populäre Aufsätze, S. 244 Anm.) ist für unsere Zwecke unnöthig.

4) Vgl. Mannhardt, Wald- und Feldculte II, 81, „Germ. Mythen“ S. 626.

5) V. 217 fg. — wo Nyx die Moiren und die *Κῆρας νηλεοποίνους* gebiert, welche die Menschen für begangenes Unrecht strafen — sind längst als Parallelstelle jüngern Ursprungs erwiesen.

6) Vgl. C. Robert, Thanatos, Winkelmann's-Programm (Berlin 1879), S. 6 fg.

wie ein Raubthier und krumme (ἐπικαμπεῖς) Nägel an den Händen. Das unverkennbare Zusammentreffen des alten Bildners mit Hesiod kann erklärt werden durch Annahme einer gemeinsamen Quelle und diese kann die Volksvorstellung selbst sein; ebenso gut aber ist directe Abhängigkeit des einen vom andern möglich, wie sie Bergk (Gr. Lit.-Gesch. I, 998 fg.) annimmt. Vielleicht ist hier, wie so oft, die Phantasie des Dichters befruchtet durch den Bildner, welcher solche Einzelzüge zum „allegorischen Ausdruck einer dem dargestellten Wesen innewohnenden Eigenschaft" gewissermaßen als Nothbehelf anwenden mußte.[7])

Die Elegiker und Jambographen schließen sich auch hier im wesentlichen an Homer an. Entschieden persönlich erscheinen die Keren bei Mimnermos fr. 2, 5 p. 26 Bgk.[4], wo er klagt: „Neben uns stehen die schwarzen Keren, die eine des Greisenalters, die andere des Todes Ziel tragend." An dieser Stelle zuerst ist auch ihre Machtbefugniß erweitert. Nicht nur den Tod bringen sie den Menschen, sondern auch andere Uebel, als deren schwerstes Mimnermos das Alter darstellt. Persönlich sind sie vielleicht auch bei Theognis V. 13 zu fassen, wo Artemis angefleht wird, die κακὰς κῆρας abzuwehren; dagegen werden bei Simonides fr. 1, 20 p. 444 Bgk.[4] die κῆρες völlig gleichgeordnet mit den δύαι und πήματα.

Viel bedeutsamer tritt die Kerenvorstellung auf bei den attischen Tragikern. In Aischylos' Septem c. Theb. 1055 klagt der Chor über die μεγάλαυχοι καὶ φθερσιγενεῖς Κῆρες Ἐρινύες, die des Oedipus Geschlecht vertilgt hätten mit Wurzel und Stamm. Bei Euripides ruft Herakles Herc. fur. 870 durch sein rasendes Beginnen die Keren des Tartaros empor und den Muttermörder Orestes hetzen Electr. 1252 die furchtbaren Keren, die κυνώπιδες θεαί, wie sonst die Erinyen heißen. So verbinden sich hier die Keren mit den Erinyen, wol ganz allgemein als Unglücksdämonen gefaßt, wie schon bei Mimnermos, treten sie in den Dienst der Mächte, welche der sittlichen Weltordnung warten und für die Ausgleichung von Schuld und Strafe Sorge tragen. Diese Auffassung der Keren ist so eng verwachsen mit einem von der attischen Tragödie besonders reich und lebendig entwickelten ethischen Anschauungskreise, daß man sie jener Periode geradezu als Neuschöpfung wird zuschreiben dürfen. Die oben besprochene interpolirte Stelle der Hesiodischen Theogonie kann sehr wohl noch erheblich jünger und unter attischem Einflusse entstanden sein.[8])

Im übrigen sind die Zeugnisse aus der classischen attischen Periode weder zahlreich noch von besonderm Interesse.[9]) Auch auf Vasenbildern ist die Ker nur äußerst selten nachweisbar. Am wahrscheinlichsten hat man sie erkannt in einer kleinen weiblichen Flügelfigur, welche auf einer Darstellung des Kampfes zwischen Herakles und Alkyoneus (Millin, Gal. myth. 120, 459, Ann. d. Inst. V tav. D, [1] p. 310) auf den Giganten losstürmt, um ihn vollends hinzustrecken. Vgl. Panofka, Hyperbor.-röm. Studien S. 259; O. Jahn, Archäolog. Beitr. S. 131.

Die hellenistische Zeit verwendet auch hier im ganzen eklektisch die vorhandenen Elemente. Von Interesse ist die Thatsache, daß die Keren unverkennbar geflügelt gedacht werden, gemäß der von dem besprochenen Vasenbilde bezeugten Volksanschauung. So ruft Medea bei Apollonios von Rhodos IV, 1663 „die herznagenden Keren, des Hades schnelle Hunde[10]), welche rings durch den ganzen Luftraum kreisen"[11]), und ebenso heißt es bei Quintus Smyrnäus IV, 44 (wol nach einer hellenistischen Vorlage) „schon umflogen (ἀμφεποτῶντο) den Helden die erbarmungslosen Keren". Ein wesentlich neuer Zug, der sich aber mit den älteren und ursprünglicheren nicht recht verträgt, ist die Annahme einer lichten (φαδρή) Ker bei demselben Quintus II, 509 fg.: „Zwei Keren aber standen plötzlich beiden zur Seite, eine finstere ganz zum Herzen des Memnon, eine lichte um den schlachtenkundigen Achilleus", vgl. auch XII, 530 fg. Hier hat der Wirkungskreis der Ker schließlich die weiteste Ausdehnung gewonnen; sie ist zum neutralen Schicksalsdämon geworden wie Moira und Tyche.

Wir haben an der Hand der wichtigsten Zeugnisse die Kerenvorstellung durch ihre verschiedenen Entwickelungsphasen begleitet und müssen uns nun noch mit dem schwierigen Problem ihrer ursprünglichen Bedeutung und ihrer Entstehung abfinden.

Die bisher geltend gemachten Auffassungen zerfallen in zwei Gruppen. Entweder das Appellativum ist das prius. und wird, wie Eris und Kydoimos, durch poetische Personification, wol erst durch den Dichter des Achillesschildes, zur mythologischen Figur erhoben. Hierher gehört vor allem Welcker's Erklärung als „der Act, sozusagen der Treff des Todes", von κείρειν (Gr. Götterlehre I, 708 fg.). Oder die Ker ist eine im Volksglauben wurzelnde mythische Gestalt, die erst nachträglich zum Appellativum herabsank oder nur von ihm den Namen entlehnte. Derart ist Grimm's Auffassung, wenn er die Keren mit den Walkyren vergleicht (Deutsche Mythol. S. 240), sowie Leo Meyer's Gleichsetzung von Κήρ mit einem angeblichen indischen Todesgott Kâla (Kuhn's Zeitschr. V, S. 375), womit Maury's (Hist. d. rél. I, p. 285) Ableitung von sanskr. kal „zutheilen" (Κήρ = Μοῖρα) auf eins herauskommt.

Welcker's Auffassung ist sehr einleuchtend, wenn auch nicht streng zu beweisen, und hat großen Anklang gefunden; vgl. Gerhard, Mythol. § 575; Curtius, Grundz. 53, S. 147. Sicher sind ihr gegenüber Grimm's und

7) Vgl. Mannhardt, Wald- und Feldculte II, 81. 8) Weshalb die Ker auf der Kypselos-Lade gerade νηλεόποινος sein soll, wie man von Pausanias beeinflußt vermuthet hat, vermag Verfasser nicht einzusehen; sie lauert beim Zweikampf auf ihre Beute wie in der Schlacht. 9) Pindar spricht fr. 277 (245) von den Keren der Sorgen und bei Plato, Legg. XI, p. 937 D heißt es, mit allem Schönen im Menschenleben seien gewissermaßen κῆρες verbunden, die es besudeln und beflecken.

10) Sonst ein Beiwort der Erinyen, wol auch in dieser speciellen Verwendung tragische Reminiscenz; vgl. oben Anm. 8. 11) δινεύειν, was 11. Φ 875 von einem Vogel gebraucht wird. Vgl. auch V. 1483 Κάνθε, σὲ δ' οὐλόμεναι Λιβύη ἔνι κῆρες ἕλοντο.

Meyer's Ansätze ohne rechte Ueberzeugungskraft. Und doch scheint uns eine halbverschollene Tradition in letzterer Richtung, freilich nach einem ganz andern Ziele hinzuführen.

Die griechischen Grammatiker und Lexikographen (vgl. Hesych., Suid. s. v.) pflegen τὸ κῆρ durch ψυχὴ zu erklären; nicht ohne Grund, da dies Wort, ganz anders als καρδία, fast durchweg übertragen gebraucht wird für Sinn, Gefühl, Seele. Schon hierdurch wird wahrscheinlich, daß die Griechen die physische Bedeutung nicht mehr überall mitempfanden, wie bei dem verwandten καρδία, sondern das Wort vielmehr ganz abstract aufzufassen pflegten. Zu weiterer Bestätigung dient folgende wenig beachtete Thatsache.

An das attische Antheſterienfest, dessen letzten Act ein Opfer für den chthonischen Hermes und die Seelen der Verstorbenen bildete (Χύτροι), schloß sich, gerade wie an die Lemuralien der Römer (Varro bei *Non.* p. 135), das „Seelenaustreiben" an.[12]) Bei dieser alterthümlichen Ceremonie rief man den als gegenwärtig gedachten Geistern die sprichwörtliche Formel zu: θύραζε, Κῆρες, οὐκ ἔτ' Ἀνθεστήρια[13]), von Didymos bei *Phot.* I, p. 286 Nb. erklärt: ὡς κατὰ τὴν πόλιν τοῖς Ἀνθεστηρίοις τῶν ψυχῶν περιερχομένων. Unverkennbar sind hier die Κῆρες die ψυχαί, die Seelen der Verstorbenen. Nun kannte man κῆρ in dieser Bedeutung bisher zwar nur im Singular und als Neutrum; man wird aber, da Sprichwörter und religiöse Formeln mancherlei Sprachantiquitäten zu bewahren pflegen[14]), an der Autorität jenes Zeugnisses nicht zweifeln dürfen, sondern hat vielmehr die Form κῆρες neben τὸ κῆρ zu stellen und als Bereicherung unsers Lexikons zu registriren.

Hiermit verändert sich die Sachlage völlig. Wir haben nun zunächst zu fragen, ob mit den κῆρες in dieser Bedeutung die mythischen, ganz namensgleichen[15]) nicht auch dem Wesen nach verwandt sein können. Und in der That werden die Hauptzüge der Kerenvorstellung im volksthümlichen Glauben oder Aberglauben auch den Seelen der Abgeschiedenen beigelegt.

Nach einer über den ganzen Erdkreis verbreiteten, hochalterthümlichen Anschauung sind es die Verstorbenen selbst, welche die Ueberlebenden nach sich zu ziehen suchen in das freudelose Jenseits. Dieser Gedanke ist bei den Römern noch ganz lebendig[16]); bei den Griechen findet er sich wenigstens rudimentär im späteren Aberglauben[17]) und andern mannichfachen Spuren. Für die älteste Zeit ist er zu erschließen aus der bereits in der kleinen Ilias behandelten Sage, daß der Schatten Achill's dem Neoptolemos erschien und Polyxena als Todtenopfer forderte. Ferner gehört hierher die Todtenbeschwörungsscene aus der Nekyia Od. λ 45 sq. Gierig drängen sich die Schatten um das Blut des Opferthieres, und erst wenn sie davon getrunken haben, erhalten sie Leben und Bewußtsein wieder.[18]) Hier haben wir bereits die Grundidee des Vampyrismus, der schon in der classischen Zeit wiederholt bezeugt wird und auch im neugriechischen Volksaberglauben eine hervorragende Rolle spielt.[19]) Es ist schwerlich ein Zufall oder blos poetische Erfindung, daß bei Hesiod auch die Keren das Blut der Gefallenen buchstäblich trinken.[20])

Hiernach müssen wir die Frage, ob die dämonischen Keren ursprünglich als κῆρες, als Seelen der Abgeschiedenen gedacht sein können, unbedingt bejahen.

Merkwürdig genug aber ist es, daß sich bei keinem Geringeren als Aischylos der erste Ansatz zu dieser Auffassung zeigt. Bei Homer wiegt Zeus die κῆρε des Achill und Memnon; Aischylos in der ψυχοστασία (fr. 276 Ddf.) setzte dafür die ψυχαί der beiden Helden ein, nach der Ansicht der antiken Grammatiker geradezu durch eine falsche Deutung der Homerstelle verleitet. Vgl. Schol. Il. Θ 70: κῆρε ... ὅτι τὰς θανατηφόρους μοίρας λέγει· ὁ δὲ Αἰσχύλος νομίσας λέγεσθαι τὰς ψυχὰς ἐποίησε τὴν Ψυχοστασίαν (ähnlich zu X, 210); Eustath. p. 1266, 37 φασὶ δὲ οἱ παλαιοὶ ἐκ τούτου τοῦ χωρίου πεπλάσθαι ... τὴν Ψυχοστασίαν τῷ Αἰσχύλῳ, κῆρε νοήσαντι τὰς ψυχάς, ὡς καθόλου τοῦ Διὸς ψυχὰς ἱστῶντος. Und in der That mag dem Aischylos das Sprachbewußtsein seiner Zeit, wie es in dem altattischen Sprichworte zu Tage tritt, das neue, wirkungsvolle Bild des Seelenwägens an die Hand gegeben haben.

(*O. Crusius.*)

KERENSK, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Pensa, unter dem 53° 42′ nördl. Br. und 60° 43′ östl. L., 173 Kilom. von der Gouvernementsstadt Pensa, an den Flüßchen Wada, Kerenka und Tschingora gelegen. An die Stadt stoßen die drei Vorstädte: Archangelskaja, Bogojawlenkaja und Pokrowska. Die Gründung der Stadt fällt in das Jahr 1683. Fack, der im J. 1768 das Gouvernement Pensa bereiste, berichtet,

---

12) Vgl. Lippert, Seelencult S. 23 fg., Religionen der europäischen Culturvölker S. 319. Lippert hat diesen Festschluß der Antheſterien vermuthungsweise angenommen; eine Bestätigung bietet das oben behandelte Sprichwort. 13) Daß die bei den Parömiographen erhaltene Fassung θύραζε, κῆρες κτλ. von dem wenig glaubwürdigen Atthidographen Demon herrührt, glaubt Verfasser erwiesen zu haben Anall. crit. ad paroemiographos Graecos p. 48 sq. 146. 14) Vgl. hierüber die feinen Bemerkungen Rutherford's, Zur Geschichte des Atticismus, übersetzt von Funck, Fleckeisen's Jahrb., Suppl. XIII, 365. 389 fg. 15) Die abweichende Accentuirung des Singulars Κήρ könnte durch das Streben nach Differenzirung hervorgerufen sein. 16) Vgl. *Ovid.* fast. II, 545 sq. und die Ausführungen Lippert's, Religionen der europäischen Culturvölker S. 419. 17) Besonders in den Gespenstergeschichten bei Philostrat, Phlegon und Apuleius. Vgl. auch Rohde, Gr. Roman. S. 387, Anm. 1; Rhein. Mus. XXXII, 329.

18) Vgl. Lippert, Religionen S. 277; Wassner, De heroum apud Graecos cultu (diss. Kil. 1883) p. 21 sq. 19) Bekannt ist die von Goethe (Braut von Korinth) bearbeitete Gespenstergeschichte aus Phlegon Mirab. 1. Sogar der Glaube, daß der „Nachzehrer" als Fledermaus (Vampyr) erscheint, ist altgriechisch. Darauf sind wol in der parodirten Todtenbeschwörung *Aristoph.* Avv. 1555 sq. die dunkeln Worte κἄτ' ἀνῆλθε ... πρὸς τὸ *λαῖμα τῆς καμήλου Χαιρεφῶν ἡ νυκτερίς zu beziehen, sowie die abergläubische Furcht vor der νυκτερίς, βύζα, στρίγξ und ähnlichen Thieren. Vgl. im allgemeinen C. Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen, S. 114 fg. 20) Auch die Flügelung der Keren findet sich in der Darstellung der ψυχαί wieder, ohne daß ich besonderes Gewicht darauf legen möchte.

daß bei der Kreisstadt Kerensk die sogenannte Kerenskische Linie beginne, welche vom Zaren Johann Wassiljewitsch von Kerensk bis zur Stadt Pensa zum Schutz gegen die Einfälle der Kubanzen und Kaukasier angelegt worden war. Nach der Einrichtung der Terekschen Linie verlor die Kerenskische Linie ihre Bedeutung. In Kerensk existirte noch im 18. Jahrh. eine hölzerne Festung, die zur Zeit der Empörung Pugatschew's zerstört wurde. Im J. 1708 wurde Kerensk dem Asowschen Gouvernement zugeschrieben, 1780 zur Kreisstadt der Statthalterschaft Pensa erhoben und nach Aufhebung derselben (1798) dem neu errichteten Gouvernement Pensa zuertheilt. Gegenwärtig enthält die Stadt 4 Kirchen, 1 Nonnenkloster, 798 Häuser, 19 Kaufläden, 1 Gemeindeschule, 1 Hospital und 5497 Einwohner. Viele Einwohner suchen ihren Lebensunterhalt außerhalb der Stadt. Außer einer kleinen Pottaschefabrik gibt es keine Manufacturen in Kerensk. Auch der Handel ist sehr unbedeutend und der Umsatz auf dem hier stattfindenden tichwinskischen Jahrmarkte (1.—4. Juli a. St.) sehr gering (circa 5000 Rubel). Im kerenscher Kreise, der ein Areal von 51,58 □Meilen umfaßt, leben c. 5000 Tataren. Im Kreise befindet sich eine Tuchfabrik mit einer jährlichen Production von 123,000 Rubel und viele Pottaschefabriken.

(*A. von Wald.*)

KERESZTUR, d. h. Kreuzherr, ist ein in Ungarn und Siebenbürgen häufig vorkommender Ortsname; es gibt im ganzen etwa 45 Ortschaften, die diesen Namen führen, sie werden natürlich durch einen Beinamen voneinander unterschieden. Es sind meistens kleine Dörfer, die einst Eigenthum der Kreuzherren waren. Die bevölkertsten sind: Szerb-Keresztur mit 2600 Einw. im torontaler Comitate; Székely- oder Szitás-Keresztur mit 2700 Einw. im udvarhelyer Comitate; Szécs-Keresztur mit 1300 Einw. im zempliner Comitate; Német-Keresztur (Deutsch-Kreutz) mit 2700 Einw. im ödenburger Comitate; Rácz-Keresztur mit 1500 Einw. im weißenburger Comitate; Szász-Keresztur mit 950 Einwohnern im groß-kokler Comitate u. s. w. (*J. Hunfalvy.*)

KERGUELEN-TREMAREC (Ives Joseph de), berühmter französischer Seemann, wurde um das Jahr 1745 zu Quimper in der Bretagne geboren. Nachdem er 1767 als Lieutenant mit einer Fregatte zum Schutze der französischen Fischer nach Island entsendet war und in England eine Zeit lang behufs Erlernung des Baues der Kriegsschiffe verweilt hatte, wurde er im J. 1769 beauftragt, in diesem und in dem folgenden Jahre die Küsten Frankreichs zu untersuchen. Bereits im J. 1771 wurde ihm sodann eine Expedition nach Isle-de-France übertragen. Am 13. Febr. 1772 entdeckte derselbe im südlichen Indischen Ocean die später nach ihm benannte Inselgruppe, und zwar zuerst zwei kleine Inseln, welche er nach seinem Schiffe „Isles de la Fortune" nannte. Die Hauptinsel vermochte er eines Sturmes wegen nicht zu erreichen. Zur Besitzergreifung und näheren Untersuchung dieser „wichtigen" Entdeckung wurde Kerguelen im folgenden Jahre mit den zwei Schiffen Roland und Oiseau ausgesandt. Indessen gelang es ihm auch auf dieser Reise des stürmischen Wetters wegen nicht, die Hauptinsel selbst anzulaufen. Wohl aber glückte es dem Befehlshaber des zweiten Schiffes, am 6. Jan. 1774 an der letztern zu landen und das neuentdeckte Gebiet für den König von Frankreich in Besitz zu nehmen. Zurückgekehrt von dieser zweiten Entdeckungsreise wurde Kerguelen, angeklagt, eine Abtheilung seiner Mannschaft auf einer unwirthlichen Insel zurückgelassen zu haben, mit Gefängniß bestraft, obgleich er den Nachweis führte, daß jene Mannschaft gerettet worden war. Nach weiteren Seereisen, welche er mit seinen Söhnen unternahm, wurde er während der Schreckenszeit von neuem eingekerkert und seiner Stellung verlustig erklärt. Er starb 1797. Außer seinen kartographischen Aufnahmen erschienen von ihm: Relation d'un voyage dans la mer du nord (Paris 1771); Relation de deux voyages dans les mers australes et les Indes (Paris 1782); Relation des combats et des événements de la guerre maritime de 1778 entre la France et l'Angleterre (Paris 1796).

Kerguelensland. Das von Kerguelen neuentdeckte Land wurde zuerst den Anschauungen jener Zeit entsprechend als ein Theil der großen terra australis incognita angesehen, welche, den nordhemisphärischen Landmassen das Gleichgewicht haltend, rings um den Südpol gelagert sein sollte. Cook's zweite große Reise 1772—75 beseitigte diese Auffassung und stellte die Inselnatur jenes Landes fest. Am 25. Dec. 1776 wurde das letztere sodann von Cook selbst besucht und in seinen östlichen Küstenpartien erforscht. Nach dem öden Aussehen des Litorales war Cook zunächst geneigt, die Insel Island of Desolation zu nennen. In Anerkennung aber der frühern Entdeckerrechte des französischen Seefahrers gab er der Inselgruppe den Namen des letztern: Kerguelensland. Im J. 1799 erforschte sodann Kapitän Rhodes die nordöstlichen Küsten und 1840 gelang es James Roß mit Hülfe namentlich seines Begleiters, des Botanikers Dr. Hooker, die Grundzüge der physischen Verhältnisse der Inselgruppe festzulegen. In der Folgezeit waren es ausschließlich Walfischfänger und Robbenjäger, welche die Kunde von jenen fern gelegenen Eilanden aufrecht erhielten und zur näheren Kenntniß der Küstengestaltung derselben beitrugen. Erst in den siebziger Jahren, als Kerguelensland seitens des Deutschen Reichs, Englands und der Nordamerikanischen Union zur Station behufs Beobachtung des Venusdurchgangs ausersehen wurde, begann für die Erforschung der Inselgruppe eine neue Aera. Die Untersuchungen der Recognoscirungsexpeditionen des Challenger unter Kapitän Nares und der Arcona unter Kapitän Frh. von Reibnitz, sodann aber besonders die Beobachtungen der dort stationirten astronomischen Expeditionen sind es hauptsächlich, auf welche sich unsere gegenwärtige Kenntniß von Kerguelensland stützt. Von deutscher Seite haben sich namentlich Kapitän Frh. von Schleinitz, der Führer der „Gazelle", und seine Offiziere sowie Professor Th. Studer um die Erforschung des letztern verdient gemacht. Allerdings beschränkt sich unsere Kunde auch gegenwärtig noch im wesentlichen auf die nähere Umgebung der Beobachtungsstationen, von denen die deutsche (vom 26. Oct. 1874

5. Febr. 1875) auf der „Observationshalbinsel“ chen Betsy Cove und Hillsborough-Bai, die englische amerikanische im Royal Sound südlich von ersterer gen waren.

Kerguelensland repräsentirt eine Gruppe von nicht iger als 130 größeren und kleineren Inseln und etwa über das Meer hervorragenden Felsen und Riffen, he sich rings um eine ostwestlich erstreckte und etwa deutsche Meilen lange und $2^1/_2$ bis 11 deutsche Meilen te Hauptinsel vertheilen. Die gesammte Inselgruppe aßt ein Areal von etwa 3500□ Kilom. und liegt gegen Meilen südöstlich von Port Natal und 600 Meilen südwestlich von Westaustralien unter 49° südl. Br. 69—70 östl. L. v. Gr. Die einzelnen Inseln sind zahlreichen Fjords vielfach zerklüftet und erinnern in r Umrißgestaltung deutlich an die entsprechenden Bilgen Spitzbergens, Norwegens und Schottlands. Von Seiten dringen mehr oder weniger enge Meeresten namentlich in den Hauptinselkörper ein, so auf Ostseite der von zahlreichen Felseilanden erfüllte al Sound, an der Nordküste die Hillsborough Bay, Whale Bay, die Rhodes Bay, White Bay und Cumand Bay; an der äußersten, zuerst entdeckten Nordspitze et der Christmas Harbour ein sicheres, tief eingebuchHafenbassin. Die Inselgruppe setzt sich fast durchaus vulkanischen Gesteinsmassen zusammen und zwar es hauptsächlich dichte schwarze Basalte, welche sich dem Aufbau der Insel betheiligen. Dieselben sind in zontalen, senkrecht prismatisch zerklüfteten Bänken von hschnittlich 20 Met. Mächtigkeit ausgebreitet. Auf Observationshalbinsel konnte Studer mehr als 20 er Bänke übereinander verfolgen. Zwischen je zwei en Basaltdecken findet sich stets ein etwa ein Meter htiges Lager von röthlich verwitterndem Basaltmandel. Außerdem tritt an manchen Stellen ein älterer rünlicher Trachyt unter jenen Basalten und Maneinen hervor. Eigenthümlich ist das Auftreten von lem Holz und Kohlen. Das erstere, meist stark verert, findet sich im Basalt eingeschlossen, die letztern n in Lagern von stellenweise über 1 Meter Mächtigzwischen den Eruptivgesteinen auf. Indeß besitzt diese le ihrer vielen anorganischen Bestandtheile wegen n nur geringen Brennwerth. Nach den Mittheilungen s Kerguelen fast alljährlich besuchenden amerikanischen fängers, des Kapitän Fuller, befindet sich im Süden der Hauptinsel ein noch thätiger Vulkan, in dessen gebung heiße Quellen zu Tage treten. Derartige rmen kommen auch im Hintergrunde des Royal Sound Alte Strandterrassen, welche sich in der Umgebung Betsy Cover vorfinden und in einem constanten eau von 6 Met. über dem Meeresspiegel verlaufen, en nach Studer auf eine recente Hebung der Insel. Durch die erodirende Thätigkeit auf der einen Seite der altig brandenden Meereswogen, auf der andern Seite des reichlich vorhandenen fließenden Wassers ist die urnglich ein monotones Felsplateau darstellende Insel wie orizontaler so auch in verticaler Richtung reich gert worden. Ein langgestreckter hoher Gebirgsrücken durchzieht die Hauptinsel in der Richtung von Südost nach Nordwest und entsendet zahlreiche Ausläufer nach beiden Seiten gegen das Meer. Eine zweite Hauptkette lagert sich der erstern nordöstlich vor. Die höchste Erhebung auf Kerguelensland findet sich im Süden, wo Mount Roß eine Höhe von 1866 Met. erreicht. Andere Hauptgipfel sind Mount Richards im Nordwesten, Mount Crozier (990 Met.) an der Basis der Observationshalbinsel und Mount Wyville Thomson südlich vom Royal Sound.

Nach Studer bilden die Gebirge meist Kämme, welche sich halbkreisförmig um tief eingeschnittene Circusthäler lagern. Sie zeigen meist einen terrassenförmigen Aufbau, wobei sie sich nach oben zu schmalen Gräten zuschärfen oder ein schmales Plateau bilden. Gegen die Circusthäler fallen die Felswände meist senkrecht ab, nach außen zu dagegen in stufenförmigen Terrassen. Häufig ist der oberste Kamm gekrönt mit säulenförmigen Felsaufsätzen, welche bald als einfache cubische Blöcke oder ruinenartig den Bergen ein sehr charakteristisches Aussehen verleihen. Bei den niedern Hügeln herrscht die Tafelform vor, Gestaltungsverhältnisse, wie sie der Zusammensetzung der Insel aus horizontal gelagerten Decken und Bänken entsprechen. Seen und Teiche theils mit, theils ohne Abfluß sind überall verbreitet, indem sich die atmosphärischen Gewässer bei der Undurchlässigkeit des basaltischen Verwitterungsbodens in jeder Thalvertiefung und muldenförmigen Einsenkung ansammeln. Zahlreiche reißende Wasserläufe und Wildbäche durchströmen die Thäler und stürzen sich in rauschenden Cascaden über die Felswände oft unmittelbar in das Meer hinab.

Das Klima der Inselgruppe ist nach allen Berichten ein äußerst rauhes, stürmisches und unwirthliches. Schnee und Regen, Frost und Thauwetter wechseln an den Küsten oft miteinander ab; ein Sommer ist nicht vorhanden, ebensowenig aber auch ein strenger Winter. Die Temperatur ist das ganze Jahr hindurch eine ziemlich gleichmäßige. Selbst während des Januar stieg das Thermometer nur wenig über 6—7° C. Die Extreme der Temperatur während des Aufenthalts der Challenger-Expedition waren 3,33 und 14,44° C. Mitten im Sommer (December und Januar) fand Cook die Insel mit Schnee bedeckt, während James Roß im Winter das Thermometer nur selten unter den Gefrierpunkt sinken sah. Dabei ist die Witterung außerordentlich stürmisch. Unter 68 Wintertagen, welche Roß an jenen Küsten zubrachte, waren nicht weniger als 45 Sturmtage und nur an 3 Tagen fiel weder Schnee noch Regen. Dichte Nebel und Wolken umhüllen entsprechend der Lage der Inselgruppe in der Zone der Westwinde namentlich die westlichen Küsten.

Infolge des rauhen und unwirthlichen Klimas ist der größte Theil der Inselgruppe vegetationslos. Nur in den tieferen Partien und in den Thalgründen bis hinauf zu einer Höhe von 300—360 Met. zeigt sich eine niedere Vegetation, gebildet hauptsächlich durch die gesellig wachsende, polsterartig erscheinende Azorella selago. Die größte Pflanze der Insel ist durch den an geschütz-

ten sonnigen Abhängen, namentlich am Meeresufer wachsenden Kerguelenkohl, Pringlea antiscorbutica, repräsentirt. An den Küsten bilden gesellige Gräser hier und da üppige Rasen, welche der Landschaft zuweilen ein freundlicheres Aussehen verleihen. Im ganzen sind auf Kerguelensland bisher bekannt geworden: 21 Blütenpflanzen, 4 Farnarten, 74 Moose und 61 Arten von Flechten. Letztere Moose und Flechten steigen in den öden Steinwüsten des Innern der Insel am weitesten empor, bis endlich über 360 Met. eine, wie es scheint, zusammenhängende Firndecke die centralen Gebiete überkleidet. Von ihr aus nehmen mächtige Gletscherströme ihren Ausgang und reichen an einzelnen Stellen bis zum Meer hinab. Rundhöcker und Moränenablagerungen an jetzt eisfreien Stellen der Insel deuten auf eine früher umfangreichere Vergletscherung hin.

Das Meer in der Umgebung von Kerguelensland beherbergte in frühern Zeiten Scharen von Robben und Walen, namentlich von der ihres Pelzwerkes wegen geschätzten Ohrenrobbe und des 5—6 Met. großen Seeelefanten, welche Veranlassung zu einer außerordentlich ergiebigen Robbenfängerei gegeben haben. Gegenwärtig hat dieselbe ihre Bedeutung verloren. Wo der Robbenfang noch betrieben wird, befindet sich derselbe in den Händen amerikanischer Kaufleute. Seevögel der verschiedensten Art, unter ihnen riesige Albatrosse, Sturmvögel und Pinguine bevölkern zu Tausenden die Steilküsten der Inselgruppe. Landvögel sind in nur geringer Zahl und zwar namentlich durch Enten und einen den Wasserläufern am nächsten verwandten, schneeweiß gefiederten Vogel, Chionis minor, vertreten. Auch sonst ist im schroffen Gegensatze zu dem reichen Thierleben des benachbarten Meeres die Thierwelt der Insel eine äußerst spärliche. Wenige Insekten nur, fünf Käferarten, vier Fliegen und ein Schmetterling, sowie endlich eine einzige Schneckenart sind bisher nachgewiesen. Feste menschliche Ansiedelungen fehlen der Inselgruppe vollständig. Nur zeitweise nehmen Walfischfänger und Robbenschläger hier ihren Aufenthalt. Noch im Jahre 1843 legten 500—600 Walfänger hier an. Gegenwärtig ist die Zahl bis auf wenige gesunken. (Die neuere Literatur über Kerguelensland findet sich namentlich in den Berichten der Challenger- und der Gazellen-Expedition, letztere in den Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie; ferner in Petermann's Geogr. Mittheilungen: Jahrg. 1858, S. 24; 1874, S. 379; 1875, S. 132 nebst Karte, Taf. VII. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. XI, 1876, S. 96 nebst Karte, Taf. I. — Th. Studer, Geologische Beobachtungen auf Kerguelensland. Zeitschrift der Deutschen geol. Ges. Berlin 1878. Bd. XXX, S. 327 nebst Karte, Taf. XV. — Th. Studer, Ueber die Inseln im antarktischen Meere. Vortrag, gehalten am 27. Oct. 1881.) *(R. Credner.)*

KERIOTH, hebr. Qerijjōth, in der griechischen Bibel Karioth, heißt: 1) eine der Hauptstädte von Moab, Amos 2, 2; Jer. 48, 24. 41, wahrscheinlich identisch mit dem anderwärts als Hauptstadt Moabs genannten Ar (d. i. eigentlich „Stadt", während Kerijjoth „Städte" bedeutet).

2) Stadt im südlichen Juda (Jos. 15, 25), wahrscheinlich der heutigen Ruinenstätte el Kurjethēn, 4 Stunden südlich von Hebron, entsprechend (die große englische Karte des Westjordanlandes, London 1880, schreibt den Namen Kureitein, jedenfalls stimmt die heutige Form, welche „die beiden Städte" bedeutet, zu der einstigen Pluralform). Ohne Zweifel ist in diesem judäischen Kerioth die Heimat des Judas, des Verräthers Jesu, zu erblicken; denn sein neutestamentlicher Beiname Iskariotes (Matth. 10, 4; Mark. 3, 19; bei Luther Ischarioth) ist nur die griechische Aussprache des hebräischen isch Kerioth, d. h. Mann von Kerioth. Wenn übrigens Kerioth zu Jesu Zeit der politischen Eintheilung nach zu Idumäa gehörte, so hinderte dies doch nicht, daß auch Judäer daselbst ansässig waren, und daß somit Judas eben einer jüdischen Familie entstammt sein wird.

(E. Kautzsch.)

KERKOPEN. Vgl. Lobeck, *Aglaoph.* II, 1296. Welcker, Ep. Cycl. 1, 409; Preller, Gr. Myth. II³, 230.

Das Charakterbild der *Κέρκωπες* (d. i. der Geschwänzten von *κέρκος*, vgl. *Hesych. κερκώπη. εἶδος θηρίου μεγάλην οὐρὰν ἔχοντος*) führte ein scherzhaftes Gedicht aus dem Kreise des Homerischen Epos in die Literatur ein, aus welchem wol die Verse bei *Suidas* s. v. *Κέρκωπες* erhalten sind mit der Charakteristik: Lügner und Betrüger, Unfug verstehend, die durch die Länder schweiften und immerdar die Menschen berückten. Ein episches Abenteuer ergibt ihr Zusammentreffen mit Herakles. Nach den Herakles' Arbeiten eines Diotimos [1]) hausen sie als Wegelagerer auf den Heerstraßen Böotiens und als ihre Heimat gilt hier Oichalia. Ihre Mutter warnt sie vergebens, daß sie noch einmal büßen würden, wenn sie an einen *μελάμπυγος* geriethen [2]); dies ein derber Ausdruck für robuste Männlichkeit (vgl. *Hesych. λευκόπυγος, ὁ ἄνανδρος*). Der Witz liegt nun darin, daß die Warnung der Mutter mit diesem Worte nur allgemein auf einen hindeutete, der den Schabernack nicht dulden würde, die Kerkopen aber in die Lage kommen, deren buchstäbliches Eintreffen an der Körperlichkeit des Herakles constatiren zu können; nämlich als sie sich an ihn gewagt hatten und von ihm überwältigt, an ein Tragholz gebunden mit den Köpfen nach unten herabhängen (*τὴν ὀασύτητα περὶ τὴν πυγὴν τοῦ Ἡρακλέους ὁρῶντες, Zenob.* ebend.). Den Austausch dieser Entdeckung vernimmt Herakles und läßt sie laufen mit dem gutmüthigen Humor, den die griechische Sage in den heitern Episoden ihres Helden hervorhebt. Den ausruhenden Herakles, den die Kerkopen beschleichen, hatte die Lokrische Sage vor Augen, wenn sie in der Umgebung der Thermopylen einen Stein des Melampygos (*Μελαμπύγου λίθος*) und einen Sitz (wol

1) *Suid.* s. v. *Εὐρύβατος . . . Διότιμος ἐν Ἡρακλέους ἄθλοις . . . γένος δ' ἦσαν Οἰχαλιῆες, Ὧλος Εὐρύβατός τε δύο βαρυδαίμονες ἄνδρες.* Die Abstammung wollte Welcker nur als witzige Anspielung auf *οἰχεσθαι* verstehen, was wol in der Komödie am Platze wäre, schwerlich aber in der epischen Sage. 2) *Zenob.* V, 10: *. . . μηδὲν ἄδικον ποιεῖν, ἵνα μήτινος μελαμπύγου τυχόντες δικὴν δώσουσιν.*

iel wie Versteck) der Kerkopen (*Κερκώπων ἕδρα*) zu
n wußte (s. *Herod.* VII, 216). Dagegen brachte
das Abenteuer in Kleinasien, wo es in Ephesus lo-
irt war, mit der Knechtschaft bei Omphale in Zu-
nenhang.[3]) Namen und Abstammung werden ver-
den überliefert; Diotimos (*Suid. Εὐρύβατος*) und
nder (O. Schneider, Nicandrea 132) nannten Olos
Eurybatos, andere Passalos und Akmon oder Akle-
, die Söhne der Memnonis (*Suid. Κέρκωπες*) oder
s und Kandaules (*Xenagoras* bei *Suid.*), der von
Verwandlung in Affen (vgl. *Ov.* Met. XIV, 90)
ilte und den Namen Pithekusen von ihnen ableitete.
er der älteren bildenden Kunst[4]) hatte sich die attische
ödie des Stoffes bemächtigt, unter deren Ueberresten
fach der Komödientitel *Κέρκωπες* begründet.[5])

(F. A. Voigt.)

KERKÛK, von den Türken officiell Schehri-Sôr
unt, die Hauptstadt des den letztern Namen führenden,
Vilajet Bagdad gehörigen Sandschak, des türkischen
istan, einer vom linken Tigris-Ufer südlich von Mossul
ostwärts erstreckenden Gebirgslandschaft, liegt in dem
le des daselbst gegen 200 Meter breiten Khasa-Tschai,
ge Kilom. unterhalb der Stelle, wo dies Thal durch
icktreten der den obern Flußlauf umlagernden Gebirge
u einem geräumigen, üppig bebauten und von mehrern
ßen durchzogenen Becken erweitert. Die Stadt zählt
-15,000 Einwohner, bis auf 40 christlich-armenische
ilien sämmtlich muhammedanische Kurden, und besteht
einer Altstadt, welche nebst einer alten Burg auf der
n Seite des Flusses liegt, und einer Neustadt, gewöhn-
Mahalla, das (neue) Quartier, genannt, der Altstadt
nüber auf der rechten Flußseite gelegen. Die Burg,
a, krönt einen vor alters von Menschenhand ange-
n 40 Meter hohen Tell oder Tumulus und bildet
sam eine mit Mauern und Thürmen bewehrte Stadt
sich. Die Gehänge des künstlichen Burghügels sind,
bar aus fortificatorischen Rücksichten, ursprünglich
mit massiven Steinplatten überdeckt gewesen, welche,
nicht Menschen, vielleicht erobernde Feinde, oder Ele-
arereignisse zerstörend einwirkten, noch heute erhalten
Der Hügel selbst zeigt noch Spuren von gewölbten
irdischen Gängen, welche ihn früher durchzogen. Lei-
ist die ursprüngliche Befestigung bis auf einen alten
rm verschwunden und durch neuere Bauten ersetzt
en. Die winkeligen und engen Gassen der Altstadt
n sich mit ihren theils aus Holz und theils aus
n aufgeführten Häuschen, die schroff abfallende Wasser-
ausgenommen, rings den Fuß des besagten Tell hinan.
einzige größere Gebäude der Stadt ist der Basar,
n Gänge gegen 100 Schritte lang sind und in der
l ein reges Verkehrsleben beherbergen. Denn Ker-
st vermöge seiner Lage ein wichtiger Knotenpunkt der
Communicationen, indem von da Straßen nordwestwärts nach Erbil (Arbela) und Mossul, südwärts über Hamrîn in die Bagdad-Niederung, westwärts an den Tigris und ostwärts nach Khoi-Sandschak und Suleimanijje laufen. Für letztere Stadt und den von ihr vertretenen Handel der benachbarten persischen Provinzen bildet Kerkûk den Hauptstapelplatz, indem alle Waaren und Güter, welche von da nordwärts ausgeführt werden, als Häute, Obst und Nutzholz — Pappel-, Eichen-, Walnuß- und Maulbeer-Stämme — Färbemittel, persische Baumwoll- und Seidenstoffe u. s. w. ihren Weg über Kerkûk nehmen müssen. Die eigene Industrie der Stadt ist gering; sie beschränkt sich auf die Production schlechter Woll- und Baumwoll-Zeuge, schwerer Filze zu Mänteln und Decken und irdener Geschirre. Doch werden diese letztern im Norden bis Mossul und im Süden bis Bagdad vertrieben. Auch der mercantile Unternehmungsgeist der Einwohner ist sehr wenig entwickelt, weshalb denn die reichlichen Erzeugnisse der städtischen Garten- und Feldwirthschaft, sowie die aus der Umgegend in die Stadt zu Markte gebrachten Cerealien, Pferde, Rinder, langhaarige Ziegen u. s. w. zu beispiellos billigen Preisen abgegeben werden. Bei dem Dorfe Tisaîn in der Nähe der Stadt wächst auch einiger Wein, welcher, in Steinkrügen verwahrt, nach Bagdad versandt wird.

Eine besondere Merkwürdigkeit Kerkûks sind die in der Stadt entspringenden warmen Quellen, welche von je in empirischer Weise als Heilquellen benutzt und zu diesem Behufe in roher Weise in ein Steinbassin gefaßt worden sind. Noch interessanter sind die nur wenige Kilom. nordöstlich von der Stadt bei Baba-Gurgur an den kahlen Gehängen des Schamaschin-Gebirges befindlichen Naphthaquellen und Erdfeuer, welche letztern durch einen chemischen Naturproceß an jeder Stelle, wo man bis zu einer gewissen Tiefe in den Boden gräbt, zum Vorschein kommen. Seit unvordenklichen Zeiten wird daselbst Erdöl gewonnen. Zu diesem Behufe teuft man 3—5 Meter tiefe Brunnen ab, in denen dann das wenn auch dunkle, doch klare Oel zum Vorschein kommt und ausgeschöpft werden kann. Der Ertrag ist ein bedeutender, die nördlichen und östlichen Districte Kurdistans beziehen ihren Bedarf lediglich von Baba-Gurgur. Den Mittelpunkt des Flammenfeldes bildet ein Becken mit einer kochenden Schwefelschicht, durch welche in Blasen die Gase aufsteigen. Es läßt sich von vornherein erwarten, daß unter Nationen, welche weit und breit dem Feuercultus zugethan waren, eine solche Stelle im Alterthume als heilig und den Göttern geweiht gelten mußte. So erwähnt denn auch Strabo in seiner Beschreibung Assyriens (XVI, 1, 4), sich von Arbela (Erbil) südwärts wendend, in der Nähe der Stadt Demetrias — wahrscheinlich unser Kerkûk, dem man in der Diadochenzeit einen griechischen Namen gegeben — der Naphtha- oder Erdpech-Quelle und der Erdfeuer nebst dem Anea- (Anais-) Tempel, worunter ohne Frage Baba Gurgur zu verstehen. Offenbar suchte auch das in byzantinischer Zeit in den Euphrat- und Tigris-Ländern mächtig gewordene Christenthum sich der Gegend als eines Rückhaltes des heidnischen Naturdienstes zu bemächtigen

---

3) *Apol.* II, 6, 3. *Suid. ἀγορὰ Κερκώπων . . . ἐν Ἐφέσῳ , οὓς ἔδησεν Ἡρακλῆς Ὀμφάλης κελευούσης.* 4) Die pe des Tempels von Selinus, Denk. d. A. K. 1, 25. Basenb. erhardt, A. V. 2, 86 fg. 5) Vgl. Meineke, Com. gr. sq. Bergk, De com. ant. p. 24.

und erbaute daselbst eine Kirche, in welcher das Grab des Propheten Daniel — auf welchen legendarischen Grundlagen, ist unbekannt — gezeigt wurde. Diese Kirche besteht in halbverfallenem Zustande unter dem Namen Pîr (der Alte, Heilige) Danîl noch jetzt und weist neben eigenthümlicher Ornamentik eine Kuppel mit spärlichen Resten von Malereien auf. Sie liegt auf einer Bodenerhöhung 1 Kilom. oberhalb Kerkûks im Khasa-Thale, wahrscheinlich auf der Stelle des alten Anais-Tempels.

Kerkûk ist der Sitz eines Mutasarrif, welcher in der Mahalla, der rechtsseitigen Neustadt, residirt. Die auf derselben Seite von dem Flusse abgezweigten Mühlen- und Bewässerungs-Kanäle geben der Thalsohle den Charakter üppigster Fruchtbarkeit, während die gebirgigen Theile der Gegend vegetationslos sind und durch ihren grauen Localton den Eindruck trostloser Oede machen.

Die zu Kerkûk, d. i. Schehri-Sôr gehörenden Kasas und Nahien heißen nach dem Sâlnâmeh von 1297 der Flucht: 1) Schehrizoi mit Malha, Tûs Churmatu, Altûn Kjöprü, Scheibân; 2) Rewandus, Dibre und Hureir, Balik, Koschdir; 3) Salâhijè*), Râwide, Derbend, Pistikli, Schukûr, Kara Tèpè; 4) Irbil; 5) Kjoi Sandschak; 6) Rajnè.

Vgl. Jos. Černik's Expedition durch die Gebiete des Euphrat und des Tigris. Petermann, Geogr. Mitth. Ergänz.-Heft Nr. 44. *(G. Rosen.)*

Kerkyra, s. Corfu.

KERL (Johann Caspar), einer der bedeutendsten Tonsetzer und Musiktheoretiker seiner Zeit, wurde im J. 1625, nach früheren Angaben in Sachsen, nach neueren Forschungen in Gaimersheim bei Ingolstadt in Baiern geboren. Derselbe scheint jedoch schon frühzeitig nach Wien übergesiedelt zu sein, denn er erhielt seinen ersten methodischen Musikunterricht unter Anleitung des Hofkapellmeisters Valentini zu Wien. Wodurch sich Kerl die besondere Gunst Kaiser Ferdinand's III. erworben hat, ist nicht erörtert, wohl aber festgestellt, daß er auf dessen Kosten seine künstlerische Ausbildung zu Rom, als Schüler der berühmten Meister Carissimi und Frescobaldi, vollenden konnte.

Im J. 1658 wohnte Kerl der Krönung des Kaisers Leopold I. in Frankfurt a. M. bei, erhielt auf Verwendung des Vice-Kapellmeisters Schmelzer die Erlaubniß, vor dem Kaiserl. Hofe eine Probe seiner Kunst abzulegen und erregte durch sein virtuoses Orgelspiel sowol als durch eine von ihm componirte und bei dieser Gelegenheit zur Aufführung gebrachte Messe das Staunen und die Bewunderung der Anwesenden in hohem Grade, sodaß ihn die Kurfürsten von Baiern und der Pfalz für ihre Kapellen zu gewinnen suchten. Kerl entschied sich für Baiern und übernahm noch im selben Jahre (1658) die Leitung der Kapelle des Kurfürsten Ferdinand Maria zu München. Seine sich vorwiegend auf Kirche und Oper erstreckende Thätigkeit daselbst war eine reiche; aber mit der Zufriedenheit und Gunst seines Fürsten wuchs auch die Misgunst und Gehässigkeit der in München anwesenden Italiener, und dies mochte Kerl mit der Zeit seine Stellung derartig verleidet haben, daß er sich veranlaßt sah, dieselbe niederzulegen und 1673 (nach andern 1677) das Amt eines Domorganisten bei St.-Stephan zu Wien anzutreten. Wie lange er diese Stelle bekleidete, ist nicht bekannt, wie über Kerl's Wiener Thätigkeit überhaupt jegliche Auskunft fehlt. Er starb zu München am 29. Juni 1690.

In der Geschichte der münchener Oper hat Kerl einen wichtigen Platz ausgefüllt (s. Rudhart, Geschichte der Oper am Hofe zu München), doch sind von seinen für die dortige Hofbühne geschriebenen Werken nur die Texte zu den Opern „L'Oronte" und „Erinto" und die Musik zu „Le pretensioni del Sole" erhalten. Von seinen übrigen Werken sind folgende bekannt geworden: 6 Messen; — Toccaten und Klaviersuiten; — Trios für Streichinstrumente; — „Modulatio organica super Magnificat"; — „Delectus sacr. canticorum"; Requiem a 5 vocibus; — „Missa nigra"; — Concert für zwei Castraten mit einem Basso continuo; — 2 Kyrie; — 2 Messen und endlich das Manuscript eines Lehrbuches „Compendiose relazioni sopra il contrapunto", dessen Autorschaft indessen nicht mit voller Sicherheit Kerl zugeschrieben werden kann. *(A. Tottmann.)*

KERLINO (Johann), der älteste bekannt gewordene Vorläufer der italienischen Meister des Geigenbaues, lebte und arbeitete um die Mitte des 15. Jahrhunderts zu Brescia. Auf einem der wenigen erhalten gebliebenen Instrumente Kerlino's, einer angeblich zur Geige verkleinerten Viola, findet sich die Inschrift „Joan. Kerlino 1449", und darauf gründet Edm. Schebeck in einer Skizze „Der Geigenbau in Italien u. s. w." (Prag 1874) die Vermuthung, daß Kerlino deutscher Abkunft gewesen, und somit die in Italien von der 2. Hälfte des 17. bis in das 1. Drittel des 18. Jahrhunderts hinein zu so hoher Blüte gelangte Geigenbaukunst deutschen Ursprungs sei. *(A. Tottmann.)*

KERLUN, ein im Kentei-Gebirge entspringender Quellfluß des Amur, welcher lange Zeit für den obern Lauf des Argun, ebenfalls eines Zuflusses des Amur galt, bis Radde bewies, daß zwischen dem Kerlun und Argun nur eine zeitweilige Wasserverbindung stattfindet. Die Quellströme des Amur werden überhaupt verschieden bezeichnet, doch ist ihre Hydrographie keineswegs verwickelt, das Beirrende liegt nur in den verschiedenen Benennungen, welche die Zuflüsse führen.

Das Kenteigebirge zieht sich nordöstlich von der bekannten Mongolenstadt Urga und südlich vom wasserreichen Sochondo-Gebirge hin. In einem weiten Bogen mit vorherrschend östlicher Richtung zieht der Kerlun durch die Steppen der Mongolei, und an vielen Stellen sollen seine Ufer nicht ohne romantische Schönheiten sein. Noch fehlen uns sichere Nachrichten über diesen Strom, und russische Ingenieure, die denselben 200 engl. Meilen aufwärts bereisten, scheinen ihre Berichte nicht veröffentlicht zu haben. Man ist deshalb über die Hydrographie dieses Stromes noch nicht im Klaren, nur so viel ist gewiß, daß er durch chinesisches Gebiet strömt und in den

*) Salâhijì ist dasselbe, was Kifri.

großen Dalai-Nor (oder Kulun) genannten See mündet. Der Dalai-Nor ist ein Süßwassersee, der nach der Meinung der Grenzkosacken von Süden nach Norden in seinem Durchmesser eine Länge von 150 Werst und von Osten nach Westen eine Breite von 150 Werst hat.

Außer dem Kerlun nimmt er noch den Ursun, den Abfluß eines weiter südlich gelegenen Sees, des Bui-Nor, auf.

Was die Deutung des Namens Dalai-Nor anbelangt, so ist die wortgetreue Uebersetzung „großer See", allein die Mongolen verbinden hiermit die Bedeutung von „Meer", womit sie sagen wollen, daß der Dalai keinen Abfluß hat, wohl aber Zuflüsse aufnimmt. Solange dieser See den Chinesen gehören wird, werden die Bewohner der russischen Grenzwachten einen wenigstens periodischen Reichthum an Fischen besitzen, da die Mongolen, welcher in dichter Bevölkerung die Ufer des Dalai bewohnen, nie fischen. Im obern Laufe des Kerlun erwartet die Fische ein tiefes, vielbuchtiges Flußbett, wo sie ungestört laichen können. Weiterhin, namentlich jenseit des Kosackenpostens Zuruchaitui, nimmt der Kerlun einen andern Charakter an, sein Bett wird steinig und zahlreiche rothe und weiße Chalcedone und Achate finden sich an seinen Ufern. Granitische, mit Wäldern bestandene Berge wechseln mit Niederungen ab, die einen ausgezeichneten Wiesenwuchs zeigen und die Viehzucht, namentlich nach Südosten zu, begünstigen, wo die Chingan-Bergkette das Land durchzieht und zahlreiche mongolische Lager aufgeschlagen sind. *(Richard Oberländer.)*

Kermes, Kermeskörner, s. Coccus.

Kermesbeere, s. Phytolacca.

KERMES-DAGH, auch Karmes-Daghy, ist der Name eines cilicischen Gebirges, welches, nordwärts durch einen Sattel mit der Binbogha-Kette und weiter durch die Usun-Jaila Höhe mit dem Khansir-Daghy zusammenhängend, als ein südöstlicher Arm des Antitaurus der alten Geographie zu betrachten ist. Von dem westlichern Hauptzuge dieses Gebirges trennt den Kermes-Dagh das tief eingeschnittene Thal des Sarrân Sûi, östlichen Quellarms des Saihûn, des Sarus der Alten. Sowol diesem wie auch dem östlichen der beiden großen cilicischen Parallelströme, dem Dschihûn (Pyramus), seine Gewässer zusendend, bildet er den hervorragendsten Theil der Wasserscheide zwischen beiden. Sein Westabhang fällt steil gegen den Sarrân ab; die von ihm nach Norden abfließenden Bäche nimmt der Gjökün-Sûi auf, welcher sich unterhalb Elbestân in den Dschihûn ergießt. Auch die in seinen Südgehängen entspringenden Bäche und Flüsse eilen dem letztgenannten Strome zu; der bedeutendste unter diesen ist der Sîs-Tschai, der Fluß von Sîs, welcher an seinem Südwestfuße ganz nahe dem Sarrân-Thale entspringt, und dessen die südlichen Felsvorhöhen umkreisender Lauf von diesen wie von einer riesigen Mauer überragt wird. Der Gipfel des Kermes, welcher (vielleicht übertrieben) auf 3200 Meter Höhe über dem Meeresspiegel geschätzt wird, gewährt, von der südlichen Niederung, namentlich dem Thale der Stadt Sîs, her gesehen, alle andern Höhen weit überragend, einen imposanten Anblick. Gleichwol sind in seinem Felsgesteine die Granite und sonstigen Primärformationen, welche in der Regel die hohen Gebirge bilden, nicht vertreten, vielmehr besteht der Kermes-Dagh aus secundären oder tertiären Steinarten, aus Schiefer, dichten Kalksteinmassen und Ephoditen, darunter besonders vielen Serpentinen, sodaß man ihn den jüngeren Gebirgen Kleinasiens beizählen muß. Der Kermes-Dagh trägt herrliche Waldungen, und zwar werden am Fuße neben Eichen auch Platanen erwähnt; höher hinauf findet sich Nadelholz, Pinien (vielleicht Kiefern) und Cedern. — Die Bevölkerung, bei weitem zahlreicher, als man vermuthen möchte, besteht aus christlichen Armeniern und mohammedanischen Turkomanen; die letztern, unter Zelten lebende Nomaden, welche mit ihren Kamel-, Pferde-, Rinder- und Kleinvieh-Heerden Winters in das cilicische Tiefthal ziehen, Sommers aber im Gebirge dem zurückweichenden Schnee bis in die höchsten Spitzen folgen, behaupten die Grundherren des Kermes und seiner Vorhöhen zu sein, und erheben von den Armeniern einen Zins, gegen welchen deren Klöster respectirt werden, ihre Dörfer unbelästigt bleiben, und sie auch ihrerseits ihr Vieh Sommers in Sicherheit zu den Jailas (Alpenwiesen) auftreiben können. Besonders wichtig ist das Gebirge wegen seines Reichthums an Eisensteinlagern, welche sich, in Ephoditen eingebettet, an den westlichen Gehängen im Thale des Sarrân Sûi, wie z. B. in Hûd, zum Theil in Bearbeitung, vorfinden. Diesen Eisengruben und den von ihnen versorgten Schmelzhütten schließt sich ein lebhafter Gewerbfleiß an, dessen Mittelpunkt Hadschin ist, ein am Nordwestfuße des Kermes gelegenes Städtchen, von ungefähr 200 armenischen und 15—20 türkischen Familien bewohnt, mit drei Kirchen und einem vom Patriarchen von Sis abhängigen Kloster. — Das Gebirge ist arm an Getreide, aber reich an Obst und stellenweise, wie bei Hadschin, an Wein. Ihr Korn beziehen die Einwohner aus der cilicischen Ebene, wohin sie die Producte ihrer Sennereien, Butter, Käse sowie Häute u. a. m. zum Verkauf bringen. *(G. Rosen.)*

Kernbeisser, s. Coccothraustes.

KERNER (Justinus Andreas Christian), hervorragender Dichter der sogenannten Schwabenschule, medicinischer und mystischer Schriftsteller, war am 18. Sept. 1786 zu Ludwigsburg als jüngster Sohn des Oberamtmanns Christoph Ludwig Kerner und der zweiten Tochter des Oberamtmanns zu Laufen und nachmaligen Kammerprocurators zu Stuttgart, Stockmayer, geboren. Ueber seine Vornamen erzählt er selbst im Bilderbuche aus meiner Knabenzeit: „Am Tage meiner Taufe war mein Vater verlegen um den Namen eines vierten Sohnes. In seiner Unschlüssigkeit betrachtete er die Familienbilder, die im kleinen Bildersaale in großen Oelgemälden von seinem Vater an bis zur Reformationszeit hinauf an den Wänden hingen. Sein Blick fiel zuerst auf das Bild eines Mannes im geistlichen Gewande mit einem langen Barte, der, ganz breit und unten in einer geraden Linie abgeschnitten, ihm vom Kinn an auf die Brust reichte. Dieser Mann führte den Namen Justinus Andreas und lebte im J. 1650 als Generalsuperintendent in Güglingen. Nach diesem schöpfte mir mein Vater die Namen Justi-

nus Andreas, welche nicht gewöhnliche Namen aber meiner Mutter nach der Taufe große Scrupel machten, sodaß mein Vater zu ihrer Beruhigung in das Kirchenbuch auch den sehr christlichen Namen Christian einschreiben ließ, mit welchem ich dann gewöhnlich im Kreise meiner Familie genannt ward." Schon in Kerner's elftem Jahre ließ sich sein Vater nach Maulbronn versetzen, wo sich der träumerische und in sich gekehrte Knabe aus den langen, weiten, lichten Straßen, den künstlichen Alleen und Schloßgebäuden Ludwigsburgs in ein Kloster aus dem 12. Jahrh. mit hohen Mauern und schwarzgrauen Kreuzgängen versetzt sah. Da der Unterricht nicht recht gedieh, sandte ihn sein Vater zu dem gestrengen Präceptor Braun nach Knittlingen, von wo er, da ihn eine schwere Krankheit befiel, bald wieder zurückgerufen werden mußte und nun zuerst Genesung im Hause seines Vetters des Dekans Uhland zu Brackenheim und danach in Heilbronn bei dem durch seine magnetischen Curen berufenen Gmelin suchte. Kaum war Justinus gesund nach Maulbronn heimgekehrt, so erkrankte und starb sein Vater (1799) und hinterließ die Mutter, welche alsbald nach Ludwigsburg zurückzog, in bedrängten Vermögensumständen. Infolge dieser Umstände und der geringen Meinung, welche man von seiner Begabung hegte, sollte Justinus Schreiner oder Conditor, dann Kaufmann werden und trat wirklich als Lehrling in das Bureau der auf Staatskosten betriebenen, mit dem Zucht- und Irrenhause in Verbindung stehenden ludwigsburger Tuchfabrik ein. Hier aber sträubte sich seine eigentliche Natur so entschieden gegen den von außen her aufgedrungenen Beruf, daß schließlich sein Lehrer, der inzwischen nach Tübingen als Professor versetzte Diakonus Conz, ihm zu Hülfe kam und ihm die Erlaubniß der Familie erwirkte, noch studiren zu dürfen. Im Herbste 1804 trennte er sich von Ludwigsburg mit seinen Tuchsäcken und Tuchballen und wanderte der Universitätsstadt Tübingen zu. Da ihm der Wind vor den Thoren ein ärztliches Recept aus dem Fenster des Armenspitals zuführte, so sagte er sich: „Dieses Blatt ist dir zum Zeichen deines künftigen Berufes gesandt; du sollst ein Arzt werden." Seine mediciniſchen Studien betrieb Kerner zwischen 1804 und 1808 und beschloß sie mit der Doctorpromotion, für welche er die Dissertation „Ueber die Functionen der Gehörorgane" verfaßte. Aber so wenig er den künftigen Beruf außer Augen setzte, so wenig erfüllte derselbe seine ganze Seele. Im Verkehr mit seinem Vetter Ludwig Uhland, mit dem er eine feste, durchs Leben währende Freundschaft schloß, mit Karl Mayer, August Mayer, Georg Jäger, Gustav Schwab, Friedrich Kölle gab man sich poetischen Genüssen und Bestrebungen aller Art hin. Die jugendlichen Poeten, Justinus Kerner vor allen, schlossen sich an die Romantiker an und vereinigten ihre poetischen Versuche in einem handschriftlich circulirenden Sonntagsblatt. Regensburger „Musenalmanache" für 1807 und 1808 Leo von Seckendorff's und die „Einsiedler-Zeitung" veröffentlichten Kerner's erste lyrische Dichtungen und die Eigenart seiner Poesie war damals schon eben so ausgeprägt als diejenige seiner Persönlichkeit, von welcher Varnhagen, der im Winter von 1808 zu 1809 in Tübingen lebte, in seinen „Denkwürdigkeiten" eine interessante und charakteristische Schilderung entwirft. Auch das freundlichste Geschick seines Lebens war in dieser Zeit schon entschieden, Kerner hatte Friederike Ehmann, die verwaiste Tochter des Professors und Pfarrers Ehmann, das „Rickele" seiner Jugendpoesien und seiner weinsberger häuslichen Idylle, 1807 im Bade Lustnau kennen gelernt und sich mit ihr verlobt. — Im Frühjahre 1809 trat er eine längere Studienreise an, die ihn zunächst nach Hamburg führte, wo sein älterer Bruder Georg eine bedeutende ärztliche Praxis hatte. Von Hamburg ging er nach Berlin und Wien und kehrte über München, Regensburg und Augsburg, wo er seine Friederike wieder sah, zu seiner Familie nach Ludwigsburg zurück. Im gleichen Jahre begann er seine ärztliche Praxis zu Durrmenz, siedelte demnächst nach Wildbad über, von welchem Bade er eine Beschreibung, „Das Wildbad im Königreiche Würtemberg" (Tübingen 1813), lieferte, und fand endlich in Welzheim als Unteramtsarzt so viel Praxis, daß er daran denken konnte, sein Rickele heimzuführen. Ende Februar 1813 war die Hochzeit und das junge Paar und sein bescheidenes Haus bildeten alsbald den Mittelpunkt für eine kleine Zahl meist poetisch angehauchter Freunde. Justinus Kerner hatte inzwischen durch die Herausgabe seiner humoristisch elegischen „Reiseschatten von dem Schattenspieler Luchs" (Heidelberg 1811) und des Poetischen Almanachs für 1812 (Heidelberg 1812), zu dem außer ihm selbst Fouqué, Varnhagen, Schwab, Uhland u. a. beitrugen, festen Fuß in der Literatur gefaßt. Im J. 1816 brachte das „Morgenblatt" seine tiefsinnige Geschichte „Die Heimatlosen". Gleichzeitig bewährte er sich als Arzt durch die genauen Untersuchungen einer in Würtemberg weitverbreiteten localen Krankheit, welche dem Genusse schlechter und verdorbener Würste entstammte. Kerner, der inzwischen 1815 Oberamtsarzt in Gaildorf geworden war, untersuchte unablässig und scharfsinnig die einzelnen, leider sehr zahlreichen Vergiftungsfälle und veröffentlichte „Neue Beobachtungen über die in Würtemberg so häufig vorfallenden tödlichen Vergiftungen durch den Genuß geräucherter Würste" (Tübingen 1820), „Das Fettgift oder die Fettsäure und ihre Wirkung auf den thierischen Organismus" (Stuttgart 1822). Im J. 1819 wurde er als Oberamtsarzt nach Weinsberg versetzt, wo er am Fuße der alten Burg Weibertreu sich jenes schlicht-behagliche Haus erbaute, in welchem fortan sein Leben verfließen und das zu ungewöhnlicher Berühmtheit gelangen sollte. Hier war es, wo Kerner seit 1822 begann, den Erscheinungen des Somnambulismus und überhaupt dem bedenklichen Gebiete der „magischen Heilkunde und Psychologie" näher zu treten. Er wollte zunächst nur Thatsachen aufspüren und verzeichnen, konnte aber dabei nicht verhindern, daß er selbst vom „Hereinragen einer Geisterwelt in die unserige" ehrlich überzeugt ward, Visionen und wache Träume hatte und bald als einer der genauesten Kenner der Nachtseite der Natur bei den Empfänglichen berühmt ward, während ihn die rationalistisch Gesinnten einen Schwärmer und noch schlimmer einen „Schwindler" tauften. In den Kreisen der Freunde, welche sich mit

jedem Tage erweiterten, ließ man den Geisterseher Justinus als einen Bestandtheil des Poeten Justinus gelten oder hingehen, die persönliche liebenswürdige Harmlosigkeit des wackern Mannes entwaffnete alle Satire und Verbissenheit. Auch ließ sich nicht leugnen, daß seinen „Gesichten" ein gut Theil schalkhaften, schwäbischen Humors und heller Charakterkenntniß beigemischt war. Die betreffenden Schriften Kerner's: „Geschichte zweier Somnambulen" (Karlsruhe 1824), „die Seherin von Prevost" (Stuttgart 1829), „Blätter aus Prevost. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des inneren Lebens" (Karlsruhe 1831—1839), „Geschichten Besessener neuerer Zeit" (ebendaselbst 1834), „Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur" (Stuttgart 1836), „Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseins, eines dämonisch-magnetischen Leidens und seiner schon im Alterthume bekannten Heilung durch magische magnetische Einwirkung" (Stuttgart 1836), „Magikon. Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiete der Geisterkunde" (ebendaselbst 1840—1853) wirbelten viel Staub auf und gaben zu unzähligen Gegenschriften, Kritiken und Verspottungen aller Art reichlichen Anlaß. Man könnte nicht sagen, daß dies auf Kerner einen irgend bemerkbaren Eindruck gemacht hätte, er ließ sich die echt schwäbische Eigenart seines Lebens und Treibens, seines persönlichen Behagens so wenig stören, wie durch den Menschenschwarm, den sein wachsender Ruf und Ruhm ins Haus zog. Mit nie zu erschöpfender Gastlichkeit und einer von Herzen kommenden Freundlichkeit wurden auch die fremdesten Neugierigen aufgenommen, die zusprachen. Die poetischen Freunde, unter denen Uhland, Karl Mayer, Schwab, Lenau und Graf Alexander von Würtemberg obenan standen, waren jederzeit hoch willkommen und gaben dem Hausherrn sein eigentliches Leben. „Der Vater war nie glücklicher, als wenn er Freunde bei sich hatte, dann war alle Melancholie, die ihn sonst so oft befiel, verschwunden, sein Humor erheiterte die ganze Gesellschaft und riß jeden mit sich fort", erzählt Kerner's Tochter Marie Niethammer in ihren Erinnerungen „Justinus Kerner's Jugendliebe und mein Vaterhaus". Neben den Poeten, Schöngeistern, den Thaumaturgen und Wundergläubigen aller Art kamen auch gekrönte Häupter in das weinsberger Haus, Kerner erwies allen gegenüber die gleiche treuherzige Natürlichkeit. Seines ärztlichen Berufes waltete er mit Aufopferung, die poetische Ader blieb daneben fast ununterbrochen flüssig und die Zahl seiner lyrischen Gedichte wuchs in der Reihe der Jahre zu immer neuen Sammlungen. Eine wesentliche Entwickelung gab es in dieser Poesie nicht und konnte es nicht geben, die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten finden sich in den ersten und letzten Liedern, wie sie Jugend und Alter des Poeten gleichmäßig durchdrangen. Im J. 1851 mußte Kerner infolge von Gesichtsschwäche, die fast in Erblindung überging, sein Amt und seine Praxis niederlegen; im April 1854 verlor er sein Rickele, am 22. Febr. 1862 schied er aus dem Leben. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Kirchhofe zu Weinsberg, wo eine Platte mit der Inschrift „Friederike Kerner und ihr Justinus" die gemeinsame Grabstätte bezeichnet. — Von Justinus Kerner's „Gedichten" erschien die erste Sammlung bei Cotta im J. 1826. Durch Hinzufügung der früher veröffentlichten „Reiseschatten" und der Geschichte „Die Heimatlosen" verwandelten sich die Gedichte in „Dichtungen" (Stuttgart 1834, 3. sehr vermehrte Auflage 1841), aus denen wieder „Die lyrischen Gedichte" (Stuttgart 1848) ausgeschieden wurden. Zu dieser Sammlung traten dann noch „Der letzte Blütenstrauß" (Stuttgart 1852) und „Winterblüten" (ebendaselbst 1859) hinzu.

Die Poesie Kerner's zeigt wie gesagt einen höchst eigenthümlichen Grundcharakter. Sie ist ganz und gar romantisch in dem Sinne, daß der Dichter mit souveräner Willkür sich dem Zuge seines Naturells überläßt und ein bedeutender Ueberschuß des Inhalts über die Form vorhanden ist. Die Lyrik des schwäbischen Poeten hat mit der Romantik den Ausgang und die Neigung zum Volkslied gemeinsam, sie bedient sich am liebsten der einfachsten sangbarsten Weisen und erscheint, wo sie diese Weisen verläßt, in merkwürdiger Weise ungewandt. Ein Element tiefster Schwermuth, beständiger Todesgewißheit und Grabessehnsucht, melancholischer Stimmung über die Kürze des Lebens paart sich mit der schlichten stillen Naturfreude, in denen Kerner seinen schwäbischen Sangesgenossen verwandt ist. Die Balladen Kerner's haben fast durchgehends einen Anhauch des Spukhaften, Düstern und vergegenwärtigen den Uebergang, den Kerner selbst von der Dichtung, der poetischen Vorstellung zum Wahnsinn (und umgekehrt) annahm. Viele der Lieder Kerner's (vor allen sein Wanderlied „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein") sind in jenem Sinne volksthümlich geworden, daß sie von Tausenden gesungen werden, ohne darum den Namen und das Bild des Dichters in der Erinnerung wach zu rufen. Dafür scheinen Hunderte von zarten innigen Stimmungsgedichten, welche in der Nachempfindung und Nachbildung Späterer Interesse erregen, in Kerner's Originalen vergessen. Auch der eigenthümliche halb tolle, halb treuherzige Humor, in dem er sich gefiel und der eine gewisse geistige Verwandtschaft mit dem Humor Brentano's zeigt, nur urwüchsiger und naturfrischer ist, hat immer nur Einzelne gefesselt. Die Gedichte Kerner's werden bei alledem nicht völlig verschwinden können, eben weil jenes quellende Naturgefühl, jene schlicht ergreifende Poesie der einfachsten menschlichen Zustände in ihnen ist, zu der man immer wieder wie zu Waldschatten und Wasserfrische zurückkommt. *(A. Stern.)*

KERNMEHL. Das weißeste und feinste Mehl, welches beim ersten Gange erhalten wird und zu den feinsten Backwerken dient. *(W. Löbe.)*

KERNOBST. Solches Obst, dessen Früchte kleine, bei der Reife mit einer schwärzlichen oder braunen Haut umgebene Samen haben, die in einem ganz von eßbarem, mehr oder weniger festem Fleisch überzogenen engen Gehäuse eingeschlossen liegen, dessen Wände mit durchsichtigen hornartigen Schalen bekleidet sind. Zu dem Kernobste gehören Aepfel, Birnen, Quitten, Mispeln, Azarolen. *(W. Löbe.)*

KERNS, Dorf und Pfarrgemeinde im schweizerischen Canton Unterwalden ob dem Wald (Obwalden),

liegt 569 Meter über dem Meere, 2½ Kilom. östlich von Sarnen, von Wiesen und Obstgärten umgeben, am Eingange in das große Melchthal, besitzt eine neue stattliche Kirche mit Gemälden von Deschwanden, Vollmar und andern und zählt (1880) als Gemeinde mit Einschluß des Melchthals 2500 Einwohner (worunter 9 Protestanten), deren Haupterwerbsquellen der Wiesen- und Obstbau und die Parqueterie sind. Die freundliche Lage am Fuße der Voralpen Unterwaldens auf dem breiten Plateau zwischen der Sarner- und der Melch-Aa, sowie die gesunde Bergluft haben das Dorf auch als Luftcurort in Aufnahme gebracht. Früher wurden hier zuweilen am 1. Aug. die großen Schwingfeste des Cantons Obwalden abgehalten; jetzt haben sich diese Schwingfeste, soweit sie wenigstens noch wirkliche Volksfeste sind, aus den Thälern fort auf die Alpen gezogen. — Mit Sarnen (westlich), Stans (nördlich) und dem Melchthal (südlich) ist Kerns durch Poststraßen verbunden, diejenige nach Stans (12½ Kilom) durchschneidet 4 Kilom. nördlich von Kerns den Kernwald, eine hügelige Waldung, welche von den Abhängen des Stanserhorns bis zur Sarner Aa ausgedehnt die Halbcantone Ob dem Wald und Nid dem Wald voneinander scheidet. Nach Osten in das Thal der Engelberger Aa führt von Kerns der Fußpfad über das Groß-Aecherli 1400 Meter (zwischen dem Stanserhorn und dem Arvigrat), auf welchem am 9. Sept. 1798 bei dem Aufstande der Nidwaldner gegen das helvetische Regiment eine französische Colonne nach hartnäckigem Kampfe in Nidwalden einfiel.

(*A. Wäber.*)

KERNSCHUSS wird ein Schuß aus einer Feuerwaffe genannt, der mit der Richtung der Seelenachse auf den Zielpunkt oder den beabsichtigten Treffpunkt abgefeuert wird. Da die Flugbahn des Geschosses sich schnell unter die Verlängerung der Seelenachse senkt, so kann ein solcher Schuß, wenn man den beabsichtigten Punkt wirklich treffen will, nur bei geringen Entfernungen angewendet werden. Bei Geschützen und Gewehren, welche nicht verglichen sind, d. h. bei denen die Visirlinie nicht parallel zur Seelenachse läuft, muß um die Größe des Winkels, unter dem sich beide Linien schneiden, des sogenannten „natürlichen Erhöhungswinkels", unter den beabsichtigten Treffpunkt gerichtet werden. Der Kernschuß findet hauptsächlich nur beim Kartätschschießen auf die nächsten Entfernungen und beim Breschеschießen quer über den Graben weg Anwendung. (*von Löbell.*)

KERO, angeblich gelehrter Mönch in St.-Gallen. Von Scherer (Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. 18, S. 145—149) ist überzeugend nachgewiesen worden, daß ein Gelehrter des Namens Kero in St.-Gallen niemals existirt hat. Seine Autorschaft beruht auf leerer Erfindung der Gelehrten des 17. Jahrhunderts, insbesondere des Melchior Goldast, der ihm in den Alamannicarum rerum scriptores II, 13 außer einem Glaubensbekenntniß und einer kurzen Erklärung des Vaterunsers, worunter vielleicht Notker's Katechismus (Müllenhoff-Scherer's Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8.—12. Jahrhundert Nr. 79) verstanden ist, die Interlinearversion der Benedictinerregel zuschreibt; erst Pius Kolb, St.-Gallischer Bibliothekar im 18. Jahrhundert, fügt dazu die glossae Keronis und das in derselben Handschrift stehende pater noster und credo (Müllenhoff-Scherer's Denkmäler Nr. 57), ohne dafür auch nur den Schatten eines Beweises zu erbringen. In dem Kataloge, auf welchen er sich beruft (vgl. Hattemer, Denkmäler des Mittelalters 1, 17), kommt der Name Kero, wie wir aus Stipplin's erhaltener Abschrift wissen, überhaupt gar nicht vor. Ein St.-Gallischer Mönch Kero begegnet allerdings als Zeuge unter einer Urkunde vom J. 799 (Wartmann, Urkundenbuch der Abtei St.-Gallen 1, 149), aber einmal ist dieses Diplom nicht ganz unverdächtig, und dann setzen jene Historiker ihren Kero nicht unter Karl den Großen, sondern unter seinen Vorgänger um das J. 760 oder früher. Scherer vermuthet mit viel Wahrscheinlichkeit, daß jene Geschichtschreiber bei der Erfindung ihres Kero eine dunkle Erinnerung an den großen Nôtkêr Labeo (Teutonicus) leitete.

Die beiden Werke jedoch, die noch heute unter dem Namen Kero's der Bequemlichkeit wegen citirt werden, fordern bei ihrer Wichtigkeit für die Geschichte der deutschen Sprache eine kurze Betrachtung.

a) Die Interlinearversion der Benedictinerregel. Erhalten in der St.-Gallischen Handschr. 916, herausgegeben von Hattemer, Denkmahl des Mittelalters Bd. 1 (1844), S. 28—130 (vgl. dazu Bd. 3, S. 617 und die Collation der Handschr. von Steinmeyer, Zeitschr. f. deutsches Alterth. 17, 431 fg.). Das Denkmal ist grammatisch und literarhistorisch untersucht von F. Seiler (Paul-Braune's Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur Bd. 1, S. 402—485); eine richtigere Altersbestimmung gab Henning, Ueber die St.-Gallischen Sprachdenkmäler bis zum Tode Karl's des Großen S. 153 fg. — Danach ist die Uebersetzung um 800 verfaßt von einem St.-Gallischen Mönche, dessen lateinische Kenntnisse so schwach waren, daß ihm die gröbsten Mißverständnisse passirten, obwol er nur Wort für Wort mechanisch übertrug, ohne sich um den Zusammenhang des Satzes zu bekümmern. Schwache Versuche einer freieren Uebersetzung lassen sich zwar nachweisen, aber sie zeigen nur, wie ungelenk damals die deutsche Sprache der lateinischen gegenüber noch war. Dennoch gehört diese Interlinearversion zu den wichtigsten althochdeutschen Sprachquellen ihres Alters, Umfangs und Wortreichthums wegen, besonders aber deshalb, weil der Uebersetzer die Längen in Stamm- und Endsilben durch Doppelschreibung der Vocale bezeichnet (vgl. Seiler a. a. O. S. 433 fg., Braune ebendas. 2, 138 fg.); die Quantitäten der Endungen in der Zeit vor Notker wären uns ohne dieses Denkmal fast unbekannt, da die auf das Gothische früher gebauten Schlüsse sich vielfach als trügerisch erwiesen haben.

b) Das Keronische Glossar. Erhalten in drei Handschriften, einer Pariser, der St.-Gallischen 911, und einer Reichenauer, die sich jetzt in Karlsruhe befindet; man pflegt diese Handschriften unter den Siglen Pa, gl. K., Ra zu citiren. Die St.-Gallische Handschrift hat Hattemer a. a. O. Bd. 1, S. 139—218 abdrucken lassen,

die beiden andern Graff in der Diutisca Bd. 1, S. 128—256 nebeneinander; nach neuen Collationen der Handschriften ist die Ausgabe in Steinmeyer-Sievers' althochdeutschen Glossen Bd. 1 (1879), S. 2—270 hergestellt, wo man neben den drei Handschriften auch die fälschlich unter dem Namen Hraban's gehende verkürzte Bearbeitung des Keronischen Glossars findet, sodaß nunmehr für alle sich an das wichtige Denkmal anknüpfenden wissenschaftlichen Forschungen eine ebenso zuverlässige als bequeme Grundlage geschaffen ist. Eingehende literarhistorische und grammatische Untersuchungen über die drei Handschriften des Keronischen Glossars veröffentlichte R. Kögel, Ueber das Keronische Glossar, Halle 1879 (vgl. dazu Steinmeyer's Recension im Anzeiger für deutsches Alterthum 6, 136—142); die Hrabanischen Glossen sind von Heinemann (Ueber das Hrab. Gl., Halle 1881) wesentlich literarhistorisch, von L. Wüllner (Das Hrabanische Glossar und die ältesten bairischen Sprachdenkmäler, Berlin 1882) ausführlich grammatisch behandelt. Vgl. dazu noch Z. f. d. A. 26, 326—32. — Die bisher geführten Untersuchungen haben zu folgenden sichern Resultaten geführt. Das Keronische Glossar ist eine um 750 und zwar eher früher als später in Rheinfranken angefertigte Interlinearversion eines schon fertig vorhanden gewesenen alphabetischen lateinisch-lateinischen Wörterbuches, welches nur zum geringsten Theil Erklärungen biblischer Worte enthält, obwol die in den Handschriften sich findenden Ueberschriften darauf hinweisen (incipiunt glosae ex novo et vetere testamento); vielmehr geht es in der Hauptsache auf dieselben Quellen zurück wie die übrigen uns bekannten lateinisch-lateinischen Glossare, d. h. auf die alten Grammatiker. Aus sprachlichen Gründen, welche R. Kögel in Paul-Braune's Beitr. 9, 301—360 entwickelt hat, muß das Original des Keron. Glossars in rheinfränkischer Mundart abgefaßt gewesen sein. Von den Abschriften steht die St.-Gallische in ihrem zweiten Theile dem Originale in sprachlicher Beziehung relativ am nächsten, während Pa und Ra durch alemannische Mittelglieder hindurch ins Bairische umgeschrieben sind. Pa ist wahrscheinlich das älteste uns erhaltene althochdeutsche Sprachdenkmal, und es ist sehr zu bedauern, daß die zweite, größere Hälfte der Handschrift verloren ist. Auch der erste Theil von gl. K., der im St.-Gallischen Dialekte verfaßt ist, kommt an Alter dem Vocabularius St.-Galli mindestens gleich; der zweite, größere Theil jedoch sowie die Handschrift Ra sind jünger, und wahrscheinlich mit der Benedictinerregel ungefähr gleichzeitig. Der Uebersetzer verstand zwar noch weniger Lateinisch als der der Benedictinerregel, und es sind ihm die unglaublichsten Versehen passirt, aber wir haben Grund, sein Werk über alles zu schätzen, weil es in Bezug auf Wortreichthum und Flexionsformen geradezu das wichtigste aller erhaltenen althochdeutschen Sprachdenkmäler genannt zu werden verdient. Der *ἅπαξ λεγόμενα* sind so viele, daß die grammatische Forschung hier noch für lange Zeit ein ergiebiges Feld besitzt und auch mit der Hebung des Formenschatzes wird man noch lange fortfahren können, ohne ein Ende zu finden. *(R. Kögel.)*

KEROLITH ist ein derbes, sprödes, meist grünliches Mineral, nach seiner chemischen Zusammensetzung zum Seifenstein gehörig, also wasserhaltiges Thonerde-Magnesia-Silicat. *(E. Geinitz.)*

KERONA, eine Gattung der Infusionsthiere. Der Name hat eine eigenthümliche Geschichte. Nachdem er zuerst von O. F. Müller für drei Formen von Infusorien aufgestellt worden war, beschränkte Ehrenberg denselben 1830 auf Kerona pustulata *O. F. M.*, während er auf die beiden andern Arten, Kerona mytilus und histrio die neue Gattung Stylonychia gründete. Später ergab sich auch Kerona pustulata als eine Stylonychia. Dieser Name war demnach überflüssig und hätte für alle drei Arten der Müller'sche Name wieder angenommen werden müssen. Ehrenberg übertrug ihn aber, als vermeintlich freigeworden, auf eine von O. F. Müller zur Gattung Cyclidium gezogene Form, welche auf dem Süßwasser-Armpolypen lebte, und nannte dieselbe nun Kerona polyporum. Diese Bezeichnung hat sich durch Verjährung Geltung verschafft und dürfte eine auf der strengen Durchführung des Prioritätsprincips fußende Aenderung nur Verwirrung erzeugen. Die eine einzige Art umfassende Gattung gehört zu der schon von Ehrenberg charakterisirten Familie der Oxytrichien unter den hypotreichen Infusorien und wird von Fr. Stein in folgender Diagnose gekennzeichnet: „Körper formbeständig, nierenförmig, nach hinten zugespitzt, ohne eigentliche Stirn- und Afterwimpern, mit sechs schrägen bogenförmigen Reihen kurzborstiger Bauchwimpern, welche sich theils über die vordern, theils über die hintern Körpertheile ausbreiten." Die Art lebt auf den Arten der Gattung Hydra. *(J. Victor Carus.)*

KERPEN ist ein preußischer Flecken in der Rheinprovinz, Regierungsbezirk Köln, Kreis Bergheim, unweit der Erft an der Nassel gelegen, 7 Kilom. südlich vom Bahnhofe Horrem, in 88 Met. Höhe. Der Ort hat ein Postamt, ein Friedensgericht, seit 1864 ein Progymnasium, seit 1866 eine höhere Bürgerschule. Ihm gehören 1660 Hekt. Acker und ausgedehnte Wiesen. Die 3011 Bewohner, von denen 1429 männlichen und 1582 weiblichen Geschlechts sind, leben in 606 Wohnhäusern mit 636 Haushaltungen. Von ihnen waren 1871: 39 Evangelische, 2870 Katholiken und 128 Juden. 141 konnten nicht lesen und schreiben. Ehemals war es eine reichsunmittelbare Grafschaft, zu welcher im Nordosten auch Möderath gehörte. *(G. A. von Klöden.)*

KERRIA, eine von Decandolle zu Ehren des englischen Botanikers Bellenden-Ker benannte Gattung Rosaceen. Die hierzu gehörige Art war zwar schon lange vor Decandolle bekannt, aber immer zu andern Gattungen gestellt worden. Linné rechnete sie zu Rubus (R. japonicus) und brachte sie demzufolge in die 12. Klasse, Thunberg hielt sie für eine Art der Gattung Corchorus, Cambessèdes vereinigte sie mit Spiraea, bis Decandolle aus ihr eine eigene Gattung machte, welche von den verwandten Gattungen durch folgende Merkmale unterschieden wird: die Röhre des stehen bleibenden Kelchs ist kurz, halbkugelig, die Kelchzipfel sind dagegen ziemlich

groß, abstehend, gesägt. Die fünf Blumenblätter sind länglich oder rundlich, kurz benagelt. Die zahlreichen Staubgefäße stehen in vielen Reihen, ihre Fäden sind fadenförmig, frei, gewunden. Die Scheibe überzieht die Innenseite der Kelchröhre. Die 5.—8. Karpelle sind vom Kelchgrunde eingeschlossen, frei, länglich oder kugelig, ganz kahl, die Griffel kahl, aufrecht, an der Spitze abgestutzt und mit der Narbe versehen. Es ist nur Ein Eichen vorhanden.

Die Gattung umfaßt nur Eine Art (Kerria japonica *Decandolle*), welche eigentlich in Japan einheimisch ist, aber nach Siebold und Zaccarini dort nirgends wild angetroffen wurde, obwol sie dort wie im nördlichen China vielfach cultivirt wird. Seit einer Reihe von Jahren ist dieser Ziersträuch auch in Deutschland sehr beliebt und häufig angepflanzt, und unter dem Namen Goldnessel oder Goldröschen bekannt. Er besitzt ruthenförmige Zweige, gestielte, eiförmig-lanzettliche, lang zugespitzte, gesägte Blätter und eine schöne goldgelbe, bei der wilden Form nur aus fünf Blumenblättern bestehende, im cultivirten Zustande aber meist gefüllte Blumenkrone. (*A. Garcke.*)

KERRY, irische Grafschaft, liegt im Südwesten der Provinz Munster, grenzt im Norden an den Shannon, im Osten an die Grafschaften Limerick und Cork, im Süden an die Grafschaft Cork und Kenmare-Bai, im Westen an den Atlantischen Ocean, erstreckt sich 55 engl. Meilen in der größten Länge und 41½ engl. Meilen in der größten Breite. Der Flächeninhalt beträgt 1,186,126 Acres. Davon sind 414,614 Acres urbares, 726,775 uncultivirtes Land, 807 Stadt- und Dorfgrund, 32,701 Acres Frischwasser-Fläche.

Bodengestaltung. Der nördliche Theil der Grafschaft ist offenes Gefilde. Dieser Theil umfaßt den großen Torfmoorbezirk Cashen. Nur die niedrigen Hügel Doon, Knockmore nud einige andere kleine Anhöhen unterbrechen diese weite Fläche. Die Ebene von Ardfert nimmt 16 engl. □Meilen im Norden der Tralee-Bai ein. Im Osten zieht das Clanruddery-Gebirge 7½ engl. Meilen von Norden nach Süden in beträchtlicher Breite. Die Stacks, ein niedriger Bergzug, setzt aus vom Tralee-Hafen, berandet die Ardfert-Ebene im Osten und streicht nordöstlich zu den Quellen des Foyle. Die höchsten Gipfel dieser Züge sind Knockacur, Knockmadirive, Mount Eagle Loyal, Knockmagossy, Knockmanaghan, Knockfreaghan, Knockbrack, Knockgnagh. Von Castlemaine-Hafen nach Osten bis zu den Quellen des Maine und des Brown Flesk erstreckt sich ein weites, ebenes Gefilde, welches den ergiebigsten Boden der Grafschaft enthält. Weiter nach Westen erhebt sich die steile und rauhe Slievmish-Kette, 3¼ engl. Meilen westlich von Castle-Island, setzt sich nach Osten fort und scheidet die Dingle- und Tralee-Bai vom untern Maine-Thale. Die beträchtlichste Höhe in dieser Kette erreichte der Cahircontree und der Bantregaun, letzterer ist 2784 Fuß hoch. Den nördlichen halbinselförmigen Theil der Grafschaft durchsetzt eine Kette steiler Berge, von denen die beträchtlichsten sind Ballyvalder, Cappaliefheihy, Croskerdagh, Connor und Sugarloaf. Im Norden der Halbinsel erhebt der Brandon sich zu 3126 Fuß. Südwärts bis Castle-Island und Killarney erstreckt sich wieder ebenes Gefilde und dann folgt das südliche Hochland der Grafschaft, welches den südlichen halbinselförmigen Theil einnimmt. Die beträchtlichsten Gipfel sind hier Mangerton mit dem Glancorough, dem Glen of the horse und the Devil's Punch Bowl, der Zug der Macgillicuddy's Reeks mit dem Carran Tuo 3414 Fuß hoch, der höchsten Spitze in Irland.

Die Küste hat viele tiefe Einschnitte und deshalb eine außerordentlich große Länge. Sie steht meistens hoch und jäh an und ist mit steilen Klippen besetzt. Im Norden befindet sich Tarbert Bai mit vortrefflichem Ankergrund und der Landspitze Ardmore-Point und Ardmore Bai; daneben ist Crockeen-Point und Carrigafoyle-Insel. Bei Beal-Point ist die Mündung des Flusses Cashel mit Hafen. An der Mündung des Shannon steht Kerry-Head, ein mächtiges Portal, 710 Fuß hoch, 8 engl. Meilen nordwestlich von Ardfert. Daneben ist Ballyheige-Bai, zu offen für eine sichere Rhede. Hier senkt sich die bisher hohe Küste zu einem sanft abfallenden Strande und bleibt so bis Brandon-Bai. Die Tralee-Bai, von welcher ein Kanal zur Stadt Tralee führt, ist ein gut geschützter Hafen mit 2—3 Faden Wasser. Die Fenit-Insel liegt ihr an der Nordseite vor. Brandon-Berg nimmt eine Halbinsel zwischen Smerwick-Hafen im Westen und Brandon-Bai im Osten ein, ist 3126 Fuß hoch. Brandon-Head, ein Absatz des Berges, 4 engl. Meilen nordöstlich von dessen Gipfel, beschirmt die Baieinfahrt an der Westseite. Brandon-Bai hat guten Ankergrund, ist 4 engl. Meilen breit an der Einfahrt und dringt 3 engl. Meilen weit landeinwärts. Sie beschreibt im Umfange einen Halbkreis mit einem eckigen Zusatze im Südwesten und ist von Tralee-Bai nur durch eine schmale Halbinsel getrennt. Am Westufer der Bai liegt das Fischerdorf Brandon, eine Küstenwachtstation. Smerwick-Hafen befindet sich zwischen Ballydavid-Head und Dumourlien-Head und hat guten Ankergrund. Im Süden von Brandon-Bai tritt die Küste wieder hoch und schroff auf. Dann folgen die Halbinsel Corkaguiney mit Ferriter's Cove, die Blasquet-Inseln und Dunmore-Head und dann Dingle-Bai, 14½ engl. Meilen breit an der Einfahrt zwischen Dunmore-Head im Norden und Brea-Head im Süden und 21 Meilen lang landeinwärts bei allmählich bis auf 6 engl. Meilen abnehmender Breite. Dingle-Bai enthält Ventry-, Dingle- und Castlemaine-Hafen. Letzterer liegt an der Spitze der Bai und an der Mündung des Flusses Maine. Auch der Lane mündet in Dingle-Bai. Die Bai hat werthvolle Fischerei.

Valentia-Hafen ist nicht eine Bai, sondern ein Kanal oder Meeresarm, welcher die Insel Valentia vom Hauptlande trennt, ist jedoch eine vortreffliche, sichere Ankerstelle. Die Lamb-Insel beschirmt die nördliche Einfahrt. Die Valentia-Insel ist 5 engl. Meilen lang, 2½ breit; Bray-Head, ein Felsenberg am westlichen Ende der Insel, beschirmt die südliche Einfahrt des Hafens. Vom Ocean 628 Fuß steil emporragend, ist er eins der großartigsten der an großartigen Vorgebirgen reichen Küste

ry's. Die Fohilly-Berge im nordwestlichen Ende der el sind 1886 Fuß hoch. Das Dorf Valentia am östlichen Ende der Insel hat Brüche von vorzüglichem iefer, beträchtliche Fischerei, auch Ausfuhr von Ge- e und Butter. Die Insel wurde während Crom- 's Protectorat von den Spaniern besetzt; Cromwell's ppen vertrieben sie aber und errichteten hier zwei Forts, an der nördlichen und eins an der südlichen Einfahrt Hafens. Valentia hat neuerdings große Wichtigkeit ngt, weil von hier aus 1865 das transatlantische Tele- henkabel gelegt wurde.

Weiter nach Süden finden wir Finan's-Bai und linaskelligs-Bai, die von vielen kleinen Eilanden er- sind, und dann kommt an der Südgrenze der Graf- ft Kenmare-Bai, im Lande wegen ihres flußartigen laufs gemeiniglich Kenmare-River genannt. Die Bai $18^1/_2$ engl. Meilen weit landein, die Breite beträgt an Einfahrt zwischen Lamb's Head und Cod's Head $5^1/_2$ l. Meilen, verengert sich dann bis auf eine Meile und dann weiter mehrere Erweiterungen und Verengerungen. enthält die Inseln Two Head, Roßmore und Dun- n und endet bei der Stadt Kenmare. Große Boote n bis zur Roughty-Brücke an der Endspitze der Bai uf. Die Bai ist rings von hohem Gebirge umzogen.

Unter den der Küste anliegenden Inseln sind die zten: Carrigafoyle an der Westseite der Ballylong- -Bai zwischen Ballybrigue-Bai und Tralee-Bai, die squet-Inseln, gegenüber dem Ende der Halbinsel Corka- ney, Valentia und Lamb-Island in der Valentia-Bai, fin an der Nordwestseite von St.-Finan's-Bai, die llig-Klippen südwestlich von Bolus Head, Hog-Insel Scara südlich von der Einfahrt der Ballinaskelligs- , Two Head, Roßmore und Dunkerin in Ken- e-Bai.

Flüsse und Seen. Der Cashen entsteht aus den hen Geale, Feale und Brick, fließt nordwestlich zum er. Der Maine entspringt in zwei Bächen an beiden ten des Knockanadirive, fließt südwestlich und mündet Castlemaine in die Dingle-Bai. Der Brown Flesk pringt am Mount Eagle Loyal und mündet in den ine. Der Flesk entspringt in der Grafschaft Cork, t westlich und westnordwestlich zum untern Killarney- . Der Deanagh entspringt nördlich des Magonihy mündet in den untern Killarney-See. Der Laune ein Ausfluß des untern Killarney-Sees, fließt nord- lich und mündet bei Castlemaine in die Dingle-Bai. Carra mündet in die obere Dingle-Bai. Der Fartin Ferta fließt westsüdwestlich zum Valentia-Hafen. Owencreagh fließt südlich zum Flesk. — Der amara entspringt an der Nordseite des Gwerbane fließt südwestlich durch die Seen Derryana und Cur- e zur Ostküste der Ballinskelligs-Bai. Der Sneem Blackwater, der Finchy fließen nach der Westküste Kenmare-Bai. Der Roughty fließt südwestlich zur itze der Kenmare-Bai. Die Killarney-See (s. d.), der rane-See an der Küste der Baronie Iveragh, die beiden ra-Seen, welche den Killarney-Seen an malerischen zen kaum nachstehen im Westen der Baronie Dunferry, der Derryane und der Lannan im Becken des Cunamara, der Devils Punch Bowle auf dem Gipfel des Manger- ton, eine Menge anderer kleiner Seen und Lachen tragen wesentlich bei zu der hohen landschaftlichen Schönheit, welche Kerry auszeichnet.

Mineralquellen sind Killarney-Spa bei der Stadt Killarney, Iveragh-Spa am Strande des Valentia-Hafens, Dingle-Spa, Castlemaine-Spa, Tralee-Spa.

Gestein. In den Gebirgsgegenden herrschen rothe und graue Conglomerate und Sandstein vor, auf welchen Kieselsteine liegen. Die Thäler des Feale, Maine und Roughty sind hauptsächlich Kalksteinbezirke. Von Ard- fert bis Kerry-Head erstreckt sich thonartiger Sandstein, dann folgt wieder Kalkstein, bei Ballybunian Schiefer mit Alaun. Der große Munster Steinkohlenbezirk streicht von Tralee bis an die Ostgrenze der Grafschaft.

Kerry hatte ehedem beträchtlichen Eisenbergbau, Kil- larney besaß große Hüttenwerke. Allein der Bergbau ist in Kerry gänzlich abgekommen. Bei Mackroß und auf Roß-Island ist Kupfer gefördert worden bei Killray, auch Kenmare hat bauwürdiges Kupfer. Auf der Va- lentia-Insel wird vorzüglicher Dachschiefer gebrochen und ausgeführt. Bei Bush wird Triepel gefunden. Castle- Island liefert den irischen Schiefer (Lapis Hibernicus, „Kerrystones“). Man findet einen harten Krystall bei Ballyheige, Amethyste bei Kerry-Head, schöne Kiesel an mehrern Stellen.

Das Klima ist feucht. Die Küste ist häufigen Stür- men ausgesetzt. Im Binnenlande ist das Klima mild und warm, daher der Pflanzenwuchs überaus üppig. Die Flora enthält mehrere Pflanzen, die sonst in derselben Breite nicht im Freien vorkommen, wie Pinguicola grandiflora, Arbutus (Erdbeerbaum), dessen reiches, mildgrünes Laub die Schönheit der Waldung sehr erhöht, namentlich ein wesentlicher Theil der Reize der Killarneyseeufer ist, u. a. In den Holzungen herrschen Eschen und Eichen vor.

Wildgeflügel. Der wilde Schwan wird mitunter in Corkaguiney gesehen. Das Gebirge schwärmt von Birk- hühnern, die Küste von Seevögeln. Den Blasquet-Inseln ist der Gourder (Hortulanus Hibernicus) eigenthümlich. Er ist von der Größe des Sperlings, hat Schwimmfüße und wird für eine große Delicatesse gehalten.

Brennstoff. Die Grafschaft besitzt einen reichlichen und sehr vortrefflichen Brennstoff in dem Torfe der großen Moore. Die tiefen Thäler im Süden bestehen zum großen Theil aus Torfmoor. Der Torfmoor (bog) nimmt in Kerry 171,054 Acres ein. Eine Art Torf, der Meagh Bone (fetter Torf) brennt wie eine Wachskerze und wird von ärmeren Leuten auch mehr zum Leuchten als zum Brennen benutzt.

Landwirthschaft. Der im ganzen noch sehr zurück- gebliebene Ackerbau ist neuerdings von den auf den Gütern des Lords Headly, des Marquis von Lansdowne u. a. ein- geführten Verbesserungen merklich beeinflußt worden. Ein großer Theil des Landes liegt in Weide. Der fette Lehm- boden der mittlern Lande eignet sich vorzüglich für Futterkraut und Milchwirthschaft, welche auf den größeren Pächtereien vornehmlich betrieben wird. Das Kerry-Rind

ist klein, jedoch schlank gebaut und leicht gemästet. Die Kühe sind in allen Theilen Irlands sehr beliebte Milcher. Das Kerry-Pony ist klein und kein besonders gutes Zugpferd. Das Pferd sonstiger Rasse ist schlank gebaut und schnell, aber nicht stark. Schweine, Schafe und besonders Ziegen werden in großer Menge gezüchtet. Kartoffeln, Weizen, Hafer, Gerste, Futterkraut, Mangelwurzel, Flachs werden meistens angebaut. Seit der großen Hungersnoth von 1846 sind viele kleine Pächtereien weggeräumt und anstatt deren große Viehzucht- und Milchwirthschaften größtentheils in der Pacht von Engländern und Schotten eingerichtet worden. Die Wohnungen der einheimischen untern Landbevölkerung sind meistens noch kleine ärmliche Hütten. Die Fischerei an den Küsten ist von Bedeutung.

Eintheilung. Die Grafschaft gehört zur irischen Provinz Munster und enthält 8 Baronien, nämlich Iraghticonnor im Nordosten, Clanmaurice im Nordwesten, Corkaguiney, Iveragh im Westen, Dankerries im Südwesten, Glanerought im Süden, Magunihy, Trighannaceny in der Mitte. Diese Baronien enthalten 87 Kirchspiele. Die Städte sind Tralee, Killarney, Dingle, Listowel, Cahirsiveen, Castle-Island, Ardfert, Ballylongford, Tarbert. Hauptort ist Tralee, wo die Assisen gehalten werden. Nach der Armeeabtheilung gehört Kerry zum Militärbezirk Cork.

Die Hauptlandstraße läuft von Tralee nach Abbey O'Dorney, Ardfert, Lixna, Ballybunian, Listowel, Tarbert, Kilgillin, Dingle, Dunmore Head, Castlemaine, Killorglin, Glinik, Cahirsiveen, Valentia, Killarney.

Ausfuhr. Stapelartikel sind Butter, Hafer und Fische.

Bevölkerung. Die Grafschaft hatte 1871: 196,014 Einwohner, 1841: 293,880, 1851: 238,239. 61 Procent der Einwohner sprechen Irisch.

Geschichtliches. Die Grafschaft Kerry wurde im J. 1210 von König Johann von England abgemarkt und gegründet. Sie hat ihren Namen Kerry von Cair rieght, Reich des Cair, eines Sohnes des Königs Fergus von Ulster. Ptolemäus nennt als Einwohner dieser Gegend die Invernii.

Vor Ankunft der Engländer gehörte Kerry zum Königreich Desmond, welches die Mac Carthy beherrschten. Der nördliche Theil von Kerry war im Besitze der O'Connor, der mittlere in dem der Moriarty, der südliche in dem der O'Donnoghon.

Raymond le Gros, ein englischer abenteuernder Ritter, verbündete sich mit König Dermod Mac Carthy und half ihm die Rebellion seines Sohnes Cormac unterdrücken. Er erhielt für diesen Dienst die Verwilligung ausgedehnter Ländereien im Norden von Kerry, wo er 1177 seinen Sohn Maurice sich ansiedeln ließ. Maurice erlangte eine solche Macht, daß die damalige Landschaft Lixnaw, so benannt nach dem alten Stamme der Luceni, fortan Clanmaurice genannt wurde. Im J. 1329 wurde Maurice Fitzgerald, Großenkel des ersten Lords Kerry, zum Earl von Desmond erhoben, und es wurde der südliche Theil der Grafschaft Kerry mit einem Theile der Grafschaft Cork, welcher sich bis an die Mündung des Blackwater erstreckte, zu einer Pfalzgrafschaft vereinigt, welche dem Grafen von Desmond verliehen wurde. Die Grafen von Desmond erlangten eine Autorität, die nahe an Souveränetät grenzte. Nach der Verurtheilung des Gerald, sechszehnten und letzten Grafen von Desmond, wurden die Länder der Grafen von Desmond für verwirkt erklärt und ihr Besitz vertheilte sich unter Sir William Herbert, Herrn Charles Herbert, Sir William Browne, Sir Edward Denny, Kapitän Conway, Herrn John Holly. Beim Ausbruch der Insurrection von 1641 nahmen die eingeborenen Iren Tralee, erlangten Besitz eines großen Theils der Grafschaft Kerry und behaupteten dieselbe, bis Ludlow, Cromwell's Feldhauptmann, sie besiegte, worauf dann weiter ausgedehnte Confiscationen irischer Lande in Kerry stattfanden. Einer der neuen Grundherren war Sir William Petty, welcher die Kenmare-Eisenwerke gründete, die so lange bestanden, als die Umgegend Brennstoff liefern konnte. Die Güter des Sir William Petty, wie die der Fitzmaurice, sind gegenwärtig im Besitze des Marquis von Lansdowne, welcher danach den Titel des Grafen von Kenmare führt und der größte Grundherr in Kerry ist.

(W. Bentheim.)

KERSANTIT, KERSANTON heißt ein in der Bretagne, den Vogesen und an einigen andern Stellen auftretendes Eruptivgestein, welches zur Gruppe der Diorite gehört. Es wird stellenweise als Baustein benutzt (s. Zirkel, Die Zusammensetzung des Kersantit. Leipzig 1875). *(E. Geinitz.)*

KERTSCH, Kreisstadt auf der den östlichen Theil der Krim (Russ. Gouvernement Taurien) bildenden Halbinsel, an der das Asowsche und Schwarze Meer miteinander verbindenden Straße von Kertsch, unter dem 45°, 21′ nördl. Br. und 54°, 9′ östl. L., 226 Kilom. nordöstlich von Simferopol, liegt amphitheatralisch am Fuße des Mithridatesberges und bildet mit der nahen Stadt Jenikale und einigen andern Ansiedelungen einen besondern administrativen Bezirk unter einem Stadthauptmann. Die Geschichte von Kertsch läßt sich im Alterthume bis zur Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. verfolgen. An der Stelle der jetzigen Stadt hatten die Einwohner Milets mitten unter den Scythen eine Colonie namens Pantikapäon gegründet, die nach und nach eine gewisse Handelsbedeutung erlangte, anfangs eine demokratische Verfassung hatte, dann aber die Hauptstadt des Bosporanischen Reiches wurde, das seinen Namen von dem Kimmerischen Bosporus, der jetzigen Straße von Kertsch, erhalten hatte. Die ersten Fürsten sollen scythischer Herkunft gewesen sein. Im J. 100 v. Chr. wurden die Bosporaner dem berühmten pontischen Könige Mithridates tributpflichtig; in der Folge aber erklärte sich der Sohn desselben, Pharnaces, in offener Empörung gegen seinen Vater zum Herrn des Bosporus und wurde der Gründer einer neuen Dynastie bosporanischer Herrscher, die bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. dauerte. Während der großen Völkerwanderung wurde das Bosporanische Reich zerstört und von dieser Zeit an ist die Geschichte der früheren Hauptstadt desselben in

Dunkel gehüllt. Die Stadt gehörte damals zum oströmischen Reiche, doch gerieth sie in völligen Verfall infolge der Ueberfälle der von Osten einbrechenden Völkerstämme, wie z. B. der Chazaren, die sich im 7. Jahrh. in Taurien festsetzten. Vom 11. Jahrhundert an wurde der alte Bosporus den Russen unter dem Namen Kertschew bekannt. Im 13. Jahrh. ließen sich die Tataren in Taurien nieder, traten aber 1318 die Handelsplätze an der Küste an die Genuesen ab, weil dieselben für sie keine Bedeutung hatten. Letztere gaben der Stadt Kertsch den Namen Tscherkio; doch schon am Ende des 15. Jahrh. fiel Kertsch in die Hände der Türken und wurde einer ihrer Kriegshäfen, der seit dem Ende des 17. Jahrh. eine große Bedeutung gewann, als die Seekriege der Türken mit den Russen begannen. Im J. 1771 gelangte eine Heeresabtheilung des russ. Generals Fürsten Dolgorukow, die gegen die Krim expedirt war, über die Arbatsche Landzunge nach Kertsch und nahm die Stadt ein; drei Jahre später wurde Kertsch durch den Friedensvertrag von Kutschuk-Kainardschi zusammen mit Jenikale an die Russen abgetreten und wurde eine ihrer ersten Besitzungen in der Krim und der Ausgangspunkt ihrer späteren militärischen Operationen gegen die Tataren. Bald darauf wurden auf den Rath des Grafen Orlow viele Familien archipelagischer Griechen in Kertsch und Jenikale angesiedelt und denselben große Privilegien verliehen, so unter andern, daß Angehörige einer andern Nation sich hier nicht ansiedeln durften. Da aber die Griechen sich nicht mit der Cultur des ihnen überwiesenen Landes beschäftigten, so wurde 1830 dies Privilegium wieder aufgehoben und Colonisten aus Rumänien, Bulgarien u. s. w. und Saporoger Kosaken hier angesiedelt. Anfangs hatte Kertsch die glänzende Aussicht, eins der Hauptcentren für den südrussischen Handel zu werden, doch mit der Eröffnung der Häfen von Odessa und Taganrog blieb der Hafen von Kertsch ganz unbenutzt. Im J. 1820 wurde die Festung aufgehoben, im J. 1821 der Hafen von Kertsch eröffnet und zu gleicher Zeit auch die Kertsch-Jenikalische Stadthauptmannschaft eingerichtet. Hierauf wurde eine neue geräumige Quarantäne als Centralstelle für die Schiffahrt auf dem Asowschen Meere angelegt und von dieser Zeit an nahm auch der Handel von Kertsch einen immer größeren Aufschwung. Am 25. Mai 1855 wurde Kertsch von den Engländern und Franzosen besetzt, 11.—14. Juni geplündert und verwüstet, sodaß nach dem Abzuge derselben von 1562 Häusern, die damals in Kertsch waren, nur noch 380 in bewohnbarem Zustande blieben. Besonders hatte das auf dem Mithridatesberge stehende Museum gelitten, das nach dem Muster des alten atheniſchen Theseus-Tempels erbaut war. Die jetzige Stadt Kertsch, zu der eine mohammedanische Vorstadt gehört, hat 22,449 Einwohner, drei griechische, eine katholische Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, ein Fräuleinstift, ein Museum für Alterthümer (gegründet 1825), einen öffentlichen Garten, eine Bibliothek, 200 Kaufläden, eine Quarantäne und einen sichern geräumigen Hafen zwischen dem Vorgebirge Akburnu und Jenikale. Die Tiefe desselben beträgt an seinem Ende 19 Fuß, in der Mitte 12 Fuß. Der Boden des Hafens besteht überall aus mit Seegras vermischtem Schlamm. Das Ufer ist größtentheils sandig; am nördlichen Ufer erhebt sich ein steiles Vorgebirge, westlich hinter der Stadt der Berg Mithridates. Gerade der griechischen Kirche gegenüber sind nach Osten zu die Ueberreste einer alten Mole im Meere sichtbar, die jetzt fast ganz mit Wasser bedeckt ist. Kertsch treibt einen ziemlich bedeutenden Handel mit dem Auslande. Jährlich werden Waaren für circa 930,000 Rubel ausgeführt und für 381,000 Rubel eingeführt. Die Hauptgegenstände des Exports sind Weizen, Wolle, Leder, Fische, Kaviar und Salz; des Imports: Wein, Früchte, Holz, Oel, Kaffee und Taback. Wichtiger jedoch für die Stadt ist der Fischfang auf dem Asowschen Meere, sowie der Handel mit dem aus den benachbarten Salzseen gewonnenen Salze (2 Millionen Pud jährlich) und vortrefflichen Bausteinen, die in den zu Kertsch gehörigen Steinbrüchen bei den Sloboden Adschimuskai und Bulganaki gebrochen und in großer Menge, besonders nach Kaukasien, ausgeführt werden, wo ganze Städte, wie z. B. Anapa und Noworossisk, aus denselben erbaut sind. Fische, besonders Fettheringe, werden in den Gewässern der Stadthauptmannschaft in ungeheuern Massen gefangen und nicht nur nach Neurußland, sondern auch nach den Gouvernements Charkow, Pultawa, Kiew, Tschernigow, Kursk und Orel exportirt. Ebenso bedeutend ist der Fang von Rothfischen, wie des Störs, des Sternhausens und des Hausens, aus denen ein vortefflicher Kaviar gewonnen wird. Der Fisch selbst wird in Stücke zerschnitten, gedörrt und unter dem Namen „Balyk“ in die entferntesten Provinzen Rußlands versandt, mit welchem Geschäft sich vorzugsweise die Griechen in Jenikale beschäftigen. Das Gebiet der Kertscher Stadthauptmannschaft ist auch in archäologischer Hinsicht merkwürdig. Zahlreiche Grabhügel (Kurgani), die innen ausgemauert sind, enthalten viele Gegenstände aus dem alten bosporanischen Reiche. Das Vorhandensein dieser Alterthümer war schon längst bekannt, doch erst im J. 1825 begannen die Ausgrabungen unter der Leitung Blaramberg's. In vier Kurganen wurden goldene Grabkränze, Ohrringe, Armbänder, Ringe u. s. w. gefunden und dieser Umstand gab die Veranlassung zur Gründung des Kertsch-Museums. Im J. 1830 wurde in dem Kurgan Kul-Oba (auf Tatarisch: der Aschen-Kurgan), 7 Kilom. von Kertsch auf dem Wege nach Feodosia, ein steinernes Grabmal ägyptischer Bauart entdeckt, in dem sich die Skelette eines der bosporanischen Herrscher vor-Mithridatischer Zeit und seiner Gemahlin vorfanden, die in einem prächtigen, aus Cypressenholz verfertigten und mit vielen goldenen Zierathen geschmückten Sarkophage lagen. Der Fürst war zusammen mit seinem Pferde beerdigt und zwar in voller Rüstung, zu der auch ein goldener Schild gehörte. Neben ihm lagen Trinkgeschirre und musikalische Instrumente. Das Gewicht sämmtlicher in diesem Grabhügel aufgefundenen goldenen Geräthschaften belief sich auf 3 Pud. In

der Nacht, die dem Tage der Eröffnung des Grabhügels folgte, wurde ein Theil dieser Gegenstände gestohlen und erst im J. 1859 gelang es der russ. Regierung, durch Kauf einige davon zurückzuerhalten. Im J. 1832 wurde der nordwestlich vom Kurgan Kul-Oba, $4^1/_2$ Kilom. weit von Kertsch gelegene Kurgan Altyn-Oba aufgegraben und in demselben ein prächtiges, steinernes Gewölbe, ebenfalls ägyptischer Bauart, entdeckt, das jedoch allem Anschein nach früher bereits ausgeplündert war. Im J. 1836 wurde in dem ebenfalls $4^1/_2$ Kilom. von Kertsch, nicht weit von der Quarantäne liegenden Zarski-Kurgan, ein ähnliches, bereits ausgeplündertes Gewölbe entdeckt, in welchem sich eine 51 Meter lange und 16 Meter breite Galerie befand. — Nach dieser Zeit hörte man mit den Ausgrabungen auf und es verbreitete sich sogar die Ansicht, daß der archäologische Boden von Kertsch erschöpft sei. Im J. 1850 jedoch wurden durch Zufall in der kertscher Vorstadt Gliniza in einem der schon früher geöffneten Kurgane zwei wohlerhaltene Marmorstatuen gefunden. Nach dem Krimkriege wurden die Nachgrabungen wieder aufgenommen und 1858 im Kurgan auf der Pawlowschen Batterie ein steinernes Grabmal mit einem Sarge aus Cypressenholz gefunden, in dem sich eine thönerne Vase und viele goldene Geräthschaften befanden. Im J. 1859 wurden an verschiedenen Orten 58 Kurgane bloßgelegt, in welchen hölzerne Sarkophage, sowie viele goldene Geräthe, marmorne und thönerne Gefäße u. s. w. gefunden wurden. Die bis zum J. 1860 fortgesetzten Ausgrabungen auf dem Berge Ins-Oba ergaben ähnliche Resultate. Außer den Kurganen bei Kertsch gibt es noch Katakomben, welche nach Dubois de Monneraie einer späteren Epoche angehören und den Christen als Begräbnißorte gedient haben sollen. Endlich finden sich auch in Kertsch und in seiner Umgegend Marmortrümmer von den Gebäuden des alten Pantikapäon, die von späteren Bewohnern der Gegend zum Bau ihrer Häuser benutzt wurden. Die bedeutendsten der in Kertsch aufgefundenen Alterthümer werden in Petersburg aufbewahrt. Ein Theil der im Kertsch-Museum aufbewahrten Alterthümer wurde im Krimkriege von den Franzosen und Engländern geraubt. — Erwähnenswerth sind noch die zahlreichen kleinen Schlammvulkane, die sich in der Nähe von Kertsch befinden.

(A. von Wald.)

KERYX. Unter den in historischer Zeit so überaus zahlreichen Adelsgeschlechtern in Attika unterschied man deutlich die alten autochthonen Familien von den später infolge der dorischen Wanderung in das Land gekommenen. Wieder unter den autochthonen Geschlechtern sind die priesterlichen von den kriegerischen zu scheiden, obwol natürlich hier so wenig wie in andern Cantonen der Griechenwelt aus jenen ein bestimmter Klerus sich entwickelt hat. Unter den alteinheimischen Familien nun des attischen Kern- und Stammlandes, der Staatenbildung, die von der Burg Kekropia ausgegangen war, nahmen neben andern eine besonders glänzende Stellung ein die Keryken und Daduchen, d. h. das Geschlecht der Herolde und Fackelträger, welches uralt überlieferte Bräuche im Dienste der Demeter zu verrichten hatte. Dieses Geschlecht leitete nach der alten attischen Ueberlieferung seine Abkunft her von dem Hermes, dem Herold des Himmels, und der Aglauros oder Agraulos, der Tochter des alten attischen Landeskönigs Kekrops und dessen gleichnamiger Gattin, des Aktäos Tochter. Eine andere Version der Ueberlieferung, welche die Abkunft dieser Familie auf den eleusinischen Triptolemos zurückführen will, ist sicherlich erst seit der Ausbildung des Festes der Eleusinien und aus der Beamtung entstanden, welche das Geschlecht der Keryken bei diesem Feste einnahm. Denn die geistliche oder priesterliche Bedeutung dieses Hauses beruht in der uns bekannten historischen Zeit wesentlich auf dem Zusammenhange der Keryken mit den Eleusinien. Die Leitung und die Aufsicht der Eleusinien stand dem Archon Basileus zu, als dem ersten geistlichen Großbeamten des attischen Staates; neben diesem fungirte der (Hierophant) Oberpriester der Demeter von Eleusis (ein Amt, welches den eleusinischen Eumolpiden erblich angehörte), und nun einerseits der Daduchos oder Fackelträger, andererseits der Hierokeryx oder „heilige Herold", Aemter also, auf welche durch lange Jahrhunderte den athenischen Daduchen und Keryken das Anrecht zustand. Der Hierophant, der Daduche und der Hierokeryx leiteten auch die Weihen der in die Mysterien (zu deren Besorgung der Staat auch noch zwei Epimeleten, einen Eumolpiden und einen Keryken, wählte) Einzuweihenden, wirkten bei der mimisch-orchestischen Darstellung der Schicksale der Demeter und ihrer Tochter mit (die ein Hauptgegenstand der mystischen Feier war), und ließen zuletzt die Geweihten die heiligen Gesichte schauen. Dabei vertrat der Hierokeryx die Stelle des Hermes, der Daduche die des Helios, der Hierophant die des „ordnenden Gottes". Im übrigen hatten die andern Eumolpiden und Keryken keinen priesterlichen Beruf weiter als etwa die Theilnahme an einem Gerichte der Exegeten, welches das heilige ungeschriebene Recht aussprach, und an einem Festzuge.

In historischer Zeit war die Daduchie in den Händen der Familie Kallias-Hipponikos, und nach deren Aussterben in der der Lykomiden. Namhafte Athener aus den Familien der eigentlichen Keryken treten in der Geschichte Athens wiederholt auf; wir erinnern nur für die Zeit des Peloponnesischen Krieges an Andokides, und für die zweite Hälfte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts an den berühmten Historiker und Heerführer Dexippos. *(G. Hertzberg.)*

KERZENWEIHE (die). Im christlich-religiösen Cultus, welcher für unsere Darstellung allein in Betracht kommt, ist der Gebrauch angezündeter Kerzen, welche nur aus Bienenwachs bestanden, und zwar auf den Altären, namentlich, wie es scheint, zuerst bei der Vorlesung des Evangeliums und bei der Feier des Heiligen Abendmahls, vor Särgen in Begräbnißräumen, vor Heiligenbildern u. s. w., um einerseits freiwillige Opfergaben, andererseits das Bild Christi und seiner Jünger als der Lichter der Welt nach den Aussprüchen der Heiligen Schrift darzustellen und als Zeichen

der Freude zu dienen[1]), seit dem 4., vielleicht schon seit dem 3. Jahrhundert, zuerst wol im Morgenlande, bekannt; aber von einer Weihe als einer speciellen Ceremonie vor und bei ihrer Aufstellung und ihrem Gebrauche ist aus den früheren Zeiten nichts überliefert.

Indeß reicht diese Cultushandlung für die römisch-katholische Kirche bis tief in die älteren Zeiten hinab, wie sie später und bis jetzt in derselben ihre formelle kirchenordnungsmäßige Ausbildung im Einzelnen erhalten hat. Den ersten Platz dürfte hier die allgemeine Kerzenweihe zu Mariä Reinigung oder Lichtmeß, am 2. Febr. jedes Jahres, beanspruchen, wobei die dargebrachten Kerzen nicht blos für die Verwendung in kirchlichen Räumen, sondern auch zum häuslichen und privaten Gebrauch, z. B. als Schutz gegen Gewitter, unter vorgeschriebenen Gebeten und entsprechenden Ceremonien durch Priester geheiligt werden. Das hierbei gesprochene priesterliche Gebet enthält die Worte (lateinisch): „Herr Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, Du wahres Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt, wir bitten Dich, Du wollest diese Kerzen segnen und uns die Gnade geben, daß, wo sie angezündet werden, unsere Herzen von dem unsichtbaren Feuer und der Klarheit des Heiligen Geistes erleuchtet, von aller Blindheit der Sünde und des Lasters befreit und nach zurückgelegten dunkeln und gefahrvollen irdischen Pfaden zum ewigen Lichte zugelassen werden".[2]) Bei dem sehr ausgedehnten Gebrauche, welcher in der päpstlichen Kirche von Kerzen gemacht wird, ist die Zahl derselben in großen Kirchen und Städten für diese Ceremonie meist eine sehr bedeutende.

Mit vielem Aufwande kirchlicher Apparate vollzieht sich in der römisch-katholischen Kirche an jedem Sonnabende vor Ostern in der päpstlichen Hauptkapelle zu Rom die Einweihung der Osterkerzen oder der Osterkerze, cereus paschalis.[3]) Auch andere Kerzen finden ihre im besondern bestimmte Weihe, wie diejenigen, welche für den Taufact bestimmt sind.[4]) Einen solchen Act weist ferner der 3. Febr. am Tage des Heiligen Blasius bei der sogenannten Halsweihe auf.[5]) Als im 19. Jahrhundert Kerzen von Stearin, Paraffin und anderen Stoffen aufkamen, wurde deren kirchlich-religiöser Gebrauch, mithin auch deren Einsegnung von der Cardinals-Congregation der Riten ausdrücklich untersagt; man soll nur Kerzen von Bienenwachs verwenden.

In der orthodoxen morgenländischen Kirche, namentlich der russischen, ist die Verwendung von Kerzen mindestens ebenso umfangreich, wenn nicht noch umfangreicher als in der abendländischen, und zwar ebenfalls unter der bestimmten Vorschrift, daß als Material ausschließlich Bienenwachs genommen werden soll. Auch sind mit ihrer Ingebrauchnahme zu kirchlichen und religiösen Zwecken wie dort bestimmte Weiheacte angeordnet, für welche oft sehr große Massen auch von Privaten zu ihrem häuslichen Bedarfe zur Stelle gebracht werden. — Die lutherischen, bezw. lutherisch-evangelischen Landeskirchen haben zwar die Aufstellung und Anzündung von Kerzen, besonders für die Feier des Heiligen Abendmahls, wenn auch in weit geringerem Maße, beibehalten; aber die Kirchenagenden enthalten keine obligatorischen Weihen oder ceremoniellen Vorschriften für dieselben, wogegen Glockenweihen, Orgelweihen, Altarweihen u. s. w. meist üblich sind. — Die reformirte Kirche hat die Kerzen aus ihrem Cultus entfernt.

Zur Literatur gehören zunächst die größeren allgemeinen Werke über Kirchengeschichte, die Kirchenlexika, wie das von Aschbach, Herzog und andere, namentlich katholische; ferner im besondern die Schriften über kirchliche Archäologie, wie von Augusti, Bingham, Martene u. a. Vgl. hierüber G. B. Winer's Handbuch der theologischen Literatur, I. Bd. (Leipzig 1838, S. 606 fg.) — Außerdem zählen hierher die Werke über christlichen Cultus und dessen Symbolik, wie die von Alt, Ehrenfeuchter u. a. Vgl. hierüber G. B. Winer's oben angeführtes Handbuch I. Bd., S. 622 fg. — Weiter sind besonders zu nennen die Schriften über Liturgik mit den Codices Liturgici, worüber G. B. Winer II. Bd. 1840, S. 75 fg. nachzusehen; dazu die päpstlichen Bullen und deren Sammlungen (Bullarium Romanum); das Rituale Romanum, z. B. in der Ausgabe von 1832 und 1838 (Lyon und Paris). Vgl. hierüber G. B. Winer II. Bd., S. 278 fg.; dazu das Ergänzungsheft von 1842, S. 219 fg.. Es dürfen im Speciellen die Entscheidungen der Congregatio Rituum in Rom hinzugefügt werden. (*J. Hasemann.*)

Kesanlyk, s. Kasanlyk.

KESCH (Piz Kesch), der höchste Gipfel der Albulagruppe in den Graubündneralpen, erhebt sich 5 Kilom. nordöstl. von der Höhe des Albulapasses, 10 Kilom. nördlich von Samaden auf der Wasserscheide zwischen der Albula (Rhein) und dem Inn (Donau) zu 3422 Meter Höhe über dem Meere. Wie eine Felsenfestung mit schroffen, zackigen Mauern aus seinem Gletschergebiete aufragend, ist der Piz Kesch eine der wildesten und charakteristischsten Bergformen unter den das Ober-Engadin umschließenden Hochgebirgen. Der Felskamm, dessen höchste Erhebung er ist, bildet einen nach Norden offenen Bogen, der von der Firnmulde und den Eisfeldern des Vadret da Porchabella ausgefüllt wird. An das westliche Segment dieses Bogens, dem die höchste Spitze entsteigt, lehnt sich ein unbenanntes Gletscherchen, welches sich gegen die Alp Pischa senkt; an den Fuß des östlichen Arms schmiegt sich der Vadret d'Eschia, über welchen der rauhe Eschiapaß 3008 Meter zum Porchabellagletscher und hinab nach Val Tuors und Bergün führt. West- und Nordabfall des Piz Kesch bestehen wie der scharfgezähnte Gipfelgrat aus Gneis; am südlichen Abfalle gegen die Albulastraße und das Engadin treten Kalksteine und Schiefer des Lias und des Trias auf. Zum ersten mal wurde

1) Hieronymus, Epist. ad Ripar. und Advers. Vigil., c. 7. — Auch Chrysostomos thut ihrer Erwähnung. 2) Nach H. Merz in Herzog's Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche VII, 517 und 518, Artikel „Kerze". 3) J. A. Schmid, De cereo paschali (Helmstedt 1698). — E. F. Wernsdorf, De cereo paschali (Wittenberg 1770). 4) J. Faes, De cereis baptismatibus (Helmstedt 1712). 5) Nach Merz a. a. O. S. 518.

der Berg am 7. Sept. 1846 von dem schweizerischen Ingenieur Coaz bestiegen; seither wurde die Besteigung, obwol sie immer noch als schwierig gilt, öfters von Davos, Bergün oder Ponte aus wiederholt. *(A. Wäber.)*

KESCHAN, ein geographisch dem Mariza-Gebiete angehöriges Städtchen, liegt auf den westlichen Vorhöhen des von Wasserläufen vielfach zerklüfteten, die nordwestliche Küste des Marmora-Meeres umsäumenden Gebirgslandes, welches gewöhnlich unter dem in dieser Ausdehnung bei den Türken nicht gebräuchlichen Namen Tekir Daghy (Tekùr Daghy, das Gebirge des Christenfürsten) in die Karten eingetragen wird und in dem Bakadschak-Tepé eine Höhe von fast 900 Metern erreicht. Keschan bildet mit seiner Umgebung einen Kasa (Amts-District), welcher heutzutage (nach dem Sâlnâmeh von 1297 d. Fl.) dem Sandschak von Gallipoli untergestellt worden ist, während er sonst auch gelegentlich zu Enos gerechnet wurde. Der Ort ist vorwiegend von Türken und nur zum geringen Theil von Griechen bewohnt; gleichwol ist das Landvolk der Provinz fast rein griechisch, sodaß Keschan, wie die gleichfalls türkischen Nachbarstädte Kadikjòi und Feredschik, eine ethnographische Insel bildet. Die Gegend ist baumlos und im ganzen öde, aber, wo bebaut, fruchtbar an Obst, Wein und Cerealien; auch schützt die Gebirgslage den Ort gegen die Miasmen der Mariza-Niederung. Historisch wichtige Ereignisse knüpfen sich an Keschan nicht. In dem Namen scheint eine Erinnerung an das alte thrazische Volk der Kikonen erhalten zu sein, deren Sitze Pomponius Mela um den untern Hebrus (die Mariza) legt.[1]) — Unter osmanische Herrschaft kam der Ort schon früh. Nach dem Gülschenì-Meârif wurde er im J. 763 der Fl. (d. i. 1361 n. Chr.) von Ewrenòs Beg, dem berühmten Renegaten-Feldherrn Murad's I, also noch vor Adrianopel, erobert[2]), während gleichzeitig der andere Feldherr desselben Sultans, Hadschi-Albegi, die festen Plätze an der Mariza bis Demotica hinauf bezwang. Seit 500 Jahren gehört also Keschan der türkischen Monarchie an. Von den Stipulationen des Friedens von St.-Stefano (vom 3. März 1878) blieb Keschan, als in nicht bulgarischem Lande gelegen, unberührt. Der Ort führt auch die Namen Rus (Urus) Kjòi, d. h. Russendorf, und Dùrhâl, beide unbekannten Ursprungs.

(G. Rosen.)

KESCHO. Der nördliche Theil des Reiches Annam in Hinter-Indien, zwischen 17° 34′ und 23° 15′ nördl. Br., welcher nach Norden an die chinesischen Provinzen Kwang-Tung, Kwang-bsi und Jün nan, nach Osten an das Chinesische Meer, nach Süden an das eigentliche Annam, an das westliche, unter Kotschinschin, Siam und Barma getheilte Land der Laos grenzt, heißt Tong-king, d. h. östlicher Hof, zum Unterschied von Hsi-king, d. h. westlicher Hof, womit Kotschinschin bezeichnet wird, eine ähnliche Unterscheidung wie in China zwischen Pe-king und Nanking, d. h. nördlicher und südlicher Hof. Im J. 679 war diese chinesische Provinz, aus Tonking und Kotschinschin bestehend, unter dem Namen Ngan-nan, d. h. friedlicher Süden, ein chinesisches Besitzthum des Kaisers Tang. In der annamitischen Sprache heißt es Tongking Dang-ngoái, d. h. Ausgangsstraße, und Kotschinschin Dang-trong, d. h. Eingangsstraße; denn nach Süden gehen heißt „eintreten", nach Norden gehen aber „hinausgehen". — Die Hauptstadt von Tongking heißt Há-nôi, auch Kescho d. h. Hier-Markt, Markt von Tong-king; auch andere Städte können Ke-scho heißen, aber Há-nôi ist das Ke-scho *κατ' ἐξοχήν*. Es liegt am rechten Ufer des Songkoi und war die fürstliche Residenz, als Tongking ein unabhängiges Land war. Die Zahl der Einwohner wird auf 250,000 geschätzt, wovon 2000 Chinesen sein mögen. Die Straßen sind breit und viele derselben werden durch Thore geschlossen. Eine ausgedehnte Citadelle vertheidigt die Stadt, von französischen Ingenieuren unter der Regierung Gia-laong's, welcher 1802 Tongking eroberte, angelegt. Nach Millot lebt man in Há-nôi billig; 1,5 Pikul Reis kostet einen Dollar (4 Mark), ebensoviel 12 Hühner, eine Gans 20 bis 30 Cent.; es gibt auch Bananen, Ananas, Orangen, Limonen und Aepfel; auf den fruchtbaren Feldern baut man Zuckerrohr, Mais, Reis und Maulbeeren. Der Preis eines Ochsen ist etwa 40 Mark, der eines Kalbes oder einer Ziege 8 bis 12 Mark, der eines Schweines 28 bis 32 Mark. Der Strom ist überaus reich an Fischen. Den Handel haben die chinesischen Kaufleute in Händen. *(G. A. von Klöden.)*

Kesrie, türk. Stadt, s. Kastoria.

KESSEL (van), holländische Künstlerfamilie. Zuerst wird Hieronym van Kessel genannt, der eine Tochter des Jan Brueghel zur Frau hatte. Er besuchte um 1606 Frankreich und Deutschland, namentlich Frankfurt und Augsburg; in letzterer Stadt malte er mehrere Glieder der Familie Fugger. Im J. 1609 malte er in Straßburg den Bischof Erzherzog Leopold (gestochen von R. Sadeler jun.), 1615 wird er in Köln in die Malergilde aufgenommen und war daselbst noch 1620 thätig. Bald darauf muß er nach Antwerpen übergesiedelt sein, wo ihm 1626 Jan van Kessel (sen.) geboren wurde. Dieser war ein tüchtiger Landschafts-, Thier- und Blumenmaler; in letzterer Kunstform war er offenbar von seinem Großvater Jan Breughel (Sammt-Breughel) beeinflußt. Seine Bilder mit Blumen, Vögeln, Insekten, Seemuscheln, meist in kleinem Format, wurden sehr geschätzt. Ein besonderer Verehrer seiner Kunst war König Philipp IV. von Spanien, der viele seiner Bilder kaufte und schließlich den Künstler an seinen Hof berief. Kessel folgte dem Rufe und wurde daselbst als Hofmaler der Königin angestellt. Hier malte er auch Bildnisse und suchte hierin die Malweise van Dyck's nachzuahmen. Er kehrte später nach Antwerpen zurück und starb da; sein Todesjahr ist nicht bekannt, im J. 1661 war er noch am Leben. Das Schicksal seiner Bilder in Spanien ist unbekannt; ein-

1) Pomp. M. II. 2 circa Hebrum Cicones, trans eundem Doriscos. Wenn des Gegensatzes zu trans wegen dort circa citra gelesen werden soll, so paßt Keschan zu den Wohnsitzen der Kikonen noch besser, denn Pomponius kommt vom Oberlaufe und geht westwärts. 2) Die ausdrückliche Erwähnung dieser Eroberung bei den türkischen Geschichtschreibern beweist, daß Keschan damals ein festes Schloß hatte.

zelne findet man in deutschen Sammlungen, so in Braunschweig, Dresden. Dessen Sohn erbte von ihm viele Zeichnungen, Studien nach der Natur. Dieser Sohn hieß auch Jan (jun.) und war am 23. Nov. 1654 geboren. Er bildete sich unter den Augen des Vaters zum Künstler aus. Wenn er auch Landschaften, Blumen und Thiere, wie sein Vater, malte, so wandte er sich doch vorzugsweise dem Porträt zu und begleitete seinen Vater nach Spanien, wo er sich bald einen Ruf als Bildnißmaler erwarb. Es ist wahrscheinlich, daß hierin sein Vater mit ihm verwechselt wird, wie auch beide, des gleichen Vornamens wegen, mit einem Jan van Kessel, der in Amsterdam 1648 geboren wurde und Landschaften malte (s. Houbraken), verwechselt werden. In Madrid malte er das sehr gepriesene Bildniß der Königin Donna Maria Louisa d'Orléans und wurde infolge dessen zum Hofmaler ernannt. Das Porträt Philipp's V. dagegen wollte ihm nicht gelingen. Im Alcazar zu Madrid sind zwei Bilder von ihm: Psyche und Amor; Psyche von wilden Thieren umgeben. Das Porträt Philipp's IV. in einer Blumenguirlande, das zuweilen seinem Vater zugeschrieben wird, befindet sich gleichfalls in Madrid; möglich, daß er nur das Porträt und der Vater die Blumen dazu gemalt hat. Im Louvre befindet sich von seiner Hand das Bildniß der Maria Anna von der Pfalz. Es gehört zu seinen besten Werken. Wien, Stuttgart und Kassel besitzen auch Bilder von ihm. Der Künstler starb im Dienste des spanischen Hofes 1708. — Auch Ferdinand van Kessel dürfte dieser Familie angehören, wenn er auch nicht, wie man früher annahm, der Sohn des Jan van Kessel sen. ist. Er ist im J. 1648 in Antwerpen geboren, wo er am 7. April dieses Jahres getauft wurde. Er wurde von König Johann Sobieski nach Polen berufen, wo ihm im königlichen Schlosse ein Atelier hergestellt wurde. Er malte hier die vier Elemente auf Kupfer, dann Landschaften, in denen er allerlei Pflanzen, Blumen und Thiere sehr zierlich anbrachte. Figuren in die Landschaften ließ er sich von Opstal, van Maas oder Eyckens malen. Seine Bilder, die er für den Polenkönig gemalt hatte, gingen beim Brande des Schlosses zu Grunde. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er von Wilhelm III. in Breda beschäftigt, in dessen Auftrage er einige Deckenbilder im Schlosse ausführte und daselbst 1696 starb. — Theodor van Kessel, Kupferstecher, ist 1620 höchst wahrscheinlich in Holland geboren. Möglich, daß er mit der antwerpener Familie verwandt war; in Antwerpen ließ er sich aber erst 1652 nieder und wurde 1679 in die Lucasgilde als Meister aufgenommen. In diesem Jahre wurde nämlich ein Theodor Andreas van Kessel eingetragen und Stecher, Drucker und Dr. der Medicin genannt, und man glaubt, daß dieser mit unserm Künstler Eine Person sei. Er hat übrigens nicht viel gearbeitet. Nach Tizian stach er das Porträt Karl's V., das von Meyssens publicirt wurde, nach Rubens die Jagd des Meleager, eine Thierfolge von 10 Blättern nach G. van der Hecke und mehrere Blätter in Tenier's Galeriewerk, die indessen viel zu wünschen übriglassen. In Utrecht gab er ein Werk mit Vasen und Ornamenten nach Adam van Vianen heraus. Das Jahr seines Todes ist unbekannt. *(J. E. Wessely.)*

KESSEL sind runde, metallene Gefäße, welche zum Erhitzen von Flüssigkeiten, Kochen von Speisen u. s. w., zur Extraction von Farbhölzern und Gerbstoffen, zum Schmelzen von Talg, Wachs, Harzen, zur Auflockerung von Materialien für die Papierfabrikation und zu manchen andern gewerblichen Zwecken dienen. Man kann die Kessel in zwei principiell voneinander verschiedene Kategorien trennen, und zwar in solche, die nur gewöhnlichen Druck auszuhalten haben (Kochkessel), und solche, bei denen die Wirkung der Wärme durch Druckerhöhung gesteigert wird, die also mit Dämpfen arbeiten, deren Spannung eine Atmosphäre übersteigt (Dampfkessel).

Die gebräuchlichsten Materialien zur Herstellung von Kesseln sind Schmiedeeisenblech, Stahlblech, Gußeisen und Kupferblech. Die aus Schmiedeeisen- und Stahlblech bestehenden Kessel sind zum weitaus größten Theil aus Walzeisen-, resp. Stahlplatten durch Nietung hergestellt; Kupferblechkessel werden meist durch Treibarbeit ohne Naht verfertigt, während Gußeisenkessel selbstverständlich gegossen werden.

Soweit es sich um Kessel der ersten Kategorie (Kochkessel) handelt, sind in den meisten Fällen kupferne Kessel allen andern vorzuziehen, da dieselben nicht, wie die Schmiedeeisen- und Stahlblechkessel, genietet zu werden brauchen, daher leichter zu reinigen sind und im Gegensatz zu den Gußeisenkesseln schon bei sehr geringer Wandstärke genügende Festigkeit besitzen, überdies nicht dem Rosten unterworfen sind und gegen den auflösenden Einfluß starker Säuren leicht durch Verzinnen geschützt werden können. Das Gußeisen gestattet die Herstellung großer Kessel ohne alle Verbindungsstellen, eignet sich aber für diesen Zweck deshalb weniger, weil dasselbe sehr leicht von Säuren und Rost angegriffen wird und der geringeren Widerstandsfähigkeit des Materials wegen derartigen Kesseln eine größere Wandstärke gegeben werden muß. Das bei weitem verbreitetste Material zur Herstellung von Kesseln, und besonders von Dampfkesseln, ist das Eisen. Auch das verwandte Stahlblech findet, namentlich in neuester Zeit, zu Dampfkesseln, die einen hohen Dampfdruck auszuhalten bestimmt sind, vielfach Verwendung; doch sind die Versuche mit letzterm keineswegs als abgeschlossen zu betrachten, da sich neben wesentlichen Vortheilen auch manche Uebelstände (Corrosion) gezeigt haben, deren Ursachen noch nicht völlig aufgeklärt sind.

Was die Herstellung der Kessel betrifft, so ist die der Gußeisenkessel der Herstellung anderer Gußwaaren analog, während Kupferkessel, wie bereits erwähnt, getrieben werden. Als der wichtigste Zweig der Kesselfabrikation bleibt die Herstellung der Eisen- und Stahlblechkessel zu besprechen, die in der Kesselschmiede erfolgt. Die Formen, welche diese Kessel haben, sind die cylindrische, die konische und die Kugelgestalt. Die Hauptarbeiten des Kesselschmieds sind ihrer Reihenfolge nach: das Vorzeichnen der Blechplatten und Nietlöcher; das Beschneiden der Platten; die Herstellung der Nietlöcher;

das Abschärfen der Ecken der Blechtafeln; das Biegen der Tafeln; die Vereinigung derselben durch Zusammennieten und endlich die Verstemmung der Plattenstöße und Nietköpfe. Die erste Operation, das Vorzeichnen der Blechplatten, wird von dem Meister oder von einem besonders hierzu angestellten Vorzeichner — einem intelligenten Arbeiter — besorgt und muß mit größter Sorgfalt geschehen, damit später die betreffenden Löcher genau aufeinanderpassen. Die zweite Operation, das Beschneiden der Tafeln, erfolgt bei geradlinigen Formen meist mittels Blechscheren, bei krummlinigen mittels Meißel; im letztern Falle ist es im eigentlichsten Sinne ein Aushauen. In beiden Fällen muß, wenigstens bei starkwandigen Kesseln, ein nachträgliches Schräghauen oder Hobeln der Blechränder stattfinden, damit das spätere Verstemmen der Plattenstöße ermöglicht, resp. erleichtert wird.

Die Herstellung der Nietlöcher erfolgt entweder durch Lochung oder durch Bohrung der Blechtafeln, meistentheils aber durch die erstere Methode auf besondern Lochmaschinen. Ein Vortheil dieser Herstellungsweise vor dem Bohren ist die größere Wohlfeilheit derselben, da ein auf- und niedergehender Stahlstempel bei jedem Niedergange ein Loch fertig stellt; ein Nachtheil dieser Methode ist dagegen die hierbei auftretende Schwächung der Blechtafeln, der zufolge sie leichter zum Reißen nach den Rändern hin geneigt sind. Es ist gebräuchlich und empfehlenswerth, die sogenannte Matrize (die Stahlscheibe, welche der zu lochenden Platte als Auflage dient und in welche der Stahlstempel hineingeht) mit einem Loche von etwas größerem Durchmesser als der Stahlstempel zu versehen und dasselbe nach unten hin konisch zu erweitern. Man erreicht so ein leichteres Ausstanzen, ein Durchgehen der ausgedrückten Stücke (Putzen) und eine Konizität der Löcher, welche auf die dichte Vernietung von großem Einfluß ist, da später die Platten derart aufeinandergelegt werden, daß die weiten Seiten der Löcher in beiden Platten nach außen liegen und somit ein Anstauchen der Niete in denselben begünstigt wird. Dies und die rauhe Innenfläche der gestanzten Löcher, welche gleichfalls eine dichte Vernietung begünstigt, ist ein weiterer schätzbarer Vorzug des Lochens vor dem Bohren.

Die Abschärfung der Plattenecken — an jeder Platte zweier sich diagonal gegenüberliegenden Ecken — erfolgt überall da, wo der Kessel in seiner Rundung aus mehr als einer Platte gebildet wird und daher mehr als zwei Blechstärken übereinanderzuliegen kommen, um eine zu bedeutende Dicke des Kessels an dieser Stelle und die hierdurch bei späterer Erhitzung hervorgerufene ungleiche Ausdehnung des Materials zu verhindern, sowie eine leichtere Herstellung zu ermöglichen. Das Abschärfen geschieht in der Weise, daß man die betreffenden Plattenecken, soweit sie abgeschärft werden sollen, im Feuer rothwarm macht und nach der Kante hin mittels Vorhämmer dünn ausschmiedet.

Die Biegung der Tafeln wird auf Blechbiegemaschinen bewirkt, welche aus 3—5 Walzen bestehen, zwischen denen die Tafel die gewünschte Rundung erhält.

Einen besondern Theil des Herstellungsprocesses bildet die Anfertigung der Kesselböden, welche eine ausgebauchte Form (Calotte) haben; die kreisrunde Platte wird hierzu rothwarm gemacht und in eine gußeiserne Schale (den Kump) eingetrieben (gekümpelt). Die Böden erhalten alsdann den zur Verbindung mit dem cylindrischen Theile des Kessels erforderlichen Rand, was entweder durch Schmiedearbeit von Hand (Umziehen, Bördeln), oder gleichzeitig mit dem Eintreiben in den Kump durch hydraulische Pressung geschieht. Die letztere Art der Herstellung hat den Vorzug der größeren Genauigkeit und auch Wohlfeilheit, da die auf diese Weise hergestellten Kesselböden vollkommen kreisrund gestaltet sind, wie dies durch Handarbeit nie in gleichem Grade und annähernd nur durch äußerst geschickte Arbeiter erreicht werden kann. Die Vereinigung der Blechtafeln erfolgt durch Nietung, und zwar je nach der Stärke der zu vereinigenden Tafeln auf kaltem oder auf warmem Wege. Für dünne Bleche genügt gewöhnlich die kalte Nietung, da hier der Durchmesser 5—8 Millim. nicht übersteigt und sich dieselben somit, wenn sie aus weichem, gut ausgeglühtem Eisen hergestellt sind, ohne vorhergehende Erwärmung nieten lassen; für stärkere Bleche und dem entsprechend stärkere Nieten ist jedoch eine vorhergehende Erhitzung der letztern bis zur Weißglut erforderlich. Zu einer sogenannten Nietpartei gehören ein Nietenwärmer, ein Vorhalter, ein Nieter und 1—3 Zuschläger. Der Nietenwärmer (meist ein Junge) wärmt die Nieten in einem besonders hierzu hergerichteten Schmiedefeuer an und wirft oder trägt sie dann dem Vorhalter (bei schwächeren Nieten gleichfalls ein Junge, bei stärkeren ein Mann) zu. Dieser ergreift die glühende Niete mittels einer Zange, steckt sie vom Innern des Kessels in das vorher aufgeriebene oder aufgetriebene Nietloch und preßt sie mittels des hebel- oder schraubenartig wirkenden Vorhalters, bei kleineren Nieten durch Vorhalten eines schweren Eisens, fest in das Loch hinein. Hierauf schlägt der Nieter mit seinen Zuschlägern zuerst mittels des Hammers direct auf die Niete, um den Schaft anzustauchen und den Kopf vorzubilden, und ergreift sodann den durch eine Zange gehaltenen sogenannten Döpper — ein calottenförmig ausgekehltes, gehärtetes Stahlstück —, hält dieses auf den Nietkopf und läßt durch seine Zuschläger mit ihren Vorhämmern, je nach der Stärke der Niete, 20—50 Schläge auf dieselbe geben, wodurch ein genau runder und glatter Nietkopf gebildet wird. Ein gut und schnell niedergeschlagener Nietkopf muß nach seiner Fertigstellung in der Mitte noch dunkelrothwarm sein, da alsdann auch der Nietschaft noch entsprechend warm ist und dieser bei seiner nachherigen Abkühlung, infolge der hierdurch bewirkten Verkürzung, resp. Zusammenziehung, eine feste Aneinanderpressung der Kesselplatten und somit eine gute Dichtung des Kessels bewirkt. Die letzte Arbeit des Kesselschmieds, das Verstemmen der Plattenstöße und Nietköpfe, geschieht, um die durch das Nieten noch nicht absolut dicht gewordenen Stellen vollends zu dichten, und besteht in einem Auftreiben des Materials mit Hülfe meißelartig geformter, gehärteter, stumpfer Stahlwerk-

zeuge, auf welche mit einem Handhammer kurze und rasche Schläge gegeben werden.

Eins der ältesten Kesselsysteme repräsentirt der einfache cylindrische Walzenkessel, bestehend aus einem horizontal oder sehr wenig geneigt liegenden Cylinder. Derselbe ist heute nur noch für kleinere Anlagen (bis circa 25 □Meter Heizfläche) mit continuirlichem Betriebe gebräuchlich, da im Verhältniß zu der erzielten Heizfläche Gewicht und Raumbedarf zu bedeutend sind, und wird seiner leichten Reinhaltung wegen besonders da angewendet, wo das Wasser sehr zur Kesselsteinbildung geneigt ist. Die Feuerung findet bei diesem Systeme auf einem Plan- oder Treppenroste unterhalb des Kessels statt. Um größere Heizflächen zu erhalten, hat man dem Cylinderkessel einen oder zwei Unterkessel gegeben. In diesem Falle ist die Feuerung entweder eine Zwischenfeuerung, bei welcher das Feuer unter dem Oberkessel liegt, diesen zuerst bestreicht und dann zu den Unterkesseln fällt, oder es werden die Unterkessel zuerst geheizt; im letzterwähnten Falle nennt man die Unterkessel Sieder, Siederohre oder Bouilleure und den ganzen Kessel Sieder- oder Bouilleurkessel. Bei der Verwendung kesselsteinhaltigen Wassers sind diese Systeme, namentlich mit Zwischenfeuerung, dann vorzüglich geeignet, wenn bei größeren Anlagen und continuirlichem Betriebe der Dampfconsum ein variabler ist. Eine weitere, in der Neuzeit mehr in Aufnahme gekommene Modification des einfachen Cylinderkessels besteht darin, daß man ein oder mehrere, meist zwei Rohre in denselben legt, wodurch man, je nachdem Außen- oder Innenfeuerung angewendet wird, Flammrohr- oder Rauchrohrkessel und Cornwall- oder Cornische Kessel erhält. Obwol die Kessel mit zwei Feuerrohren eigentlich Lancashire- oder Fairbairn-Kessel genannt werden, bezeichnet man gewöhnlich alle Kessel mit Innenfeuerung, gleichviel ob mit einem oder mehrern Feuerrohren, als Cornwallkessel, welcher Name füglich nur den Kesseln mit einem Feuerrohre zukommt. Diese Kessel eignen sich für intermittirenden Betrieb, weil mittels derselben eine im Verhältniß zur Heizfläche rasche Verdampfung des geringen Wasserquantums zu erzielen ist. Bei dem nothwendigen großen Durchmesser des äußern Kessels sind Dampfspannungen von über 4—5 Atmosphären, der hierdurch bedingten praktisch nicht erreichbaren Blechstärken wegen, unmöglich und ist durch Eindrücken zu schwach construirter Flammrohre häufig Anlaß zu Explosionen gegeben. Zur Verstärkung der Wassercirculation und zur Vergrößerung der Heizfläche werden öfters in die Flammrohre konische Stutzen — sogenannte Galloway-Rohre, nach ihrem Erfinder benannt — in Abständen von circa 1 Met., doch gegeneinander versetzt, eingebaut; derartige Kessel heißen Galloway-Kessel. In anderer Weise wird eine Vergrößerung der Heizfläche, welche zugleich eine größere Stabilität des Feuerrohrs bewirkt, durch die von Fox erfundenen und von der Essener Firma Schulz, Knaudt & Comp. in Deutschland mit bedeutendem Erfolge eingeführten gewellten Flammrohre erreicht. Im Lauf der Zeit ist man dahin gekommen, an Stelle der großen genieteten Flammrohre eine größere Anzahl gezogener Röhren anzuwenden; auf diese Weise entstand der Röhrenkessel. Derselbe hat einen kleinen Wasserraum und im allgemeinen auch einen kleinen Dampfraum und eine kleine Verdampffläche. Diese Kesselconstruction ist nur bei ganz constanter Dampfentnahme und reinem, nicht kesselsteinhaltigem Speisewasser zu empfehlen, da ein Reinigen der Röhren von dem angesetzten Kesselsteine nur äußerst schwierig zu bewerkstelligen ist. Wo aber die angedeuteten günstigen Umstände eintreffen, da geben allerdings die Röhrenkessel einen verhältnißmäßig sehr hohen Nutzeffect und nehmen dabei nur sehr wenig Raum in Anspruch. Während bei diesen Röhrenkesseln die Heizgase durch die Röhren ziehen und das Wasser dieselben umgibt, umspielen bei den Wasserröhrenkesseln die Flammen, resp. die Heizgase die Röhren von außen und das Wasser circulirt in den Röhren, welche beiderseitig in kastenartigen Wandungen befestigt sind. Zu dieser Gattung der Röhrenkessel gehören u. a. die von Belleville und Root construirten sogenannten unexplodirbaren Röhrenkessel, welche gegenwärtig auch in Deutschland in derselben oder doch nur wenig veränderter Construction, z. B. von Walther & Comp. in Kalk bei Köln und von L. & C. Steinmüller in Gummersbach, gebaut werden. Die Bezeichnung „unexplodirbar" ist insofern schlecht gewählt, als diese Kessel eben so leicht als Kessel anderer Construction explodiren können und auch wirklich explodiren; dagegen ist allerdings die durch die Explosion hervorgerufene Gefahr und theilweise auch der durch dieselbe angerichtete Schaden auf ein Minimum beschränkt, da stets nur ein Rohr explodiren kann und bei der geringen Oberfläche desselben sowie der kleinen in Betracht kommenden Wassermenge ein bedeutender Effect nicht erzielt wird. Ein beachtenswerther Vortheil aller der in enormer Anzahl und außerordentlicher Mannichfaltigkeit aufgetretenen Constructionen von Wasserröhrenkesseln besteht darin, daß sie bei verhältnißmäßig großer Heizfläche wenig Raum einnehmen, leicht zu transportiren und aufzustellen sind und einen hohen Dampfdruck gestatten. Ein Nachtheil dieser Kessel ist dagegen der geringe Wasser- und Dampfraum auch insofern, als, durch denselben bedingt, bei nur einigermaßen ungleichem Betriebe ein rasches und plötzliches Schwanken des Druckes und der Wasserhöhe eintritt und infolge dessen die Bedienung dieser Kessel besonders aufmerksamen Heizern anvertraut werden muß, um Unregelmäßigkeiten zu verhindern. Für variable Dampfentnahme sind diese Kessel daher nicht zu empfehlen. Um noch mehr an Raum zu sparen, ordnet man die Röhrenkessel öfters auch vertical an. Es ist dies allerdings nur dann zu rathen, wenn die Raumverhältnisse eine derartige Anordnung durchaus erfordern, da diese Kessel den Fehler aller Verticalkessel — kleine Verdampffläche — zeigen. Zu den Röhrenkesseln gehören auch die Locomobil-, Locomotiv- und Schiffskessel, für welche sich möglichste Raumausnutzung als erste Bedingung ergibt. Die Feuerung befindet sich bei den Locomobil- und Locomotivkesseln in einem besondern, vor dem Röhrensysteme liegenden Feuerkasten und die Heizgase treten durch die Röhren an der anderen Seite direct in die Esse. Es gehören diese

Kessel demnach zu den Feuerröhrenkesseln; ebenso die Schiffskessel, nur daß bei denselben außer den engen Feuerröhren, je nach der Größe des Kessels, noch 1—3 weite Flammrohre vorhanden sind, in welchen die Feuerung untergebracht ist. Die Feuergase treten aus den Feuerrohren in eine gemeinschaftliche Heizkammer, aus welcher sie wieder in die oberhalb der Flammrohre angebrachten Feuerröhren ziehen, um diese zu passiren und alsdann in den an der Vorderseite des Kessels angebrachten Rauchfang und in die mit demselben verbundene Esse zu treten. Am gebräuchlichsten ist für Schiffskessel die cylindrische Form, doch werden für diesen Zweck auch noch flache, viereckige oder nur unten flache und oben gewölbte, sogenannte Kofferkessel gebaut. Eine Eigenthümlichkeit der Schiffskessel besteht darin, daß dieselben, der besseren Raumausnutzung wegen, nur kurz gebaut sind und ihr Durchmesser meist größer ist als ihre Länge. In neuester Zeit sind die combinirten Cylinder-, resp. Cornwall- oder Fairbairn- und Röhrenkessel sehr in Aufnahme gekommen, weil man bei denselben leicht sehr große Heizflächen erlangen kann, ohne daß sie einen bedeutenden Raum in Anspruch nehmen. Ein integrirender Bestandtheil der Dampfkessel ist die Armatur; man versteht hierunter die zugehörigen Ventile, Hähne, Probirhähne, Wasserstandszeiger, Manometer u. s. w. Die Probirhähne, Wasserstandszeiger und Manometer sind gewöhnlich an der vordern Stirnwand des Kessels angebracht, die zu diesem Zwecke öfters mit einem oder mehrern langen Stutzen versehen ist, welche durch die Einmauerung des Kessels hindurchreichen. Die Speise-, Sicherheits- und Absperrventile befinden sich gewöhnlich oben auf dem Kessel, wo sie entweder auf direct an demselben genieteten Stutzen oder an einem besondern Dampfdome befestigt sind, welcher dann meist mit den betreffenden Stutzen versehen ist. Der Dampfdom dient einestheils eben zu dieser bequemen Anbringung der Ventile, anderntheils hat derselbe die Function eines Dampfsammlers. Bei Schiffskesseln dient als Dampfsammler oft ein über dem eigentlichen Kessel liegender und mit diesem durch einen Stutzen verbundener kleiner cylindrischer Kessel. Jeder Dampfkessel soll mit einem sogenannten Mannloch oder mit mehrern solchen versehen sein; es sind dies Oeffnungen, welche hinreichend groß sein müssen, daß ein Mann durch dieselben in das Innere des Kessels gelangen kann. Die Mannlöcher werden durch Deckel, welche mittels Bügel angepreßt werden, gedichtet.

Jeder Dampfkessel muß, bevor er dem Betriebe übergeben wird, mittels Kaltwasserdrucks probirt werden und wird auch später von Zeit zu Zeit einer derartigen Revision unterworfen; die Bestimmungen hierüber finden sich in den einzelnen Landesgesetzen. Ueber die Entstehungsursache der Kesselexplosionen gehen die Meinungen oft sehr weit auseinander, doch dürften sich dieselben im allgemeinen auf natürlichem Wege, ohne Heranziehung oft sehr gewagter Hypothesen, erklären lassen. Absolute Klarheit über die Ursachen eingetretener Explosionen ist schon deshalb nicht, oder doch nur schwer zu erlangen, weil derjenige, welcher die beste Auskunft über die vor der Explosion obwaltenden Verhältnisse geben könnte, der Heizer, oft bei der Explosion getödtet wird oder genügenden Grund hat, die Untersuchung in falsche Bahnen zu lenken, um seine Fahrlässigkeit zu verbergen; denn in vielen Fällen ist die Entstehung auf eine solche zurückzuführen, mag nun die Fahrlässigkeit in mangelhafter Reinigung des Kessels, in Wassermangel oder in einer ähnlichen Versäumniß bestehen. Häufig liegt die Ursache der Explosion auch darin, daß der Kessel zu schwach in seinen Wandungen ist, welcher Umstand wiederum seinen Grund in fehlerhafter Construction, schlechtem Material, unsolider Ausführung und in dem durch langen Betrieb eingetretenen Verschleiß haben kann. Sehr viele Anhänger hat die Kaiser'sche Theorie zur Erklärung der Kesselexplosionen gefunden; dieselbe basirt auf Folgendem: das Wasser hat das stete Bestreben zu verdampfen, und thut dies allmählich unter dem Drucke der Atmosphäre und bei gewöhnlicher Temperatur. Zur Ueberwindung dieses Druckes bedarf es einer Temperatur von 100° C., bei der das Sieden des Wassers erfolgt; wird aber der Druck erhöht, so liegt auch der Siedepunkt höher. In einem Dampfkessel findet nun folgender Vorgang statt: sobald das Wasser zu sieden beginnt, bildet sich Dampf, der schnell den Raum über dem Wasser anfüllt, sich verdichtet und so den Druck erhöht. Das Wasser wird infolgedessen in Ruhe bleiben müssen, bis es den diesem erhöhten Druck entsprechenden Temperaturgrad erlangt hat und dann von neuem zu sieden beginnt. Da nun jedem Drucke ein gewisser Siedepunkt entspricht, so ist es klar, daß, wenn durch irgendwelchen Umstand plötzlich der Druck im Kessel vermindert wird, das Wasser die überschüssige Wärme abgeben muß. Diese Wärme verwandelt aber, sobald sie frei wird, eine so beträchtliche Menge Wasser augenblicklich in Dampf, daß der Kessel dem daraus resultirenden Stoß und Druck nicht Widerstand zu leisten vermag. Es gilt dies hauptsächlich für den Fall, daß der oben bezeichnete Uebergangsstandpunkt stattfindet, daß also das Wasser ruhig ist; befindet sich dagegen das Wasser im Sieden, so wird durch die zahlreich aufsteigenden Dampfblasen ein elastisches Mittel gebildet, das den Stoß fast unwirksam macht.

Bei der Verdampfung im Kessel setzt das Wasser an den Wandungen je nach seiner Beschaffenheit mehr oder weniger Kesselstein an, eine steinartige Masse, welche so fest auf den Kesselplatten haftet, daß sie nur mit scharfen Werkzeugen und großer Mühe entfernt werden kann. Unter den nahezu unzähligen und theilweise ganz erfolglosen Mitteln, welche zur Verhütung der Kesselsteinbildung angepriesen werden, sind die von Beringer & Stingl und von E. de Haën diejenigen, welche sich am besten bewährt haben. Erstere verwenden Kalkmilch oder Chlorbarium mit Kalkmilch, neuerdings auch Kalk mit Natronlauge. Das Wasser wird in einem besondern Apparat mit den betreffenden Stoffen behandelt und dann über Filter von Hobelspänen und Coaksabfällen in eiserne Behälter geführt. Muß das Wasser durch zwei chemische Mittel gereinigt werden, so nimmt man zwei Mischgefäße; die nöthige Kalkmenge ist vorher

genau zu bestimmen, weil ein Ueberschuß derselben die Filter verstopft. Mehr Verbreitung hat das Verfahren von de Haën gefunden. Dasselbe beruht darauf, daß eine rationelle chemische Reinigung des Speisewassers nur auf Grund einer genauen quantitativen Analyse möglich ist. Eine absolute Reinigung kann nur durch Destillation (von den Salzen) oder durch Filtration (von den Erden) erzielt werden. Die Reinigung durch Zusatz von Chemikalien ist eine partielle, indem nur diejenigen Salze gefällt werden, welche zur Bildung festen Kesselsteins beitragen. Diese chemische Reinigung kann innerhalb oder außerhalb des Kessels vorgenommen werden, doch ist das letztere stets vorzuziehen. Nach Dr. Treumann sind die im Speisewasser vorkommenden Salze vornehmlich kohlensaurer Kalk, schwefelsaurer Kalk, kohlensaure Magnesia, schwefelsaure Magnesia und Chlormagnesium. Theilweise werden diese Salze im Kessel durch die höhere Temperatur gefällt, namentlich durch das Verdampfen des Wassers, durch welches die Lauge so concentrirt wird, daß ein Theil der gelösten Salze ausgeschieden werden muß. Die kohlensauren Salze sind im Speisewasser als doppelkohlensaure vorhanden; sie sind zu fällen durch Erwärmen des Wassers in offenen Vorwärmern. Die letztere Methode ist von Clark erfunden. Ein Universalmittel gegen die Kesselsteinbildung gibt es überhaupt nicht; es müssen vielmehr die anzuwendenden Mittel den jeweiligen Verhältnissen, insbesondere der Art und Menge der das Wasser verunreinigenden Salze, angepaßt werden. Alle diejenigen Mittel, welche Anspruch darauf machen, die Kesselsteinbildung in jedem Falle und unter allen Verhältnissen zu verhindern, sind daher als Producte einer schwindelhaften Reclame zu bezeichnen. (*W. H. Uhland.*)

KESSELBRIEF, in Graubünden, Gesetz gegen die Bestechlichkeit. Schon im J. 1500 hatte man in Graubünden gegen das Pensionsunwesen, das besonders bei Anlaß der mailänder Feldzüge seine schlimmen Wirkungen in den Bünden, wie übrigens auch in der Eidgenossenschaft äußerte, ein allgemeines Landesgesetz, den sogenannten Pensionsbrief erlassen, welches den Bezug jährlicher Pensionen von andern Mächten streng untersagte und den Zuwiderhandelnden Strafe an ihrem Leben „ohn alle Mittel und Gnaden" in Aussicht stellte, aber so wenig Nachachtung fand wie die Verordnungen gegen das Reislaufen bei den Eidgenossen.

Es war namentlich seit dem ohne gesetzliche Erben erfolgten Ableben des Herzogs Francesco Sforza von Mailand im J. 1535, daß bei den unaufhörlichen Kriegen zwischen Frankreich und dem Kaiser erstere Macht Söldner unter den kräftigen Söhnen der Bünde anzuwerben sich bemühte. Spanien, dessen Interessen durch Karl V. mit denjenigen Oesterreichs vereint waren, begehrte behufs Verbindung seiner deutschen und italienischen Länder den wichtigen Wormserjochpaß für seinen Gebrauch offen zu haben, um dessen Besitz die Geschichte der 3 Bünde im 16. und 17. Jahrhundert sich wie um einen Angelpunkt dreht. Wider die Anhänger Spaniens stellte sich die französische Partei, welche gerade die Sperrung der Alpenübergänge gegenüber Spanien und dem Kaiserhause zum Hauptziel ihrer Politik machte und mit dem venetianischen Freistaate die nämlichen Interessen theilte.

Zu diesen politischen Gegensätzen gesellten sich die religiösen, um den Haß der Parteien zu schärfen; während die Anhänger der Reform sich zur französisch-venetianischen Partei hielten, gehörten die Altgesinnten zur spanisch-österreichischen, welche, den Papst als Oberhaupt, um jeden Preis die Ketzerei in den Unterthanenländern der Bünde, zumal seit den Tagen Carl Borromeo's auszurotten suchte. Daher gewaltige Anstrengungen von seiten der auswärtigen Mächte, durch freigebige Jahrgelder und Spenden ihre Anhänger zu mehren; daher die immer tiefer gehende Parteiung und Verderbniß im Innern, daher die gegenseitige Erbitterung, welche sich in außerordentlichen Strafgerichten derjenigen zeigte, die gerade das Uebergewicht besaßen und ihre Gegner durch große Geldbußen oder noch strengere Strafen zu demüthigen suchten; so in den J. 1542 und 1565 gegen die französische Partei. Lange war das Verderben nur bei einzelnen ehrsüchtigen Geschlechtern, bis es durch ihre Umtriebe und Werbungen auch unter dem Volke sich verbreitete. Man bezeichnete dieses schändliche Werben und Weibeln um Aemter, diesen Stimmenkauf auf Schleichwegen, dieses lärmende Treiben mit dem Namen kesseln, Keßlerey treiben, daher das Gesetz gegen diesen Unfug, welches auf dem Bundestage zu Davos am 25. Oct. 1570 erlassen ward, den Namen Kesselbrief trägt.

Die auf dem Bundestage zu Davos nach altem Herkommen versammelten Gesandten und verordneten Rathsboten gehen aus von dem seit einiger Zeit in Uebung und Gewohnheit gekommenen Nachlaufen um „Empter, Ritt[1]), Urttel und Bratticiren (auch Brattung, Brattig d. h. Umtriebe), mit miett und gaben geben, schenkhungen verheisen, desglichen mit Essen, Drinkhen und vill pittlichen unerhörtten obligen und ansuechen", wodurch Unruhe und Feindschaft erwachsen und Gottes Strafen für solchen ungebührlichen Wandel zu erwarten sind, da auf diesem Wege manch herrlich Reich zerstört und um seine Freiheit gekommen ist. Weil bisher alle Versuche, solche „lasterliche Brattung" abzustellen, gescheitert sind, ist diese wichtige Angelegenheit vor alle Räthe und Gemeinden des Landes gebracht worden, um des Vaterlandes Nutz und Ehre zu berathen und die Abgeordneten mit den nöthigen Vollmachten zu versehen. Hierauf hat die Mehrheit in gesessenem Rathe dieses Bundestages beschlossen, solche unehrliche lasterhafte „Brattung" und „Keislerye" abzustellen und sich mit einem gelehrten Eid zu Gott der „Heillig Dryvaltigkeit" verpflichtet, die nachgesetzte Ordnung für sich und ihre Nachkommen zu halten.

Vorerst wenn sich Zutragen wird „pundstagen, Stattlich Bitagen, oder Grose Rechts Hendel, daß gemein dry pundt ieri gesanten Zusamen schickhen tundt zu Handlen, Bedreffende unnser und unnser Underthanen Landt und Lüt", alsdann soll ein jeder Bott, so von seinen Räthen und Gemeinden geordnet ist, einen Eid zu Gott schwören, daß er ohn Miet und Gaben durch sich selbst oder andere

1) d. h. Gesandtschaften.

Personen oder sonst bittlich Ansuchen an seine Räth und Gemeinden oder durch anderer Personen Hülf, die mit „Brattig oder Kesslery umbgangen werend", Bott worden sei. Und wer solchen Eid nicht thun darf, daß er ohne „Brattung" Bott worden sei, der soll, „uß dem Rhat gan und an Er und Gut gestrafft werden und dann ussiner gemeindt Ein ander Erlich man in den Rhat genommen werden". Und „darpy alle die so im Ratt sitzend, sollen schweren, das sy kein miet, gaben, schenkhungen weder geben noch nemen wollen, Eß sy umb Empter, Ritt, Urttel und derglichen".

Ebenso soll es gehalten werden in Betreff der Landrichter, Bürgermeister, Landamman und anderer Ammanschaften, Vogteien und überhaupt aller Aemter in den Ländern der drei Bünde und der Unterthanenländer Veltlin, Cleven, Tell[2]) und Worms, welche die drei Bünde, besondern Obrigkeiten, Gerichte und Gemeinden zu besetzen haben. Hierbei sollen nicht nur die in den Räthen gemeint sein, sondern auch alle Gemeinden und „sonderbare" Personen unserer drei Bünde und desgleichen die Unterthanen in den soeben genannten Ländern.

Sollte es sich ereignen, daß Einer oder Jemand von den Seinen „Brattung" u. s. w. ausübte, „alle gevert und argenlist ganz und gar hiermit usgeschlossen", alsdann sollen der und dieselben in „Rett und Tett" nicht gebraucht, sondern für „erlos Lütt" gehalten werden und jede Obrigkeit, Gemeinde und Gericht soll die Seinen, so übertreten haben, an Ehr und Gut strafen oder doch seinem Bund anzeigen; sollte auch der Bund nichts thun, sollen die andern Bünde ein Strafgericht setzen, um die Ungehorsamen an Ehr und Gut zu strafen. Auch soll jedes Haupt in seinem Bunde eine wörtliche Copie dieses Briefes allen Gerichten und Gemeinden zukommen und allenthalben verlesen lassen, damit sich jeder vor Schand und Schaden zu hüten wisse.

„Mit Urkhundt und Sterkhung" so lautet das Ende, „so sindt diser Brieff dry gemacht, Glich Luttende und Jedrem pundt Einer zu gestellt. Darumb so habendt wier Landtrichter unnd Rhatt deß Obren Grawen pundts, auch wier der Burgermeister und Rhatt des Gotzhuß pundts, und wier der Landtamman der Zechen Gerichten pundt, allgemeinlich und unverscheidtlich, Unser der drien pünthen Secrett Insigel Lasen henkhen an dise Brieff; geben und Beschehen uff Tavas am zwenzig und fünfften tag Octobris in dem Jar, do man zalt nach der heilsamen gepurrt Chrystum Jesus Unnsers Lieben Heren funffzechen Hunderttet und Sibenzig Jar".[3])

Flury Sprecher, Landschriber uff Tavos.

Leider konnte durch diese strenge Verordnung, deren Handhabung an der allgemeinen Verderbniß scheiterte, die schreckliche Zerrüttung Graubündens am Ende des 16. und im 17. Jahrhundert nicht aufgehalten werden.

(W. Fetscherin.)

KESSELJAGD, eine Art der Hasenjagd; sie besteht darin, daß sich zwischen je zwei Schützen eine Anzahl Treiber befindet, und daß sich die sämmtliche Mannschaft nach einem Mittelpunkte zu bewegt. Der Kessel wird auf die Art angestellt, daß von einem Punkte aus die Schützen und Treiber zugleich abgehen, indem an beiden Enden die flügelführenden Jäger das Anstellen so besorgen, daß allemal zwischen zwei oder drei Treiber ein Schütze gestellt wird. Sind beide Flügel zusammengestoßen, so wird das Signal zum Abgehen gegeben, und Schützen und Treiber bewegen sich gleichzeitig nach dem Mittelpunkte zu, wobei der Kreis gehörig geschlossen bleiben muß. Nach dem Signale darf kein Schütze mehr in den Kessel schießen. Das Kesseltreiben ist weit gefahrvoller als das Standtreiben. *(W. Löbe.)*

KESSELSDORF, Dorf, 8 Kilom. westlich von Dresden, bekannt durch die Schlacht vom 15. Dec. 1745, den Sieg des Fürsten Leopold von Dessau über die Sachsen und einen kleinen Theil der mit ihnen verbündeten Oesterreicher.

Hatte König Friedrich II. von Preußen schon nach seinem Siege von Hohenfriedberg (4. Juni) und infolge der mit Georg II. von England und Hannover abgeschlossenen Convention von Hannover den Feldzug des J. 1745 für beendet gehalten, so glaubte er es nach dem Tage von Soor (30. Sept.), an welchem es ihm trotz der großen Uebermacht der Feinde gelungen war, den gegen ihn geplanten Ueberfall in einen glänzenden Sieg der eigenen Waffen umzuwandeln, für ganz gewiß ansehen zu dürfen, daß „die Campagne vorbei wäre und er sie würde endigen können, wann es ihm gefiele". Am 6. Oct. ertheilte er dem Fürsten Leopold von Dessau den Befehl, sein Corps, welches unweit Halle lagerte, in acht Tagen aufzulösen, noch am 13. war er unter Verzicht auf jeden neuen Gewinn zum Frieden bereit, da er seine Geldmittel völlig zusammengeschmolzen sah, er selbst zog aus Böhmen nach Schlesien zurück. Aber schon in den nächsten Tagen kamen Nachrichten, welche erkennen ließen, daß Maria Theresia nach wie vor alle Bemühungen Englands um den Frieden entschieden zurückwies, und daß der sächsische Hof noch eifriger zum Kriege drängte. Bald erfuhr der König auch Näheres über den Kriegsplan der Feinde: zwei österreichisch-sächsische Heere sollten in seine Staaten einfallen, das eine unter dem Prinzen Karl von Lothringen aus Böhmen durch die Lausitz nach Schlesien, das andere unter dem Feldmarschall Herzog Johann Adolf II. von Sachsen-Weißenfels, mit welchem sich der vom Rheine heranziehende österreichische Feldmarschall-Lieutenant Graf Grünne vereinigen sollte, von Leipzig her auf Magdeburg und Berlin selbst. Auch die russische Kaiserin Katharina drohte, wenn Friedrich Sachsen angriffe, dem Könige von Polen vertragsmäßige Hülfe leisten zu müssen, und ließ Truppen marschiren. Solchen Gefahren mußte, und wenn auch durch einen Winterfeldzug, aufs schleunigste zuvorgekommen werden.

---

2) Teglio zwischen dem obern und mittlern Theile des Addathals. 3) An der wohlerhaltenen Originalurkunde im Landesarchive in Chur hängen die Siegel des Obern, des Gotteshaus- und des Zehngerichtsbundes, letzteres etwas beschädigt; dem Originale genau nachgebildet ist die Abschrift in den eidgenössischen Abschieden IV. 6 p. 1535; etwas freier in C. Moor's Bündner Geschichtschreibern und im Archiv für die Geschichte Graubündens II.

Nachdem Fürst Leopold sein Corps im bedrohten Saalkreise wieder zusammenzuziehen Befehl erhalten hatte, begab sich der König selbst nach nur sechstägigem Aufenthalte am 16. Nov. von Berlin zur Armee nach Schlesien zurück. Schon rückte Prinz Karl über Görlitz und Sagan auf Krossen zu, um „die Verbindung Schlesiens mit Brandenburg zu durchreißen", als die Verbündeten noch in letzter Stunde auf Rußlands Betrieb, damit Sachsen nicht aus der Rolle der bloßen Hülfsmacht herausfiele, ihren Kriegsplan dahin änderten, daß General Graf Rutowsky, der an die Stelle des erkrankten Herzogs von Weißenfels getreten war, mit den Sachsen sich an den linken Flügel des Prinzen anschließen sollte, selbst wieder zur Linken durch Grünne gedeckt, welcher mit seinem rein österreichischen Corps zum Einfall in das Brandenburgische bestimmt war. Sobald der König über alles dieses sichere Nachricht hatte, rückte er am Vormittage des 23. Nov. bei Naumburg über den Queis in die sächsische Lausitz und traf schon nachmittags bei Katholisch-Hennersdorf auf die Feinde, die er durch diesen unerwarteten Stoß mitten in ihre langgedehnte Marschaufstellung hinein in eine „rastlose Flucht" warf. Ohne Aufenthalt eilten die Oesterreicher nach Böhmen zurück, bis Zittau von preußischen Husaren und Grenadieren verfolgt, die Sachsen wandten sich nach Dresden hin; und auch weiter noch reichten die Wirkungen der Schlacht, da Grünne, der bei Torgau über die Elbe gegangen war und sich auf dem Wege nach Berlin befand, durch General Lehwaldt, welchen Friedrich über Bautzen nach Meißen zu sandte, um dem Fürsten Leopold die Hand zu reichen, genöthigt wurde, sich wieder südostwärts der Elbe zuzuwenden. Erst am 29. Nov. brach Fürst Leopold, nachdem er in seiner Weise lange gezögert, es auch nicht hatte über sich gewinnen können, seine Unzufriedenheit mit des Königs unmittelbarem Vorgehen gegen Sachsen zurückzuhalten, frühmorgens von Halle auf, überschritt die Grenze, wo sächsische Reiterei unter Sybilsky zurückgeworfen wurde, besetzte nachmittags Leipzig und wieder nach langen Zögerungen erst am 6. Dec. Torgau, wo sich zwar reiche Magazine befanden, aber nur eine kleine Besatzung von Landmiliz. Am Morgen des 9. Dec. erhielt der König in Bautzen die Nachricht davon und zugleich die Anzeige, daß Leopold zunächst Brot backen müsse und erst am 11. stromaufwärts vorrücken könne. Wenn er über diese unwandelbare Langsamkeit des alten Fürsten, über sein Abweichen von dem geraden Wege auf die der Lausitz näher gelegenen und darum für den Augenblick wichtigeren Elbübergänge von Dresden und Meißen zu immer stärkerer Unzufriedenheit, zu immer strengeren Befehlen, zu immer schärferen Worten des Tadels sich veranlaßt sah, so geschah das nicht blos im Hinblick auf Lehwaldt's gefährdete Stellung, da Rutowsky und Grünne bei der sächsischen Hauptstadt standen, auch Prinz Karl wieder die Elbe abwärts näher rückte; ihn drängten fast noch mehr die politischen Vorgänge jener Wochen zu großer Eile. Die wiederholten Friedensanerbietungen, die er auch nach dem Siege von Hennersdorf ganz im Rahmen der Convention von Hannover an den sächsischen Hof richten ließ, wurden zwar nicht abgewiesen, aber König August III. von Polen begab sich am 1. Dec. mit seiner Familie, von Brühl gefolgt, eilig und heimlich von Dresden nach Prag, vielleicht weniger von Furcht getrieben, als um durch Hinziehung der Verhandlungen Zeit zu gewinnen. In Wien suchte man, darin eifrig von Sachsen unterstützt, eine Annäherung an Frankreich zu erlangen und fand dafür in Versailles einen nicht ganz ungünstigen Boden, sodaß bald auch England aufmerksam und unruhig wurde. Nicht mehr blos der hannoverischen Regierung mistraute Friedrich, er sprach am 9. Dec. dem Könige Georg selbst und seinem englischen Ministerium gegenüber ähnliche Gedanken aus und drohte, wenn auch weiter die Convention nur so weit ausgeführt würde, daß ihm alle Vortheile derselben verloren gingen, nur ihre Nachtheile blieben, seine eigenen Wege zu gehen. Dazu begannen auch im Reiche Rüstungen für den Kaiser, und im Norden näherten sich die Russen der preußischen Grenze.

König Friedrich erließ von neuem an den Fürsten die strengsten Weisungen zu entschiedenem Vorgehen, in denen er unter Hinweis auf die drohenden Gefahren und die Nothwendigkeit des Friedens, auf die Ehre und die Verantwortlichkeit des Fürsten unweigerlichen Gehorsam forderte, und brach selbst am 10. von Bautzen auf, seinen Marsch südwestwärts der Elbe zu gegen Meißen wendend; seine Husaren streiften bald bis in die nächste Nähe der sächsischen Hauptstadt. Auf der andern Seite der Elbe langte Leopold nach zwei gewaltigen Tagemärschen am Nachmittage des 12. vor Meißen an und besetzte den wichtigen Elbpaß nach wenigen Stunden ohne Schwertstreich, da der sächsische Befehlshaber, Generallieutenant Allnpeck, mit seinen drei Grenadierbataillonen stillschweigend abzog; nicht einmal die feste Elbbrücke hatten die Feinde, da das sächsische Ministerium der Kostenersparniß wegen ihre Erhaltung wünschte, gesprengt, sondern nur den Belag theilweise abgeworfen, sodaß schon am folgenden Tage Lehwaldt den Uebergang und seine Vereinigung mit dem Fürsten bewerkstelligen konnte. Eine kleine Schlappe, welche die preußische Nachhut noch am Abende des 12. in einem Hohlwege bei Zehren durch einen vom Hinterhalte her ausgeführten Ueberfall Sybilsky's erlitt, hatte weniger an sich selbst als dadurch Bedeutung, daß Leopold den unverblümt ausgesprochenen Tadel des Königs über die große Unvorsichtigkeit, die Nachhut ohne Infanteriebedeckung zu lassen, schnell wettzumachen, alle Vorwürfe der letzten Tage durch eine energische Feldherrnthat zurückzuweisen beschloß. — Im sächsischen Hauptquartier, wo man längere Zeit zumal über den Verbleib des Dessauers und seiner Armee im Ungewissen gewesen war, eine Weile sogar seine Vereinigung mit dem Könige erwartet hatte, erhielt man erst durch Allnpeck sichere Kunde über den wahren Stand der Dinge auf der gegnerischen Seite.

Seit dem 11. Dec. standen die Sachsen unter Rutowsky, der den Oberbefehl dem kranken Herzoge von Weißenfels für kurze Zeit hatte überlassen müssen und erst am 12., wo nun doch eine Action bevorzustehen

schien, wieder übernahm, und ihnen zur Rechten das österreichische Corps unter Grünne, jene 27,000, diese 8400 Mann stark, in einer Alarmaufstellung westlich von Dresden, die nach Westen gerichtete Front durch den auch an der besten Stelle nur schwer überschreitbaren Zschonengrund gedeckt, der sich, von dem immer tiefer einschneidenden Kesselgraben durchflossen, etwa eine Meile lang von Kesselsdorf bis zur Elbe bei Kemnitz und Briesnitz erstreckt. Besonders die Sachsen befanden sich bei der strengen Kälte und unter ihren meist schlechten Zelten in einem beklagenswerthen Zustande, da sie noch dazu ungenügend verpflegt waren, selbst Brot, Holz und Stroh mangelte und die Löhnung längere Zeit ausgeblieben war; die Mannschaften erhielten am 12. wenigstens eine Abschlagszahlung für einen halben Monat, die Subalternoffiziere, die schon drei Monate, und die höheren Offiziere, die noch länger auf ihren Sold warteten, gingen auch jetzt leer aus. Die Verpflegung mußte noch schwerer werden und völliger Mangel drohte, als endlich auch Prinz Karl von Lothringen mit der österreichischen Hauptarmee von etwa 46,000 Mann heranzog: nachdem seine Vorhut am 11. in Pirna eingerückt war, traf das Hauptheer am 13. bei Zehist (östlich davon) ein, und kaum konnten jetzt die beiderseitigen Ansprüche in befriedigender Weise ausgeglichen werden. Noch an demselben Tage hielt der Prinz mit den Generälen in Dresden eine Besprechung, in welcher festgesetzt wurde, daß zum besseren Schutze der Hauptstadt und zur leichteren Vereinigung beider Heere die Oesterreicher tags darauf in den dem Großen Garten zunächst gelegenen Dörfern Quartier nehmen sollten, so jedoch, daß auch die entferntesten in zwei Stunden herangezogen werden könnten, denn man wollte ganz richtig nur mit vereinten Kräften schlagen. Auf der andern Seite mußte es dem Fürsten Leopold, wenn er jetzt die Intentionen seines Königs ganz ausführen, „den Leuten keck auf den Hals gehen" wollte, darauf ankommen, die Sachsen in ihrer Vereinzelung zu fassen, zumal er ebenso wenig als Friedrich selbst, der bereits zwei Meilen nördlich von Dresden stand, um die Ankunft des Prinzen Karl wußte.

Am 14. vor Tage trat der alte Fürst seinen Marsch auf Dresden an, das er in einem Bogen über Wilsdruff leichter zu erreichen hoffte, ließ aber, nachdem er kaum eine halbe Meile auch hier auf schwierigem Terrain vorgerückt war, noch vor Röhrsdorf halten und die Truppen in Schlachtordnung und unter dem Gewehr übernachten, während die Husaren die vorgeschobenen Cavalerieposten des Feindes zurücktrieben und bei der Verfolgung bis in das Angesicht der feindlichen Aufstellung vordrangen. Doch glaubte Rutowsky hieraus noch nicht auf die Absicht eines Angriffes bei den Preußen schließen zu dürfen, und ließ noch um 2 Uhr in der Nacht dem Prinzen Karl, der sich für den Fall der Gefahr zu schleuniger Hülfe erboten hatte, in diesem Sinne von dem Vorrücken und dem Zurückweichen der preußischen Vortruppen Meldung machen. Erst etwa fünf Stunden später, als die Preußen ihren Vormarsch auf Wilsdruff und somit in der Richtung auf den linken Flügel der Sachsen wieder aufgenommen hatten, erbat er wieder durch einen besonders gesendeten Offizier die Hülfe der Oesterreicher, behielt aber den Obersten Buttlar, welchen der Prinz inzwischen, um seinen Truppen unnütze Alarmirung zu ersparen, zur Wahrnehmung des Augenscheines in das sächsische Hauptquartier geschickt hatte, zurück, bis derselbe sich von allen zur Abwehr des Angriffes getroffenen Anstalten und dem feindlichen Anmarsche selbst überzeugt hatte, d. h. bis in die Mittagszeit; und als nun Buttlar zum Prinzen zurückkam, fand er erst einen Theil des Heeres vereinigt, da viele Regimenter gegen die getroffene Verabredung drei und vier Stunden vom Sammelplatze entfernt geblieben waren. — Wie auf preußischer Seite, so haben sich auch auf der der Verbündeten bei Kesselsdorf nur kleinere Heertheile gegenübergestanden, die beiden Hauptheere an der Entscheidungsschlacht keinen Theil genommen.

Auch am 15. blieben die Sachsen, da Rutowsky fast bis zum Mittag hin an eine Schlacht auch für diesen Tag noch nicht glauben zu wollen schien, und ebenso die ihnen zugetheilten Oesterreicher, welche wegen einer Erkrankung Grünne's der Generalmajor Baron Elberfeld commandirte, in ihrer bisherigen Stellung, beide noch dazu durch eine gute halbe Meile sehr durchschnittenen, schwierigen Terrains voneinander geschieden. Erwägt man, daß für den ein unregelmäßiges Viereck bildenden Terrainabschnitt, welchen der Zschonengrund, die Elbe, der Plauensche Grund und der in diesen einmündende und ebenfalls unweit Kesselsdorf beginnende Steinleitegrund fast völlig umschließen, und in dessen Ostecke Dresden liegt, der einzige für größere Heeresmassen in Rede kommende Zugang eben bei Kesselsdorf sich befindet, daß ferner Fürst Leopold ebenso wenig wie die Uebergänge des Zschonengrundes den schmalen Paß an der Elbe zwischen Kemnitz und Briesnitz zum Anmarsche auf Dresden selbst zu benutzen denken durfte, weil er hier nicht blos das Corps Grünne's in der Flanke, sondern auch die Besatzung der Hauptstadt und die ganze österreichische Hauptarmee vor sich gehabt hätte, so darf man kein Bedenken tragen, eine große Hauptschuld an der schließlichen Niederlage des Tages den falschen Dispositionen Rutowsky's beizulegen: entweder mußte er Kesselsdorf selbst in die Front nehmen oder, wenn er schon seine Front gegen den obern Zschonengrund gerichtet lassen und jene nicht allzu schwer haltbare Stellung zum Stützpunkt seines linken Flügels machen wollte, dieselbe, wie auch Prinz Karl am Tage zuvor bei einer persönlichen Besichtigung dringend angerathen hatte, ganz besonders verstärken.

Kesselsdorf, der Schlüssel der ganzen Aufstellung der Verbündeten, das wesentliche Kampfobject am 15. Dec. 1745, liegt, gegen 2000 Schritte von Osten nach Westen sich erstreckend, wie in einer Mulde zu beiden Seiten der alten von Dresden nach Freiberg führenden Poststraße; der südliche Höhenzug, der sich durchweg in gleicher Höhe erhebt, fällt auf der andern Seite steil zu dem nahe herantretenden obern Ende des Steinleitegrundes ab, während der nördliche sich allmählich zu dem entfernteren Zschonengrunde hin verflacht und im Osten von einer nördlich vom Osteingange des Dorfes liegen-

Kuppe beherrscht wird; vor dem Westeingange des es endlich senkt sich das Terrain im vollen Halb- herum sanft hinab, doch fehlt es hier wie an den nhöhen nicht an Schluchten und andern Einschnitten. stand, das ganze Westende des Dorfes umfassend, sächsische „große Batterie" von 20 Geschützen, eine re von 8 auf dem nördlichen Höhenzuge und eine 6 Geschützen auf jener nordöstlichen Kuppe; das selbst hielten 7 Grenadierbataillone, 6 sächsische 1 österreichisches, besetzt, welche am Westrande und er linken, südlichen Seite in Schluchten und Gräben, r Gartenmauern und Hecken gedeckte Stellung ge- nen hatten. Das Gros der sächsischen Infanterie, 26 Bataillone stark, war in zwei Treffen östlich Dorfe aufgestellt, mit dem linken Flügel an die e, mit dem rechten an das Dorf Pennerich gelehnt, och, daß bis zum Rande der nach dem Grunde ab- den Höhen noch eine Entfernung von etwa 1000 itten blieb; am Rande selbst wurden einige Batterien fahren, aber das mitten vor der Front und am nge hinab liegende Dorf Zöllmen, in welches 1000 sdiner des Grünne'schen Corps gelegt werden sollten, unbesetzt. Die von dem „Ritter von Sachsen", Halbbruder des Grafen Rutowsky, befehligte ge- te sächsische Cavalerie stand mit Ausnahme von 2 zur achtung vorgeschickten leichten Reiterregimentern, änglich 39 Schwadronen stark und durch 2 öster- sche Kürassierregimenter verstärkt, vor dem linken el der Infanterie und nördlich von Kesselsdorf, als die Richtung des preußischen Angriffes auf den äußer- linken Flügel zur Gewißheit wurde, erhielt sie, uf alle Fälle für den Prinzen Karl Raum zu schaf- den Befehl, sich mit Zurücklassung des zur Deckung großen Batterie bestimmten leichten Reiterregiments wsky auf die Höhen von Pennerich zurückzuziehen, ne Stellung, in welcher sie für die Schlacht selbst ewendbar bleiben mußte. Um den Hauptfehler der ellung wenigstens einigermaßen gutzumachen, mußten zeitig, noch in der elften Stunde, 5 Infanterie- enter (10 Bataillone) des linken Flügels unter rallieutenant von Jasmund eine solche Schwenkung en, daß sie das Dorf in seiner ganzen Ausdehnung sich hatten; 5 weitere Bataillone bildeten ihr zweites en.

Nicht viel später mag es gewesen sein, als Fürst old sich so weit genähert hatte, daß er, seinem Heere ufreitend, die feindliche Aufstellung in Augenschein en konnte. Wie am 14. von Meißen aus, so hatte ch am Schlachttage selbst, einem Mittwoch, Morgens Uhr aus dem Lager von Röhrsdorf sein Heer in Colonnen abgeführt, zwei Colonnen Infanterie in Mitte, je eine Colonne Cavalerie zu beiden Seiten, marschirte westlich von Wilsdruff gerade auf Kessels- und den obern Zschonengrund los. Seit der Ver- ung mit Lehwaldt zählte sein Heer 35 Bataillone, nter 4 Grenadierbataillone, und 95 Schwadronen, nter 20 Schwadronen Husaren, also etwa 25,900 n Infanterie und 6800 Mann Cavalerie, im gan- zen etwa 32,700 Mann, sodaß er um fast 6000 Mann stärker war als die Sachsen allein. Sobald der Fürst bei seiner Besichtigung der feindlichen Stellungen die Er- stürmung von Kesselsdorf und die Aufrollung des isolirten sächsischen Heeres als seine nächste Hauptaufgabe erkannt hatte, brachte er sofort, während die vorgeschobenen leichten sächsischen Reiterhaufen südlich um das Dorf zurückge- worfen wurden, seine Truppen in eine aus zwei Treffen bestehende Schlachtordnung, die mit ihrem rechten Flügel etwa 1800 Schritte vor Kesselsdorf begann und zuerst in nordöstlicher, von der kaufbacher Straße ab aber in östlicher Richtung noch über das nordöstlich von Zöllmen liegende Dorf Roitzsch hinauslief, wobei die Oesterreicher ganz außer Acht gelassen wurden. Später fand Friedrich der Große selbst — und nicht mit Unrecht, scheint es — an diesen Maßnahmen zu tadeln, daß die ganze Auf- stellung für den ins Auge gefaßten Zweck zu weit nach links geschoben gewesen wäre, daß der erste Angriffspunkt noch viel mehr im Westen und Südwesten hätte über- flügelt und umfaßt werden müssen. Die Infanterie, von welcher 23 Bataillone im ersten und 12 im zweiten Treffen standen, lehnte ihren rechten Flügel an den Ler- chenbusch, ein nördlich von der freiberger Straße gelege- nes kleines Gehölz, und reichte mit dem linken Flügel bis südwestlich vor Roitzsch; die Cavalerie behielt wie auf dem Marsche ihre Flankenstellung: zur Rechten im Knie über jene Hauptstraße hinweg und bis zu dem nach Braunsdorf führenden Fürstenwege 6 Regimenter im ersten und 2 im zweiten, zur Linken bis gegen Podemus hin 5 Regimenter im ersten und 1 im zweiten Treffen.

Gegen 2 Uhr nachmittags eröffnete der alte Dessauer den Angriff, indem er zuerst eine heftige Kanonade gegen das Dorf richtete und währenddeß 3 Grenadierbataillone (Kleist, Plotho und Münchow) und sein eigenes Infan- terieregiment, die unter dem Befehle des Generalmajors von Hertzberg den Sturm ausführen sollten, aus den Linien hervorzog. Es mag wol nicht ganz unrichtig sein, was herkömmlich erzählt wird, daß den greisen Feldherrn in diesem Augenblicke eine Art von Verzweiflungsstimmung erfaßt hat, indem er von dem Ausgange der beginnenden Schlacht die endgültige Entscheidung über seinen Feld- herrnruhm abhängig wähnte, und daß ihm der Gedanke nicht fern lag, im Falle des Unglücks selbst den Tod zu suchen; ob aber die verschiedenen Kraftausdrücke, die ihm bei dieser Gelegenheit gewöhnlich in den Mund gelegt werden, mehr als erfundene Anekdoten sind, ist nicht aus- zumachen, man weiß mit Bestimmtheit nur, daß er den Befehl zum Sturmmarsch mit den Worten: „Im Namen Jesu, Marsch!" ertheilt hat und stets mitten im Kampf- getümmel gewesen ist. Mit geschultertem Gewehr und unter den Klängen des Dessauer Marsches gingen die Bataillone in geschlossenen Gliedern gerade auf die große Batterie los, aber der abschüssige, noch dazu mit Eis und Schnee bedeckte Boden ließ sie, obwol einer dem an- dern zu helfen, ihn zu stützen sich bemühte, nur langsam vorwärts kommen und gewährte dem mörderischen Ge- schützfeuer des Feindes Zeit, gewaltige Lücken in ihre Reihen zu reißen; auch Hertzberg fiel. Nachdem sie bereits

5 Kanonen genommen hatten, wurden sie zur Umkehr gezwungen. Vom Fürsten selbst wieder gesammelt, machten die preußischen Bataillone einen zweiten, ebenso kräftigen und kaltblütigen Sturmversuch, aber wiederum machte ihnen das Eis und das feindliche Feuer jeden Erfolg unmöglich, sodaß sie in ordnungsloser Flucht zurückgingen. Von den 1800 Grenadieren waren allein bei diesem ersten Acte der Schlacht 948 Mann außer Kampf gesetzt, von dem ebenso starken Regimente des Fürsten 532 (dort 8 Offiziere und 354 Mann todt, 15 Offiziere und 571 Mann verwundet, hier 5 Offiziere und 208 Mann todt, 8 Offiziere und 311 Mann verwundet). Da die Fliehenden die Batterien, welche sammt dem zur Deckung mitgegebenen Dragonerregimente 600 Schritte vor den feindlichen Linien zurückgeblieben waren, nicht mitzunehmen vermochten, so sandte der Commandant der großen sächsischen Batterie eigenmächtig 2 Bataillone, das österreichische und ein sächsisches, zur Verfolgung des Feindes und zur Erbeutung seiner Geschütze hinaus. Schon war eine preußische Batterie genommen, als die Dragoner auf Befehl des Fürsten, der selbst zugegen war und bereits drei Kugeln durch den Mantel erhalten hatte, aus ihrer gedeckten Stellung hervorbrachen, die Oesterreicher gleich überrannten und die Sachsen trotz ihrer Gegenwehr zurückdrängten. Auch drei weitere, aus dem Dorfe zu Hülfe geschickte Bataillone vermochten nichts auszurichten, da die Flüchtigen selbst sich ihnen entgegendrängten und überdies auch auf preußischer Seite zwei frische Bataillone unter Lehwaldt's Führung herangezogen wurden und, die Grenadiere aufnehmend, zu neuem Angriff vorgingen. Unbehelligt von den sächsischen Batterien, die aus Rücksicht auf die in der Schußlinie befindlichen eigenen Leute nicht feuern konnten, gelangten die Preußen mit den in Verwirrung und Auflösung gerathenen Gegnern, die sie ohne große Mühe vor sich hertrieben, zugleich auf die Höhe, nahmen die wehrlose Batterie und drangen in das jetzt fast unvertheidigte Dorf selbst ein. Das einzige der geschlagenen Dorfbesatzung zu Hülfe kommende Bataillon (Pirch) konnte natürlich eine Wendung zum Besseren nicht mehr herbeiführen; die schwächlichen Versuche des sächsischen Reiterregiments Rutowsky, die vordringenden Preußen in der linken Flanke zu beunruhigen, mußten ohne Erfolg bleiben, da es sich durch das Feuer der Bataillone Lehwaldt's fernhalten ließ, und in der rechten Flanke wurden die beiden südlich vom Dorfe stehenden Reiterregimenter durch 5 Schwadronen Cavalerie und 4 Bataillone Infanterie vom rechten preußischen Flügel her zurückgejagt. Bis zum Eintritt der Dämmerung war Kesselsdorf völlig in die Hände der Eroberer gekommen und ging in Flammen auf.

Von der übrigen sächsischen Infanterie kam zuerst der Kesselsdorf zunächststehende äußerste linke Flügel, die von Jasmund befehligten Bataillone, in unmittelbaren Kampf mit den Preußen. Bald nachdem der Kampf um Kesselsdorf selbst entbrannt war, rückte der nicht beim Sturme betheiligte Haupttheil der preußischen Armee in etwas zusammengeschobener Stellung bis an den linken, nördlichen Rand des Zschonengrundes und veranlaßte dadurch auch Rutowsky, seine Linien dem gegenüberliegenden Rande zu nähern. Aber als Jasmund die diesem Befehle entsprechenden Bewegungen ausführen ließ, wurde sein eigener linker Flügel bereits von den aus dem Dorfe hervorbrechenden Preußen angegriffen. Kaum waren die dort stehenden sächsischen leichten Reiter statt ihn zu unterstützen auf die ersten feindlichen Schüsse gewichen und unaufhaltsam durch die Reihen der Infanterie hindurch zurückgegangen, als die südlich um das Dorf gekommenen vier preußischen Bataillone im Rücken der letztern erschienen. Da weder Jasmund's zweites Treffen, welches gegen die neuen Angreifer kehrt machen mußte, noch drei andere Reiterregimenter, welche sich ihnen nicht ohne allen Erfolg entgegenwarfen, auf die Dauer standhielten, so gerieth Jasmund selbst zwischen zwei Feuer und glaubte schließlich die beiden zumeist gefährdeten linken Flügelregimenter nur dadurch retten zu können, daß er sich mit ihnen durch den Feind im Rücken durchschlug, er rettete aber aus diesem Verzweiflungskampfe nur 800 Mann. Mittlerweile war fast die ganze sächsische Linie in den Kampf eingetreten, der für sie um so unheilvoller werden mußte, als sich auch noch die Fliehenden des eigenen linken Flügels und die nachdrängenden Eroberer des Dorfes auf sie warfen und sie allmählich aufrollten. Nachdem die Preußen auf dem linken Thalrande angelangt waren und das den Brückenkopf bildende Dorf Steinbach besetzt hatten, hatten beide Theile einander eine Weile mit Artilleriefeuer beschossen, da man auf preußischer Seite doch Bedenken trug, den Grund, dessen beide Abhänge mit Schnee und Eis belegt, dessen Sohle morastig war, vor den Mündungen der feindlichen Batterien zu durchschreiten, wenngleich man in der Tiefe selbst vor der Wirkung ihres Feuers ziemlich geschützt war. Als aber endlich der Generallieutenant Prinz Moritz von Dessau, des Fürsten jüngster Sohn, als der erste hinabsprang, folgte dem Beispiele des Anführers seine ganze Division. Nach großen Mühen auf dem jenseitigen Thalrande angelangt, fanden die Preußen zunächst kräftigen Widerstand; die, welche den Aufstieg durch Zöllmen genommen hatten, wurden beim Austritt aus dem Dorfe von 3 sächsischen Bataillonen empfangen und zweimal wieder hineingetrieben, und als noch die 6 nächsten Bataillone des rechten feindlichen Flügels, auch einige Regimentsgeschütze mit Nachdruck in das Gefecht geführt wurden, schienen die Angreifer überhaupt in ihrem Vorrücken gehemmt zu werden. Aber jetzt übte die Vernichtung des äußersten linken Flügels der Sachsen auch hier ihre verhängnißvolle Wirkung aus. Zuerst wälzten sich die Bataillone, welche dort noch in der Schlachtordnung standgehalten hatten, ebenfalls von der eigenen leichten Reiterei durchbrochen und in Verwirrung gebracht, auf die bei und um Zöllmen fechtenden Truppentheile und rissen sie und andere mit sich fort, sodaß bald ein wirrer Knäuel entstand, über den noch dazu abermals ziellos flüchtende sächsische Cavalerie hereinbrach. So sehr sich auch Rutowsky und andere Generäle und Obersten, auch der Herzog von Weißenfels selbst,

der jetzt auf dem Schlachtfelde erschien, ohne Beachtung aller eigenen Gefahr bemühten, hier Ordnung zu schaffen, fliehende Bataillone und Schwadronen zum Stehen zu bringen, neue Truppen zu kräftigerem Widerstande, zu energischen Angriffen zu ermuthigen, nichts fruchtete mehr. Zuletzt wurde das äußerste rechte Flügelregiment der sächsischen Infanterie, das allein noch kampffähig dastand, durch die vom Thalrande weichende eigene Artillerie überfahren und dann noch von österreichischer Cavalerie überritten. Mit der nicht mehr schwierigen Zurückweisung eines Angriffsversuches zweier sächsischen Kürassierregimenter schloß die ganze Schlacht, die in kaum zweistündiger Dauer den Preußen einen den ganzen Krieg entscheidenden Sieg, den Sachsen beinahe die Vernichtung brachte. Eine weitere Verfolgung des in der Richtung auf Dresden fliehenden Feindes, welche den preußischen Schwadronen des linken Flügels, die bei Zöllmen allmählich durch den Grund gesetzt waren, aufgetragen wurde, mußte, da die Dunkelheit bereits eingebrochen war, sehr bald aufgegeben werden. Fürst Leopold ließ die Wachtfeuer in unmittelbarer Nähe des Schlachtfeldes, östlich von Pennerich, anzünden.

General Elberfeld, der Befehlshaber des Grünne'schen Corps, der beim Beginn der Schlacht, sobald er sah, daß Fürst Leopold ihn ganz unberücksichtigt ließ, Rutowsky seine Hülfe angeboten hatte, hatte den Befehl erhalten, in seiner Stellung zu verharren und sie, würde er angegriffen, tapfer zu vertheidigen; als er abends die preußischen Wachtfeuer sah, zog auch er sich auf Dresden zurück. Prinz Karl dagegen hätte, darüber sind wol jetzt alle einig, seinen Verbündeten jedenfalls zu Hülfe kommen müssen und, wenn er sich mit der Zusammenziehung seiner Truppen, die während der Schlacht in der Vorstadt von Dresden und in Plauen kräftig plünderten, etwas mehr beeilt hätte, auch noch rechtzeitig auf dem Kampfplatze erscheinen können.

Der Verlust auf preußischer Seite betrug an Todten 34 Offiziere (darunter General von Hertzberg, 1 Oberst und 2 Majore) und 1570 Mann, an Verwundeten 90 Offiziere (davon 16 Stabsoffiziere) und 3068 Mann; die Sachsen verloren allein an Todten 58 Offiziere (worunter 1 General, 2 Obersten, 1 Major) und 3752 Mann, an Gefangenen 141 Offiziere und gegen 3000 Mann, wozu später in Dresden selbst noch die Besatzung von 3000 Mann Landmiliz kam und 110 Offiziere, welche sich nach der Schlacht daselbst eingefunden, jedoch nicht dem zurückgehenden Heere angeschlossen hatten.

Friedrich II., der am Schlachttage selbst nach Meißen gekommen war und einen kleinen Theil seines Heeres über die Elbbrücke geführt, den größeren auf der rechten Seite des Stromes gelassen hatte, erhielt fast gleichzeitig mit Friedensanerbietungen August's III. durch flüchtige sächsische Reiter die erste Nachricht von dem Ausgange der Schlacht, die man bereits durch den Feuerschein und durch den Widerhall der Kanonade wahrgenommen hatte; Nachts brachte ein preußischer Hauptmann und am folgenden Morgen, als man bereits bis Wilsdruff vorgerückt war, ein Schreiben des Fürsten die eigentliche Siegesbotschaft. Am 17. Dec. 9 Uhr früh, zur verabredeten Stunde, begrüßte der König den siegreichen Feldherrn auf dem Schlachtfelde selbst, indem er ihn mit ausgezeichneten Ehren empfing und ihm nochmals mündlich, wie er es tags zuvor bereits in einem Handschreiben gethan, in aufrichtigen Worten reichlich Lob und Dank sagte. Am 18. rückte der König mit 4 Regimentern in die sächsische Hauptstadt ein, die sich auf die von ihm selbst gestellten Bedingungen ergeben hatte. Wie die in dem Residenzschlosse zurückgebliebenen Kinder des Königs von Polen aufs zuvorkommendste behandelt wurden, so wurde auch in der Stadt das Privateigenthum durchaus geschont, keine Erpressung oder Plünderung durfte von den preußischen Soldaten verübt werden, während die verbündeten Oesterreicher auch in diesen Tagen wieder bei ihrem Rückzuge in Stadt und Land ungescheut plünderten und alles ausraubten. — Da Rutowsky jeden weiteren Widerstand für unthunlich erklärte, so beschloß der Kriegsrath der Verbündeten den ungesäumten Rückzug, der noch am 16. begonnen wurde, und zwar in der Weise, daß die geschlagenen Sachsen um einige Stunden vorausmarschirten. Die Verfolgung des Feindes wurde preußischerseits von Anfang an nur sehr schwach betrieben, und da die sogleich begonnenen Friedensunterhandlungen mit dem sächsisch-polnischen Hofe einen guten und schnellen Fortgang nahmen, so erfolgte in Sachsen schon am 24. die völlige Einstellung der Feindseligkeiten. Am 25. Dec. endlich wurde der Friede zu Dresden auf Grundlage des Breslauer Friedens und der Convention von Hannover abgeschlossen.

Mit Uebergehung der allgemeinen, älteren und neueren Werke, in welchen die Schlacht von Kesselsdorf zur Darstellung gekommen ist, seien hier nur erwähnt: 1) die Aufzeichnungen des Generals von Jasmund (die „Relation von der Schlacht" und die „Aufzeichnungen aus dem Tagebuche"), mehrfach gedruckt und benutzt; 2) R., Geschichte des zweiten schlesischen Krieges (nach österreichischen Original-Quellen), gedruckt in der Oesterreichischen militärischen Zeitschrift (hierher gehörig: II. Theil 6. Abschnitt im 12. Heft, 1825); 3) von Orlich, Geschichte der schlesischen Kriege nach Original-Quellen, II. Theil (Berlin 1841); 4) Oberstlieutenant Winter, ein Beitrag zur Geschichte der Schlacht bei Kesselsdorf, bearbeitet nach den im Königl. Haupt-Staatsarchiv (zu Dresden) befindlichen Original-Gefechtsberichten, im Archiv für sächsische Geschichte, IX. Bandes 3. Heft, 1870. *(Karl Lohmeyer.)*

KESSLER (Johannes), auch Chessellius und Achenarius genannt, wurde im J. 1502 in der Stadt St.-Gallen geboren, ohne daß man wegen Mangels an Taufbüchern seinen Geburtstag kennt, seine Aeltern Hans Keßler und Anna Kuster standen im Rufe rechtlicher, jedoch dürftiger Leute aus dem Handwerkerstande; seine Mutter, die sich nach dem frühen Tode ihres Gatten vom Ertrage ihrer Näharbeit nährte, verheirathete sich zum zweiten mal an Bartlome Hermann, welcher ebenfalls nicht im Stande war, den Kindern aus erster Ehe Unterstützung zu gewähren, und in der Schlacht bei Kap-

pel[1]) ums Leben kam. Auch seines Bruders Stephan[2]) und seines Schwagers Hans Nell[3]), der ein Priester und wahrscheinlich der Sohn des unten vorkommenden Sattlers war, erwähnt Johannes in seiner Chronik. Von seinen Aeltern zum Priesterstand bestimmt, besuchte er zeitig die Lateinschule, die einzige der Stadt, welche damals nicht wenig von dem Unfug der fahrenden Schüler, der Bacchanten, heimgesucht wurde; sodann die Klosterschule, die, damals bedeutend herabgekommen, in sichtbarem Verfall war. Wenigstens erzählt er bei Anlaß des Bildersturmes in Münster, daß er auch bei dem „bruchigen und verrumbten" Altar[4]) der St.-Anna, wo alle Morgen um die fünfe ein „ampt der meß" sollte gesungen und begangen werden, ein verordneter Schüler und Sänger gewesen sei.

Von der Klosterschule in St.-Gallen kam Keßler zu seiner weiteren Ausbildung auf die Universität Basel[5]), wo damals ein reges geistiges Leben herrschte, besonders belebt von seiten der immer kecker und aggressiver auftretenden Humanisten, welche mit jugendlicher Frische das, was ihnen auf den Lehranstalten in Staat und Kirche verderblich schien, bekämpften, wenn auch der eine und andere später bei dem endlichen Bruche auf die früher bekämpfte Seite trat. Um nur derjenigen Männer Erwähnung zu thun, die während der Studienjahre Keßler's in Basel lebten, so gedenkt er in seinen Sabbata I, 164 mit besonderer Liebe des Konrad Pellican, geboren 1478 zu Ruffach, der, durch Johann Reuchlin's Anleitung in das Studium der hebräischen Sprache eingeführt, im J. 1519 als Lector der Minoriten im Franciscaner-Kloster zu Basel für den Nachdruck und die Verbreitung der Schriften Luther's wirkte und sich später an Oecolampadius anschloß, welcher während des baseler Aufenthaltes Keßler's sich im Brigitten-Kloster bei Augsburg aufhielt. Keßler nennt den Pellican „einen gar kindlichen, holdseligen, sanftmüthigen Menschen, der so sehr bereit sei, andere zu unterrichten, daß er mit dem kleinsten Kinde, so zu studiren begehre, Tag und Nacht unverdrossen Müh und Arbeit erdulden möge". — Den Mittelpunkt des humanistischen Lebens in der Stadt bildete im Hause des berühmten Froben der von Gelehrten und Ungelehrten, von der Regierung und der Universität gleich gefeierte Desiderius Erasmus[6]), dessen Umgang auch Keßler genoß und den er uns vorführt als einen „tubgrawen ehrsamen Alten, einen kleinen zarten Menschen in einem langen blauen Rocke mit weiten Ermeln". — An ihn schloß sich an der bedeutendste der jüngeren Humanisten der Universität, Heinrich Loriti, von seiner Heimat genannt Glarean, der in seiner Burse eine Anzahl aufstrebender Jünglinge versammelte, die er vorzüglich mit den alten Classikern bekannt zu machen suchte. — Unter den einflußreicheren Lehrern, welche an der theologischen Facultät zur Zeit Keßler's wirkten, mögen angeführt werden Ludwig Bär[7]) aus Basel, der in Paris studirt und mit Auszeichnung die Doctorwürde gewonnen hatte, ein Mann von feiner humanistischer Bildung, zugleich Freund und Geistesverwandter des Erasmus, und Wolfgang Fabri Capito aus Hagenau, der durch Predigt und Unterricht die ersten reformatorischen Ideen in Basel anregte, aber schon im J. 1520 einem Rufe des Kurfürsten Albrecht nach Mainz folgte.

Vielfach angeregt von den neuen Ideen, die damals anfingen, namentlich in den wissenschaftlichen Centren, wie Basel war, von Mund zu Mund besprochen zu werden, nicht unbekannt mit den Schriften Luther's, die besonders die damalige Jugend mächtig ergriffen, finden wir in den ersten Monaten des Jahres 1522 Johannes Keßler mit noch einem Landsmanne Spengler auf dem Wege nach Wittenberg, dessen ausgezeichnete, eine neue Bahn einschlagende Lehrkräfte damals ansehnliche Scharen von Jünglingen aus aller Herren Länder anzogen. „Dann wir," sagt Keßler[8]), „von sinet (Luther's) wegen unser fart unternommen haben, so wir verstond, wie er das priesterthumb samt der mäß als ainen ungegrundten gottesdienst welle umbstoßen, dieweil wir dann von jugend uff von unsern ältern darzu gezogen und verordnet, das wir priester werden sollen, wend wir gern hören, was er unß für ain underricht geben werde und mit was fug er sollich fürnemmen welle zu wegen bringen". Es war gerade um die Zeit, da Luther sein ihm vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen auf der Wartburg gewährtes Asyl um der während seiner Abwesenheit in Wittenberg ausgebrochenen Unordnungen willen verlassen hatte und auf dem Wege nach dem Musensitze sich befand.

Da trafen die beiden Schweizer in dem Gasthofe „Zum schwarzen Bär" bei Jena den noch als Rittersmann gekleideten Luther, wie er am Tische saß, die Rechte am Schwertknopf haltend, mit der Linken ein Büchlein umfassend, das sich später als einen hebräischen Psalter auswies. Gar bald zeigte sich der freundliche Rittersmann tief eingeweiht in die wichtigen Fragen der Zeit und die ehrlichen Schweizerjünglinge, welche den tapfern Ulrich von Hutten vor sich zu haben meinten, waren nicht wenig erstaunt, als sie später in Wittenberg bei ihrem Landsmanne Hieronymus Schurpf neben einem Philipp Melanchthon, Justus Jonas, Nikl. Amsdorff und Augustin Schurpf in dem Doctor Martin ihren damaligen Reisegefährten erkannten.

Es ist leicht zu begreifen, daß Keßler in diesem Kreise mächtige Anregung fand, besonders für das Studium der Heiligen Schrift, und daß er sich immer weiter entfernte von seinem ursprünglichen Ziele, Priester der alten Kirche zu werden. Vor allem war es die Persönlichkeit Luther's, die ihn fesselte durch Predigten und Vorlesungen, des Mannes[9]) „mit den tiefen schwarzen Augen und Brauen, welche blinzen und zwitschern wie ein Stern, daß die nit wol mögend angesehen werden"; ihn stellt er allen andern voran „wegen siner besunderbaren gab und gnad und von wegen siner dapferkeit, von Gott verliehen, das er die warhait wider die irthumb,

1) Sabbata II, 308. 2) Sabb. II, 499. 566. 3) Sabb. I, 197. Bernet, Joh. Keßler. 4) Sabb. II, 202. 5) Vischer, Geschichte der Universität Basel. 6) Sabb. I, 164. 7) Vischer a. a. O.

8) Sabb. I, 146. 9) Sabb. I, 122.

so andere schwachhait halber hinderbehalten, unerschrocken dorffen frey heruß reden und schriben". — Bei Melanchthon [10]) hörte er die Erklärung des Evangeliums Johannis, der kleinen unachtbaren Person dem Leibe, dem Verstande und Gelehrsamkeit nach aber einem großen starken Riesen, in dessen kleinem Leibe „ein großer und unüberfehlicher Berg, Kunst und Weisheit verschlossen liegen"; auch eine Vorlesung des bekannten A. Bodenstein [11]) (Karlstadt) über Jeremias, als derselbe vom Herzoge Friedrich wieder nach Wittenberg berufen worden war, hörte Keßler, sowie des Bugenhagen [12]) aus Pommern Erklärung der Psalmen und einiger Paulinischer Briefe, während er wegen seines Abschieds aus Wittenberg aus dem Propheten Jesaias nur die 40 ersten Kapitel zu hören bekam.

Freilich war dem fleißigen Studenten sein Auskommen knapp zugemessen wie schon in Basel; er ermahnt darum in späteren Jahren seinen Sohn Josua in einem Briefe vom Jahre 1548 zur Genügsamkeit und erinnert ihn daran, wie er in seinem abgetragenen zerfetzten Anzuge den reichgekleideten Musensöhnen ein Gegenstand des Abscheus gewesen sei; eine Schule der Demuth, die ihn nie gereut habe, wobei er auch seines großen Namensbruders im Gewand von Kamelhaaren gedenkt. Dagegen besaß Keßler den großen Vortheil, um den ihn mancher günstiger gestellte Student mit schelen Augen ansehen mochte, nämlich daß er sich des engeren Umgangs mit den genannten ausgezeichneten Lehrern, die er in ihren Häusern aufsuchen durfte, erfreuen konnte. Zu den Professoren, die sich seiner auf freundliche Weise annahmen, gehörten auch seine Landsleute Hieronymus und Augustin Schurpf von St.-Gallen, von denen der erstere, ein Rechtsgelehrter, Luther's besondere Zuneigung besaß, seit er denselben auf den Reichstag zu Worms begleitet hatte, während der letztere in der medicinischen Facultät angestellt war.

Nur zu schnell verflossen bei so anregendem Umgang die anderthalb Jahre, die dem Aufenthalte in der Elbstadt, dem Mittelpunkte der damaligen geistigen Bewegung, anberaumt und entscheidend waren für den Lebensberuf Keßler's. Was sollte er nun beginnen, als er am 9. Nov. 1523 in seiner Vaterstadt anlangte? Als angehender Priester war er ausgezogen; aber wie hätte bei seiner angeborenen Wahrheitsliebe die in Basel schon gepflanzte, in Wittenberg für immer gewonnene neue Ueberzeugung es ihm gestatten können, die Priesterweihe anzunehmen? Er ging den Weg, den in dieser heftig bewegten Zeit manch edle, die im Kampfe errungene Wahrheit einer sichern angesehenen Stellung vorziehende Persönlichkeit einschlug, er vertauschte den Hörsaal mit der Werkstätte; er wollte lieber als ehrlicher Handwerksmann sein Brot verdienen, als wider sein Gewissen handeln; er begab sich, dem Beispiele eines Collin und Plater folgend, bei einem Sattlermeister, Hans Nell, in die Lehre, dessen Werkstätte er später auch kaufte.

Aber nicht in der Verborgenheit der stillen Werkstätte sollte Johann Keßler sein Licht unter den Scheffel stellen; schon am Neujahrstage 1524 ersuchte ihn eine Anzahl „gutherziger" Männer und Brüder [13]), unter welchen auch Wolfgang Wetter, genannt Jusli, Prädicant, sie in die Heilige Schrift und in die Wahrheit des christlichen Glaubens einzuführen. So begannen die Sonntagsvorlesungen mit dem Dreikönigstage, dem 6. Jan. 1524, zuerst in einem Bürgerhause, und als die Zahl der Theilnehmenden stets zunahm, auf einer Zunftstube, was der Sache bald einen öffentlichen Charakter gab. — Diese Bemühungen Keßler's konnten nicht anders als den neuen Ideen eine immer weitere Verbreitung geben, zumal sie nicht vereinzelt waren; stand ihm doch zur Seite der durch Geist und Charakter sowie durch vielseitige Studien ausgezeichnete, seit seiner Rückkehr von Wien zum Stadtarzt und Rathsherrn und im J. 1526 zum Bürgermeister erwählte Joachim von Watt, genannt Vadianus, im guten Sinne ein Freund des Volks, der durch sein unausgesetztes Einwirken auf Personen aus allerlei Ständen, durch Verbreitung lutherischer Schriften, durch seine Freundschaft mit Ulrich Zwingli die Sache der Reform mächtig förderte, sodaß dieselbe immer mehr das Tagesgespräch wurde und man an allen Enden und Orten der Stadt auf Leute stieß, die sich über Religionsgegenstände unterhielten oder sich von irgendeinem, der hierin etwas mehr als andere wissen wollte, unterrichten ließen. [14]) Ja auch von der Kanzel der St.-Laurenzkirche vernahm man aus dem Munde des Benedict Burgauer und Wolfgang Wetter das Evangelium freier von Zusätzen und römischer Entstellung; auch Georg Gugi, „mein geliebter bruoder" als Pfarrer zu Klein-Rickenbach von dem Landvogte zu Frauenfeld um der evangelischen Lehre willen vertrieben, der später von der Stadt Memmingen als ihr Prädicant zu der Disputation in Bern abgeordnet ward, sowie der gewesene Mönch in St.-Lucia in Bündten, Wolfgang Schorant, genannt Ulimann, der später zu den Wiedertäufern überging, vermehrten die Kräfte der Evangelisch-Gesinnten. Was vermochten gegen solche immer mächtiger hervortretende Volksstimmung die heftigen Controversreden des Münsterpredigers Wendelin Oswald auszurichten?

Freilich thaten auch die Altgesinnten, an deren Spitze der Abt Franz Geißberger, ihr Möglichstes und wandten sich an die Cantone; diese ließen es nicht fehlen an mehrmaligen ernstlichen Mahnungen, „von dem teufelischen Mißglauben" abzustehen und keine lutherische Prädicanten oder gar laische ungeweihte Personen predigen zu lassen; solchem Unwesen könne man nicht länger zusehen. Besonders war es auf den ungeweihten Keßler abgesehen; an der Tagsatzung vom 3. Sept. [15]) 1524 wird den Boten von St.-Gallen (zugleich mit denen von Mülhausen) eine Abschrift aller Artikel mitgetheilt, die sie „lutherischer Sekte halb" in ihrer Stadt brauchen; sie seien als Eidgenossen verpflichtet, wie die andern Orte die alten Gebräuche zu erhalten; denn „wir Eidgenossen

10) Sabb. I, 173. 11) Sabb. I, 153. 12) I, 174. 13) Sabb. I, 198. 14) Hottinger, Geschichte der Eidgenossen, I, 408. 15) Eidg. Abschiede IV. I[a], p. 487.

haben den festen Entschluß gefaßt, in unsern Gebieten solch neuen Glauben abzuthun und ihn, soweit Leib und Gut reichen, gänzlich auszurotten. Darum sollen die Obern von St.-Gallen ihren Keßler anhalten, von seinen Predigten und Vorlesen auf den Stuben abzustehen. Darauf[16]) wurde am 15. Sept. dem Keßler angezeigt, daß er „sins lesens ain Zeit stillstand". Aber schon am 12. Nov. wurde mit Rücksicht auf eine Demonstration der Bürger das zeitweise bestandene Verbot, außerhalb der Kirche zu lesen, d. h. Vorträge zu halten, in etwas verhüllter Weise zurückgezogen. Nicht lange nachdem sich Keßler gutwillig dazu verstanden, seine Vorlesungen einzustellen, und sich wieder in seine Werkstätte zurückgezogen hatte, wurde er aufs neue aus seiner Verborgenheit hervorgezogen, indem er mit dem schon genannten Wolfgang Schorant und Dominik Zili, dem Schulmeister, den Keßler[17]) einen gelehrten, frommen und verständigen Mann nennt, vom 2. Febr. 1525 an Bibellectionen hielt und zwar in der ihnen vom Rathe eingeräumten Pfarrkirche St.-Laurenz, nachdem der Platz an der Kirchhofmauer der von dem Abte geschlossenen St.-Mangkirche, sowie die später benutzten obern Räume des Schlachthauses sich als ungenügend erwiesen hatten. Aus diesen Bibellectionen, welche der Wirksamkeit Keßler's einen mehr officiellen Charakter verliehen, entwickelte sich später die sogenannte Frühpredigt (Läse), welche jeden Sonntag und Feiertag morgens um 5 Uhr bis in neuerer Zeit abgehalten wurde.

Als aber im J. 1525 die heftigen Umtriebe der Wiedertäufer begannen, welche in das St.-Galler Reformationswerk viele Trübung brachten, als Schorant, sein bisheriger Gehülfe und College, selber zu den Wiedertäufern übertrat, zog sich Keßler von dem öffentlichen Kampfplatze zurück, da es seinem eher stillen und bescheidenen Wesen nicht zusagte, den Stürmen die Spitze zu bieten. Findet er es ja nöthig, sich zu entschuldigen, daß er[18]) in seiner Chronik von seiner Person und seiner Arbeit Erwähnung thue, was gewiß nicht aus Ruhmsucht geschehe, da wir ja alles von Gott empfangen, der es wieder nehmen könne, wenn es ihm gefalle.

Das erste öffentliche Auftreten der Wiedertäufer geschah bei dem Anlaß[19]), als Keßler bei der Auslegung des 6. Kapitels des Römerbriefes über die Kraft des Wortes Taufe und seiner Bedeutung zu reden begann; da erhob Lorenz Hochrutiner, „der von etwas freffels wegen von Zürich verbotten", ein fleißiger Schüler des bekannten Konrad Grebel, Schwagers von Vadian, seine Stimme, indem er Keßler schweigen hieß, gegen die Kindertaufe redete und ihm mit einer Schrift drohte, die ihm hart werde zu verdauen, die auch bald und zwar von Grebel anlangte, worin die Freunde Keßler's vor ihrem Prediger gewarnt werden, dessen Reden in Betreff der Taufe aus dem Teufel wären u. s. w. Ein weiteres Eingehen in die Irrungen und Schwärmereien der Wiedertäufer[20]) kann nicht in einen Lebensabriß Johann Keßler's gehören, zumal dieser die über seine Kräfte gehende Aufgabe, die in ihren Irrungen immer weiter gehenden Schwärmer eines bessern zu belehren, seinen energischern Freunden Vadian, Zwingli oder der Zeit überlassen mußte.

In dieses nämliche Jahr 1525 fällt auch die Verehelichung[21]) Keßler's mit Anna Feßler, beide in ihrem 23. Lebensjahre; der Kirchgang fand statt am 29. Oct.; der das Ehepaar einsegnende Pfarrer war der Prädicant zu St.-Laurenz, Wolfgang Jusli; die hervorragendsten Hochzeitsgäste Dr. Joachim Watt, Dominicus Zilli, Schulmeister, Hans Rütiner, der allerhand schriftliche Beiträge über seines Freundes Leben hinterlassen hat, dem Keßler auch seine Sabbata zueignet, so eng mit demselben verbunden wie zwei Seelen in Einem Leibe.[22])

Von nun an scheint die Sattlerwerkstätte sein Hauptarbeitsfeld gewesen zu sein, ohne daß er jedoch aufhörte, sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen und gelehrten Umgang zu pflegen. Gehörte er doch zu dem engeren Freundeskreise des berühmten Reformators von St.-Gallen, Vadianus, dessen[23]) „wißhait, gelerte und verstand wir zu diesen schwebenden und gefarlichen loffen gantz nottdürfftig sind". Ihm übergab Vadian als Zeichen seiner Freundschaft seine Chronik der Aebte von St.-Gallen am 13. Jan. 1546, nämlich dem „wolgelerten, seinem sonders guten freund und gesellen, Johann Keßler, burger und vorstender der leere der stat zu St.-Gallen, mit gutem willen, dasselbe zu brauchen nach seinem gefallen, doch zu frommen nutz und eere der frommen stat zu St.-Gallen". Auch erfahren wir, daß, so oft Fremde von wissenschaftlicher oder politischer Auszeichnung die Stadt besuchten, Keßler in ihrem Kreise nicht fehlen durfte. So erzählt er selbst[24]), wie er in dem Unglücksjahre 1531 mit Dr. Joachim von Watt, damaligem Reichsvogt, und dessen Bruder David, seinem Herzensfreunde Johann Rütiner u. a. auf die Höhe der Bernegg stieg, um daselbst den auch von Theophrastus von Hohenheim, der damals in St.-Gallen weilte, gedeuteten Kometen zu besichtigen, wobei sie auf der Höhe im thaufeuchten Grase gelagert, von Dr. Joachim liebliche Belehrung empfingen in der herrlichen sterngeschmückten Nacht über die wunderbare Ordnung der Schöpfung, sowie über die fruchtbare reiche Landschaft, die ihnen zu Füßen lag und die er kürzlich mit Sebastian Münster vom nämlichen Standpunkte aus besichtigt habe. Ferner wird erzählt, daß Vadian unter andern das Werk „Farrago de collegiis et monasteriis Germaniae veteribus" dem Gutachten Keßler's unterworfen und besonders in sprachlicher Hinsicht gern Berichtigungen von ihm angenommen und daß Keßler Vadian's geographisches Werk „Epitome trium terrae partium" für den Druck in Ordnung gebracht habe. Endlich erzählt Keßler in seinem lateinisch geschriebenen kurzen Lebensabrisse Vadian's, wie dieser, als er sich dem Tode nahe fühlte, seinem Freunde zum Andenken an ihre

16) Strickler, Actensammlung I, 310. 17) Sabb. I, 204. 18) Sabb. I, 199. 19) Sabb. I, 264. 20) Sabb. I, 270. 21) Sabb. I, 378. 22) Sabb. I, 30. 23) Sabb. II, 1. 24) Sabb. II, 289.

Freundschaft das von ihm täglich gebrauchte Neue Testament in die Hände gedrückt habe.

Zu seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen gehört namentlich die Abfassung seiner Reformationschronik, die er Sabbata nennt, weil er sie an den Sabbaten, d. h. Feiertagen und Feierabendstunden, einer Zeit, da männiglich von der Handarbeit ruht, schläft oder in den Abendstunden allerlei Kurzweil treibt, verfaßt habe; er verwahrt sich dabei gegenüber seinen Kindern ausdrücklich gegen den Vorwurf, als ob er darum sein Handwerk versäumt habe, und empfiehlt ihnen, seine Arbeit in Ehren zu halten.

Aber auch in seiner Zurückgezogenheit ward er von seinen Mitbürgern keineswegs vergessen; sie ernannten ihn 1532 zum[25]) Eilfner auf der Schuhmacherzunft, welche, aus jeder der 6 Zünfte der Stadt gewählt, mit den Kleinräthen und Zunftmeistern zusammen den großen Rath bildeten, und im J. 1536 zum Vierer[26]), einem aus 4 Männern bestehenden Collegium, welchem die Austheilung einer wöchentlichen Handreichung an die Armen oblag. Im nämlichen Jahre wurde ihm noch eine andere, wichtigere Mission zutheil; in diesen Tagen, wo die Gemeinden der Landschaft noch in Betreff der Einführung der neuen Lehre schwankten, kam es nicht selten vor, daß von manchen Orten an die seit 1525 für die Reformation entschiedene Stadt die Aufforderung erging, für eine gewisse Zeit ihnen Prediger zu senden. So am 14. März 1536 von seiten der evangelischen Gemeinde zu St.-Margarethen im untern Rheinthale, welche für etliche Sonntage um Sendung eines Prädicanten bat, bis sie einen eigenen überkommen möchten.[27]) „Uff sollichs ward ich, wiewol nit ein predicant, sunder ain unverständiger handwerksmann gebeten, etwas zitt mit den biderben luten das best zu thun und meinen möglichen fliß anzewenden." In ähnlicher Weise war auch der schon genannte Schullehrer Dominik Zili auf etliche Sonntage denen zu Rheinegg und Thal zu dienen verordnet worden. Erst nach Verlauf eines ganzen Jahres ward Keßler wieder ersetzt, um bald seine Werkstätte für immer zu schließen; es war am 7. Febr. 1537 der Tod des tüchtigen, wohlgelehrten, auch der Musik und hebräischen Sprache kundigen Sebastian Kurz, der, in der im J. 1533 neu organisirten Lateinschule angestellt, ihm den Weg zu der Schulmeisterstelle eröffnete[28]), an welcher er Griechisch und Latein zu unterrichten und etwa kranke Prädicanten auf der Kanzel zu ersetzen hatte; eine Stelle, welche er nach 13jähriger Ausübung des Sattlerhandwerks nur nach einigem Bedenken annahm und am 21. Febr. 1537 wirklich auch antrat, indem er den Herren des Rathes dafür dankte, daß ihre Weisheit ihm das liebste und beste Kleinod, ihre Jugend, anvertraue.

Seitdem er nunmehr sein Handwerk aufgegeben hatte, wurde er als Mitglied des geistlichen Standes betrachtet, im J. 1540 trat er in das unlängst aufgestellte Ehegericht[29]) ein und am 6. Sept. 1542 wählte der Rath ihn nebst Anton Zili, einem gewesenen Priester des Papstthums, und Johann Valentin Fortmüller, gewesenem Pfarrer zu Diessenhofen, der aber durch den Vogt zu Baden von seiner Stelle vertrieben worden war, zum ordentlichen Prediger an der St.-Laurenzkirche, also zum Stadtpfarrer, jedoch mit Beibehaltung seiner Schullehrerstelle und mit der Bestimmung, daß er nur je am dritten Sonntage eine Predigt zu halten habe. — Vom J. 1552 an scheint Keßler Actuar der St.-Gallischen Synode gewesen zu sein, da er bis an sein Ende die Acten derselben aufzeichnete, und im J. 1554 wurde er zum Mitglied des Schulraths[30]) gewählt, da auch hier wie anderwärts, wo die neue Lehre ins Leben getreten war, eine gründliche Reorganisation des Schulwesens ein Hauptaugenmerk der geistlichen und weltlichen Leiter des Staates war. Am 8. Febr. 1560[31]) wurde ihm wegen zunehmender Altersbeschwerden vom Rathe gestattet, sich des Predigens gänzlich zu enthalten und nur noch seine Schulstelle sowie andere Amtsverrichtungen beizubehalten; auch wurde ihm später sein Sohn Johannes, auch ein Geistlicher, als Gehülfe im Lehramte beigesellt. Noch im J. 1571, am 30. April, wurde er vom Rathe ersucht, soviel sein Alter erlaube, mit Predigen auszuhelfen „zur Vermeidung allerlei Uebels"[32]), und am 1. Aug. wurde diese Bitte wiederholt: er möge bis auf nächste Fronfasten mit Predigen sein Bestes thun. Ja im nämlichen Jahre wurde er zum Antistes[33]) der St.-Gallischen Kirche ernannt; in dieser höchsten Würde blieb er, bis ihn in seinem 72. Lebensjahre der Tod aus dieser Zeitlichkeit abrief.

Das Ansehen, das Keßler wegen seiner persönlichen Eigenschaften und seiner amtlichen Stellung genoß, brachte es mit sich, daß er nach dem im J. 1551 erfolgten Tode Vadian's als dessen Nachfolger auftrat, als Repräsentant[34]) der St.-Gallischen Kirche gegenüber der übrigen evangelischen Eidgenossenschaft und dem Auslande, sodaß aller Verkehr mit den andern schweizerischen Kirchen durch seine Hand ging. In der sogenannten Vadianischen Briefsammlung auf der Stadtbibliothek von St.-Gallen finden sich zum Beweise, in welcher Achtung er bei den trefflichsten Zeitgenossen gestanden, eine Anzahl Briefe an ihn von Antistes Bullinger, Theodor Beza, Landamman Bodmer in Appenzell, Christoph Froschauer, Simon Sulzer und andern. Ihn nannte das Volk nach damaliger Sitte nur den alten Schulmeister; seine Collegen und Obern erkannten in ihm den Reformator.

Johannes Keßler ist ein echtes Kind jener sturmbewegten, nach Wahrheit suchenden Zeit; als er in Wittenberg dieselbe gefunden zu haben glaubte, widmete er sich, eine sichere geachtete Lebensstellung aufgebend, dem Handwerke, um in der so gewonnenen unabhängigen, wenn auch bescheidenen Lage seiner Ueberzeugung treu zu bleiben. Von seinen Zeitgenossen und Mitbürgern immer mehr geachtet und von einem Vadian seiner vertrauten Freundschaft gewürdigt, steigt er, der schlichte Handwerksmann,

25) Einleitung zu Sabb. von Götzinger. 26) Sabb. II, 439. 27) Sabb. II, 438. 28) Sabb. II, 447. 29) Einleitung zu Sabb.

30) Bernet, Joh. Keßler. 31) Bernet. 32) Bernet. 33) Einleitung zur Sabb. 34) Bernet, Joh. Keßler.

von Stufe zu Stufe bis zur höchsten Würde der Geistlichkeit; daß er bei aller Befangenheit in den Zeitideen sich doch einer gewissen Freiheit befleißigen, davon zeugt der Umstand, daß er seine beiden ältesten Söhne, David und Josua, nach der bei der schweizerischen Orthodoxie nichts weniger als gut angeschriebenen Universität Straßburg begleitete, um daselbst ihre theologischen Studien zu vollenden, und daß er sie in einem Briefe von der Heimat aus vor Autoritätsglauben und unbedingter Aufopferung ihrer geistigen Selbständigkeit warnte. Weniger frei von theologischen Bedenklichkeiten zeigt er sich als Schullehrer in der Auswahl der zu lesenden Schriftsteller, wobei ihm Vadian rathend zur Seite stand; beide waren der Meinung, daß die heidnischen Dichter, weil der Jugend gefährlich, so viel möglich beseitigt werden müßten. Beide erklärten sich für die Christiada des Marcus Hieronymus Vida, Bischofs zu Albi, der, aus Cremona gebürtig, im J. 1566 starb, Verfasser einer Art Messiade, im Versmaße eines altlateinischen Heldengedichts; doch scheinen die Oden des Horaz nicht ganz aus der Schule verbannt gewesen zu sein. Neben den alten und der hebräischen Sprache war er auch in der Mathematik wohl bewandert und verfertigte eine Sonnenuhr an der St.-Laurenz-Kirche. Sein Hauptwerk Sabbata, 2 Bände der Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte, deren Herausgabe der Historische Verein in St.-Gallen besorgt, hat Dr. Ernst Götzinger als Chronik der Jahre 1523—1539 herausgegeben als eine Hauptquelle für die Geschichte der Reformation zu St.-Gallen und der benachbarten Landschaft.

Seine Vita Joachimi Vadiani ist bei Anlaß der Versammlung der Schweizerischen geschichtsforschenden Versammlung in St.-Gallen im J. 1865 durch den Historischen Verein aus einer Handschrift auf der Bibliothek abgedruckt worden.

Handschriftlich ist geblieben die kleine Arbeit: „Wie man machen sol Quadranten oder Cirkel", und ein Gedicht: Expostulatiuncula brumae cum vere, und endlich eine zahlreiche Sammlung von Briefen in den literae miscellaneae der Stadtbibliothek. Die Schrift: De viris illustribus (Sabb. I, 176) scheint nicht zu Stande gekommen zu sein; Dr. Götzinger hält die 7 Blätter, die 1527 den Tod Leonhard Kaiser's enthalten, für Fragmente des unvollendeten Buches.

(W. Fetscherin.)

KESTE, bei Pferden hornige Warze am innern Theile des Schenkels über dem Knie. *(W. Löbe.)*

KESTENHOLZ (franz. Chatenois), elsässer Flecken, schön gelegen am Ostfuße des Wasgen-Waldes (Vogesen) und zwar am Eingange zum Weiler-Thal, wo sich Leber und Giesen vereinigen, 5 Kilom. westlich von Schlettstadt. Es hat Bahnhof, Post- und Telegraphenamt und eine katholische Pfarrkirche. Die 3718 Bewohner (1875) treiben Baumwollspinnerei und Weberei, Sägemühlen, einen Eisenhammer, Weinbau und besitzen Mineralquellen nebst Badeanstalt; letztere, von 20 bis 27° C. Temperatur, sind verschiedener Art, indem sie Natron, Jod und Brom enthalten. Ueber dem Orte erhebt sich der Hahnenberg. *(G. A. von Klöden.)*

KESWICK, Marktstadt in der englischen Grafschaft Cumberland, 24 engl. Meilen südwestlich von Carlisle am Nordende des Derwent-Water (Keswick-Sees) an der Mündung des reißenden Greta in den Derwent und am Fuße des hohen Skiddaw, hat eine schöne Lage in dem prachtvollen, rings von hohen bewaldeten Bergen umzogenen und von Wasserfällen geschmückten Keswickthale, wird von Touristen viel besucht, hat ein mineralogisches und ein geologisches Museum und Wollfabriken, welche Kerseys, Swandowns, Blankets (Wolldecken) u. dergl. liefern, besteht aus einer langen Straße von gut gebauten Häusern mit (1871) 2618 Einwohnern. Der Dichter Southey wohnte hier eine Reihe von Jahren in Greta-Hall, weshalb in der englischen Literaturgeschichte Southey und die mit ihm befreundeten Dichter Wordsworth und Coleridge unter der Benennung der „Seeschule" begriffen werden. *(W. Bentheim.)*

KET, auf Ostjäkisch Puni, rechter Zufluß des Ob in den asiatisch-russischen Gouvernements Jenisei und Tomsk, entspringt im Gouvernement Jenisei auf dem Kemtschugskischen Gebirge und bewässert den Tomskischen Kreis des Gouvernements Tomsk. Bald nach seinem Austritte aus dem Kemtschugskischen Gebirge fließt der Ket durch eine niedere sumpfige Gegend, die größtentheils mit Wald bedeckt und zum Ackerbau untauglich ist. Der Ket ist schiffbar, hat eine ruhige Strömung und trübes Wasser. Nach einem Laufe von 395 Kilom. ergießt er sich in drei Mündungen in den Ob. An einem dieser Arme wurde 1596 die Stadt Narym angelegt. Im Anfange des 17. Jahrh. wurden am Ket die Forts Ketski und Makowski errichtet, um die Russen vor den räuberischen Ueberfällen der Eingeborenen zu schützen. Der Ket dient als Wasserweg für die Waaren, die vom Jenisei nach dem Ob transportirt werden. Die Ufer des Ket sind hauptsächlich von Samojeden bewohnt, die nach Castrén einen besondern Dialekt, den ket-samojedischen, sprechen. Die bedeutendsten Zuflüsse rechts sind die Orlowa, Lisiza, Jettgrewa und Naïdagina. Vgl. Castrén, Reisebeschr. II, 102, 150, 167, 168, 211. Stuckenberg II, 361—368.

(A. von Wald.)

KETEL (Cornelis), Historien- und Bildnißmaler, geboren in Gouda 1548; das Todesjahr ist unbekannt. Mit 11 Jahren kam er zum Glasmaler Dirick Pieters, mit 18 siedelte er nach Delft über und trat in das Atelier des A. Blocklandt (Montfoort) ein. Darauf ging er nach Paris und Fontainebleau, wo sich viele flämische Künstler befanden, denen er sich anschloß und fleißig die Werke des Rosso und Primaticcio studirte. Wegen Religionsunruhen verließ er Frankreich und blieb 6 Jahre in Gouda, woraus ihn wieder Kriegsunruhen vertrieben. Er kam 1573 nach London und suchte vorerst die Bilder, die er noch in Holland gemalt hatte, zu verwerthen, um sein Leben zu fristen. Er malte nun Porträts und fand reiche Beschäftigung; auch die Königin malte er 1578 in Lebensgröße, sowie viele Hofleute. Im J. 1581 verließ er England und siedelte sich in Amsterdam an. Auch hier feierte seine Kunst nicht, da er in Harman Rodenborgh Beths einen Gönner fand. Dieser

war Hauptmann der Bürgerschützen und Ketel malte ihn und seine ganze Schützengilde in einem Bilde und brachte dabei auch sein eigenes Porträt an. Auch die Schützengesellschaft des heiligen Sebastian verewigte er 1589 in ähnlicher Weise. Solche Gildenstücke waren in Holland sehr beliebt. Neben Bildnissen malte er auch Historien, wie den reuigen Petrus, die büßende Magdalena, Christus mit den 12 Aposteln, welchen er die Porträts verschiedener lebender Künstler lieh. In übermüthiger Künstlerlaune fing er endlich an ohne Pinsel mit dem Finger zu malen, so sein Eigenbild, eine Madonna, einen Christus mit der Dornenkrone. Beim letztern staunte man, wie er auf diese Art Thränen und Blutstropfen so natürlich darstellen konnte. Er fand in diesem bizarren Unternehmen den Beifall der Menge und es fanden sich immer Leute, die auf diese Art von ihm gemalt werden wollten. Im J. 1600 begann er sogar mit einer Fußzehe zu malen. Ein auf diese Art producirter weinender Philosoph wurde vom Herzoge von Nemours um theures Geld gekauft. Er dichtete auch, modellirte in Thon und Wachs und verstand sich gut auf die Regeln der Perspective. Saenredam, C. Boel und J. Sadeler haben einzelne seiner Compositionen gestochen. *(J. E. Wessely.)*

Ketmie, Pflanzengattung, s. Hibiscus.

KETSCHUA (spr. ketschchuá), auch lengua del Inca, lengua general del Perú, lengua cortesana, lengua del Cuzco genannt, ursprünglich die Sprache der Provinz Cuzco, wurde von den Incas allmählich über ganz Peru verbreitet, nach der Eroberung des Reiches durch die Spanier aber vielfach wieder durch das Wiedervordringen der Provinzialsprachen verdrängt. Als reinster Dialekt gilt der von Quito; außerdem werden als Hauptdialekte das Chinchaysuyu in Mittel-Peru und das Cauki, südlich von Lima, genannt. Die nächstverwandten Sprachen sind Lamano und Calchanki. Das Aymará steht jedenfalls ferner.

Das Ketschua ist eine agglutinirende, und zwar lediglich suffigirende Sprache, die es in Rücksicht auf Bildsamkeit, Feinheit und Durchsichtigkeit des Baues mit den höchstentwickelten Sprachen des uralaltaischen Stammes aufnehmen kann. Vocale und Consonanten sind in harmonischem Verhältnisse gemischt, doch sind die letztern überwiegend hart und rauh, die mediae fehlen gänzlich, harte Gutturale und Palatale, sowie knallend oder schnalzend gesprochene p, t, s sind häufig.

Die Vocale sind a, e, i, o, u; e und o sind selten und meist nur dialektische Vertreter von i und u. Der Laut y = deutsch j kann gedehnt werden und eine Silbe bilden. Bezeichnen wir nun die aspirirten Consonanten mit .ʻ., die geschnalzten mit ˙˙_˙, so ergibt sich folgende Tabelle:

Gutturale: h, ḥ; k (härter als c);
Guttural-Palatale: h', c', k' ch, čh';
Linguale: ll (spanisch ll), r, s, ṡ, s̱;
Dentale: t, t', t̲, n, ñ;
Labiale: p, p', p̲, m.

Der Accent liegt meist auf der vorletzten Silbe. Die Wortstämme sind in der Regel zweisilbig.

Das Substantivum hat zwei Numeri, Singular und Plural; letzterer wird durch das Suffix -cuna bezeichnet. Der einfache Stamm ersetzt den Nominativ; die Suffixe der übrigen Casus sind zum Theil verschieden, je nachdem der Stamm vocalisch oder consonantisch auslautet:

	nach Vocalen	nach Consonanten
Genitiv:	-p (-c)	-pa (-cpa)
Dativ:	-pak	
Accusativ:	-cta	-ta
Illativ:	-man	
Inessiv:	-pi	
Adventiv:	-manta	
Instructiv:	-huan	
Causativ:	-rayku	

Diese Suffixe treten im Plural hinter -cuna, z. B.

yaya, der Vater — yayacuna, die Väter
yayacta, den Vater — yayacunacta, die Väter (acc.)

Ein grammatisches Genus gibt es nicht. Das Adjectivum bleibt als Attribut unverändert, z. B. hatun, hatun h'uasi, das große Haus; hatun h'uasicunapak, den großen Häusern. Das vorgefügte Adverbium ashuan, mehr, oder eine Construction mit dem Adventiv des Verglichenen ersetzt den Comparativ.

Die einfachen Grundzahlen sind: 1 h'uk, suk. 2 iścay. 3 kimsa. 4 tahua, čh'usca. 5 pičh'ca. 6 socta. 7 cančh'is. 8 ṗuśak. 9 iścun. 10 čh'unca. 100 pačh'ak. 1000 huarancạ. In den zusammengesetzten Zahlen tritt die kleinere Zahl vor die größere, wenn sie diese multipliciren, hinter die größere, wenn sie zu dieser addirt werden soll. Letzternfalls wird ihr -yok oder, wenn sie auf k oder einen Doppelvocal auslautet, -niyok angefügt; z. B. kimsa-čh'unca = 30; čh'unca-kimsayok = 13; pačh'ak iścay čh'unca ṗuśakniyok = 128. Ordinalzahlen werden durch das Suffix ñeken, Distributive durch Wiederholung des Zahlwortes mit dem Suffix -manta (z. B. socta socta-manta, je sechs) Multiplicative durch -hamu = -fach, Adverbialzahlen durch -cuti oder mita gebildet.

Die persönlichen Fürwörter sind: ñoc̣a, ich; ñoc̣anchik, wir (inclus.); ñoc̣aycu, wir (exclus.); c̣am, du; c̣amcuna, ihr. Das pron. 3. pers. wird durch das Demonstrativwort pay, Plural paycuna ersetzt. Andere Demonstrativwörter sind: cay, dieser; čh'ay, jener; čhacay, jener dort. Fragend sind: pi? wer? ima? was? mayc̣an? welcher? Hieraus werden durch das Suffix -pas drei pronomina indefinita gebildet. Die Declination ist überall der substantivischen in der Hauptsache gleich.

Als Possessivpronomina dienen Suffixe:

-y, mein	-nčh'ik, unser (incl.)
	-ycu, unser (excl.)
-yki, dein	-ykičh'ik, euer
-n, sein, ihr	-n, -ncu, ihr.

Diesen werden die Plural- und Casussuffixe nachgefügt, z. B. auc̣a-ncu-cuna-pak, ihren Feinden. Mit dem

Pronomen kiki, ſelbſt, verbinden ſich die Pronomina auf dreierlei Weiſe, entweder in ihrer ſelbſtändigen oder in ihrer poſſeſſiven Form, oder in beiden zugleich; z. B. ñoča-kiki, kiki-y, ñoča-kiki-y, ich ſelbſt, cay-kiki, cay-kiki-n, dieſer ſelbſt.

Ueberaus entwickelt iſt das Verbum. Seine Conjugation zerfällt in eine objectsloſe, nur die Verbindung des Subjects mit dem Verbum darſtellende, und in vier ſog. Tranſitionen, in welchen das pronominale Objectselement mit vertreten iſt. Das Paſſivum iſt nur auf ſyntaktiſchem Wege darſtellbar. Die Perſonalſuffixe ſind, mit gewiſſen Ausnahmen, die poſſeſſiven; doch büßen die 2. pers. sing. und plur. zuweilen ihr anlautendes y ein: -ki, -kič'ik. Das Präſens hat den Charakter -n, welcher in der 1. pers. plur. excl. ſchwindet, in den 3. perss. und der 1. pers. pl. incl. mit den Perſonalſuffixen zuſammenfließt; z. B. Stamm: apa, tragen:

	Sing.	Plur.
1.	apany	apanč'ik
		apaycu
2.	apanki	apankič'ik
3.	apan	apancu

Abweichend lautet das Futurum:

1.	apaṣak	apasun, apasuncu, apasunč'ik
		apasakcu
2.	apanki	apankič'ik
3.	apanca	apancancu

Im Optativ wird dem conjugirten Worte die Silbe -man ſuffigirt; das -n des Präſens fällt auch in der 1. pers. sing. aus: apa-y-man, apa-nki-man, apa-n-man u. ſ. w. Die 2. pers. sing. und plur. haben aber noch die Nebenformen: apahuak, möchteſt du tragen, apahuakč'ik, möchtet ihr tragen. Das Suffix -mi an der Optativform bildet den Conditionalis. Der Imperativ endlich lautet:

2.	apay	apayč'ik
3.	apač'un	apač'uncu.

Der Subjunctiv hat den Charakter -pti, auf welchen die unveränderten Poſſeſſivſuffixe folgen: apaptiy, daß ich trage; apaptiyki u. ſ. w. Hiervon wird durch das Suffix -mi der Cauſalis abgeleitet: apaptiymi, weil ich trage.

Die übrigen Formen des verbum finitum ſind mit dem Hülfsverbum ca, ſein, haben, zuſammengeſetzt, welches regelmäßig wie apa conjugirt und dem Tempuscharakter nachgefügt wird. Dieſe Tempuscharaktere ſind Perf. -r, -sca, -scam; Imperf. č'ar, Fut. nay, -ncay; z. B. apa-r-ca-n-y, apa-scam-ca-n-y, ich habe getragen; apa-č'ar-ca-n-y, ich trug; apa-scam-ca-r-ca-n-y, ich habe getragen gehabt, hatte getragen; apa-scam-ca-ṣak, ich werde getragen haben; apa-sca-ca-y-man, ich möchte getragen haben; apa-y-man-ca-r-ca, ich hätte tragen mögen; apa-sca-ca-pti-y, daß ich getragen habe; apa-nay-ca-pti-n, daß ich tragen werde; apa-sca-y-ca-pti-n-mi, weil ich getragen habe u. ſ. w.

Das active Participium hat für alle Zeiten das Suffix -k, zugleich Supinum, die paſſiven für Präſens und Präteritum -sca, für das Futurum -na, -nca. Der Infinitiv lautet im Präſens auf -y, im Präteritum und Futurum wie die entſprechenden paſſiven Participien. Der Dativ des Inf. praes. bildet ein Gerundium: apa-y-pak, um zu tragen. Das Suffix -spa verwandelt das Verbum in ein adverbiales Attribut der Zeit oder des Umſtandes: apaspa, beim, im Tragen, durch das Tragen.

Das im Bisherigen ſchon öfter erſchienene Suffix -mi, nach Vocalen -m, iſt Ausdruck der einfachen Copula und tritt ebenſo oft an Verbalformen wie an andere Satztheile, z. B. huaṣi-y hatun-mi, mein Haus iſt groß; pay-ta-m apa-n-y, ihn ſchlage ich.

Iſt das Subject ein belebtes Weſen und das Object die erſte oder zweite Perſon, ſo finden die ſog. Tranſitionen ſtatt. In der erſten Tranſition iſt die erſte Perſon Subject, die zweite Object. Der Plural des Subjects muß durch das entſprechende Pronomen beſonders ausgedrückt werden. Der Tempuscharakter -n fällt in der Regel aus. Pronominalſuffixe ſind:

y-ki, ich (wir) dich -ykič'ik, ich (wir) euch; z. B. apayki, ich trage dich; ñočaycu apaykič'ik, wir tragen euch; aparcayki, ich habe dich getragen. Das Futurum iſt unregelmäßig: apaskeyki, ich werde dich tragen; apascam caskeykič'ik, ich werde euch getragen haben.

Die zweite Tranſition, von der dritten Perſon zur zweiten (er [ſie] — dich, euch), ſchaltet als Subjectselement die Silbe -su vor dem Tempuscharakter ein und läßt auf dieſen -ki, -yki, -kič'ik, -ykič'ik folgen. Auch hier verlangt der Plural des Subjects beſondern pronominalen Ausdruck. Beiſpiele: apasunki, er trägt dich; paycuna apasunkič'ik, ſie tragen dich; apasuptiyki, daß er dich trage; apasunkiman, er möge dich tragen.

In der dritten Tranſition: du oder ihr — mich (uns) vertritt -hua, vor dem Tempuscharakter ſtehend, das Object, hinter dieſem -ki, -yki, -kič'ik, -ykič'ik, das Subject, welches alſo Pluralbezeichnung trägt; hinter dieſem kann -cu den Plural des Objects anzeigen; z. B. apahuanki, du trägſt mich; čamcuna ñočaycucta apahuankič'ik oder čamcuna apahuankič'icu, ihr tragt uns u. ſ. w.

In der vierten Tranſition: er (ſie) — mich oder uns, wird ebenfalls -hua eingeſchoben, aber im Plural des Objects -č'ik oder -ycu, -cu angefügt, z. B. apa-hua-n-mi, er trägt mich; apa-hua-n-č'ik, er trägt uns (incl.); apa-hua-ṣu-n-cu er wird uns (excl.) tragen u. ſ. w.

Rechnet man zu alledem abgeleitete und paraphraſtiſche Conjugationen, ferner einen reichen Apparat wortbildender Suffixe, ſo hat man einen ungefähren Begriff von der reichen Entfaltbarkeit dieſer Sprache in Rückſicht auf Wort- und Formenſchöpfung.

Der Satzbau leidet an einer gewiſſen Einförmigkeit der Wortfolge: das Verbum beſchließt den Satz,

alle näheren Bestimmungen gehen dem zu Bestimmenden voraus, Zeit- und Ortsangaben können den Satz eröffnen. Dafür besitzt diese Sprache, dank der Menge ihrer Wortformungsmittel und Hülfswörter und der feinsinnigen Oekonomie, womit sie diesen Reichthum verwerthet, zwei andere Vorzüge, welche ihre Leistungsfähigkeit auch für höhere literarische Zwecke verbürgen: die Fähigkeit zum Bau wohlgegliederter zusammengesetzter Sätze und mannichfache Unterscheidungen der logischen und psychologischen Modalitäten.

Bekanntlich bedienten und bedienen sich wol zum Theil noch die Peruaner anstatt der Schrift der sog. k'ipu (quipu, quipos). Dieselben bestehen aus mannichfach geknoteten, verschiedenfarbigen Schnürchen, welche an eine andere Schnur gereiht sind, etwa wie Schriftzeichen an die gemeinsame Linie. Zum Theil dienen diese Knotenschnüre lediglich der Rechnungsführung: Art, Geschlecht, Alter und Stückzahl des Viehes u. dgl. wird am k'ipu des Hirten verzeichnet. Zur Zeit der Incas aber müssen diese Schnüre eine wirkliche Literatur gebildet oder doch vertreten haben, deren zahlreiche Ueberbleibsel sich noch in den Grabstätten und Ruinen des alten Reichs finden. Der Schlüssel zu ihrer Deutung ist freilich noch nicht gefunden, und selbst das scheint noch nicht festzustehen, in welchem Verhältnisse jenes Zeichensystem zur Ketschuasprache gestanden, ob es wirklich einen lesbaren Text oder nur eine Reihe mnemonischer Zeichen dargestellt, welche der Kundige in freier Rede zu deuten oder etwa beim Vortrage auswendig gelernter Stücke zu Unterstützung seines Gedächtnisses zu benutzen wußte. Denn so viel scheint verbürgt, daß die Peruaner nicht nur historische Daten, sondern auch Dichtungen „aufzuknoten" verstanden; hatten sie doch selbst das Drama ausgebildet.

Ein Werk der letztern Art, nach seinem Helden Ollanta oder Ollantay genannt, hat auch in Europa verdiente Aufmerksamkeit erregt. Es handelt von der Liebe des Reichsfeldherrn Ollanta zu der schönen Incatochter Cusi-Coyllur. Der Verfasser ist unbekannt; die Form, vierfüßige Trochäen in der Reimfolge a b b a, läßt mindestens spanischen Einfluß vermuthen, während die Geschichte, die Charaktere und gewisse Eigenthümlichkeiten in der Gedankenverknüpfung auf einen eingeborenen Dichter zu weisen scheinen.

Literatur: I. Grammatiken und Lexika von Domingo de S. Thomas (Valladolid 1560); Diego de Torres Rubio (Sevilla 1603, Lima 1619, 1700, 1754); Francisco del Canto (Los Reyes 1614); J. J. von Tschudi (Wien 1853); Cl. R. Markham (London 1864). II. Wörterbuch von Diego Gonzales Holguin (Los Reyes 1586). III. Grammatiken von demselben (Los Reyes 1607); Alonso de Huerta (das. 1616); D. de Olmos (Lima 1633): Juan Roxo Mexia y Ocon (das. 1648); Esteban Sancho de Melgar (das. 1691); José Fernandez Nodal (Cuzco 1872?); José Dion. Anchorena (Lima 1874); endlich J. J. von Tschudi (Leipzig 1883). Den Dialekt von Quito behandelt eines Ungenannten Breve instruction o Arte de la lengua commune de los Indios segun que se habla en la Provincia de Quito (Lima 1753). IV. Ausgaben und Uebersetzungen des Ollanta von J. J. von Tschudi in seinem Werke: Die Kechua-Sprache, Thl. II (nur Text), dann neubearbeitet mit Uebers. (Wien 1875); José S. Barranca (Lima 1868, Uebers.); Markham (London 1871); Nodal in seiner Grammatik, nur Text, dann besonders mit Uebers. s. l. et a.; Const. Carrasco (Lima 1876, Uebers.); Gav. Pacheco Zegarra (Paris 1878), Text, Uebersetzung und Glossar. (*G. von der Gabelentz.*)

KETTE nennt man im weitesten Sinne ein durch Aneinanderreihen ringartiger Körper (Glieder) gebildetes Ganzes, das je nach der Art der Verwendung aus verschiedenen Materialien bestehen kann. Die Eintheilung der Ketten erfolgt nach ihrer Bestimmung, nach dem Material, der Herstellungsweise und der Form der Glieder. Goldene und silberne Ketten dienen als Schmuck; eiserne braucht man beim Feldmessen (Meßkette), in der Landwirthschaft an Pferdegeschirr und an Fuhrwerken, im Maschinenwesen zur Uebertragung von Kräften sowie zum Heben von Lasten, in der Schiffahrt zur Fortbewegung von Fahrzeugen, zur Sperrung eines Hafens oder Stroms, zum Lichten des Ankers u. s. w. Die am häufigsten zu Ketten verarbeiteten Materialien sind: Schmiedeeisen, Stahl, Gold, Silber, Nickel, Zinn, Messing und andere Legirungen; auch Gußeisen, Kautschuk, Ebonit, Horn, Schildpatt, Holz, Elfenbein und Knochen finden für diesen Zweck Anwendung. Bei Schmiedeeisen und Stahl werden die Glieder geschmiedet und alsdann durch Schweißung vereinigt. Gußeiserne Kettenglieder werden selbstverständlich gegossen; auf dieselbe Weise werden meist Kettenglieder von Gold, Silber, Zinn und leicht schmelzbaren Legirungen verfertigt, doch können dieselben auch durch Zusammenbiegen und nachheriges Löthen von Draht oder Blech oder durch Ausstanzen aus Blech hergestellt werden. Kautschuk und Ebonit werden in bildsamem, weichem Zustande in entsprechende Formen gepreßt; Schildpatt und Horn können, in der Hitze erweicht, gebogen oder gepreßt werden, oder man arbeitet die Glieder direct aus dem Vollen heraus, welch letzteres Verfahren für Elfenbein, Knochen und Holz das allein mögliche ist.

Die größte Bedeutung für die Industrie hat die Fabrikation der schmiedeeisernen, resp. stählernen Ketten. Es wird hierbei ein Eisenstab rothglühend gemacht, an dem einen Ende abgeschrägt und über dem Amboßhorn rund oder oval gebogen, worauf man an der geeigneten Stelle das gebogene Glied von dem Stabe abtrennt (abschrotet). Ein geübter Kettenschmied hat das Abschrägen des Stabendes, das Krummbiegen und das Abschroten auf die erforderliche Länge so rasch vollendet, daß das Eisen noch heiß genug ist, um das Glied völlig zu biegen. Beim Schweißen der Kettenglieder werden diese im Feuer auf Schweißhitze erwärmt und dann in einem Gesenke mit Hülfe des Zuschlaghammers geschlossen. Hierauf wird der mittlerweile wieder rothwarm gemachte Stab vorgenommen, d. h. sein heißes Ende wird durch das erste Glied geschoben, um das Horn gebogen und der

Ring zugebogen; in einer zweiten Hitze wird sodann auch das zweite Glied geschweißt. Stärkere Ketten werden in mehrern Hitzen angefertigt. Um eine Verwirrung der Kette zu vermeiden, werden die einzelnen Glieder nach erfolgter Schweißung mit einer Seite in den Schraubstock gespannt, während die andere Seite mit der Zange gefaßt und um 90° verdreht wird. Bei größeren Ketten, besonders Ankerketten, die dem fallenden Anker sehr schnell und glatt folgen müssen, würde das Verdrehen der Kettenglieder die Festigkeit zu sehr vermindern. Um auf andere Weise ein Verwirren der Kette zu verhüten, setzt man in der Mitte jedes Kettengliedes einen sogenannten Steg ein, wodurch man überdies eine nahezu absolute Undehnbarkeit der Ketten erreicht. Bei der Fabrikation der Ankerketten kommen außer der Handschmiedearbeit verschiedene Specialmaschinen zur Anwendung, und zwar in folgender Weise: Auf einer mechanischen Schere, die mit einer Vorrichtung versehen ist, um die Eisenstange stets unter demselben Winkel zu den Schneidbacken einzuführen, und an welcher außerdem eine verstellbare Schneidlehre angebracht ist, wird das Ketteneisen in Stücke von der zu je einem Gliede erforderlichen Länge geschnitten, deren jedes schräge Enden hat. Die Stücke werden, warm gemacht, auf einer besondern Biegmaschine in ovale Form gebogen, wobei der Querdurchschnitt etwas größer als die Länge des demnächst einzusetzenden Stegs sein muß. Jeder so weit fertige Ring wird nach dem Einhängen in das nächstvorhergehende Glied der Kette im Schmiedefeuer schweißwarm gemacht und in gewöhnlicher Weise geschweißt. Zu dem nun folgenden Einsetzen des Stegs sowie dem gleichzeitigen Ausformen der Kettenglieder verwendet man wieder eine mechanische Vorrichtung. Die Hauptbestandttheile derselben sind zwei mit Vertiefungen in der Form der Kettenglieder versehene Gesenke, von denen das eine auf dem festen Gerüste der Maschine, das andere an einem 2 Met. langen Hebel angebracht ist. Der vom Schweißen noch glühende Ring wird in der Maschine befestigt und zwischen die Gesenke gestellt. Hierauf ergreift ein Arbeiter einen der eisernen Stege mit der Zange und hält ihn genau in der Mitte des Ringes fest; ein zweiter Arbeiter drückt alsdann das Ende des Hebels mit Gewalt herab. Durch diesen Druck, sowie durch die beim Erkalten des Ringes auftretende Zusammenziehung desselben wird ein gutes Festsitzen des Steges bewirkt. Ein originelles Verfahren zur Herstellung von Ketten wurde in England von Alexander Clark erfunden und ihm im J. 1874 patentirt. Mittels dieses Verfahrens ist man im Stande, aus alten Waggonfedern, Waggonachsen, Radreifen u. s. w. sehr haltbare und zugleich hübsch aussehende Ketten zu fabriciren. Das Rohmaterial wird hierbei durch Passiren mehrerer aufeinanderfolgender Walzenkaliber in eine eigenthümliche Form gebracht, die schon die einzelnen Glieder enthält, sodaß dieselben nur zusammengebogen und vereinigt zu werden brauchen. In ähnlicher Weise wie die Clark'schen Ketten sind auch die Ketten aus Bessemerstahl von David und Damoiseau construirt. Eine besondere Gattung der Ketten bilden die Plattenketten, die sowol im größten Maßstabe — Hängebrückenketten —, als in den feinsten Ausführungen — die Aufzugsketten in den Taschenuhren alter Construction — vorkommen. Bei dieser Art Ketten werden glatte Stäbe oder Stäbchen mittels Schrauben oder Nieten in gelenkiger Weise verbunden. Hierzu gehört auch die Galle'sche Gelenkkette, bei welcher die einzelnen Platten keine gerade, sondern eine halbrunde Form haben und die sich besonders zu Kraftübertragungen eignet, da sie sich gut an die Ketten-Zahnräder anlegt. Alle diejenigen der vorbeschriebenen Ketten, welche größeren Zug aushalten sollen, müssen, bevor sie in Gebrauch genommen werden, probirt werden. Es geschieht dies meist auf mechanischen Vorrichtungen (Kettenprobirmaschinen), bei welchen der entsprechende Zug entweder durch Hebelübersetzung oder durch hydraulische Pressung ausgeübt wird.

Gegossene Ketten können keinen größeren Zug aushalten und dienen daher lediglich als Zierde, Gußeisenketten bei Umzäunungen, Messingketten bei Candelabern u. s. w. Zur Herstellung der Ketten von Blech werden Durchschläge, Meißel und Laubsägen, unter Umständen auch Löthwerkzeuge benutzt. Die einzelnen Kettenglieder sind entweder durch Löthung geschlossen, oder der Schluß und die durch denselben bedingte Aneinanderreihung derselben ist durch zweckmäßige Verbiegung hergestellt. Bei den Drahtketten unterscheidet man gelöthete und nicht gelöthete Kettenglieder. Die gelötheten Kettenglieder haben entweder ovale oder kreisrunde Form und entweder sind dieselben verdreht, oder ihre Ebene wurde unverändert gelassen. Zu dieser Gattung gehören die feinsten Kettenglieder, die sogenannten Venetianer Kettchen, bei welchen 30 — 100 Glieder auf einen Zoll Länge gehen. Die ungelötheten Drahtketten werden dadurch hergestellt, daß man die Drahtenden zu Augen (oder, wie bei der zu Kraftübertragungen dienenden Vaucanson'schen Kette, zu Haken) umbiegt. Begreiflicherweise sind diese Ketten nicht widerstandsfähig genug, um einen scharfen Zug aushalten zu können, da die Augen sich sehr leicht wieder öffnen; tragfähiger wird die Kette, wenn man die Augen verlöthet. Ketten aus Holz, Elfenbein, Knochen u. s. w. werden in der Weise hergestellt, daß man zuerst einen Stab von kreuzförmigem Querschnitt erzeugt, auf diesem die einzelnen Glieder vorzeichnet und mit Säge, Schnitzmesser, Stichel und Meißel dieselben ausarbeitet. Alle Ketten erfahren nach ihrer Fertigstellung verfeinernde Nacharbeiten, die sich theils nach dem Zweck des Fabrikats, theils nach dem Werth des verwendeten Materials und nach dessen Beschaffenheit richten.

Die Kette in der Uhr kommt nur noch bei Taschenuhren älterer Construction vor und dient alsdann zum Aufziehen derselben.

In der Weberei versteht man unter Kette die meist stärkeren, die Grundlage des Arbeitsprocesses bildenden, beim fertigen Stoff in der Längenrichtung verlaufenden Fäden (Kettenfäden), zwischen denen beim Weben, durch theilweises Heben und Senken derselben, die kreuzweise zu ihnen liegenden Einschlag- oder Schußfäden hindurchgeschoben werden. Die nahezu horizontal über

Webstuhl ausgespannte Kette ist, ihrer bedeutenden
e wegen, auf eine hinter dem Webstuhle liegende
ge, den Kettenbaum, aufgewickelt, von welcher sie
in dem Maße abwickelt, in welchem sie verarbeitet
, während dem entsprechend das fertige Gewebe von
zweiten, vorn am Webstuhle angebrachten Walze,
Zeugbaume, aufgenommen wird. Mit Kettenscheren
chnet man diejenige vorbereitende Operation, mittels
die zur Herstellung der Kette bestimmte Anzahl
n in der erforderlichen gleichmäßigen Länge abge-
n und parallel nebeneinandergelegt wird. Diese
it erfolgt auf dem sogenannten Scherrahmen, einer
Haspel, von welchem die Kette alsdann leicht in
mäßiger Weise auf den Kettenbaum aufgewickelt

(W. H. Uhland.)

KETTELER oder KETTLER, ein altes einge-
es westfälisches Geschlecht, dessen Name von der
hen Husten und Herdringen im Regierungsbezirke
berg gelegenen Kettelborg ohne jeden andern Beweis
den Namensanklang hergeleitet wird. Als ältester
nmsitz ist Melrich (Merkelinghausen) zu betrachten,
urkundlich bereits im 13. Jahrhundert im Besitze der
ilie war. Nachdem sich um 1420 vom Melricher
ptzweige ein Ast mit dem Beinamen „Mucking" ab-
nnt hatte, der nur bis Beginn des folgenden Jahr-
erts erscheint, spaltete sich der Hauptzweig um
in drei Brüdern in ebenso viele Linien. Gos-
, der älteste der Brüder, wurde Stifter der Linien
Melrich, Hovestadt und Neu-Assen, Rötger begrün-
diejenige zu Alt-Assen, und Konrad, der jüngste
der, diejenige zu Gerkendael, einem von den Herren
Baerst ererbten Sitze. Diese letztgenannte Linie ist
Vergleich zu den beiden andern von geringerer Be-
ung. Aus ihr erhielt Gerhard Kettler zu Gerkendael
(durch seine Gattin) Herr zu Brügge mittels d. d.
2. Oct. 1647 ausgestellten Diploms die Bestätigung
Adels, sowie Ausdehnung desselben auf seine noch
de Mutter Katharina Budde, eine Bürgerstochter
Soest. Die Nachkommen saßen noch Ende des vori-
Jahrhunderts auf ihrem alten Erbe und dienen nach
n Verkauf meist im preußischen Heere. — Es würde
eit führen, die Verzweigung dieses ausgebreiteten
hlechts im Einzelnen zu verfolgen. Wir wenden uns
r Uebergehung der von obengenanntem Goswin stam-
den, bereits erloschenen Nebenzweige unmittelbar zu
n berühmtem Urenkel Gotthard, dem Comthur zu
in, bekannt als Heermeister in Livland. Für die
ihm bewirkte Abtretung Livlands an Polen am
März 1561 zum erblichen Herzog von Kurland und
gallen ernannt, lutherisch geworden (gleich seinem
der, dem Bischofe Wilhelm von Münster), vermählte
ch 1566 mit des Herzogs Albrecht von Mecklenburg
ter Anna und begründete somit die Dynastie der
oge von Kurland aus Kettler'schem Stamme. In
m Sinne erscheint er für sein Geschlecht „berühmt",
die Loyalität seiner Handlungsweise von seinen Zeit-
ssen nicht ebenmäßig beurtheilt. Er starb am 17. Mai
1587, beerbt von seinen Söhnen. Der jüngste, Wil-
helm (geb. 1574, gest. 1639), setzte aus seiner Ehe mit
Sophie aus dem Kurbrandenburgischen Hause den Stamm
fort. Er war der Vater von Jakob (geb. 1601, gest. 1682),
der 1639 folgte, vom Kaiser d. d. Regensburg 16. April
1654 auch den deutschen Reichsfürstenstand erlangte und
mit Luise Charlotte, Tochter des Kurfürsten Georg Wil-
helm von Brandenburg, viele Kinder hinterließ. Es suc-
cedirte Friedrich Kasimir (geb. 1650, gest. 1698). Ihm
wurde vom deutschen Kaiser d. d. Wien 14. Jan. 1696
das Prädicat „Durchlaucht" für sich und den jedesmali-
gen Erstgeborenen verliehen. So stolzen Anflug des
Heermeisters Stamm in Ansehen, Würden und Familien-
verbindungen nahm, er erlosch am 4. Mai 1737 (vgl.
übrigens den Artikel Kurland). — Kurland war für die
Kettler verloren, erhielt aber bereits am 13. Juli des
genannten Jahres einen neuen Herrn, dem Glück und
Gunst zu lächeln schien, wie einst Gotthard Kettler; doch
auch des neuen Stammes Herrschaft nahm ein schnelles
Ende. — Außer diesem herzoglichen Zweige stammt von
genanntem Goswin und zwar aus der Unterlinie Hove-
stadt Friedrich Heinrich von Kettler, der, wie unten
gezeigt werden wird, durch Vermählung mit Maria Jose-
phine Freiin von Kettler aus dem Alt-Assener Hause
deren Besitz Valbert an sich brachte. Seine Nachkommen
(protestantischer Confession) sind derzeit in Schlesien
angesessen und werden von dem in Gotha erscheinenden
Taschenbuche der freiherrlichen Häuser als zweite frei-
herrliche Linie auf Grund des Freiherrndiploms vom
18. Dec. 1675 angeführt. Gegen die Richtigkeit der
Bemerkung genannten Werkes, daß die Glieder dieses
Zweiges in gerader Linie von dem 1675 gefreiten Röt-
ger von Kettler abstammen, läßt sich eine Einwendung
nicht erheben. Es wird aber daselbst nicht gezeigt, daß
solche Abstammung nur durch die genannte Maria Jo-
sephine, Erbin von Valbert, erfolgte, eine Berufung auf
das dem Vorfahren der letztern ertheilte Freiherrndiplom,
um den eigenen Freiherrnstand zu begründen, somit nicht
zulässig ist.

Es erübrigt noch die Linie des Rötger zu Alt-
Assen. Seine drei Enkel (Gebrüder) theilten sich in die
Häuser zu Herdringen (bald erloschen und durch Tochter
an die Hanxleden vererbt), zu Middelburg und zu Alt-
Assen. Diese letztere Linie erhielt in Rötger von Kettler,
Herrn auf Sythen (a. d. H. Alt-Assen) d. d. Wien
18. Dec. 1675 den Reichs-Freiherrnstand, ist erloschen
und vererbte ihren Besitz, z. B. Valbert, durch Heirath
an ein Glied des oben erwähnten Neu-Assener, von Gos-
win stammenden Zweiges. Aus dem Hause Middelburg
stammen die gesammten, heute noch in Westfalen blühen-
den Herren dieses Namens katholischer Confession (die
protestantischen Kettler siehe oben beim Neu-Assener
Hause). Sie blieben der alten Lehre treu ergeben und
stellten fast in jeder Generation der Kirche einen oder
mehrere Diener. Vornehmlich gehört hierher Wilhelm
Emmanuel (geb. am 25. Dec. 1811, gest. am 13. Juli 1877),
Bischof von Mainz (s. diesen in einem besondern Artikel).

Dieser middelburger Zweig besitzt nunmehr die Güter Harkotten, Möllenbeck und Thüle in Westfalen und führt mit Königl. preußischer Genehmigung vom 20. Nov. 1844 den Freiherrntitel.

Das Wappen zeigt im goldenen (auch silbernen) Felde einen rothen Kesselhaken. Auf dem gekrönten Helme wiederholt sich der Kesselhaken zwischen zwei Fasanfedern.

Noch sei zur Orientirung einer Familie dieses Namens Erwähnung gethan, die Anschluß an die obige behauptet, ohne ihn erweisen zu können. Sie stammt von dem Fürstlich ostfriesischen Rathe Johann Vollrath Kettler, dessen Tochter Adelheid (verehlichte von Specht) d. d. Wien 4. Mai 1702 den Reichsadelstand erhielt, und dessen Urenkel, die Gebrüder Christian Rudolf und Johann Vollrath, beide in preußischen Diensten, die Reichsadels-Bestätigung mit dem ihrer Großtante 1702 verliehenen Wappen d. d. Wien 10. Juli 1775 erlangten. — Ihr Wappen ist geviertet, im 1. und 4. silbernen Felde der Kettlerische Kesselhaken; im 2. und 3. goldenen Felde erscheint eine aufgerichtete rothe Schafschere. — Auf dem gekrönten Helme wiederholt sich das Schildchen mit dem Kesselhaken zwischen zwei von Roth und Silber gespaltenen Fasanfedern.

(*H. von Borwitz und Harttenstein.*)

KETTELER (Wilhelm Emmanuel, Freiherr von), im J. 1850–1877 Bischof von Mainz, ein eifriger Vorkämpfer katholischer, resp. ultramontaner Interessen, sodaß die Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands während der letzten Jahrzehnte, besonders der Conflicte mit der Staatsgewalt, mit seinem Namen eng verknüpft ist.

Ketteler stammt aus einer der im vorausgehenden Artikel behandelten Adelsfamilien, und zeigt nicht blos große Liebe zu Heimat und Stand, sondern trägt auch an seiner Person unverkennbar die Züge eines eisernen, unbeugsamen Sohnes der Rothen Erde. Um die Mitte des 15. Jahrh. schon theilte sich[1]) das Geschlecht der Freiherren von Ketteler in die drei Linien Alt-Assen, Neu-Assen und Gerkendahl. Von diesen wandte sich letztere nach Livland, trat zur lutherischen Kirche über, gewann das Herzogthum Curland und Semgallen und erlosch 1737. Die andern beiden Linien dagegen blieben ihrer westfälischen Heimat und der katholischen Kirche in Treue zugethan. Als Sproß der Linie Alt-Assen lebte auf Schloß Harkotten der Freiherr Friedrich von Ketteler (gest. 1832) und zeugte mit seiner Frau Clementine, Freiin von Wenge zu Beck (gest. 13. März 1844) zehn Kinder, darunter sechs Söhne, von welchen Wilhelm Emmanuel der dritte war, geboren am 25. Dec. 1811.

Den ersten Unterricht erhielt er durch Privatlehrer im älterlichen Hause zu Münster und in der Domschule daselbst. Zugleich wurde er durch die Einwirkung seiner frommen Mutter und den Verkehr in den kirchlich angeregten Kreisen Münsters, wo um jene Zeit Fürstenberg, Leopold Stolberg, die Fürstin Gallitzin u. a. lebten, schon früh zu inniger Frömmigkeit und entschiedenem Eifer für die Rechte der Kirche herangebildet. Im J. 1824 brachten ihn die Aeltern in das Jesuiten-Collegium zu Brieg im Canton Wallis, wo er 4 Jahre zubrachte. Wie sehr er die Erziehung der Jesuiten später noch schätzte, beweist ein Brief an seinen Bruder Wilderich (vom 21. Jan. 1841): „Ich gestehe offen, daß ich so sehr für die Erziehung in Jesuitenanstalten eingenommen bin, daß ich mistrauisch auf mein eigenes Urtheil sein könnte. Entschließt Ihr Euch einmal die Kinder andern Händen zu übergeben, so könnt Ihr sie gewiß nirgends besser und sicherer unterbringen als bei den Jesuiten“[2]), und (vom 25. März 1841): „Ich glaube nun einmal nicht, daß je in der Welt eine Erziehungsanstalt in einem Geiste und zu einem Zwecke anders als unter Leitung eines geistlichen Ordens, wo strenger Gehorsam über Meinungen und Ansichten besteht, glückliche Früchte getragen hat.“[3])

Nachdem Ketteler 1829 zu Münster die Maturitätsprüfung bestanden hatte, begab er sich nach Göttingen, um Staats- und Rechtswissenschaft zu studiren. Hier verlor er in einem Duell die Spitze der Nase; die Wunde heilte sehr langsam, und da der strenge Vater ihn ungeheilt nicht sehen wollte, ging Ketteler 1830 nach Berlin. Später studirte er noch ein Semester in Heidelberg, in München und wieder in Berlin, diente 1833 als Einjährig-Freiwilliger bei den Ulanen[4]) zu Münster, bestand beide juristische Prüfungen zu Münster mit Auszeichnung und war 1835—1837 bei der Regierung zu Münster als Referendar thätig. Am 30. Juni 1836 erhielt Ketteler auch die Tonsur[5]), aber nur, um in den Genuß einer Präbende zu kommen. Aber wenn auch die Jagd mit wahrer Leidenschaft betrieben und auch sonst ein ziemlich ungebundenes Leben geführt wurde[6]), so zeigt doch das Verhalten beim Ausbruch des Kölner Kirchenstreites und wiederholte briefliche Aeußerungen, ein wie guter Sohn seiner Kirche bereits der junge Ketteler war. Nur 10 Tage nach der Gefangennahme des kölner Erzbischofs Clemens August (Freiherr von Droste zu Vischering) am 1. Dec. 1837 erbat sich Ketteler einen sechsmonatlichen Urlaub, und noch ehe derselbe abgelaufen war, am 26. Mai 1838, machte er die Anzeige, „daß eingetretene Verhältnisse es mir zur Pflicht machen, zur Zeit aus meinen bisherigen Dienstbeziehungen zur Königl. Hochlöblichen Regierung auszuscheiden“.

Das Vorgehen der Regierung erschien ihm als unerträgliche Vergewaltigung der Kirche und eines Bischofs, der nicht als Staatsbeamter zu betrachten sei[7]) und sein

1) Vgl. das in panegyrischem Stile gehaltene Lebensbild von Paul Münz, Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz, II. Bd. 3. Heft des Sammelwerkes: Der Episkopat der Gegenwart in Lebensbildern dargestellt (Würzburg 1874). Neue (Titel-)Ausgabe 1882.

2) Briefe von und an Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz. Herausgegeben von Dr. J. M. Raich, Dompräbendar und bischöflichem Secretär (Mainz 1879), S. 74. 3) Briefe S. 88. 4) Im J. 1838 ward er wieder zu Uebungen herangezogen als Unteroffizier im münsterschen Landwehr-Ulanenregiment. Vgl. Briefe S. 7. 5) Briefe S. 102. 6) Briefe S. 23. 76. 7) Briefe S. 49.

iches Recht nur nach sorgfältiger Gewissensentschei- ausgeübt habe. Deshalb konnte Ketteler dieser Re- ung nicht mehr dienen, und je kräftiger die Oppo- , desto mehr mag gleich der Gedanke aufgetaucht Priester zu werden. Dem traten aber mancherlei nken entgegen, und erst nach langem innerm Kampfe, uns Achtung vor Ketteler's persönlichem Charakter thigt, kam es zu diesem Entschluß. Zunächst schreibt einem Bruder Wilderich (unterm 9. Juli 1838): s ich thun sollte, weiß ich wohl; da ich einem Staate, ie Aufopferung meines Gewissens fordert, nicht die- will, so bin ich eigentlich auf den geistlichen Stand den Fingerzeig aller Umstände hingewiesen, und doch ich den erforderlichen Entschluß nicht fassen und bin unendlich weit davon entfernt. Um mich zum geist- Stande würdig umzugestalten, wären größere Wun- erforderlich als Todte aufzuwecken."[8]) Mit Eifer te er sich dem Studium theologischer Werke zu, der tik von Görres, Kreuzhage's Beurtheilung des Her- nismus u. a. Im Frühjahre 1839 begab sich Ket- nach München, um hier einen Entschluß über die altung seines künftigen Lebens zu fassen, aber ob- er hier, abgesehen von einigen Jagden, nur den ien und dem Umgange mit Görres lebte, auch auf eisen durch Tirol und die Bairischen Alpen die Ein- eit aufsuchte, dauerte es bis zum J. 1841, ehe die cheidung erfolgte.

Leider sind die brieflichen Aeußerungen über den in- Kampf dieser Jahre nicht sehr reichlich. Einmal t Ketteler selbst zu fürchten, der Widerspruch gegen Verfahren des Staates könne auf seine Entscheidung ungebührlichen Einfluß ausüben, wenn er schreibt Febr. 1840): „Ich finde, man könnte Lust bekommen, lich zu werden, nur um in diese kirchlichen Zerwürf- lebendiger mit einzugreifen, — gewiß weder ein liches noch sonst schönes Motiv, aber man wird so und gar vom Geiste der Opposition ergriffen, daß sich gegen solche menschliche Motive in einer so gen Angelegenheit ordentlich wehren muß. Fehlten nicht die Vorkenntnisse und leider auch die Nachkennt- zu einer derartigen würdigen Opposition, so wäre eben diese Versuchung sehr gefährlich."[9]) Bald wird mein geklagt über „Empfindungen, die uns der Mis- unserer äußern Lage zu unserm innern Streben rsacht",[10]) bald heißt es: „Hätte ich nur Talent und dauer bei dem Arbeiten: die große Masse des zu Er- nden schreckt mich mehr als alles andere zurück"[11]); wir aber genau zu, so ist es die hohe Vorstellung dem geistlichen Amte und das Gefühl der eigenen wäche und Unwürdigkeit, was ihn immer wieder zwei- ließ, diesen Beruf zu ergreifen. Nur aus diesem ihle heraus konnte Ketteler nach der Entscheidung an n Bruder Wilderich schreiben: „Ich bin ganz be- t, daß Du meinen endlichen Entschluß über meine nft so ganz verstehst und billigest. In demselben Maße, wie ich meine eigene Kraftlosigkeit und Elendig- keit täglich mehr einsehe oder mir vielmehr offen gestehe, was ich auch früher überall empfand, aber mir und der Welt verbergen wollte, erkenne ich auch täglich mehr die Bedeutung, welche die uns angebotene Gnade Gottes für uns haben könne, und ich bin bei meinem eigenen Elende und der ungeheuren Größe der zu lösenden Aufgabe ganz beruhigt in der sicheren Erwartung dieses Beistandes der Gnade."[12]) Auch hat er nicht allein die Entscheidung getroffen, sondern seine Bedenken dem Bischofe von Eich- stätt vorgelegt, dessen Urtheil ihm als göttliche Wei- sung galt.

Nach längerem Schwanken ward die Universität München für die theologischen Studien gewählt, denen sich Ketteler seit November 1841 widmete, zusammen mit seinem Landsmanne Paul Melchers, dem späteren Erz- bischof von Köln, und seit Herbst 1842 mit seinem Bru- der Richard. Er hörte Vorlesungen bei Döllinger, dem jüngeren Windischmann, Görres u. a. und war besonders eng befreundet mit dem Convertiten und Kirchenrechtslehrer George Phillips. Daß jedoch auch der Student von Ueberschätzung der Wissenschaft weit entfernt war, beweist die Aeußerung: „Eine tüchtig benutzte Kniebank ist mir bei einem Professor, namentlich der Dogmatik, von grö- ßerem Werthe, wie einige Folianten mehr im Kopfe."[13]) In den kirchlichen Conflicten jener Zeit fand er die Wieder- einsetzung des Erzbischofs Droste-Vischering ungenügend und das Vorgehen gegen die Hermesianer unverzeihlich mild. Im Herbste 1843 trat Ketteler in das Priesterseminar zu Münster ein, ward am 1. Juni 1844 zum Priester geweiht und begann seine pfarramtliche Thätigkeit 1844 als Kaplan in Beckum, im J. 1846 als Pfarrer zu Hogsten in Westfalen. Mit großem Eifer widmete Ket- teler sich hier den Aufgaben der Seelsorge und war wäh- rend einer Theuerung und eines Typhus (im J. 1847) auch in materieller Hinsicht ein Helfer und Wohlthäter seiner Gemeinde.

Als Pfarrer von Hogsten wurde Ketteler 1848 in dem Wahlkreise Teklenburg in das Frankfurter Parla- ment gewählt. „Nur ein kirchliches Interesse", schreibt Ketteler[14]) „konnte mich bestimmen, die Wahl anzunehmen und auf einige Zeit aus meinem geistlichen Berufe her- auszutreten. Ein politisches Interesse kenne ich für mich nicht mehr." Mußte er auch als ernster Katholik die Revolution verurtheilen, so hat es doch von jeher zur Größe Roms gehört, auch aus widrigen und principiell verurtheilten Verhältnissen einen möglichst großen Nutzen zu ziehen. Die katholische Kirche Deutschlands, durch die Säcularisationen und die Neubegrenzung der Staaten im Anfange des Jahrhunderts in Abhängigkeit von der weltlichen Gewalt versetzt, aber seit länger danach trachtend, ihre frühere Stellung wieder zu gewinnen, mußte darauf bedacht sein, aus der ohne ihr Zuthun, ja wider ihre Grundsätze jetzt erworbenen größeren Freiheit auch für sich Vortheil zu gewinnen. „Der Ruf nach Freiheit war

8) Briefe S. 8. 9) Briefe S. 45. 10) Briefe S. 31. Briefe S. 59.

12) Briefe S. 85. 13) Briefe S. 107. 14) Briefe S. 157.

erschollen und fand nicht nur bei denen Widerhall, welche unter der Devise Freiheit und Gleichheit ihre communistisch-republikanischen Pläne durchsetzen wollten, sondern auch bei jenen Männern, die, dem Umsturze abhold, jetzt die Freiheit beanspruchten, welche ein verkehrtes Regiment gegen alles Recht ihnen bis zur Stunde vorenthalten hatte."[15]) In diesem Sinne stellte der am 21. Oct. 1848 zu Würzburg zusammengetretene deutsche Episkopat seine Forderungen; in demselben Sinne wirkte auch Ketteler auf der frankfurter Versammlung, besonders bei Berathung der Grundrechte. „Unabhängigkeit der Glaubensgesellschaften vom Staate, Lehr- und Lernfreiheit, Recht der Selbstregierung der Gemeinde in Bezug auf die Volksschulen" bezeichnet Ketteler als die „drei obersten Grundsätze, von welchen die hiesige katholische Versammlung bei ihren Anträgen ausgegangen ist".[16]) Mit den Bestimmungen, „jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig und bleibt im Besitze und Genusse der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds", und „die öffentlichen Lehrer haben die Rechte der Staatsdiener. Die Gemeinden wählen aus den Geprüften die Lehrer der Volksschulen" hatten die „Grundrechte" seine Forderungen erfüllt, und als hernach, besonders seit dem 20. Oct. die Debatten in der Paulskirche immer unerquicklicher und resultatloser wurden, trat Ketteler aus dem Parlamente aus.

Bekannter ward Ketteler durch sein Auftreten außerhalb der Paulskirche. Die Annahme des am 26. Aug. zwischen Preußen und Dänemark zu Malmö abgeschlossenen Waffenstillstandes durch die Majorität der Nationalversammlung führte auf seiten der unzufriedenen Radicalen am 17. und 18. Sept. zu blutigen Barrikadenkämpfen und zur Ermordung der beiden Abgeordneten General von Auerswald und Fürst von Lichnowsky. Am 23. Sept. hielt Ketteler am Grabe der Ermordeten und der im Kampfe gegen die Aufständischen Gefallenen die Trauerrede.[17]) Mit Ernst und Freimuth erklärt er hier: „die Mörder unserer Freunde sind nicht diejenigen, welche ihnen die Kugeln durch die Brust schossen; es sind die bösen Gedanken. Diese aber ruhen nicht in unserm deutschen Volke, sondern die Mörder sind jene Männer, die Christus, das Christenthum, die Kirche vor dem Volke verhöhnen, verlachen, verspotten und mit ihrem niedern Geifer beflecken; es sind jene Männer, welche die beseligende Botschaft von der Erlösung der Menschheit im Herzen des Volkes zu vertilgen streben; es sind jene Männer, welche den Umsturz nicht nur als eine traurige Nothwendigkeit unter besondern Umständen anerkennen, sondern welche den Umsturz zum Princip erheben und das Volk von Umsturz zu Umsturz fortreißen" u. s. w.

Auf der ersten Generalversammlung der katholischen Vereine zu Mainz am 3.—6. Oct. 1848 hielt Ketteler eine Rede über die Freiheit der Kirche und die sociale Krisis. Auf dem Boden der neuen Verhältnisse mußte ja die Kirche darauf bedacht sein, durch straffe Organisation des Volkes ihren Einfluß zu steigern, und diesem Zwecke dienen die „katholischen Vereine". Und daß Ketteler am frühesten mit die weitgreifende Bedeutung der socialen Krisis der Gegenwart erkannt und dahin gearbeitet hat, sie zu überwinden, zeigt auch der Cyklus von sechs Predigten, welche er auf der Rückreise von Frankfurt nach Hogsten im Dome zu Mainz vom 19. Nov. bis 20. Dec. 1848 hielt.[18]) Sie behandeln die katholische Lehre vom Eigenthumsrechte, von der sittlichen Freiheit, von der Bestimmung des Menschen, von der christlichen Ehe und Familie, von der Autorität der Kirche. Schon hier erscheint Ketteler als ein Redner, der durch die Klarheit seiner schmucklosen Sprache und durch den Ausdruck einer unerschütterlich festen Ueberzeugung einen tiefen und nachhaltigen Eindruck erreicht. Sein ganzes Leben lang hat er die sociale Frage im Auge behalten und wie er selbst eine Reihe von Anstalten begründet hat zur Linderung der socialen Noth[18a]), so hat er auch in Schriften wiederholt betont, daß neben ständischer Gliederung des Volkes nur wahrhaft christliche Nächstenliebe helfen könne.

Nur wenige Monate blieb Ketteler nach seiner Rückkehr aus Frankfurt auf der stillen Pfarrei zu Hogsten. Der Geh. Ober-Regierungsrath Aulike schlug ihn als Nachfolger Brinkmann's zum Propst an St.-Hedwig zu Berlin vor. Nach langem Schwanken erklärte sich Ketteler auf Wunsch des Fürstbischofs von Breslau und des Bischofs von Münster zur Uebernahme des neuen Amtes bereit, und am 19. Mai 1849 erfolgte die königliche Ernennung. Als Propst von St.-Hedwig wurde Ketteler zugleich Ehrendomherr in Breslau und bischöflicher Delegat für die katholischen Gemeinden in Brandenburg und Pommern. Charakteristisch für seine damalige Auffassung der kirchlichen Rechte ist es, daß er erklärt, „ohne die Gesetze des Kirchenrechtes zu verletzen, in der Präsentation (von seiten der weltlichen Behörden) irgendeine Uebertragung des Amtes selbst" nicht anerkennen zu können.[19]) Auch das vom Cultus-Departement unterm 2. Nov. 1812 erlassene Statut der Hedwigskirche versetzt ihn „in die peinliche Lage eines vollendeten Conflicts zwischen den Staatsgesetzen und meinem Gewissen. Ich glaube die Grundgesetze in allen Theilen verwerfen zu müssen, weil sie erstens wesentlichen Principien der katholischen Kirche widersprechen und weil sie zweitens den Pfarrer in eine Lage der Abhängigkeit bringen, wo es ihm unmöglich ist, seine Pflichten als Seelsorger zu erfüllen".[20])

---

15) Vgl. Heinrich Brück, Die Oberrheinische Kirchenprovinz von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses der Kirche zur Staatsgewalt (Mainz 1868) S. 293. 16) Briefe S. 157. 17) Leichenrede am Grabe der am 18. Sept. zu Frankfurt gewaltsam Ermordeten u. s. w. (Mainz 1848).

18) Herausgegeben unter dem Titel: Die großen socialen Fragen der Gegenwart (Mainz 1849; mit der Leichenrede neu gedruckt Mainz 1878). 18a) Vgl. Bernhard Linsen, Bischof Ketteler und die sociale Frage, Frankfurt 1882 (Frankfurter zeitgemäße Broschüren, Bd. III, Heft 12). 19) Briefe S. 181. 20) Briefe S. 184 fg.

h das Statut regelt eine weltliche Behörde alle
en und inneren Angelegenheiten der katholischen Ge-
de; von einer Bestätigung der bischöflichen Behörde
sich nicht die entfernteste Spur, schon deshalb „muß
as ganze Statut verwerfen, wenn ich mich nicht an
Verbrechen betheiligen will, eine Vollmacht des
tes in Dingen anzuerkennen, die vermöge göttlichen
es der Kirche übertragen sind". Außerdem sind
die Einsetzung eines aus Laien bestehenden Kirchen-
iums überall die Rechte vernichtet, welche dem katho-
n Pfarrer nach katholischem Kirchenrechte zustehen.
Propst von St.-Hedwig nahm Ketteler auch an der
en Generalversammlung der katholischen Vereine
schlands, zu Breslau 1849, theil und sprach über
richtsfreiheit und sociale Frage. An ihn verwies
Fürstbischof von Breslau von Diepenbrok die be-
e Gräfin Ida Hahn-Hahn; von ihm vorbereitet voll-
ie am 26. März 1850 ihren Uebertritt zur katho-
n Kirche und blieb auch in späteren Jahren ihm in
urcht zugethan. Kaum 10 Monate wirkte Ketteler
erlin, da ward er auf den Stuhl des Heiligen Boni-
s berufen als Bischof von Mainz.

Diese Berufung hat ihre eigene Geschichte.[21]) Nach-
der Bischof Peter Leopold Kaiser von Mainz am
Dec. 1848 gestorben war, hatte das Domkapitel am
Febr. 1849 in formell unanfechtbarer Weise mit Ma-
it den Professor Leopold Schmid zu Gießen zum
folger gewählt. Schmid erklärte sich zur Annahme
Wahl bereit; die Großherzogliche Regierung, welche
schon als Stellvertreter des Bischofs in die erste
mer berufen hatte, sprach ihm ihre Freude darüber
aber die streng kirchliche, sogenannte ultramontane
ei, geführt vom Domkapitular Lennig, setzte alle
l in Bewegung, die Bestätigung der Wahl zu hinter-
n. Die wiederholten Bemühungen, Schmid zum
illigen Rücktritt zu bewegen, blieben erfolglos, dagegen
rte Pius IX., ohne den vom kanonischen Rechte vor-
riebenen Informativproceß einzuleiten, dem mainzer
kapitel in einem Breve vom 7. Dec. 1849:
se Wahl konnte von uns nicht gutgeheißen werden,
ir aus mehrern und verschiedenen sowol, als ge-
igen und glaubwürdigen Zeugnissen und Docu-
en, die uns zugekommen, wissen, daß besagter Prie-
jener Gaben entbehre, die nach der Vorschrift der
gen Kanones zur rechten und nützlichen Verwaltung
o schweren bischöflichen Amtes durchaus erforderlich
. Die Mehrheit des mainzer Domkapitels war zu
rem Widerstande zu schwach, auch die hessische Re-
ng zeigte sich aus unbekannten Gründen nachgiebig,
24. Febr. 1850 vollzog das Domkapitel eine zweite
l, indem es dem Papste drei Candidaten vorschlug:
Freiherr Wilhelm Emmanuel von Ketteler, Propst zu St.-Hedwig in Berlin, Heinrich Förster, Domkapitular zu Breslau, Anton Oehler, Domkapitular zu Rottenburg. Von diesen ernannte der Papst am 15. März 1850 den Freiherrn von Ketteler zum Bischof von Mainz; derselbe ward am 20. Mai präconisirt, hielt am 16. Juli seinen Einzug zu Mainz und wurde am 25. Juli durch den Erzbischof Vicari von Freiburg consecrirt und inthronisirt. Mit vollem Grunde wählte nach solchen Vorgängen der Bischof von Limburg zum Text der Festpredigt Ps. 33, 18: „Die Gerechten haben gerufen und der Herr hat sie erhört und aus allen ihren Drangsalen sie gerettet."

Mit der Erhebung auf den bischöflichen Stuhl zu Mainz war Ketteler auf den Platz gestellt, wo er von Amts wegen mit eingreifen mußte in den Kampf des modernen Staates gegen die Rechtsansprüche der katholischen Kirche. Daher dürfte hier der Ort sein, die Grundsätze über das Wesen des Staates, der Kirche und ihr gegenseitiges Verhältniß näher darzulegen, wie Ketteler sie in zahlreichen Schriften ausgesprochen und in mancherlei Kämpfen treu bewahrt hat.

Schon in der Ansprache, welche Ketteler beim Antritt seines bischöflichen Amtes (unterm 25. Juli 1850) erließ, sagt er über das Verhältniß von Kirche und Staat: meine Sendung als Bischof „ruht nicht auf menschlicher Einrichtung, sondern auf jener heiligen Ordnung, die der Sohn Gottes Jesus Christus in seiner Kirche gegründet hat". Diese göttliche Einsetzung der Hierarchie „fällt nicht mit der natürlichen Ordnung, die auch von Gott durch die Schöpfung abstammt, zusammen, sondern bezieht sich auf die übernatürliche Ordnung, die Christus, der Sohn Gottes selbst unmittelbar auf Erden zur Erlösung der Menschen gegründet hat. Dadurch unterscheidet sich die Autorität in der katholischen Kirche von jeder andern, von Gott abstammenden Gewalt." Auch die väterliche und die weltliche Gewalt stammen von Gott, gehören aber der natürlichen Ordnung an; außer ihnen hat Gott durch seinen Sohn eine andere Autorität in seiner Kirche gegründet, „die zu jener dasselbe Verhältniß hat, wie die Erlösung zur Schöpfung und deshalb bestimmt ist, die natürliche Ordnung in ihrem gesammten Leben, also auch mit ihren natürlichen Gewalten vom Fluch und den Folgen der Sünde zu erlösen und durch Wahrheit und Liebe zu heiligen".

Für die Gestaltung des Staates ist wesentlich[22]), daß in jedem menschlichen Vereine sich zwei Grundrichtungen befehden: die eine will die Glieder zusammenhalten, die andere will sie in ihrer Individualität und nach ihrem Unterschiede geltend machen. Auf dem richtigen Verhältniß beider beruht das Gedeihen jeder Gemeinschaft. Die katholische Kirche bietet uns das vollendetste Bild einer richtigen Vereinigung beider: auf der einen Seite der Mensch in seiner vollen Individualität bis zur höchsten Vollkommenheit herangebildet, auf der

21) Vgl. neben Heinrich Schmid, Geschichte der katholi-
Kirche Deutschlands von der Mitte des 18. Jahrh. bis in
egenwart (2 Bde., München 1874), ganz besonders: Leopold
id's Leben und Denken. Nach hinterlassenen Papieren her-
geben von Bernhard Schröder und Friedrich Schwarz. Mit
Vorrede von Friedrich Nippold (Leipzig 1871).

22) Für das Folgende vgl. besonders: Freiheit, Autorität und Kirche (6. Aufl., Mainz 1862).

andern Seite ein heiliges Band, das sie alle mit Gott in ewiger Gemeinschaft verbindet. Auch der Staat ist um so vollkommener, je höher die Individualität seiner Glieder steht, und je fester das Band ist, das sie umschlingt. Die Freiheit der Individuen führt auf politischem Gebiete zur Selbstverwaltung in Familie, Gemeinde, Provinz, Corporation, welche selbstredend nicht unbeschränkt sein darf, sondern sich dem Gesetze Gottes und der von ihm überall gegründeten Ordnung unterwerfen muß. Wo dieser Gehorsam fehlt, da führt der Egoismus durch Uebertreibung der Freiheit zur Revolution. Die zusammenfassende Richtung ruht in der Staatsgewalt; ihre Würde und Lebenskraft hängt nicht davon ab, daß sie alles leitet, alles regiert, sondern weit mehr davon, daß sie den selbstsüchtigen Misbrauch ihrer Macht vermeidet. Ihre eigenthümliche Thätigkeit umfaßt die drei Gebiete der Gerechtigkeitspflege, der wohlwollenden Unterstützung alles dessen, was im Staate zu Recht besteht, der Vertretung des Staates im Völkerverkehr. Der selbstsüchtige Misbrauch der Staatsgewalt führt zu Absolutismus und schrankenloser Centralisation. Dabei ist es von untergeordneter Bedeutung, ob dieser Absolutismus sich gründet auf das Königthum von Gottes Gnaden oder auf den souveränen Volkswillen.

Das ist nämlich der Charakter des sogenannten modernen Staates, wie der moderne Liberalismus ihn erstrebt und zum Theil schon verwirklicht hat: Absolutismus unter dem Scheine der Freiheit. Weil er Gott leugnet, verwirft er alle übernatürliche Ordnung, und gründet den Staat statt auf göttliche Ordnung blos auf den Willen der Menschen. Und die Menschen betrachtet er nicht nach ihrer natürlichen und socialen Verschiedenheit, sondern als ihrer Natur nach einander wesentlich gleich. „Der ganzen Vergangenheit, der ganzen Gegenwart, dem ganzen Menschengeschlechte steht der Mensch dann mit seinem Denken und Wollen nicht nur ebenbürtig, sondern vollkommen unabhängig gegenüber. Alles, was Menschen gedacht haben, sind ihm bloße Menschengedanken, alles, was sie im Staate, in der bürgerlichen Gesellschaft, in religiösen Vereinen festgestellt haben, bloße Menschenwerke, die für ihn keine Autorität, kein Gesetz, kein Maßstab sein können. Dem ungebundensten Subjectivismus ist dann nicht nur Thür und Thor geöffnet, sondern er ist dann vollkommen in seinem Rechte.“ Der moderne Liberalismus steht seiner innersten Natur nach ganz auf der Seite der Allregiererei. Er redet freilich viel von Freiheit, aber sein Ideal besteht darin, „alles durch Gesetze zu regeln, in alles durch Gesetze einzugreifen, für alles durch Gesetze zu sorgen, jeden Menschen durch eine möglichst enge Zwangsjacke einzuspinnen und dann durch ein Strafgesetz zu befehlen, daß das ganze Volk diesen Zustand für glückselige Freiheit halten müsse“. Er redet freilich ohne Unterlaß vom Volke und behauptet, alles in seinem Namen zu thun, aber in Wahrheit „benutzt er nur die schlechtesten Leidenschaften im Volke, um dann das Volk selbst mit Füßen zu treten. Unter dem Scheine der Volkssouveränetät macht er es zu einer willenlosen, von ihm geleiteten und misbrauchten Sache“. Das Volk gilt allerdings als die Quelle aller Rechte, darf aber selbst möglichst wenig Rechte ausüben. „Sein Recht ist vor allem das Wahlrecht, d. h. alle paar Jahre in einigen Minuten einen Namen auf den Wahlzettel zu schreiben und sich seine Zuchtmeister selbst zu wählen. Von da an sorgen diese im Namen des Volkes für alles, und was sie in Uebung ihrer Allmacht bestimmen, ist dann Volkswille, Volkssouveränetät und Volksfreiheit.“ Daneben ist der moderne Liberalismus von einem maßlosen Hasse gegen das positive Christenthum und namentlich gegen die katholische Kirche beseelt. „Wie einst der Verräther Judas Christum den Herrn an die Juden verkaufte, so will heute der Lügengeist in seiner Verbindung mit dem Rongethum, dem Freigemeindewesen und der Demagogie die christliche Welt an das Neujudenthum verkaufen.“

Dieser Liberalismus kann nur mächtig werden auf dem Boden des Constitutionalismus, welcher die Menschen aus ihren natürlichen Ordnungen herausreißt und rein mechanisch nach Zahlenverhältnissen zum Zweck der Wahlen zusammenordnet. Weit richtiger ist die ständische Verfassung, welche auf die natürlichen und socialen Ordnungen Rücksicht nimmt.

In welches Verhältniß die Kirche zur weltlichen Gewalt treten soll[23]), „erkennen wir in seinem wahren Grunde und seiner vollen Klarheit aus dem Verhalten des göttlichen Stifters selbst“. Er leitete die geistliche Gewalt, welche er auf Erden ausübte, nie von einer weltlichen Gewalt ab, sondern stets von seinem himmlischen Vater; er lehrte kraft dieser Machtvollkommenheit den ganzen Inhalt seiner Wahrheit, spendete die Sakramente, lenkte seine Gemeinde und bestellte Apostel und Priester; er unterwarf sich im übrigen der weltlichen Gewalt und forderte auch von den Jüngern Unterwerfung; er unterwarf sich keiner irdischen Gewalt, wo und insofern sie in das Bereich seiner göttlichen Sendung und geistlichen Gewalt eingriff. Dies sind die Grundsätze, welche in der Kirche Christi gegolten haben von Jahrhundert zu Jahrhundert und welche gelten werden bis ans Ende der Welt.

Wenn daher die Kirche jetzt größere Freiheit fordert, so ist doch damit eine Trennung zwischen Kirche und Staat nicht gemeint. „Die Kirche kann und darf sich nicht vom Staate trennen, wie sie sich überhaupt von gar nichts trennen kann, was von Gott stammt.“ Die Kirche muß vielmehr den Staat ehren als göttliche Veranstaltung, ihre Glieder lehren, der Gewalt im Staate gehorsam zu sein und das Wohl des Staates mit allen ihren geistlichen Mitteln fördern; der Staat ist verpflichtet, die Rechte der Kirche zu schützen und ihr zur Erreichung ihrer Zwecke hülfreich zur Seite zu stehen. Diese gegenseitige Unterstützung macht sich recht einfach, solange in einem Staate nur eine Kirche besteht: dann wird die Häresie ohne weiteres als bürgerliches Vergehen betrachtet und bestraft. Sobald aber mit der Reformation die Einheit des Glaubens zerspalten ist, hat für Deutschland

23) Vgl. den bischöflichen Hirtenbrief vom 4. Febr. 1852.

Verhältniß aufgehört. Darüber klagt Ketteler: „Wie Judenvolk seinen Beruf auf Erden verloren hat, als en Messias kreuzigte, so hat das deutsche Volk seinen n Beruf für das Reich Gottes verloren, als es die eit im Glauben zerriß, welche der heilige Bonifacius ündet hatte. Seitdem hat Deutschland fast nur mehr beigetragen, das Reich Christi auf Erden zu zer- n und eine heidnische Weltanschauung hervorzurufen. dem ist mit dem alten Glauben auch die alte Treue und mehr geschwunden, und alle Schlösser und el, alle Zuchthäuser und Zwangsanstalten, alle Con- n und Polizeien vermögen uns nicht das Gewissen rsetzen. Seitdem gehen die deutschen Herzen und die chen Gedanken immer weiter auseinander, und wir vielleicht eben jetzt mitten in einer Entwickelung be- en, die das Verschwinden des deutschen Volkes als einigen Volkes vorbereitet und eine Mauer unter aufführt, die ebenso fest ist als jene, die uns schon andern deutschen Volksstämmen trennt. Seitdem n aber auch die Zweige, welche an dem alten Stamme eben sind; — denn wenn an einem großen Baume mächtiger Zweig abbricht, so fängt der ganze Baum u trauern und es währt lange, bis er seine frühere t wieder erhält und bis ein neuer Zweig den alten t. Das ist eben die Verblendung. Man wirft der lischen Kirche so viele Sünden ihrer Glieder, so viele ige Erscheinungen auch in katholischen Ländern vor, zu bedenken, daß sie größtentheils Folgen jener un- n Trennung sind. Je edler das Glied ist, desto erschüttert es den Körper, wenn es anfängt, seinen st zu versagen. Je höher der Beruf des deutschen es für die Entwickelung der christlichen Weltordnung desto gründlicher und dauernder mußte diese ganze ordnung erschüttert werden, als jenes Glied seinen st versagte; je länger wird es dauern, bis ein neuer g den abgefallenen Ast ersetzen und den Beruf er- n kann, den das deutsche Volk von sich gewiesen [24])

Die Zukunft freilich bringt eine neue Einheit des bens, „wir können uns einen vollkommenen Zustand rden nicht anders denken, als wenn nur eine Kirche Staate gegenübersteht und ihn mit ihrer Wahrheit dringt"; sobald diese Einheit des Glaubens wieder- stellt ist, werden auch „zwar nicht dieselben, aber che Rechtsverhältnisse, nur gemildert durch die Er- ung der Jahrhunderte, wieder entstehen".[25]) Solange etzige Zerrissenheit des Glaubens noch dauert, er- sich daraus eigenthümliche Verhältnisse, welche die lische Kirche ohne Rückhalt anerkennt. Seit der enspaltung haben auch Lutheraner und Reformirte leichen Rechte erhalten. Damit verzichtet die katho- Kirche auf die Privilegien, welche ihr früher zu- n, und fordert nur noch für sich und für alle an- anerkannten Religionsgemeinschaften das gleiche Recht der freien Bewegung. Diese Parität darf aber nicht in religiösen Indifferentismus und in unbeschränkte Gewissensfreiheit für alle Sekten ausarten, sondern wo die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele geleugnet und damit die natürlichen Grundlagen der Sittlichkeit unterwühlt werden, kann auch der Staat nicht mehr Duldung gewähren. Der allein richtige Grundsatz über die rechtliche Stellung der anerkannten Religionsgemeinschaften in paritätischen Staaten ist bereits im Westfälischen Frieden ausgesprochen, indem die Gültigkeit der Mehrheitsbeschlüsse auf den Reichstagen in allen Religionssachen ausgeschlossen sein sollte.[26]) Es ist dies derselbe Grundsatz, der später in den frankfurter Grundrechten und in der preußischen Verfassung dahin formulirt ist, daß jede der anerkannten Religionsgemeinschaften ihre Angelegenheiten selbständig ordnet.

Dieses friedliche Verhältniß des Gewährenlassens ist seit kurzem gestört, denn „der sogenannte moderne Staat ist der grundsätzlich religions- und gottlose Staat". Seit länger vorbereitet war diese Störung theils durch die immer weitere Verbreitung der absolutistischen Staatstheorie, welche auf göttliches und geschichtliches Recht keine Rücksicht nimmt, sondern den Willen der Staatsgewalt als alleinige Quelle von Rechten gelten läßt, theils durch den Umstand, daß die Protestanten eine von Gott eingesetzte kirchliche Gewalt neben der weltlichen nicht kennen und daher geneigt sind, die abweichende Lehre der Katholiken als Auflehnung gegen die Staatsgewalt aufzufassen. Herbeigeführt ist der Conflict durch den modernen Liberalismus, welcher in der Presse und in den Kammern die Herrschaft hat und den Staat mit allen seinen Institutionen von der Religion und Kirche loszulösen sich bemüht. Indem er durch das Mittel des Constitutionalismus den ärgsten Absolutismus zu verwirklichen sucht, erlaubt er sich ungescheut Uebergriffe in die innersten Angelegenheiten der Kirche und gibt ihre Rechte preis an die Beschlüsse wechselnder Kammermajoritäten.

Dieser Knechtung durch den modernen Staat, der grundsätzlich religions- und gottlos ist, muß die Kirche sich mit aller Kraft widersetzen und für sich, d. h. für alle vom Staate anerkannten Religionsgemeinschaften, das Recht freier Bewegung fordern, d. h. das Recht, „ihre eigenen Angelegenheiten nach ihren Grundsätzen selbst zu verwalten und dabei nur den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen zu sein". Sie stützt diese Forderung nicht blos auf den göttlichen Auftrag ihres Herrn und Stifters, sondern auch auf den gesammten Rechtsstand in Europa: „so lange es noch ein historisches und ein positives Recht gibt, muß das Recht der Kirche in Deutschland anerkannt werden." Sie stützt sich auf „das in Vernunft und Natur gegründete Recht der Selbstverwaltung. Hier ist es vor allem Aufgabe der katholischen Presse, dem modernen Liberalismus seine bodenlose Heuchelei nachzuweisen, mit der er der christlichen Kirche verweigert, was er ohne Unterlaß für sich und alle unchrist-

4) Vgl. den Hirtenbrief bei Gelegenheit der Säcularfeier eil. Erzbischofs und Märtyrers Bonifacius (Mainz 1855). riefe S. 384.

26) Vgl. Der Bruch des Religionsfriedens u. s. w. (Mainz 1875).

lichen und destructiven Bestrebungen der Zeit fordert. Es ist Heuchelei, wenn der moderne Liberalismus Preßfreiheit fordert, für die Ausschreiben der Bischöfe aber eine Präventivcensur im Placet verlangt und Ausnahmsgesetze in den Strafcodex aufnimmt. Es ist Heuchelei, wenn der moderne Liberalismus für Privatgesellschaften das Recht in Anspruch nimmt, ihre Beamten selbst zu prüfen und anzustellen, dagegen über die Besetzung katholischer Kirchenstellen Staatsgesetze erläßt. Es ist Heuchelei, wenn der moderne Liberalismus von Vereinsfreiheit redet, dagegen aber gegen jedes Zusammentreten von Personen zu frommen Zwecken unter den Begriff von Klöstern mit allen denkbaren, aus Romanen hergenommenen Schreckbildern auftritt und sie, wenn nicht mit Feuer und Schwert, doch durch polizeiliche Unterdrückung in Verbindung mit moralischem Todtschlag in der öffentlichen Meinung vertilgen will."

Die Freiheit der Kirche umfaßt nicht blos das Recht, daß von seiten der Kirche und nicht von seiten des Staates bestimmt wird, wer zur Kirche gehört[27]), sondern vor allem das Recht auf völlig selbständige Bildung der Geistlichen, Besetzung der Stellen, Verwaltung des Vermögens, Leitung der Volksschulen, Handhabung der Disciplin u. dergl.

Diese Grundsätze wollte nun Ketteler als Bischof von Mainz mit der ganzen Zähigkeit eines westfälischen Edelmannes zur Geltung bringen, und so konnte ein Conflict mit der Staatsgewalt nicht ausbleiben, ja, mit seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl nahm dieser Conflict in der oberrheinischen Kirchenprovinz sofort seinen Anfang. Am Tage seiner Consecration faßten die zu dieser Feier in Mainz versammelten Bischöfe den Beschluß, in einer Denkschrift die der Kirche noch immer vorenthaltenen Rechte zurückzufordern.[28]) Auf einer Versammlung zu Freiburg formulirten die Bischöfe ihre Forderungen genauer und brachten sie im März 1851 zur Kenntniß der betheiligten Regierungen. Die Bischöfe verlangen das Recht, erstens ihre Priester zu erziehen und frei anzustellen und über Priester und Laien die kirchliche Disciplin zu handhaben, zweitens katholische Schulen zu besitzen und zu errichten, drittens das religiöse Leben zu leiten, namentlich auch die zu dessen Pflege dienenden Institute und Genossenschaften zu errichten und zu besitzen, und viertens das der katholischen Kirche gehörige, durch den Westfälischen Frieden und im Reichsdeputationshauptschlusse ausdrücklich garantirte Vermögen auch selbst verwalten zu dürfen. Im Februar 1852 traten die Vertreter der betheiligten Regierungen zu Karlsruhe zusammen, um eine gemeinsame Antwort auf die bischöfliche Denkschrift festzustellen. Gleichzeitig versammelten sich die Bischöfe zu Freiburg. Während die Vertreter der Regierungen wegen Fehlens genügender Instructionen keinen Beschluß fassen konnten, erklärten die Bischöfe in einer Eingabe vom 10. Febr.: daß es sich nicht um Abschaffung einzelner Mislichkeiten handle, sondern um Abschaffung eines ganzen principienhaft aufgestellten Systems, dessen reelle und consequente Handhabung den vollständigen Ruin der Kirche in der Provinz herbeiführen könne und müsse.

In der Zwischenzeit hatte Ketteler bereits einen bedeutenden Schritt zur Durchführung jener Forderungen gethan durch die Wiedereröffnung der theologischen Lehranstalt am bischöflichen Klerikalseminar zu Mainz und dadurch bewirkte Trockenlegung der katholisch-theologischen Facultät an der Landesuniversität zu Gießen.[29]) Ueber die Vorbildung der Geistlichen war ein Einvernehmen zwischen Papst und Regierung nie erreicht worden. In der dem Staatsvertrage vom 7. Oct. 1818 beigelegten Declaration erklärten die Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz, daß die bischöflichen Seminare erhalten und die Aufnahme in dieselben an ein vom Staate angeordnetes Examen und an die Verleihung des landesfürstlichen Tischtitels geknüpft werden solle. „Auch werden der Provinz akademische Institute nicht fehlen, damit die, welche sich den heiligen Diensten zu widmen wünschen, in den theologischen Wissenschaften Unterricht erhalten." Dagegen verlangte der Papst unter Berufung auf das Tridentiner Concil[30]) die Errichtung von Seminarien, um die Diener der Kirche „schon von ihrer zarten Jugend an unter der Aufsicht und gänzlichen Abhängigkeit von den Bischöfen in der Uebung der ihrem Stande eigenen Tugenden und besonders in den heiligen Wissenschaften zu erziehen und zu bilden". Auch in der Bulle: Ad Dominici gregis custodiam verordnete Leo XII.: „In dem erzbischöflichen oder bischöflichen Seminar wird eine der Größe und dem Bedürfnisse der Diöcese entsprechende, nach dem Ermessen des Bischofs zu bestimmende Anzahl Kleriker unterhalten und nach Vorschrift der Decrete des Concils von Trient gebildet und erzogen werden." Die Regierungen aber antworteten mit einer Verordnung vom 30. Jan. 1830 „das landesherrliche Schutz- und Aufsichtsrecht über die katholische Kirche betreffend", welche von den katholischen Geistlichen das Studium auf der Universität forderte und bestimmte, daß sie erst nach vollendeten theologischen Studien im Priesterseminar zum Praktischen der Seelsorge ausgebildet werden sollten. Damit ließ man die Priesterseminare bestehen, veränderte aber vollständig ihren Charakter. Infolge dessen ward im Herbste 1830 auch an der Universität Gießen eine katholisch-theologische Facultät eröffnet. Sie erfreute sich in jeder Beziehung eines guten Gedeihens, bis das im J. 1848 immer lauter werdende Verlangen nach absoluter Lehr- und Lernfreiheit den Minister Jaup veranlaßte, durch Verordnung vom 26. Oct. 1848 die Forderung des akademischen Trienniums für das Großherzogthum Hessen ganz allgemein aufzuheben. Damit war der katholisch-theologischen Facultät der Boden ent-

27) Die Schrift: Die thatsächliche Einführung des bekenntnißlosen Protestantismus u. s. w. (Mainz 1877) führt aus, daß der Staat durch die Anerkennung der Altkatholiken sich das Recht angemaßt habe, seinerseits zu entscheiden, wer Mitglied der katholischen Kirche sei und wer nicht. 28) Vgl. Brück, S. 304 fg.

29) Vgl. Anton Lutterbeck, Geschichte der katholisch-theologischen Facultät zu Gießen (Gießen 1860). 30) Sessio XXIII, cap. XVIII.

und stand dem neuerwählten Bischofe Ketteler nichts
im Wege, „der am hiesigen Seminare befindlichen
gischen Lehranstalt eine für eine vollständige theolo-
Ausbildung genügende Einrichtung zu geben und
rn das Studium der Theologie mit dem Alumnate
zu verbinden". Zu Ostern, resp. 1. Mai 1851
der Plan verwirklicht, in Gießen ließ sich kein
ischer Theolog mehr sehen, und die Regierung ließ
ruhig gefallen, daß den von ihr angestellten und
eten Professoren durch einen Wink des Bischofs die
er entzogen wurden. Ketteler sagt darüber in dem
schreiben vom 6. Jan. 1852: Ich „mußte mich
ugen, daß die Bildungsweise der Theologen, wie
vorfand, eine Quelle des Verderbens für die Diö-
erden mußte. Ich begreife in der That nicht, wie
von gebührender Ehrfurcht gegen die Beschlüsse des
en Concils zu Trient erfüllt sein und doch die Mei-
festhalten kann, als genügten einige Monate in
Seminar, um ein ungebundenes, oft ausschweifen-
Studentenleben in die Form der disciplina eccle-
ca umzugestalten". „Mit der Errichtung des Se-
s ist, wie ich hoffe, eine Quelle des Segens für
iöcese eröffnet und die Hauptquelle des Verderbens
pft. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich, auf
und Gewissen gestützt, es nicht mehr werde ein-
lassen. Ich würde nur der offenen Gewalt weichen,
aber sofort jede Weihe einstellen. Entweder soll
atholische Volk Priester haben oder keine Priester,
nicht Burschen unter dem Scheine von Priestern."
Kehren wir zur bischöflichen Denkschrift zurück. Nach-
Ende 1852 wiederum Beauftragte der Regierungen
arlsruhe zusammengetreten waren, erfolgte endlich
. März 1853 eine Antwort: die Regierungen wei-
sich, den Rechtszustand, wie er sich seit der Säcu-
tion ausgebildet habe, namentlich die Verordnung
30. Jan. 1830 aufzuheben und waren nur in ein-
untergeordneten Punkten zu Zugeständnissen bereit.
it nicht zufrieden richtete jeder Bischof für sich an
etreffende Regierung ein Schreiben, worin er die
ständnisse als ungenügend bezeichnete und weitere
tte sich vorbehielt. Dann versammelten sie sich wie-
Freiburg und überreichten den Regierungen eine Col-
eingabe, in welcher es offen ausgesprochen ist: „Die
öfe erachten es für geboten, nicht blos das Princip
zeichnen, von welchem sie fortan bei Ausübung ihres
en Amtes sich werden leiten lassen; sondern auch
ihrlich die Gründe zu entwickeln, aus welchen sie sich
berechtigt so verpflichtet erkennen, inskünftig nur
das Dogma und das darauf beruhende Verfassungs-
ihrer heiligen Kirche als normirend für ihre Amts-
altung zu betrachten; den Vorschriften und Anord-
en aber, welche die allerhöchsten und höchsten Re-
ngen in Bezug auf die katholische Kirche bisher gel-
gemacht haben, auf das entschiedenste entgegenzu-
; — Vorschriften und Anordnungen, die auf einem
eme beruhen, welches wiederholt von dem Oberhaupte
Kirche als ein ganz und gar widerkatholisches und
rechtliches nachdrücklichst und feierlichst verworfen

worden ist, und welches eben darum als ein schlechthin unstatthaftes betrachtet werden muß." Eine zweite gemeinschaftliche Denkschrift vom 18. Juni 1853 suchte nachzuweisen, daß die Forderungen der Bischöfe in dem positiven Rechte der katholischen Kirche begründet seien. Ihnen stehe nicht ein wirkliches Recht der Staaten und Regenten im Wege, „sondern nur ein administratives System, welches, in den Zeiten der Auflösung des Reichs unter dem Einflusse unkirchlicher Meinungen entstanden, allmählich in der Praxis und auch in einer Reihe von Regierungsverordnungen, namentlich in der Verordnung vom 30. Jan. 1830, sich Geltung verschafft habe." Diese Denkschrift wurde von jedem Bischofe mit einem Begleitschreiben seiner Landesregierung überreicht. Das war die offene Kriegserklärung und ohne Frage war Bischof Ketteler die Seele dieses Vorgehens.

Seitdem nahm der Conflict in jedem Lande seinen besondern Verlauf. Uns interessirt hier nur Hessen-Darmstadt; hier hatte man die katholische Kirche mit großem Entgegenkommen behandelt, und war deshalb unwillig, daß der Bischof sich an den thatsächlichen Concessionen nicht genügen lassen wolle, sondern auf eine principielle Auseinandersetzung dringe. In der Antwort auf die Collectiveingabe vom 12. April 1853 wurde daher mit Nachdruck betont, daß man „die Gesetze und Verfassung des Staates gegen jeden Eingriff werde zu schützen wissen". Bischof Ketteler überreichte hierauf die Denkschrift vom 18. Juni 1853 und erklärte im Begleitschreiben, daß sein Gewissen ihm die Geltendmachung der kirchlichen Rechte zur heiligsten Pflicht mache, wenn die gerechten Forderungen der Bischöfe noch länger unberücksichtigt bleiben sollten. Zugleich begann er, seine von der Regierung nicht anerkannte Jurisdiction auszuüben, indem er für vacante Pfarreien das Concursexamen ausschrieb. Damit war der Conflict eingeleitet, aber im Auftrage des Großherzogs ersuchte der Präsident des Ministeriums, Freiherr von Dalwigk, am 19. Nov. 1853 den Bischof, das factische Vorangehen vorläufig noch auszusetzen, da die Regierung die Unterhandlung der würtembergischen Staatsregierung mit dem Bischofe von Rottenburg abwarten wolle, um mit den übrigen Regierungen die Frage wegen Abänderung ihrer früheren Entschließungen in Erwägung zu ziehen. Monate vergingen noch, ehe die Verhandlungen begannen, und erst am 23. Aug. 1854 konnte eine vorläufige Uebereinkunft unterzeichnet werden, deren Bestätigung durch den päpstlichen Stuhl der Bischof während seines Aufenthaltes in Rom aus Anlaß der dogmatischen Definition der unbefleckten Empfängniß (8. Dec. 1854) persönlich betrieb. Obgleich nun der katholischen Kirche in dieser Convention weitgehende Rechte eingeräumt werden, wenn auch ohne Erörterung der principiellen Frage, versagte der Papst seine Zustimmung. Erst nach langem Warten[31]) erhielt Ketteler wenigstens eine schriftliche Zufertigung der päpstlichen Bedenken.[32]) Auf Grund derselben kam es zu

31) Vgl. Briefe S. 250 fg. 32) Animadversiones ad

neuen Verhandlungen und erst im April 1856 wurde eine nicht unbedeutend veränderte Convention[33]) unterzeichnet und dem apostolischen Stuhle zur Bestätigung unterbreitet.

Diese Convention erregte zunächst im Lande keinen Verdacht — sie wurde geheim gehalten — und führte allerdings, wie von Dalwigk in der Kammer hervorhob, dahin, „daß im Großherzogthume Hessen jene unglückseligen Streitigkeiten, wie sie anderwärts aufgetaucht, vermieden worden sind". Das wurde anders, als die Zunahme der religiösen Genossenschaften, besonders die Hereinziehung der Jesuiten, das Mistrauen der Protestanten erregte. Bei seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl fand Ketteler an geistlichen Congregationen nur die Englischen Fräulein und die Barmherzigen Schwestern vor. Jene widmeten sich besonders dem Unterrichte und der Erziehung der weiblichen Jugend; sie waren seit lange in Mainz ansässig und ihre Zahl wuchs seit 1848 so sehr, daß sie auch außerhalb der Stadt Filialen begründen konnten. Im J. 1852 berief der Bischof noch die Schulschwestern zur Leitung des Unterrichts. Die Barmherzigen Schwestern waren im J. 1849 durch den Vincenz- und Elisabethverein nach Mainz berufen; sie richteten zuerst in einem gemietheten Hause ein Hospital ein, übernahmen dann die Krankenpflege im St.-Rochushospital, am 7. Juli 1852 die Leitung der Anstalt und später die Pflege der Insassen des bürgerlichen Invalidenhauses. Im J. 1851 führte Ketteler die Erzbruderschaft vom heiligen und unbefleckten Herzen Mariä zur Bekehrung der Sünder ein, ernannte den Domcapitular Lennig zu ihrem Vorsteher und empfahl sie durch Hirtenbrief vom 20. März 1851. Im J. 1852 begründete die Gräfin Ida Hahn-Hahn zu Mainz ein Haus der Frauen vom guten Hirten, welche sich der Bekehrung gefallener Frauen widmen; 1854 ließen sich dort nieder die Schwestern vom heiligen Franciscus, welche der häuslichen Krankenpflege dienen. Vor allem war Ketteler darauf bedacht, durch Ordensgeistliche in der ganzen Diöces Exercitien für Priester und Missionen für das Volk halten zu lassen. Im J. 1854 erwarb der Domdecan Lennig ein früheres Wirthshaus und ließ es zur Wohnung für Kapuciner herrichten. Der erste Guardian dieses Klosters war der Bruder des Bischofs, Richard von Ketteler, der ihm nachgefolgt war in der Pfarrei zu Hogsten, ihm auch nachfolgen sollte als Propst zu St.-Hedwig, aber statt dessen Kapuciner ward und als P. Bonaventura schon am 31. Jan. 1855 zu Assen starb. Im J. 1859 berief der Bischof auch einige Väter der Gesellschaft Jesu nach Mainz und wies ihnen das Pfarrhaus zu St.-Christoph als Wohnung an. Dieselben gewannen bedeutenden Einfluß, weshalb der Gemeinderath der Stadt Mainz eine Petition an die Zweite Kammer richtete des Inhaltes: „bei Großherzoglicher Staatsregierung die Aufhebung des thatsächlich in Rheinhessen wiedererstandenen Ordens der Jesuiten, die anzuordnende Räumung des Pfarrgebäudes zu St.-Christoph und die Untersagung der Ausübung kirchlicher Functionen durch eine Aggregation von Jesuiten zu St.-Christoph zu befürworten und zu beantragen". Die Kammer trat diesem Antrage bei. Ketteler dagegen führt aus[34]), daß auf Grund der Vereinsfreiheit der Staat alle religiösen Orden gewähren lassen müsse, solange nur die äußern Handlungen den Staatsgesetzen nicht widerstreiten. (Weit später hat Ketteler noch einmal eine Lanze für die Jesuiten eingelegt[35]), indem er nachzuweisen sucht, der in Anspruch genommene Ausdruck der Ordensregel „obligare ad peccatum" bedeute nicht „zu einer Sünde verpflichten", sondern „unter einer Sünde verpflichten".) Mit welcher Gehässigkeit sich dann die Presse der Angelegenheit bemächtigte, beweisen die Briefe S. 313 fg.

Diese und andere Dinge mochten die Besorgniß der überwiegend protestantischen Bevölkerung des Landes wegen Ueberhandnehmens der katholischen Kirche allmählich gesteigert haben; man argwohnte, die Convention räume ihr zu viele Rechte ein, und im J. 1860 beschloß die Zweite Kammer mit allen gegen eine Stimme (diejenige des Generalstaatsprocurators Seitz)[36]), die Staatsregierung zu ersuchen, „die Unterhandlungen mit dem bischöflichen Stuhle zu keinem Abschlusse zu bringen, sondern das ganze Rechtsverhältniß des Staates zur katholischen Kirche und ihren Organen auf gesetzlichem Wege zu ordnen". Die Erste Kammer dagegen verwarf den Antrag, obgleich der Prälat Zimmermann erklärte: „daß ein großer Theil der Bevölkerung des Landes sich schon seit Jahren in Unruhe befindet über die Unterhandlungen mit dem bischöflichen Stuhle, daß man befürchtet, es könnten entweder bereits dem bischöflichen Stuhle Rechte eingeräumt worden sein, oder vielleicht noch eingeräumt werden, welche die Parität im Lande gefährden, der katholischen Kirche vor der evangelischen Vorrechte einräumen und den ohnehin schon vielfach bedrohten confessionellen Frieden gründlich untergraben könnten — das ist eine Thatsache, welche niemand wegzuleugnen vermag". Die Tagespresse ließ jedoch nicht ab, die schlimmen Folgen der Convention und die gefährliche Bevorzugung der katholischen Kirche immer wieder zu verhandeln; Petitionen für und wider die Convention wurden dem Großherzoge überreicht. Auch der Bischof trat in die literarische Fehde ein[37]) und führte aus: die Petition ist eine Anklage gegen die katholische Kirche selbst, eine Beschimpfung ihrer Diener, ihres Geistes und ihrer Institute; sie sei eine Parteisache, ein Ausdruck jener weitverbreiteten Denkweise, die alle verschiedenen Religionsbekenntnisse für gleichgut oder vielmehr für gleichschlecht hält, aber

quaestionem propositam a Rev. Episcopo Moguntino literis datam 21. Mart. 1851.

33) Vgl. Dove's Zeitschrift für Kirchenrecht Bd. VIII.

34) Vgl. Die Jesuiten in Mainz und die Beschwerde des Gemeindekirchenraths (Mainz 1863). Ein zweites Wort über die Jesuiten in Mainz (Mainz 1864). 35) Kann ein Jesuit zu einer Sünde verpflichtet werden? (Mainz 1874.) 36) Vgl. auch dessen Schrift: Die katholische Kirchenangelegenheit im Großherzogthume Hessen (Mainz 1861). 37) Soll die Kirche allein rechtlos sein? (Mainz 1861.)

alle gewähren läßt, sondern mit Haß und Ver-
dung und den schlechtesten Mitteln jede Richtung
lgt, welche noch an einer positiv christlichen Lehre
lt; sie versucht sogar, ihre Ansicht über die katho-
Kirche zur Geltung zu bringen durch Misbrauch
Staatsgewalt; außerdem steht sie offenbar in naher Be-
ng zu der Agitation, welche von den Anhängern des so-
nten Nationalvereins in unserem Lande angeregt
en ist, und soll ohne Zweifel die Stellung von Männern
romittiren, welche dem Vereine misliebig sind; sie
n Gewebe schwerer Anklagen und Verdächtigungen,
eine thatsächliche Veranlassung nicht zu Grunde
— Um dem Volke etwas nachzugeben, legte die
rung den Kammern einen Gesetzentwurf vor, die
iche Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine
ffend[38]), aber es kam nicht zu einer Einigung. Die
ention blieb also bestehen, weil aber die Preußen
dliche Partei des Nationalvereins dieselbe stets ver-
ete für ihre Angriffe auf das Ministerium Dalwigk,
klärte Bischof Ketteler in einem Schreiben an den
herzog (vom 20. Sept. 1866) daß er „gegen die
bung der Convention nichts zu erinnern finde,
Allerhöchstdieselben deren Beseitigung für die all-
inen Landesinteressen wünschenswerth halten sollten".
6. Oct. 1866 wurde darauf die Convention aufge-
und bestimmt, daß bis zur Feststellung eines eigenen
zes die Grundsätze vom J. 1863 gelten sollten, „in-
t dieselben durch übereinstimmende Beschlüsse der
n Kammern Anerkennung gefunden haben". That-
ch bildete jedoch bis zum J. 1871 die Convention
rundlage für das Verhalten der hessischen Regierung.
hörten die Gegner des Ministeriums Dalwigk nicht
das gute Einvernehmen mit dem Bischofe Ketteler auch
e gegen ihn zu benutzen.[38a])

Unterdessen hatten Ereignisse stattgefunden, welche
eine Umgestaltung der deutschen Verhältnisse von
er Bedeutung waren. Auch Ketteler wurde davon
berührt, denn warme Liebe für sein Vaterland und
Schmerz über die Zerrissenheit Deutschlands treten
auch bei ihm entgegen.[39]) Freilich tritt auch hier
irchliche Gesichtspunkt in den Vordergrund, freilich
zur wahren Einheit Deutschlands auch immer die
eit des Glaubens gerechnet, freilich wird die Ohn-
t und Zerrissenheit Deutschlands besonders deshalb
gt, weil es dadurch verhindert ist, für den katholi-
Glauben und das bedrängte Oberhaupt der katho-
n Kirche mit Macht einzutreten, — aber immerhin
es doch von Vaterlandsliebe. Während des Krieges
hat Ketteler in einem Hirtenbriefe seine Diöcesanen
hnt, die Leiden des Krieges mit Geduld zu tragen
nach Kräften andern Hülfe zu leisten, eilte auch am
Juli selbst mit allen verfügbaren Barmherzigen
estern auf den Kriegsschauplatz nach Aschaffenburg,

um den Verwundeten geistlichen und leiblichen Beistand zu bringen. Nachher hat er in einer ausführlichen Schrift seine Auffassung der veränderten Lage Deutschlands ausgesprochen.[40]) Der Grund des Krieges lag in dem Conflict zwischen Kammermajorität und monarchischer Gewalt in Preußen, der nur durch eine glänzende äußere Politik zu Gunsten der Regierung beendet werden konnte; gefördert wurde er durch die weitverbreitete doctrinäre Phantasie von dem sogenannten „Berufe Preußens"[41]), die Elbherzogthümer boten nur den Anlaß. Beklagenswerth ist es, daß wieder Deutsche gegen Deutsche gekämpft haben, daß das befreundete Oesterreich mit seiner überwiegend deutschen Bevölkerung isolirt ist, daß der Sieg errungen ward im Einverständniß mit dem Auslande, im Bunde mit der Revolution in Italien und Ungarn.[42]) Infolge des Krieges ist nicht blos die Heilige Allianz zerrissen und die Ueberzeugung, daß ein innerer Krieg in Deutschland unmöglich sei, vernichtet, sechs Theile Deutschlands stehen einander jetzt als Ausland gegenüber, aufgelöst sind die wahren Grundsätze, auf welchen das Wohl der Staaten beruht, erschüttert das monarchische Princip, geschwächt das Ansehen des Eides u. s. w. Die äußere Politik kann eine befriedigende Gestaltung erfahren, wenn, vielleicht erst nach neuen, schweren Kämpfen, die Südstaaten dem Nordbunde unter Preußens Führung sich anschließen und dieses zu Oesterreich in freundschaftliche Beziehung tritt. Die innere Politik wird ohne Frage schweren Kämpfen entgegengehen. Hier wird es darauf ankommen, ob der moderne Liberalismus durch das Mittel eines auf abstracten Individualismus begründeten Constitutionalismus den gott- und religionslosen Staat des bloßen Menschenthums durchsetzt, oder ob es gelingt, deutscher Freiheit in ständischer Vertretung und Selbstverwaltung Raum zu schaffen und im Anschluß an die christlichen Elemente im Volke Achtung vor der Religion und den sittlichen Grundlagen der Gesellschaft zu pflegen. Für die richtige Lösung der Kirchenfrage bietet die preußische Verfassung die genügende Grundlage.

Vor allem in Rücksicht auf diesen letztern Punkt konnte Ketteler, von seinen „großdeutschen" Freunden vielfach angefeindet, weil er sich so rasch auf den Boden der vollendeten Thatsachen gestellt habe, mit Recht erklären[43]): „Ich habe nie eine stark antipreußische Richtung gehabt und ebenso wenig eine althabsburgische." Hatte er schon früher anerkannt, daß Preußen und Oesterreich der katholischen Kirche größere Freiheiten gewährten als die kleineren Staaten[44]), so war er auch, als die Ereignisse des

38) Vgl. Brück, S. 554 fg. 38a) Vgl. Briefe S. 355—
39) Briefe S. 2. 252. Freiheit, Autorität und Kirche
30 fg. Soll die Kirche allein rechtlos sein? S. 17 und

40) Deutschland nach dem Kriege von 1866 (Mainz 1867). 41) Gegen die in ihrer Uebertreibung ungerechte Schilderung dieses Glaubens an einen Weltberuf Preußens ist gerichtet: P. Volkmuth, Herr von Ketteler, Bischof von Mainz, und der „sogenannte Beruf Preußens" (Berlin 1867). 42) Briefe S. 338: „Mit einem Worte erscheint mir dieser entsetzliche Krieg als eine Vernichtung dessen, was uns die Befreiungskriege gebracht haben. Krieg unter Deutschen und Bündniß mit dem Auslande — das ist der Fluch, der jetzt wieder unaufhaltsam seine lange unterbrochene Laufbahn des Verderbens beginnt." 43) In einer Zuschrift an die Redaction der Kreuzzeitung vom 1. Mai 1868; vgl. Briefe S. 381. 44) In einem Schreiben an den Car-

Jahres 1870 wider Erwarten rasch die früher als wünschenswerth bezeichnete Weiterentwickelung der deutschen Verhältnisse brachten, bemüht, der katholischen Kirche des wieder vereinigten Deutschland die Freiheiten zu sichern, welche die preußische Verfassung ihr darbot. Dabei wirkte natürlich auch die Rücksicht auf den Umstand mit, daß durch das Ausscheiden Oesterreichs die Zahl und damit der Einfluß der Katholiken in Deutschland geringer geworden war. Schon am 1. Oct. 1870 richtete Ketteler einen Brief an den Grafen Bismarck in Versailles.[45]) Bei den Verhandlungen über die definitive Verfassung Deutschlands „wird nothwendig wieder zur Sprache kommen, ob das Verhältniß zwischen Kirche und Staat wenigstens in seinen Grundzügen in der allgemeinen Verfassung einen Platz finden, oder ob dasselbe den einzelnen Staaten ganz überlassen bleiben soll". „Ich glaube nun, daß letzteres für die Zukunft Deutschlands höchst verderblich werden könnte, daß dagegen die Begründung eines wahren Friedensstandes zwischen Kirche und Staat durch Feststellung der Grundlagen desselben in der deutschen Verfassung mehr wie vieles andere dazu beitragen würde, die Einheit Deutschlands für die Zukunft zu sichern, und daß endlich die Grundlagen eines solchen bleibenden Friedensstandes sich in der preußischen Verfassung bereits vorfinden und durch die Erfahrung bewährt haben." Als die Wahlen zum ersten Deutschen Reichstag bevorstanden, bezeichnete[46]) es Ketteler als wesentlich, Abgeordnete zu wählen, welche den kirchenfeindlichen Bestrebungen des Liberalismus entgegentreten und durch Verfassungsbestimmungen die Garantie schaffen, „daß wir Katholiken auch in dem neuen Deutschland unbeirrt und ungeschmälert nach unserm heiligen katholischen Glauben leben und nicht in unsern heiligsten Interessen von dem Belieben einer feindseligen Majorität abhängen werden".

Als Abgeordneter des 6. badischen Wahlkreises Walldürn-Tauberbischofsheim trat Ketteler selbst in den Reichstag ein und schloß sich der Partei des Centrums an. Er legte jedoch sein Mandat bald wieder nieder und entwickelte die Gründe für sein Verhalten in der Schrift: „Die Centrums-Fraction auf dem ersten Deutschen Reichstage" (Mainz 1872.) Die beiden großen Principien dieser Partei seien, daß Religion, Sittlichkeit und Gerechtigkeit die allein wahren Grundlagen des Staates und der gesammten bürgerlichen Gesellschaft sind (im Gegensatz gegen die Nützlichkeits- und Zweckmäßigkeitstheorie des Liberalismus), und daß die Verfassung des Deutschen Reiches den Einzelstaaten jene Selbständigkeit bezüglich der Gesetzgebung und Selbstverwaltung gewähren muß, welche mit einer starken Reichsgewalt vereinbar ist (im Gegensatze gegen die absolute Centralisation, welche von der Französischen Revolution herstammt und nur dem Kapital zugute kommt). Vor allem kam es darauf an, durch Herübernahme der betreffenden Bestimmungen der preußischen Verfassung in die Grundrechte des Deutschen Reiches den verschiedenen Religionsgesellschaften die freie und selbständige Verwaltung ihrer Angelegenheiten zu sichern. Die Majorität lehnte den Antrag ab. Zeigte sich schon hier, daß der religionsfeindliche Liberalismus den Reichstag beherrsche, so trat das noch mehr zu Tage bei der Berathung des Gesetzes über Bestrafung der Geistlichen wegen Misbrauchs des Amtes.

Sein politisches Programm, niedergeschrieben gegen Ende des Deutsch-Französischen Krieges, hat Ketteler bald nachher veröffentlicht.[47]) Die kurze Zusammenfassung desselben möge hier Platz finden: 1) Rückhaltslose Anerkennung der deutschen Reichsgewalt innerhalb der Grenzen ihres jetzigen Rechtsbestandes. 2) Festes nationales Bündniß mit Oesterreich, dem deutschen Ostreiche. 3) Redliche Anerkennung der Selbständigkeit der zum Deutschen Reiche gehörigen Einzelländer, soweit es die nothwendige Einheit des Reiches zuläßt und nach Maßgabe der Reichsgesetze. 4) Die christliche Religion ist sowol im Reiche als in den einzelnen Staaten bei allen Einrichtungen, welche mit der Religionsübung in Zusammenhang stehen, unbeschadet der Religionsfreiheit, zu Grunde zu legen. 5) Die anerkannten christlichen Confessionen ordnen und verwalten ihre Angelegenheiten selbständig und verbleiben im Besitze und Genusse der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke gestifteten Anstalten und Fonds. 6) Ein deutsches Reich fordert vor allem deutsches Recht und deutsche Freiheit im Sinne eines gesicherten Rechtsgebietes für die individuelle und genossenschaftliche Freiheit und im Gegensatze zu der lügenhaften Freiheit des Absolutismus und Liberalismus, welche die Freiheit des Individuums und der Genossenschaft vernichten. 7) Damit verbunden Freiheit des höheren, des mittlern und des niedern Unterrichtes, unter gesetzlich geregelter Staatsaufsicht und Einrichtung der Staatsschule nicht nach der Willkür der Staatsbehörden, sondern nach den realen, religiösen, geistigen und sittlichen Verhältnissen des Volkes. 8) Ein deutsches Reich fordert deutsche Verfassungsformen auf allen Gebieten, nicht nur der Reichs- und Landesverfassung, sondern auch der ganzen gesellschaftlichen Verfassung des Volkes für alle seine Bedürfnisse; corporative Organisation, im Gegensatze zu den mechanischen Verfassungsformen des Liberalismus; Selbstverwaltung im Gegensatze zur reinen Beamtenherrschaft. 9) Insbesondere eine diesen Grundsätzen entsprechende innere Landes-, Gemeinde- und Kreisverfassung. 10) Ausbau der Reichsverfassung a) durch ein Oberhaus, b) durch ein oberstes Reichsgericht als unantastbares Bollwerk des gesammten deutschen Rechtszustandes, als Bollwerk des öffentlichen Rechtes und als Rechtscontrole für die Reichs- und Lan-

---

dinal von Reisach in Rom vom 3. Juli 1861 (Briefe S. 271) heißt es: „Inzwischen setzen die kleinen deutschen Regierungen diesem Streben nach kirchlicher Freiheit einen Widerstand entgegen, wie ihn die Kirche in den großen deutschen Staaten — Preußen und Oesterreich — nicht gefunden hat, und alle Feinde der Kirche mit dem Princeps mundi an der Spitze scheinen von hier aus die bereits errungenen Vortheile der Kirche wieder streitig machen zu wollen."

45) Abgedruckt in der Schrift: Die Centrumsfraction auf dem ersten Deutschen Reichstage (Mainz 1872) S. 35—41. Vgl. auch Briefe S. 422—426. 46) Hirtenbrief vom 13. Febr. 1871.

47) Die Katholiken im Deutschen Reiche (Mainz 1873).

desverwaltung. 11) Ordnung des Staatsschuldenwesens, Verminderung der Staatslasten, Ausgleichung der Steuern. Als Mittel dazu: a) Einführung der Börsensteuer, b) Einführung der Einkommensteuer für die Gründungs- und Actiengesellschaften, c) Betrieb der Eisenbahnen auf Staatskosten, d) Minderung der Militärlast, e) Wegfall der Steuer auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse. 12) Corporative Reorganisation des Arbeiterstandes und des Handwerkerstandes; gesetzlicher Schutz der Arbeiterkinder und der Arbeiterfrauen gegen die Ausbeutung der Geldmacht; Schutz der Arbeiterkraft durch Gesetze über Arbeitszeit und die Sonntagsruhe; gesetzlicher Schutz der Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeiter bezüglich der Arbeitslocale; Aufstellung von Inspectoren zur Controle der zum Schutz des Arbeiterstandes erlassenen Gesetze. 13) Gesetzliches Verbot aller geheimen Gesellschaften, insbesondere des Freimaurerbundes als Geheimbund.

Hatten schon die Verhandlungen des ersten Deutschen Reichstages Ketteler's Hoffnung zerstört, das neue Deutsche Reich werde der katholischen Kirche die geforderten Freiheiten einräumen, so entsprach die spätere Gesetzgebung, das Reichsgesetz vom 4. Juni 1872 gegen die Jesuiten und die Maigesetzgebung des preußischen Abgeordnetenhauses seinen Wünschen noch um so weniger. In den Reichstag trat er nicht wieder ein, wie er auch seinen Sitz in der Ersten hessischen Kammer nie eingenommen, sondern durch den Seminar-Regens Du Mousang sich hat vertreten lassen, aber in mehrern Broschüren hat er die kirchenpolitischen Ereignisse von seinem Standpunkte aus beurtheilt. Mit der preußischen Maigesetzgebung muß die Hoffnung auf Herstellung des kirchlichen Friedens aufgegeben werden. Ihr Ziel ist, die katholische Kirche zu vernichten; beherrscht vom Geiste des religionslosen Liberalismus geht sie darauf aus, durch eine Reihe systematisch zusammenhängender Gesetzentwürfe das Volk von der Kirche gänzlich loszureißen. Der Friede ist nur dann möglich, wenn der Grundsatz des Westfälischen Friedens festgehalten wird, daß in Sachen der Religion die Minorität den Beschlüssen der Majorität sich nicht zu unterwerfen braucht, oder die Bestimmung der Grundrechte vom J. 1848: „Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen." — Auch Hessen blieb von den kirchlichen Kämpfen nicht verschont, sondern im J. 1874 wurden den hessischen Kammern Gesetzentwürfe vorgelegt, den preußischen durchaus verwandt. Ketteler suchte nachzuweisen[48]), daß die angeblichen Motive dieser Gesetze (Gefährdung der Rechte und Interessen des Staates durch die wachsenden Ansprüche der katholischen Hierarchie) nichtig und unbegründet seien, daß dagegen das wahre Motiv liege in dem Streben, die moderne Cultur zur Herrschaft zu bringen, deren Grundcharakter in der schroffen Bekämpfung des Christenthums bestehe. Die drei Grundsätze der Gesetzgebung sind: daß die Kirche sich den Staatsgesetzen unbedingt unterwerfen muß, daß der Culturstaat in der Kirchengesetzgebung an das historische Recht und an frühere Verträge nicht gebunden ist, daß der Staat und nicht die Kirche entscheidet, wer Mitglied der katholischen Kirche ist. Allein schon dieser allgemeinen Grundsätze wegen, welche gegen die Glaubenslehren von der göttlichen Verfassung der katholischen Kirche verstoßen, sind die Gesetze unannehmbar, selbst wenn ihr Inhalt für die Kirche annehmbar wäre. Deshalb erklärte der Bischof auch schon im voraus, „daß die Gesetzentwürfe mit der göttlichen Einrichtung der Kirche und ihren göttlichen Lehren unvereinbar sind, und daß ich sie daher nicht befolgen kann, ohne Gottes Gebot zu übertreten und den Eid zu brechen, welchen ich am Tage meiner bischöflichen Consecration vor Gott, vor der Kirche und vor der ganzen Diöcese geschworen habe". Diese Erklärung konnte die Annahme der Gesetzentwürfe nicht hindern, dann aber hat Ketteler es verstanden, durch schlaues Nachgeben und Gewährenlassen einen ernstlichen Conflict mit der hessischen Staatsregierung zu vermeiden.

Vor allem bekümmern ihn die modernen Bestimmungen über die Schule. Schon zu Frankfurt war Ketteler im Interesse der katholischen Kindererziehung für Lehr- und Lernfreiheit, sowie für das Recht der Selbstregierung der Gemeinde in Bezug auf die Volksschulen eingetreten[49]) und hatte gegen die Behauptung: „Die Zwecke des Unterrichts sind lediglich allgemeine Staatszwecke", betont, daß die Erziehung der Kinder durchaus Sache der Aeltern sei und der Staat nur „eine bestimmte Stufe formaler Geistesbildung fordern und die säumigen Aeltern anhalten kann, ihren Kindern diese Bildungsstufe zu verschaffen". Der Staat also „kann die Gemeinden anhalten, Volksschulen in gehöriger Zahl zu errichten, und er kann verlangen, daß eine bestimmte Stufe formaler Geistesbildung in der Volksschule erreicht werde", außerdem aber muß er die Volksschule der Gemeinde übergeben. „Die Majorität der Familienväter einer Gemeinde entscheidet dann über den Geist der Schule, in der ihre Kinder gebildet werden sollen. Ist die Gemeinde dann eine gläubige christliche, so wird sie die Schule in das Verhältniß zur Kirche setzen, wie ihre Confession es fordert; ist sie eine unchristliche Gemeinde, so mag sie die Schule von der Kirche trennen; ist endlich die Minorität der Aeltern mit der Majorität nicht einverstanden, so gründe sie ihre eigene Schule." Als Bischof hat dann Ketteler durch Ermahnung an die Aeltern in Hirtenbriefen, durch Einführung eines neuen Katechismus, durch Anweisungen betreffs des Religionsunterrichtes[50]), durch Hereinziehung der Schulschwestern und Schulbrüder mit Eifer für die katholische Erziehung der Jugend gesorgt. Um so schmerzlicher mußte es ihm sein, durch die neue Schulgesetzgebung das Band zerschnitten zu sehen, welches die Schule mit der Kirche seit Jahrhunderten verband und noch im Westfälischen Frieden ausdrücklich anerkannt sei. Die Communalschule widerspricht allen Grundsätzen

48) Der Culturkampf gegen die katholische Kirche und die neuen Kirchengesetzentwürfe für Hessen (Mainz 1874).

49) Vgl. Briefe S. 157 fg.

50) Der Religionsunterricht in der Volksschule (Mainz 1859).

der Religion, zerstört deshalb die ganze christliche Erziehung, widerspricht der Vernunft und Natur des Kindes, verletzt die Interessen der christlichen Familie; ihre Einführung ist daher ein großes Unrecht gegen Gott, gegen die Kirche, gegen die christlichen Aeltern, gegen die Kinder und gegen den Lehrer.

Dieser regen Theilnahme an allen kirchlichen Kämpfen entsprach auch der Einfluß, den Ketteler auf die Haltung des deutschen Episkopats ausübte und besonders auf den seit 1867 zu Fulda wiederholt abgehaltenen gemeinsamen Berathungen geltend machte. Wiederholt dachte man auch daran, ihn an die Spitze einer größeren Diöces zu stellen. Im J. 1853 war er für den bischöflichen Stuhl in Breslau vorgeschlagen[51]), im J. 1865 wünschte die preußische Regierung, Ketteler möge das Erzbisthum Posen übernehmen, doch lehnte er entschieden ab[52]), dagegen strich die Regierung seinen Namen von der Liste der Candidaten für das Erzbisthum Köln; an eine Berufung nach Freiburg als Coadjutor des greisen Erzbischofs Vicari ward mehrfach gedacht[53]), nach dessen Tode aber (1868) strich die badische Regierung ihn aus der Candidatenliste.

In der Verwaltung seines bischöflichen Amtes war Ketteler von unabläßigem Eifer. Streng gegen sich selbst, theilte er die Zeit des Tages zwischen Arbeit und gottesdienstlichen Uebungen; von seinen Priestern forderte er genaue Erfüllung ihrer Pflichten[54]), richtete für sie Exercitien und für die Gemeinden Missionen ein; für die Bildung der Priester sorgte er nicht blos durch Wiedereröffnung der theologischen Lehranstalt zu Mainz, sondern auch durch Gründung eines Knabenconvictes zu Mainz (am 11. Aug. 1864), dessen untere Abtheilung 1869 nach Dieburg verlegt wurde. Eine Reihe wohlthätiger Anstalten ist durch Ketteler ins Leben gerufen, Erziehungsanstalten für hülfsbedürftige Kinder, Krankenhäuser für die einzelnen Decanate, ein Gesellenhaus und eine Versorgungsanstalt für arme Dienstmädchen.

Der Eifer für die katholische Kirche mußte mit Nothwendigkeit auch hinführen zu großer Anhänglichkeit an das sichtbare Oberhaupt der Kirche, den Papst. Besonders sind es die wiederholten und immer rücksichtsloseren Angriffe auf die weltliche Herrschaft des Papstes, welche dem Bischofe mehrmals Veranlassung geben, über die Ungerechtigkeit der Welt und das der Kirche auferlegte Kreuz zu klagen und seine Diöcesanen zu eifriger Fürbitte und reichlichem Peterspfennig aufzufordern.[55]) Der Angriff auf die weltliche Herrschaft des Papstes erscheint als „eine Gewaltthat sondergleichen", nur möglich durch das Princip der sogenannten „Nichtintervention". „Mit diesem Worte bindet die Politik der beiden größten Mächte, Frankreich und England, in Verbindung mit einer von Feinden der Kirche beherrschten Presse, die das deutsche Herz nicht mehr recht und gut, wie es Gott geschaffen hat, sondern nur nach ihrem Takte schlagen läßt, die deutsche Hand und das deutsche Schwert, das zunächst berufen wäre, für den Heiligen Vater, für die Geschichte, für das Recht, für Treue und Redlichkeit, für die Ehre, schändlicher Treulosigkeit gegenüber einzustehen". Sogar dem neuen Deutschen Reiche wird ein schwerer Vorwurf daraus gemacht, daß es nicht wenigstens auf diplomatischem Wege für die Erhaltung des Kirchenstaates eingetreten ist.[56]) Fünfmal hatte Ketteler Gelegenheit, dem Papste persönlich seine Ergebenheit auszudrücken. Im J. 1854 folgte er der Einladung Pius' IX., um an der feierlichen Dogmatisirung der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria theil zu nehmen. „Möge die heilige Gottesmutter es mit Wohlgefallen aufnehmen, daß die Kirche sie mitten unter dem Wüthen des Unglaubens als die Mutter Gottes bekennt und ehrt. In den Herzen aller Kinder der Heiligen Jungfrau wird diese Erklärung gewiß die größte Freude erwecken." So schrieb der Bischof am 3. Dec. 1854 von Rom aus in die Heimat, und in einem Hirtenbriefe vom Feste Allerheiligen 1855 legte er seinen Diöcesanen das neue Dogma ans Herz. Es besagt, daß Maria im ersten Augenblick ihrer Empfängniß durch besondere Gnade Gottes im Hinblick auf die Verdienste Christi von jedem Makel der Erbsünde bewahrt wurde. Diese Lehre steht in vollem Einklange mit den beiden Grundlehren des Christenthums von der Allgemeinheit der Erbsünde und von der Erlösung allein durch Christum; sie steht mit der Vernunft nicht in Widerspruch; sie ist auch nicht neu, sondern neu ist nur die formelle Erklärung über diese Wahrheit, der feierliche Ausspruch von seiten der Lehrautorität in der Kirche.

Zum Pfingstfest 1862 versammelte Pius IX. wiederum zahlreiche Bischöfe aus allen Theilen der Welt um sich, um in feierlicher Weise die Heiligsprechung von 26, seit Jahrhunderten fast ganz vergessenen japanischen Märtyrern zu vollziehen. Auch der Bischof von Mainz eilte nach Rom und theilte die im Consistorium vom 9. Juni an die Bischöfe gerichtete Ansprache des Papstes

51) Briefe S. 242. 52) Briefe S. 309. 53) Briefe S. 270. 54) Der Hirtenbrief vom 6. Jan. 1852 mahnt die Geistlichen in zum Theil harten und leidenschaftlichen Worten an ihre amtlichen Pflichten, z. B. S. 14 fg. ... „schon sprichwörtlich ist das Unwesen geworden, das von Priestern mit den sogenannten Nichten getrieben wird. Im höchsten Grade aber muß ich es tadeln, daß Geistliche sogar so weit gehen, dasselbe Zimmer mit der Haushälterin zu bewohnen, sodaß an einem Tische der Herr Pfarrer arbeitet, am andern die Haushälterin strickt oder näht, oder, wenn sie sich entfernt, die Spuren ihrer Arbeit zurückläßt. Diese affectirte natürliche Unschuld des Priesters ist gar zu sehr im Widerspruche mit aller Wirklichkeit, mit dem Dogma von der bösen Lust, mit der Lehre der Kirche und aller Heiligen." S. 11: „Wie traurig ist es doch, zu sehen, wenn Priester ihre Tisch- und Schnupftücher reinlicher halten als Corporalien und Altartücher, wenn sie sich schämen würden, beschmutzte und zerrissene Kleider zu tragen, während sie sich nicht schämen, mit Schmutz dick belegte und zerrissene Paramente zu tragen, wenn sie so fein und gebildet den Anstand und die Formen der Welt beobachten, während sie sich nichts daraus machen, die Formen und den Anstand bei Spendung der Sakramente, wie ihn die Kirche in den Rubriken vorgeschrieben hat, namentlich aber bei Darbringung des heiligen Meßopfers, unzähligemal mit Füßen zu treten" u. s. w.

55) Hirtenbriefe vom 2. Febr. 1860, 27. Nov. 1860, 2. Febr. 1861, 1862, 1864, Nov. 1867, Oct. 1870. 56) Die Centrumsfraction u. s. w. S. 25 fg.

und deren Antwort in einem Hirtenbriefe vom 27. Juni 1862 allen Katholiken seiner Diöcese mit.

Zur 18hundertjährigen Gedächtnißfeier des Märtyrertodes der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus im J. 1867 lud Pius IX. alle Bischöfe des Erdkreises nach Rom ein. Ketteler unternahm aus diesem Anlaß seine dritte Romreise, nachdem er vorher in einem Hirtenbriefe auf die Bedeutung dieser Säcularfeier hingewiesen hatte. „Diese Feier ist für die Kinder der Kirche deshalb ein großer Freudentag, weil er ein leuchtendes, unverkennbares Denkmal der Göttlichkeit der Kirche ist."

Gegen Ende des J. 1869 reiste Ketteler zum vierten mal nach Rom, um dem Vaticanischen Concil beizuwohnen. Sein Verhalten auf und nach demselben ist so viel besprochen und so schwer verurtheilt worden, daß wir dabei etwas länger verweilen müssen. Um dasselbe richtig beurtheilen zu können, ist jedoch unerlaßlich, daß wir uns klar machen, was Ketteler vor dem Concil über das Lehramt der Kirche lehrte. Schon in einer der frühesten Schriften[57]) erklärte Ketteler: In der Kirche besteht eine doppelte Autorität, die Lehr- und die Regierungsautorität. Sie bezieht sich also auf die beiden Grundkräfte der Seele, auf die Vernunft und den Willen des Menschen, sie nimmt von beiden Gehorsam in Anspruch; die Lehrautorität den Gehorsam der Vernunft durch den Glauben, die Hirtengewalt den Gehorsam des Willens durch die Uebung der Tugenden des christlichen Lebens. Die Lehrautorität der Kirche bezieht sich ausschließlich nur auf die Lehre Christi und der Apostel. Christus hat nur einen gewissen Kreis von Grundwahrheiten, besonders über das Verhältniß der Menschen zu Gott, gelehrt; die Apostel haben diese Grundsätze in der ganzen Welt gepredigt und in den 12 Artikeln des Apostolicums kurz zusammengefaßt. Sie enthalten den wesentlichen Inhalt alles dessen, was der Christ im Gehorsam gegen die Lehrautorität glauben muß. Die Anerkennung der Autorität der Kirche setzt voraus die Gottheit Jesu Christi, die Stiftung der Kirche durch Christus, eine von Christus in der Kirche angeordnete Autorität, zu lehren und zu regieren, verbunden mit der Verheißung, daß die Kirche in Uebung der Lehrautorität nicht irren könne. „Wir Katholiken sind nun von dem Vorhandensein dieser Voraussetzungen mit der tiefsten Innerlichkeit unserer Seele und aus den allervernünftigsten Gründen überzeugt."

Weit bestimmter spricht sich schon eine im Hinblick auf das bevorstehende Concil abgefaßte Schrift aus.[58]) Unsere Vernunft ist allerdings nicht völlig blind (wie der Protestantismus lehrt), aber sie reicht doch nicht aus für unsere übernatürliche Bestimmung und würde außerdem nach dem Falle ohne Beihülfe göttlicher Offenbarung in Lüge und Irrthum versinken. Diese Offenbarung ist uns nicht blos in der Vergangenheit zutheil geworden, sondern erfolgt auch in der Gegenwart noch immerfort durch das göttliche Lehramt der Kirche. „Wir haben ein von Gott gegründetes Lehramt, ein Lehramt, das für alle Völker und alle Zeiten fortbestehen soll, ein Lehramt, dem der Beistand Gottes bis an das Ende der Welt verheißen ist. In diesem Lehramte redet also wahrhaftig Christus, Gott selbst fort und fort zu den Menschen und wir hören Gottes Stimme, wenn wir die Stimme dieses Lehramtes hören." Ohne ein unfehlbares Lehramt würde jede Sicherheit fehlen, nicht blos über die Lehre Jesu, sondern auch über die höchsten Vernunftwahrheiten. Die Kirche ist die von Christus bestellte Zeugin seiner Lehre, sie ist die von ihm bestellte Richterin über den wahren Inhalt seiner Lehre, sie ist endlich die Lehrerin seiner göttlichen Lehre. Aus dieser dreifachen Aufgabe ergeben sich sofort die Grenzen der Unfehlbarkeit der Kirche: ihr ausschließlicher Gegenstand ist die übernatürliche Offenbarung, besonders die Lehre Jesu, die geoffenbarte Glaubens- und Sittenlehre; unfehlbare Aussprüche der Kirche sind nur jene Entscheidungen über den wahren Inhalt der Offenbarung, welche sich auch ihrer Form nach als dogmatische Aussprüche der Kirche kundgeben; sie gestattet einen Fortschritt in der Anwendung der übernatürlichen Wahrheiten auf das Leben des Einzelnen und der Gesellschaft. An dieser Unfehlbarkeit hat jeder wahre Christ einen gewissen Antheil, insoweit er in die innere Gemeinschaft mit der Seele der Kirche eintritt; ordentliche Organe derselben sind alle Priester, in höherem Grade die Bischöfe der Kirche als Nachfolger der Apostel, in noch höherer Stufe der Papst als Nachfolger des heiligen Petrus, in höchster Stufe die allgemeinen Concilien. Im engsten Anschluß an Bellarmin ist dem Papste eine Unfehlbarkeit zuzuschreiben, welche nicht aussagt, daß der Papst überhaupt irrthumslos sei, daß er in Glaubenssachen für seine Person nicht irren könne, daß alle Meinungsäußerungen der Päpste in Bullen und Breven unfehlbar und deshalb irreformabel seien; „sie enthält vielmehr nur die Behauptung einer beschränkten Unfehlbarkeit, indem sie annimmt, daß, wenn der Papst als Oberhaupt der Kirche über die geoffenbarte Wahrheit einen Ausspruch thut, um dadurch die ganze Kirche zu verpflichten, in diesem Ausspruche keine Irrlehre enthalten sein könne."

Auch der am 6. Sept. 1869 von 19 in Fulda versammelten deutschen Bischöfen — unter ihnen auch Ketteler — erlassene Hirtenbrief[59]) enthält keine Verurtheilung der neuen Lehrbestimmung, wie so vielfach behauptet wird, deutet vielmehr die Bereitwilligkeit an, der Einheit der Kirche eine abweichende persönliche Meinung zum Opfer zu bringen .... „für jedes katholische Herz, solange sein Glaube und seine Liebe durch Leidenschafteu nicht getrübt werden, ist es unmöglich, daß es in religiöser und kirchlicher Beziehung einem Parteigeiste anheimfalle; denn sein Glaube bewegt es, das eigene Urtheil und noch mehr die besondern Interessen und Leidenschaften in Demuth, Liebe und unbegrenztem Vertrauen

57) Freiheit, Autorität und Kirche (Mainz 1862) S. 96 fg.
58) Das allgemeine Concil und seine Bedeutung für unsere Zeit (3. Aufl., Mainz 1869).
59) Vgl. bei Emil Friedberg, Sammlung der Actenstücke zum ersten Vaticanischen Concil (Tübingen 1872) S. 276—283.

dem höchsten und unfehlbaren Lehramte unterzuordnen, das Christus uns zu hören befohlen hat und von dem sein Wort ewig gilt: „Wer euch hört, hört mich!"

Dem bisher Entwickelten entspricht auch Ketteler's Verhalten auf und nach dem Concil und ein unparteiischer Beurtheiler kann seine Unterwerfung wol bedauern, ihm aber nicht, wie es so häufig geschieht, haltloses Schwanken und Verrath an seiner Ueberzeugung vorwerfen. Auf dem Concil hat sich Ketteler von Anfang bis zu Ende zur Minorität gehalten, aber ohne Schwanken hat er nur die Opportunität, nicht das Dogma selbst bekämpft.[60] Als Gegner der Dogmatisirung hat Ketteler zu Rom eine Schrift gegen die Unfehlbarkeit verbreitet[61], hat in einem vorläufigen Gutachten[62] erklärt, die Lehre sei in vielen Gegenden dem christlichen Volke paene aut prorsus ignota hucusque, in vielen Katechismen non legitur, wenn Häretiker behaupten, der Katholik sei verpflichtet, zu glauben, nicht blos was die unfehlbare Kirche, sondern was der Papst allein lehre, haec haereticorum assertio passim ut calumnia verbis et scriptis tractabatur. In diesem Sinne hat er sich den meisten Schritten der Minorität angeschlossen, hat vorläufig mit Non placet gestimmt[63] und am Vorabende der Entscheidung fußfällig[64] den Papst um Annahme einer Formel gebeten, wonach nur jene Entscheidungen unfehlbar seien, welche der Papst treffe innixus testimonio ecclesiarum. Besonders kräftig ist er in einer Rede vom 25. Juni[65] dafür eingetreten, daß der Papst unfehlbar sei nur in Gemeinschaft mit den Bischöfen. Infolge seiner Ueberzeugung von der Wahrheit des neu zu formulirenden Dogmas hat sich Ketteler sofort gegen Döllinger erklärt[66], deshalb macht er der Minorität den Vorschlag[67] mit Placet juxta modum zu stimmen, deshalb motivirt er[68] die Bevorwortung einer eingebrachten Formel mit der Behauptung: „sowie man die Unfehlbarkeit des Papstes leugne, stehe man schon in der Negation des Primates überhaupt". Deshalb entschloß sich Ketteler auch, vor der letzten Sitzung abzureisen und übersandte dem Papste am 17. Juli 1870 folgende Erklärung:[69] „Aus dem Schema, welches ich eben erhalten habe, ersehe ich, daß Du die Bitte, welche wir Dir flehentlich vorgetragen haben, nicht glaubtest erfüllen zu können. Um mich nun nicht in der meiner ganzen Seele widersprechenden Lage zu befinden, mit Non placet zu stimmen, bleibt mir kein anderes Mittel übrig, als noch heute Abend von der mir ertheilten Erlaubniß zur Rückkehr Gebrauch zu machen. Bevor ich aber abreise, kann ich es nicht unterlassen, Dir in aller Demuth die Erklärung zu unterbreiten, daß ich mich den Entscheidungen des Concils ebenso unterwerfen werde, als wenn ich mit Placet hätte stimmen können."

Dieses Versprechen hat Ketteler voll und ganz gehalten. Er hat als einer der ersten am 20. Aug. 1870 das neue Dogma den Gläubigen verkündet, er hat dann zusammen mit andern deutschen Bischöfen im August 1870 einen und im Mai 1871 zwei Hirtenbriefe erlassen, um mancherlei Irrthümer und Besorgnisse aus Anlaß desselben zu beseitigen, er hat auch in einer eigenen Schrift[70] die neue Lehre erläutert. Das Concil hat bestimmt: Wenn der Papst ex cathedra spricht — d. h. wenn die fünf Merkmale zusammentreffen, daß er das Amt eines Lehrers aller Christen ausübt, daß er kraft seiner höchsten apostolischen Autorität handelt, daß er über eine Lehre des Glaubens oder der Sitte spricht, daß er darüber eine endgültige Entscheidung gibt und daß er sie gibt als solche, welche die ganze Kirche festhalten soll, — dann ist der Papst kraft des göttlichen Beistandes, der ihm im heiligen Petrus versprochen ist, also nicht persönlich, sondern von Amts wegen, unfehlbar und sind seine Entscheidungen aus sich selbst unfehlbar, nicht erst durch die Zustimmung der Kirche. Daß Lehrausprüche des Papstes ex cathedra auch außer dem allgemeinen Concil unfehlbar seien, ist allgemeine Tradition; neu festgestellt ist nur dies, daß der Grund dieser Unfehlbarkeit nicht in der Zustimmung der Kirche liegt, sondern in einem unmittelbaren göttlichen Beistande. Diese Lehrvollmacht gibt keine neue Offenbarung, sondern bewahrt die apostolische Tradition und legt sie aus; sie erfolgt auch nur adhibitis auxiliis, nach gewissenhafter Anwendung aller zur Auflösung einer Streitfrage vorhandenen menschlichen Mittel (doch darf niemand die päpstliche Entscheidung verwerfen unter dem Vorwande, diese Untersuchung sei ungenügend, da Gott den Papst davor bewahrt, jene Mittel zu vernachlässigen).

Mit aller Energie ist Ketteler auch ferner für das Dogma eingetreten und hat besonders dies Doppelte zu zeigen gesucht: wer die Beschlüsse des letzten Concils verwerfe, verwerfe damit auch die schon früher in der Kirche geltenden Bestimmungen über das unfehlbare Lehramt

60) Die „Römischen Briefe vom Concil" von Quirinus (München 1870) S. 440 behaupten freilich: „Seine Rede hat bewiesen, daß er aus einem Inopportunisten ein entschiedener Gegner des Dogmas selbst geworden ist", und klagen S. 570 über sein merkwürdiges Schwanken: „Es ist eine schwierige Aufgabe, über die Kunststücke eines theologischen Aequilibristen zu berichten, der mehr in freier Luft zu schweben als festen Boden unter den Füßen zu haben scheint." Dagegen lesen wir ebenda S. 203: ... „er hat seinen Collegen immer gesagt, daß er nur in der Frage der Opportunität auf ihrer Seite stehe", und S. 345: ... „obgleich Ketteler sich bis vor kurzem als einen entschiedenen Anhänger der Lehre gezeigt und nur die Opportunität der Dogmatisirung bestritten hat". Wir haben keinen Grund, der gegen jene „Briefe" gerichteten Erklärung zu mistrauen (d. d. Rom, 5. Juni 1870; vgl. Briefe S. 412 fg.), daß er an der Unfehlbarkeit des Papstes nie gezweifelt, dagegen das doppelte Bedenken gehabt habe, ob diese Lehre mit dem zu einer dogmatischen Definition nothwendigen Grade der Gewißheit aus Schrift und Tradition erhelle und ob in den Zeitumständen eine Glaubensentscheidung geboten sei. — Ueberhaupt wirft Ketteler dem Berichterstatter Unzuverlässigkeit vor. Vgl. die Unwahrheiten der Römischen Briefe vom Concil in der Allg. Zeitung (Mainz 1870). Dagegen Quirinus S. 243 fg. 61) Friedberg l. c. S. 769. 62) Friedberg l. c. S. 608. 63) Quirinus l. c. S. 609. 64) Quirinus l. c. S. 625. 65) Quirinus l. c. S. 578; vgl. Briefe S. 416 fg. 66) Briefe S. 400. Das Belobungsschreiben des Papstes S. 405. 67) Quirinus l. c. S. 602. 68) Quirinus l. c. S. 617.

69) Briefe S. 421. 70) Das unfehlbare Lehramt des Papstes (Mainz 1871).

und die Befugniß der Concilien, sei also schon vorher innerlich von der katholischen Kirche abgefallen gewesen, — und die Unfehlbarkeit beziehe sich nur auf die Auslegung der göttlichen Offenbarung, also auf Sätze des Glaubens und der Sitte, komme daher in keiner Weise mit der Autorität des Staates in Conflict. Noch in einer seiner letzten Broschüren hat er deshalb die staatliche Anerkennung der Altkatholiken als „thatsächliche Einführung des bekenntnißlosen Protestantismus in die katholische Kirche" bekämpft.

Das funfzigjährige Bischofsjubiläum Pius' IX. veranlaßte Ketteler zu seiner fünften Romfahrt. Auf der Rückreise besuchte er seinen Jugendfreund Clemens von Korff, der im Alter von 61 Jahren Kapuziner geworden war und als Pater Bruno im Kloster Burghausen in Oberbaiern lebte. Hier erkrankte er und starb nach fünfwöchentlichen Leiden am 13. Juli 1877. Seine Leiche wurde nach Mainz gebracht und dort im Dome beigesetzt.

Chronologisches Verzeichniß der Schriften Ketteler's:

1) Leichenrede, gesprochen am Grabe der am 18. Sept. zu Frankfurt a. M. gewaltsam Ermordeten und der im Kampfe gegen die Aufständischen Gefallenen (Leipzig, Fritzsche 1848). 2) Die großen socialen Fragen der Gegenwart. Sechs Predigten (Mainz, Kirchheim 1849). 3) Hirtenbrief vom 25. Juli 1850 zum Antritt des bischöflichen Amtes. (Münster, Aschendorff'sche Buchdruckerei.) 4) Hirtenbrief vom 4. Febr. 1852 zum Anfang der Fastenzeit. (Mainz, Bischöfliche Buchdruckerei von Johann Wirth.) 5) Hirtenbrief vom 6. Jan. 1852. Aufruf zum Gebet. 6) Hirtenbrief zur Verkündigung des von Papst Pius IX. am 21. Nov. 1851 ausgeschriebenen allgemeinen Gebets. (Ebda. 1852.) 7) Hirtenbrief beim Anfang der Fastenzeit 1853. Belehrung über das Gebet (Ebda. 1853). 8) Hirtenbrief beim Anfang der Fastenzeit 1854. Ermahnung zu christlicher Kindererziehung. (Ebda. 1854.) 9) Das Recht und der Rechtsschutz der katholischen Kirche in Deutschland, mit besonderer Rücksicht auf die Forderungen des oberrheinischen Episkopats und den gegenwärtigen kirchlichen Conflict. (Mainz, Kirchheim 1854.) 10) Hirtenbrief, bei Gelegenheit der Säcularfeier des heiligen Erzbischofs und Märtyrers Bonifacius. (Mainz, Bischöfliche Druckerei 1855.) 11) Hirtenbrief bei Gelegenheit der Feier der unbefleckten Empfängniß der allerseligsten Jungfrau Maria. (Ebda. 1855.) 12) Hirtenbrief beim Anfang der Fastenzeit. Ueber die Heiligung der Sonn- und Feiertage. (Ebda. 1857.) 13) Der Religionsunterricht in der Volksschule. Ein Hirtenbrief. (Mainz, Kirchheim 1858.) 14) Hirtenbrief bei Gelegenheit des von Pius IX. ausgeschriebenen allgemeinen Gebets. (Mainz, Bischöfl. Druckerei 1858.) 15) Hirtenbrief beim Anfang der Fastenzeit. Aufforderung zu christlicher Liebesthätigkeit. (Mainz, Druckerei von Eb. Schröder 1859.) 16) Mittheilung des päpstlichen Ausschreibens vom 27. April 1859. (Ebda. 1859.) 17) Des Christen Glaube und Trost bei den gegenwärtigen Angriffen auf die Kirche und ihr Oberhaupt. Ein Hirtenbrief. (Mainz, Kirchheim 1860.) 18) Hirtenbrief vom 27. Nov. 1860. Aufforderung zur Zahlung des Peterspfennigs. (Mainz 1860.) 19) Hirtenbrief beim Anfang der Fastenzeit 1861. Erörterung der päpstlichen Allocution vom 17. Dec. 1860. (Ebda. 1861). 20) Soll die Kirche allein rechtlos sein? Ein Mahn- und Hirtenwort an die Gläubigen der Diöcese Mainz, zugleich eine Abwehr ungerechter Anschuldigungen (Mainz, Kirchheim 1861). 21) Hirtenbrief beim Anfang der Fastenzeit 1862. Die kirchlichen Verhältnisse des vergangenen Jahres. (Mainz, Druckerei von J. J. Racké 1862.) 22) Hirtenbrief vom 27. Juni 1862. Feierliche Ansprache des Papstes an die versammelten Bischöfe. (Ebda. 1862.) 23) Freiheit, Autorität und Kirche. Erörterungen über die großen Probleme der Gegenwart. (Mainz, Kirchheim 1862.) 24) Warum liebt der Katholik seine Kirche? Ein Hirtenbrief. (Mainz, Druck von J. J. Racké, 1863.) 25) Hirtenbrief beim Anfang der Fastenzeit 1864. Wohlthätige Anstalten. (Mainz, Kirchheim 1864.) 26) Die Jesuiten in Mainz und die Beschwerde des Gemeinderathes bei den hohen Ständen gegen deren Aufenthalt in der Pfarrwohnung zu St.-Christoph. Ansprache an die Diöcesanen. (Ebda. 1864.) 27) Ein zweites Wort über die Jesuiten in Mainz. Beleuchtung des Berichtes des Referenten der Zweiten Kammer über die Beschwerde des Gemeinderathes. (Ebda. 1864.) 28) Die Arbeiterfrage und das Christenthum. (Ebda. 1864.) 29) Hirtenbrief über die Encyclica vom 8. Dec. beim Anfang der Fastenzeit 1865. (Ebda. 1865.) 30) Kann ein gläubiger Christ Freimaurer sein? Antwort an den Herrn Dr. Rudolf Seydel. (Ebda. 1865.) 31) Hirtenbrief über die Pflichten des Christen in gegenwärtiger Kriegszeit. (Ebda. 1866.) 32) Zur Charakteristik der Jesuiten und ihrer Gegner. (Ebda. 1866.) 33) Ist das Gesetz das öffentliche Gewissen? (Frankfurt a. M., Hamacher, 1866.) 34) Hirtenbrief über die gemischten Ehen bei Beginn der heiligen Fastenzeit 1867. (Mainz, Kirchheim 1867.) 35) Hirtenbrief über die gegenwärtige Lage des heiligen Vaters. (Ebda. 1867.) 36) Deutschland nach dem Kriege von 1866. (Ebda. 1867.) 37) Die Stellung und Pflicht der Katholiken im Kampfe der Gegenwart. Festrede beim 25jährigen Jubiläum des Erzbischofs Hermann von Freiburg gehalten am 25. März 1868 im Münster zu Freiburg. (Freiburg i. B., Herder, 1868.) 38) Die wahren Grundlagen des religiösen Friedens. Eine Antwort auf die vom Herrn Prälaten Dr. Zimmermann und der evangelischen Geistlichkeit Hessens erhobenen Anschuldigung wegen „Verunglimpfung der evangelischen Kirche". (Mainz, Kirchheim, 1868.) 39) Die Pflichten des Adels. Eine Stimme aus den Tagen des heiligen Thomas von Aquin. Dem gesammten Adel Deutschlands gewidmet. (Ebda. 1868.) 40) Die öffentliche Beschimpfung der katholischen Kirche auf der Bühne. Ein Appell an Alle, welche Sinn für Gerechtigkeit und Ehre haben und mit ihren katholischen Mitbürgern auf

Grund gegenseitiger Achtung in Frieden leben wollen. (Ebda. 1868.) 41) Das Recht der Domkapitel und das Veto der Regierungen bei den Bischofswahlen in Preußen und der oberrheinischen Kirchenprovinz. (Ebda. 1868.) 42) Die Angriffe gegen Gury's Moral-Theologie in der Mainzeitung und der Zweiten Kammer zu Darmstadt. Zur Beleuchtung der neuesten Kampfesweise gegen die katholische Kirche für alle rechtlichen und unparteiischen Männer. (Ebda. 1869.) 43) Die Arbeiterbewegung und ihr Streben im Verhältniß zu Religion und Sittlichkeit. Eine Ansprache, gehalten am 25. Juli 1869. (Ebda. 1869.) 44) Das allgemeine Concil und seine Bedeutung für unsere Zeit. (Ebda. 1869.) 45) Die Unwahrheiten der römischen Briefe vom Concil in der Allgemeinen Zeitung. (Ebda. 1870.) 46) Was hat der Herr Prof. Nippold in Heidelberg bewiesen? Eine Entgegnung auf dessen Schrift: „Ein Bischofsbrief vom Concil und eine deutsche Antwort." Zugleich eine Beleuchtung moderner Geistesrichtungen. (Ebda. 1870.) 47) Die Gewaltthat gegen den Heiligen Vater und die Anliegen unsers Vaterlandes. Ein Hirtenbrief. (Ebda. 1870.) 48) Die Minorität auf dem Concil. Antwort auf Lord Acton's Sendschreiben an einen deutschen Bischof des deutschen Concils. (Ebda 1870.) 49) Das unfehlbare Lehramt des Papstes nach der Entscheidung des Vaticanischen Concils. (Ebda. 1871.) 50) Liberalismus, Socialismus und Christenthum. Rede, gehalten auf der 21. Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands. (Ebda. 1871.) 51) Die Centrumsfraction auf dem ersten Deutschen Reichstage. (Ebda. 1872.) 52) Das Reichsgesetz vom 4. Juli 1872 betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu und die Ausführungsmaßregeln dieses Gesetzes. Schreiben an meine Diöcesanen. (Ebda. 1872.) 53) Der Kampf gegen die Kirche. Predigt. (Ebda. 1872.) 54) Ein Brief über die von Dr. Friedrich und Dr. Michelis am 9. Febr. 1873 zu Konstanz gehaltenen Reden. (Freiburg i. B., Herder 1873.) 55) Die Trennung der Schule von der Kirche. (Mainz, Kirchheim 1873.) 56) Die Katholiken im Deutschen Reiche. Entwurf zu einem politischen Programm. (Ebda. 1873.) 57) Die preußischen Gesetzentwürfe über die Stellung der Kirche zum Staat. (Ebda. 1873.) 58) Die moderne Tendenzwissenschaft. Beleuchtet am Exempel des Herrn Prof. Dr. Emil Friedberg. (Ebda. 1873.) 59) Worte der Belehrung und Ermahnung an alle christlichen Aeltern über ihre Pflichten bei der Vorbereitung ihrer Kinder zur ersten heiligen Communion. (Ebda. 1874.) 60) Die Anschauungen des Cultusministers Herrn Dr. Falk über die katholische Kirche nach dessen Rede vom 10. Dec. 1873. (Ebda. 1874.) 61) Der Culturkampf gegen die katholische Kirche und die neuen Kirchengesetzentwürfe für Hessen. (Ebda. 1874.) 62) Kann ein Jesuit von seinem Obern zu einer Sünde verpflichtet werden? (Ebda. 1874.) 63) Der Bruch des Religionsfriedens und der einzige Weg zu seiner Wiederherstellung. (Ebda. 1875.) 64) Die Gefahren der neuen Schulgesetzgebung für die religiös-sittliche Erziehung der Kinder in den Volksschulen. (Ebda. 1876.) 65) Warum können wir zur Ausführung der Kirchengesetze nicht mitwirken? (Ebda. 1876.) 66) Die thatsächliche Einführung des bekenntnißlosen Protestantismus in die katholische Kirche. (Ebda. 1877.) 67) Die Pflichten der Aeltern und des Aelternhauses unter den modernen Schulverhältnissen. (Ebda. 1877.) 68) Erste Exercitien vor Beginn seiner theologischen Studien. Von ihm selbst aufgezeichnet und aus seinem schriftlichen Nachlasse herausgegeben von J. B. Heinrich. (Ebda. 1877.) 69) Predigten, herausgegeben von J. M. Raich. 2 Bde. (Ebda. 1878.) *(B. Pänjer.)*

KETTENBRUCH (fractio continua) heißt ein Bruch, dessen Nenner aus einer ganzen Zahl und einem Bruche zusammengesetzt ist, wobei der Nenner dieses zweiten Bruches selbst wieder aus einer ganzen und einer gebrochenen Zahl bestehen kann. Der auf diese Weise gebildete Bruch wird eine endliche Anzahl von Gliedern oder eine unendliche besitzen. Die Zähler dieser verketteten Brüche sind ganze Zahlen, häufig die Einheit. Auch negative Zahlen können auftreten. Die allgemeinste Form eines Kettenbruchs ist also:

$$\cfrac{1}{a+\cfrac{1}{b+\cfrac{1}{c+\cfrac{1}{d+\ddots}}}}$$

wobei die Größen a b c ... positive oder negative, ganze oder gebrochene Zahlen sind. Der Name Kettenbruch scheint erst im Anfange dieses Jahrhunderts gebräuchlich geworden zu sein. In der elementaren Theorie sind vor allem die Brüche zu behandeln, in welchen a b c ... ganze positive Zahlen sind. Diese Darstellung einer Zahl hat Heine (Kugelfunctionen B. 1) die „wahre Entwickelung" genannt. Die verschiedenen Nenner a b c ... heißen die Partialnenner des Kettenbruchs. Jeder rationale Bruch läßt sich in einen endlichen Kettenbruch verwandeln. Man findet die Partialnenner als die Quotienten der fortgesetzten Euklidischen Division, wie sie bei Bestimmung des größten gemeinschaftlichen Theilers angewandt wird. Behält man von den Partialnennern nur den ersten, oder die zwei, drei, vier ersten u. s. w. mit Weglassung aller folgenden bei, und verwandelt den so entstehenden unvollständigen Kettenbruch in einen gemeinen, so heißt dieser ein Näherungswerth. Dieselben sind abwechselnd größer und kleiner als der Kettenbruch, und jeder Näherungswerth nähert sich dem wahren Werthe mehr als der vorhergehende. Außerdem hat jeder Näherungswerth $\frac{A}{B}$ des Kettenbruchs die Eigenschaft, daß es keinen Bruch $\frac{a}{b}$ gibt, welcher dem Totalwerthe näher kommt, es sei denn, daß a größer ist als A, b größer als B.

Nach den historischen Untersuchungen von Günther (Beiträge zur Erfindungsgeschichte des Kettenbruchs, Progr., Weißenburg 1872, und Darstellung der Näherungs-

werthe von Kettenbrüchen in independenter Form, Erlangen 1873) treten die Kettenbrüche zum ersten mal in den Arbeiten des 17. Jahrh. an vier verschiedenen Stellen auf. Zuerst bei Cataldi, Professor zu Bologna: Trattato del modo brevissimo di trovare la radice quadrata delli numeri, Bologna 1613 (siehe auch Grunert, Archiv B. 30). Die hier entwickelten Kettenbrüche sind nicht die gewöhnlichen, sondern eine specielle Form periodischer Kettenbrüche, deren sämmtliche Theilzähler und Theilnenner unter sich gleich sind; auch fehlt hier noch jede allgemeine Theorie. Sodann bei Daniel Schwenter, Professor zu Altdorf (Deliciae physico-mathemat., Nürnberg 1636 und Geometriae practicae novae et auctae Liber IV, durch G. A. Böchlern, Nürnberg 1657) woselbst eine Kettenbruch-Entwickelung ausgeführt wird, um Brüche mit großen relativ primen Zähler und Nenner in möglichst angenäherter Weise durch kleinere Zahlen auszudrücken. Denselben Zweck verfolgte Huyghens (Opusc. postum., Haagae 1698: Descriptio automati planetarii), der auch schon den Satz beweist, daß zwei aufeinander folgende Näherungswerthe den wahren Werth des Kettenbruchs einschließen, und insbesondere auch als Beispiel eine angenäherte Entwickelung der Zahl π gibt. Am vollkommensten aber wurde die Theorie von Wallis (Arithmetica infinitorum, Oxonii 1656, Tractatus de algebra, Oxonii 1693) begonnen, zu dessen bekannter Productdarstellung der Zahl π Lord Brouncker ohne Angabe eines Beweises die merkwürdige Formel hinzugefügt hatte:

$$\frac{1}{4}\pi = \cfrac{1}{1+\cfrac{1}{2+\cfrac{9}{2+\cfrac{25}{2+\cfrac{49}{2}}}}}\ddots$$

Der Beweis, den Wallis für diese Formel zu geben versuchte, wobei er auch die Bezeichnung „fractio continue fracta“ einführte, ist nach Euler (Comment. vet. Acad. Petropol. T. IX) nicht ausreichend, doch ist es wichtig, daß sich bei Wallis bereits eine allgemeine Darstellung der Näherungswerthe der Kettenbrüche findet. Diese Untersuchungen wurden von Euler (Specimen algorithmi singularis; Nov. Comment. Acad. Petrop. T. IX) vervollständigt, der ein allgemeines Bildungsgesetz angab, im Vergleich mit dem die von Hindenburg (Magazin für Naturkunde und Mathematik, Leipzig 1781 und 1782) aufgestellte Regel werthlos ist. Die linearen Gleichungen, denen Zähler und Nenner des Kettenbruchs genügen, führen auch zu einer Determinanten-Darstellung, welche Painvin (Liouville, Journ. de Math. S. II, T. III), Heine (Journ. für Math. B. 56) und Günther (a. a. O.) ausführten. Ein elementares für die Theorie des dioptrischen Linsensystems nicht unwichtiges Bildungsgesetz hat Minding (Bulletin de l'Acad. d. St.-Pétersb. T. IV) gegeben. Die Convergenz der Näherungswerthe eines unendlich fortlaufenden Kettenbruchs, dessen Zähler nicht sämmtlich gleich eins sind, behandelten Seidel (Habilitationsschr., München 1846) und Stern (Journ. für Math. B. 37). Die Anwendung der Kettenbrüche zur Auflösung unbestimmter linearer Gleichungen ist durch die elementaren Eigenschaften derselben gegeben, deren allgemeinster Ausdruck in dem Systeme linearer Gleichungen enthalten ist, die Euler (Opuscul. analyt. T. II) auch zum Ausgangspunkt der Theorie machte, oder noch allgemeiner in der Differenzengleichung zweiter Ordnung, die Jacobi (Journ. für Math. B. 59) behandelte. Mit dem Aufsatze: De usu novi algorithmi in problemate Pelliano solvendo (Nov. Comment. Acad. Petropol. T. XVIII) und deren Fortsetzung (Acta Petropol. T. III) eröffnete Euler die Theorie der periodischen Kettenbrüche und deren Anwendung auf die quadratischen Gleichungen; die weitere Ausbildung verdankt man Lagrange in den Memoiren der Akademie zu Berlin (B. 23 und 24) und in den Zusätzen zu den Euler'schen Elementen der Algebra, zugleich mit einer allgemeinen Darstellung der numerischen Auflösung beliebiger Gleichungen. Ausgedehntere Anwendung fanden die Kettenbrüche bei den zahlentheoretischen Problemen in den Disquis. arithmet. von Gauß und der Théorie des nombres von Legendre. Die allgemeinen Eigenschaften periodischer und symmetrischer Kettenbrüche, die hierbei auftreten, leitete Möbius (Journ. für Math. B. 6), ausgehend vom dioptrischen Linsensysteme, aus elementaren Relationen umfassender Art zwischen dem Werthe eines Kettenbruchs und seinem letzten Partialnenner ab, wobei sich der von Galois (Annal. de Math. T. XIX) gefundene Satz über die Darstellung der beiden Wurzeln einer quadratischen Gleichung durch Kettenbrüche als einfache Folgerung ergab. Auf Euler führt auch die Anwendung der Kettenbrüche in der Theorie der analytischen Reihen zurück, und zwar in den beiden Formen, entsprechend den Reihen, welche nach ansteigenden oder absteigenden Potenzen geordnet sind (Opuscul. analyt. T. II; Introd. in Analys. inf. T. I, Acta Petropol. T. VI). Einen umfassenden Ausdruck gab Gauß durch die Entwickelung des Quotienten zweier hypergeometrischer Reihen; an diesen schließen sich die neueren Untersuchungen von Heine (Journ. für Math. B. 53 und 57), Riemann, Thomé u. a. an; in Bezug auf diese muß auf Stern (Theorie der Kettenbrüche 1834 und Algebraische Analysis) sowie auf Heine (Handbuch der Kugelfunctionen, 2. Auflage) verwiesen werden. Hier finden sich auch die Anwendungen der Kettenbrüche auf die Ermittelung bestimmter Integrale, wofür nächst den Untersuchungen von Euler Arbeiten von Laplace (Mécanique céleste T. IV) und Jacobi (Journ. für Math. B. 12) maßgebend gewesen sind.

Geringere Bedeutung haben die sogenannten „aufsteigenden Kettenbrüche“ (der Name findet sich zuerst bei Kunze, Die aufsteigenden Kettenbrüche, Weimar 1857); wenigstens ist bei denselben die Bruchform durchaus unwesentlich. Es ist:

$$\frac{b_1}{a} + \frac{b_2}{a_2} + \frac{b_3}{a_3} \cdot \cdots \frac{b}{a_n}$$

$$= \frac{b_1}{a_1} + \frac{b_2}{a_1 a_2} + \frac{b_3}{a_1 a_2 a_3} \cdots \frac{b_n}{a_1 a_2 \ldots a_n}$$

Diese Reihenform indeß bildet die Grundlage für mehrere elementare Untersuchungen. Sie kommt zur Geltung bei dem in der Arithmetik der Alten wichtigen Probleme der Zerlegung eines Bruches in Stammbrüche, d. h. in Brüche, deren Zähler gleich eins ist (Friedlein, Die Zahlzeichen und das elementare Rechnen, 1869). Ferner, wenn sämmtliche Nenner einander gleich sind, $a_1 = a_2 = \ldots a_n$, in dem babylonisch-indischen Sexagesimalsysteme sowol wie in dem Decimalsysteme, welches durch die Arbeiten Regiomontan's, Cardan's, W. Buckley's und S. Stevin's das erstere allmählich verdrängte, und dessen bewußten ersten Gebrauch M. Cantor (Math. Beiträge zum Culturleben der Völker, Halle 1863) bei Johann von Sevilla (Hispalensis) im 11. Jahrhundert nachgewiesen hat. Der wirklichen Form aufsteigender Kettenbrüche nähert sich im Mittelalter Leonardo Fibonacci (Trattati d'aritmetica publicati da Boncompagni, Roma 1857), indem er unter dem Namen „fractiones in gradibus" Brüche behandelt, deren Zähler selbst wieder aus Brüchen zusammengesetzt ist u. s. f.; eine Theorie derselben findet sich indeß erst bei Lambert (Beiträge zum Gebrauch der Mathematik und deren Anwendung, 2. Theil 1770), dessen Untersuchungen auch für die absteigenden Kettenbrüche genannt zu werden verdienen, weil sie grundlegend wurden für die Sätze über die Irrationalität gewisser durch Kettenbrüche dargestellter Werthe, und der insbesondere den wesentlichen Unterschied beider Entwickelungen erkannte, der darin besteht, daß jeder echte Bruch nur eine einzige „wahre Entwickelung" zuläßt, während ihm unendlich viele aufsteigende Kettenbrüche mit den Theilzählern 1 gleichsein können. Die Untersuchung wurde fortgeführt von Lagrange (Essai d'analyse numérique sur la transformation des fractions, Journ. de l'école polyt. Cah. V.), der besonders das System der Näherungswerthe behandelte. Neuerdings haben Druckenmüller (Theorie der Kettenreihen, Trier 1837), Matthiesen (Schlüssel zur Sammlung von Beispielen von Heis, 1873), und Günther von diesen Kettenbrüchen gehandelt; ihrer Geschichte hat Günther ein Kapitel seines Werkes: Vermischte Untersuchungen zur Geschichte der math. Wissenschaften (1876) gewidmet. (*Axel Harnack.*)

Kettenbrücke (Hängebrücke), s. Brücke.

Kettengebirge, s. Gebirge.

KETTENLINIE (lat. Catenaria) nennt man in der höheren Mechanik und Geometrie diejenige (transcendente) krumme Linie, welche ein durchaus gleichschweres, vollkommen biegsames, undehnbares Seil (oder Kette) bildet, sobald man es an zwei Punkten, deren Entfernung geringer ist als die Länge des Seils, frei aufhängt. Obwol die Bedingungen der vollkommenen Biegsamkeit und Undehnbarkeit in Wirklichkeit nicht streng erfüllt werden können, so übt doch dieser Umstand einen kaum merklichen Einfluß aus und es kann daher die Kettenlinie von jedem gleichmäßig starken und schweren Faden oder einer Kette dargestellt werden. Die analytische Gleichung der Kettenlinie in Bezug auf das durch den tiefsten Punkt derselben gelegte rechtwinkelige Coordinatensystem lautet, wenn der Parameter c gleich der Länge eines Fadenstückes ist, dessen Gewicht der Größe der Horizontalspannung gleicht und mit s die Länge der Bogenlinie vom Scheitel oder tiefsten Punkte bis zum betreffenden, durch die Coordinaten bestimmten Punkt bezeichnet wird,

$$y = \frac{c}{2}\left(e^{\frac{x}{c}} + e^{-\frac{x}{c}}\right),\ x = c \log nat \left(\frac{c+y+\sqrt{2cy+y^2}}{c}\right),$$

$$s = \frac{c}{2}\left(e^{\frac{x}{c}} - e^{-\frac{x}{c}}\right) = \sqrt{2cy+y^2}$$

wo e die Grundzahl des natürlichen Logarithmensystems = 2,7182818 bedeutet.

Die Construction der Tangente an irgendeinen Punkt p der Kettenlinie oder, mit andern Worten, die Bestimmung der Spannungsrichtung geschieht in der Weise, daß man an die durch den tiefsten Punkt gehende verticale Axe nach abwärts den Parameter c aufträgt, damit als Halbmesser einen Kreis beschreibt (der demzufolge die Kettenlinie im tiefsten Punkte berührt) und an diesen Kreis von dem Schnittpunkte der durch den betreffenden Punkt p gelegten Horizontalen mit der verticalen Axe eine Tangente legt. Die zu dieser Tangente durch den Punkt p selbst gezogene Parallele ist sodann die gesuchte Spannungsrichtung oder Tangente.

Bezeichnet man den Winkel, welchen diese Tangente mit der Horizontalen oder Abscissenaxe bildet, mit φ, so ist auch $tg\varphi = \frac{s}{c}$ und die Coordinaten des Punktes sind: $y = \frac{c(1-\cos\varphi)}{\cos\varphi}$ und $x = c \log nat.\ tg\left(45° + \frac{\varphi}{2}\right)$.

Die Länge des Bogens s vom tiefsten Punkte bis zu irgendeinem Punkte p der Kettenlinie erhält man durch folgende Construction: man fällt von dem Punkte p ein Loth auf die durch den Mittelpunkt des vorerwähnten Kreises gezogene Horizontale und von dem erhaltenen Fußpunkte aus eine Senkrechte auf die durch den Punkt p gezogene Tangente. Dann ist die dadurch auf der letztern abgeschnittene Länge gleich der Länge des Bogens und der zuletzt erhaltene Durchschnittspunkt ein Punkt der Evolvente oder Abwickelungslinie der Kettenlinie.

Sind die Spannungen an beiden Endpunkten sehr groß, so fällt die Kettenlinie nahezu mit einer Parabel zusammen, wird jedoch genauer durch die Gleichung $x = \left(1 - \frac{y}{12c}\right)\sqrt{2cy}$ bestimmt.

In der Praxis ist die Kettenlinie für den Bau der Kettenbrücken von Wichtigkeit. Die bei den Tragketten derselben sich bildende Linie heißt Kettenbrückenlinie und weicht von der eigentlichen Kettenlinie etwas ab, da die Last hierbei in horizontaler Richtung gleichmäßig vertheilt ist, also nicht die Längen der Bogenstücke selbst von gleicher Schwere sind, sondern gleiche Horizontalprojectionen derselben.

Eine andere Art von Kettenlinien kommt bei Ermittelung der Drucklinien von Gewölbbogen (jedoch in umgekehrter Form) zur Anwendung. Man erhält diese Linie, wenn man die Lasten der das Gewölbe eintheilenden gleichbreiten Verticalstreifen als angehängte Gewichte so auf eine Schnur oder Kette vertheilt, wie sie den in den einzelnen Gewölb- oder Bogenelementen vom Scheitel nach den Widerlagern zunehmenden Belastungen durch Eigengewicht und Nutzlast des Gewölbes entsprechen. Werden die beiden Enden dieser eine umgekehrte Bogenlinie bildenden Kette über Rollen geführt, so entspricht die an der andern Seite der Rollen angehängte, das Gleichgewicht haltende Belastung dem Gesammtverticaldrucke des Gewölbbogens, der, mit dem Horizontalschub vereinigt, die resultirende Druckrichtung am Widerlager des Gewölbes ergibt. Soll der Bogen oder das Gewölbe stabil sein, so muß die so erhaltene Drucklinie innerhalb des mittlern Drittheils der Gewölbstärke verbleiben und die Resultante, deren Richtung durch die Endrichtung der (umgekehrten) Kettenlinie bestimmt wird, muß durch die Basis des Stützpfeilers oder Widerlagers gehen. (*A. Gottschaldt.*)

KETTENRECHNUNG heißt in der Arithmetik das Verfahren der zusammengesetzten Regel de tri. Ist eine Größe (A) einer andern Größe (B) proportional, d. h. bedingt die Aenderung der ersten Größe um ein beliebiges Vielfache, größer oder kleiner als 1, die Aenderung der zweiten Größe um das gleiche Vielfache, so läßt sich, sobald ein Paar zusammengehöriger Werthe dier Größen gegeben sind, für jeden Werth der einen (A) der dazu gehörige Werth der andern (B) berechnen. Die Anleitung zu dieser Berechnung heißt Regel de tri, die Folgerung vollzieht sich aus dem Obersatze vermittels eines Mittelsatzes zum Schlußsatz. Aufgabe: Wenn a Kgr. einer Waare b Mark kosten, wieviel erhält man für c Mark?

Obersatz: für b Mark erhält man a Kgr.,
Mittelsatz: für 1 „ „ „ $\frac{1}{b}$. a Kgr.,
Schlußsatz: für c „ „ „ $\frac{c}{b}$. a Kgr.

Dieser Ansatz läßt sich auch kürzer fassen in den Gleichungen:

x Kgr. = c Mark, b Mark = a Kgr.,
folglich: xb = ac, oder x : a = c : b.

Es tritt hier eine Art Verkettung ein, indem die zweite Gleichung mit der Größe (Mark) beginnt, mit welcher die erste geschlossen hat. Sind allgemein A B C D E .. vergleichbare Einheiten von verschiedener Art, und ist der Größe oder dem Werthe nach:

$$aA = bB$$
$$cB = dC$$
$$eC = fD$$
$$gD = hE,$$

so ist aceg . A = bdfh . E. Wird also gefragt, wieviel Einheiten von E einer gegebenen Anzahl m von Einheiten A gleichgelten, so hat man den Kettensatz zu bilden:

$$xE = mA,\ aA = bB,\ cB = dC \ldots . gD = hE$$
$$\text{folglich: } x = \frac{bdfh}{aceg} . m$$

In einer etwas andern Form, nämlich als eine Reihe von Proportionen, wird der Kettensatz angewandt, wenn eine Größe A von mehrern Größen B B^1 ... proportional abhängig ist, wie z. B. die Kosten eines Transports von dem Gewichte der Last sowol wie von der Länge des Weges. Aufgabe: Wenn die Transportkosten von a Kgr. auf b Meilen c Mark betragen, wieviel betragen dieselben für a′ Kgr. und b′ Meilen? Der Kettensatz lautet:

$$\frac{x}{c} = \frac{a'}{a} \qquad \frac{y}{x} = \frac{b'}{b}$$
$$\text{folglich } \frac{y}{c} = \frac{a'b}{ab} \text{ oder } y = \frac{a'b'}{ab} c.$$

Auch bei Größen, die einander umgekehrt proportional sind, gilt eine gleiche Reihe von Proportionen, nur mit Vertauschung von Zähler und Nenner auf der einen Seite. Die Rechnung mit Proportionen ist bereits in der Geometrie der Alten völlig ausgebildet; die Kettenregel findet sich in den älteren kaufmännischen Rechnungsbüchern, worüber Kästner, Anfangsgründe der Arithmetik, und Fortsetzung der Rechenkunst zu vergleichen ist.

(*Axel Harnack.*)

KETTENSCHLEPPSCHIFFAHRT oder Drahtseilschleppschiffahrt (Tauschiffahrt, französisch touage, englisch towing) ist die Bewegung einer Reihe von Lastkähnen durch einen Dampfschlepper, der aber nicht frei im Wasser durch Räder oder Schraube getrieben wird, sondern mit einer Kette oder einem Drahtseil in Verbindung steht, welche auf dem Boden des Flusses oder Kanals gelegt sind, durch den der Schlepper mit seinem Anhange fahren soll. Zu diesem Zwecke ist derselbe mit einer Dampfmaschine ausgerüstet, welche zwei bis drei auf seinem Oberdecke oder an seinen Seiten befestigte Rollen treibt. Die eine, äußere dieser Rollen nimmt die Kette oder das Tau, welche in der Längsrichtung des Schleppers über diesen geleitet sind, auf, führt sie über die mittlere, wenn eine solche vorhanden ist, und legt sie auf der letzten wieder ab, sodaß sie annähernd die frühere Lage auf der Sohle des Fahrwassers wieder einnehmen. Man kann mithin den Schlepper mit diesen Trommeln vor- oder rückwärts fahren lassen, je nachdem man letztere nach der einen oder andern Richtung durch die Maschine dreht. Bei der Kettenschleppschiffahrt liegen die Trommeln vorn (die Leitrolle eventuell in der Mitte) und hinten auf dem Oberdecke des Schleppers in dessen Mittel-

linie, bei der Drahtseilschleppschiffahrt an einer Seite. Die der Kettenschleppschiffahrt oder Drahtseilschleppschiffahrt zu Grunde liegende Idee ist Ersparung von Maschinenkraft, Feuerung und Bedienung, namentlich bei der Fahrt stromaufwärts. Die Kettenschleppschiffahrt ist am längsten in Gebrauch, die Drahtseilschleppschiffahrt neueren Datums und unter Umständen vortheilhafter als die Kettenschleppschiffahrt. Mit ersterer wurden schon 1820 Versuche auf der Saône und zwar durch die Ingenieure Courteaud und Tauvasse angestellt, jedoch noch in ziemlich unvollkommener Weise. In ihrer jetzigen Gestalt erschien die Kettenschleppschiffahrt 1853 auf der Seine, dann folgte 1866 die Elbe zunächst mit der Strecke von Buckau bis Neustadt-Magdeburg. Seit 1872 ist dieselbe nach unten bis Hamburg, nach oben bis an die böhmische Grenze erweitert, durch sie werden jährlich 15—20 Millionen Centner Güter befördert. Die Elblinien besitzen 25 Kettenschlepper und eine Länge von 670 Kilom. Der Elbe folgten in Deutschland Donau, Oder, Rhein und Neckar; in Frankreich wird die Kettenschleppschiffahrt auf Seine, Rhône und verschiedenen Kanälen betrieben und ebenso in Rußland, Holland und Belgien angewendet. Der Hauptvortheil der Kette oder des Drahtseils gegen die gewöhnlichen Bugsirschiffe mit Rad oder Schraube besteht in dem Wegfalle des letztern beiden eigenthümlichen Schlips. Mit dem Namen Schlip bezeichnet man den Wegverlust, welchen die Radschaufel oder die Schraube dadurch erleidet, daß das Wasser, auf welches sie sich stützen, unter ihrem Drucke ausweicht. Diesem Wegverluste entspricht natürlich Kraftverlust, den der Ketten- oder Drahtseilschlepper nicht hat, weil er sich an einem festen Stützpunkte bewegt. Beim Fahren gegen den Strom mit großen Anhängen wächst dieser Unterschied besonders hoch. Während dann bei Rad und Schraube deren Geschwindigkeit in einem bestimmten Verhältnisse größer sein muß als Fahr- und Stromgeschwindigkeit zusammen, und bisweilen von der ganzen Dampfarbeit nur ein geringer Theil für die Fortbewegung des Schiffes übrigbleibt, legt der Tauschlepper stets die den Umdrehungen seiner Maschine entsprechenden Strecken zurück. Dazu treten noch andere Verluste an Arbeit durch Reibung, durch das von den Motoren in die Höhe gezogene Wasser u. s. w., sowie durch den Widerstand des von ihnen den Schleppkähnen entgegengeschleuderten Wassers, und das Resultat ist, daß der Arbeitsverbrauch des Bugsirschiffes (Rad oder Schraube) fünfmal so groß ist wie der des Tauschleppers. Nicht ganz so günstig ist das Verhältniß des Kohlenverbrauchs, weil die großen Compoundmaschinen der Bugsirschiffe weniger Feuerung pro Pferdekraft nöthig haben als die kleinen der Tauschlepper, immer stellt er sich aber (bei Bergfahrten) wie etwa 1 : 4.

Die Ketten sind kurzgliederig und ihre Glieder geschweißt, gewöhnlich haben sie 25 Millim. Dicke. Ihre Biegsamkeit gestattet die Anwendung von kleineren Trommeln, doch bei ihrer Eigenschwere hebt die Maschine immer nur einen kleinen Theil vom Boden auf. Infolge dessen und weil sie in der Mittellinie des Tauschleppers liegen, kann der letztere nur in geringem Maße seitlich ausweichen. Ebenso verursacht die ungleichmäßige Oberfläche der Kette Stöße und greift die Maschine mehr an.

Dem Drahtseile fehlt die Geschmeidigkeit der Kette und es bedarf deshalb größerer Trommeln, die man aber an die eine Seite des Schleppers gelegt hat. Diese Einrichtung ermöglicht es, das Seil schneller aufzunehmen und es los zu werden. Letzteres ist bei Kettenschleppern sehr schwierig. Ebenso wird das leichtere Seil auf größere Strecken vom Boden gehoben als die Kette und der Seilschlepper kann in Verbindung mit der Befestigung der Trommeln an der Seite, die außerdem weiter nach der Mitte des Schiffes zu angebracht sind, viel mehr ausbiegen als mit Kette. Ebenso ist bei dem glatten Seile der Gang der Maschine ruhiger. Die Drahtseile bestehen aus 49 Drähten, von denen je 7 eine Litze bilden. Eine Litze liegt als Kern in der Mitte und die 6 andern sind um sie gewickelt. Die Seile brechen nicht so oft wie die Ketten, halten dafür aber auch nicht so lange. Die Dauer der erstern kann man auf $4^1/_2$ Jahre, die der Ketten auf die doppelte Zeit annehmen. Von den Ketten kostet der Meter durchschnittlich 4,86 Mark, von den Seilen der Meter 2,77 Mark, sodaß sich beide hinsichtlich der Kosten ungefähr ausgleichen. Trotz aller genannten Vortheile der Tauschlepper vor Bugsirschiffen können erstere mit letztern jedoch nur unter bestimmten Verhältnissen concurriren und jene lassen sich deshalb nicht ohne weiteres überall mit Nutzen verwenden. Bei starker Strömung und hohen Kohlenpreisen sind die Tauschlepper überlegen und schon ein mäßiger Verkehr macht sie rentabel. In ruhigem Wasser dagegen muß bei hohen Kohlenpreisen der Verkehr schon sehr groß sein, um die Tauschiffahrt mit Nutzen anzuwenden, oder es müßte die Beschädigung der Uferbauten durch die Wellenbewegung der Bugsirschiffe die Legung eines Taues empfehlen. Ist diese Rücksicht nicht vorhanden, so sind in stillem Wasser, mit nicht übergroßem Verkehr und niedrigen Kohlenpreisen, Bugsirschiffe rentabler.

Ein auf praktische Erfahrungen gegründetes vergleichendes Urtheil über Bugsir- und Tauschleppdienst gibt die Centralcommission für die Rheinschiffahrt in ihrem statistischem Jahresberichte für 1877 in folgenden Worten: „Die Vorzüge der Tauerei — nahezu vollständige Ausnutzung der Triebkraft, bedeutende Ersparung an Kohlen und Löhnen, vom Wellenschlage nicht gestörte Fortbewegung der Schiffe — haben sich auf der mit starkem Strome fließenden Strecke des Rheins zwischen Oberkassel und Bingen im allgemeinen bewährt. Die Taue befördern ihre Anhänge hier selbst bei hohen und niedrigen Wasserständen schneller, sicherer und mit geringerem Aufwande für Kohlen und Arbeitslohn als die Räderboote.“ (Vgl. Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure, Jahrgang 1871, Tafel 5 und 6; Jahrgang 1873, Tafel 3; sowie Jahrgang 1880, Heft 11 und 12.)

(R. Werner.)

Kettenschluss, s. Sorites.

KETTWIG, Stadt und Bürgermeisterei in der preußischen Rheinprovinz, Reg.-Bez. Düsseldorf, Landkreis Essen, rechts an der Ruhr, 12 Kilom. im Süd-

westen von Essen. Sie hat einen Bahnhof, Post- und Telegraphenamt, evangelische und katholische Kirche, eine Gasanstalt. Von den 3401 Bewohnern sind 1681 männlichen und 1720 weiblichen Geschlechts; sie leben in 290 Wohnhäusern (2 dienen andern Zwecken) mit 719 Haushaltungen. Darunter waren 1875: 3224 Evangelische, 789 Katholiken, 23 Juden. 107 konnten nicht lesen und schreiben. Die Bewohner treiben Wollspinnerei, wichtige Tuch- und Buckskinfabrikation, Papierfabrikation; auch eine Dampfmühle besteht. Der Steinkohlenhandel ist von Belang. — Zur Landburgemeisterei Kettwig gehört Dorf Heisingen, 2000 Einwohner, und die Hauptbauerschaft Vier-Honschaften: 5 Ortschaften mit 3350 Bewohnern in etwa 370 Häusern. *(G. A. von Klöden.)*

KETZER (Ketzerei) ist gleichbedeutend mit Häretiker (Häresie). Das Wort kommt in deutscher Sprache[1]) zuerst im 12. Jahrhundert bei Minnesängern vor. Es entstand höchst wahrscheinlich aus „Gazari", dem in Italien gebräuchlichen Namen der „Katharer" (s. d.), einer im 11. und 12. Jahrhundert in ganz Mitteleuropa verbreiteten Partei. Dieser Ursprung des Wortes wurde jedoch früh vergessen und dasselbe schon im 12. Jahrhundert und später öfter mit Katze, dem Thiere des Teufels, in Verbindung gebracht. Daraus erklärt sich die bisweilen vorkommende Schreibweise „kaetzer". — Vom griechischen Verbum *αἱρέω*, wählen, abgeleitet, bedeutet das Substantivum *αἵρεσις* (s. d. Art. Häresie) zunächst subjectiv die Wahl, nämlich die Wahl einer Meinung, einer Lehre, eines Grundsatzes und dergl. im Unterschiede von andern, dann objectiv die erwählte Meinung, Lehre, Grundsatz u. s. w. oder gar die Partei, Gemeinschaft oder Sekte, welche sich auf Grund eines erwählten Grundsatzes oder einer als wahr anerkannten Ueberzeugung zusammenschließt und ebendamit von andern Gemeinschaften mit andern Grundsätzen u. s. w. absondert und unterscheidet. Häretiker heißt der Anhänger einer solchen Lehre, resp. Gemeinschaft.

Das Wort Häresie ist daher ursprünglich eine vox media, ohne irgendwelche lobende oder tadelnde Nebenbedeutung, und wird wie auf religiöse Parteien so auch auf Philosophen- und Juristenschulen und dergl. angewandt. Im kirchlichen Sprachgebrauche vollzieht sich jedoch früh die Wendung, daß „Häretiker" die Anhänger solcher Lehren bezeichnet, welche von der allgemein anerkannten Lehre der Kirche, also von der göttlichen Wahrheit abweichen. Und weil die allgemein angenommene Lehre als wahr gilt, die individuelle Abweichung von derselben schon als solche des Irrthums verdächtig ist, erhält das Wort „Häretiker" eine tadelnde Nebenbedeutung. So nennt z. B. das N. T. die jüdischen Parteien der Sadducäer (Act. 5,17) und der Pharisäer (Act. 15,5 26,5) *αἱρέσεις*. Auch das Christenthum wird, wenn auch nur von Heiden (Act. 24,5) und von Juden (Act. 28,22), eine *αἵρεσις*, eine jüdische Sekte genannt, und Paulus wiederholt diese Bezeichnung, wenn auch mit einer gewissen Reserve. Andere Stellen des N. T. zeigen schon die tadelnde Nebenbedeutung des Wortes: 1 Kor. 11,19, Gal. 5, 20 werden die *αἱρέσεις* mit Spaltungen und Streitigkeiten als etwas Ungehöriges zusammengestellt. Tit. 3,10 ermahnt, einen *αἱρετικὸν ἄνθρωπον* nach ein- oder zweimaliger Ermahnung aus der Gemeinde zu entlassen, da er Unheil anstifte und sich selbst das Urtheil bereits gesprochen habe.

Um die Bedeutung der Häresie oder Ketzerei genau zu bestimmen, ist sie von verwandten Erscheinungen zu unterscheiden. Die Ungläubigen, d. h. diejenigen, welche niemals zur Kirche gehört haben und auch keinen Anspruch darauf machen, ihr anzugehören, dürfen nicht zu den Ketzern gerechnet werden, wenn auch einige Väter in ihren Häresien-Verzeichnissen die Heiden mit aufführen. Auch die Apostaten, d. h. diejenigen, welche früher der christlichen Kirche angehört, sich dann aber von ihr losgesagt haben, gehören nicht zu den Ketzern. Diese nämlich betrachten sich selbst als Glieder der Kirche, sogar als Inhaber der wahren Lehre, während ihnen von der Mehrheit oder von der herrschenden Partei in der Kirche die Zugehörigkeit zu ihr abgesprochen wird. Schwieriger ist es, die Häretiker von den Schismatikern zu unterscheiden. Theoretisch freilich ist die Unterscheidung einfach genug: die Häretiker erheben Widerspruch gegen Bestimmungen der kirchlichen Lehre, die Schismatiker gegen Ordnungen der kirchlichen Verfassung. In praxi jedoch läßt diese Unterscheidung sich schwer durchführen, wenigstens hat die Kirche alle Schismatiker zugleich als Häretiker und manche Häretiker zugleich als Schismatiker betrachtet und behandelt. Um jemand als Ketzer bezeichnen zu können, muß daher die Lehre der Kirche bestimmt formulirt und in gültiger Weise festgestellt sein; aber auch nicht jede Abweichung von jeder Lehrbestimmung der Kirche wird als Häresie gebrandmarkt, sondern auch der strengste Buchstabenglaube unterscheidet Heterodoxie, welche nur in unwesentlichen Punkten von der kirchlichen Lehre abweicht, und Häresie, welche das Fundament des Glaubens aufhebt oder grundstürzende Irrthümer lehrt. Ein Häretiker oder Ketzer ist daher, wer selbst zur christlichen Kirche sich zählt, dem aber wegen fundamentaler Abweichung von den geltenden Lehrbestimmungen die Zugehörigkeit zu ihr abgesprochen wird.

Für die dogmatische Begriffsbestimmung unwesentlich, aber für die kirchliche Behandlung bedeutungsvoll ist die Unterscheidung von materialer und formaler Häresie. Diese Unterscheidung beruht darauf, daß die Annahme einer falschen Lehre auf Unkenntniß der Wahrheit beruhen kann und auf Widerspruch gegen die gewußte Wahrheit, oder im Intellect wurzeln und im Willen. Wer die Wahrheit verwirft, weil er, durch unwahren Unterricht in die Irre geführt, sie nicht kennt, aber bereit ist, sich belehren und zur Wahrheit hinführen zu lassen, ist ein materialer Häretiker; wer dagegen die wahre Lehre der Kirche kennt, den Widerspruch seiner Meinung gegen diese Wahrheit einsieht und dennoch an ihr festhält, ist ein formaler Häretiker. Nur den letztern trifft Schuld, nur er wird darauf ausgehen, seine abweichende Ueberzeugung auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen und andere für dieselbe zu

1) Vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch.

gewinnen, nur er begeht das kirchliche Delict der Ketzerei und nur er verdient (wegen Störung des kirchlichen Friedens) Strafe.

Ketzer und Ketzereien können streng genommen nur dann vorkommen, wenn die kirchliche Lehre in anerkannter und daher verbindlicher Weise formulirt ist, oder wenn die Kirche ein Organ besitzt, durch welches sie fortgehend in verbindlicher Weise erklären kann, was Lehre der Kirche ist. Das war in der ältesten Zeit der christlichen Kirche nicht der Fall. Dies ist der Grund, weshalb im Hinblick auf jene Zeit von Ketzern nicht geredet werden kann, nicht aber, wie solange angenommen wurde, daß damals volle Einmüthigkeit des Glaubens und der Lehre herrschte. Sobald jedoch im Laufe des 2. Jahrhunderts die katholische Kirche sich bildete (s. d. Art. Katholicismus), wurden alle abweichenden Lehrmeinungen als ketzerisch gebrandmarkt und dies Verwerfungsurtheil ganz unbefangen in die frühere Zeit zurückdatirt, wo es in Wahrheit nur verschiedene gleichberechtigte Richtungen gab. Je fester man überzeugt war, daß die Lehre der Kirche die alleinige Wahrheit sei, desto entschiedener wurde jede Abweichung als Irrthum oder Lüge bekämpft und ihre Gefährlichkeit mit den stärksten Farben geschildert. So soll Polykarp dem Marcion auf die Frage: Kennst du uns? geantwortet haben: Ich kenne dich, den Erstgeborenen des Teufels. Ignatius (ad Smyrn. c. 4) nennt die Ketzer Thiere in Menschengestalt, oder (ad Trall. c. 11) Giftpflanzen, Theophilus von Antiochien (ad Autol. II c. 14) vergleicht sie steinigen, wasserlosen, unfruchtbaren, rauhen und unbewohnten Inseln, an denen die Schiffe scheitern, sodaß die Reisenden umkommen.

Für die kirchlichen Schriftsteller erwächst daher die Aufgabe, die Lehren der Häretiker zu berichten (Häreseologen) und zu widerlegen (Häresimachen). Die älteste Arbeit dieser Art, von welcher wir wissen, ist die Schrift Justin Martyr's „Wider die sämmtlichen aufgekommenen Irrlehren" (*κατὰ πασῶν τῶν γεγενημένων αἱρέσεων*), welche jedoch nicht auf uns gekommen ist. Auch das *σύνταγμα πρὸς Μαρκίωνα* desselben Verfassers ist uns nur dem Titel nach bekannt und daher immer noch zweifelhaft, ob es ein besonderes Werk oder nur ein Abschnitt des umfassenderen Werkes war. Von unschätzbarem Werthe für unsere Kenntniß der Häresien der alten Kirche ist das Werk des Irenäus, von ihm selbst „*Ἔλεγχος καὶ ἀνατροπὴ τῆς ψευδωνύμου γνώσεως*" genannt, meist citirt nach der von Hieronymus (vir. ill. 35) und in manchen lateinischen Manuscripten gebrauchten Bezeichnung „adversus haereses". Veranlaßt durch die Bitte eines auswärtigen Freundes, ihn mit der Valentinianischen Lehre bekannt und zur Widerlegung derselben geschickt zu machen, ist die Lehre des Valentinus mit besonderer Ausführlichkeit behandelt. Aber da diese als recapitulatio omnium haereticorum betrachtet wird, geht die Darstellung bis auf Simon den Magier zurück. Die Schrift dürfte um 180 entstanden sein, ist aber leider zum größten Theil nur in lateinischer Uebersetzung erhalten. Ob Irenäus seine Absicht, gegen Marcion ein eigenes Werk zu schreiben, ausgeführt hat, wissen wir nicht. Geringe Bruchstücke sind uns erhalten von zwei an den römischen Presbyter Florus gerichteten Schriften „*ἐπιστολὴ περὶ μοναρχίας ἢ περὶ τοῦ μὴ εἶναι τὸν θεὸν ποιητὴν κακῶν*" (vgl. Eusebius, H. E. V, 20, 4—8) und „*σπούδασμα περὶ ὀγδοάδος*" (vgl. Eusebius, H. E. V, 20, 2.) Auch von Tertullian haben wir mehrere Schriften gegen Häretiker. Eine principielle Bekämpfung der Häresie enthält das Buch „de praescriptione haereticorum"; gegen einzelne Häretiker wenden sich die Schriften „adv. Praxean", „adv. Marcionem", „adv. Hermogenem", „adv. Valentinianos"; auch die dogmatischen Untersuchungen „de anima", „de carne Christi", „de resurrectione carnis" und die ethische Abhandlung „Scorpiace" sind durch den Gegensatz gegen Häretiker hervorgerufen und bestimmt. Dagegen ist der unter Tertullian's Namen auf uns gekommene „libellus adv. omnes haereses", vornehmlich gegen Gnostiker gerichtet, jedenfalls von einem andern Verfasser. Volkmar[2]) und Lipsius[3]) haben vermuthet, derselbe sei identisch oder doch verwandt mit dem „*σύνταγμα πρὸς ἁπάσας αἱρέσεις*", welches nach dem Zeugniß alter Schriftsteller Hippolyt geschrieben hat. Dieser gilt jetzt allgemein als Verfasser der „Philosophumena" oder der „*κατὰ πασῶν αἱρέσεων ἔλεγχοι*", welche früher häufig dem Origenes zugeschrieben wurden. Sie zerfallen in zehn Bücher, von welchen jedoch das zweite und dritte nicht erhalten sind. Die Tendenz des Verfassers geht dahin, die Unhaltbarkeit der gnostischen Lehren durch Aufdeckung ihres Zusammenhanges mit heidnischen Philosophien zu zeigen. Werthvoll ist seine Schrift durch die zahlreichen Anführungen aus seitdem verloren gegangenen gnostischen Werken. Auf diesen Werken beruht das große Sammelwerk des Epiphanius (367—403 Bischof von Salamis auf Cypern), der in seinem „*Πανάριον*" (d. h. Heilmittelkasten) achtzig Häresien beschreibt und widerlegt, vom Anfange der Welt an bis auf die Messalianer, also mit Einschluß der heidnischen Philosophien und der jüdischen Sekten. Das Werk ist mit großem Fleiß aus schriftlichen und mündlichen Quellen zusammengetragen, aber ohne alle Kritik. Der Verfasser selbst hat einen in der Anordnung etwas abweichenden Auszug besorgt, die sogenannte „*ἀνακεφαλαίωσις*". Ein wesentlich aus denselben Quellen geschöpftes Seitenstück dieser Schrift für die abendländische Kirche lieferte Philastrius (gest. um 387), Bischof von Brescia, in seinem „liber de haeresibus". Doch ist die Zahl der Häresien von Anbeginn der Welt bis auf seine Zeit bereits auf 156 angewachsen, von welchen 28 vor, 128 nach Christo gesetzt werden. Weniger bedeutend ist das Werk des Theodoret, Bischofs von Kyros (gest. 457), welches unter dem Titel „*αἱρετικῆς κακομυθίας ἐπιτομή*" in vier Büchern die Geschichte der Ketzer bis auf Eutyches herabführt. Das literar-historische Verhältniß dieser häreseologischen Werke zueinander festzustellen ist außerordentlich schwer, wenn nicht ganz unmöglich. Bedeutendes zur Aufhellung dieses Dunkels ist geleistet durch die scharfsinnigen Untersuchungen

2) Hippolytus und die römischen Zeitgenossen (Zürich 1855).
3) Zur Quellenkritik des Epiphanius (Leipzig 1865).

von Volkmar[4]), Lipsius[5]) und Ad. Harnack.[6]) Historisch ohne Werth sind die Zusammenstellungen bei späteren Schriftstellern, z. B. bei Augustin in der Schrift: „De haeresibus ad Quodvultdeum", bei Johannes Damascenus in dem zweiten Theile seiner „πηγὴ γνώσεως", betitelt „περὶ αἱρέσεων".

Werfen wir einen Blick auf diejenigen Ketzer, welche von der Kirche bekämpft und ausgeschlossen wurden, so müssen wir wohl unterscheiden zwischen denjenigen Richtungen, welche bei dem allmählichen, meist durch schwere Kämpfe bedingten Fortgang der Kirche zu bestimmterer Formulirung der Lehre als ketzerisch ausgeschieden wurden, und solchen, welche von vornherein in Gegensatz traten gegen eine bereits formulirte Lehre der Kirche. Die meisten Ketzereien der alten Kirche gehören der ersten Klasse an. Das Streben, das Christenthum auf dem Boden des Judenthums festzuhalten, führte zum Ebionitismus. Die Versuche, vom philosophischen Gesichtspunkte aus die vollendete Religion des Christenthums im Gegensatz gegen die niedern Formen des religiösen Lebens in Heidenthum und Judenthum als höchste Weisheit und als Weg der universell-kosmischen Erlösung zu begreifen, führten zum Gnosticismus in seinen mannichfaltigen Formen. Im Kampfe gegen diese beiden Richtungen erstarkte allmählich der katholische Glaube als allein zulässige Lehre der Kirche. Die Kämpfe um die Ausbildung der kirchlichen Christologie hatten die Ausscheidung vieler Ansichten als ketzerischer zur Folge. Der kirchlichen Behauptung der wahren Gottheit gegenüber erschienen vor allem die Arianer als Häretiker; die Wahrung der vollkommenen Menschheit Christi erforderte die Ausscheidung der Doketen, der Apollinaristen u. a.; die Feststellung der persönlichen Einheit der beiden Naturen führte zur Abweisung der Nestorianer und der Eutychianer, der Monophysiten und der Monotheleten. Während diese Kämpfe im Morgenlande ausgefochten wurden, hatten im Abendlande die Verhandlungen über das Verhältniß der menschlichen Freiheit zur göttlichen Gnade zur Verdammung der Pelagianer und der Semipelagianer geführt, obgleich sie eine Ansicht vertraten, welche auch nachher im Morgenlande die herrschende blieb. Diesen zahlreichen Häresien gegenüber, welche Häresien erst wurden durch die fortschreitende Bestimmung der Kirchenlehre, sind nur wenige gleich anfangs in Gegensatz gegen die Kirche getreten. Dahin gehören die Montanisten und die Priscillianisten, welche trotz ihrer weitgehenden Verschiedenheit beide gegen die Veräußerlichung und Verweltlichung der katholischen Kirche ihre Stimme erhoben. Auf Einwirkung fremder Religionen dürfte der Ursprung der Manichäer, der Hypsistarier u. a. zurückzuführen sein.

Im Mittelalter liegt die Sache wesentlich anders. Die Lehre der Kirche hat ihren Abschluß und ihre Formulirung im Einzelnen gefunden. Einer Fortbildung der Lehre, welche mit zunehmender Fixirung vorher zulässige Anschauungen als häretisch ausscheidet, gibt es nicht mehr. Was an ketzerischen Bewegungen hervortritt, ist, abgesehen von vereinzelten Nachwirkungen älterer Häresien, aus dem Geiste der Opposition gegen das bestehende Kirchenthum geboren. Das gilt von den Katharern, welche vom 11.—13. Jahrhundert sich über den größten Theil Europas verbreiteten; das gilt von den Waldensern, welche sich in ihren abgeschlossenen Alpenthälern bis auf den heutigen Tag erhalten haben; das gilt vor allem von den Geschwistern des freien Geistes, den Wicliffiten, den Hussiten und andern Bahnbrechern der Reformation. — Eine Beschreibung und Bekämpfung der Ketzer in der systematischen Weise der alten Kirche kennt das Mittelalter nicht.

In der Reformationszeit rief der völlige Umsturz des seit Jahrhunderten für wahr und heilig Gehaltenen gar verschiedene Geister auf den Kampfplatz. Einig im Widerspruche gegen Rom, gingen sie weit auseinander, wenn es sich darum handelte, etwas Neues an die Stelle des beseitigten Alten zu setzen. Je mehr der Protestantismus sich an die Aufgabe gewiesen sah, mit eigenen Mitteln eine neue Kirche zu bauen, je mehr er sich außerdem bemühte, durch das Zeugniß der Schrift und der ältesten Kirche sich als die wahre und ursprüngliche Gestalt der christlichen Religion zu erweisen, desto schärfer und feindseliger wurde der Widerspruch gegen alle diejenigen Elemente, welche dem widerstrebten. „Ultras der Reformation" werden sie häufig genannt, oder auch ebenso äußerlich „Anabaptisten" und „Antitrinitarier". Es treten unter ihnen offenbar zwei Strömungen auseinander; beide verkürzen das Objective oder Geschichtliche an der christlichen Religion, die Erlösungsthat Christi und die abschließende Offenbarung in der Schrift, die eine zu Gunsten der eigenen Leistung des Menschen im Erkennen und Handeln, die andere in der Erwartung fortgehender Offenbarung und unmittelbarer Einwohnung Gottes im Gläubigen. Diese Elemente hat der Protestantismus ausgeschieden, als er sich zu einer Kirche consolidirte und dadurch als ketzerisch gebrandmarkt. Nachher sind beide protestantische Confessionen einem starren Scholasticismus zum Opfer gefallen, der es als seine Aufgabe betrachtete, durch Aufstellung einer scharf formulirten Bekenntnißformel alle irgendwie anstößigen Lehrweisen auszuschließen. Die lutherische Kirche hat durch die Concordienformel die mildere Richtung des Melanchthonianismus gewaltsam unterdrückt; die reformirte Kirche hat auf der dortrechter Synode den Arminianismus von sich ausgeschlossen. Seitdem haben die beiden protestantischen Confessionen keine bindenden Glaubensformeln aufgestellt und es fehlt ihnen auch jedes Organ, um eine Entscheidung über Orthodoxie oder Häresie zu treffen. Der besonders innerhalb der lutherischen Kirche im 19. Jahrhundert gemachte Versuch, die Bekenntnisse des 16. Jahrhunderts als solche verpflichtende Normen zu behandeln, von denen man nicht abweichen darf, ohne als Häretiker der Zugehörigkeit zur Kirche verlustig zu gehen, erweist sich schon dadurch als unverständig, daß auch die lautesten Wortführer lutherischer Rechtgläubigkeit, sobald sie an

4) Die Quellen der Ketzergeschichte bis zum Nicänum (Zürich 1855). 5) Zur Quellenkritik des Epiphanios (Kiel 1865). Die der ältesten Ketzergeschichte (Leipzig 1875). 6) Zur Quellenkritik der Geschichte des Gnosticismus (Leipzig 1873).

den Symbolen gemessen werden, als Ketzer dastehen. Die Gegensätze in der Kirche sind schärfer als je, aber ein Organ zur Entscheidung von Lehrdifferenzen ist nicht vorhanden. Wenn vor kurzem der berliner Oberkirchenrath es unternommen hat, gewisse Grenzsteine der Rechtgläubigkeit wenigstens für den Geistlichen aufzustellen, so ist das allerdings begreiflich, aber darum nicht weniger unberechtigt. Der Katholicismus hat in den ökumenischen Concilien und neuerdings im unfehlbaren Papst ein Organ, bestimmte Lehren als unzulässig zu bezeichnen und ihre Anhänger als Häretiker aus der Kirche auszuschließen. Er hat auch nach der Reformation im Kampfe gegen den Jansenismus und in unserm Jahrhundert gegen den Deutschkatholicismus und den Altkatholicismus von diesem Mittel Gebrauch gemacht.

Wenn auch die protestantische Kirche ein Organ zur Bezeichnung und Ausscheidung der Ketzer nicht hat, so muß doch die protestantische Theologie sich bemühen, die Grenzlinien zu bestimmen, außerhalb deren jede Abweichung von der christlichen Lehre ein „grundstürzender Irrthum" ist, d. h. eine Abweichung von dem unveräußerlichen Fundament des christlichen Glaubens. In diesem Sinne hat schon Schleiermacher[7]) seine Häresientafel entworfen. „Die natürlichen Ketzereien am Christenthume sind die doketische und nazoräische, die manichäische und pelagianische." Das Wesen des Christenthums besteht nämlich in dem Glauben an die durch Jesum geschehene Erlösung. Eine Häresie kann deshalb entweder dadurch entstehen, daß die menschliche Natur so bestimmt wird, daß eine Erlösung nicht vollzogen werden kann, oder dadurch, daß der Erlöser in einer Weise gedacht wird, daß er die Erlösung nicht vollziehen kann. Jede dieser beiden Möglichkeiten schließt wieder zwei Fälle ein. An den Menschen kann entweder ihre Erlösungsbedürftigkeit oder ihre Erlösungsfähigkeit geleugnet werden. Der Erlöser kann entweder so sehr über die Menschen erhoben und von ihnen unterschieden werden, daß jede Gleichheit ausgeschlossen ist, oder ihnen so völlig gleich gesetzt, daß ein eigenthümlicher Vorzug desselben damit nicht bestehen kann. Diese allgemeinen Abweichungen von dem wesentlichen Inhalte des christlichen Glaubens sollen mit jenen historischen Namen bezeichnet werden. — Lipsius[8]) geht davon aus, daß das Wesen einer positiven Religion theils durch ein eigenthümliches Grundverhältniß bestimmt wird, theils durch die geschichtliche Grundthatsache. Die Beeinträchtigung des einen wie des andern Moments kann zur Häresie führen. In Rücksicht des eigenthümlichen religiösen Grundverhältnisses des Christenthums sind die beiden Hauptirrthümer das heidnische und jüdische Wesen, d. h. der Rückfall in die Naturreligion oder in die Gesetzesreligion, „indem nämlich jener die schlechthinnige Erhabenheit Gottes über die Creatur und die den menschlichen Willen schlechthin verpflichtende Heiligkeit seiner sittlichen Weltordnung, dieser die unbedingte Abhängigkeit des menschlichen Heilslebens von der göttlichen Gnade und den unbedingten Werth des freien persönlichen Heilsglaubens als ausschließlicher Bedingung für die subjective Heilsaneignung aufhebt". Rücksichtlich der geschichtlichen Grundthatsache sind die beiden Hauptirrthümer der Doketismus und der Ebionitismus, „von denen jener die menschliche Persönlichkeit Jesu mit der in ihr verkörperten Idee der Gottessohnschaft schlechthin identificirt, dieser aber umgekehrt die Idee in der geschichtlichen Person Jesu nicht wirklich verkörpert findet". — Kahnis[9]) bestimmt die Häresie als „eine auf dem Boden der Kirche erwachsene Irrlehre, welche den Grundlehren des Christenthums, wie sie nach dem Worte Gottes von der altkatholischen Kirche bekannt worden sind, widerstreitet". Daraus folgt, daß das Eigenthümliche des christlichen Glaubens liegt in dem Glauben an Vater, Sohn und Geist als drei Personen in Einem Wesen, an Jesus Christus als den Gottmenschen und an den Heiligen Geist als denjenigen, welcher das von Christo erworbene Heil den Menschen zueignet. Daher sind häretisch 1) „alle Richtungen, welche entweder drei Persönlichkeiten auf Kosten der göttlichen Einheit (Tritheisten) oder eine göttliche Einheit auf Kosten der göttlichen Persönlichkeit des Sohnes und Geistes lehren (Ebioniten, Monarchianer, Arianer)"; 2) „alle Richtungen, welche entweder die göttliche Natur Christi leugnen (Ebioniten, Samosatener) oder die Realität der menschlichen verkümmern (Doketen), oder beide Naturen nach ihrer Vereinigung in eine sich verbinden lassen (Monophysiten), oder den Unterschied der Naturen bis zum Schein der Zweipersönlichkeit sich steigern lassen (Nestorianer)"; 3) „alle diejenigen, welche lehren, daß der Mensch aus eigener Kraft das Heil ergreifen kann (Pelagianer)". — Diese Beispiele moderner Häresientafeln mögen genügen.

Die Beurtheilung der Ketzer richtet sich naturgemäß nach der Stellung des Urtheilenden zur kirchlichen Lehre. Wem diese Lehre unantastbare, auf göttlicher Offenbarung beruhende Wahrheit ist, dem erscheint die Lehre der Häretiker als verwerflicher Wahn, aus menschlicher Selbstverblendung oder teuflischer Verführung hervorgegangen. Dies das Urtheil der Vertreter kirchlicher Rechtgläubigkeit, innerhalb des Protestantismus nicht weniger als innerhalb des Katholicismus. Wer dagegen in den festen Formeln kirchlicher Orthodoxie eine Erstarrung und daher Verkümmerung des wahrhaft religiösen Lebens sieht, ist häufig geneigt, an den Ketzern die Bekämpfung dieser Formeln ohne weiteres für ein Zeichen besonders lebendiger Frömmigkeit oder hervorragender Einsicht in die religiöse Wahrheit zu halten. In diesem Sinne beurtheilt die Ketzer Gottfried Arnold vom Standpunkte des Pietismus aus, Joh. Sal. Semler als Vorkämpfer der Aufklärung. Jede dieser Betrachtungen ist einseitig, und es gilt vielmehr, in rein historischer Beurtheilung die Entstehung häretischer Ansichten aus dem Zusammenhange der Umstände zu erklären und an ihnen das Wahre vom Unwahren zu sondern.

7) Der christliche Glaube (4. Aufl., Berlin 1842), §. 22. 8) Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik (Braunschweig 1879, §. 152—154).

9) Herzog's Real-Encyklopädie (2. Aufl.) s. v. Häresie.

Die kirchliche Behandlung der Ketzer hat stark gewechselt. Schon im 2. Jahrhundert hielt die Kirche im Kampfe gegen die Gnostiker es für nöthig, die Ketzer aus der Kirche auszuschließen. Als Mittel in diesem Verfahren diente eine strenge Kirchenzucht, welche bis zur Excommunication fortschritt. Die Wiederaufnahme eines Ketzers in die kirchliche Gemeinschaft erfolgte erst nach strenger Kirchenbuße und einem rückfälligen Ketzer wollten manche sie völlig versagen. Als mit Konstantin dem Großen die christliche Kirche Staatskirche wurde, schritt auch der Staat mit weltlichen Strafen gegen die Ketzer ein, weil er die Häresie als eine Verletzung des dem Staate schuldigen Gehorsams ansah. Theodosius der Große setzte zuerst auf Ketzerei die Strafe des Todes; wirklich vollzogen wurde sie zuerst 385 zu Trier an Priscillian. Zahlreiche und gewichtige Stimmen erhoben sich gegen ein solches Verfahren, aber Hieronymus rechtfertigte die Todesstrafe aus 5 Mos. 13,6 fg. und auch Leo der Große billigte sie. Die Aufspürung und Untersuchung der Häresien lag anfänglich in den Händen der Bischöfe, welche den Schuldigen, sobald das Todesurtheil ausgesprochen war, an die weltlichen Gerichte auslieferten, da die Kirche sich nicht mit Blut beflecken wolle. Sie richteten förmliche Ketzergerichte ein, oder machten die Aufspürung und Bestrafung der Ketzer zur Hauptaufgabe der Sendgerichte. Im Kampfe gegen die Katharer, als theils die Zahl der Ketzer sich bedenklich mehrte, theils manche Bischöfe verdächtig wurden, übertrug die Kirche die Ausrottung der Ketzer eigenen Legaten oder Ketzermeistern, welche mit den weitgehendsten Vollmachten versehen wurden.[10]) Die blutigste Frucht dieses Verfahrens ist der Albigenserkrieg in Südfrankreich (s. Katharer). Auch in Deutschland trieben Ketzermeister ihr Wesen, vor allem Konrad von Marburg. In der Zeit der Reformation ist auch gegen Protestanten vielfach mit blutiger Gewalt verfahren worden, und wo der Katholicismus die Macht dazu besitzt, ist er noch jetzt diesem Verfahren nicht abgeneigt. Auch der Protestantismus war anfangs geneigt, den weltlichen Arm für Bestrafung der Ketzer in Anspruch zu nehmen und das Verfahren Calvin's gegen Servet fand mehr Beifall als Misbilligung. Allmählich hat sich jedoch die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß weltliche Strafen für kirchliche Vergehen nicht am Platze sind, und der Staat, der den Angehörigen aller religiösen Bekenntnisse gleiche Rechte einräumt, leiht seinen Arm nicht mehr zur Bestrafung der Häretiker. Rein kirchliche Strafen, bis zur Excommunication, sind principiell durchaus zulässig, aber nur in der katholischen Kirche durchführbar. *(Bernhard Pünjer.)*

KETZIN, preußische Stadt in der Provinz Brandenburg, Reg.-Bez. Potsdam, Kreis Osthavelland, rechts an der Havel, 15 Kilom. von Nauen entfernt. Sie hat eine Pfarrkirche und ein Postamt. Die 2681 Bewohner, von denen 1451 männlichen und 1230 weiblichen Geschlechts sind, bewohnen 204 Gebäude (23 haben andere Zwecke) mit 568 Haushaltungen. Unter den Bewohnern befinden sich 141 Katholiken und 15 Juden. 43 können nicht lesen und schreiben. Zur Stadt gehören 1444 ha. Land, darunter 615 ha. Acker und 605 ha. Wiesen. Außer Ackerbau und Viehzucht findet bedeutende Thongräberei und Ziegelbrennerei statt. *(G. A. von Klöden.)*

KEUCHHUSTEN, auch Stickhusten, blauer Husten genannt (Tussis convulsiva, Coqueluche, Hooping cough), ist ein epidemisch auftretender, über den größten Theil der Erde verbreiteter, aus einer specifischen Ursache hervorgegangener Katarrh der Athmungsorgane, der namentlich Kinder vom 2.—8. Lebensjahre befällt, obwol selbst Neugeborene sowie ältere Personen nicht ausgeschlossen sind, und der sich durch periodisch auftretende krampfhafte Hustenanfälle kennzeichnet. Derselbe ist in hohem Grade ansteckend, sodaß man tagtäglich die Uebertragung desselben von Kranken auf Gesunde, sowie seine Einschleppung in solche Ortschaften und Länder, welche früher von dieser Krankheit verschont waren, beobachten kann. Die Infection wird am leichtesten durch den directen Verkehr mit Kranken, auf Spielplätzen, in Schulen, Kinderstuben, Kirchen u.s.w. bewerkstelligt, und die Uebertragung des Contagiums erfolgt theils durch Einathmung der Exspirationsluft des Kranken, theils durch Verunreinigung mit ausgehusteten Auswurfsstoffen. Letztere enthalten nach den Untersuchungen von Poulet, Letzerich und Tschamer kleine Pilze, welche bei den mit Keuchhustenkranken in Berührung kommenden Gesunden mit der Inspirationsluft in die Luftwege gelangen, und daselbst sich festsetzend, die Infection vermitteln; unter dem Mikroskop zeigen sich dieselben als ein feines, netzförmig verzweigtes Fadengeflecht (Mycelium), außerdem sieht man kleine runde und ovale Zellen (Sporen) auf oder neben den Epithelzellen und Schleimkörperchen eingestreut. Letzerich beschreibt die Keuchhustenpilze als kleine, rundliche, elliptisch geformte, rothbraune Pilzsporen, welche theilweise keimen und hier und da Thallusfäden zur Entwickelung bringen.

Der Keuchhusten ist demnach als eine Mycose der Respirationsschleimhaut zu bezeichnen, und der diese Mycose bedingende Pilz ist der Brandpilz (Ustilago Maidis) sowie dessen Oidiumform (Capnodium citri). Der Keuchhusten entsteht aber nicht blos durch directe oder indirecte Ansteckung, sondern kann auch autochthon durch zufällig mit der Luft in die Athmungswege gelangte Pilzsporen erzeugt werden. Die Keuchhustensputa bleiben längere Zeit, ja selbst wenn sie ein Jahr lang trocken gelegen haben, noch ansteckungsfähig, während die Kranken so lange ansteckungsfähig bleiben, als sie husten.

Der Keuchhusten kann in den verschiedensten Klimaten epidemisch auftreten, obwol nach Hirsch das echte Tropenklima dessen epidemische Verbreitung nicht zu begünstigen scheint; im Winter und Frühlinge sind Keuchhusten-Epidemien am häufigsten; in größeren Städten ist Pertussis zu einer endemischen Krankheit geworden.

Ueber die Dauer der Keuchhusten-Epidemien sind die Ansichten noch sehr sich widersprechend, sodaß sich ein allgemein gültiger Satz darüber noch nicht aus-

10) Ausführlich berichtet darüber der Art. Inquisition.

sprechen läßt; gewöhnlich dauern sie länger als Masern- und Scharlachepidemien.

Ist auch Pertussis vorwiegend eine Kinderkrankheit, so können doch auch Erwachsene, namentlich auch schwangere Frauen, daran erkranken. Nach Voit betrug der Procentsatz der im 1. Lebensjahre erkrankten Kinder 13 Proc., bei Kindern von 1—5 Jahren 64 Proc.; zweimalige Erkrankung am Keuchhusten gehört zu den Ausnahmen; das Geschlecht der Kinder hat keinen Einfluß auf die Disposition zur Erkrankung, ebenso wenig deren Constitution, da Keuchhusten kräftige Kinder ebenso häufig befällt als skrofulöse oder rhachitische; dagegen tritt er in den ärmeren Schichten der Bevölkerung häufiger auf als bei wohlhabenden Leuten, was sich leicht durch bessere Gesundheitspflege und Prophylaxis unter letztern erklärt. Bei herrschender Pertussis-Epidemie kann jede Erkältung autochthon Keuchhusten zur Folge haben; oft herrschen Pertussis und Masernepidemien gleichzeitig, letztere gehen nicht selten den erstern voraus, können aber auch denselben unmittelbar nachfolgen.

Als wesentliche pathologische Veränderungen findet man nach Biermer eine mehr oder minder ausgeprägte katarrhalische, entzündliche Affection der Respirationsschleimhaut, in den meisten tödlichen Fällen ausgedehnte katarrhalische Bronchitis, Verstopfung der capillaren Bronchien mit Schleim und zelligen Massen, circumscripten, inselförmigen Alveolarcollapsus, lobulare Pneumonien und Infiltrationen des Alveolarparenchyms, complementäres Emphysem, Erweiterung der terminalen Bronchien. Letzerich fand in den Falten der Schleimhaut des Kehlkopfs und der Trachea die verschiedenen Formen des Keuchhustenpilzes, dessen Weiterwanderung in die Bronchien und Lungenalveolen einen Katarrh der feineren Bronchien und Entzündung der Lungenalveolen, und somit die gefährlichen Complicationen der capillaren Bronchitis und der lobulären Pneumonie bedingt.

Bezüglich der Symptomatologie unterscheidet man beim Keuchhusten vier Stadien, das der Incubation, das des Initial-Katarrhs, das Stadium spasmodicum und das Stadium der Lösung.

Das Stadium der Incubation ist, zumal bei Säuglingen und kleineren Kindern, kaum zu bestimmen, als mittlern Zeitraum nimmt man eine halbe Woche bis 6 Tage an.

Das Stadium des Initialkatarrhs documentirt sich im wesentlichen als Influenza und besteht in Katarrh der obersten Partien der Respirationsorgane, welcher sich, namentlich bei rhachitischen Kindern, leicht zu einer dem Pseudocroup ähnlichen katarrhalischen Laryngitis steigert; es treten dann hinzu Katarrhe der Augenbindehaut, der Nasenhöhlen und des Rachens, welche letztere dann von einem ungewöhnlich heftigen, häufigen und hartnäckigen Hustenreize begleitet sind. Die objective Untersuchung ergibt Röthung der Nasen- und Rachenschleimhaut, oft auch bereits Röthung und Schwellung des Kehlkopfeingangs, in den obern Luftwegen rauhes, vesiculäres Athemgeräusch. Dieses Stadium dauert zwischen 5 und 12 Tage.

Das Stadium spasmodicum entwickelt sich nur allmählich aus dem vorigen; die früher nur einzeln auftretenden Hustenstöße gruppiren sich zu wirklichen Anfällen, d. i. zahlreichen kurzen, rasch aufeinanderfolgenden Exspirationsstößen, denen dann eine langgezogene, oft mit Glottiskrampf verbundene Inspiration folgt, welch letzterer dann meist Würgen und Erbrechen eines zähen, fadenziehenden durchsichtigen Schleims aus Mund und Nase mit oder ohne Mageninhalt nachfolgt. Als Vorboten eines solchen Anfalls fühlen die Kinder Brennen und Kratzen im Halse, werden ängstlich und unruhig und suchen den Anfall auf jede Weise zu unterdrücken. Hervorgerufen werden die Anfälle oft durch Gemüthsbewegungen, durch Nachahmungstrieb — wenn sie ein anderes Kind husten sehen — durch schlechte, namentlich kohlensäurehaltige Zimmerluft, durch Magenüberladung oder sonstige Diätfehler. Während die Zahl der täglichen Anfälle anfangs nur 5—6 beträgt, können sich dieselben auf 29—30, ja nach Trousseau bis auf 100 steigern, dabei pflegen die Paroxysmen nachts viel häufiger zu sein wie am Tage. Bei längerem Bestande des Keuchhustens werden Circulationsstauungen an den allgemeinen Decken, blaurothes Gesicht, Oedem der Augenlider, Nase und Wangen, Ausdehnung der Temporalvenen sowie der Venen an der vordern Thoraxwand und am Handrücken beobachtet, auch kann es bei besonderer Heftigkeit der Paroxysmen zu Gefäßzerreißungen kommen und Nasenbluten, Blutaustritt in die Bindehaut des Auges, Blutungen aus Ohr und Rachen sich einstellen, welche, an sich nicht gefährlich, bei Kindern mit Anlage zu Skorbut oder Hämophilie aber sehr ernst zu nehmen sind. Bei manchen Kindern können die Hustenanfälle auch zu Mastdarmvorfall, zu Nabel- und Schenkelbrüchen Veranlassung geben; in vielen Fällen erfolgt infolge des durch den Paroxysmus bedingten gewaltsamen Hervorstoßens der Zunge eine Zerreißung des Zungenbändchens und entwickelt sich hier das von manchen Autoren für den Keuchhusten als charakteristisch betrachtete Sublingualgeschwür.

Die Dauer dieses Stadiums ist durchschnittlich auf 4—6 Wochen anzunehmen, seine Symptome nehmen nie plötzlich, nur allmählich ab; zunächst werden die Anfälle seltener, die Nachtruhe wird weniger gestört, Würgen und Erbrechen läßt ganz nach, der Auswurf beschränkt sich auf zellenreiches, opakes, gelb- oder grünweißes schleimiges Secret mit mikroskopisch nachweisbaren Eiterzellen; auch die Circulationsstörungen in den allgemeinen Decken werden geringer.

Während dieses vierten Stadiums — der Lösung — ist jede Erkältung streng zu verhüten, da Recidive während desselben sehr leicht dadurch bedingt und die Dauer der Krankheit auf weitere 5—6 Monate ausgedehnt werden kann.

Für die Gesammternährung ist der Keuchhusten im allgemeinen von sehr nachtheiliger Wirkung; die Kinder magern ab, verlieren am Gesammtgewichte, bei skro-

fulöser Anlage kann es auch zu Anschwellung der Lymphdrüsen kommen.

Die Dauer der ganzen Krankheit schwankt zwischen 6 und 10 Wochen, wobei selbstverständlich Constitution und Alter des Kindes, Jahreszeit sowie die häuslichen hygieinischen Verhältnisse eine wesentliche Rolle spielen.

Was die Fieberverhältnisse beim Keuchhusten anlangt, so ist unter sonst normalen Verhältnissen nur das Stadium des Initialkatarrhs von solchen begleitet, wenn es auch selten zu einem hohen Grade ansteigt; in complicirten Fällen, namentlich der schon von Peter Frank bezeichneten Pertussis inflammatoria, kann es auch im Stadium spasmodicum abends bis 40° ansteigen, wobei auch die Pulsfrequenz entsprechend erhöht ist; das Fieber dauert dann gewöhnlich bis zur beginnenden Lösung an.

Was diese Complicationen des Keuchhustens anlangt, so sind als solche zu bezeichnen Bronchitis capillaris, Pneumonia lobularis — mit verhältnißmäßig sehr hoher Mortalitätsziffer —, Emphysem der Lungen — nicht selten mit gleichzeitigem Emphysema cutaneum universale —, unter Umständen selbst Pneumothorax; ferner Stauungshyperämien in den Meningen, welche eventuell zu allgemeinen eclamptischen Krämpfen, Glottiskrampf, spastischen Contractionen der Hände und Füße, Zuckungen der Gesichtsmuskeln führen, und unter Umständen durch Erstickung zum Tode führen können.

Die Mortalität beim Keuchhusten schwankt zwischen 3 und 15 Proc., wobei das Alter vom größten Einflusse ist. Bei Kindern unter einem Jahre beobachtete Voit eine Mortalität von 25 Proc., vom 1.—5. Jahre betrug dieselbe nahezu 5, vom 6.—15. Jahre wenig über 1 Proc. Nächstdem sind aber auch die Complicationen seitens der Respirationsorgane sowie die Jahreszeit wesentliche Factoren. Nach ähnlichen Verhältnissen ist auch die Prognose zu beurtheilen, welche bei Kindern unter zwei Jahren, sowie bei anämischen, skrofulösen und rhachitischen Kindern sehr vorsichtig zu stellen ist.

Bezüglich der Therapie ist in erster Linie, wenn auch nur ausnahmsweise ausführbar, prophylaktisch die Aufgabe des Arztes, die Kinder durch Entfernung aus dem vom Keuchhustengifte durchseuchten Orte vor dem Contagium zu schützen. Mindestens aber sind die an Keuchhusten erkrankten von dem Verkehr mit andern Kindern auf Spielplätzen, in Kindergärten, Kinderbewahranstalten u. s. w. für die Dauer der Epidemie auszuschließen, ja selbst Geschwister von den erkrankten Kindern möglichst zu separiren. Für die Kranken selbst wähle man geräumige, große, luftige Räume, welche mehrmals täglich zu lüften sind. Die Zimmertemperatur sei constant, höchstens 14° R.; auch ist das Verweilen mehrerer Keuchhustenkranker in einem Raume, wenn möglich, zu vermeiden. Man lasse ferner die Kranken nur bei milder und sehr günstiger Witterung ausgehen, vermeide jeden raschen Temperaturwechsel, kalte Winde und Durchnässungen; mit diesen Beschränkungen können aber Keuchhustenkranke im Sommer den ganzen Tag im Freien zubringen. Die Kost derselben sei kräftig; wird dieselbe wieder ausgebrochen, so ist sie durch neue bald zu ersetzen. Im Stadium des Initialkatarrhs kann man Luftveränderung versuchen, vornehmlich, wenn es die Verhältnisse gestatten, hierfür den Süden, im Sommer auch gut geschützte, windstille Thäler wählen.

Bezüglich der eigentlichen Therapie kann der Arzt sich nur auf symptomatische Behandlung beschränken und spielt hier gegenwärtig die Inhalationstherapie die erste Rolle, welche theils mit Alkalien, wie Soda, Borax u. s. w., theils mit alkalinisch-muriatischen Mineralwässern, wie Selters, Emser, Gießhübler, Biliner, Gleichenberger Wasser bewirkt werden. Auch Benzin nach Neumann und Hydrophenyl nach Löbner, sowie Terpentin-Einathmungen werden vielfach dazu verwendet, während die Ansichten über den Nutzen der Gasinhalationen in den Reinigungskammern der Gasfabriken sehr getheilt sind. Empfehlenswerther dürfte die Benutzung des pneumatischen Cabinets mit comprimirter Luft, bez. der bekannten pneumatischen Apparate von Biedert, Haucke, Waldenburg u. s. w., sein. Am meisten haben sich die von Birch-Hirschfeld empfohlenen Carbolsäure-Inhalationen bewährt, während solche mit Narcoticis oder Nervinis keine genügende Wirksamkeit zeigten. Die innere Anwendung von Narcoticis, namentlich von Opiaten (kleine Gaben von Morphium), Belladonna, Chloroform, Chloralhydrat u. a. ist oft nicht zu umgehen, vermag aber eine wirkliche Besserung, namentlich Abkürzung der Anfälle nur ausnahmsweise herbeizuführen; Aehnliches gilt von den Nervinis, namentlich dem Brom-ammonium und Bromkalium. Auch die Expectorantia, Emetica, Adstringentia vermögen nach dieser Richtung nichts Wesentliches zu leisten, und ein Gleiches gilt von den neuerdings empfohlenen Specificis, unter denen das Natron salicylicum und benzoicum noch am meisten genannt zu werden verdient. Am besten hat sich das Chinin bewährt, und namentlich verdient die Letzerich'sche Methode der Chinin-Insufflationen Empfehlung.

Die nach Ablauf jedes Keuchhustenfalls — soweit irgend ausführbar — nothwendige Nachbehandlung hat in Darreichung kräftiger Nahrung, Aufenthalt in frischer Land-, Wald- oder Gebirgsluft, nebst Milch, Eisen- oder eisenhaltigen Mineralwässern zu bestehen.

Die Complicationen des Keuchhustens sind je nach Art, Ort und Intensität ihres Auftretens specieller Behandlung zu unterziehen. (*A. Krug.*)

KEULA, auch Grosskeula, in früheren Zeiten Oberkeula genannt, Marktflecken im Fürstenthume Schwarzburg-Sondershausen, Unterherrschaft, 34 Kilom. von Sondershausen, 11 Kilom. nördlich von Mühlhausen, der höchstgelegene Ort der Unterherrschaft; hat ein Briefpostamt und 915 Einwohner. Haupterwerbszweige sind Ackerbau und Handel mit Holz- und Holzkohlen, von denen große Mengen außer Landes abgesetzt werden. Bemerkenswerth ist die 1652 erbaute St.-Trinitatiskirche, in derselben eine vom Grafen Anton Günther 1697 geschenkte, die Abnahme Jesu vom Kreuz darstellende geschnitzte Altartafel aus Holz und ein marmorner Taufstein. Eine fürstliche Domäne liegt in unmittel-

barer Nähe eines 1772 und 1849 zum Theil abgetragenen Schlosses, auch die Burg genannt, in welcher die Grafen von Schwarzburg öfter residirten; jetzt wird dasselbe von Staatsbeamten bewohnt. In der Nähe der Stadt Windmühlen. Drei Viertelstunden von Keula das Rondel, ein herrlicher Aussichtspunkt an einem über 120 Fuß fast senkrecht abfallenden Felsenvorsprunge. Hier findet jährlich am zweiten Sonntage nach Pfingsten ein zahlreich besuchtes Volksfest statt. — Schloß und Dorf Keula sowie das Amt gleichen Namens war schon früh freies Eigenthum der Grafen von Hohenstein. Diese verpfändeten es 1348 den Herren von Ebeleben, die als Burgmannen Herren von Worbis, von Trotha, von Heringen und von Kreutzburg hatten. Von 1670 bis 1681 residirte auf dem Schlosse Graf Anton Günther II., nahm aber dann seine Residenz in Arnstadt. Im J. 1793 ertheilte Fürst Christian Günther dem Orte die Rechte und Freiheiten eines Marktfleckens mit jährlich drei Märkten, die noch bestehen. Zweimal wurde Keula von Feuersbrünsten heimgesucht, das erste mal 1637, wobei der größte Theil des Ortes in Asche gelegt wurde, dann am 14. Oct. 1811, wobei 38 Wohnhäuser nebst Scheunen und Ställen verbrannten. (*A. Schroot.*)

KEULEN (Cornelis Janszoon van), Bildnißmaler, über dessen Lebensverhältnisse unsichere, sich widersprechende Nachrichten existiren. Sandrart und seine Nachtreter lassen ihn in London geboren werden von Aeltern, die aus den spanischen Niederlanden sich dahin geflüchtet haben. Sein englischer Biograph Walpole nennt 1590 das Geburtsjahr und Amsterdam die Geburtsstätte des Künstlers. Sicher ist, daß er sich 1618 in England befand und hier am Hofe Jakob's I. viel beschäftigt war; er malte den König sowie viele angesehene Personen des Hofes und verdiente sich viel Geld. Nach dreißigjähriger Thätigkeit kehrte er am 10. Oct. 1648 nach Holland zurück. Man nannte als Ursache dieser Rückkehr den Umstand, daß ihn van Dyck's Kunst in London in Schatten gestellt hatte. Abgesehen davon, daß zwischen beiden ein freundschaftliches Verhältniß bestanden zu haben scheint, da wir van Dyck's Porträt von der Hand Keulen's besitzen (auch Houbraken erwähnt ein gutes Einvernehmen zwischen beiden), wird obige Angabe damit hinfällig, daß van Dyck bereits 1641 gestorben war; vielmehr dürfte unser Künstler durch die politischen Unruhen, die Gefangennahme Karl's I. und die aller Kunst abholde Regierung Cromwell's zur Rückkehr in sein Vaterland bewogen worden sein. In London noch entstand ein Bildniß des Bürgermeisters Tulpius, eins seiner Hauptwerke. Der Dargestellte legt seine Rechte auf einen Todtenschädel, neben welchem man eine Tulpe (als redendes Zeichen) sieht; das Bild ist bezeichnet: C. Janson. London. 1640. Der Künstler nannte sich in England Janson. Ob er 1640 in der Heimat sich vorübergehend aufhielt oder ob Tulpius dem Maler in England saß, oder ob diesem ein anderes Bild vorgelegen, das er copirte, bleibt bisjetzt unentschieden. Nach seiner Rückkehr fand er auch im Vaterlande reichliche Beschäftigung. Seine Bilder sind jetzt in verschiedenen Sammlungen zerstreut: in Berlin ist das Bildniß eines älteren Mannes, in Braunschweig sind drei Bilder, davon zwei Seitenstücke bezeichnet: C. J. V. Ceulen, 1655. Auch Dresden, Kassel und andere Sammlungen besitzen Werke seiner Hand. Seine Manier ist sehr ansprechend und besonders die Bilder, die einen grünlichen Ton haben, sind sehr geschätzt. Nach Immerzeel starb der Künstler in Amsterdam 1665. Da aber seine Frau bereits 1664 in Utrecht als Witwe angeführt wird, wo sie mit ihrem Sohne wohnte, so wird anzunehmen sein, daß er schon früher und wahrscheinlich in Utrecht gestorben war, wo sich auch nach Houbraken's Zeugniß verschiedene seiner anmuthigen Porträts befunden haben.

Quellen: Sandrart, Houbraken, Immerzeel, Kramm.

(*J. E. Wessely.*)

Keulenpilz, s. Clavaria.

KEUPER, ursprünglich eine provinzielle Benennung für gewisse Mergel in Franken, besonders bei Koburg, bezeichnet in der Geognosie die oberste Abtheilung der deutschen Triasformation (über dem Muschelkalke gelegen). Der Keuper besteht hauptsächlich aus bunten Mergeln von rother und anderer Färbung in scharfer Abwechselung ihrer Schichten oder in Flecken und Streifen. Dazu treten Schieferletten und Thone, Gips und Anhydrit, sowie Steinsalz; feinkörnige, verschieden gefärbte Sandsteine sind weiter sehr verbreitet, Stubensandstein heißt der weiße, leicht zerreibliche, zum Bestreuen der frisch gescheuerten Stuben verwendet, Schilfsandstein der an Pflanzenresten, besonders Equiseten reiche Keupersandstein bei Stuttgart u. a. O. Endlich sind als Gestein des Keupers zu nennen Dolomit und dolomitische Kalksteine, sowie Kohlenletten und eine unreine Kohle, die sogenannte Lettenkohle, die nur selten abbauwürdige Flötze bildet. — Der paläontologische Charakter des Keupers ist folgender: die Equiseten und Farne mit manchen sehr charakteristischen Formen treten gegen die Cycadeen (Pterophyllum, Zamites etc.) zurück; auch die Coniferen sind recht wichtig, besonders die Form der Voltzia heterophylla. Die Fauna des Keupers ist sehr ärmlich. Einzelne Lagen der Sandsteine sind ganz erfüllt von Fisch- und Saurierresten (Knochenbreccie oder Bonebed); ein Fisch, der Ceratodus, aus dem Keuper Thüringens und Würtembergs ist deshalb besonders interessant, weil dieses Genus auch noch gegenwärtig in Australien lebend gefunden wird (Erhaltung der Arten). Im obersten Keuper treten die ersten Spuren von Säugethieren auf, es sind Reste von Beutelthieren (Microlestes antiquus) aus dem Keuper von Würtemberg. — Der Keuper wird in drei Unter-Etagen gegliedert, in die untere oder Lettenkohlengruppe, Kohlenkeuper, in die mittlere Gruppe, die der bunten Keupermergel oder des Gipskeupers, in deren obere Abtheilung der Schilf- und Stubensandstein mit eingeschwemmten Pflanzenresten und vielen Fischen gehört, und drittens in die obere Gruppe, das Rhät oder die Zone der Avicula contorta, mit Sandsteinen und theilweise feinen Schieferthonen mit zahlreichen interessanten Pflanzenresten, zum Theil sogar schwachen Kohlenflötzen. — Charakteristisch ist der Keuper

nur in Deutschland entwickelt (s. Triasformation); in England und Nordamerika folgen seine Schichten direct auf den Buntsandstein mit Weglassung des Muschelkalkes. In der alpinen Trias hat er wie die andern Glieder dieser Formation eine andere Ausbildung und stellt die marine Facies dar. Hier sind es besonders die kalkigen und dolomitischen Sedimente, die vorwiegen und einen außerordentlichen Reichthum mariner Thierreste führen, besonders sind es Fische, Krebse, Cephalopoden, Gasteropoden, Muscheln, Echinodermen und Korallen. Es gehören hierzu die berühmten Dolomite von Südtirol (Schlern), die Kalke von Hallstadt, St.-Cassian, Wetterstein, Arlberg, Raibl. Das Salzgebirge von Berchtesgaden und Salzkammergut zählt zum untern Keuper.

(*G. Geinitz.*)

Keuschbaum, s. Vitex.

KEUSCHBERG, preußisches Dorf in der Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Merseburg, an der Saale. Diese Landgemeinde, welche eine schöne Pfarrkirche besitzt, zählt 895 Bewohner, von denen 411 männlichen Geschlechts sind; sie haben in 123 Wohngebäuden 214 Haushaltungen. Nur 15 der Bewohner können nicht lesen und schreiben. In der Nähe fand die berühmte Ungarnschlacht am 15. März 933, gewöhnlich Schlacht bei Merseburg genannt, statt. Das Schlachtfeld ist vielleicht bei Rieda, im Kreise Bitterfeld, wenig entfernt, oder nach der Meinung anderer beim Dorfe Ritberg im Unstrut-Riete zu suchen. Keuschberg stößt unmittelbar an Dorf und Saline Dürrenberg.

(*G. A. von Klöden.*)

KEVELAER, preußischer Flecken der Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Geldern, Bürgermeisterei Kevelaer, welcher unweit der Niers, 9 Kilom. im Nordwesten von Geldern liegt und Bahnhof, Post- und Telegraphenamt hat. Unter seinen 3621 Bewohnern sind 1155 männlichen und 1806 weiblichen Geschlechts, welche in 612 Wohngebäuden (5 dienen andern Zwecken) mit 746 Haushaltungen leben. Dabei sind circa 30 Evangelische, sodaß der Ort ganz katholisch ist. 200 der Bewohner (1871) konnten nicht lesen und schreiben. — Die Colonie Klein-Kevelaer besteht aus 11 Gebäuden, der Weiler Kevelaer-Land aus 161 Gebäuden mit 851 Bewohnern (1871). Kevelaer ist ein berühmter Wallfahrtsort, in dessen Pfarrkirche sich ein im J. 1642 aufgefundenes wunderthätiges Marienbild befindet. Bei dem zweihundertjährigen Jubiläumsfeste desselben, 1842, soll sich die Zahl der Wallfahrer zu diesem Bilde auf 180,000 belaufen haben. (*G. A. von Klöden.*)

KEW, Dorf in der englischen Grafschaft Surrey, liegt 7 engl. Meilen südwestlich von der St.-Pauls-kirche in London an der Themse, ist größtentheils rings um einen Rasenplatz gebaut, enthält mehrere stattliche Gebäude und große öffentliche Anstalten und hatte 1871 1033 Einwohner. Der dortige alte Palast war der Lieblingsaufenthalt Georg's III. und seiner Familie. Er steht in einem schön angelegten Garten von 15 Acres Flächeninhalt. Das Observatorium ist gegenwärtig eine meteorologische Station. Vor allem ist Kew bekannt durch seinen botanischen Garten. Dieser anfangs 11, jetzt 75 Acres große Garten enthält ein Palmenhaus, 362 Fuß lang, 100 Fuß breit, 64 Fuß hoch, Wasserbehälter für Victoria Regia, die riesige Wasserlilie, und überaus umfassende Sammlungen von lebenden Pflanzen aus allen Erdtheilen. Der weitere Lustgarten hat 275 Acres.

(*W. Bentheim.*)

KEXHOLM, finnisch Käkisalmi, befestigte Kreisstadt im finnischen Wiborg-Län, auf einer Insel gelegen, welche die Mündungsarme des Wuoksen bilden. Sie treibt Handel nach Petersburg mit den Producten Kareliens, nämlich mit Bretern, Weidenrinde, Butter, Fischen, Wildpret und Pelzwerk. In der Nähe stand ehedem eine Feste, welche 1295 von Sigge Lake verstärkt wurde; 1310 wurde sie an ihre gegenwärtige Stelle verlegt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 1000, die eine Kirche und eine Kreisschule haben. In der Stadt befinden sich ein sogenanntes Schloß und Zeughaus. (*G. A. von Klöden.*)

KEYSER (Hendrick de), niederländischer Baumeister und Bildhauer, geboren zu Utrecht am 15. Mai 1565. In seiner Jugend gewann Abr. Bloemaert Einfluß auf seine künstlerische Ausbildung. Er ließ sich in Amsterdam nieder und wurde 1594 von der Regierung zum Stadtbaumeister und Bildhauer ernannt. Da er fleißig Vitruv und Seb. Serlio studirt hatte, führte er als Baumeister antike Proportionen in seine Bauten ein. Auch als Bildhauer war er für seine Zeit hoch angesehen. In Amsterdam führte er verschiedene Bauten aus, so die Börse, das Harlemer Thor (beide nicht mehr vorhanden), mehrere Kirchen, sowie auch in Delft das Stadthaus (1618). In letzterer Stadt ist auch in der nieuwe Kerk das Hauptwerk des Künstlers, das prächtige Grabmal, welches die vereinigten Provinzen dem Prinzen Wilhelm I. von Oranien errichten ließen. Dieser, in Marmor ausgeführt, liegt auf dem Sarkophag unter einem marmornen Thronhimmel, der auf 14 Säulen ruht, umgeben von den allegorischen Gestalten der Freiheit, Gerechtigkeit, Vorsicht und Religion. Außerdem sieht man in Erz den Prinzen sitzend und die Fama mit ausgebreiteten Flügeln emporschwebend, sodaß sie nur mit den Zehen des linken Fußes den Boden berührt. Das Mausoleum (es sind noch mehrere Fürsten des Hauses Oranien in der Gruft beigesetzt) macht in seiner reichen Gestaltung einen mächtigen Eindruck. Das Werk wurde 1616 begonnen und war 1621 vollendet. Als Elisabeth, Tochter Jakob's II. von England, im Mai 1613 nach Amsterdam kam, errichtete ihr die Stadt eine Ehrenpforte, deren Entwurf und Ausführung unserm Künstler übertragen wurde. Es wird ihm auch die Erzstatue des Erasmus von Rotterdam auf dem großen Markte zu Rotterdam zuweilen zugeschrieben. Er starb 1621.

Thomas de Keyser (nicht Theodor, wie gewöhnlich angenommen wird) wurde immer für einen Sohn des Vorigen gehalten, es ist aber dessen Neffe, da sein Vater Jakob ein Bruder des Hendrick war. Dieser ausgezeichnete Porträtmaler ist in Amsterdam um 1595 geboren; diese Stadt war auch die Stätte seiner Thätigkeit. Als

Porträtkünstler war er schon von seinen Zeitgenossen hoch geschätzt. Neben sprechender Aehnlichkeit wird auch das natürliche Colorit und die treue Wiedergabe des Costüms wie der Beiwerke lobend hervorgehoben. Er malte seinen Onkel Hendrick, und Suyderhoef, ein trefflicher Kupferstecher, hat das Bild 1621 im Stich erscheinen lassen. Von demselben Stecher ist auch das Hauptwerk des Künstlers gestochen: Die vier Bürgermeister von Amsterdam berathen sich über den Empfang der Maria de Medici, die als Flüchtling 1638 nach Amsterdam kam. Sie sitzen um den Tisch und man sieht es ihnen an, wie sie als Machtträger der vereinten Provinzen sich nicht minder souverän fühlen wie jene, die zu ihnen flüchtet, und deren Ankunft der Advocat Davelaer, der eben grüßend eingetreten ist, meldet. Das Bild hat keine Jahreszahl, doch dürfte es bald nach dem hier geschilderten Ereigniß entstanden sein; es befand sich früher in der Sammlung von Braamcamp und bildet jetzt eine Zierde des Museums im Haag. Das amsterdamer Museum besitzt von unserm Künstler das Familienbild der Hoogerbeets, im Königl. Palais daselbst ist eine Ariadne auf Naxos. Auch das Louvre, die Sammlungen von München, Gotha, London besitzen einzelne Bilder von ihm. Am reichsten ist er in Berlin vertreten, das neben einem Familienbilde die Porträts von Corn. de Graef, Bürgermeister von Amsterdam, und seiner Gemahlin Katharina Hoof besitzt. Außerdem sind noch zwei Pendants vom J. 1628 zu nennen, die ursprünglich höchst wahrscheinlich die Flügel eines Altarwerkes bildeten. Auf dem einen ist der Donator mit seinem Sohne, auf dem andern seine Frau mit der Tochter, in Andacht begriffen, abgebildet. Sie markiren die künstlerische Höhe und Vollendung des Meisters. Dieser starb im November 1679.

Siehe Houbraken, Immerzeel, Kramm.

(*J. E. Wessely.*)

KHA, Name der Kshatriyas von Nepal. Die Kha reden einen verderbten Dialekt des Hindi.

Vgl. B. H. Hodgson, Essays on the Languages etc. of Nepál and Tibet (London 1874).

(*G. von der Gabelentz.*)

KHAIBAR, in englischer Schreibweise Khyber, heißt ein berühmter Paß, welcher vom britischen Peshâwar-Districte im Pandschab nach Afghanistan hineinführt. Die Mitte des Passes liegt in 34° 6′ nördl. Br. und 88° 45′ östl. L. Die Bergkette in Jaghistan, durch welche der Paß führt, wird ebenso genannt. Diese Berge sind die letzten Ausläufer des Safid-Koh, da diese mächtige Kette zum Thal des Kabul-Flusses abfällt. Die 1040 Met. hohe Verbindungskette, welche im Tâtara-Pik 2100 Met. aufsteigt, entsendet einen Zufluß nach Nordwesten zum Kabul und einen nach Westen zum Dschamrud, die Betten dieser beiden Ströme bilden das Khaibar-Defilé, das im Norden durch die Khaibar-Berge begrenzt wird, und im Süden durch eine andere Kette, welche das Barâ-Thal davon scheidet. Dieser Paß ist die große Militärstraße von Indien nach Afghanistan; die südlicheren Pässe, Kuram-, Gumal- und Bolan-Paß, sind Handels- und zugleich Militärstraßen. Der Khaibar-Paß beginnt bei Dschamrud, westlich von Peschâwar, und windet sich nach Nordwesten durch die Berge, bis er bei Dhaka endet, bis wohin er eine Länge von 7,16 geogr. Meilen hat. Am Ostende öffnet sich die Ebene des Peschâwar-Districts, am Westende die von Dschalalabad. Jenseit des Ostendes befindet sich die merkwürdige Gräbersammlung bei Kadam; jenseit ihres Westendes sind einige interessante Ueberbleibsel des Buddhismus und der alten Civilisation. Der Paß führt, oberhalb des Bettes eines Stromes, hauptsächlich durch Schieferfelsen und ist plötzlichen Ueberflutungen ausgesetzt. Burne's Camp ist eine Felsenschlucht unterhalb des Forts bei Ali Masdschid. Die durch Ueberschwemmungen gefährlichen Monate sind Juli, August, December und Januar. Der Anstieg ist allmählich, ausgenommen beim Landi Khana-Paß, ist aber mit losen Steinen bedeckt, welche größer werden, wenn man sich der Quelle des Stromes nähert. Colonel M'Gregor berichtet folgendermaßen:

Wenn man Dschamrud verläßt, fängt eigentlich unmittelbar der vertheidigungsfähige Boden an, da die Gebirgsausläufer in runden, kahlen Köpfen von geringer Höhe fast bis zu dem Orte hinanreichen und die Straße ganz genügend beherrschen. Indeß wird das etwa 5 Kilom. von Dschamrud gelegene Kadam allgemein als der wirkliche Osteingang betrachtet; bei diesem Orte fangen die Berge an zusammenzutreten, und 200 Met. weiterhin wird die Weite des Passes 140 Met. Das Bett ist bequem, eben, mit Kies bedeckt. Die Berge auf der linken Seite sind sehr steil; 460 Met. weiterhin vermindert sich die Weite allmählich auf 113 Met., und die Berge beiderseits werden steile Abstürze. 1100 Met. weiter wird die Breite 174 Met., und die Berge sind bis auf 15 bis 20 Met. Höhe steil und treten allmählich zurück; 777 Met. weiterhin ist die Breite 73 Met., die Berge auf der rechten Seite steigen senkrecht, auf der linken nicht ganz so, sondern sind abgerundet und ersteigbar; 960 Met. weiterhin ist die Breite 64 Met. und die Felswände auf beiden Seiten sind ganz steil; 460 Met. weiter beträgt die Weite 70 Met., die Bergwand links ist steil, die Berge rechts sind abgerundet und ersteigbar; 3,2 Kilom. weiterhin ist die Weite 76 Met., die Berge rechts sind senkrecht, die links ersteigbar; 960 Met. weiter ist die Breite 20 Met., die Felswände sind beiderseits sehr steil, die links senkrecht; wieder 900 Met. weiter ist die Breite 33 Met., die Berge beiderseits sind vergleichsweise bequem zu ersteigen; 805 Met. weiter ist die Breite 64 Met., die Berge links sind steil, die rechts offen und bequem; 1,5 Kilom. weiterhin ist die Breite 61 Met., die Berge links sind abschüssig, rechts offen und bequem. Bei Ali Masdschid, 1,19 Kilom. weiter, ist die Breite 12,2 Met., die Felswände sind senkrecht und unersteiglich. Zwischen Kadam und diesem Punkte sind nach Moorcroft die Berge beiderseits etwa 400 Met. hoch und schiefrig; 1,3 Kilom. weiter ist die Breite 82 Met., die Berge links sind jäh, rechts vergleichsweise mäßig; 2,5 Kilom. weiterhin ist die Breite 120 Met., und die Berge sind sehr steil; 10,4 Kilom. weiterhin liegt das Lalabeg-Thal, welches etwa

2,4 Kilom. breit ist; 800 Met. weiter ist die Breite kaum 3 Met. und die Felswände sind völlig senkrecht; in 1460 Met. Entfernung geht die Straße über den Landi Khana-Paß, wo die Breite 42,5 Met. beträgt und die Berge, namentlich links, sehr breit sind; 5,2 Kilom. weiterhin ist die Breite 91 Met., die Berge links sind steil, rechts nicht ganz so; 3,6 Kilom. weiter ist die Breite 60 Met., und die Berge sind beiderseits sehr steil; 5 Kilom. weiterhin liegt Dhaka, wo sich das Défilé öffnet.

Die Höhe der verschiedenen Punkte ist: Dschamrud 510 Met., Ali Masdschid 740 Met., Landi Khana 758 Met., Landi Kotal 1028 Met., Dhaka 428 Met. Wenn Scott's Angabe von 740 Met. für Dschamrud richtig ist, dann müssen alle diese Zahlen um 232,6 Met. erhöht werden. Der Aufstieg über den Landi Kotal-Paß ist eng, holperig, steil und im allgemeinen der schwierigste Theil der ganzen Straße. Kanonen können nur durch Menschen hinübergezogen werden und auch nur nach Verbesserung der Straße; der Abstieg ist durchweg eine gut verlaufende Straße und nicht so schwierig. Gerade jenseit Ali Masdschids führt der Weg über einen vorspringenden und schlüpfrigen Felsen, welcher diesen Theil für beladene Thiere außerordentlich schwierig macht. Man kann den Khaibar mittels der Tátara-Straße umgehen, welche etwa 14,5 Kilom. nördlich von Dschamrud die Berge betritt (ein anderer Zweig 4 Kilom. näher), und beide treffen die Khaibar-Straße bei Luadgai oder bleiben nördlich von der Bergkette und gehen nach Dhaka.

Während des ersten afghanischen Kriegs war der Khaibar die Scene vieler Scharmützel mit den Afridis und einiger schlimmer Tage der englischen Truppen. Colonel Wade ging mit 10,000 bis 11,000 Mann, einschließlich des Sikh-Contingents, am 22. Juli 1839 von Dschamrud nach Gagri; hier blieb er einen Tag und verschanzte seine Position; am 24. marschirte er nach Lala China; am 15. Aug. schritt er zum Angriff von Ali Masdschid und sandte 600 Mann nebst 2 Kanonen unter Lieutenant Mackeson nach rechts und 11 Compagnien Infanterie, 1 sechspfündige Kanone und 1 Haubitze nach links ab, während eine Colonne den Eingang zur Shadi Bagadi-Schlucht bewachen sollte. Beide Colonnen trieben den Feind vor sich her; die rechte fand einigen Widerstand, die linke erreichte eine Stellung, um das Fort zum Ausfall zu bringen. Am 26. waren alle Außenposten zurückgetrieben und am 27. wurde das Fort entleert. Der Feind hatte 507 Dschazailtschis oder Musketiere, welche durch mehrere hundert Khaibaris unterstützt wurden. Die Briten hatten 22 Todte und 158 Verwundete. Danach fand kein Widerstand weiter statt. Ein starker Posten wurde in Ali Masdschid zurückgelassen und ein Detachement bei Lala China, um die Verbindung mit Peschawar offen zu erhalten; auch wurde ein Posten Irregulärer unter Lieutenant Mackeson bei Dhaka aufgestellt. Der Posten bei Lala China wurde während der Operationen angegriffen. Die Garnison bestand aus Jassofzies-Hülfstruppen, deren Zahl sich vermindert hatte, und die überlebenden litten unter beständiger Krankheit, als die auf 6000 geschätzten Khaibars die Brustwerke angriffen. Sie wurden lange abgehalten; aber durch die Lust zum Plündern wurden die Leute getrieben und blieben bei ihren Angriffen. Sie hatten erfahren, daß die Garnison unlängst ihren rückständigen Sold erhalten hatte, und daß sich 12,000 Rupien an Ort und Stelle befänden. Schließlich nahmen sie das schwache Werk und tödteten unbarmherzig seine 400 Vertheidiger. Sie nahmen indeß nicht davon Besitz, sondern zogen sich in ihre Berge zurück, nachdem sie sich noch vergeblich an Ali Masdschid versucht und Kapitän Ferris' Posten im Thale angegriffen hatten. Als Dschalalabad blokirt wurde, schlug man vor, durch den Khaibar eine Entsatztruppe zu schicken, und als eine Präliminar-Maßregel wurde Lieutenant Colonel Moseley mit zwei Regimentern Eingeborenen-Infanterie am 15. Jan. 1842 abgesendet, um Ali Masdschid zu besetzen. Er marschirte in der Nacht des 15. Jan. ab und erreichte nach geringem Widerstande den Ort am nächsten Morgen. Durch einen Verwaltungsfehler begleitete indeß die beiden Regimenter nur ein Theil der für dieselben nöthigen Provisionen. Es wurde daher nöthig, den Rest ohne Verzug zu befördern; zu diesem Zwecke ging Brigadier Wilde mit den übrigen beiden Regimentern (dem 60. und 30. der Eingeborenen-Infanterie) und mit 4 Sikh-Kanonen von Dschamrud aus, um dann auf Dschalalabad zu marschiren. Aber das Erscheinen von Colonel Moseley's Detachement hatte die Afridis alarmirt, und diese erhoben sich und schlossen den Paß, um Brigadier Wilde den Eingang zu verwehren. Dennoch ging der Brigadier am 19. vor und traf am Eingange des Passes auf den Feind; da aber die Sikh-Kanonen unbrauchbar waren und die feindliche Uebermacht so vortheilhaft ihm gegenüberstand, so schlug der Versuch, Ali Masdschid zu erreichen, gänzlich fehl. Nun wurde die Lage des Lieutenant Colonel Moseley, der mit kaum einiger Provision in Ali Masdschid abgeschnitten war, eine verzweifelte, und er sah sich genöthigt, den Ort zu verlassen und sich den Rückweg nach Dschamrud zu erzwingen.

Die nächste Veranlassung, bei welcher der Khaibar-Paß als große Militärstraße diente, war, als General Pollock am 6. April 1842 vorging. Bei seinem Rückgange nach Indien marschirte die britische Armee in drei Divisionen durch den Khaibar-Paß. Die erste, unter General Pollock selbst, passirte ohne Verlust hindurch. Die zweite, unter General M'Caskill, war nicht so glücklich; eine Brigade wurde in der Nacht überfallen und verlor zwei Berggeschütze nebst der Nachhut, welche unerwartet angegriffen ward; doch wurden die Kanonen am nächsten Tage wieder zurückerobert. Auch die Nachhut von General Nott's Truppe wurde zwischen Landi-Khana und Lalabagh und dann beim Abzug aus Ali Masdschid angegriffen.

Aus dem afghanischen Feldzuge von 1878 und 1880 sei erwähnt: die glänzende Einnahme von Ali Masdschid durch die britischen Truppen am zweiten Tage nach der Kriegserklärung; der erfolgreiche Marsch durch den Khaibar von Sir Samuel Browne's Truppen und die widerstandslose Einnahme von Dhaka am Ostende des Passes

und dann von Dschalalabad in der Ebene jenseits. Der Vertrag von Gandamak im Mai 1879 brachte für die Zukunft die Khaibarstämme unter britische Controle.

Durch die Abdankung von Emir Jakub, welcher den Vertrag unterzeichnet hatte, wurde derselbe praktisch hinfällig; die britische Regierung behält sich das Recht vor, an der Grenze alle nothwendigen Vorkehrungen zu treffen. Demgemäß sind die britischen Truppen von Khaibar zurückgezogen worden, und man hat den Khaibar- und den Mischni-Paß der Sorge der Afridis und anderer Localstämme überlassen mit dem Vorbehalt, daß der Paß stets für die Briten und ihren Handel offen gelassen, aber für alle regulären Truppen, afghanische sowol als andere, von Westen her geschlossen bleibe.

Diesen Paß durchzogen Alexander der Große, Mahmud von Ghazni, Baber und Nadir-Schah (n. Hunter).

(G. A. von Klöden.)

KHAIRPUR, in englischer Schreibweise Khyrpoor, ist ein Staat der Eingeborenen in Sind, auch bekannt als die Lande Sr. Hoheit des Mîr Ali Murad Chan Talpur; sie liegen zwischen 26° 10′ und 27° 46′ nördl. Br. und zwischen 85° 54′ und 87° 53′ östl. L. von F., im Norden begrenzt durch Shikarpur, im Osten durch Jessalmir, im Süden durch Haidarabad und im Westen durch den Indus. Von Westen nach Osten ist die Breite 26 geogr. Meilen, von Norden nach Süden 15,2 geogr. Meilen, bei einem Flächeninhalte von 287,3 geogr. □Meilen = 15,822 □Kilom., mit 130,350 Bewohnern. — Es ist eine große, an den Indus anstoßende Alluvialebene, längs des Stromes sehr fruchtbar, wo aber jetzt viele Striche in Moharis oder Jagdgründe umgewandelt sind; sonst aber besteht fast das ganze Land aus Sandrücken, welche mit kurzem Buschwerk bedeckt sind und für Cultivirung sich absolut nicht eignen: durchweg ein trostloser, unfruchtbarer Anblick dürren Bodens. Im nördlichen Theile befindet sich eine 8 geogr. Meilen lange Kalkkette, eine Fortsetzung des niedrigen Ghar, von Rohri nach Süden ziehend, und oben reich an Meerconchylien. Am Westausläufer derselben liegt das Fort Didschi. Fünf vom Indus ausgehende Kanäle bewässern das Land, was auch durch die östliche Nára geschieht. Der größte und wichtigste ist der Mirwah, und an diesem wird viel von dem Indigo gewonnen, welchen das Land producirt. Zahlreiche Seitengräben führen ab nach den Sandrücken, wo nach gutem Regenfalle auch ausgedehnter Anbau geschieht. Die Reinigung der Kanäle besorgen die Bauern selbst gegen 1 Pfd. Mehl den Tag. Die östliche Nára ist ein schöner Strom, der aber in der trockenen Zeit als Schlammpfuhl erscheint und in der Regenzeit weit übertritt; diese Uferländereien könnten, wenn sie bebaut würden, reiche Ernten geben. Im wüsten Theile des Landes finden sich zahlreiche Natronbrunnen; aus dem Verdunsten des Wassers gewinnt der Mîr nicht unbedeutend, da von dem kohlensauren und schwefelsauren Natron nebst Chlornatrium jährlich tausend Kamelladungen ins Ausland gehen. — An wilden Thieren leben hier Tiger, Luchs, Hyäne, Wolf, Schakal, Fuchs, Wildschweine, Rehe, Hasen und Antilopen; außer wilden Gänsen und Enten zahlreiche Vogelarten und viele Schlangen. Man züchtet Kamele, Pferde, Büffel, Ochsen, Schafe, Ziegen, Maulthiere und Esel. — Das Klima ist während vier Monate angenehm; aber acht Monate sind furchtbar heiß. Regen fällt wenig, Staubstürme sind häufig; sie kühlen die Atmosphäre etwas ab. Leberkrankheiten sollen selten sein; aber Haut- und Augenkrankheiten sowie Fieber sind häufig.

Die mohammedanischen Bewohner gehören meist zum Radschur-Stamm mit zahllosen Unterabtheilungen; die Hindus sind hauptsächlich Soda-Thakurs oder Radschputen, welche im äußersten Osten wohnen; sie lieben die Freiheit und nomadische Gewohnheiten, und ihr einziger Besitz besteht in ihren Heerden. Sie ernähren sich durch Buttermilch, Kamelmilch und das gröbste Korn. Allgemein wird Sindi gesprochen und eine Art von verdorbenem Hindustani. — Man schätzt den Werth der nach den Nachbarländern ausgeführten Waaren auf 1,050,000 Mark und den der Einfuhr auf beinahe halb so viel; zu erstern gehört besonders Indigo, Wolle, Baumwolle und Getreide; zu letzterer Reis, Weizen, Gerste, Zucker und Stückgüter. Fabricirt werden: Baumwollwaaren, Seide, verschiedene Silber-, lackirte Holzwaaren, Schuhwerk, Pferdeschmuck, Schwerter, Flinten, Thonwaaren, etwas Salz und Salpeter. Die Hauptstraße führt von Haidarabad nach Rohri, zugleich auch der elektrische Telegraph. Ueber den Indus gehen sechs Fähren. — Man schätzt das jährliche Einkommen, von welchem ein Drittel dem Mîr zufällt, auf 1,085,000 Mark. Die Jaghirdars oder Abzufindenden, meist die Söhne des Mîr und die Frauen seiner Familie, erhalten davon 351,000 Mark. — Der Mîr ist Herr über Leben und Tod in seinem Gebiete; alle Urtheilssprüche des Gerichtes bedürfen seiner Bestätigung. Die Steuern ziehen, wie überall, die Briten ein. In der Hauptstadt bestehen einige Privatschulen, in welchen Persisch gelehrt wird.

Der Mîr Talpur ist ein Balutsche, 1815 geboren; sein Großvater machte sich 1783, nach dem Falle der Kalhora-Dynastie von Sind, zum Rais oder Beherrscher von Sind. Im J. 1832 unterstützte Ali Murad die Politik der Briten; als nach den Schlachten von Miani und Daba das ganze Sind der britischen Regierung unterworfen ward, war Khairpur der einzige Staat, welchem seine politische Existenz unter britischer Oberherrschaft bewilligt wurde. Er hat die Berechtigung, mit 15 Kanonenschüssen begrüßt zu werden.

Die Hauptstadt Khairpur, am Mirwah-Kanale, liegt etwa 24 Kilom. östlich vom Indus in 27° 31′ 30″ nördl. Br. und 86° 28′ 30″ östl. L. von F. Sie besteht aus einem Haufen von Erdhütten, zwischen denen einige bessere Häuser stehen, ist von Sümpfen umgeben, im Innern sehr schmuzig und entschieden ungesund. Der mit farbig lackirten Ziegeln bedeckte Palast steht in der Mitte des Basars und bietet wenig Bemerkenswerthes. Nahe der Stadt liegen die Gräber zweier mohammedanischer Heiligen. Die Zahl der Bevölkerung mag 7300 betragen, meist Mohammedaner; die einst angeblich 15,000 Einwohner bergende Stadt ist jetzt im Zustande des Ver-

falles. Hauptausfuhrartikel sind Indigo, Dschoar und Baschra (Sorghum vulgare und Holcus sativus), und Leinsaat. Es wird Baumwollzeug gewebt und gefärbt und Goldarbeit und Waffen werden gefertigt. Vor 1787 stand hier das Dorf Boira.

Khairpur heißt auch eine Stadt von etwa 3700 Einwohnern im Pandschabdistrict Muzaffargarh, 10 Kilom. im Südwesten von Alipur, tiefer gelegen als das Flut-Niveau des Tschinab und deshalb von Dämmen umgeben. Sie treibt lebhaften Handel in Wolle, Baumwolle und Getreide mit Sind. — Khairpur-Dharki ist ein Städtchen in Sind, District Schikarpur, 104 Kilom. im Nordosten von Rohri; Khairpur-Juso, ein Dorf ebenda, 16 Kilom. im Südwesten von Largana, und Khairpur-Natheschah, ein Städtchen ebenda, 13 Kilom. südlich von Mehar. Es sind Jaghirdars oder etwa Kron-Domänen. *(G. A. von Klöden.)*

KHALIFEN. Khalife[1]) oder, wie der correcten Aussprache zufolge im Deutschen geschrieben werden sollte, Chalife ist der officielle Titel der auf Mohammed folgenden Beherrscher des islamischen Ländergebietes: chalîfatu rasûli-llâhi „Nachfolger (oder Stellvertreter) des Gesandten Gottes" wurde Abu Bekr genannt, der schon bei Lebzeiten des Propheten denselben gelegentlich in der Leitung des Gebetes vertreten hatte, und auf den bei Mohammed's Tode die Führung der Gläubigen überging; der gleiche Ausdruck übertrug sich dann auf die ihm folgenden Herrscher. Als Anrede (etwa unserm Ew. Majestät entsprechend) wurde indeß emîru-l mu'minîna „Beherrscher der Gläubigen" vorgezogen.

Das Verständniß des Wesens wie der historischen Entwickelung des Chalifates ist von der richtigen Auffassung seines Ursprunges abhängig. Obwol Mohammed niemals auf Unsterblichkeit gerechnet, vielmehr ausdrücklich von seinem zu erwartenden Tode gesprochen hatte, traf derselbe doch bei seinem Eintritt am 8. Juni 632 die große Mehrzahl seiner Anhänger völlig unerwartet und um so rathloser, je unbedingter die Gläubigen seinen im Namen Gottes ertheilten Befehlen zu gehorchen und auf die Unfehlbarkeit seiner Leitung zu bauen gewöhnt waren. Dazu kam, daß Mohammed, wie einst Alexander, vor seinem Tode nicht im Stande gewesen war, seinen Nachfolger zu bestimmen. Es ist natürlich, daß bei dieser Sachlage die bei Lebzeiten des Propheten scheinbar verschwundenen, wenigstens durch das Uebergewicht seines allmächtigen Einflusses niedergehaltenen Gegensätze zwischen den verschiedenen Gruppen der Gläubigen sofort wieder ans Licht traten. Die Bevölkerung Medinas, des Regierungssitzes, auf die es hierbei zunächst ankam, setzte sich aus zwei Hauptbestandtheilen zusammen: einmal der unmittelbaren Umgebung des Propheten und den Mohâǵirs, d. h. den 622 mit Mohammed nach Medina geflüchteten Mekkanern, und zweitens den Anßâr, Hülfsgenossen, d. h. der aus den beiden Stämmen Aus und Chazraǵ bestehenden Urbevölkerung von Medina, auf deren Einladung der Prophet seiner ungläubigen Vaterstadt den Rücken gewandt hatte und nach Medina übergesiedelt war. Der Vorzug, welcher naturgemäß in vielen Fällen den Verwandten und Landsleuten Mohammed's zutheil geworden war, mußte bei den Hülfsgenossen heimliche Eifersucht erzeugen, und man begreift, daß die letztern nun die Gelegenheit begierig ergriffen, ihrerseits das Heft in die Hände zu bekommen. In dieser Absicht begünstigte sie der Umstand, daß die Uebertragung der Macht auf den neuen Herrscher nur durch Wahl erfolgen konnte. Eine feste Erbfolge bestand nach den Gewohnheiten der arabischen Stämme nicht; bei dem Tode des Oberhauptes eines Stammes wählte der Stamm selbst sich einen neuen Führer. Häufig war dieser der älteste oder doch einer der ältesten unter den angeseheneren Stammgliedern, daher der officielle Titel eines solchen Anführers Scheich (oder Schêch, Alter); doch war dieser Gesichtspunkt durchaus nicht immer maßgebend. Da also eine Verordnung Gottes, d. h. des Propheten, für den nun eingetretenen Fall nicht vorlag, so verstand es sich von selbst, daß eine Wahl erfolgen mußte, und Wähler konnten nur die Mitglieder der Gemeinde der Gläubigen sein. Diese zu einem solchen Acte aus ganz Arabien zusammenzuberufen konnte niemand einfallen, eine längere Vacanz war außerdem der Lage der Dinge nach ausgeschlossen, die Wahl mußte daher jedenfalls von der im Augenblicke des Todes Mohammed's in Medina anwesenden Anzahl von Gläubigen vollzogen werden, die ja auch, weil sie die ältesten und zuverlässigsten Anhänger des Propheten einschloß, als geeignetste Repräsentation der ganzen Gemeinde gelten durfte. Innerhalb Medinas aber war die Majorität natürlich bei den alten Einwohnern der Stadt, und so hielten denn auch die beiden Stämme sich berechtigt, zusammenzutreten und die Wahl eines neuen Herrschers zu berathen. Der angesehenste Mann unter den Hülfsgenossen war ohne Zweifel Sa'd ibn'Obâda, der Führer der Chazraǵ, der, obwol krank, sich hatte in die Versammlung tragen lassen, und den nunmehr die aus seinen Stammesgenossen bestehende Mehrheit der Versammlung zum Oberhaupt zu wählen beschloß. Inzwischen hatte sich aber die Nachricht von dem Vorgehen der Anßâr zu den Mohâǵir und der unmittelbaren Umgebung des Propheten verbreitet, und man eilte auch von dieser Seite in die Versammlung, allen voran Abu Bekr und'Omar, Mohammed's Schwiegerväter, sowie Abu'Obeida, einer der ersten Gläubigen und durch seine Frömmigkeit angesehen. In gemäßigter, aber fester Rede suchte Abu Bekr die Anwesenden zu überzeugen, daß bei allen Verdiensten der Medinenser doch der Nachfolger des Propheten nur aus dessen Verwandten gewählt werden dürfe, während der gefährliche Vorschlag,

1) Für die Aussprache der transscribirten arabischen Namen und Worte sei bemerkt, daß ' als ein Absetzen mit der Stimme inmitten des Wortes zu sprechen ist, ' den daraus verstärkten Kehlhauch bezeichnet, der dem hebr. Ajin entspricht, th ist das scharfe, dh das weiche englische th. H ist ein schärferes h, ch immer hart (wie in auch); ǵ das italienische g in giardino; z lautet, wie im Französischen, gleich weichem s, während letzteres immer scharf gesprochen werden muß (Hasan beinahe wie Hassan). K, Sch (ß), D, T und Z sind härter und dumpfer als K, D, T, Z; W ist gleich engl. double u.

für jede Gruppe einen besondern Führer zu wählen, von Omar zurückgewiesen wurde. Kaum wäre es indeß gelungen, den Widerstand der Hülfsgenossen zu besiegen, wenn diese in sich einig gewesen wären. Aber die Feindschaft, welche in den Zeiten des Heidenthums zwischen den beiden medinischen Stämmen geherrscht hatte, wirkte noch nach, und so neigten sich bald die Aus auf die Seite der Mohâǵir, und als dann auch der in der Nähe Medinas lagernde Stamm Aslam, zu dem inzwischen die Nachricht gedrungen war, herbeikam, wandte sich nach einigen Zwischenfällen die Entscheidung gegen die Chazraǵ; und wenn dabei auch nur mühsam offener Kampf vermieden wurde, so war doch die Gefahr der Spaltung beseitigt und Abu Bekr, mit gleichzeitiger Berücksichtigung der alten Senioratsidee, als alleiniger Nachfolger Mohammed's in Medina allgemein anerkannt.

Diese Vorgänge, welche bei dem Mangel einer festen Erbfolge das maßgebende Präcedens für die späteren Thronwechsel bleiben mußten, bilden für die Geschichte des Chalifats als Institution ebendeshalb den Schlüssel. Auch ferner ist die Wahl der legitime Weg der Uebertragung der Chalifenwürde, auch ferner ist es die Umgebung des jeweiligen Chalifen, d. h. sind es nach dem rapiden Anwachsen der dem Islam unterworfenen Gebiete zu einem Weltreich thatsächlich die gerade bei Hofe anwesenden höchsten Würdenträger des Reiches und die obern Befehlshaber des Heeres, welche die Wahl vollziehen, und auch ferner gilt als angemessen, von den berechtigt und tauglich erscheinenden Personen eine der älteren zu wählen. Es ist aber nur zu begreiflich, daß bei den sich kreuzenden Interessen und bei der Dehnbarkeit der eben formulirten Grundsätze die Uebelstände, denen jedes Wahlkönigthum schließlich erliegt, sich im vorliegenden Falle ganz besonders schnell und empfindlich geltend machten, sodaß schon der zweite Nachfolger Abu Bekr's den Halt verlor und unter dem dritten der Bürgerkrieg ausbrach, aus welchem das Chalifat in seinem Wesen stark verändert hervorging. Denn die Herrschaft Mo'âwija's und der von ihm gegründeten Dynastie der Omajjaden beruht nicht mehr auf dem Rechtstitel der freien Wahl, sondern auf einer Usurpation, welche, wie das römische Kaiserthum, die alten Institutionen nur dem Namen nach bestehen zu lassen strebte, in sich aber nicht stark genug war, eine neue Ordnung zu schaffen. Da nun der natürliche Wunsch des jeweilig regierenden Chalifen, im Widerspruch mit der Senioratsidee dem eigenen Sohne die Nachfolge zu sichern, dazu führte, daß häufig die zur Wahl berechtigten Würdenträger gezwungen wurden, noch bei Lebzeiten des Chalifen einem seiner Söhne als Nachfolger zu huldigen, wodurch dann nach dem Tode des erstern niemand sich gebunden fühlte, so wurde die Wahl bald zu einer Komödie und die Frage nach dem wirklichen Nachfolger zu einer reinen Machtfrage, die nur durch das stets nach allen Seiten hin minirende Intriguenspiel des Hofes gelegentlich verschoben werden konnte. Das führt natürlich zu einer vollständigen Trennung der Interessen der Herrscher von denen des Volkes, und die damit nothwendig erforderte Militärdictatur leitet bei dem immer noch unruhigen und freiheitsbedürftigen Charakter der Araber unter den Abbasiden zu der Herbeiziehung und bald zur Herrschaft türkischer Prätorianer, denen das Reich schließlich erliegt wie das römische seinen germanischen Soldtruppen.

Mit dieser aus dem Wesen des Wahlkönigthums folgenden Entartung wirken nun aber, in ihren Sphären noch mächtiger, zusammen die nationalen und religiösen Gegensätze, welche sich rasch in dem ungeheuern Völkergemisch des Chalifenreiches geltend machen, und deren Entwickelung, die identisch ist mit der Entwickelung des geistigen Lebens unter dem Chalifate überhaupt, in großen Zügen voranzustellen geboten scheint, um nicht über den einzelnen Thatsachen den Zusammenhang zu verlieren; auf Details der Lehrmeinungen lassen wir uns hier indeß nicht ein; siehe darüber den Art. Mohammedanismus, bezw. die betreffenden Einzelartikel.

Die ältesten Gegensätze innerhalb der Scharen der Anhänger Mohammed's wurzeln noch in den Verhältnissen, wie sie sich in der letzten Zeit seines Lebens entwickelt hatten. Mohammed war je mehr und mehr aus einem religiösen Fanatiker ein politischer Kopf geworden, und nach der friedlichen Einnahme von Mekka hatte er im eifrigen Bestreben, die Aristokratie dieser seiner Vaterstadt definitiv an seine Sache zu fesseln, die angesehensten unter seinen früheren Gegnern mit Wohlthaten überhäuft, die von den uneigennützigeren Bekennern der von ihm gestifteten Religion nicht mit günstigen Augen angesehen werden konnten. Als nach seinem Tode der Islam unter Abu Bekr mit dem wieder losbrechenden Beduinenthum um seine Existenz, unter Omar mit Persien und Byzanz um die Weltherrschaft zu kämpfen hatte, blieb der Gegensatz zwischen den Frommen und Weltlichen ohne erhebliche Aeußerung; als mit 'Othman, der selbst der alten mekkanischen Aristokratie angehörte, die Weltlichkeit zur Corruption des Islam zu führen drohte, antwortete die orthodoxe Partei mit der Ermordung des Chalifen. Während nun aber in Medina die Orthodoxen mit den persönlichen Anhängern Ali's sich verbanden, hatte die weltliche Partei bereits einen von dem schlauen Mo'âwija bereiteten neuen Stützpunkt in Syrien gefunden. Es kam zum Bürgerkrieg; die Wendung desselben veranlaßte Ali, Verhandlungen mit Mo'âwija anzuknüpfen — hierin aber erblickten die Frommen eine Voranstellung seiner persönlichen Interessen unter Vernachlässigung der Sache Gottes; die meisten derselben verließen zusammen mit andern Unzufriedenen sein Lager und nahmen sofort eine feindselige Haltung gegen ihn ein. Zwar gelang es Ali, den größeren Theil der Ausgewichenen (Châriǵis, oder mit dem arabischen Plural Chawâriǵ; gut übersetzt Dozy: „Nonconformisten") zu zerstreuen und den Kern derselben, eben jene frommen und starkgläubigen Gegner aller weltlichen Ehrsucht, zu vernichten; aber ihre puritanisch-demokratischen Grundsätze verbreiteten sich rasch und die Sekte erwuchs bald zu einer Macht, welche in einer Reihe der gefährlichsten Aufstände nicht wenig zur Untergrabung der bald nachher aufkommenden Omajjaden-Herrschaft beitrug, und, als durch versprengte Charigiten

die Lehre zu den Berberstämmen Nordafrikas getragen wurde, deren Widerwille gegen die arabische Herrschaft mit ausgeprägt demokratischer Gesinnung verbunden war, in gleich heftigen Empörungen die Losreißung dieser Länder vom Chalifate vorbereitete. Die Charigiten erscheinen somit als eine politisch-religiöse Sekte, die in den Berberländern dann auch einen nationalen Gegensatz auszudrücken anfängt.

Umgekehrt ist der nationale Gegensatz für unsere Anschauung die Hauptsache bei der zweiten, dem Chalifate gefährlichen Sekte, den Schiiten (Schi'a, Anhängerschaft, nämlich Ali's), wenngleich die Aeußerungen ihres Gegensatzes zu den jeweiligen Regierungen sich durchweg in das Gewand des Legitimismus kleiden, sodaß man zunächst allerdings einen Schiiten als einen Muslim definiren kann, der die Usurpation des Chalifates durch Mo'âwija nicht anerkennt, sondern den Imâm, in dem er sein religiöses und politisches Oberhaupt zu verehren hat, nur in einem Mitgliede der Familie Ali's, des Schwiegersohnes des Propheten, erkennen darf. Muß er sich der weltlichen Macht beugen, so weicht er eben nur der Gewalt und bequemt sich zu äußerlichem Gehorsam, aber Imâm, Vorsteher (nämlich der religiösen Gemeinschaft der Gläubigen) ist für die strengeren Schiiten der ersten Zeit nur der jedesmal berechtigte Nachkomme der Fâtime (Ali's Gattin, Tochter des Propheten, von welcher allein directe Nachkommen des letztern vorhanden sind), für die weniger strengen ein Nachkomme Ali's von seinem Sohne Mohammed ibn el-hanafijja, den ihm eine andere Frau geboren hatte. Je nach den vielfach zweifelhaften und einander widersprechenden Stammbäumen theilen sich nun besonders später die Schiiten in verschiedene Einzelsekten, von denen die Ismaeliten (s. d.) mit den aus ihnen hervorgegangenen Karmaten (s. d.) dem Chalifate am furchtbarsten geworden sind; daß aber die allen gemeinsame Idee der Legitimität in so hartnäckiger und ausgedehnter Weise durch Jahrhunderte fortgewirkt hat, kommt schließlich doch nur daher, daß der nationale Gegensatz der Perser gegen das Araberthum seinen Ausdruck in dieser Idee suchte und fand. Daß dies geschah, ist nun freilich kein Zufall. Dem Perser, der durch seine ganze bisherige Geschichte in seinem Schah einen halben oder ganzen Gott zu sehen gewöhnt war, der nur der Sohn eines Gottes sein und seine Göttlichkeit nur seinem Sohne hinterlassen konnte, mußte die Idee, eine solche Gottheit durch Wahl herzustellen, absurd erscheinen. Die ersten vier legitimen Chalifen konnte er als nächste Verwandte des Propheten selbst allenfalls anerkennen, obwol schon dem dritten derselben der persische Dolch den Lebensfaden durchschnitt, und später auch Abu Bekr, Omar und Othman von den Schiiten verworfen wurden, aber in Mo'âwija, dem Sohne von Mohammed's ärgstem Feinde, den rechtmäßigen Herrscher anerkennen — dazu konnte er sich nicht herbeilassen. So war eigentlich jeder Perser geborener Schiit, und als nach dem gewaltsamen Tode Ali's und dem Ende seiner Söhne Hasan und Husein der Sache der Legitimität die thatsächliche Vertretung durch einen Prätendenten fehlte, war die heimliche Sektenbildung an sich schon dem lügnerischen persischen Charakter die entsprechendste Form des Parteiwesens, sofort gegeben. Je größer aber die Erfolge derselben waren, je mehr sie Ausdruck des nationalen Elements wurde, um so heftiger mußten auch offene Ausbrüche erfolgen, sobald die politische Lage solchen Aussicht auf Erfolg gewährte; und so lösen später die Schiiten die Charigiten in der Rolle der nie rastenden, bald minirenden, bald Fuge auf Fuge der einzelnen Bestandtheile des Reiches sprengenden Aufrührer ab; ja man könnte vielleicht mit Rücksicht auf den ausgesprochen demokratischen Charakter der Karmatenempörungen in gewisser Beziehung sagen, die Charigiten seien in die Schiiten aufgegangen — trotzdem beide Sekten von diametral entgegengesetzten Ideenkreisen aus sich entwickelt haben.

Weniger direct politische Wirkung, aber ebenfalls großen Einfluß auf die Entwickelung des Chalifates haben die Sekten rein religiösen Charakters ausgeübt, nicht nur weil in diesen das geistige Leben der islamischen Völker seinen nächsten und mächtigsten Ausdruck gefunden hat, sondern auch weil der Chalife als Stellvertreter des Propheten die weltliche und kirchliche Obergewalt in seiner Person verbindet. Je nach den Zeitläuften oder den persönlichen Neigungen der verschiedenen Herrscher tritt bald die eine, bald die andere seiner beiden Functionen besonders hervor; suchten die ersten beiden legitimen Chalifen auch in dieser Beziehung in Mohammed ihr alleiniges Vorbild und waren sie ebensowol die ersten der frommen Muslime als die Herrscher des sich mächtig ausdehnenden Reiches, und ist Othman überhaupt als Herrscher nicht ernst zu nehmen, so mußte doch bereits Ali trotz seiner unbezweifelten Gläubigkeit der Politik mehr sich anbequemen, als nach Ansicht der Frommen dem Nachfolger des Propheten zustand, und die Omajjaden sind, eigentlich nur mit einer einzigen Ausnahme, rein weltliche, und zwar sehr weltliche Herrscher, wenn sie sich meist auch der unbequemen Form fügen, am Freitage in der Moschee vorzubeten, wie es einst Mohammed gethan: es war doch bei der unlöslichen Verbindung, in welche die geistliche und die politische Führerschaft durch den Propheten gekommen war, zu gefährlich, eine der beiden Functionen ostensibel ruhen zu lassen. Auch die ersten Abbasiden, obwol beiweitem gebildetere Leute als die noch wenig civilisirten Omajjaden, machten sich nicht viel aus ihrem religiösen Principat, und erst mit dem Erlahmen des weltlichen Armes zogen die Chalifen der späteren Jahrhunderte sich mehr und mehr auf die geistliche Würde zurück, welche die Usurpatoren und Territorialherren ihnen des gläubigen Volkes wegen pro forma gern überließen, die aber praktisch eben auch in nichts anderm bestand als in der ehrenvollen Nennung ihrer Namen beim Gottesdienst. Selbst aber in den besseren Zeiten der weltlichen Herrschaft konnte es ja nicht gleichgültig sein, wie die Regierung, wenn auch aus Laune oder aus politischen Gründen, sich zu den verschiedenen Strömungen des religiösen Lebens stellte, und umgekehrt übten auch die religiösen Anschauungen größeren Einfluß

auf die Politik aus, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist: gewiß wäre das Ende der Abbasidenherrschaft noch früher dagewesen, hätte nicht Mutawakkil sich in die Arme der Orthodoxie geworfen.

Man kann die geistige Entwickelung des Orients unter den Chalifen kurz in drei Perioden einbegreifen: die eine umfaßt das Erwachen des religiösen und philosophischen Denkens, welches sich in Verbindung mit dem weltlichen Charakter der Omajjadenherrschaft vollzieht, während die harmlose Altgläubigkeit in den gebildeteren Kreisen der meisten Länder den Boden verliert; die zweite führt den Rationalismus auf den Gipfel der Macht, zwingt aber dadurch die Altgläubigkeit, sich im Gebrauche der dialektischen Waffen der Gegner zu üben und dann, zunächst auf die Massen des ungebildeten Volkes sich stützend, den Kampf auf das eigene Gebiet der wissenschaftlich gebildeten Rationalisten zu spielen; die dritte führt den Sieg der durch diesen Umwandlungsproceß aus der Altgläubigkeit hervorgegangenen scholastischen Orthodoxie über den Rationalismus, damit aber das allmähliche Absterben geistigen Strebens und Lebens herbei.

Der Ursprung des Rationalismus ist in den Widersprüchen zu suchen, an denen der Koran, das Werk eines religiös erregten, aber im abstracten Denken gänzlich ungeübten Mannes, so reich ist. Insbesondere leidet sein Gottesbegriff an starken und miteinander gänzlich unvereinbaren Schwankungen: einerseits wird Gott allem Menschenwesen direct entgegengesetzt, von allem Menschlichen möglichst weit entfernt, an andern Stellen dagegen, wo der Versuch gemacht werden muß, eine positive Anschauung vom Wesen Gottes zu geben, kann sich der Prophet nicht über die gröbsten anthropomorphistischen Vorstellungen erheben. Die Erkenntniß dieses und anderer Widersprüche im Verein mit der Reaction der weltlichen Omajjadenperiode gegen die Altgläubigkeit der ersten Zeiten führte zur Bildung von Sekten, als deren Hauptrepräsentanten die Mu'taziliten (s. d.) gelten, und die im allgemeinen den Versuch darstellen, zwischen Dogma und Vernunft eine mehr oder weniger leidliche Vermittelung herzustellen; einen Versuch, bei dem zuerst der Verkehr mit syrischen Christen, später die Bekanntschaft mit griechischer Philosophie nicht ohne Einfluß waren. Solange die Chalifen weltlich gesinnt blieben, konnten diese Rationalisten meist ungestört ihren Bestrebungen nachgehen, und ihre Erfolge waren, wenigstens in den gebildeteren Kreisen, beträchtlich, vorzüglich als sie unter dem Einflusse der griechischen Philosophie geübte Dialektiker geworden waren, denen gegenüber die in getreulicher Weiterüberlieferung der Tradition aufgehenden Orthodoxen eine klägliche Rolle spielten; ja unter Ma'mûn erreichten sie es, gerade wie stellenweise die Arianer am byzantinischen Hofe, daß ihre Lehre von dem Chalifen als die rechtgläubige anerkannt und ihre Befolgung anbefohlen wurde.

Es ist indeß nicht die antiorthodoxe Gesinnung der Chalifen und ihres lebenslustigen Hofes allein, welche den Rationalismus zu solcher Blüte entwickelt hat. Mit der Uebertragung der Herrschaft auf die Abbasiden, welche sich während des Bürgerkrieges hauptsächlich auf die persische Nationalität stützen, geht naturgemäß der Primat innerhalb des Chalifenreiches von den Arabern auf die gemäßigteren Elemente unter den Persern über. Persische Bildung und Feinheit civilisirte gründlicher den bisher nur mit äußerm Glanze übertünchten Hof, während das ebenfalls dem alten Sassanidenreiche angehörende syrische Element die Schätze griechischer Wissenschaft allen nach Bildung Strebenden bereitwillig vermittelte. Beide Factoren aber mußten dem orthodoxen Islam naturgemäß feindlich gegenübertreten, der sich weder mit dem theils weltlichen theils pantheistischen Perserthum, noch gar mit Philosophie oder Naturwissenschaft vertragen konnte: so wirken eine Weile gerade die tüchtigsten und geistig bedeutendsten Kräfte zusammen, an die Stelle des beschränkten Dogmas freies Denken und wissenschaftliche Erkenntniß zu setzen.

Lange konnte indeß dieser erfreuliche Zustand nicht fortdauern. Mehr und mehr hatten bereits die Chalifen den Halt in der Masse des Volkes verloren, mit der sie kein inneres Band mehr zusammenknüpfte und der ihre Begünstigung der Perser ebenso anstößig war als ihre Abneigung gegen die Altgläubigen; war die Bevölkerung Bagdads wie anderer großer Städte auch längst keine rein arabische mehr, sie erhob doch den Anspruch, das Araberthum und die gläubige Gemeinde zu repräsentiren, und lieh begierig denen ihr Ohr, welche die Verachtung der Religion seitens der Gebildeten rügten und die Wiederherstellung der reinen Lehre forderten. Diese frommen Wühlereien, von den rationalistischen Hoftheologen durch übel angebrachte Verfolgungen der Orthodoxen nur noch mehr geschürt, waren um so gefährlicher, je mehr der Pöbel von Bagdad die Bezeichnung eines der turbulentesten verdient, welchen je eine große Stadt hervorgebracht hat. Da nun die gemäßigten persischen Elemente allein auf die Dauer das Chalifat zu stützen nicht stark genug waren, die übrige Mehrzahl der Perser aber dem Schiitismus verfallen war, so versuchte es Mu'taßim zuerst mit größeren Scharen türkischer Prätorianer. Aber diese in ihren Consequenzen so verderbliche Wendung war nur das Vorspiel zu einer andern, welche unter Mutawakkil den Anfang auch des geistigen Verfalles bezeichnet: der Chalife warf sich in der Absicht, in den Massen neuen Halt, vielleicht auch ein Gegengewicht gegen die bereits gefährlich werdende türkische Armee zu finden, den Orthodoxen in die Arme, und als diese bald nachher auch durch den zur Rechtgläubigkeit bekehrten Mu'taziliten El-Asch'ari gelernt hatten, sich der Dialektik der Gegner zu bedienen, begann ein Kampf zwischen beiden religiösen Parteien, dessen Ausgang trotz der mannhaftesten Haltung der Freisinnigen nach Lage der Dinge nicht zweifelhaft sein konnte. Jahrhundertelang gibt es noch Mu'taziliten, ja heutzutage lieben es freisinnigere Mohammedaner Indiens, sich als deren Nachfolger zu bezeichnen, aber einen maßgebenden Einfluß haben sie auf die Gestaltung des geistigen Lebens nicht mehr. Der Versuch, zwischen dem Koran und der Vernunft eine Vermittelung herzustellen, ist gescheitert; die wissenschaftliche Begabung, welche sich an grammatischen oder theologischen Spitz-

findigkeiten oder an geistloser Polyhistorie nicht genügen lassen will, sieht sich von nun an gezwungen, einsame Pfade zu gehen, ihr Bestes zu verschweigen oder in äußerlich unanstößige Zweideutigkeiten zu hüllen; nur die reinen Erfahrungswissenschaften, die mit dem Dogma nicht so leicht zusammengerathen, folgen noch eine Weile dem unter Ma'mûn gegebenen Anstoß, bis auch sie von der allgemeinen Erstarrung ergriffen werden.

Der langsame Vollzug dieses Erstarrungsprocesses gehört nun bereits in die Periode der an die Stelle des weltlichen Armes der Chalifen tretenden Territorialherrschaft und hat uns somit hier nicht weiter zu beschäftigen; wir ergänzen nur noch den allgemeinen Ueberblick über die Entwickelung des geistigen Lebens unter dem Chalifat, zu welchem sich uns die Darlegung der nationalen und religiösen Gegensätze erweitern mußte, durch eine kurze Bemerkung über die poetischen Leistungen der berührten Epochen. Sie schließen sich genau der allgemeinen Entwickelung an: unter den Omajjaden zeigen sie sich als Fortsetzung der alten heidnischen Wüstenpoesie, der man von einem irgend tiefer gehenden Einfluß des Islam nichts anmerkt; unter den Abbasiden führt die persische Feinheit zu einer eleganten, geistreichen, etwas gezierten Hofpoesie, deren Hauptvorzug mehr Bildung als Tiefe ist, die sich aber in ersterer Beziehung oft zu hohem Reize ausgebildet zeigt (vgl. Loth, Ueber Leben und Werke des 'Abdallah Ibn ul Mu'tazz, Leipzig 1882, S. 44 fg.). Die Entwickelung der übrigen, insbesondere der historischen Literatur hängt, soweit sie nicht im Banne der theologischen Interessen steht, mit den allgemeinen geistigen Strömungen nicht so unmittelbar zusammen.

Wir gehen nunmehr zu einem Ueberblick über die Geschichte der einzelnen Chalifen über. Sie gliedert sich den drei Dynastien genau parallel in drei Epochen: die der vier legitimen Chalifen (al-chulafâ'u-rrâschidûna) — Ueberwältigung der nach Mohammed's Tode eintretenden heidnischen Reaction, Eroberung Persiens und der byzantinischen Provinzen, Organisation des Reiches; die der Omajjaden — Fortsetzung der Eroberungen, allmähliche Assimilation der unterworfenen Völker, gleichzeitig aber Beginn der politischen und religiösen Sektenbildung und im allgemeinen der Reaction der einzelnen Nationen gegen das Araberthum; die der Abbasiden — Concentration der Staatsgewalt und Centralisation des Weltreiches nach dem Muster des altasiatischen Despotismus unter persischem Einfluß, Entartung zur Militärdictatur, Verfall und Untergang durch Prätorianerwirthschaft unter Mitwirkung der oben entwickelten religiösen und nationalen Gegensätze.

Die allgemeine Unterwerfung der arabischen Stämme unter die Herrschaft Mohammed's war schon vor seinem Tode nicht von Dauer geblieben. Einerseits wurden die religiösen Pflichten, noch mehr die Steuern, welche das Gesetz des Islam auferlegte, von der keinerlei religiösem Interesse zugänglichen Mehrzahl der Stämme als drückende Lasten empfunden, andererseits war der Erfolg des Propheten ein allzu glänzender, als daß nicht mehr als Einer auf den Gedanken hätte kommen sollen, ebenfalls einer so vielversprechenden Carrière sich zu widmen. So erklären sich das Auftreten und die im Anfange beträchtlichen Fortschritte der Concurrenzpropheten (über welche das Nähere im Art. Mohammed zu finden ist); aber von diesen ganz abgesehen war es bei dem persönlichen Charakter von Mohammed's Herrschaft und dem von ihr nur für den Augenblick bewältigten eifersüchtigen Freiheitsdrange der arabischen Stämme selbstverständlich, daß die Nachricht seines Todes das Signal zu einem allgemeinen Aufstande sämmtlicher Stämme Arabiens wurde: treu blieben allein die Bewohner des Higâz (Nordwestarabiens), der Wiege des Islams, welche theils wirkliche Gläubigkeit, theils der eigene Vortheil zur Vertheidigung des Glaubens wie der Herrschaft ihrer Landsleute über ganz Arabien antrieb. Bei der geringen Anzahl dieser Stämme, die zudem erst nach und nach sich um den Chalifen scharen konnten, schwebte derselbe einige Zeit in großer Gefahr, da Medina bald von Aufständischen ernstlich bedroht wurde. Abu Bekr war aber gerade der rechte Mann, diese Gefahr zu beschwören. Sein Glaube an die Göttlichkeit der Lehre Mohammed's blieb nach dem Tode des Propheten felsenfest, wie er vom ersten Auftreten desselben an durch Jahrzehnte der Prüfung sich bewährt hatte: während selbst der sonst so energische und unbeugsame Omar rieth, für die Treue einiger centralarabischer Stämme den von diesen geforderten Preis einer Steuererleichterung zu bewilligen, erklärte der Chalife, er werde unter keinen Umständen auch nur ein Titelchen von den Verordnungen des Propheten zurücknehmen; ja er entblößte im gefährlichsten Momente sogar die Residenz fast von sämmtlichen daselbst vorhandenen Truppen, weil dieselben kurz vor Mohammed's Tode von dem Propheten zu einer Expedition an die syrische Grenze bestimmt worden waren. Allerdings bestand diese Abtheilung größtentheils aus Medinensern, welche aus Anlaß der bei der Chalifenwahl vorgefallenen Ereignisse von keinem guten Geiste erfüllt waren; trotzdem glich es einer Tollkühnheit, in einem solchen Moment die Stadt ihrer natürlichen Vertheidiger zu berauben. Aber gerade diese keinen Augenblick wankende Sicherheit des Vertrauens auf den göttlichen Beistand, welche alle Rücksichten irdischer Klugheit verachtet, war es, welche gegenwärtig noththat: so versetzt der Glaube Berge, indem er die Herzen der Menschen durch die Voraussetzung des scheinbar Unmöglichen als eines Selbstverständlichen gegen jede Schwäche feit. Es gelang, den übereilten Angriff einer unzulänglichen Rebellenschar auf die Stadt abzuweisen, einige in der Nähe versammelte Stämme zu überrumpeln, und damit war der Erfolg für die Waffen der Gläubigen gesichert. Die treugebliebenen Stämme des Higâz trafen allmählich ein, die syrische Expedition kehrte von ihrem nur der Züchtigung einiger unbedeutender Grenzstämme gewidmeten Streifzuge zurück; mit dem Siege wuchs die Zuversicht der Truppen, während Zwiespalt in die ohnehin aufeinander nach altarabischer Weise eifersüchtigen Rebellenstämme eindrang. So konnte es gelingen, die einzelnen Herde des Aufstandes zu dämpfen, bevor noch ein ge-

meinsamer Vorstoß der abgefallenen Massen überhaupt vorbereitet war. Abu Bekr war von Natur ein gemäßigter, keineswegs zur Grausamkeit neigender Mann: aber der Aufstand war ein zu allgemeiner, den Glauben in seinem ganzen Bestande zu gefährlich bedrohender gewesen, als daß er nicht hätte Vorsorge tragen müssen, eine Wiederkehr desselben gründlich unmöglich zu machen. So kannten die Befehlshaber der moslimischen Heere keine Gnade; insbesondere der blutdürstige Châlid, „das Schwert Gottes", der genialste Feldherr und größte Wütherich seiner Zeit, ersäufte in Centralarabien, wo er den anfangs sehr erfolgreichen Gegenpropheten Mosailima vernichtete, den Aufstand im Blute, und auch im Nordosten und Südwesten wurden die abtrünnigen Stämme erbarmungslos decimirt. Wer übrigblieb, dachte für die ganze Folgezeit allerdings nicht mehr daran, dem Islam zu widerstreben und nahm ihn unterwürfig an — freilich war diese Bekehrung fast überall eine rein äußerliche, wie sie es ja auch bei der Mehrzahl der Mekkaner gewesen war, und vermöge der in den weitesten Kreisen der Gemeinde verbreiteten religiösen Indifferenz wie des Hasses gegen die frommen Theilnehmer an jenen Executionen konnte später unter den Omajjaden das latent gebliebene Heidenthum gerade an den nächsten und eifrigsten Gefährten des Propheten grimmige Rache üben.

Einstweilen wurden die wieder zusammengefaßten Kräfte Arabiens nach außen entfesselt. Es kann kaum zweifelhaft erscheinen, daß bereits Mohammed, mochte er im Anfange sich nur zur Predigt des wahren Glaubens unter den Arabern berufen glauben, gegen das Ende seiner Laufbahn bereits die Ausdehnung des Islam über die Grenzen der Halbinsel hinaus ins Auge gefaßt hatte; es war ja zu einer feindlichen Berührung mit den Byzantinern ohnehin bereits gekommen. Für seine Nachfolger waren noch mehr als für ihn Eroberungszüge nach außen das nächstliegende, ja einzige Mittel, den arabischen Stämmen, die untereinander sich nicht mehr bekriegen durften, die nöthige Bewegung und den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Daß freilich diese Eroberungszüge binnen wenigen Jahren zur Unterwerfung der halben Welt führen würden, wird kaum jemand damals vorausgesehen haben. Allerdings hatte der Araber längst aufgehört, den Byzantiner oder den Perser zu fürchten, nachdem beide in ihren endlosen Kriegen um den Besitz Armeniens und Mesopotamiens ihn wechselsweise zum Schutz ihrer Grenzen wie zur Schädigung des Gegners heranzuziehen begonnen und ihn daran gewöhnt hatten, die Grenzlande beider Reiche als Schauplatz lohnender Beutezüge anzusehen; daß aber jene jahrhundertelangen, aufreibenden Kämpfe einerseits, innere Zwistigkeiten, Unbotmäßigkeit der Statthalter, Unterdrückung der Massen, Verkommenheit der kirchlichen Verhältnisse andererseits die Leistungsfähigkeit der zwei scheinbar so starken Großmächte gänzlich erschöpft hatten, konnte niemand wissen. Aber mit derselben sichern Kühnheit, welcher die Unterjochung der empörten Beduinenstämme gelang, warf der Chalife seine Reiterscharen fast gleichzeitig auf das persische Babylonien und das byzantinische Syrien: im März 633 erhielt Châlid ibn el Walid, kaum nachdem er die Unterwerfung Centralarabiens vollendet, den Befehl, in das ʿIrâk (Babylonien) einzudringen, und kaum ein Jahr später wurden drei andere Feldherren mit weitern Scharen gegen die byzantinische Grenze geschickt (s. weiter unten). Abu Bekr erlebte noch die ersten Erfolge auf beiden Kriegsschauplätzen und konnte, als er am 21. Gumâdâ II. des Jahres 13 (22. Aug. 634) in einem Alter von 63 Jahren starb, mit dem Bewußtsein scheiden, den Islam, dessen erster Bekenner er gewesen war, gerettet und auf die Bahn des Sieges geleitet zu haben. Er war ein in jeder Beziehung achtungswerther Mann gewesen, und ohne seinen aufrichtigen und unerschütterlichen Glauben wäre die Sache des Islam zu Mohammed's Lebzeiten wie nach seinem Tode mehr als einmal verloren gewesen. Für die Organisation des nun in ungeahnter Schnelle sich über ganze Länder ausdehnenden Reiches indessen, wie für die machtvolle Zügelung und Leitung der allerorten thätigen und immer selbstbewußter wirkenden militärischen Kräfte bedurfte es eines ebenso festen Charakters, gleichzeitig aber eines überlegenen Kopfes und eines rücksichtslosen Willens: es war das letzte große Verdienst, welches sich Abu Bekr um den Islam erwarb, daß er den rechten Mann für die Zeitlage in ʿOmar erkannte und veranlaßte, daß noch vor seinem Ende diesem als seinem Nachfolger von den angesehensten Männern gehuldigt wurde.

ʿOmar, der zweite Schwiegervater des Propheten und sein wie Abu Bekr's erster Rathgeber, hatte schon bisher bei weitem den meisten Einfluß auf die Leitung der Dinge ausgeübt, und selbst ʿAlî, der als Schwiegersohn des Propheten die nächste Anwartschaft auf die Nachfolge zu haben glauben durfte, erkannte rückhaltslos die getroffene Wahl an. Wie ʿOmar mit echt staatsmännischem Sinne seine organisatorische Aufgabe löste, wird sich ergeben, nachdem wir zunächst im Zusammenhange die Geschichte der Eroberung Persiens und Syriens überblickt haben werden.

Châlid hatte sich zu Anfang des 12. Jahres der Hidschra (März 633) mit 2000 Mann von Centralarabien aufgemacht, dieselben unterwegs auf 18,000 verstärkt, an der Grenze Muthanna noch weitere 8000 an sich gezogen, und brach nun, als der persische Feldherr Hormuz seine Aufforderung, sich zum Islam zu bekehren, ablehnte, an der Südwestecke des ʿIrâk (nicht weit von der Euphratmündung) in das persische Gebiet ein. Er schlug zuerst den Hormuz (in der „Kettenschlacht", nach der Tradition so genannt, weil sich die Perser mit Ketten aneinandergebunden hatten), dann mehrere andere Feldherren und eroberte alles westlich vom Euphrat gelegene Land, nahm die Stadt Anbâr (gerade dem späteren Bagdad gegenüber am Euphrat) und ließ, als er um die Mitte des Jahres 13 (634) mit 3000 Mann zur syrischen Armee abberufen wurde, den Muthanna als Oberbefehlshaber zurück. Derselbe war indeß nicht im Stande, mit dem geschwächten Heere die gemachten Eroberungen zu behaupten, sondern erschien kurz vor dem Tode Abu Bekr's persönlich in

Medina, um Verstärkungen zu erbitten, ohne welche die Muslime sich kaum noch an der Grenze des persischen Gebietes halten konnten. Omar, der um diese Zeit zur Regierung kam, sandte sofort den Abu ʿObeid mit einigen tausend Mann ab, der in der That, nachdem er den Oberbefehl übernommen, sich des erwähnten Landstriches von neuem bemächtigte, aber so leichtsinnig war, angesichts des auf dem östlichen Ufer des Euphrat lagernden persischen Heeres den Fluß zu überschreiten. Er büßte seine Tollkühnheit mit dem Leben und einer Niederlage, die um so blutiger wurde, als einer seiner Stammgenossen, um die Muslime zum Verzweiflungskampf zu nöthigen, die Brücke abschneiden ließ; hätte sie nicht noch in der Eile wiederhergestellt werden können, so wäre das ganze Heer in den Fluß geworfen worden („Brückenschlacht", wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des Jahres 13, etwa October 634). Muthanna, der den Rückzug gedeckt hatte, vermochte indeß sich wenigstens auf dem Westufer zu halten und sogar einige kleine Erfolge zu erringen, da ein hinter dem Rücken des persischen Heeres ausgebrochener Aufstand den größten Theil desselben zur Umkehr genöthigt hatte. Inzwischen sandte Omar neue Verstärkungen, mit welchen Muthanna kaum zwei Monate nach der Brückenschlacht die Perser wiederum am Euphrat besiegte und sich damit den Weg über den Fluß bahnte. Die Streifzüge, mit welchen die Muslime nun das Land zwischen Euphrat und Tigris heimsuchten, erreichten aber ein schleuniges Ende, als der junge und thatkräftige Jezdegerd III. nach Niederwerfung seiner Gegner alle Kräfte aufbot: vor den andringenden persischen Heeren mußte sich Muthanna eilend bis an die Wüste zurückziehen; kurz nachher starb er an einer Wunde. Da Omar einsah, daß ganz besondere Anstrengungen nöthig seien, um einen dauernden Erfolg zu erreichen, sammelte er durch besondere Aufrufe über 30,000 Mann neuer Truppen, welche etwa im Anfange des Jahres 14 (März 635) unter dem Oberbefehl des Saʿd ibn Abî Wakkâß nach dem Irak aufbrachen, bei Kadesia, einem persischen Grenzorte, sich lagerten und von da aus die Länder westlich des Euphrat von neuem beunruhigten. Rustem, der erfahrene Feldherr, der unter Jezdegerd das Commando führte, wollte die Araber hinter dem Euphrat erwarten, wie bei der Brückenschlacht, aber der feurige Jezdegerd drängte zur Befreiung des Westeuphratlandes, setzte über den Strom und griff die Muslime bei Kadesia an. In viertägigem heißem Kampfe, während dessen die Araber noch durch die Rückkehr der im vorigen Jahre nach Syrien abgegebenen Truppen verstärkt wurden, und in welchem Rustem selbst das Leben verlor, wurden die Perser entscheidend geschlagen (wahrscheinlich im Jahre 14, etwa Mitte 635). Unermeßliche Beute und alles Land zwischen Euphrat und Tigris fielen den Muslimen in die Hände, deren Verluste indeß auch so empfindlicher Art waren, daß sie vor dem Weiterrücken die Euphratlinie durch Einnahme der Festungen Hîra und Obolla (des alten Apologos) sowie durch Anlage der später so berühmten Stadt Baßra (ungenau Bassora, Balsora) in der Nähe der Mündung des Euphrat zu sichern sich genöthigt sahen. Dann erst (in der zweiten Hälfte des Jahres 15, etwa Ende 636) gingen sie weiter östlich und überschritten, da Jezdegerd seine Hauptstadt Madâin (Ktesiphon) nicht zu halten vermochte, widerstandslos den Tigris, bemächtigten sich der Residenz mit allen ihren Schätzen und verfolgten die Perser bis in die Nähe des medischen Gebirgslandes: die ungeheure Beute wurde, nach Abzug des für den Staatsschatz bestimmten Fünftels (s. unten), vertheilt. In Ktesiphon bleiben durften aber die Araber nicht, sondern als Hauptquartier und Regierungssitz für die neueroberten Länder wurde, vermuthlich gegen Ende 15 oder Anfang 16 (637; nach einigen 2—3 Jahre später) westlich vom Euphrat (nördlich vom jetzigen Meschhed Ali) die Stadt Kufa gegründet, die sich bald, ihrer Lage und den Verhältnissen entsprechend, mit Scharen von Arabern, Persern, Syrern, Muslimen, Heiden, Juden und Christen bevölkerte, und deren Bewohnerschaft schon nach wenigen Jahren sich als die unzuverlässigste und wankelmüthigste, daneben aber unruhigste und empörerischeste des ganzen islamischen Ländergebietes zeigte: sie hat demgemäß viel Unheil gestiftet und erlitten.

Die nach der Eroberung von Ktesiphon eingeleitete Verfolgung Jezdegerd's erreichte, nach einigen Rückzugsgefechten, ihr vorläufiges Ende mit der Besetzung von Hulwân am Fuße des medischen Gebirges, über welches sich die Perser nach Rei (Teheran) zurückzogen (Jahr 16 = 637). Die Araber durften auf den Flanken und im Rücken keine feindlichen Kräfte lassen: so unterwarfen sie denn Moßul im Norden (Jahr 16 oder 20 = 640—41; das westliche Mesopotamien wurde 18 und 19 = 639—40 von Syrien aus eingenommen), Chuzistan (das Land östlich vom untern Tigris) im Süden (Jahr 15—19 = 636—640); den Statthalter letzterer Provinz, Hormusan, nahmen sie nach längerer Belagerung in seiner Hauptfestung Tuster (jetzt Schuschter) gefangen und brachten ihn vor den Chalifen nach Medina, wo er sich durch den aus Platen's Romanze bekannten klugen Einfall das Leben rettete. Inzwischen suchte Jezdegerd die Fürsten der Provinzen Central- und Ostpersiens um sich zu sammeln; gegen ihn wurde, da Saʿd ibn Abî Wakkâß auf Andringen der unzufriedenen Kufenser zurückberufen worden war, ein neues Heer unter Noʿmân ibn Mukarrin gesandt. Bei Nehâwend, jenseit des medischen Grenzgebirges, südlich von Hamadân (Ekbatana) fand der Kampf statt, welcher über das Schicksal Jezdegerd's und seines Reiches endgültig entschied: Noʿmân fiel, aber sein Lieutenant Hudheifa vollendete die gänzliche Niederlage der Perser (Jahr 19, 20 oder 21 = 640—642). Durch die Schlacht von Nehawend war der Widerstand des persischen Gesammtreiches gebrochen und die Gegenwehr der einzelnen Provinzen und Festungen konnte den Siegeslauf der arabischen Heere nicht erheblich aufhalten. So nahm Hudheifa im Jahre 22 (643) die Landschaft Adherbeigân (zwischen Urmiasen, Aras und dem Kaspischen Meere) ein, ʿAbdallah ibn ʿAttâb in demselben oder dem folgenden (23 = 644) Ispahan, während ziemlich gleichzeitig nacheinander die hauptsächlichsten Städte von Fars, dem persischen Stammlande, erobert wurden (s.

aber unten). Durch das an Ispahan und Fars stoßende Kerman ging Abdallah ibn ʿAttâb noch weiter bis nach Mekran (Gedrosien) vor; dort machte er auf Befehl Omar's, welcher die Truppen den Fährlichkeiten des öden Landes nicht aussetzen wollte, halt. Ebenfalls noch 23 (644) fällt die wenigstens vorläufige Unterwerfung Gilâns, Tabaristâns und Gorgâns, der gebirgigen Provinzen am Süd- und Südostrande des Kaspischen Meeres, die freilich, durch die natürliche Gestaltung ihres Bodens begünstigt, sich bald und häufig wieder empörten und zum Theil immer ein sehr unsicherer Besitz des Chalifates blieben; ferner die Besetzung der zwischen Gilân, Adherbeigan, Ispahan und dem medischen Gebirge liegenden Kazwîn, Zengân, Hamadân, Kâschân und Rei (nahe dem jetzigen Teherân). Nicht sehr klar ist die Eroberung der großen Ostprovinz Chorâsân. Es steht allerdings fest, daß sie, wie in der Natur der Sache liegt, den letzten Zufluchtsort des geschlagenen Jezdegerd bildete, aber über das Einzelne gehen die Nachrichten so weit auseinander, daß nach einigen der unglückliche Fürst gleich nach der Schlacht von Nehawend sich dorthin gewandt und, zum Theil mit Hülfe türkischer Stämme, wiederholte Feldzüge gegen die Muslime unternommen haben soll, während andere behaupten, er habe sich bis 30 (650—651) in Iṣṭachr (Persepolis) gehalten und sei erst bei der nach wiederholter Belagerung erfolgten Einnahme dieser Stadt nach Chorâsân geflohen. Jedenfalls erfolgte seine Ermordung unter Umständen, welche sein Schicksal dem seines gleich unglücklichen Vorgängers Darius merkwürdig ähnlich erscheinen lassen, im Jahre 31 (651) gleichzeitig mit dem Vordringen der Muslime bis an den Oxus; im vorhergehenden Jahre hatten sie das westliche Chorâsân und Kuhistan (zwischen Chorâsân und Kirman), sowie Segestân (südlich von Herat) besetzt und waren dann im Nordosten weiter über Tûs, Sarachs und Merw nach Balch vorgedrungen. Die endgültige Beruhigung der Ostprovinzen nahm indeß ebenfalls noch geraume Zeit in Anspruch, und auch später sind sie stets der Sitz eines mehr oder weniger offenen Widerstandes gegen die arabische Herrschaft und die Hauptstütze des persischen Nationalgefühles geblieben. Die Aeußerungen desselben, wie auch die später erfolgte Vorrückung der Grenzen bis nach Kabul und Indien sowie über den Oxus hinaus verfolgen wir hier nicht weiter, sondern kehren nunmehr nach dem Westen zurück, um die Eroberungen auf byzantinischem Gebiete ebenfalls im Zusammenhange kurz darzustellen.

Die Nachrichten, welche uns über die ersten syrischen Feldzüge der Araber überliefert worden sind, leiden an noch viel größeren Widersprüchen als die auf den persischen Krieg bezüglichen. Im wesentlichen kann man zwei Hauptversionen unterscheiden, deren eine so zu verstehen sein wird, daß die Araber zunächst nach einigen weniger bedeutenden Schlachten (13—14 = 634—35) Damaskus und die übrigen hauptsächlichsten Städte zwischen Damaskus, Beirut, Antiochia und Haleb (Aleppo) ohne große Schwierigkeit eingenommen und erst im Regeb 15 (August 636) diese Eroberungen in der Schlacht am Hieromax zu vertheidigen gehabt hätten; während nach der andern die im Osten des Jordan heraufrückenden Heere sich durch die Schlacht am Hieromax, welche alsdann in den Gumâdâ II oder Regeb 13 (Ende August oder Anfang September 634) zu setzen wäre, erst den Weg nach Damaskus gebahnt hätten, dessen Einnahme in diesem Falle Ende 13 (Januar 635) oder Mitte 14 (635, zweite Hälfte) fiele. Die letztere Annahme ist von Weil empfohlen worden; später hat indeß de Goeje (Mémoires d'histoire et de géographie orientales, No. 3. Leyde 1864) gezeigt, daß die wirklich zuverlässigen Berichte nur die erstere gestatten, und seine Untersuchung ist gerade in dem Hauptresultate durch ein 1875 von Nöldeke entziffertes Bruchstück einer den Ereignissen gleichzeitigen syrischen Chronik (s. Zeitschr. der Deutschen Morgenl. Gesellsch. XXIX, 76 fg.) bestätigt worden.

Danach sandte Abu Bekr zu Anfang des Jahres 13 (März 634) die drei Feldherren ʿAmr ibn el-ʿÂṣi, Jezîd ibn Abî Sofjân und Schorahbîl mit je etwa 8000 Mann nach Palästina ab. Die Byzantiner wurden überrascht, ihre Truppen lagen in den Garnisonen vereinzelt; dazu waren die in ihrem Solde stehenden christlichen Araberstämme an der Ostgrenze durch unzeitige Sparsamkeit des Kaisers verstimmt, die Bevölkerung überhaupt durch die Tyrannei des byzantinischen Regiments voll übeln Willens. So drang ʿAmr unter leichten Gefechten bis Gaza vor, während Schorahbil in die Jordanprovinz, Jezîd auf Damaskus rückte.. Infolge der bald gemeldeten Concentration größerer byzantinischer Truppenmassen in seiner Flanke sah sich indeß ʿAmr nach einiger Zeit gezwungen, bis in den Süden des Todten Meeres zurückzugehen und den Chalifen um Verstärkung zu bitten. So wurde denn Châlid ibn el Walid beordert, mit 3000 Reitern von der irakischen Armee abzuschwenken und in Palästina den Oberbefehl zu übernehmen. Er löste seine Aufgabe durch einen vielbewunderten Eilmarsch quer durch die Wüste nach Palmyra, von dort, unter] unbedeutenden Recognoscirungsgefechten an Damaskus vorüber nach Bostra, wo er die inzwischen dort vereinigten drei andern Feldherren vorfand. Die Armee marschirte nun weiter um das Todte Meer herum, schlug die inzwischen unter des Kaisers Heraklius Bruder Theodorus zusammengezogenen byzantinischen Truppen bei Agnâdein (zwischen Ramleh und Bait Gibrîn = Eleutheropolis), eroberte infolge des Sieges, dessen Nachricht Abu Bekr eben noch am Leben traf, mit Leichtigkeit Gaza und andere Städte, wie Sebastia (Samarien) und Neapolis (Sichem), drängte die Reste von Theodorus' Heer über den Jordan und schlug sie, die sich durch die Garnisonen der Dekapolis verstärkt, abermals bei Fahl (Pella). Die Byzantiner mußten Palästina und einen großen Theil Syriens vorläufig aufgeben; während sie neue Truppenmassen im Norden anhäuften, bemächtigten die Araber sich des Landes vorübergehend schon bis Emesa und belagerten das feste Damaskus, welches sich im Regeb 14 (etwa August 635) ergab. Das Vorrücken des aus Griechen

unter Theodor dem Sakellarios, Armeniern unter Bahan und christlichen Arabern bestehenden byzantinischen Hauptheeres, das sich durch Zwistigkeiten zwischen den Befehlshabern und Aehnliches sehr verzögerte, veranlaßte Châlid im J. 15 (636) zum Zurückgehen und sogar zur vorläufigen Wiederaufgabe von Damaskus; aber am Jarmuk (Hieromax), dem bekannten Nebenflusse des Jordan, bei dem Dorfe Jakûßa (½ Meile von Fik, Seetzen's Reisen I, 359) stellte er sich zur Entscheidungsschlacht, die infolge der Uneinigkeit zwischen Bahan und dem Sakellarios, der Treulosigkeit der christlichen Araber, des durch ungünstigen Wind den Truppen ins Gesicht gewehten Staubes und der unwiderstehlichen Tapferkeit der Muslime trotz großer Uebermacht der Byzantiner (vielleicht 70,000 gegen 24,000) mit der gänzlichen Niederlage der letztern am 12. Regeb 15 (20. Aug. 636) endigte. Damit war der Krieg entschieden; Heraklius, dessen Hülfsquellen gänzlich erschöpft waren, verließ Syrien für immer, während die Festungen des Landes eine nach der andern, manche durch Verrath, in die Hände der Araber fielen: so Damaskus, Jerusalem (16 = 637), welchem der zur Organisirung des Landes inzwischen herbeigekommene Omar selbst die Capitulationsbedingungen bewilligte, die später für die Behandlung der unterworfenen Völker maßgebend wurden (s. unten). Noch länger, bis Schawwâl 19 (Sept. 640), vertheidigte sich Cäsarea; doch schon 18 wurde Rakka am Euphrat eingenommen, und etwa 19—20 (640—641) Mesopotamien besetzt, nachdem ein vermuthlich noch im J. 17 (638) gemachter Versuch der Griechen, die Araber aus Nordsyrien wieder zu vertreiben, misglückt war. Auch einzelne Theile Armeniens wurden bereits unter Omar, wenn auch nur für kurze Zeit, in Besitz genommen.

Die dritte große Unternehmung der Araber wurde erst eingeleitet, nachdem die Entscheidung in Persien und Syrien gefallen war, und ging nicht von Omar selbst, sondern von einem der siegreichen syrischen Feldherren aus. 'Amr ibn el'Âßi, einer der klügsten und listigsten, dabei ehrgeizigsten und habsüchtigsten unter den arabischen Führern, faßte den Plan, in Aegypten einzudringen, wo er unter keines andern Oberbefehl zu stehen und bei der schwierigen Verbindung mit Medina eine verhältnißmäßig größere Selbständigkeit zu genießen hoffen durfte. Vielleicht hatte er von der Zerrüttung der ägyptischen Verhältnisse, insbesondere von der tiefen Abneigung der monophysitischen Kopten gegen ihre orthodoxen griechischen Herren und Unterdrücker Kunde: jedenfalls erbat er sich von dem Chalifen die Erlaubniß, einen Eroberungszug dorthin zu unternehmen. Omar war wenig geneigt, ein so gewagtes Unternehmen — Amr verfügte nur über 3500—4000 Mann — gutzuheißen, und als er endlich seine Erlaubniß gegeben hatte, nahm er sie kurz nachher in einem Schreiben zurück, welches indeß der schlaue Amr erst öffnete, nachdem er bereits die Grenze überschritten hatte (Ende 18 oder Anfang 19 = 640) und nicht mehr zurückkonnte. Nachdem er die Grenzfestung al-Farama (Perenum) eingenommen, drang er unter einigen wenig bedeutenden Kämpfen östlich vom Delta bis Babylon (in der Nähe des jetzigen Kairo) vor, dessen Einnahme indeß erst nach längerer Belagerung und mit Hülfe von 12,000 Mann Hülfstruppen erfolgte, welche ihm Omar unter ez-Zubeir, einem der angesehensten Gefährten des Propheten, zugesandt hatte. Bald darauf entschlossen sich die Kopten, welche wie gesagt den Byzantinern wenig ergeben waren und den Krieg auch vorher sehr lau geführt hatten, sich mit den Arabern gütlich zu einigen, und so ward von ihrem Führer, den die Araber el-Mukaukis nennen (bei den Byzantinern ist der Name nicht überliefert), und von dessen früherem gesandtschaftlichen Verkehr mit Mohammed (s. das.) sie mancherlei zu berichten wissen, ein Vertrag mit Amr geschlossen, nach welchem sie sich den Arabern unterwarfen und zur Erlegung einer mäßigen Kopf- und Grundsteuer verpflichteten; auch leisteten sie von nun an den Eroberern allen möglichen Vorschub bei der Bekämpfung der griechischen Besatzungen, die in einigen Städten lagen und die sich nun unter mehrern hitzigen Gefechten auf Alexandrien, den eigentlichen Sitz der griechischen Herrschaft, zurückzogen. Die Belagerung dieser starken Festung, welche durch die Flotte ungehindert mit Konstantinopel in Verbindung blieb, zog sich in die Länge, bis nach dem Tode des Kaisers Heraklius in der Hauptstadt Wirren ausbrachen, welche die Kräfte des Staates lähmten; nachdem allmählich viele Truppen und der wohlhabendere Theil der Bevölkerung die Stadt verlassen hatten, wurde sie endlich zu Anfang 21 (December 641) erstürmt, auf Befehl des Chalifen indeß für ihren Widerstand nur durch Auferlegung einer etwas höheren Steuer gestraft; die bekannte Erzählung von der Verbrennung der großen Bibliothek ist ein Märchen. Amr hatte die größte Lust, sich in Alexandrien festzusetzen; Omar bestand aber hier, wie in Persien, darauf, daß die Residenz des Statthalters entfernt von der alten Hauptstadt und mehr nach Medina hin aufgeschlagen würde. So gründete denn Amr an der Stelle, wo sein Lager vor Babylon gestanden hatte, eine Stadt, welche den Namen Fostât „Zelt" erhielt — das heutige Alt-Kairo, und damit seine Selbständigkeitsgelüste noch weniger verwirklicht werden könnten, andererseits aber auch die reichen Getreideschätze Aegyptens für die Verproviantirung Arabiens nutzbar gemacht würden, mußte er den alten Kanal, der in der Ptolemäer- und Römerzeit von Babylon nach dem Rothen Meere führte, wiederherstellen lassen (etwa 21—22 = 642—643). Immerhin war die Verbindung zwischen dem nur durch die Landenge von Suez mit dem übrigen Reiche zusammenhängenden Aegypten und der Centralregierung stets leicht zu unterbrechen, und daher die neue Provinz ebenso schwer festzuhalten, als dies unter der Achämenidenherrschaft der Fall gewesen war — eine stete Verführung zur Unbotmäßigkeit für die ägyptischen Statthalter und eine wirksame Veranlassung zur verhältnißmäßig frühen Losreißung Aegyptens vom Chalifenreiche. Einstweilen hatte es indeß Amr mit dem energischen Omar zu thun, der ihn seine kräftige Hand fühlen ließ, wenn er unter dem Vorwande, das Land zu schonen, in Wahrheit aber, um aus den Schätzen desselben sich und seine Umgebung

zu bereichern, mit Geld- und Getreidesendungen zu sparsam war. — Von Aegypten aus eroberten die Araber unter Amr's Statthalterschaft noch Barka und Tripolis, machten dann aber auf Omar's Geheiß vorläufig halt.

Nicht weniger bedeutend denn als Leiter der großen Feldzüge, welche die Länder von Tripolis bis Ispahan dem Chalifate unterthan machten, war Omar als Organisator des so plötzlich erstandenen neuen Staates. Von einer Regierung in unserm Sinne war in Altarabien nie die Rede gewesen; die Herstellung einer solchen ist ganz allein Omar's Werk, und man muß den Scharfsinn bewundern, mit welchem er die Bedürfnisse der arabischen Herrschaft wie des islamischen Glaubens in ihrem Verhältniß zu den unterworfenen Völkerschaften erkannte, nicht weniger aber die Zweckmäßigkeit, mit welcher er genau das und nicht mehr als das that, was jenen Bedürfnissen entsprach.

Zwei Thatsachen waren es vor allen, mit denen er rechnen mußte: die geringe Anzahl der Araber im Verhältniß zu den ungeheuern Bevölkerungsmassen der eroberten Gebiete, und die Unfähigkeit seiner jeder Bildung entbehrenden Landsleute zur Uebernahme von Verwaltungsposten, welche gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten erforderten. Aus beiden Thatsachen ergab sich die Nothwendigkeit, das Reich so zu organisiren, daß an den Hauptpunkten Militärstationen sich befanden, deren Besatzungen in jedem Moment verfügbar waren, während die eigentliche Verwaltung in den Händen der Besiegten blieb, welche den Befehlen der gleichzeitig die Spitze der Civilregierung ersetzenden Militärgewalt willenlos gehorchten. Zur Durchführung einer solchen Organisation war es aber erforderlich, daß Sieger und Besiegte streng geschieden blieben, sowie daß die Beweglichkeit und der militärische Geist der erstern nicht durch persönliche Interessen, welche sie an bestimmte Orte fesselten, beeinträchtigt würden. Wie also die Organisation der stehenden Heere der Jetztzeit auf dem Grundsatze beruht, daß die Berufsoffiziere möglichst oft ihren Garnisonsort wechseln und von den Steuerzahlern ernährt werden, so isolirte Omar seine Truppen von ihrer Umgebung dadurch, daß er ihnen verbot, Grundbesitz zu erwerben, und entschädigte sie dafür durch feste Besoldungen, welche zu dem auf jeden einzelnen entfallenden etwaigen Beuteantheil hinzukamen. Die Kosten davon wurden bestritten 1) von dem in den Staatsschatz fließenden Fünftel der Kriegsbeute, 2) von den durch Mohammed eingeführten Steuern, dem Zehnten und der sogenannten Armentaxe, welche die Muslime zu entrichten hatten, und 3) von den nach Eroberung der außerarabischen Länder den Besiegten, welche den Islam nicht annehmen wollten, auferlegten Steuern, der gizja (Kopfsteuer) und dem charâg (Grundsteuer).

Letztere beruhten auf dem Vertrage, den Omar seinerzeit bei der Capitulation von Jerusalem (s. oben) mit den syrischen Christen abgeschlossen hatte: gegen Zahlung jener Steuern wurde den Unterworfenen Leben und Besitz gewährleistet (daher man sie dhimmî „Schutzbefohlene" nannte); und dieser Grundsatz wurde dann allgemein auf alle Andersgläubigen (später allerdings nur auf Juden und Christen, nicht auf Heiden und Götzendiener) angewandt, mit einziger Ausnahme der Bewohner des Sawâd, d. h. Babyloniens, welches reichste Land der damaligen Welt Omar zur Staatsdomäne erklärte, sodaß die bisherigen Besitzer Nutznießer wurden, welche bestimmte Theile des Ertrages der von ihnen bebauten Ländereien als Grundsteuer an den Staat abzuliefern hatten, und gleichzeitig ebenfalls die Kopfsteuer zahlen mußten; dazu kamen dann Quartierlasten, die häufig recht drückend gewesen sein dürften. Unter diesen Bedingungen wurden die Schutzbefohlenen überall geduldet, mit einziger Ausnahme Arabiens selbst, welches als Ursprungsland des Islam nach einer Verfügung Omar's von Ungläubigen frei sein mußte.

Da aber natürlich das Bestreben obwaltete, die Araber möglichst wenig, die Besiegten möglichst stark zu belasten, so wurden Zehnter und Armensteuer meist sehr milde, Kopf- und Grundsteuer dagegen häufig sehr hoch eingeschätzt, und der Druck, welcher auf den unterworfenen Völkern lastete, war ein harter, oft unerträglicher. Solange daher der eigentlich aus Mohammed's Lehre sich ergebende und von demselben ausgesprochene Grundsatz, daß zwischen den Gläubigen kein Unterschied bestehe, rechtsgültig blieb, also die zum Islam Uebertretenden zwar ihren etwaigen Grundbesitz verloren, dafür aber in den Genuß der den Muslimen zustehenden Staatsbesoldung eintraten, bildeten die Steuerverhältnisse einen starken Antrieb zur Annahme des Islams seitens der neuen Unterthanen (vgl. den Artikel „Mohammedanismus"), mit Ausnahme der größeren Grundbesitzer, für die es vortheilhafter blieb, mit dem alten Glauben ihre Güter sich zu erhalten; diese Differenz glich sich indeß bald dadurch aus, daß allmählich das Verbot des Grundbesitzes für die Muslime umgangen wurde, und andererseits wegen der massenhaften Bekehrungen im Interesse der Staatskasse die Einrichtung getroffen werden mußte, daß für die Neubekehrten durch den Uebertritt an den alten Steuerverhältnissen nichts geändert würde. Ersteres riß schon unter Omar's Nachfolger stark ein, später erst (durch Haggâg) kam die letztere Neuerung auf; unter den früheren Omajjaden hören wir öfter, daß Chalifen und Statthalter, anstatt die Bekehrung der Unterworfenen zu fördern, sie vielmehr aufzuhalten suchen, um die Einnahmen des Staates nicht zu schädigen.

Jedenfalls charakterisirt sich das Steuersystem nach dem alten wie nach dem späteren Modus als eine langsame, aber sichere Aussaugung der eroberten Länder zu Gunsten der Araber, beziehungsweise (unter den Abbasiden) zu Gunsten des Hofes, der Offiziere und Beamten. Um aber nicht ungerecht zu sein, muß man andererseits hervorheben, daß die Toleranz gegen die Andersgläubigen, welche der Islam schon hier als Grundsatz aufstellt, und die Freiheit der Selbstverwaltung, die er ihnen läßt, wohlgeeignet waren, die Lage der Schutzbefohlenen zu erleichtern, und so ist es erklärlich, daß dem schließlichen Verfalle für die meisten der unter dem Scepter der Chalifen vereinigten Länder eine Periode hoher Blüte vor-

anging und der Orient unter den ersten Abbasiden einen Grad der Civilisation erreichte, wie wir ihn im Abendlande des Mittelalters vergeblich suchen.

Jene Toleranz, die ja allerdings von Anfang im Wesen des Islam wie in dem des Christenthums liegt (nur daß sie in den christlichen Kirchen besonders des Mittelalters nicht zu Tage tritt), wurde wesentlich dadurch verstärkt, daß in den ersten Zeiten des Islam, wie bereits angedeutet, unter den Gläubigen niemand zu finden war, der die zur Führung von Verwaltungsämtern nothwendigen Kenntnisse und Fertigkeiten besessen hätte. So war man einfach darauf angewiesen, die Verwaltung, insbesondere die der Finanzen und Steuern, von den Christen und Persern besorgen zu lassen, welche mit den von Alters her wohlorganisirten Regierungsmaschinen des byzantinischen und persischen Reiches Bescheid wußten. Sogar in persischer Sprache wurden anfangs die Steuerregister und Rechnungen geführt, auch die Münzen mit den alten Stempeln weitergeschlagen, bis Abdalmelik (s. unten) das Arabische als Amtssprache einführte. Auch ihre eigene Rechtspflege durften die Schutzbefohlenen behalten, und nur für die Gläubigen (anfangs also lediglich für die Armeen) wurden allmählich von Staats wegen Kâḍîs (Richter) eingesetzt. Alles das aber stand unter der gesetzlich nicht eingeschränkten, oft selbst von den Chalifen nicht controlirten Dictatur der Militärchefs (Statthalter), welche nicht nur das Commando über die in bestimmten Lagern oder Festungen concentrirten Truppen führten, sondern deren Wille überhaupt innerhalb des betreffenden Verwaltungsbezirkes Gesetz war: da hat es denn natürlich an Willküracten nicht gefehlt, wenn auch immerhin im allgemeinen, wo nicht Empörungen Ausnahmeverhältnisse herbeiführten, Leben und Eigenthum der Unterthanen gesichert und gut geschützt war.

Jene Unbilligkeit in der Einschätzung der Steuern, welche der stets auf die Füllung der Staatskasse rücksichtslos hinarbeitende Omar bei seinen Statthaltern begünstigte, kostete ihm das Leben. Ein persischer Christ aus Kufa, der vergeblich bei dem Chalifen eine Ermäßigung der ihm auferlegten erdrückenden Kopfsteuer erbeten hatte, fiel ihn auf dem Wege nach der Moschee an und brachte ihm sechs Dolchstiche bei, an denen er einige Tage nachher am 26. Dhu'lhiǵǵa 23 (3. Nov. 644) starb.

Omar hatte den Ausbruch von Thronstreitigkeiten, wie Abu Bekr, durch Bezeichnung eines Nachfolgers zu verhüten gewünscht; da indeß der von ihm in Aussicht genommene Abderrahmân ibn'Auf ablehnte, übertrug er die Wahl des neuen Chalifen einem von diesem zu berufenden Ausschuß von fünf der ältesten Gefährten Mohammed's. Da von diesen — es waren Ali und Othman, Mohammed's Schwiegersöhne, und drei seiner angesehensten Gefährten, Zubeir, Talha und Sa'd ibn Abî Waḳḳâṣ, der Eroberer Persiens — jeder selbst nach dem Chalifate strebte, war indeß eine Einigung unmöglich, und nur mit Mühe und unter Heranziehung der Gemeinde war Abderrahmân im Stande, Othman, für den er selbst sich schließlich entschied, zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. So schlug Omar's im Interesse des Islam gegebene Anordnung zum größten Nachtheil des Glaubens aus, denn die gänzliche Ungeeignetheit des neuen Chalifen gab den Anlaß zu Spaltungen in der Gemeinde, welche nie wieder überwunden worden sind.

'Othmân (Osman) ibn 'Affân (23—35 = 644—656) war nach den beglaubigtsten Nachrichten bereits 70 Jahre alt, als er den Thron bestieg. Er hatte sich nie als ein bedeutender Kopf noch als ein fester Charakter bewährt und verdankte sein Ansehen lediglich der Thatsache, daß er zweier von Mohammed's Töchtern Gemahl gewesen war. Jetzt vermehrte sein hohes Alter seine Schwäche und seinen Mangel an Einsicht. Statt sich zu sagen, daß nur durch weiteres Fortschreiten in demselben Geiste, aus dem das Reich geboren war, das Gedeihen desselben gefördert werden könne, ließ er sich beikommen, wie das im Heidenthume üblich gewesen war, sich in erster Linie als Haupt seiner Familie zu fühlen, und unter Vernachlässigung oder Beiseiteschiebung der ältesten und treuesten Genossen des Propheten die obersten Posten des Staates, insbesondere die großen Militärcommandos (Statthalterschaften) den Mitgliedern seines Hauses, den Omajjaden, zu übertragen. So erhielt den Statthalterposten in Baßra Abdallah ibn'Amir, den in Kufa Walîd ibn 'Oḳba, den syrischen Mo'âwija, den ägyptischen Abdallah ibn Sa'd, alle vier Verwandte Othman's; und als es infolge der mit Hülfe einer griechischen Flotte unter Manuel unternommenen Empörung Alexandrias (23 oder 25 = 644 oder 646), nothwendig geworden war, den Amr zur Wiedereinnahme der schon früher von ihm eroberten Stadt abzusenden, hatte er kaum seinen Auftrag erfüllt, als er von neuem dem Abdallah weichen mußte. Derartiges machte um so böseres Blut, als die Omajjaden, mit einziger Ausnahme Othman's selbst, bis zur Einnahme Mekkas durch Mohammed demselben feindlich gegenübergestanden hatten; ja Abu Sofjân, der Vater des Mo'âwija, war recht eigentlich der Todfeind des Propheten gewesen und seine und der Seinigen schließliche Bekehrung konnte kaum für aufrichtig gelten: und solchen Menschen mußten nun die treusten Stützen des Glaubens weichen! Wenn dann noch bekannt wurde, daß z. B. der eben genannte Mo'âwija sich aus der Religion gar nichts machte, dagegen aber es ausgezeichnet verstand, durch eine kluge Vereinigung von Strenge und Freigebigkeit sich einen ausgedehnten Einfluß auf die von ihm regierten Provinzen, insbesondere aber auf die dort stehenden Truppen zu verschaffen, sodaß er nach wenigen Jahren in Syrien ganz fest saß und kaum noch des Gewährenlassens des Chalifen bedurfte, um sich als Selbstherrscher zu fühlen; oder wenn Gottlosigkeiten von den höchsten Beamten begangen wurden, wie von Walîd ibn'Oḳba, der als Statthalter von Kufa betrunken zum Gebet in die Moschee kam — so mußte in der That in den Kreisen derer, die es mit dem Glauben ernst nahmen, die Befürchtung rege werden, daß die Feinde Gottes und des Propheten von neuem das Uebergewicht bekommen möchten. Ganz besonders allgemein war natürlich die Unzufriedenheit in Medina, wo man des alten Gegensatzes gegen die mekkanische

Aristokratie nie hatte vergessen können, und wo die bei der Chalifenwahl unterlegenen Concurrenten des Othman ihren Groll kaum verbargen.

Dazu kam eine an sich zweckmäßige, aber in der Ausführung ungeschickte Maßregel, welche die Altgläubigen empfindlich ärgerte. Die Zahl derjenigen, welche noch von Mohammed selbst die Offenbarungen, deren Gesammtheit den Korân bildeten, gehört hatten, nahm infolge der unabläßigen Kriege reißend ab, und bei der im Anfange meist mündlichen Fortpflanzung des göttlichen Wortes fingen Verschiedenheiten und Widersprüche in der Ueberlieferung hervorzutreten an, welche z. B. bei einem gemeinsamen Feldzuge der syrischen und 'irâkischen Truppen zu Streitigkeiten führten. Da solche leicht gefährliche Spaltungen in der Gemeinde und im Staate zur Folge haben konnten, beschloß Othman eine officielle Redaction herstellen zu lassen. Der Versuch einer authentischen Sammlung der einzelnen Koranstücke war schon unter dem Chalifate Abu Bekr's auf Omar's Anregung durch Zeid ibn Thâbit gemacht worden, der als Secretär Mohammed's hierzu besonders geeignet schien; doch war dieses Exemplar nur für die genannten beiden Chalifen persönlich bestimmt gewesen. Zeid mußte nun von neuem an die Arbeit gehen, und diese zweite Redaction ist diejenige, welche wir allein überliefert erhalten haben, da Othman nach ihrer Beendigung sie für die ausschließlich richtige erklärte, alle andern vorhandenen Exemplare aber einfordern und verbrennen ließ. Wir können, da uns eben über diese verworfenen Exemplare nur sehr spärliche Mittheilungen vorliegen, schwer sagen, ob die officielle Redaction im wesentlichen authentisch ist, oder ob auch hier Othman seine Familie berücksichtigt, also z. B. Ausfälle Mohammed's gegen Abu Sofjan und andere Omajjaden gestrichen hat; wenn man aber auch, was am wahrscheinlichsten ist, annimmt, daß allenfalls Auslassungen, aber keine positiven Fälschungen stattgefunden haben, so kennt man doch die Art eifriger Gläubigen genug, um zu wissen, daß solche, wenn es heilige Bücher gilt, schließlich selbst um ganz unwesentliche Verschiedenheiten im Ausdruck ein heftiges Gezeter zu erheben im Stande sind. Jedenfalls trug auch diese Angelegenheit stark dazu bei, die Orthodoxen gegen Othman zu erbittern.

So wuchs die Unzufriedenheit allerorten, mit einziger Ausnahme Syriens: hier duldete Mo'âwija's energisches Regiment keine Wühlereien. Aber in Aegypten conspirirten die Freunde des Amr, und andererseits die Anhänger des Abdallah ibn Sabâ, eines Vorläufers der Schiiten, welcher dem Othman das Chalifat absprach und Ali für den rechtmäßigen Herrscher erklärte; in Kufa lehnten sich die Feinde der Omajjaden, an ihrer Spitze einer der angesehensten Offiziere, Mâlik el Aschtar, offen auf, und in Baßra stand es fast eben so schlimm. Man kann nicht zweifeln, daß überall der Aufruhr von den Häuptern der Altgläubigen in Medina, insbesondere von Ali, Talha und Zubeir geschürt wurde in der Absicht, nachher die Vermittler zu spielen und dabei den nun über achtzigjährigen Chalifen entweder definitiv ihrem Einflusse zu unterwerfen oder aber zur Abdankung zu vermögen. Allerdings fehlte Othman jede Energie: als er sich den Stand der Dinge nicht länger verhehlen konnte, ließ er zwar seine Statthalter nach Medina kommen, um mit ihnen über die zu ergreifenden Maßregeln Rücksprache zu nehmen, traf aber doch keinerlei ernstliche Gegenanstalten, und als dann im J. 34 (655) aus Aegypten wie aus Baßra und Kufa Scharen von Empörern in Medina eintrafen, hatte er keine Truppen zur Verfügung und mußte die Vermittelung Ali's anrufen, durch welche, nachdem sich der Chalife in ziemlich demüthiger Rede vertheidigt, eine Art Versöhnung zu Stande kam.

Kaum waren indeß die Rebellen abgezogen, so nahm der Chalife seine Concessionen zurück. Infolge dessen erschienen im nächsten Jahre (35 = 656) noch größere Scharen von Empörern (nach den verschiedenen Nachrichten 1200—12,000) in Medina, und der Chalife wurde gezwungen, Mohammed, einen Sohn Abu Bekr's und Freund Ali's, an Stelle des Abdallah ibn Sa'd zum Statthalter von Aegypten zu ernennen. Unglücklicherweise ließ sich aber Othman von seiner Umgebung bestimmen, nachdem die Rebellen Medina verlassen, diese Ernennung zu widerrufen: das Schreiben an Abdallah ibn Sa'd, welches diese Zurücknahme enthielt, fiel den Rebellen in die Hände, und nun war der Chalife verloren. Die Rebellen kehrten zurück; Othman entschuldigte sich zwar, es sei jene Anordnung gegen seinen Willen von seinem Secretär und Schwiegersohn Merwân ibn el Hakam (dem späteren Chalifen) ausgefertigt worden, weigerte sich aber, denselben preiszugeben. Nun wurde er gemishandelt, und als er in sein Haus entkam, von den Rebellen förmlich belagert. Alles ließ ihn im Stich: die meisten seiner Statthalter waren wol selbst nicht im Stande, sich der Empörer in den Provinzen zu erwehren oder hatten mit äußern Feinden zu kämpfen, und der es vermocht hätte, den Chalifen zu retten, Mo'âwija, ließ ihn absichtlich im Stich: der geriebene Politiker zog es vor, aus dem vorauszusehenden Rückschlage Nutzen für sich zu ziehen, statt dem rettungslos unpopulären und dazu fester Entschlüsse längst unfähig gewordenen Herrscher zu Hülfe zu kommen. Talha und Zubeir aber ließen die Rebellen handeln in der Hoffnung, nach Beseitigung Othman's selbst das Chalifat zu erlangen, und es ist ein Flecken auf dem sonst anständigen Charakter Ali's, daß er aus demselben Grunde unthätig blieb oder doch höchstens durch Verabfolgung von Lebensmitteln seinen unglücklichen Schwager zu unterstützen das Herz hatte. Das Chalifat niederzulegen weigerte sich dieser mit unerwarteter Entschlossenheit; so erstürmten die Rebellen denn endlich das Haus unter Anführung des Mohammed, und wenn auch dieser, der Sohn von des Propheten ältestem Freunde und Schwiegervater, den Schwiegersohn des Gesandten Gottes eigenhändig zu tödten schließlich nicht fertig brachte, so ließ er ihn doch von seinen Begleitern ermorden (18 Dhu'l Higga 35 = 17. Juni 656 nach der gewöhnlichen Tradition); Merwan und eine Anzahl seiner Genossen entkamen.

Während die innern Streitigkeiten, welche zu einem so unheilvollen Ende führten, sich abspielten, breitete die

arabische Herrschaft nach außen hin sich nichtsdestoweniger immer weiter aus, wie ja denn der Verlauf der Rebellion sich nur daraus erklären läßt, daß abgesehen von den Syrern der größte Theil der übrigen Truppen in Persien, Armenien und Westafrika mit äußern Gegnern zu kämpfen hatte. Es ist schon oben angedeutet worden, daß die gründliche Bewältigung der ostpersischen Provinzen erst unter Othman's Chalifate erfolgte, und daß fortgesetzte Aufstände, bald hier, bald dort, die muslimischen Truppen in Athem erhielten; aber auch in ruhigeren Zeiten mußte natürlich die arabische Herrschaft in den ungeheuern Ländermassen zwischen Tigris und Oxus durch zahlreiche Besatzungstruppen gesichert werden. Auch die unter Omar gewonnenen Theile Armeniens mußten die Araber um das Jahr 30 (651) von neuem erobern. Weiter nach Westen wurde Cypern im J. 28 oder 29 (650 oder 651) tributpflichtig, und, nachdem es sich wieder empört, 33 oder 35 (654 oder 656) durch Mo'âwija definitiv besetzt. Ebenso wurden von Aegypten aus neue Fortschritte in Afrika gemacht: Abdallah ibn Sa'd besiegte und tödtete den Griechen Gregorius, welcher das Gebiet von Karthago beherrschte (27 = 648), und Mo'âwija ibn Hudeig fügte das südwestliche Tunesien dem Reiche hinzu (34 = 655). Auf allen Kriegsschauplätzen kam aber das Vorrücken der arabischen Waffen mit dem Tode Othman's ins Stocken, da der sofort ausbrechende Bürgerkrieg sämmtliche Kräfte der Hauptprovinzen für sich in Anspruch nahm.

Denn die Ermordung Othman's war eine That, welche die lange vorhandenen Gegensätze der Personen und Richtungen innerhalb der islamitischen Gemeinde zum entscheidenden Zusammenstoß bringen mußte. Die orthodoxe Partei hätte zweifelsohne den Fanatismus der Gläubigen in gleicher Weise entflammen können, wie es unter Abu Bekr der Revolution der arabischen Stämme gegenüber mit so großem Erfolge geschehen war: aber, schon in sich gespalten, da Zubeir, Talha und 'Alî Nebenbuhler um das Chalifat waren, hatte sie sich mit sich selbst in Widerspruch gesetzt, als sie die Verschwörung der Extremen gegen den Stellvertreter Gottes und des Propheten schürte, und zuletzt sogar die Ermordung desselben, der zugleich der doppelte Schwiegersohn und einer der ältesten Gefährten Mohammed's gewesen war, ohne einen Finger zu rühren zuließ. Es war das unter allen Umständen eine That, die den Abscheu aller aufrichtigen Frommen erregen mußte, welche einigermaßen gemäßigten Ansichten huldigten. Während nun diese ihre Unterstützung den Mördern und denen, welchen der Mord scheinbar genützt, entzogen und zwischen den kämpfenden Parteien neutral blieben, während die Orthodoxen und die persönlichen Anhänger Ali's, Talha's und Zubeir's sich spalteten, hatte die omajjadische Partei nicht nur den Vortheil, sich in der dankbaren Rolle von Rächern des hingemordeten rechtmäßigen Herrschers die Nachsicht, ja die Theilnahme des weniger scharfsichtigen Publikums zu sichern, sondern auch in der Person Mo'âwija's eines Führers von ungewöhnlicher Geriebenheit und in seiner ihm blind ergebenen Armee von 80,000 Mann eines mächtigen Werkzeugs sich zu erfreuen. So konnte es geschehen, daß gerade die ältesten und treusten Anhänger des Propheten und die wirklich gläubigen Glieder der moslemischen Gemeinde in dem nun beginnenden Bürgerkriege den kürzern zogen, und die weltlich-ungläubige Richtung der alten mekkanischen Aristokratie für lange Zeit den Sieg davontrug.

Die nächste Sorge der Fanatiker, welche den greisen Chalifen ermordet hatten, mußte sein, sich einen Führer zu geben, der einige Aussicht hatte, als Nachfolger Othman's anerkannt zu werden. Wie gesagt, waren für das Chalifat drei Candidaten vorhanden: Alî, Talha und Zubeir. Aber nur der erstere konnte als Schwiegersohn des Propheten mit einiger Berechtigung der Gemeinde präsentirt werden, und so handelte Mohammed ibn Abi Bekr auch sachlich ganz richtig, als er 'Alî das Chalifat antrug. 'Alî (35—40 = 656—661) war ein tapferer Haudegen und tüchtiger Feldherr, der sich als eine der treuesten und kräftigsten Stützen von Mohammed's Herrschaft bewährt, ja dem Propheten den Sieg über seine Feinde unter den ersten hatte erkämpfen helfen; dabei war er, soviel wir von ihm wissen, ein durchaus anständiger Charakter. Aber ihm mangelte Vorsicht und Menschenkenntniß, und wenn es ihm an sich gewiß nicht an Begabung fehlte (poetisches Talent besaß er jedenfalls), so war er doch alles andere, nur nicht weltklug, und ein stets bereites Opfer für jede Intrigue: daher war er den Schwierigkeiten eines Bürgerkrieges, in welchem es häufig mehr auf verschlagene Politik als auf große Waffenthaten ankommt, in keiner Weise gewachsen, insbesondere Feinden gegenüber, welche alle Vortheile ihrer Lage auf das aufmerksamste auszunutzen verstanden. Das freilich konnte ihm trotz seines geringen Scharfblickes nicht entgehen, daß er durch die Annahme des Chalifates aus den Händen der Mörder Othman's sich in den Augen des Volkes mit diesen auf Eine Linie stellte: deshalb zögerte er eine ganze Woche, sich mit der höchsten Würde bekleiden zu lassen, um so mehr, als er wissen mußte, daß seine Nebenbuhler Talha und Zubeir von dem Augenblicke der Thronbesteigung an seine Gegner werden würden. Indeß er konnte sich den Consequenzen der unter seiner Zulassung geschaffenen Lage nicht entziehen, und da ihn schließlich, der drohenden Anarchie wegen, auch das Volk von Medina zur Ergreifung der Herrschaft aufforderte, erklärte er sich dazu bereit, wenn auch Talha und Zubeir ihm huldigen würden. Aber nur unter dem Zwange der an Zahl bei weitem überlegenen Anhänger 'Alî's entschlossen sich beide dazu, und bei der ersten Gelegenheit machten sie sich davon und eilten nach Mekka, um dort das Volk gegen Ali aufzuwiegeln. Dabei wurden sie von der 'Âischa, Mohammed's Lieblingsfrau, die bei den Gläubigen als solche aufs höchste angesehen war, eifrig unterstützt: zwar war sie die Schwester des Mohammed ibn Abi Bekr, des Hauptführers der Verschworenen, aber gegen Ali, der in einer ihre eheliche Treue ziemlich compromittirenden Geschichte (s. den Art. Mohammed) sich als ihr Gegner gezeigt hatte, von unversöhnlichem Hasse beseelt. Alle drei, welche die Ver-

schwörung gegen Othman in demselben, wenn nicht in höherem Maße gefördert hatten als Ali, besaßen jetzt die Unverschämtheit, die Schuld an dem Morde dem letztern aufzubürden und laut um Rache für Othman zu schreien, wodurch sie ihren Anhang erheblich verstärkten.

Inzwischen hatte Ali über die Statthalterschaften in den einzelnen Provinzen verfügt. Die Klagen über Othman's omajjadische Statthalter waren der Hauptgrund gewesen, mit dem die Verschworenen ihre Empörung rechtfertigten; Ali konnte somit nicht umhin, jene sämmtlich abzusetzen und an ihrer Stelle neue zu ernennen. Damit war der Krieg zwischen ihm und den Omajjaden auch formell erklärt. Einige der neuen Statthalter fanden Anerkennung, wie ʿUbeidallah ibn ʿAbbâs in Südarabien, ʿOthman ibn Honeif in Baßra; andere stießen auf Widerstand, wie ʿKeis ibn ʿObâda, dem ein Theil Oberägyptens den Gehorsam weigerte. Vor allen Dingen aber war natürlich nicht daran zu denken, daß Moʿâwija sich dem neuen Herrscher fügte.

Ueber die Art und Weise, dieser weitverbreiteten Opposition gegenüberzutreten, konnte Ali nicht zweifelhaft sein. Er mußte vor allen Dingen suchen, die Einheit unter den Orthodoxen herzustellen, d. h. Talha und Zubeir zu beseitigen; dann erst konnte er die weltlich-omajjadische Partei mit einiger Aussicht auf Erfolg angreifen. Aus Mekka, wo sie sich in der Mitte zwischen Aegypten und Medina zu unsicher fühlen mußten, waren Talha, Zubeir und Aïscha mit ihrer Umgebung nach Baßra gegangen, wo Talha seine meisten Anhänger hatte, und waren in der That nach längeren Verhandlungen und nachdem sie durch einen plötzlichen Ueberfall Ali's Statthalter Othman ibn Honeif zur Flucht gezwungen, in den Besitz der Stadt gelangt. Inzwischen hatte Ali, mit geringer Mannschaft ihnen nach dem Irak folgend, die andere Militärstation dieser Provinz, Kufa, für sich gewonnen, wenngleich ebenfalls nicht ohne mancherlei Zwischenfälle — überall waren ja die Meinungen getheilt, und das Volk von Irak zeigte sich, im Gegensatz zu den zuverlässigen Syrern, vom ersten Tage der Gründung der beiden Städte an von einem ebenso meuterischen als wetterwendischen Geiste beseelt. Auch von andern Seiten stießen allmählich Scharen seiner Anhänger zu ihm; doch wollte er, wenn irgend möglich, Blutvergießen zwischen den beiden Fractionen der Gläubigen vermeiden, und begann infolge dessen Verhandlungen mit den Gegnern. Diese scheuten sich ihrerseits auch vor dem offenen Kampfe mit Ali's Scharen und zeigten sich, sei es ernstlich oder zum Schein, außerordentlich gemäßigt; nur die Mörder Othman's solle ʿAlî aus seinem Heere entfernen, dann würden sie die Waffen niederlegen. Ali sah natürlich die Falle nicht und war bereit hineinzugehen; bereits wies er die Compromittirten aus seinem Lager — darunter einen seiner hervorragendsten und treuesten Offiziere, den Mâlik el Aschtar — während aber die Verhandlungen noch weiter geführt wurden, griffen die Ausgewiesenen, um sich selbst zu retten, eine Abtheilung der Feinde bei Choreiba in der Nähe von Baßra an. Es entstand ein allgemeiner und hartnäckiger Kampf beider Heere; ʿAïscha feuerte, in der Mitte ihrer Scharen auf einem Kamele sitzend (daher wurde die Schlacht später die Kamelschlacht genannt), unablässig zum Kampfe an; aber Talha und Zubeir wurden getödtet und endlich auch ʿAïscha von Mâlik gefangen genommen (Jahr 36 = 657). Ali entließ sie ungekränkt nach Mekka, zeigte sich überhaupt gegen die Besiegten mild und schonte insbesondere Baßra in jeder Weise.

Nachdem der Widerstand innerhalb der eigenen Richtung überwunden war, mußte Ali nun darauf denken, wie er seinen gefährlichsten Gegner, Moʿâwija, zur Unterwerfung bringen könnte. Zu Moʿâwija war der alte ʿAmr ibn el ʿAßi, der Eroberer Aegyptens, gegangen, dem vor allem daran gelegen war, die Statthalterschaft dieses reichen Landes wieder zu erlangen, und dem es zur Erreichung dieses Zieles gar nicht darauf ankam, um Rache für den Tod Othman's schreien zu helfen, wenn er auch gerade durch Othman seinen Lieblingsposten verloren hatte. War Moʿâwija schlau und wenig gewissenhaft, so war ʿAmr verschlagen und geradezu cynisch; die Religion war ihnen beiden gänzlich gleichgültig, so verbanden sie sich zu gemeinsamer Verfolgung ihrer Ziele und Moʿâwija war, wie alle wirklich klugen Leute, gern bereit, die Ueberlegenheit seines Meisters anzuerkennen und nach seinem Rathe zu handeln. Der glänzende Erfolg von Ali's Feldzuge hatte Moʿâwija etwas bedenklich gemacht; Amr aber bestärkte ihn in der Haltung, die er von Anfang eingenommen hatte, und so wurde Ali's erneute Aufforderung abgelehnt und das Volk mit glänzendem Erfolge durch Ausstellung von Othman's blutigem Hemde und dergleichen mehr gegen Ali aufgehetzt. Ali überschritt mit 70,000 Mann den Euphrat bei Rakka (nicht allzu weit von der großen Wendung des Flusses nach Norden), ihm gegenüber lagerten sich die 80,000 Syrer unter Moʿâwija und Amr. Auch hier zeigte Ali seine Friedensliebe, indem er am 3. Dhu'lhiǵǵa 36 (657) eine Gesandtschaft zum Zweck gütlicher Vereinbarung an Moʿâwija sandte, die aber natürlich ohne Erfolg blieb. Beide Heere rückten nun etwas weiter westlich nach Siffin (ebenfalls am Euphrat); der letzte Monat des Jahres 36 verging unter unbedeutenden Gefechten, und im Muharram 37 (Juni—Juli 657), dem heiligen Monat, blieben, dem göttlichen Gebote entsprechend, die Feindseligkeiten überhaupt eingestellt. Endlich am 1. Sfafar 37 (19. Juli 657) begann eine Reihe von Vorpostengefechten, und vom 8.—10. (26.—28.) wurde von beiden Heeren hartnäckig gekämpft. Ali und sein Lieutenant Mâlik el-Aschtar thaten Wunder der Tapferkeit; insbesondere aber zeigten sich die Altgläubigen im Streite gegen die Truppen des gottlosen Omajjaden von der alten, unbezwinglichen, fanatischen Begeisterung erfüllt, und so neigte sich am dritten Tage der Sieg entschieden auf die Seite Ali's. Schon ist der brave Mâlik an der Spitze seiner Reiterscharen im Begriff, die Niederlage der Syrer durch einen letzten Stoß zu vollenden, als plötzlich von Ali der Befehl an ihn kommt, den Kampf einzustellen. Es ist eine List des schlauen Amr, zweifelsohne in Verbindung mit einer zwischen ihm und den unzuverlässigen Elementen

in Ali's Heere abgekarteten Verrätherei, welche den letztern zu einem so unsinnigen Befehle zwingt; als für die Syrer alles verloren scheint, läßt Mo'awija auf Amr's Rath schleunigst so viele Korane zusammenraffen, als man in der Eile auftreiben kann; diese werden an den Lanzenspitzen der vordern Reihen der Syrer befestigt, und man ruft den vordringenden Truppen Ali's zu, die Streiter Gottes mögen doch aufhören sich untereinander zu zerfleischen; die Entscheidung über die schwebenden Streitfragen sei in der Offenbarung Gottes zu suchen. Ein Theil von Ali's Scharen, an ihrer Spitze Aschaʿth ibn Keis, der schon mehr als einmal sich als einen treulosen Verräther gezeigt hat und der in seinem Herzen einen unvertilgbaren Haß gegen die Altgläubigen nährt, fallen dem Vorschlage bei; ungeordnete Haufen drängen sich um Ali und fordern Einstellung des Kampfes. Vergebens verwahrt sich Ali gegen eine so selbstmörderische Maßregel; man droht ihm unverblümt mit dem Schicksale Othman's, seine Getreuen befinden sich weit ab im Getümmel des Streites — um sein Leben zu retten, gibt er nach und damit seine Sache verloren. Vergebens sträubt sich Mâlik, die gemeine Intrigue durchschauend, gegen den Befehl; man droht auch ihm mit Ermordung seines Herrn, und so muß er den Kampf abbrechen und die syrische Armee ungehindert ziehen lassen.

In dem Intriguenspiele, welches nun begann, war Ali von vornherein der Besiegte. Moʿâwija schlug vor, zwei Schiedsrichter zur Entscheidung über seine und Ali's Ansprüche zu wählen, und ernannte seinerseits natürlich den Amr ibn el Aßi, während Ali von denselben Leuten, die soeben die Einstellung des Kampfes erzwungen hatten, sich den Abu Mûsa el Aschʿarî aufdrängen ließ, einen gänzlich unzuverlässigen Menschen, der ihm schon wiederholt den Gehorsam geweigert hatte und vermuthlich auch jetzt mit Aschʿath und Amr unter Einer Decke steckte. Die Haltung ʿAli's, der doch nach der Rückkehr des Mâlik nicht mehr schutzlos dem heuchlerischen Gesindel preisgegeben war, erscheint hier völlig unbegreiflich; er muß über die ihm widerfahrene Behandlung vollkommen den Kopf verloren haben. Jedenfalls kam zwischen ihm und Moʿawija ein Vertrag zu Stande, nach welchem beide Heere entlassen werden und die Schiedsrichter im Ramadan desselben Jahres (Februar—März 658) zusammentreten sollten. Kaum war aber der Vertrag abgeschlossen, als von neuem gegen den übelberathenen Ali sich ernstlicher Widerspruch erhob. Diesmal waren die Eifrigsten unter den Altgläubigen mit Recht darüber entrüstet, daß die Entscheidung in die Hände von Leuten gelegt war, die jedermann als zweideutig und irreligiös kannte, statt daß, wie vorgegeben worden war, aus der Offenbarung, und also doch durch die treuesten und besten Kenner derselben, die Entscheidung geschöpft wurde. Zu ihnen gesellten sich eine Anzahl unsauberer Elemente, denen es eben um Zwietracht und Verrath an Ali in jedem Falle zu thun war, darunter gerade solche, welche eben noch selbst den Ali gezwungen hatten, sich seine zuverlässigsten Stützen zu entfremden. Diese Charigiten („Nonconformisten", s. oben) marschirten getrennt von dem übrigen Heere und lagerten sich, nachdem man bei Kufa wieder angekommen war, etwa 12,000 Mann stark in Harûrâ, einem Dorfe in der Nähe dieser Stadt, einstweilen noch ohne direct zu Feindseligkeiten überzugehen.

Zur festgesetzten Zeit wurde die Komödie des Schiedsgerichtes in Dumat el-Gandal, einer Oase Nordarabiens, ziemlich gleichweit von Damaskus und Kufa gelegen, aufgeführt. Nach vielem Hin- und Herreden über verschiedene unmögliche Candidaten für das Chalifat schlug Amr endlich vor, man wolle sowol den Moʿawija als den Ali für abgesetzt erklären und dann von der Gemeinde selbst einen neuen Chalifen wählen lassen. Als aber Abu Mûsa in Uebereinstimmung damit seinerseits die Absetzung beider aussprach, erklärte Amr, er nehme Act von der durch seinen eigenen Schiedsrichter ausgesprochenen Absetzung Ali's, proclamire aber seinerseits neuerdings Moʿawija als Chalifen, worauf sich Abu Mûsa unter Protest zurückzog. Freilich wurde dieses erschlichene Resultat des Schiedsgerichtes nur in Syrien anerkannt, übte doch aber auch in Irak eine üble Wirkung, insofern Ali als der endgültig Betrogene erschien, und alle Opfer des blutigen Feldzuges von Siffin sich als vergebliche erwiesen. So war denn auch an eine Versöhnung mit den Charigiten nicht zu denken, ja selbst die Hoffnung Ali's, sie würden wenigstens nicht mit gewaffneter Hand gegen ihn auftreten, erwies sich als trügerisch. Die wirklich Frommen unter ihnen glaubten eben erkannt zu haben, daß es auch Ali nur um die Herrschaft, nicht um das Werk Gottes zu thun sei; andere verachteten ihn um der kläglichen Rolle willen, die er soeben gespielt hatte, und eine große Anzahl wollte geradezu Aufruhr und Empörung, wie das in Kufa und Umgegend Sitte war. Sie begingen, während Ali schon von neuem auf dem Wege nach Syrien war, offene Gewaltthätigkeiten und lagerten sich endlich in Nahrawân (am Diala, nicht weit von dessen Mündung in den Tigris). Ali konnte eine so bedenkliche Diversion in seinem Rücken nicht unbeachtet lassen; als er sich mit seinem Heere näherte, liefen die meisten davon und nur der eigentliche Kern, die aufrichtigen Eiferer, stritten, etwa 1600 an Zahl, für den reinen Glauben bis auf den letzten Mann.

Nun aber hatten die immer wetterwendischen Bewohner des Irak, insbesondere die Kufenser, genug am Kriege. Es war Ali nicht möglich, sie zum erneuten Vormarsch nach Syrien zu bewegen, und so mußte er unthätig den Fortschritten zusehen, welche Moʿawija nach allen Seiten hin machte. Schon im J. 38 (658) konnten die an sich nicht sehr zahlreichen Anhänger Moʿawija's in Aegypten eine Erhebung wagen, da Mohammed ibn Abi Bekr, welcher dem Ali auch hier nur Unheil brachte, sich mit den Dissidenten in Oberägypten nutzlos herumschlug. Als infolge dessen Ali seinen besten General, den Mâlik el Aschtar, mit einigen Truppen zur Sicherung Aegyptens abschickte, ließ Moʿâwija denselben vergiften, und nun vermochte ʿAmr ibn el ʿAßi mit einem verhältnißmäßig kleinen Contingent sich Aegyptens zu bemächtigen; Mohammed verlor im letzten Kampfe das Leben. — Kurz nachher brachen in Baßra und in Per-

sien Unruhen aus, die es allerdings gelang zu unterdrücken, dagegen machten die Syrer nach Mesopotamien und Arabien zu Fortschritte, welche nicht energisch zurückgewiesen werden konnten, da die Armee von Kufa höchstens, wenn ihr die Feinde unmittelbar auf den Leib zu rücken drohten, zu einer Anstrengung zu bewegen war. Es glaubte eben niemand mehr recht an Ali's Stern, seine hervorragendsten Anhänger waren ums Leben gekommen oder fielen von ihm ab — wie sogar sein Bruder ʿAkîl zu Moʿawija überging — und so war eine günstige Wendung für ihn kaum noch möglich, als im J. 40 (660) drei patriotische Chariǵiten, um dem entsetzlichen Bürgerkriege ein Ende zu machen, sich verschworen, an demselben Tage die drei Gewalthaber zu tödten, deren Herrschsucht den Islam zu verderben drohte. Aber die Unternehmungen gegen Moʿawija und Amr misglückten, nur den verhältnißmäßig Unschuldigsten der drei fehlte der tödliche Schwerthieb nicht; am 15. Ramadan 40 schwer verwundet, starb Ali am 17. desselben Monats (23. Jan. 661), der letzte Chalife aus der Familie und den ersten treuen Anhängern des Propheten.

Mit Ali's Tode geht die patriarchalische Epoche des Chalifates zu Ende, es beginnt eine Reaction der rein weltlichen und politischen Interessen gegen das theokratische Princip. Gerade die noch übrigen Mitgründer und die aufrichtigen Bekenner des Islam gehen in vergeblichem Widerstande gegen die Vertreter der altmekkanischen Aristokratie und des heidnischen Araberthums zu Grunde; kaum äußerlich bekennen sich die Regierenden noch zu den Glaubenslehren des Propheten, die wahre Frömmigkeit verschwindet aus den officiellen Regionen, und später, wo die ins Wanken kommende Abbasidendynastie aus politischen Gründen sich der Orthodoxie wieder in die Arme wirft, hütet sich die letztere doch sehr wohl, sich mit dieser Dynastie zu identificiren. Weltliche und geistliche Gewalt sind in Zukunft nur noch dem Namen nach in der Person des Chalifen vereinigt, und wie er die weltliche Macht nach und nach verliert, bleibt nur ein wesenloser Schatten auch der geistlichen Herrschaft zurück. Nicht weniger aber als mit der innigen Verbindung des Geistlichen und Weltlichen ist es mit der von Mohammed und Omar proclamirten und von letzterm durchgeführten Gleichberechtigung aller Gläubigen vorbei; mit den Omajjaden beginnt die Herrschaft der Araber als Nation über die Perser, wofür sich die Perser unter den Abbasiden zu revanchiren suchen — wie diese religiösen und nationalen Gegensätze, deren Extreme sich in den Chariǵiten und den Schiiten verkörpern, allmählich den Bau des Chalifenreiches unterminiren, ist in der Einleitung ausgeführt worden.

Niemand vermochte es unter diesen Umständen mehr dem Moʿawija das Chalifat streitig zu machen. Zwar hatten die Irakenser nach Ali's Tode endlich eingesehen, daß mit dem Untergange seiner Sache die Unterwerfung ihrer Provinz unter die syrische Herrschaft entschieden sei, und ein Heer von 40,000 Mann seinem Sohne Ḥasan zur Verfügung gestellt; aber dieser war ein Weiberknecht und schwächlicher Geselle, dem es nur darum zu thun war, von Moʿawija eine möglichst anständige Abfindung zu erhalten. Als ihm diese bewilligt war, entsagte er feierlich jedem Anspruche auf das Chalifat, und so konnte Moʿawija, dem nun niemand mehr Widerstand zu leisten wagte, noch im J. 41 (661) in Kufa einziehen, während Ḥasan sich nach Medina zurückzog, wo er fromm wurde und nach mehrern Jahren starb; daß ihn Moʿawija habe vergiften lassen, ist wol eine unbegründete Erfindung.

Ungestört konnte jedoch auch Moʿawija (41—60 = 661—680), mit welchem die Dynastie der Omajjaden (s. das.) beginnt, seiner Herrschaft sich nicht lange erfreuen. Waren die Altgläubigen und Chariǵiten mit Ali unzufrieden gewesen, so haßten sie Moʿawija aus mehrerwähnten Gründen aufs äußerste. Wenn trotzdem die erstern sich einstweilen in Medina ruhig hielten, so geschah es nur aus Furcht vor der Uebermacht des neuen Herrschers, in deren unmittelbarer Sphäre die heiligen Städte lagen. In dem entfernter liegenden Persien dagegen erklärte sich der noch von Ali eingesetzte Statthalter Zijâd gegen Moʿawija, während seine Söhne in Baßra einen Aufstand erregten und in dem benachbarten Ahwâz (Chuzistan, östlich von der Euphratmündung) die Chariǵiten losbrachen. Hier zeigte nun aber Moʿawija wieder seine ganze Schlauheit. Er beauftragte seinen Statthalter von Kufa, den Mughîra ibn Schoʿba, einen ebenfalls höchst zweideutigen Menschen, mit Zijâd persönliche Verhandlungen anzuknüpfen, die denn auch zu dem gewünschten Ausgleiche führten; die Bedingungen desselben lassen sich aus dem späteren Verlaufe der Ereignisse errathen. Zijâd blieb Statthalter von Persien, erhielt Baßra und nach Mughira's Tode (50 = 670) Kufa, später (53 = 673) Arabien dazu, außerdem erkannte ihn Moʿawija officiell als Bruder an, indem er behauptete, er sei ein unehelicher Sohn seines Vaters Abu Sofjân. Die Araber wollten das nicht recht glauben und nannten ihn statt Zijad ibn Abi Sofjan lieber Zijad ibn Abîhi („Z. Sohn seines Vaters"); jedenfalls aber hatte ihn Moʿawija, wol auch in Gemäßheit der ihm gegebenen Versprechungen, zu seinem Nachfolger bestimmt. Dazu kam es nun nicht, da Zijad schon im J. 53 (673) starb; bis dahin aber hatte er den unruhigen Irakensern die Lust zum Rebelliren gründlich ausgetrieben, mit schonungsloser Grausamkeit auch die kleinste Ausschreitung im Keime erstickend und die strengsten Polizeiordnungen durchführend. Kostete das manchem Unschuldigen das Leben, so wurde doch auch ein Grad der öffentlichen Sicherheit dadurch erreicht, wie er im Orient selten da gewesen ist. Es ist das überhaupt die Signatur von Moawija's Regierung, daß die Gewissenlosigkeit und die Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel, von welcher er in keinem Falle freizusprechen ist, doch dem Staate und den Unterthanen in hohem Grade genützt hat; die Beendigung des Bürgerkrieges und die energisch überall hergestellte Ruhe und Ordnung ließen die Bewohner der Provinzen wieder aufathmen und stellten das Ansehen des Islam nach innen und außen von neuem her. In manchen Zeiten können nur Schurken brauchbare Herrscher sein.

So kamen denn unter Mo'awija auch die Eroberungen der moslimischen Waffen, die während des Bürgerkrieges gestockt hatten, wieder in Zug. Ein Theil des heutigen Afghanistan und Belutschistan wurde erobert, Balch definitiv besetzt, über den Oxus hinaus das Gebiet der Türkenstämme bis in die Gegend von Bochara und Samarkand durchstreift, abgesehen von der Niederwerfung von Aufständen in den stets unruhigen Gebieten von Chorasan und Tabaristan. Am meisten zeichnete sich unter den arabischen Feldherren der berühmte Mohallab ibn abi Ssofra aus, der bis an den Indus gelangte. Den Byzantinern hatte Mo'awija während des Bürgerkrieges vorsichtig manche Concessionen gemacht; jetzt wurden weit und breit durch Kleinasien Streifzüge unternommen, welche das von innern Wirren gelähmte Kaiserreich nicht hindern konnte; nur als die Muslime sogar Konstantinopel angriffen, holten sie sich allerdings eine Niederlage. Auch die Seemacht der Araber wuchs in dieser Zeit schnell empor; während bei der Wiedereinnahme Alexandriens im J. 25 (646) die griechischen Schiffe ohne Widerstand landen konnten, machten sich jetzt arabische Flotten selbst der griechischen Hauptstadt furchtbar. — In Afrika dauerte die Unthätigkeit noch bis zum Tode Amr's, welcher die wiedererlangte Statthalterschaft bis zu seinem Tode in Ruhe genießen wollte; als er im J. 43 (664) mit einem reichlich verdienten schlechten Gewissen gestorben war, begann auch hier von neuem der Vormarsch nach Westen. Hier versuchte Mo'awija ibn Hodeig seine schon unter Othman (s. oben) errungenen Erfolge zu erweitern, und gründete nach einigen Nachrichten die Stadt Kairuwân, die Hauptfestung und den späteren Regierungssitz des außerägyptischen Afrikas; nach ihm eroberte 'Okba ibn Näfi' das Land Fezzan und verlegte Kairuwân an den Ort, wo die Stadt sich noch jetzt befindet; nach andern soll er erst die Stadt gegründet haben. Ueberhaupt sind die Einzelheiten (insbesondere auch die Zeitangaben) über diese Kriegszüge sehr unsicher; bestimmt falsch sind die späteren Berichte, welche schon den Okba bis an den Atlantischen Ocean vordringen lassen.

Die letzten Jahre seines Lebens war Mo'awija besorgt, seinem Sohne Jezîd die Nachfolge zu sichern. Die Neigung, diesem durch seinen liederlichen Lebenswandel viel Aergerniß gebenden Manne zu huldigen, war nirgends groß; doch hing Syrien zu sehr an Mo'awija, der es nun bald vierzig Jahre regiert hatte, als daß hier ernstliche Schwierigkeiten hätten erwachsen können. Dagegen gab es in Mekka vier Männer, welche als Nebenbuhler Jezîd's für den Fall von Mo'awija's Tode zu fürchten waren, weil sie Söhne von Chalifen oder doch von früheren Prätendenten auf das Chalifat waren, nämlich Ali's zweiter Sohn Husein, Abdallah, der Sohn Omar's, Abderrahmân, der Sohn Abu Bekr's, und Abdallah, der Sohn Zubeir's. Der erstgenannte besaß seinen Hauptanhang in Irak und Persien, wo seines Vaters noch immer von vielen mit Reue und Sehnsucht gedacht wurde und insbesondere die Kufenser sich oft an die Zeit erinnerten, in welcher ihre Stadt die Residenz des Chalifen gewesen war; die drei andern hatten die Partei der Altgläubigen hinter sich, alle vier wohnten inmitten der grollenden Bevölkerung Medinas. Als Mo'awija, um ihre Huldigung für Jezîd zu erwirken, mit einem Heere heranzog, begaben sie sich nach Mekka, der heiligen Stadt, in deren Bezirk niemand getödtet werden durfte. Trotzdem wagten sie es nicht, dem ihnen nachgezogenen Mo'awija zu widersprechen, als derselbe in der Moschee in ihrer Gegenwart den Jezîd als seinen Nachfolger proclamirte und sich dabei auf die angeblich von ihnen geäußerte Beistimmung berief. In ähnlicher Weise wurde im Irak die Huldigung theils erzwungen, theils durch Bestechungen erreicht.

Wie wenig Werth aber dieser Art von Huldigungen von den dazu Gezwungenen beigemessen wurde, ergab sich, als nach dem im J. 60 (680) erfolgten Tode Mo'awija's nun wirklich Jezîd (60—63 = 680—683) den Thron bestieg. Darf man auch lange nicht alles glauben, was die späteren, theils von den Theologen beeinflußten, theils den Abbasiden ergebenen Schriftsteller von der Lasterhaftigkeit dieses Fürsten erzählen, jedenfalls steht fest, daß der gewiß nicht unbegabte und besonders für Poesie und Musik empfängliche Chalife nach dem Koran und der Religion noch viel weniger fragte als sein Vater, und hauptsächlich auf sein Vergnügen bedacht war; dazu war er seine kurze Regierungszeit hindurch von der Sorge um die Bekämpfung der gegen ihn gerichteten Empörungen in Anspruch genommen, und so konnte er kaum Zeit behalten, sich um sonstige Angelegenheiten zu kümmern; auch kamen die auswärtigen Unternehmungen infolge des von neuem ausbrechenden Bürgerkrieges naturgemäß wieder ins Stocken.

Von den vier Männern, welche Mo'awija in Mekka zur Huldigung gezwungen hatte, war inzwischen der Sohn Abu Bekr's gestorben, der des Omar in den Hintergrund getreten. Husein dagegen, Ali's Sohn, und 'Abdallah ibn ez Zubeir, die bis dahin in Medina inmitten der Altgläubigen gelebt hatten, entzogen sich der erneuten Huldigung, zu der sie der omajjadische Statthalter zwingen wollte, wiederum durch die Flucht nach Mekka, wo sie, durch die Heiligkeit des Ortes vorläufig geschützt, Zeit zur Vorbereitung eines Aufstandes gewinnen konnten. Kaum hörten aber die Kufenser von der glücklichen Flucht Husein's, als ihr unruhiges Temperament, die Erinnerung an Ali und die Unzufriedenheit mit der syrischen Oberherrschaft sie fortrissen; Boten über Boten kamen mit Haufen von Petitionen in Mekka an, welche den Husein aufforderten, sich in die Mitte seiner Getreuen nach Kufa zu begeben. Husein, dessen Stärke so wenig als die seines Vaters in politischer Einsicht bestand, vergaß ganz und gar, daß diese Getreuen Ali recht ungetreu in Stich gelassen hatten; dazu kam das Zureden des Abdallah ibn Zubeir, welcher seinen Concurrenten zu entfernen wünschte, und so machte sich Husein mit einer kleinen Schar persönlicher Anhänger auf den Weg nach Kufa. Dort war indeß bereits der Umschlag erfolgt. Auf die Nachricht der beginnenden Wühlereien hatte Jezîd den wenig energischen Statthalter Kufa's durch 'Obeidallah, den Sohn Zijâd's ersetzt, dem es gelang, in die bereits in vollem Aufruhr begriffene Stadt sich

hineinzuschleichen und an der Spitze einiger ihm ergebener Truppen im Regierungspalast festen Fuß zu fassen. Der empörerischen Menge fehlte der Muth, ihn energisch anzugreifen, während er bald Mittel und Wege fand, sich der Häupter der Bewegung zu versichern und durch deren Hinrichtung die Revolte zu unterdrücken; seitdem regierte er mit gleich schonungsloser Strenge, wie früher sein Vater, und das wankelmüthige Volk wagte nichts mehr für Husein.

Dieser erfuhr erst in der Nähe von Kufa die Nachricht von diesen Vorgängen; trotzdem und obwol er nur ein paar hundert Mann bei sich hatte, bildete er sich ein, er brauche sich nur vor den Thoren Kufa's zu zeigen, damit die ganze Bevölkerung ihm zufiele. Obeidallah, den seine Vorposten von dem Herannahen Husein's rechtzeitig benachrichtigt hatten, sandte ihm den ʿAmr, Sohn des Saʿd ibn Abî Wakkâṣ (des Eroberers Persiens) mit einigen tausend Mann entgegen, welche bei Kerbelâ auf die kleine Schar stießen. Als indeß Amr, der jedenfalls den Enkel des Propheten zu schonen wünschte, sich in Verhandlungen mit ihm einließ, schickte Obeidallah den Schamir ibn Dhi'lgauschan an der Spitze weiterer Truppen hinterher mit dem Auftrage, den Husein lebendig oder todt nach Kufa zu schaffen. Schamir, der aus seiner Anhänglichkeit an das Heidenthum längst kein Hehl machte, ließ am 10. Muharram 61 (10. Oct. 680) das Häuflein angreifen — sich durch die Flucht zu retten, waren Husein wie seine Begleiter zu stolz — und so wurden die Unglücklichen nach tapferer Gegenwehr getödtet. Husein's Leib wurde in Kerbelâ begraben; sein Tod aber, von seinen Anhängern als der schwerste Schlag empfunden, wurde Veranlassung zur Organisirung und weitesten Ausbreitung der Sekte der Schiiten (s. oben), welche wir bald in den Kampf der Parteien werden eingreifen sehen.

War aber im Irak für einige Zeit wenigstens äußerlich Ruhe gestiftet, so diente Husein's Tod dem andern Prätendenten, Abdallah ibn Zubeir, als willkommenstes Mittel zur Aufhetzung der Frommen Mekkas, wie er das gleich beabsichtigt hatte, als er Husein zu seinem tollkühnen Zuge bereden half. Er nahm sogleich, wenn auch vorläufig noch im engeren Kreise, den Chalifentitel an, und weigerte sich hartnäckig, den Jezîd anzuerkennen, welcher aus Furcht, durch einen kriegerischen Angriff auf die heilige Stadt den Unwillen des Volkes zu wecken, mit ungewöhnlicher Langmuth eine Gesandtschaft an Abdallah schickte, um ihn zur Huldigung zu überreden, gleichzeitig aber ihm auch verständlich anzudeuten, daß man sich, wenn nöthig, auch nicht scheuen werde, ihn selbst in Mekka anzugreifen. Einstweilen kam es freilich dazu noch nicht, weil inzwischen auch Medina sich gegen Jezîd empörte. Die Bewohner dieses Hauptsitzes der Orthodoxie waren natürlich niemals den Omajjaden zugethan gewesen; jetzt kam der Abscheu über die Tödtung des Husein hinzu, und eine Ungeschicklichkeit des Statthalters von Medina, eines Vetters Jezîd's, machte das Maß voll. Dieser hatte im J. 62 (682) gelegentlich einer finanziellen Differenz einige der angesehensten Medinenser an den Hof nach Damaskus gesandt, weil er glaubte, die Ordnung der vorhandenen Schwierigkeit in der Residenz selbst und die bekannte Liebenswürdigkeit Jezîd's im persönlichen Verkehr werde einen guten Eindruck auf die einflußreichen Leute machen, und dadurch die Stimmung in Medina überhaupt verbessert werden. Er hatte nicht bedacht, daß der mehr als leichte Ton, die Genußsucht und Ueppigkeit und die Nichtachtung der religiösen Vorschriften, welche das Lebenselement des damascener Hofes bildeten, auf die bigoten und werkheiligen Medinenser den schlimmsten Eindruck hervorrufen mußten. So war es aber in der That; obwol von dem Chalifen mit Freundlichkeiten und Geschenken überschüttet, kam die Deputation auf das höchste erbittert zurück und begann sofort, durch ihre gewiß nicht zu matt gefärbten Berichte die Entrüstung über die Unwürdigkeit und Gottlosigkeit dessen, welcher sich Stellvertreter des Gesandten Gottes nennen ließ, in der ganzen Bevölkerung zu verbreiten. Man kam in der Moschee zusammen: „Wie ich hier mein Kopftuch abnehme und von mir werfe, so verwerfe ich Jezîd", rief einer der Eifrigsten; seinem Beispiel folgten Dutzende von andern, bald das Oberkleid, bald die Sandalen, bald andere Kleidungsstücke von sich werfend, sodaß rasch ein ganzer Haufen von Bekleidungsgegenständen Zeugniß für die geschehene Entsetzung des verworfenen Chalifen ablegte. Nun wandte sich der Zorn der frommen Eiferer gegen den Statthalter und die übrigen, meist als Beamte in der Stadt wohnhaften Omajjaden. Wol infolge der Ueberraschung wagten diese, welche mit Clienten und Sklaven doch eine Anzahl von ein paar tausend waffenfähigen Männern darstellten, keinen Widerstand; man zwang sie zu schwören, daß sie die Truppen, die etwa gegen die Stadt gesandt würden, weder mit Rath noch mit That unterstützen wollten, und jagte sie dann unter Beschimpfungen und beleidigenden Thätlichkeiten aus der Stadt. Jezîd war begreiflicherweise wüthend über die klägliche Rolle, welche seine Familie gespielt hatte, und ließ die besten Truppen Syriens zusammenziehen, um seine Autorität in Medina herzustellen; und als der Versuch, den er auch mit diesen frommen Rebellen machte, sie durch einen in seinen Diensten stehenden Landsmann mittels gütlicher Ueberredung zur Vernunft bringen zu lassen, an dem Fanatismus einer extremen Partei gescheitert war, sandte er das Heer unter Führung des einäugigen Muslim ibn ʿOkba ab, eines Verwandten des Chalifen Othman, also grimmigen Feindes der Altgläubigen, von dem er sich der größten Energie versehen konnte. Unterwegs nahm Muslim die aus Medina vertriebenen Omajjaden auf; da sie ihr Schwur hinderte, über die Verhältnisse in Medina Auskunft zu geben, so erzählte Merwan ibn el Hakam (vor Zeiten Othman's Rathgeber, unter Moʿawija Statthalter von Medina) das Nöthige seinem Sohne Abdelmelik, der nicht geschworen hatte und also dem Feldherrn die von diesem geforderten Mittheilungen machen konnte. Bei Harra, dicht vor Medina, kam es am 26. Dhu'lhigga 63 (26. Aug. 683) zum Kampfe, in welchem die Medinenser trotz ihrer fanatischen Tapferkeit der Uebermacht

erlagen. Die Stadt verfiel der schonungslosen Rache Muslim's; drei Tage gab er sie allen Greueln preis, die eine erbitterte und siegestrunkene Soldateska auszuüben vermag, und als er endlich den übriggebliebenen Bewohnern das Leben sicherte, geschah es in der Weise, daß sie sich als persönliche Sklaven des Chalifen ergeben mußten, mit denen er nach Belieben schalten konnte. Von da an waren die zurückgebliebenen Bewohner der verwüsteten Stadt jeder Bedrückung von seiten der rachsüchtigen Omajjaden ausgesetzt, sodaß es später die meisten vorzogen, den schon unmittelbar nach der Eroberung Geflüchteten nachzufolgen, welche zu den in Westafrika stehenden Heeren entronnen waren; mit diesen fanden sie nachher in Spanien eine neue Heimat. Medina aber existirte von da ab für lange Zeit fast nur dem Namen nach.

Bald nach der Einnahme von Medina brach Muslim, obwol erkrankt, nach Mekka auf, den Abdallah ibn Zubeir zur Unterwerfung zu zwingen; als er unterwegs starb, trat den für diesen Fall getroffenen Anordnungen des Chalifen gemäß Hoßain ibn Numeir an seine Stelle, der ebenso wenig Rücksichten auf die Heiligkeit der Prophetenstädte und ebenso wenig Respect vor alten Gefährten des Propheten und sonstigen frommen Leuten kannte. Abdallah und seine Mekkaner zogen bei einem Kampfe außerhalb der Thore den kürzern, vertheidigten indessen die wohlbefestigte Stadt mit großer Ausdauer, während Hoßain durch Kriegsmaschinen Wurfgeschosse aller Art auf die Mauern und, zum unaussprechlichen Entsetzen der Gläubigen, selbst auf die heiligen Gebäude schleudern ließ (vgl. den Art. Ka'aba). Sobald indeß die Nachricht von Jezîd's Tode anlangte, hob Hoßein die Belagerung auf, da er von Jezîd's Nachfolger Mo'âwija nichts wissen wollte, und knüpfte mit Abdallah Unterhandlungen an.

Mo'âwija II. (64 = 683) war Jezîd's Sohn und bei dem vorzeitigen Tode desselben (15. Rebî' I. 64 = 11. Nov. 683) erst 21 Jahre alt. Man weiß nicht, ob er die Herrschaft überhaupt antrat; jedenfalls bekleidete er das Chalifat nur wenige Wochen, ohne daß wir indeß über sein Leben und seinen Tod irgend etwas Sicheres wissen. Das Wahrscheinlichste ist, daß er von irgendeiner der nach Jezîd's Tode in Streit gerathenen Parteien heimlich beseitigt wurde. Jedenfalls verschwand er spurlos, ohne daß jemand zurückblieb, der die allgemeine Anerkennung der Großen des Reiches hätte finden können. Von Jezîd war noch ein jüngerer Sohn Châlid vorhanden, der aber erst 16 Jahre zählte; die Nächsten und Angesehensten unter den älteren Omajjaden aber fühlten keine Neigung, sich um eine Herrschaft zu bewerben, die von allen Seiten mit Gefahren umgeben war. Denn der Tod Jezîd's war in den meisten Provinzen das Signal zum Aufstande gewesen; in Kufa und Baßra hatte sich der sonst so gefürchtete 'Obeidallah ibn Zijâd nicht halten können, Südarabien und ein Theil Aegyptens erklärte sich für Abdallah ibn Zubeir, und selbst das erst eben so hart gezüchtigte Medina wagte es, seine verhaßten Peiniger, die Omajjaden, von neuem zu vertreiben. Um zu begreifen, wie es möglich war, daß der Respect vor den kräftigen Syrern so plötzlich schwand, müssen wir einen Rückblick auf die innern Verhältnisse Syriens thun.

Die arabischen Stämme, welche ihrerzeit Syrien erobert und dann ihre Standquartiere in diesem Lande angewiesen erhalten hatten, rekrutirten sich hauptsächlich aus zwei Stammgruppen, den Benu Kais und den Benu Kelb. Nun gehörten die Kaisiten zu den nordarabischen (ismaelitischen), die Kelb zu den südarabischen (jemenitischen, joktanidischen) Stämmen; zwischen beiden Hauptgruppen der Bevölkerung Arabiens aber bestand ein so unversöhnlicher und jahrhundertelang eingewurzelter Rassenhaß, wie er auch zwischen weniger nahe verwandten Nationen in der Geschichte fast ohne Beispiel ist. Diesen Haß hatte der Islam gebändigt; nach Mohammed's directem und mit der größten Strenge durchgeführtem Befehl durfte der Muslim dem Muslim keine Feindschaft aus der Zeit des Heidenthums nachtragen, keine Blutrache mehr ausüben. Das hatte eine Weile lang vorgehalten; wenn aber unter den Omajjaden die Großen des Reiches nicht mehr den Geboten des Glaubens nachlebten, so ist es nicht zu verwundern, daß die Massen desgleichen thaten, und so wurde allmählich der alte Haß zwischen Kais und Kelb wieder lebendig. Mo'âwija hatte neben allen andern Regierungskünsten auch die verstanden, zwischen der Majorität, welche bei den Kelb war, und der Minorität der Kais Frieden zu halten; indeß hatte auch er schon Schwierigkeiten gefunden, dem Jezîd, dessen Mutter die Tochter des Kelbitenführers Mâlik ibn Bahdal war, die Anerkennung der Kais zu verschaffen. Da nun Mo'awija II. ebenfalls Sohn einer Kelbitin war, Jezîd aber keine Zeit gefunden hatte, schon vor seinem frühen Tode seinem Sohne von beiden Parteien huldigen zu lassen, so weigerten sich die Kais, ihm zu gehorchen; eins ihrer Häupter, Zofar ibn el Hârith, erklärte sich für Abdallah ibn Zubeir und bemächtigte sich des Gebietes der Militärstation Kinnesrîn (Nordsyrien); ihm schlossen sich die Bezirke Himß und Palästina an, während der ebenfalls kaisitische Commandant von Damaskus selbst, Dahhâk ibn Kais, sich vorläufig nicht darüber aussprach, wen er nach Mo'awija's II. Verschwinden als Chalifen anzuerkennen beabsichtigte. Die im Jordanbezirke stehenden Kelbiten unter dem oben genannten Mâlik ibn Bahdal befanden sich vorläufig in der Minorität, weil ihre Stammesgenossen unter Hoßain noch auf ihrem Zuge gegen Mekka abwesend wären; sie neigten dem jungen Châlid, Jezîd's zweitem Sohne, zu.

Man begreift, wie Hoßain, der die Verhältnisse in Syrien kennen mußte, beim Empfange der Nachricht von Jezîd's Tode es gerathen fand, die Belagerung aufzuheben und sich auf den Heimweg zu machen, um den Kelbiten das Uebergewicht zu sichern. Da diesem Hauptinteresse gegenüber ihm an der omajjadischen Dynastie wenig gelegen war, suchte er eine Unterredung mit Abdallah ibn Zubeir und bot ihm seine Hülfe zur Erlangung des Chalifates an, wogegen er nur die selbstver-

ständliche Forderung stellte, daß Abdallah für die in Medina und vor Mekka Getödteten keine Rache suchen dürfe. Abdallah aber war nicht im Stande, politischen Gesichtspunkten zu Liebe seine persönlichen Gefühle zurückzudrängen; seine Weigerung, eine solche Verpflichtung einzugehen, hatte natürlich den Abbruch der Verhandlungen zur Folge. Auf dem Rückwege nach Syrien begegnete Hoßain dem Merwân ibn el Hakam, jetzt einem der ältesten Omajjaden (s. oben); er entschied sich dafür, diesem den Thron anzubieten, und Merwan nahm an. Die von Mâlik ibn Bahdal befehligten übrigen Kelbiten erhoben allerdings Schwierigkeiten, da sie den Châlid ibn Jezîd wünschten; sie gaben indeß unter der Bedingung nach, daß dem letztern Merwans Nachfolge gesichert würde. Inzwischen ließen die Kaisiten den Gedanken, die Interessen ihrer bisherigen Feinde, der Altgläubigen in Mekka und Medina, zu verfechten, fallen, und stellten ihren Führer Dahhâk als Prätendenten auf. Gegen diesen aber empörte sich die Bevölkerung von Damaskus, welches von den Omajjaden zur Residenz erhoben und stets in jeder Weise begünstigt worden war. Diese Wendung eröffnete dem Merwan die reichen Hülfsquellen der Hauptstadt; in ihrer Nähe, bei Merǵ Râhiṭ, trafen bald darauf die feindlichen Heere aufeinander. Der Kampf endigte mit der vollständigen Niederlage der Kais; Dahhâk selbst verlor das Leben, seine Stammgenossen wurden zersprengt; doch konnte sich Zofar mit einer Abtheilung derselben wieder in Kinnesrin festsetzen, von wo aus er noch Merwan's Nachfolger Abdelmelik verschiedentlich recht lästig wurde. Der Sieg von Merǵ Râhiṭ sicherte das Chalifat dem Merwan (64—65 = 684—685); aber die Unterwerfung der aufständischen Provinzen erforderte noch mehrere Jahre und gelang erst unter dem Chalifate Abdelmelik's, des Sohnes Merwan's, welchen derselbe, seinem für Châlid ibn Jezîd abgegebenen Versprechen untreu, zum Nachfolger bestimmte. Er bezahlte seine Wortbrüchigkeit auf Anstiften der Mutter Châlid's mit dem Leben; aber Abdelmelik (65—86 = 685—705) wurde ohne Umstände in Syrien anerkannt — es war weniger denn je am Platze, innern Zwistigkeiten die Kräfte zu opfern, welche man auf das nachdrücklichste nach außen anspannen mußte, sollte die syrische Herrschaft überhaupt aufrecht erhalten werden. Zwar hatte schon Merwan Aegypten, wo der Aufstand nie sehr bedeutende Mittel zu entfalten vermochte, Ende 64 und Anfang 65 (684) wieder unterwerfen können, aber Abdallah ibn Zubeir hatte von den syrischen Wirren erheblichen Vortheil gezogen, und im Irak waren den Omajjaden in den mittlerweile hervorgebrochenen Charigiten und Schiiten die furchtbarsten Gegner erwachsen. Wir behandeln diese Kämpfe im Zusammenhange, wie sie sich von den Anfängen unter Merwan an durch einen großen Theil von Abdelmelik's Chalifat hindurchziehen. Die Verschiebungen zwischen den verschiedenen Parteien machen diese Periode zu einer der verwickeltesten der mohammedanischen Geschichte; man wird indeß den Faden nicht verlieren, wenn man festhält, daß von den einzelnen Parteien — die weltlich gesonnenen Syrer mit den Omajjaden an der Spitze, die Altgläubigen unter Abdallah ibn Zubeir in Arabien, die Charigiten und Schiiten im Irak und in Persien — jede zu jeder andern im Gegensatz stand; daß insbesondere Abdallah und die Charigiten sich nicht verständigen konnten und schließlich sich gegenseitig aufrieben, ist die Rettung des omajjadischen Chalifates gewesen. Diese Unmöglichkeit der Verständigung aber beruht natürlich auf den innern Gegensätzen; die Orthodoxen stellten die hierarchische, die Charigiten die demokratische Richtung unter den Frommen dar — genau derselbe Unterschied wie der zwischen Hochkirche und Presbyterianern — während die Schiiten ihre Sache ganz mit blinder Ergebenheit gegen die Person Ali's und seiner Nachfolger identificirten, also ein despotisches Princip, und zwar mehr und mehr in national-persischem Sinne, verfochten.

Als die achtungswertheste dieser Parteien hatte sich bisher die der Charigiten bewährt. Die Vernichtung der ersten Schar dieser Puritaner bei Nahrawân (s. oben) hatte ihre Grundsätze nicht mit vernichtet; im Gegentheil, der Gedanke, daß nicht die von weltlicher Politik Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Habsucht suchenden Großen vom Stamme Koreisch, sondern die Gemeinde der wahrhaft Gläubigen zur Verfügung über das Chalifat berufen sei, griff mit reißender Schnelle, wenn auch zunächst im stillen, in den Provinzen Baßra und Kufa um sich. Die Gefährlichkeit dieser Lehre für die omajjadische Dynastie blieb Obeidallah, dem scharfblickenden Statthalter Jezîd's, dem Unterdrücker der Erhebung Husein's, nicht verborgen, und mit kühler Schonungslosigkeit, die ihn über die politischen Rücksichten jede menschliche Regung unterdrücken ließ, machte er sich daran, die bedenkliche Sekte auszurotten. Hinrichtung folgte auf Hinrichtung; aber die Verfolgung diente nur dazu, die Heldenhaftigkeit, Ehrlichkeit und Treue in Erfüllung des gegebenen Wortes, welche die Märtyrer auszeichneten, in immer helleres Licht zu setzen. Gleichzeitig aber diente die Verfolgung dazu, der extremsten Richtung innerhalb der Sekte das Uebergewicht zu verschaffen; sie wurde eine geheime Gesellschaft, die dem Henkerbeile den Dolch des Mörders entgegenzusetzen anfing und jede Versöhnlichkeit, ja zuletzt jeden Verkehr mit Andersdenkenden ausschloß. Solange Jezîd lebte und Obeidallah mit eiserner Strenge die Provinz im Zaume hielt, glomm der Zündstoff unter der Oberfläche weiter, nach Jezîd's Tode brach die Flamme mit unwiderstehlicher Gewalt hervor. Die Extremen, welche bereits bei der Nachricht von der Belagerung Mekkas durch Jezîd's Truppen dorthin geeilt waren, um dem Ibn Zubeir die heilige Stadt vertheidigen zu helfen, dann aber des principiellen Gegensatzes zwischen ihren Grundsätzen und den Absichten des Prätendenten sich bewußt geworden waren, warfen sich nach Ahwâz, wo sie unter Führung des Nâfi' ibn Azrak sich festsetzten und unter dem Namen der Azrakiten der Schrecken des Landes wurden. Wie Kufa den Obeidallah, so hatte auch Baßra seinen omajjadischen Statthalter vertrieben; um den anmarschirenden Azrakiten widerstehen zu können, bedurften aber die Baßrenser auswärtiger

Hülfe, und so warfen sie sich dem Abdallah ibn Zubeir in die Arme. Sie erhielten von ihm Truppen und Statthalter, welche aber von den furchtbaren Charigiten wiederholt geschlagen wurden, bis endlich der berühmte Mohallab (s. oben), der sich ebenfalls dem Ibn Zubeir angeschlossen hatte, an die Spitze des baßrischen Heeres trat (65 = 685). Neunzehn Jahre brauchte indeß selbst dieser ausgezeichnete General, um der fanatischen Sekte Herr zu werden; er wurde dadurch zum größten Schaden für Ibn Zubeir meist ausschließlich in Anspruch genommen, huldigte auch später, als es mit letzterm bergab ging, ohne viele Umstände dem Abdelmelik (71 = 690).

Eine nicht weniger gefährliche Diversion als die Charigiten vor Baßra machten den um das Chalifat streitenden Prätendenten die Schiiten in Kufa. Ihr Führer war damals Muchtâr ibn Abi 'Obeid, ein ebenso schlauer und gewissenloser als tapferer und ehrgeiziger Mann, der seinerzeit für die Berufung des Husein nach Kufa mit thätig gewesen und von Obeidallah nach Bewältigung der kufischen Empörung eine Zeit lang in Haft gehalten worden war. Nachher war er eine Weile mit dem Ibn Zubeir, dann mit den Charigiten in Verbindung gewesen, wie es ihm gerade für seine ehrgeizigen Pläne am vortheilhaftesten geschienen hatte, stellte sich aber nun endgültig an die Spitze der Keisaniten, d. h. der von Keisân, einem Freigelassenen Ali's organisirten Schiiten. Zum Theil persönliche Anhänger Ali's, meist aber persische Sklaven und Freigelassene, voll von Haß gegen ihre arabischen Bedrücker, huldigten sie der von Abdallah ibn Sabâ (s. oben) schon zu Othman's Lebzeiten vorbereiteten Lehre von der in Ali und seinen Nachkommen personificirten Würde des Imâm (geistlichen Oberhauptes), dem man blinde Ergebenheit schuldig sei (s. die Einleitung). Eine solche Sekte war das geeignetste Werkzeug für einen energischen Menschen, der es verstand, jene blinde Ergebenheit seiner Person zu sichern; so erklärte Muchtâr, er handle im Auftrage des Mohammed ibn el-Hanafîje, eines noch übrigen Sohnes Ali's, der seinerseits zwar nicht abgeneigt war, den Omajjaden zu schaden, aber keine Lust hatte, seine Person auszusetzen und überhaupt ein schwächlicher Mensch war; er vermied es also möglichst lange sich bestimmt auszusprechen, ließ aber jedenfalls die Schiiten in dem Glauben, daß Muchtar sein berechtigter Vertreter sei. Noch mehr versicherte sich der letztere dann des widerspruchslosen Gehorsams der Sektirer durch die ingeniöse Lehre, welche er dem schiitischen Dogma hinzufügte, daß Gott seine Ansichten und Absichten häufig verändere; von jedem solchen Wechsel erhielt natürlich der Imâm und sein Stellvertreter durch eine Offenbarung Kunde, und somit durfte der Gläubige nicht irre werden, wenn ihm manchmal plötzlich das Umgekehrte von dem gesagt oder befohlen wurde, was vorher gegolten hatte.

In Kufa hatte der nach Jezîd's Tode ausgebrochene Aufstand, wie schon erwähnt, den 'Obeidallah ibn Zijâd gezwungen, seinen Statthalterposten eiligst zu verlassen; wie in Baßra hatte sich die arabische Bevölkerung für Abdallah ibn Zubeir erklärt. Aber die Bewegung schlug zum Verderben ihrer Urheber aus; Muchtar an der Spitze seiner persischen Schiiten überraschte die Araber, bemächtigte sich der Stadt, zwang den Statthalter Ibn Zubeir's zur Flucht und erstickte eine kurz darauf versuchte Revolte im Blute. Doch wendete er sich nun nicht gegen Abdallah ibn Zubeir, sondern gegen die Omajjaden, welche als die alten Gegner Ali's und Husein's zu bekämpfen ihm am nächsten lag, und die auch ihrerseits bereits den Versuch machten, von Mesopotamien aus sich wieder Kufa und Baßra zu nähern. Am Châzir, einem Nebenflusse des Tigris in der Nähe von Moßul, trafen die Heere zusammen, das omajjadische von 'Obeidallah, dem Mörder Husein's, das schiitische von Ibrâhîm befehligt, dem Sohne Mâlik's, des treuen Lieutenants Ali's; wie sich die beiden Generäle hassen mußten, so haßten sich die beiderseitigen Truppen. Aber in den Reihen der Syrer war die alte Einigkeit noch nicht wiederhergestellt. Neben den Kelbiten befanden sich unter ihnen auch einige kaisitische Abtheilungen unter Omeir ibn el Hulâb; um sich für die Niederlage bei Merg Râhit zu rächen, ließen sie 'Obeidallah im Stich, und dieser verlor die Schlacht und das Leben (Anfang 67 = August 686). Während aber Muchtâr so den Ibn Zubeir von einem gefährlichen Gegner befreite, war ihm gerade von dieser Seite das Verderben bereitet. Die kufischen Araber, von tödlichem Hasse gegen die meist persischen Schiiten beseelt, hörten nicht auf, ihre Landsleute in Baßra um Erlösung von der Schande dieser Fremdherrschaft anzuflehen. In der That forderte das nationale Interesse dringend den Schiitismus zu unterdrücken, der leicht sich über ganz Persien verbreiten und dies von der arabischen Herrschaft befreien konnte; so befahl denn Muß'ab ibn Zubeir, Abdallah's Bruder und Statthalter in Baßra, dem Mohallab, einstweilen von den Charigiten abzulassen. Im Ramadân 67 (687) vereinigten sich beide, schlugen den Muchtâr in der Nähe von Kufa zweimal und belagerten ihn in der Citadelle der genannten Stadt. Dadurch war sein Einfluß auf seine Umgebung gebrochen; nur wenige wählten mit ihm den ehrenvollen Tod im Verzweiflungskampfe; 6—7000 andere verfielen auf das Verlangen der kufischen Araber nach Muß'ab's Befehl dem Henkerbeile. Ibrahim ibn Mâlik aber machte seinen Frieden mit Muß'ab und trat in dessen Dienste, während Mohallab etwas später zur Bekämpfung der Charigiten zurückkehrte, die inzwischen starke Fortschritte gemacht hatten.

So machten Abdallah ibn Zubeir und sein Bruder Muß'ab die jedem geordneten Staatswesen feindlichen Sektirer gleichzeitig für sich wie für Abdelmelik unschädlich; war aber dem letztern insbesondere durch die Vernichtung der Schiiten ein großer Dienst erwiesen, so waren doch Irak und Mesopotamien definitiv für Abdallah gewonnen, und Abdelmelik mußte nun seine Aufmerksamkeit, die bis dahin der Bekämpfung griechischer Einfälle in Syrien gegolten hatte, seinem Nebenbuhler um die Herrschaft zuwenden. Er erkaufte einstweilen den Frieden von den Griechen, und brach nach Mesopotamien und dem Irak auf (71 = 690). Während er

am obern Euphrat langsam vorwärts kam, säete sein Geld Zwietracht in die Reihen Muṣ'ab's; die wie immer wetterwendischen Irakenser ließen sich zu Scharen durch die schönen Versprechungen der omajjadischen Sendlinge verlocken und während ein durch einen syrischen Offizier in Baßra hervorgerufener Aufstand den Muṣ'ab zwang, einen großen Theil seiner Truppen dort stehen zu lassen, weigerten ihm seine Generale, von Abdelmelik gewonnen, im Angesichte des Feindes den Gehorsam. Unter den Treugebliebenen war Ibrahim, der Sohn Mâlik's el-Aschtar; aber er vermochte, als es bei Maskan (in der Nähe des Tigris) zum Kampfe kam, das Verhängniß nicht abzuwenden; er fiel, und nach ihm fand auch Muṣ'ab, tapfer kämpfend, den Tod (13. Gumâda II 71 = 22. Nov. 690). So wurde Abdelmelik Herr des Irak und zugleich Persiens, da Muhallab, den er in seinem Commando bestätigte, ihm sofort huldigen ließ, um vor allem den Kampf gegen die immer noch unter Ḳaṭarî ibn el Fuǧâ'a im Ahwâz festsitzenden Charigiten fortzuführen.

Abdallah ibn Zubeir hatte in Mekka den Kämpfen seines Bruders Muṣ'ab unthätig zugesehen. Wie er überhaupt bei allen Ansprüchen, die er erhob, wenig thatkräftig war, mochte er hier besonders wenig Lust zu energischem Eingreifen gehabt haben, da Muṣ'ab in dem entfernten Irak souveräner schaltete, als Abdallah seinem eigenen Ansehen zuträglich fand. Trotzdem war es eine arge Kurzsichtigkeit, und er mußte sie theuer bezahlen. Abdelmelik, der von Haus aus nicht nur ein anständiger Charakter, sondern für einen Omajjaden selbst ein frommer Mann gewesen war, hatte in dem entsetzlichen Bürgerkriege längst aufhören müssen, in seinen Mitteln wählerisch zu sein; nicht so grundsätzlich gewissenlos als Mo'awija, ordnete er doch allmählich der Sicherung seiner Herrschaft jede andere Rücksicht unter. So hatte er es vermocht, unter treulosem Bruche einer feierlich geschlossenen Capitulation seinen Vetter 'Amr ibn el Aschdaḳ, der sich gegen ihn in Damaskus empört, dann aber unterworfen hatte, ermorden zu lassen; an diesem Tage hatte er sein Koranexemplar mit den Worten geschlossen: „Von jetzt ab haben wir nichts mehr gemein." Dem entsprechend trug er keinen Augenblick Bedenken, die Schrecken des Krieges gegen die heilige Stadt zu entfesseln, ohne zuvor, wie doch selbst Jezîd gethan hatte, Versuche zu ihrer gütlichen Unterwerfung zu machen; freilich war die Fruchtlosigkeit solcher Versuche jetzt nach zehnjährigem Bürgerkriege noch selbstverständlicher als damals. An die Spitze des Heeres mußte er natürlich einen gleich ungläubigen und unbedenklichen Mann stellen, als damals Muslim gewesen war; er fand ihn in einem bisher wenig glücklichen Unterfeldherrn Namens Ḥaǧǧâǧ ibn Jûsuf, einem Parvenu, der seine Laufbahn als Schulmeister in Ṭâ'if begonnen hatte. Während Abdallah in Mekka lange Predigten hielt, rückte Ḥaǧǧâǧ vor die Stadt, schloß sie ein und begann Mauern und Tempel in gleich rücksichtsloser Weise zu bombardiren (J. 72 = 692), als vordem Hoßain gethan hatte (s. den Art. Ka'ba). Die Mekkaner wehrten sich lange, aber der Hunger zwang sie schließlich, unter billigen Bedingungen zu capituliren. Für Abdallah ibn Zubeir gab es keine Hoffnung; so entschloß er sich mit wenigen Getreuen, in ehrlichem Kampfe zu fallen, und fand am 14. Gumada I 73 (1. Oct. 692) einen ehrenvolleren Tod, als man nach seinen letzten Lebensjahren hatte erwarten können. Mit ihm ging der letzte Thronprätendent unter; von nun an war Abdelmelik der einzig mögliche Chalife.

Freilich verging auch der Rest seines Chalifates nicht ohne mancherlei Unruhen. Immer noch nicht wollten sich die Charigiten für besiegt geben; glaubte man sie in einer Provinz ausgerottet zu haben, so erhoben sie sich in der andern, und dazu enthielten die vom Abdalmelik nach Baßra gesandten ersten beiden Statthalter dem Mohallab aus Eifersucht die nöthigen Truppen vor und legten ihm überhaupt alle möglichen Hindernisse in den Weg. Endlich kamen positive Befehle des Chalifen, ein Heer von Irakensern ward dem Mohallab unterstellt, und er wandte sich von neuem nach Chuzistan. Da starb plötzlich der Statthalter von Irak, und dies benutzten die immer wetterwendischen Leute von Kufa und Baßra, dem Mohallab den Gehorsam zu kündigen und nach Hause zurückzukehren. Der Chalife sah ein, daß wieder ein Mann von der Art Zijâd's und Obeidallah's nöthig sei, um die Irakenser zur Ordnung zu bringen und sandte im J. 75 (Ende 694) den Ḥaǧǧâǧ nach Kufa, der von da ab bis zu seinem Tode im J. 95 (714) dauernd die östlichen Provinzen als Statthalter beherrschte und sich in dieser Stellung einen ähnlichen, vielleicht noch gefürchteteren Namen machte als seine genannten Vorgänger. Wenn er indeß Rebellen gegenüber niemals Schonung kannte und viele Tausende hingeopfert hat, so darf man nicht vergessen, daß der seit Jahren eingerissenen Zuchtlosigkeit im Irak und den daranstoßenden persischen Provinzen, die von den Charigiten und Schiiten vollkommen unterwühlt waren, in der That nur durch Anwendung schonungsloser Härte abgeholfen werden konnte. Außerdem berichten selbst die dem Ḥaǧǧâǧ wie allen hervorragenden Männern unfrommer Gesinnung übelgesinnten Historiker der späteren Zeit, denen er seinen schlechten Ruf verdankt, mancherlei von ihm, was zu seinen Gunsten einnimmt und den Schluß nahelegt, daß er ein harter und rücksichtsloser, aber gerechter und keineswegs blutdürstiger Mann gewesen ist; jedenfalls hat er sich das hohe Verdienst erworben, den ihm untergebenen, durch jahrzehntelangen Bürgerkrieg zerrütteten Provinzen den Frieden wieder zu geben und bis an sein Ende zu erhalten, und hat bei verschiedenen Gelegenheiten seltenes Herrschertalent bewiesen, mehr als der Chalife selbst, der seiner Thatkraft und seinem Rathe den größten Dank schuldig gewesen ist. Seine Verwaltung begann er mit Bändigung der widerspenstigen Kufenser und Baßrenser, denen er sofort gründlich zu imponiren wußte; von da ab fehlte es dem Mohallab nie mehr an Truppen, und er vermochte bis Anfang 78 die Azrakiten unter Ḳaṭarî von Chuzistan durch Fars nach Kermân zu drängen und vollständig aufzureiben; Ḳaṭarî floh nach Tabaristan, wurde aber dort ergriffen und getödtet. Ḥaǧǧâǧ selbst

vernichtete nach wechselvollen Kämpfen gegen Ende 77 (März 697) charigitische Scharen, die in Mesopotamien unter Ssâlih ibn Misrah und Schebîb ibn Jezîd losgebrochen waren, und so durfte er hoffen, die Ruhe definitiv hergestellt zu haben. Aber der Ehrgeiz eines seiner Generale und der aufrührerische Geist der irakischen Truppen führten noch einmal zu einem höchst gefährlichen Ausbruch.

Während Mohallab, der für seine Siege von Haǵâǵ mit der Statthalterschaft der großen und reichen Provinz Chorasan belohnt worden war, die muslimischen Waffen wieder über den Oxus trug, war ein weniger glücklicher Feldherr mit seinem Heere in dem damals wie heute gefährlichen Berglande von Afghanistan aufgerieben worden. Mit einem neuen, aus Irakensern bestehenden Heere wurde nun Abd er-Rahmân ibn Mohammed ibn el Asch'ath ausgesandt, dem es gelang, durch überaus kluge und vorsichtige Kriegführung einen durchgreifenden Erfolg davonzutragen. Als er indeß weit genug vorgedrungen zu sein glaubte und auch seine Truppen anfingen, sich nach der Rückkehr in die entfernte Heimat zu sehnen, bat er um Erlaubniß, den Feldzug abzubrechen; Haǵǵâǵ aber, dem seine Untergebenen nicht leicht genug thun konnten, bestand auf Fortsetzung des Krieges. Als der Befehl den Abderrahman erreichte, ward es ihm leicht, die erbitterten Soldaten zu offener Rebellion gegen den ohnehin wegen seiner Strenge verhaßten Haǵǵâǵ zu vermögen. Mohallab lehnte die Aufforderung, sich der Rebellion anzuschließen, ab; aber es läßt sich denken, daß Charigiten und andere Unzufriedene zu Tausenden sich dem Abderrahman auf seinem Zuge durch Persien anschlossen. So faßte er den Muth, in Fars sich bereits als Chalifen huldigen zu lassen. In der angrenzenden Provinz Chuzistan stieß er zuerst mit dem ihm entgegenziehenden Haǵǵâǵ und den von diesem aus Syrien erbetenen Truppen zusammen. Letztere wurden mehrfach geschlagen und bis Baßra zurückgedrängt; in der Nähe der Stadt errangen sie einen Sieg, aber als Abderrahman das weiter westlich gelegene Kufa besetzt hatte, war Baßra nicht länger zu halten, und Haǵǵâǵ mußte sich, um nicht gänzlich von Syrien abgeschnitten zu werden, ebenfalls an die Gegend von Kufa heranziehen, wo beide Heere bei Deir el ǵamâǵim („Schädelkloster") sich lagerten. Haǵǵâǵ's Lage schien verzweifelt; das ganze Irak war unter die Fahnen Abderrahman's geeilt, der alle Hülfsquellen von Baßra und Kufa zur Verfügung hatte; kein Wunder, daß Abdelmelik ernstlich für seine Herrschaft besorgt wurde und trotz des Abrathens seines unbeugsamen Statthalters beschloß, nach alter Omajjadenweise den gefährlichen Gegner durch Concessionen ins eigene Lager hinüberzuziehen. Er erklärte sich bereit, den Irakensern zu Liebe Haǵǵâǵ abzurufen, und bot dem Abderrahman die lebenslängliche Statthalterschaft einer beliebigen Provinz an. Glücklicherweise wollten die Irakenser mit gewohntem Uebermuth von Versöhnung nichts wissen; so mußte das Schwert entscheiden, und die Entscheidung fiel etwa Mitte Ǵumâdâ II 83 (= Juli 702) gegen Abderrahman, durch das Verdienst von Haǵǵâǵ's schneidigem Reiteroffizier Sofjân ibn Abrad, vielleicht auch durch den Verrath eines der immer unzuverlässigen irakischen Generale. Nach der Niederlage war es natürlich mit der Ausdauer der meisten Irakenser vorbei; Kufa fiel ohne weiteres den Syrern in die Hände, bei Maskan am Tigris wurde Abderrahman zum zweiten mal geschlagen und mußte nun den Weg nach Afghanistan, den er im Triumphe durchzogen, als Flüchtling zurückmachen. Er kam dort im J. 84 oder 85 (703 oder 704) auf eine nicht näher aufgeklärte Weise ums Leben; die Reste seines Heeres, von denen er sich früher bereits getrennt hatte, wurden von den nachrückenden Syrern und von Jezîd, dem Sohne des Mohallab, welcher seinem Vater als Statthalter von Chorasan gefolgt war, überwältigt und damit der gefährliche Aufstand definitiv unterdrückt. Um aber endlich die unruhigen Baßrenser und Kufenser im Zaume halten zu können, baute Haǵǵâǵ von 84—86 (703—705) die Festung Wâsit („Mittelburg„) gerade in der Mitte zwischen Baßra und Kufa.

Wir haben die innern Wirren, welche von dem Tode Othman's an bis in die letzten Jahre Abdelmelik's mit wenigen Unterbrechungen das Chalifenreich erschütterten, mit einer gewissen Ausführlichkeit dargestellt, weil in dieser Zeit alle diejenigen Richtungen und Parteien sich herausbilden, welche theils den persönlichen und sachlichen Gegensätzen in der Umgebung Mohammed's und der übrigen Gründer des Islam, theils dem Particularismus der arabischen Stämme und dem Geiste der verschiedenen Nationen entspringen, und weil ein Verständniß dieser vielfach verschlungenen Entwickelung ohne das Eingehen in manche Einzelheiten nicht wohl möglich ist. In den letzten Jahren Abdelmelik's haben sich diese Richtungen und Parteien, die in allem Wesentlichen auch die weitere Entwickelung des Chalifates bestimmen, so weit klar gestellt, daß für die späteren Epochen eine größere Kürze zulässig erscheint.

Die letzten Jahre Abdelmelik's (der am 14. Schauwâl 86 = 8. Oct. 705 starb) und die ganze Regierungszeit seines Sohnes Walid (86—96 = 705—715) sind im wesentlichen, dank der energischen Verwaltung des Haǵǵâǵ, ohne innere Unruhen hingegangen. Durch Haǵ'âǵ, der den Kaisiten angehörte, wurden die letztern definitiv der Regierung gewonnen und der jemenitische Einfluß zurückgedrängt; gelegentliche Reibungen zwischen den feindlichen Stammgruppen gewannen keine ernstliche politische Bedeutung. So konnte nun die trotz aller Bürgerkriege immer noch ungebrochene Kraft des Araberthums sich wieder nach außen wenden, während andererseits die innere Regierung den wichtigen Schritt thun durfte, sich von der Herrschaft der Perser und Christen in der Verwaltung freizumachen; noch Abdelmelik führte die arabische Sprache als Amtssprache in der ganzen Finanz- und Steuerverwaltung ein und ließ zuerst einen nationalen Münzfuß durchführen, während man sich früher auch in dieser Beziehung nach Griechen und Persern gerichtet hatte.

Wahrhaft glänzend waren die Erfolge, welche innerhalb von zehn Jahren die muslimischen Waffen überall

errangen. Schon 73 (692—693) und 75 (694—695) wurden die Griechen (vgl. vorher), welche thörichterweise selbst den Frieden brachen, in Nordsyrien und Armenien zurückgedrängt, und griechisches wie armenisches Gebiet auch in den folgenden Jahren mit Beutezügen heimgesucht, allerdings nicht ohne gelegentliche Vergeltung von seiten der Christen; unter Walîd eroberte dann sein Bruder Maslama Thyana (88 = 707), andere drangen am obern Euphrat und in Armenien vor; Nordafrika, wo nach 'Okba's Tode die Berbern das Gebiet von Kairuwan den Arabern wieder abgenommen hatten, ward erst von Ḥasan ibn No'mân, und als die Berbern nach dessen Rückberufung mit griechischer Hülfe wieder sich erhoben hatten, definitiv von Mûsâ ibn Noßair (78 oder 79 = 697 oder 698) unterworfen, der auch um dieselbe Zeit bereits ein paar Raubzüge nach Sicilien unternehmen ließ. Unter Walîd drang er dann immer weiter nach Westen vor, einen Berberstamm nach dem andern unterwerfend oder ausrottend, bis er Tanga (Tanger) in seiner Gewalt hatte. Das letzterm benachbarte Ceuta wurde damals für den griechischen Kaiser von dem Grafen Julian gehalten; bei der großen Entfernung von Byzanz aber war derselbe in enge Verbindung mit den westgothischen Königen von Spanien getreten und hatte seine Tochter an den Hof zu Toledo gesandt, um sie daselbst erziehen zu lassen; dort war das unglückliche Mädchen von dem Könige Roderich entehrt worden. Um die Schande seiner Tochter zu rächen, warf sich Julian in die Arme der Araber, schloß einen Vertrag mit Musa, durch welchen er ihm Ceuta öffnete, und suchte ihn zu einer Landung in Spanien aufzureizen. Nachdem Musa im Juli 710 (91) ein kleines Streifcorps über die Meerenge gesendet, welches die Umgebung von Algeciras plünderte, schickte er im nächsten Jahre seinen Freigelassenen Târik ibn Zijâd mit 7000 Mann zur Fortsetzung der Raubzüge ab. Da die Muslime nicht mehr als vier Schiffe zur Verfügung hatten, so konnten die Truppen nicht auf einmal übergesetzt werden; Tarik nahm daher zunächst Besitz von dem steilen Felsen, der noch heute seinen Namen trägt (Gebel Târik, Tariks Berg, = Gibraltar), und sammelte dort die nacheinander die Meerenge passirenden Truppen; dann besetzte er die nächstliegenden Ortschaften. Bald hörte er indeß, daß Roderich an der Spitze eines großen Heeres sich nähere. Er erbat und erhielt von Musa Verstärkungen, sodaß sein Heer 12,000 Mann — meist Berbern — zählte; dann erwartete er festen Fußes die Ankunft der vielfach überlegenen gothischen Armee. Bei aller Beutegier und bei allem Fanatismus wäre es ihm kaum gelungen, sich der Uebermacht zu erwehren; aber die Reihen der Spanier trennte Zwietracht und Verrath. Roderich hatte seinen Vorgänger Witiza des Throns und Lebens beraubt; trotzdem befehligten ansehnliche Theile des Heeres mehrere der früheren Anhänger und selbst zwei Söhne desselben, die Roderich durch Theilnahme an dem erwarteten Siege sich geneigt zu machen suchte. Als der Kampf begann, ließen diese den König im Stich, damit er durch eine Niederlage sein Ansehen im Lande verlöre und dann gestürzt werden könnte; daß die armseligen afrikanischen Räuberscharen sich fast der ganzen Halbinsel bemächtigen würden, daran dachte niemand. Und doch kam es so. Die Schlacht fand den 19. Juli 711 (92) an dem Flüßchen Salado statt, welches zwischen Vejer (nicht Jeres) de la Frontera und Conil in der Nähe des Cap Trafalgar in den Ocean geht; der Verrath der beiden Flügel machte auch das Centrum des gothischen Heeres muthlos, Roderich selbst fiel, und so erfocht Tarik einen vollständigen Sieg. Aber mit dem Throne Roderich's stürzte auch das ganze Westgothenreich in sich zusammen. Seine frühere Kraft war längst dahin; die große Mehrzahl der Bevölkerung bestand aus Leibeigenen oder Sklaven, welche unter dem härtesten Joche seufzten, die zahlreich vorhandenen Juden wurden von der Kirche in der greulichsten Weise verfolgt; so rührte das Volk keinen Finger, ja es leistete an manchen Orten den Fremden geradezu Vorschub, wie früher die Kopten in Aegypten. So konnte es geschehen, daß aus einem bloßen Raubzuge die Eroberung eines großen Landes wurde, zum höchsten Erstaunen der Araber selbst, insbesondere des Musa, der sehr erzürnt war, als er vernahm, daß sein Unterfeldherr sich vermessen, in raschem Siegeslaufe halb Spanien mit Einschluß der Hauptstadt Toledo, wohin er einen kühnen Vorstoß gemacht hatte, einzunehmen. Musa eilte nun selbst über die Meerenge hinüber, nahm Sevilla und Merida, welche Tarik hatte beiseite liegen lassen, und vollendete dann systematisch die Besetzung — Widerstand fand er fast nirgends — von ganz Spanien, ausgenommen wenige der gebirgigen Districte des Nordens, von denen später die allmähliche Wiedereroberung Spaniens durch die Christen ausging.

Nicht weniger großartige Erfolge trugen die muslimischen Waffen im Osten davon. Dort war Jezîd ibn Mohallab (s. oben) im J. 85 (704) der Statthalterschaft von Chorasan entsetzt worden, weil er als Jemenite dem Kaisiten Ḥaggâg verhaßt war; und im J. 86 (705) war Koteibâ ibn Muslim an die Spitze der Provinz getreten. Dieser ausgezeichnete General nahm das empörte Balch von neuem ein, ging dann über den Oxus und drang bis zum J. 96 (715), nachdem er Peikend, Bochara, Samarkand, Schâsch (Taschkent), Choǵand und das übrige Ferghâna unter vielen Kämpfen eingenommen, bis gegen Kaschgar vor. Ebenso wurden im Südosten bedeutende Fortschritte durch Mohammed ibn Kâsim, einen Vetter des Ḥaggâg, erreicht, welcher von Mekran (Belutschistan) aus über den Indus ging, das ganze Sindh unterwarf und sogar Multan eroberte, das aber bei Walîd's Tode wieder aufgegeben wurde.

Die Regierung des Walîd bezeichnet den Höhepunkt der Macht nicht allein der omajjadischen Dynastie, sondern des Chalifates überhaupt. Walîd war ein energischer Mann, der ebenso den siegreichen Generälen scharf auf die Finger sah und selbst an den äußersten Ende seines vom Atlantischen Ocean bis an die Grenzen von China reichenden Gebietes keine Selbständigkeitsgelüste aufkommen ließ, wie er die Ruhe im Innern, allerdings mit Hülfe

des bis an sein Ende (95 = 714) gleichgefürchteten Haǵǵâǵ, mit Strenge aufrecht erhielt. Er war dabei aber auch für das Wohl der ihm unterworfenen Ländermassen besorgt, indem er überall Straßen und Wasserleitungen anlegen, Moscheen bauen, Krankenhäuser einrichten und für Blinde und Lahme sorgen ließ. Von seinen Bauten sind besonders berühmt diejenigen, mit welchen er die Residenzstadt Damaskus schmückte, insbesondere die große Omajjadenmoschee — die er übrigens nicht neu errichtet, sondern nur ausgebaut hat.

Mit Walîd's Tode beginnt der Verfall der Omajjadendynastie. Seine Nachfolger verstanden es nicht, die Statthalter der entfernteren Provinzen im Gehorsam zu erhalten, brachten zum Theil durch verkehrte Einrichtungen die Staatsmaschine ins Stocken und vermochten nicht mehr die Ruhe im Innern aufrecht zu erhalten. So fingen von neuem die Wühlereien und Aufstände der Charigiten und Schiiten an, die nun nicht mehr auf die Dauer unterdrückt werden konnten und durch deren geschickte Benutzung es schließlich den Abbasiden gelang, die omajjadische Dynastie zu vernichten und sich selbst an ihre Stelle zu setzen.

Besonders nachtheilig für die Kraft des Staates wie für die Ordnung in den einzelnen Provinzen war es auch, daß die späteren Omajjaden die fortdauernden Feindseligkeiten zwischen Jemeniten und Kaisiten nicht mehr beherrschten. Schon Walîd hatte nicht ganz über diesen Parteien gestanden, sondern unter dem Einflusse des Haǵǵâǵ sich den Kaisiten zugeneigt; letztern war aber sein Bruder und Nachfolger Suleimân (96—99 = 715—717) feindlich gesinnt, weil Haǵǵâǵ dem Walîd gerathen hatte, ihn der Nachfolge zu berauben, und so begann Suleiman's Herrschaft mit dem jähen Sturze der in den höchsten Aemtern sitzenden Kaisiten, die sämmtlich abgesetzt, zum Theil sogar hingerichtet wurden. Unter Jezîd II. kamen die Kaisiten wieder ans Regiment, unter Hischâm zuerst die Jemeniten, dann die Kaisiten, und so war zuletzt jeder Thronwechsel das Signal zum Sturz der herrschenden Partei. Kein Wunder, daß diese dann bemüht war, sich die Macht zu erhalten oder doch der Gegner sich zu erwehren; daher denn auch aus diesem Grunde Aufstände und Bürgerkriege, die sich oft in den Provinzen wiederholen und durch welche die Syrer sich gegenseitig aufreiben, bis sie den Persern erliegen.

Sogleich nach der Thronbesteigung Suleiman's wurde Mohammed ibn Kâsim, der Eroberer Indiens, abgesetzt und einem seiner jemenitischen Feinde überliefert, der ihn zu Tode foltern ließ; Koteiba ibn Muslim widersetzte sich dem ihm drohenden Schicksal mit den Waffen in der Hand, wurde aber von einem Theile seiner Truppen in Stich gelassen, dann von Verräthern überfallen und getödtet. Seine Statthalterschaft über Chorasan erhielt von neuem Jezîd ibn Mohallab, der die bis dahin ziemlich selbständigen Provinzen am Südrande des kaspischen Meeres (s. früher) bekriegte, aber trotz großen Blutvergießens nicht vollständig zur Unterwerfung brachte; so behielten auch jetzt noch diese Länder ihre eigenen Fürsten (Ispehbeden von Ṭabaristân). Blieben hier die Muslime im allgemeinen doch Sieger, so endigte ein großer Feldzug nach Konstantinopel mit einer vollständigen Niederlage. Die innern Wirren des byzantinischen Reiches hatten bis dahin die Fortschritte der Araber in Kleinasien begünstigt, sodaß sie unter dem Bruder des Chalifen, Maslama, nach allen Seiten das Land durchstreifen konnten. Sobald aber Leo der Isaurier sich der Herrschaft bemächtigt hatte (717 = 98), wandte sich das Blatt, da dieser kräftige Fürst, der bis dahin seinen ehrgeizigen Plänen zu Liebe mit den Arabern in Verbindung gestanden hatte, nun, wie es scheint unter Misachtung gegebener Versprechen, ihnen energischen Widerstand entgegensetzte. Sie belagerten allerdings 99—100 (717—718) Konstantinopel zu Wasser und zu Lande, litten aber durch heftige Stürme und die Härte des Winters große Noth und mußten nach ungeheuern Verlusten die Belagerung aufgeben. Auch in Indien wurden die Muslime wieder zurückgedrängt.

Suleimân war in keiner Weise ein bedeutender Herrscher. Die gemeinnützige Thätigkeit seines Bruders Walîd setzte er nicht fort, sondern lebte nur seinen Lüsten. Er entlehnte zuerst den Griechen die scheußliche Sitte Eunuchen zu halten, und war so maßlos in seinen Schwelgereien, daß er sich dadurch seinen frühen Tod selbst zuzog. Der ihm folgte, sein Vetter ʿOmar II. (ibn Abd el'aziz, 99—101 = 717—720) war ein Mann ganz andern Schlages. Persönlich fromm, ja bigot, war er zur Regierung des von jeher auf die Gewalt der Waffen und die weltlichste Politik gestellten Reiches gänzlich ungeeignet, und seine Versuche, die Verwaltung ganz nach den Vorschriften der Religion einzurichten, haben mehr zur Desorganisation des Staates beigetragen als die Fehler irgend eines andern aus seiner Familie. Er ordnete gleich im ersten Jahre seiner Regierung (100 = 718) an, daß die Verordnung Omar's I., nach welcher kein Muslim Grundbesitz haben durfte, von neuem durchgeführt wurde, und befreite die Neubekehrten von der seit Haǵǵâǵ ihnen auferlegten Verpflichtung, die alten Kopfsteuern weiter zu bezahlen (vgl. oben); außerdem befahl er, daß alle ungesetzlicherweise in die Staatskassen gelangten Gelder den Betheiligten zurückgezahlt werden sollten. Es ist selbstverständlich, daß hierdurch der Staatsschatz auf das empfindlichste getroffen wurde und die ganze Finanzverwaltung aus der bisherigen guten Ordnung kam, während freilich der fromme Herrscher mit Befriedigung die Zahl der Bekehrten um Millionen zunehmen sah. Nicht minder verhängnißvoll aber für die Dynastie war es, daß Omar in seiner correcten Frömmigkeit so weit ging, offen die Nachkommen Ali's zu begünstigen, die ärgsten Feinde seiner Dynastie, die jederzeit behaupteten, daß ihrer Familie das Chalifat gebühre, die Omajjaden Usurpatoren seien. Geht aus allem diesem, wie aus manchen sonstigen humanen Verordnungen und Aeußerungen hervor, daß Omar ein ehrenwerther Charakter war, der es mit seinem Glauben ernst nahm, so mußte doch das Ansehen der Dynastie nicht weniger als die Ordnung und Kraft der Verwaltung durch seine Maßregeln, wie die Verhältnisse einmal lagen, aufs

äußerste geschädigt werden; und wenn auch zu Anfang seiner Regierung Jezîd ibn Mohallab, den er mit Recht seines nur zum eigenen Vortheil verwalteten wichtigen Statthalterpostens entsetzte, keinen Widerstand wagte, so brachen doch bald im Irak unter Führung des Schaudhab Bistâm die Charigiten wieder los, deren Aufstand erst unter Omar's Nachfolger unterdrückt wurde. Nach außen wurden demgemäß keine Fortschritte gemacht; die Niederlage vor Konstantinopel (s. oben), die schon unter Omar's Chalifat stattfand, war allerdings von dessen Regierungsmaßregeln unabhängig; ebenso wenig aber können die Streifzüge, welche der spanische Statthalter el-Hoir (Alahort) im J. 100 (718) in Südfrankreich unternahm, als ein Erfolg von Bedeutung angesehen werden.

Es war nicht anders möglich, als daß die auf Herstellung der veralteten Zustände gerichteten Maßregeln, welche aufs empfindlichste eine Menge von öffentlichen nicht blos, sondern ganz besonders auch von Privatinteressen berührten, lebhafte Unzufriedenheit bei den Großen des Reiches und unter den Omajjaden selbst hervorriefen. Man muß es daher für sehr wahrscheinlich erachten, daß Omar's am 20. oder 25. Regeb 101 (= 5./10. Febr. 720) erfolgter Tod kein natürlicher gewesen ist; die Zeit hatte nur Platz für Herrscher, mochten sie so nichtswürdig sein als sie wollten, nicht für Heilige, die gerade vermöge ihrer besten Eigenschaften die Schäden des Staates nur bloßlegen, nicht heilen konnten.

Mit Omar's Nachfolger Jezîd II. (101–105 = 720—724), einem Sohne Abdelmelik's und Bruder Suleimân's, der durch eine seiner Frauen mit Haggâg verwandt war, kamen einmal wieder die Kaisiten zur Regierung; Grund genug für den immer noch über viele persönliche Anhänger gebietenden Jemeniten Jezîd ibn Mohallab, die Fahne des Aufstandes in Baßra zu erheben, während dem Gebiete von Kufa noch die Charigiten unter Bistâm (s. oben) zu schaffen machten. Persien bis nach Kirman hin schloß sich dem Sohne Mohallab's an, der sich bereits als Chalifen huldigen ließ; aber die Unzuverlässigkeit seiner Scharen verhinderte ihn, dem an der Spitze der Syrer anrückenden Maslama gegenüber rechtzeitig energische Maßregeln zu treffen. Nachdem daher Bistâm's Charigiten durch eine detachirte Abtheilung endlich bezwungen waren, griff Maslama an und brachte dem Jezîd ibn Mohallab eine entscheidende Niederlage bei, die mit dem Tode des letztern endigte. War dieser Aufstand der gefährlichste, den die syrischen Generäle — Jezîd II. selbst war ausschließlich der Liebe und der Kunst ergeben — unter diesem Chalifen zu bekämpfen hatten, so fehlte es auch nicht an sonstigen Unruhen, besonders im Westen. Die kaisitischen Statthalter waren im allgemeinen wegen ihrer den Traditionen des Hauses Haggâg entsprechenden Härte und Schonungslosigkeit, vor allem, wo es Gelder beizutreiben gab, verhaßt; besonders schlimm aber trieb es damals der Statthalter Afrikas, Jezîd ibn abî Muslim, bis er schließlich von erbitterten Verschworenen getödtet und von dem Volke ein neuer Gouverneur erwählt wurde. Gelang es hier später dem aus Damaskus hingeschickten Bischr el-Kelbî sich Anerkennung zu verschaffen, so war das noch entferntere Spanien unter Jezîd so gut als unabhängig, da man nicht wagte, den seit Omar II. dort regierenden, sehr beliebten Samh ibn Mâlik zu entfernen, nach dessen Tode das Heer sich dann einfach einen andern Führer wählte. Dem erwähnten Samh gelang es nun im J. 102 oder 103 (720/721), von neuem die Pyrenäen überschreitend, Narbonne einzunehmen, welches er zu einem festen Waffenplatze machte, den auch nach einem unglücklichen Kampfe gegen den Herzog Eudo vor Toulouse die Franken nicht anzugreifen wagten. Dagegen rührten sich bereits jetzt die spanischen Christen, welche unter Pelagius (Pelayo) in den unzugänglichen Klüften des asturisch-galicischen Randgebirges sichere Zufluchtsorte gewonnen hatten, und von dort aus durch mehrfache Beunruhigungen der Araber die Kämpfe einleiteten, welche später zur Bildung des Königreiches Leon und zur allmählichen Zurückdrängung der moslimischen Herrschaft nach dem Süden zu führten. Auch in Asien waren die Waffen des Islam unter Jezîd II. nicht glücklich; in Ferghâna wie in Armenien, am Kaukasus und in Kleinasien wurde mit wechselndem Erfolge gekämpft, ohne daß es gelungen wäre, die unter Walîd gewonnenen Grenzen überall zu halten.

Wenn Jezîd's II. Bruder und Nachfolger Hischâm (105—125 = 724—743) auch keineswegs mit diesem seinem Vorgänger oder den letzten unfähigen Omajjaden auf Eine Linie gestellt werden darf, so war doch auch er der Aufgabe nicht gewachsen, dem ins Wanken kommenden Throne von neuem eine feste Grundlage zu schaffen. Mäßig und keineswegs tyrannisch wie er war, fehlte ihm dabei jene Kunst des Herrschens, durch welche Mo'awija und Abdelmelik in gleich schwierigen Zeiten den Staat gerettet, jene consequente Energie, mit welcher Walîd sein ungeheures Ländergebiet zusammengehalten hatte. Dazu kam, daß er geizig war und daher, anfangs den Jemeniten zugeneigt, später Kaisiten zu Statthaltern machte, deren Erpressungssystem in den Provinzen die größte Erbitterung hervorrief. So wurde es ihm unmöglich, die Anhänglichkeit des Volkes sich zu erwerben, auf welche gestützt er allein im Stande gewesen wäre, den Wühlereien wirksam zu begegnen, welche, durch die Verkehrtheiten seiner Vorgänger vorbereitet, jetzt in allen Provinzen mehr oder weniger offen auf den Sturz der Dynastie hinzuarbeiten begannen. Es sind wiederum die beiden Sekten der Charigiten und der Schiiten, welche mit der zunehmenden Schwäche der Regierung sich von ihren Niederlagen unter Abdelmelik erholt haben und denen die Frömmigkeit Omar's II. wie die Schwäche Jezîd's II. freies Feld für ihre Propaganda geschafft hatten. Der erstere hatte durch seine Begünstigung der Aliden selbst dazu beigetragen, die Blicke der Unterthanen von der herrschenden Dynastie auf das Haus Mohammed's zurückzulenken; kein Wunder, daß die Schiiten im Stillen rasche Fortschritte machten. Allerdings traf Hischâm gleich anfangs die ganz richtige Maßregel, dem Irâk, welches wie immer ein Hauptherd der Propaganda

war, in Châlid ibn Abdallah el Kasri einen Statthalter aus der Schule des Haggâg zu geben, der die Provinz funfzehn Jahre lang streng im Zaume hielt; indeß war er anderswo, insbesondere in dem längst von den Schiiten unterwühlten Chorasan, weniger glücklich in der Wahl seiner Statthalter, und sein unseliger Geiz veranlaßte ihn schließlich sogar, den Châlid abzusetzen, um von ihm Geld erpressen zu können, nachdem schon vorher durch die Härte ihres zu gleichem Zwecke eingesetzten kaisitischen Statthalters die Berbern in Afrika den Charigiten in die Arme getrieben worden waren. Hierzu kommt die fortgesetzte Feindschaft zwischen den Kaisiten und Jemeniten, die abwechselnd, sobald der Chalife sich der Gegenpartei zuwendet, sich den Feinden der Regierung zugesellen, endlich aber als gefährlichstes Moment der Eintritt der Abbasiden, d. h. der Nachkommen von Mohammed's Oheim 'Abbâs, in den Parteikampf, insofern durch sie die schiitische Propaganda, welche bis dahin stets an dem Ungeschick und der Unfähigkeit ihrer Oberhäupter aus dem Hause Ali's gescheitert war, eine zielbewußte und zweckmäßige Leitung erhielt. Denn die Abbasiden, welche von Anfang an für sich den Thron erstrebten, ließen zunächst ganz allgemein die Rückkehr der Herrschaft zu dem Hause Mohammed's, den Haschimiten (nach Mohammed's Ahn Hâschim) predigen, dem sie ebenso wie die Aliden angehörten, und bekamen durch diese Formel und durch einen günstigen Zufall die ganze schiitisch-persische Partei in die Hände, vermittelst deren es ihnen dann gelang, im letzten Moment die Aliden beiseiteschiebend, sich den Weg zum Thron zu bahnen.

Jener günstige Zufall bestand darin, daß Zeid ibn Ali, der Enkel von Ali's Sohne Husein und als solcher das augenblickliche Haupt des Hauses, nach der Absetzung des Châlid el Kasri im J. 122 (740) den Augenblick zu einem Aufstande gekommen glaubte, der, mangelhaft vorbereitet und nur von einer Fraction der Schiiten unterstützt, jämmerlich scheiterte und dem Zeid das Leben kostete. Dadurch verloren die Aliden ihren einzigen wirklich thatkräftigen Führer; die übrigen Mitglieder des Hauses traten neben den aufstrebenden und energischen Abbasiden zurück und die Emissäre derselben konnten mit verdoppeltem Erfolge für „das Haus Mohammed's" im Irak und in den persischen Provinzen werben, wie sie das vorzüglich in Chorasan schon bald nach Hischam's Thronbesteigung zu thun angefangen hatten.

Ebenso unheilvoll, wie durch die Absetzung des Châlid, erwies sich dem Staate Hischâm's Geiz als Grund der gänzlichen Anarchie, welche durch ihn im Westen hervorgerufen wurde. Hier waren im Anfange seiner Regierung bedeutende Erfolge zu verzeichnen gewesen: nach rascher Ausdehnung der arabischen Streifzüge bis in das Herz Frankreichs war Abd er-Rahmân ibn 'Abdallah zwar in der bekannten Schlacht von Tours und Poitiers (114 = 732) von Karl Martell geschlagen und dadurch an weiterm Vordringen nach Norden gehindert worden, doch hatte nach ihm 'Okba ibn el Haggâg von Narbonne aus die Provence und das Dauphiné unterwerfen lassen, sodaß es erneuter Kriegszüge der Franken (119. 121 = 737. 739) bedurfte, um die Araber bis Narbonne zurückzudrängen, und gewiß hätten sie es an weitern Vorstößen nicht fehlen lassen, wäre nicht durch die verkehrte fiscalische Politik Hischâm's ganz Spanien und Afrika in einen langjährigen Bürgerkrieg verwickelt worden. Um nämlich aus Afrika und dem von dem afrikanischen Statthalter mit regierten Spanien reichere Steuererträge zu erhalten, setzte der Chalife im J. 116 (734) den Kaisiten 'Obeidallah ibn el Habhâb als Gouverneur von Afrika ein, welcher die Berbern mit der äußersten Härte behandelte und dadurch in den freiheitsliebenden Stämmen eine bedenkliche Gärung hervorrief. Diese Stimmung kam ganz naturgemäß den Charigiten zugute, welche, im Osten seit Abdelmelik wie die wilden Thiere gehetzt, vielfach sich nach dem Westen gerettet hatten, und deren demokratisch-puritanischer Fanatismus zu der religiösen Anlage der Berbern und ihrem Unabhängigkeitssinne ohnehin auf das genaueste paßte. So brach im J. 122 (740) ein allgemeiner Aufstand der Berbern los, der mit Einem Schlage die wenigen Araber aus ganz Nordafrika wegfegte; mit Mühe wurde die Hauptstadt Kairuwân gehalten, aber eine von Hischâm aus Syrien unter dem Befehl des Kolthûm ibn Ijâd und seines Neffen Balg ibn Bischr gesandte Hülfsarmee von 27,000 Mann, welche durch ägyptische Verstärkungen und die in Afrika noch übrigen Truppen auf 70,000 Mann gebracht worden war, wurde durch Mishelligkeiten zwischen den mit dem Hochmuthe der herrschenden Rasse auftretenden Syrern und den übrigen Truppen theilweise gelähmt, dann durch den Ungestüm des Balg zu früh in den Kampf gebracht, und erlitt eine gänzliche Niederlage, aus der sich Balg mit den Resten der Syrer mit Mühe nach Spanien rettete (123 = 741). War der Verlust von 27,000 Mann der besten Truppen für die syrische Herrschaft in Asien, wie die Verhältnisse dort sich allmählich gestalteten, äußerst empfindlich und brachten so indirect die Charigiten der omajjadischen Macht auch an ihrem eigentlichen Sitze eine nachdrückliche Schädigung bei, so wurde die Landung der syrischen Truppen in Spanien die Veranlassung zu achtzehnjährigem Bürgerkriege, der mit der offenen Losreißung des Landes von dem Chalifenreiche endete. Denn wenn es dem Balg im Verein mit den in Spanien vorhandenen arabischen Streitkräften auch glückte, den dort ebenfalls ausbrechenden Berbernaufstand zu bewältigen, so geriethen doch nach errungenem Siege die Araber untereinander in Streit. Die in Spanien von früher her stehenden Araber waren in der Hauptsache Medinenser, die seit der Schlacht von Harra (s. oben) sich nach dem Westen geflüchtet hatten; zwischen ihnen und den Syrern kam es zunächst zum Kampf, dann aber geriethen auch im Lager der letztern wieder Jemeniten und Kaisiten in Streit[2]), und erst im J. 138 (756) gehorchte

2) Siehe das Nähere über diese verwickelten Kämpfe, die hier nicht im Einzelnen verfolgt werden können, bei Dozy, Histoire des Musulmans d'Espagne, Bd. I in der zweiten Hälfte; auch vgl. in diesem Werke den Artikel Spanien (Geschichte).

Spanien wieder einem Omajjaden, aber nicht mehr als Chalifen, sondern als selbständigem Landesfürsten.

Dem Statthalter, welchen Hischâm nach dem Scheitern der großen Expedition mit neuen Streitkräften nach Afrika gesandt hatte, gelang es allerdings, Kairuwan gegen die Berbern zu halten (etwa 125 = 743), doch blieb der Westen noch längere Zeit unabhängig, sodaß in der Gegend von Kairuwan schon jetzt das Herrschaftsgebiet der Omajjaden endete. Fast ebenso ungünstig aber lagen die Dinge im äußersten Osten. Hier waren, nach einigen Nachrichten schon seit Omar II., jedenfalls aber bereits in den ersten Jahren Hischâm's, die Emissäre der Abbasiden mit nur zu gutem Erfolge thätig, das stets schiitisch gesonnene Volk gegen die Omajjaden aufzuregen, und gleichzeitig geriethen die arabischen Truppen, denen es oblag, die ausgedehnten Ostprovinzen im Zaume zu halten, auch hier wegen der alten Feindseligkeit zwischen Kaisiten und Jemeniten untereinander in Streit. So war es kein Wunder, daß fortwährende Aufstände die ganzen Länder zwischen Herat und Balch und jenseits des Oxus durchtobten; und obwol es dem tüchtigen Naßr ibn Saijâr gelang, die aufrührerischen Provinzen für den Augenblick zu beruhigen (von 120 = 738 an), so setzten doch die abbasidischen Sendlinge ihre verderblichen Wühlereien im stillen fort, und neue Ausbrüche konnten in jedem Augenblicke erfolgen. Auch in Indien, Armenien und am Kaukasus konnten die Grenzdistricte nur mit Mühe gehalten werden, und in Kleinasien blieb es bei Raubzügen, welche oft Beute, zuweilen aber auch Niederlagen einbrachten.

War es dem immer noch in mancher Beziehung tüchtigen Hischâm nicht möglich gewesen, dem hereinbrechenden Verderben Einhalt zu thun, so wurde dasselbe von seinen Nachfolgern muthwillig beschleunigt: sie gaben das letzte, was die Dynastie noch aufrecht erhielt, preis — die Einheit in der Familie. Nach der Bestimmung Jezîd's II. sollte nach seinem Oheim Hischâm sein Sohn Walîd II. zur Regierung kommen; auch bestieg er den Thron (125 = 743) und wußte eine Weile das Heer durch verschwenderische Spenden aus den von Hischâm aufgehäuften Schätzen an sich zu fesseln. Aber er war von sämmtlichen ungläubigen und lasterhaften Fürsten seines Hauses der ungläubigste und lasterhafteste, gänzlich unfähig zum Regieren und von einer fast an Wahnsinn grenzenden Leichtfertigkeit; kaum zur Herrschaft gelangt, ernannte er seine beiden Söhne, unmündige Kinder, zu Nachfolgern und erregte dadurch die Unzufriedenheit der Großen und den offenen Widerstand seines Vetters Jezîd, eines Sohnes Walîd's I.; da Walîd II. außerdem den Kaisiten die schauderhafteste Hinrichtung des angesehenen Jemeniten Châlid el Kasri (s. oben) gestattete, so traten die Jemeniten sofort auf Jezîd's Seite, der gegen den Rath seines einsichtigen und patriotischen Bruders 'Abbâs zur offenen Rebellion schritt, einen Theil der Truppen des Chalifen zum Abfall brachte und diesen selbst ermorden ließ (126 = 744). Aber Jezîd III. (744) sollte die Früchte seines selbstsüchtigen Vorgehens nicht genießen; durch seinen Aufstand gegen das legitime Haupt seines Hauses war jeder Halt innerhalb Syriens selbst gebrochen, und mit dieser ersten und einzigen Säule der Omajjadenherrschaft stürzte die letztere selbst zusammen. In Syrien und Palästina erhoben sich Aufstände, im Irak begannen Unruhen und in Chorasan konnte selbst Naßr ibn Saijâr nicht mehr Ordnung halten; das Schlimmste aber war, daß ein anderer Omajjade, Merwân ibn Mohammed, ein Oheim Jezîd's III., dem Beispiele seines Neffen folgend, in seiner Statthalterschaft (Armenien und Adherbeigân) dem neuen Chalifen die Anerkennung weigerte und mit einem Heere in Mesopotamien einfiel. Jezîd versuchte sich durch Concessionen an seinen Nebenbuhler zu retten, starb aber noch in demselben Jahre (126 = 744), in welchem er die höchste Würde usurpirt hatte.

Zu seinem Nachfolger hatte Jezîd III. seinen Bruder Ibrahim ernannt. Zwischen seinen jemenitischen Anhängern und dem heranrückenden Merwan kam es bei 'Ain el Garr in Cölesyrien zum Kampfe, in welchem Merwan siegte. Da er sich als Chalifen huldigen ließ, und seine Ansprüche in sechsjährigem Kampf (126—132 = 744—750) muthig und energisch durchzusetzen versuchte, so hat er das Recht, als letzter Chalife aus Omajja's Hause genannt zu werden; aber thatsächlich hat er nur auf beschränkten Gebieten seine Herrschaft ausgeübt und seine Kraft in unablässigen Kämpfen aufgerieben. Ueberall brachen die Aufstände der verschiedenen Parteien hervor; Jemeniten in Syrien, Charigiten in Armenien, Mesopotamien, im Irâk und in Arabien, Schiiten unter der Leitung der verbündeten Aliden und Abbasiden in Persien — es war unmöglich, mit den in sich getheilten und längst geschwächten Kräften einer einzigen Provinz die gleichzeitige Empörung aller andern zu bändigen. Merwan hielt sich tapfer. Er schlug wiederholt die Jemeniten in Syrien (127 = 745), unterdrückte eine Empörung von Hischâm's Sohne Suleimân, der sich zum Chalifen ausrufen ließ (128 = 746), reinigte das Irak und Mesopotamien von den Charigiten unter Dahhâk ibn Keis (129 = 747); auch Unruhen, welche Abbasiden und Charigiten in den heiligen Städten erregten, gelang es zu stillen. Aber nach dem Osten zu, wo er das ganze persische Volk unter der Fahne der Aliden gegen sich hatte, vermochte er keine Fortschritte zu machen. So war die Lage der Dinge, als die Entscheidung aus Chorasan kam. Dort hatte Naßr ibn Saijâr, welcher die arabische Herrschaft repräsentirte, immer mehr Boden verloren, da die fortgesetzten Reibungen zwischen den Jemeniten und Kaisiten den Schiiten und der abbasidischen Propaganda freien Spielraum schafften. Naßr war in fortwährenden Kämpfen mit den Jemeniten bereits im Nachtheil, als im J. 128 (746) in Chorasan Abu Muslim ibn 'Othmân auftrat, ein Freigelassener, aber ein Mann von höchster Energie und Tüchtigkeit, der die sämmtlichen Anhänger der Haschimiten (d. h. Aliden und Abbasiden) in Chorasan um sich sammelte und im Ramadân 129 (Mai—Juni 747) in Lîn, einem Städtchen bei Merw, die schwarze Fahne der Abbasiden aufpflanzte. Naßr konnte sich nicht halten; im J. 130 (748) mußte

er dem Abu Muslim Merw überlassen; da der letztere von einem abbasidischen Chalifen nichts sagte, sondern nur einen Herrscher aus dem Hause des Propheten zu fordern fortfuhr, fiel ihm überall das ganze Volk zu, und kaum konnte Naßr sich von Nischapur, wo er seine letzte Schlacht verlor (130 = 748), nach Rei flüchten, wo er 131 (= 748) starb. Nun hielt nichts mehr die Fortschritte der haschimitischen Scharen auf, einige syrische Heere wurden in Persien geschlagen, das Irak revoltirte ebenfalls, und endlich kam es am 11. Gumâdâ II 132 (25. Jan. 750) zum Entscheidungskampf mit Merwan selbst am Großen Zab, welcher mit des Chalifen Niederlage endete. Er selbst entkam; aber bald war die Residenz Damaskus von den Rebellen besetzt, und der Chalife mußte in Aegypten die letzte Zuflucht suchen. Indeß auch dort wurde er von Aufständischen ereilt, geschlagen und getödtet (26. Dhu'lhigga 132 = 5. Aug. 750); mit ihm fiel die Dynastie der Omajjaden ehrenvoller, als nach seinen letzten Vorgängern anzunehmen gewesen war.

Schon vor der Entscheidungsschlacht am Großen Zab war in Kufa einem neuen Chalifen, dem Abu'l-'Abbâs 'Abdallah, gehuldigt worden: mit ihm ging die höchste Würde auf die Familie der Abbasiden (s. oben) über, und sie ist bei ihr verblieben, solange es überhaupt Chalifen gegeben hat, d. h. bis zum J. 923 (1517). Aber den größten Theil dieses fast achthundertjährigen Zeitraumes hindurch ist der Chalifentitel ein leerer Schall gewesen, wie der des rex sacrificulus bei den Römern; genau wie diese wagten die Orientalen nicht, die geheiligte geistliche Würde zugleich mit der weltlichen Herrschaft abzuschaffen, und so führte das Abbasidenchalifat noch ein langes Scheinleben, nachdem es als wirkliche Macht nicht ganz zweihundert Jahre existirt hatte. Wie sich aus der Geschichte des Sturzes der Omajjaden ergibt, stellt es den Versuch der Perser dar, das Uebergewicht im Orient zu gewinnen, welches seit Omar die Araber gehabt hatten. Der Versuch gelingt theilweise, insofern die das herrschende Araberthum darstellenden Syrer besiegt und der Herrschaft beraubt werden, und persischer Einfluß in der Staatsverwaltung für eine Weile maßgebend ist. Aber den ganzen mohammedanisch gewordenen Orient sich zu assimiliren ist das Perserthum nicht kräftig genug: so sind die Abbasiden darauf angewiesen, zwischen den beiden Nationalitäten eine einigermaßen vermittelnde Stellung einzunehmen. Indeß, diese läßt sich auf die Dauer nicht behaupten; das für den Augenblick niedergeworfene Araberthum reagirt von neuem, und diesmal in Form der mohammedanischen Orthodoxie im Gegensatze zur persischen Freigeisterei der Regierungskreise, während der persische Patriotismus vermöge der national doch zu indifferenten Stellung der Abbasiden ebenfalls unbefriedigt bleibt und in Gestalt des Schiitismus noch gefährlichere Opposition macht. Dem gegenüber versucht das Chalifat seit Mutawakkil sich auf die Geistlichkeit und das Heer zu stützen; da es aber das letztere wegen der Unzuverlässigkeit der Araber und Perser mehr und mehr aus Berbern und besonders Türken rekrutiren muß, kommt es zur Prätorianerwirthschaft, und mit der dadurch herbeigeführten Kraftlosigkeit der Dynastie zur Losreißung einer Provinz nach der andern je nach den nationalen und dynastischen Einzelstrebungen, d. h. zur Constituirung der mohammedanischen Einzelstaaten des späteren Mittelalters. Wir beschränken uns naturgemäß auf die Geschichte des Chalifates als solchen, die Darstellung der späteren Geschichte des Orients während der nominellen Dauer des Chalifates den betreffenden Einzelartikeln überweisend.

Während des langen Krieges, der für ihre Herrscherrechte von den empörten Ostprovinzen geführt wurde, hatten sich die Nachkommen Mohammed's mit ihren Personen sorgfältig zurückgehalten; welcher von den beiden Linien der Thron gebühre, mußte sich entscheiden, sobald der gemeinsame Feind am Boden lag. Man kann nicht zweifeln, daß die Mehrzahl der Bewohner Persiens den Aliden anhing; aber der Fluch dieses Geschlechtes, immer nur Prätendenten, nie Männer zu erzeugen, war auch in diesem schicksalsvollen Moment wirksam. So drang Abu Salama, der hervorragendste ihrer Anhänger, vergeblich in diejenigen unter den Aliden, welche für das Chalifat in Frage kommen konnten, mit ihren Ansprüchen hervorzutreten; inzwischen hatten die Truppen im Irak bereits dem Abbasiden Abu'l-'Abbâs (132—136 = 750—754) gehuldigt, und dieser war ganz der Mann dazu, seine Ansprüche gegen jeden Widerstand durchzusetzen. Auf welche Weise er das vermochte, zeigt sein Beiname es-Saffâh „der Blutvergießer". Er sowol als sein Nachfolger erkannten klar, wie einst Mo'awija, daß in dem durch Bürgerkriege unterwühlten Reiche, inmitten der während desselben selbständig gewordenen Parteichefs, nur durch die rücksichtsloseste Energie Ordnung geschafft werden könne; ebenso aber ergab sich ihnen leicht, daß die Form der neuen Herrschaft, welche die Mitte zwischen unversöhnlichen nationalen Gegensätzen zu halten hatte, die eines reinen Despotismus sein müsse, fern von jenem volksthümlich-patriarchalischen Anstrich, den auch die kräftigsten unter den Omajjaden ihren freiheitsliebenden arabischen Stammhäuptern gegenüber wenigstens zum Schein hatten beibehalten müssen. Beiden Gesichtspunkten Geltung zu verschaffen war die Aufgabe des Saffâh und seines ihm folgenden Bruders Abu Ga'far (136—158 = 754—775), gewöhnlich el-Mansûr („der [von Gott] mit Sieg Begabte") genannt — ein Beiname, den er sich beilegte, wie nach ihm alle Abbasiden ähnliche bei ihrer Thronbesteigung annahmen. Man kann nicht leugnen, daß beide mit Consequenz und Klugheit ihre Aufgabe gelöst haben, freilich auch mit rücksichtsloser Grausamkeit und Unterdrückung jedes menschlichen Gefühls — von Dankbarkeit oder Mitleiden gar nicht zu reden. Sind beide so unter die abscheulichsten Tyrannen zu rechnen, die es gegeben hat, so gereichte doch ihre Herrschaft dem Reiche gerade so zum Vortheil als ihrerzeit die des Mo'awija: sie stiftete Ordnung und gab den meisten Provinzen für längere Zeit innere Ruhe, obwol insbesondere die in ihren Erwartungen getäuschten Aliden und Schiiten auch in den besten Zeiten niemals aufhörten, gegen die Dynastie zu wühlen und immer neue Aufstände hervor-

zurufen, die ja schließlich auch den oben angedeuteten Erfolg hatten.

Saffâh begann seine auf Befestigung des neugewonnenen Thrones gerichteten Massenmorde mit der Ausrottung der Omajjaden. Denjenigen, welchen es gelungen, sich in die Wüste zu retten, versprach er volle Amnestie, wenn sie sich ergäben; mehr als 70 gingen in die Falle und wurden sofort erschlagen. Einem einzigen von diesen, 'Abd er-Rahmân, dem Sohne Mo'awija's, gelang es zu entkommen und sich nach dem Westen zu flüchten, wo er später die Omajjadenherrschaft in Spanien gründete (s. unten). Ebenso wurde gegen die Generale Merwan's, nicht minder aber auch gegen die Parteiführer gewüthet, denen die Abbasiden den Thron überhaupt verdankten; nicht nur der Alidenfreund Abu Salama wurde getödtet, sondern sogar Abu Muslim, der, von Haus aus ein anständiger Charakter, aus Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der abbasidischen Herrschaft mit Feuer und Schwert in den Ostprovinzen gegen die gewüthet, welche derselben die Anerkennung weigerten, der nach dem Tode des Saffâh die Candidatur des Mansûr gegen dessen Oheim Abdâllah mit Waffengewalt durchgesetzt, wurde auf Befehl des Chalifen hinterlistig ermordet (137 = 755), weil er ihm zu mächtig geworden war. Nicht weniger schonungslos wurde gegen die Aliden verfahren, welche es natürlich bitter empfanden, daß sie sich von den Abbasiden hatten beiseiteschieben lassen; Grund genug für Mansûr, sie unter allerlei Vorwänden so lange zu mishandeln, bis Mohammed und Ibrahîm, zwei Söhne Abdallah's, eines Urenkels des Ali, in Medina und Baßra Aufstände erregten. Beide wurden, der letztere nach mancherlei bedrohlichen Zwischenfällen, von dem Vetter Mansûr's, 'Isa ibn Mûsa, unterdrückt, die beiden Aliden getödtet und gegen ihre Anhänger eine heftige Verfolgung eingeleitet (145 = 762), welche einige von ihnen bis nach Indien jagte.

Es sind dies nur die hervorragendsten Leistungen der meineidigen und gewaltsamen Politik, welche mit der größten Consequenz von den beiden ersten Abbasiden durchgeführt wurde, und durch welche es allerdings gelang, eine Reihe von gefährlichen Aufständen niederzuwerfen und die neue Herrschaft zu befestigen. Der Charakter eines reinen asiatischen Despotismus, den dieselbe annehmen mußte, wurde mit derselben Consequenz dem ganzen Staatsorganismus aufgeprägt. Allerdings blieb es im wesentlichen bei dem bisherigen Grundsatze, die Regierung der Provinzen durch Statthalter besorgen zu lassen und nur die Steuer- und Finanzverwaltung in der Hauptstadt zu concentriren; aber die Stellung des Chalifen wie der Statthalter wurde doch eine andere. Den altpersischen Begriffen, nach denen der Herrscher ein Gott war, entlehnte man die mehr und mehr durchgeführte Unnahbarkeit des Chalifen, welchen dem Volke gegenüber zu vertreten die Aufgabe des Wezîr's — wazîr = chargé (d'affaires) — wurde, eines *οὖς Βασιλέως*, einer Art Reichskanzlers mit so unbeschränkten Befugnissen, als ihm einzuräumen der Chalife jeweilig für gut fand. Schon unter Saffâh, der diese Würde einführte, bekleidete dieselbe ein Perser, welcher sich bereits vorher in der Verwaltung ausgezeichnet hatte, Châlid, der Sohn des persischen Arztes Barmak, nach dem die Familie den Namen der Barmekiden führt. In dieser Familie zeigt sich verkörpert der Geist des gemäßigten Perserthums, welches die Dynastie der Abbasiden acceptirte; und durch Einführung der besten persischen Elemente und Anschauungen in die Regierungs- und Hofkreise hat dieses die kurze Zeit hoher Blüte hervorgerufen, welche dem Chalifate der Abbasiden jenen ebenso unvergänglichen als größtentheils unverdienten Ruhm eingebracht hat, der für die Tradition des Orients wie des Abendlandes in dem Namen des Hârûn ar-Raschîd gipfelt. Bis zu diesem launenhaften Despoten, welcher den Traditionen Saffâh's und Mansûr's getreu die zu mächtig gewordenen Barmekiden hinterlistig vernichtete, haben Mitglieder der hochbegabten Familie fast ununterbrochen die vornehmsten Aemter innegehabt, d. h. die eigentliche Verwaltung des ungeheuern Reiches geleitet; und wenngleich auch ihre Verwaltung eine orientalische war und blieb, die vermöge der unerschwinglichen Anforderungen für Hof und Armee die Steuerkraft der Völker langsam erschöpfte und den wirthschaftlichen Ruin vorbereitete, so haben sie doch für Ordnung im Rechnungswesen gesorgt und die Erpressungen der einzelnen Statthalter beschränkt, sodaß das Los der Unterthanen in dieser Zeit vielfach ein für orientalische Verhältnisse glückliches gewesen ist, wenngleich nicht so dauernd wie unter Mo'awija oder Walîd I.

Neben dem Wezirat und zur Unterstützung der in ihm vollzogenen Concentration der Verwaltung entlehnten die Abbasiden (wie früher schon die römischen Kaiser) der persischen Verwaltungstradition die Einrichtung des Postwesens. Ein Oberpostmeister, ssâhib el-barîd, stand an der Spitze einer Schar von Postmeistern, von denen in jeder größeren Stadt, insbesondere an jedem Verwaltungssitze, einer sich befand. Von jedem wichtigen Ereigniß hatte der betreffende Postmeister durch einen musterhaft organisirten Kurierdienst dem Oberpostmeister Nachricht zu geben, und da diese Einrichtung insbesondere zur Folge hatte, daß man in der Residenz von jeder Maßregel der einzelnen Statthalter sofort Kenntniß erhielt, so dienten die Postmeister thatsächlich als Aufseher über die Statthalter und ermöglichten eine genaue Controle der Provinzialverwaltung, bildeten also eine wohlorganisirte und musterhaft bediente Staatspolizei, deren Wirksamkeit freilich mit dem Ueberwuchern der Prätorianerwirthschaft lahm gelegt wurde.

Die letzte große Maßregel, welche Mansûr in dem oben entwickelten Sinne traf, war die Verlegung der Residenz aus dem arabischen Damaskus in das zwischen Persien, Syrien und Arabien mitteninne liegende Irâk, den geeigneten Regierungssitz für Fürsten, denen Araber und Perser sich gegenseitig im Schach halten sollten. Aus Mistrauen aber gegen die bekannte Unzuverlässigkeit der irakischen Hauptstädte Baßra und Kufa gründete er eine neue Residenz in der Nähe des alten Ktesiphon; sie trug den persischen Namen Bagdâdh („Gottgegebene"), und blühte, obwol anfänglich nur zu einer stark befestigten

Residenz des Hofes und der Regierung bestimmt, durch den Aufwand des erstern und die beispiellose Gunst ihrer Lage inmitten der reichsten Länder der Welt zu jenem Centrum des vorderasiatischen Handels und Verkehrs heran, welches bis in das fernste Abendland als der fabelhafte Sitz jeder Kunst und jeder Pracht berufen wurde.

Die Umwälzung, welche der Uebergang der Herrschaft von den Arabern zu den gemäßigten Persern zur Folge hatte, machte sich nicht weniger als im Innern auch in der äußern Politik fühlbar. Das angreifende, vorwärtsdrängende Element in der Völkermenge des Orients waren seit Mohammed die Araber gewesen: mit ihrer Beiseiteschiebung und insbesondere mit der gegenseitigen Aufreibung der tapfern syrischen Stämme hört die Ausbreitung des Reiches auf; ja die Abbasiden vermochten eben noch zu erreichen, daß der Statthalter in Kairuwan die Huldigung nicht verweigerte, das schon den letzten Omajjaden nur noch dem Namen nach unterthane Spanien blieb selbständig, und an den übrigen Grenzen erschien es fast überall als das höchste erreichbare Ziel, den augenblicklichen Besitzstand zu wahren. Daß es dabei blieb, auch als die Herrschaft der Abbasiden befestigt war und mit den türkischen Truppen ein neues kriegerisches Element dem Heere zuwuchs, liegt an den fortwährenden Aufständen besonders der Aliden, beziehungsweise Schiiten, Ismaeliten und Karmaten, an den Thronstreitigkeiten und Zwisten zwischen den Prätorianeroberſten der späteren Zeit, durch welche die Streitkräfte meist im Innern verzettelt werden; einzig und allein gegen die Byzantiner, wo es freilich auch am nöthigsten war, konnte man ab und zu energischer auftreten.

Nach alledem charakterisirt sich die Epoche der Abbasiden als eine Zeit des politischen Verfalles, wenn auch, wie häufig in solchen, materieller Glanz wie geistige Bildung gerade nun erst sich zu entwickeln beginnen, und insbesondere die letztere noch jahrhundertelang, insbesondere auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung, die schönsten Früchte trägt. Jedenfalls kann man nicht leugnen, wie das von Kremer rückhaltslos ausgesprochen hat, daß die nächsten Jahrhunderte hindurch der Sitz der Civilisation im Orient sich befindet, während die abendländischen Völker erst langsam beginnen, sich aus der Barbarei herauszuarbeiten und auf die ihnen vorbehaltene höhere civilisatorische Aufgabe vorzubereiten.

So energisch und wenig wählerisch in seinen Mitteln Manßûr auch war, nahmen ihn die innern Schwierigkeiten eben doch zu sehr in Anspruch, als daß er nach außen hin große Erfolge hätte erreichen können. Es gelang allerdings um 140 (757), die Griechen, welche während des Bürgerkrieges in Kleinasien und Armenien Fortschritte gemacht hatten, von neuem zurückzudrängen und insbesondere das wichtige Malatia wiederzuerobern; auch wurde endlich Tabaristan wirklich unterworfen (142 = 759) und das diesem Lande benachbarte kriegstüchtige Gebirgsvolk der Deilemiten besiegt. Dagegen vermochte Manßûr nicht, den Westen wieder ganz mit dem Reiche zu vereinen. Spanien war sich selbst überlassen, seit die arabische Herrschaft westlich von Kairuwan dem großen Aufstande der Berbern und Charigiten unterlegen und damit jede Verbindung zwischen dem Orient und der Halbinsel unterbrochen war, und auch in Kairuwan fragte man nicht mehr nach der Autorität des Chalifen, seit ein tapferer arabischer Offizier, Abderrahmân ibn Habîb, unter Merwan's Scheinchalifat die Herrschaft an sich gerissen hatte. Derselbe hatte zwar den Abbasiden gehuldigt, kündigte aber sogleich den Gehorsam auf, als Manßûr die Abführung von Geldern an die Staatskasse verlangte; kurz nachher war er von seinen Brüdern getödtet worden und seitdem herrschte auch in Afrika Bürgerkrieg zwischen Berbern, Arabern und Charigiten. Als nun durch die siegreiche Beendigung des byzantinischen Feldzuges Truppen verfügbar wurden, ordnete Manßûr den Mohammed ibn Aschʿath von Aegypten aus zur Wiederunterwerfung Westafrikas ab. Mohammed eroberte auch glücklich Kairuwan (145=762), wurde aber ein paar Jahre später von neuem vertrieben, und nun begann wieder ein wechselvolles Ringen gegen die charigitischen Berbern, bis diese 155 (772) endgültig besiegt und ganz Nordafrika von neuem unterworfen wurde. Aber diesen schwer errungenen Erfolg etwa zur Wiedereroberung Spaniens auszunutzen, davon konnte kaum im Ernste die Rede sein; Berbern und syrische Araber, die sich um den Besitz des Landes stritten, waren beide den Abbasiden gleich feindlich, und schon war es dem im J. 132 (750) den Henkern des Saffâh entronnenen Abderrahmân ibn Moʿawija, der mehrere Jahre in Afrika ein wechselvolles Dasein geführt hatte und dann von einer der streitenden Parteien nach Spanien gerufen worden war, gelungen, mit ähnlichen Mitteln, wie Manßûr sie im Osten angewendet, sich zur Alleinherrschaft über das schöne Land aufzuschwingen (138=756). Trotzdem wagte es im J. 146 (763) El-ʿAlâ ibn Mugîth, von Manßûr zum Statthalter Spaniens ernannt, in der Provinz Beja zu landen und einen Aufstand gegen Abderrahmân zu erregen. Es gelang ihm wirklich, eine Anzahl unzufriedener Stämme um sich zu sammeln und den Abderrahmân in Carmona zu belagern, aber in kraftvollem Ausfall schlug und tödtete ihn der Omajjade, in dessen Hause von nun an die Würde selbständiger Emire von Spanien erblich blieb; und 160 Jahre später durfte Abderrahmân III. diesen Titel in den eines Chalifen verwandeln (s. unten).

Dem Manßûr hatte nach der Bestimmung des Gründers der Dynastie sein Vetter ʿIsa ibn Mûsa in der Herrschaft folgen sollen; natürlich hatte ihn aber Manßûr trotz seiner Verdienste um die Befestigung seines Thrones (s. oben) gezwungen, zu Gunsten seines Sohnes Mohammed der Herrschaft zu entsagen. Mohammed, der den Beinamen el-Mahdi annahm (158—169 = 775—785), gehört zu den besten Fürsten der Dynastie. Nicht als ob sein Charakter tadelfrei gewesen wäre; aber man muß diesem Fürsten wie allen unumschränkt herrschenden asiatischen Despoten mancherlei zugute halten, selbst wenn man nicht mit von Kremer annehmen will,

das Uebermaß der Machtfülle und der Genüsse habe in der Abbasidenfamilie eine Art erblichen Cäsarenwahnsinns erzeugt. Im Innern zeigte er sich vielfach menschenfreundlich, freigebig und auf das Volkswohl bedacht, daneben aber auch bestrebt, den persischen Einfluß nicht übermächtig werden zu lassen.

Es ist ganz natürlich, daß nach dem Siege der Perser sich alte persische Sitte und alter persischer Glaube wieder hervorzuwagen anfing, und so finden wir unter den ersten Abbasiden eine große Anzahl hervorragender Männer, welche die mohammedanischen Schriftsteller als Zindîḳs bezeichnen, ein Ausdruck, der jenachdem einen Heiden oder Atheisten oder Freigeist bedeutet. Nahmen es nun auch Leute wie Manßûr oder Mahdî mit dem Credo nicht allzu genau, so durften sie doch den Arabern keine Handhabe bieten, sie geradezu des Rückfalls in das Heidenthum zu beschuldigen. Dazu kam, daß im Osten solche Tendenzen auch im Volke um sich griffen und mehrmals zu gefährlichen Aufständen führten; so begreift es sich, daß Mahdî den Zindîḳs mit Strenge entgegentrat, und daß die Freisinnigen ihrer Ueberzeugung von da ab wenigstens ein mu'tazilitisches Mäntelchen (s. unten) umzuhängen anfingen. Von jenen Aufständen ist der gefährlichste der des 'Aṭâ aus Merw, eines Secretärs des Abu Muslim, gewöhnlich al Muḳanna' „der Verlarvte" genannt, weil er nur mit einer goldenen Maske sich sehen ließ. Er behauptete in Anknüpfung an die Lehren der Ultraschiiten, eine Incarnation Gottes zu sein, und hielt sich an der Spitze eines großen Heeres mehrere Jahre in Transoxanien, schlug verschiedene Heere des Chalifen, und vertheidigte sich schließlich hartnäckig mit 2000 Mann, die ihm treu geblieben waren, in seiner Feste Sanam, wo er im J. 163 (780), als er sich nicht länger halten konnte, sich und die Seinigen in den Flammen seines in Brand gesteckten Schlosses begrub. Auch an Revolten von Mazdakiten (s. das.) und Anhängern Zoroaster's fehlte es nicht.

Trotzdem war das Reich durch Manßûr so wohl gefestigt, daß Mahdî sehr erfolgreiche Züge gegen die Byzantiner unternehmen konnte, welche die arabischen Heere zweimal (162=779 und 165=782) bis tief nach Phrygien hineinführten und die von innern Unruhen bedrängte Kaiserin Irene zu einem demüthigenden Frieden zwangen. Dagegen mislang ein im J. 160 oder 161 (777 oder 778) unternommener Versuch, in Spanien zu landen, abermals gänzlich.

Mahdî hatte, wie sein Vater Manßûr, den noch lebenden 'Isa ibn Musa auf die Nachfolge zu verzichten gezwungen, und dieselbe seinen Söhnen Musa und Harun übertragen. Im Begriff, diese Anordnung zu Gunsten Harun's abzuändern, starb er plötzlich, vermuthlich keines natürlichen Todes, auf einem Heereszuge gegen Musa, der den Gehorsam geweigert hatte, und nun ohne Widerspruch von seiten Harun's unter dem Namen el Hâdi den Thron bestieg. Während seiner noch nicht einjährigen Regierung (169—170 = 785—786) ereignete sich außer einem Aufstande der Aliden in Medina, der bald unterdrückt wurde, nichts Bemerkenswerthes. Ueber den frühen Tod des Chalifen steht fest, daß er auf Anordnung seiner Mutter Cheizurân erstickt oder vergiftet wurde, nach einigen Berichten, weil er beabsichtigte, sie und seinen Bruder Harun tödten zu lassen, um seinem Sohne Ga'far die Herrschaft übertragen zu können; doch ist ebenso gut möglich, daß Cheizurân ihrem Lieblingssohne Harun den Thron zu verschaffen wünschte, welchen ihm zu sichern Mahdî ebenfalls durch einen plötzlichen Tod gehindert worden war. Jedenfalls übernahm Harun sofort die Herrschaft. Er führt seinen Beinamen er Raschîd (etwa „der den geraden Weg Gehende", weniger genau „der Gerechte") so unverdient wie kaum ein anderer. Gewiß war er ein begabter und geistreicher Mann, aber charakterlos aufs äußerste und, wo es darauf ankam, verrätherisch und hinterlistig, dazu, wie alle Despoten, argwöhnisch und grausam, als Herrscher keineswegs bedeutend. Trotzdem ist er in der orientalischen Tradition der weiseste, gerechteste und liebenswürdigste der Chalifen geworden aus dem einfachen Grunde, weil der Glanz und der Reichthum des Hofes und der Residenz Bagdad unter ihm am höchsten strahlte, und weil sein langes Freundschaftsverhältniß zu dem Barmekiden Ga'far eine erwünschte Gelegenheit bot, die altindischen Figuren des Radscha und seines klugen Ministers mit der reichen darangehängten Märchenliteratur, welche die Perser längst kannten und liebten, auf mohammedanischem Boden zu localisiren. Dazu begünstigte er Musik und Poesie, Veranlassung genug für die Dichter seiner Zeit, in allen Tonarten seinen Ruhm der Nachwelt zu verkünden.

Die Regierung Harun's (170—193 = 786—809) zeigt bereits eine auffallende Menge von kleineren und größeren Aufständen in fast sämmtlichen Provinzen, besonders natürlich im äußersten Osten und Westen, aber auch in Syrien, wo die Unzufriedenheit der an den Omajaden hängenden Araber wieder zum Ausbruch kam; und weder der Chalife noch die bis 187 in seinem Namen herrschenden Barmekiden — die übrigens immer mehr Verwaltungsbeamte als Feldherren waren — vermochten dauernd Ruhe zu schaffen: es fehlte eben der Regierung an der Stütze eines machtvollen Nationalgefühls und dem Chalifen an der persönlichen Kraft, diesen Mangel aus sich selbst zu ersetzen, wie es Manßûr gethan hatte. So zeigen sich während seiner Herrschaft deutlich die Anfänge des Verfalles: in Chorasan und Transoxanien war von 180 (796) ab die Ruhe fast immer gestört, da zu allen andern Gründen der Unzufriedenheit der Statthalter 'Alî ibn 'Isa die Provinz auf das schamloseste plünderte und mishandelte; in Afrika hatte allerdings nach mehrfachen Empörungen Ibrâhîm ibn Aghlab im Namen des Chalifen die Herrschaft gefestigt, aber nur, um sich gegen Zahlung eines Tributs die Selbständigkeit zu sichern (184 = 800): ein Abkommen, dem sich Harun nicht zu entziehen wagte, weil sonst der Aufstand von neuem mit größerer Gewalt ausgebrochen wäre. Von da ab herrschte die Dynastie der Aghlabiden über Nordafrika mit Ausnahme des äußersten Westens, wo Idris ibn Abdallah, ein nach dem Aufstande unter Hâdi (s. oben) nach Afrika geflüchteter Alide, sich in der Nähe

von Tanger bei den Berbern festgesetzt (170 = 786) und damit die selbständige Dynastie der Idrisiden gegründet hatte. — In dem weniger entlegenen Grenzgebiete nach Kleinasien hin vermochte Harun sich mehr Respect zu verschaffen; auch ging er dort mit Ueberlegung vor, indem er vor allem für die bessere Befestigung der Grenze sorgte, ehe er weitere Züge in das byzantinische Gebiet unternehmen ließ. Einige der letztern befehligte er selbst, und, begünstigt von der fortdauernden innern Zerrüttung des griechischen Reiches, drangen seine Heere 182 (798) bis Ephesus vor. Auch der nach der Kaiserin Irene zur Regierung gelangte Nicephorus wurde zweimal gründlich geschlagen (187 = 803 und 190 = 806), doch wurden diese Vortheile durch zwei Niederlagen, welche die mohammedanischen Feldherren 191 (807) erlitten, wieder zunichte gemacht; von da ab hinderten die sich mehrenden innern Schwierigkeiten den Chalifen an energischer Fortsetzung des griechischen Krieges.

Es ist bereits des überwiegenden Einflusses gedacht worden, welchen die persische Familie der Barmekiden seit lange in der Regierung ausübte. Unter Harun insbesondere hatten Mitglieder derselben fast dauernd die höchsten Aemter des Reiches inne: so das Haupt der Familie, Jahja, des früher erwähnten Chalid Sohn, welcher in erster Linie dem Hâdi Widerstand geleistet hatte, als er den Harun der Nachfolge zu berauben trachtete (s. oben); nicht weniger aber dessen Söhne Fadl und Ga'far, der geistvolle und lebensfrohe Freund und Liebling des Chalifen, von dem sich Harun kaum zu trennen vermochte. Aber das Jahr 187 (803) brachte den jähen und tiefen Sturz Ga'far's und seiner ganzen Familie: ersterer wurde enthauptet auf plötzlichen Befehl des Chalifen, eine Stunde, nachdem dieser ihm noch die zärtlichste Freundschaft geheuchelt; die übrigen Barmekiden wurden ihrer Aemter entsetzt, ihres Vermögens beraubt und später ins Gefängniß geworfen. Die Haremsgeschichte von Harun's Schwester 'Abbâsah, welche zur Motivirung des Mordes gewöhnlich angeführt wird, entbehrt wol der Begründung; das Hauptmotiv war jedenfalls für Harun die Besorgniß, der Einfluß seiner Günstlinge möchte im Staate übermächtig werden. Jedenfalls brachte die perfide That ihm keinen Segen: in Bagdad mehrte sich die Unzufriedenheit so, daß der alternde Fürst sich zeitweilig in das am Euphrat gelegene Rakka zurückzuziehen für gut fand; in Adherbeigân regte sich die nationalpersische Sekte der Churramîje, die später unter Bâbek (s. unten) so gefährlich werden sollte, und in dem kaum unvollkommen beruhigten Osten brach im J. 190 (806) eine höchst bösartige Rebellion unter Râfi' ibn el Leith aus, die binnen kurzem ganz Transoxanien ergriff und sich so bedenklich anließ, daß 192 (808) Harun selbst an der Spitze eines Heeres nach Chorasan aufbrach. Aber er erreichte den Kriegsschauplatz nicht mehr: am 3. Gumada II 193 (24. März 809) starb er zu Tûs, und sein Tod gab sofort das Signal zu einem neuen Bürgerkriege.

Harun hatte nämlich auf Betrieb seiner Gemahlin Zobeida (die auch in der Märchenliteratur eine Rolle spielt) deren Sohn Mohammed unter Verleihung des Namens el Emîn (193—198 = 809–814) zum Nachfolger im Chalifate ernannt, obwol er von einer Sklavin einen älteren Sohn 'Abdallah hatte. Letzterm scheint er sich dann später mehr zugeneigt zu haben, wenigstens bestimmte er ihn 182 (798) unter dem Namen el Ma'mûn zum zweiten Nachfolger und verordnete, daß er schon unter Emîn's Chalifat die Ostprovinzen verwalten solle, während der dritte Bruder Kâsim das nördliche Syrien und Mesopotamien sowie Armenien als Statthalter erhielte; dem Ma'mûn vermachte er außerdem die ganze Armee, welche er zur Bekämpfung des Râfi soeben nach dem Osten führte. Emîn, der sich mit den andern Brüdern zur Befolgung dieser Weisungen verpflichtet, hatte indeß schon vor dem Tode Harun's im Einverständniß mit dem Wesir el Fadl ibn Rabî' den geheimen Befehl für das Heer erlassen, daß es sofort nach dem Tode Harun's nach Bagdad zurückzukehren habe. Das geschah, ohne daß es der mit einem Theile der Truppen schon vorher nach Merw aufgebrochene Ma'mûn hindern konnte; aber eben mit dieser gegen Harun's letzten Willen getroffenen Verfügung hatte sich Emîn seinem Bruder gegenüber ins Unrecht gesetzt, und dieser säumte nicht, die Testamentsverletzung mit offener Verweigerung des Gehorsams zu beantworten. Der Kampf um den Thron war somit unvermeidlich, und wieder wurde er zu einem Kampfe zwischen der persischen Nation, welche Ma'mûn's Wesir el Fadl ibn Sahl vertrat, und der arabischen, der el Fadl ibn Rabî' angehörte, wie denn auch Ma'mûn auf die Ostprovinzen, Emîn auf die arabischen Elemente westlich vom Tigris sich stützte.

Aber auf die letztern war kein Verlaß; zwar die Bewohner von Bagdad, welche sich als Araber und Rechtgläubige fühlten und die Perser haßten, hielten fest an Emîn, und auch die Irakaner liehen ihm, wenigstens solange er Aussicht auf den Sieg zu haben schien, ihre Hülfe, aber die Syrer benutzten den Bruderkrieg sofort, um sich von den verhaßten Abbasiden unabhängig zu machen und dann nach alter Weise sich gegenseitig zu bekriegen (195 = 811). Inzwischen hatte Emîn ein Heer von 50,000 Mann unter dem in Persien von früher her (s. oben) gänzlich verhaßten Ali ibn 'Isa gegen Ma'mûn geschickt; während aber Ali in thörichter Siegessicherheit jede Vorsichtsmaßregel auf dem Marsche verabsäumte, überfiel ihn Tâhir ibn el Husein, ein persischer General, welcher eine vorgeschobene Abtheilung von Ma'mûn's Heere commandirte, plötzlich bei Rei (Teheran) und brachte ihm mit seinen nur 4000 Mann eine vollständige Niederlage bei, in welcher Ali selbst das Leben verlor (Schawwâl 195 = Juli 811). Da schon vorher von Harun's altem Feldherrn Harthama ibn A'jan der Aufstand des Râfi' in Transoxanien gedämpft war, hatte Ma'mûn den Rücken frei, und konnte sein Heer in zwei Colonnen nach Bagdad vorrücken lassen, von denen die südliche unter Tâhir in der Nähe von Ahwâz Emin's irakische Truppen von neuem schlug, während die nördliche unter Harthama einen Sieg bei Nahrawan, schon in der Nähe der Hauptstadt, davontrug.

In dieser wäre inzwischen Emîn beinahe das Opfer einer Verschwörung geworden (Ragab 196 = März—April 812); dieser Gefahr mit Mühe entgangen, versuchte er nun seinerseits durch Bestechung Ma'mûn's Truppen zum Abfall zu bringen. Zum Theil gelang ihm das, bald aber wechselten die Ueberläufer, auch mit ihm unzufrieden, von neuem das Lager, und nun war Emîn verloren. Die Bagdadenser, die einzigen, die treu an ihm hingen, vertheidigten die nach außen wie gegeneinander abgeschlossenen Stadtquartiere tapfer, sodaß Tâhir eins nach dem andern erobern mußte (197 = 813); aber Anfang 198 (Ende 813) hatte er, zum Theil durch Verrath der Generale Emîn's, ganz Bagdad in der Gewalt mit einziger Ausnahme der alten Stadt Manßûr's mit dem stark befestigten Residenzschlosse. Als es keinen Ausweg mehr gab, beschloß Emîn, sich dem Harthama zu ergeben, der ihm weniger, als Tâhir, verhaßt war; aber dieser letztere wollte gerade die Ehre der Unterwerfung des Chalifen für sich haben, ließ ihn, als er bei Nacht mit Harthama auf dem Tigris dessen Lager zuruderte, überfallen und gefangen nehmen (wobei Harthama beinahe ertrunken wäre) und in derselben Nacht tödten (Muharram 198 = September 813).

Man sieht aus diesem Ueberblick über den Bruderkrieg zwischen Emîn und Ma'mûn bereits, wie weit es mit dem Verfall des Reiches gediehen war. Ueberall Unzuverlässigkeit, Bestechlichkeit und Verrath; Soldaten wie Offiziere, mit wenigen ehrenwerthen Ausnahmen, suchen lediglich den eigenen Vortheil, von wirklicher Anhänglichkeit an die Dynastie ist kaum mehr die Rede, und Patriotismus zeigt sich nur in Gestalt von Widerwillen und Feindseligkeit zwischen Arabern, bezw. Irakanern und Persern. Von neuem hatten mit der Einnahme von Bagdad und dem Uebergange der Regierung auf Ma'mûn (198—218 = 813—833) die letztern über die erstern gesiegt: kein Wunder, daß die Erbitterung der Irakaner eine grenzenlose war. Dies wußten die Aliden zu benutzen; hatten sie bisher, der politischen Lage entsprechend, mit dem schiitenfreundlichen Ma'mûn gegen Emîn gestanden, so glaubten sie nun an die Möglichkeit, zur Abwechselung einmal mit Hülfe der Araber den Abbasiden die Herrschaft streitig machen zu können. Wie aber das unselige Geschlecht es nie zu etwas Anderm gebracht hat, als sich zum Aushängeschild für egoistische Zwecke misbrauchen zu lassen, so geschah es auch diesmal. Ein gewissenloser, aber kecker Abenteurer, Abu's-Serâjâ, benutzte den Aliden Mohammed ibn Ṭabâṭabâ und später, als ihm dieser unbequem wurde und er ihn hatte beiseite schaffen lassen, den Mohammed ibn Mohammed ibn Zeid, um die Schiiten des Irak, die mit den persischen religionsmengenden Schiiten nur die Anhänglichkeit an Ali's Familie gemein hatten, im übrigen arabischer Gesinnung waren, zum Aufstand gegen Ma'mûn oder vielmehr gegen seine persischen Generale aufzureizen. Er trug im J. 199 (815) erhebliche Vortheile davon, sodaß die Empörung ganz Arabien, Irak und einen Theil Westpersiens ergriff und die Hauptstadt selbst bedroht wurde. Die persischen Generale, insbesondere Hasan ibn Sahl, der Bruder von Ma'mûn's alter ego Fadl (s. oben), vermochten gegen das empörte arabische Nationalgefühl nichts auszurichten, und erst dem Harthama, der als Feldherr wie als Araber das größte Ansehen genoß, gelang es, der Bewegung Einhalt zu thun (200 = 815). Da aber die Perser, welche den immer noch in Merw befindlichen Chalifen vollkommen in der Hand hatten, fürchteten, Harthama würde den letztern über die wahre Lage der Dinge im Irak aufklären, verleumdeten sie den siegreichen Feldherrn, sodaß Ma'mûn seine Gefangensetzung befahl und nach einigen Tagen seine Tödtung gestattete (201 = 816). Die Nachricht davon war das Signal zu erneuten Unruhen im Irak, insbesondere zu offener Erhebung von Bagdad (201 = 816), und gerade als Hasan ibn Sahl im Begriff war, dieselbe durch einen Vertrag zu begütigen, beging der Chalife auf Anrathen seiner Perser, besonders des Fadl, in der vorgeblichen Absicht, sich mit den soeben von seinen Feldherren verfolgten Aliden zu versöhnen, den unglaublichen Fehler, seine Tochter Umm Habiba mit einem noch dazu gänzlich unbedeutenden Alidën, dem Ali ibn Musa, zu verheirathen und demselben unter dem Namen er-Ridhâ als Thronfolger huldigen zu lassen. War es nach Lage der Verhältnisse schon unmöglich — wie soeben erst der Bruderkrieg gezeigt hatte — in einem Hause, dessen Mitglieder doch dieselben Interessen hatten, erträgliche Eintracht zu erhalten, so ist es doppelt schwer begreiflich, wie Ma'mûn sich einbilden konnte, durch eine derartige Maßregel Frieden zwischen zwei so tödlich verfeindeten Geschlechtern herzustellen; und auch Fadl's jedenfalls vorliegende Absicht, durch den alidischen Thronfolger dem Schiitismus persischer Observanz die Herrschaft zu sichern, erscheint in höchstem Grade unbedacht. Die Araber konnten jedenfalls diese Absicht keinen Augenblick verkennen; Bagdad war im Nu wieder in voller Empörung und rief Ma'mûn's in der Hauptstadt anwesenden Oheim, Ibrâhim ibn el Mahdî, zum Chalifen aus (5. Muharram 202 = 24. Juli 817). Seine Anhänger bemächtigten sich auch eines Theiles von Irak, als aber der Versuch, das von Hasan ibn Sahl besetzte Wâsiṭ (s. oben) zu nehmen, mislungen war, fingen seine Generale an, Verrath zu spinnen, sodaß Ibrahim die Unhaltbarkeit seiner Stellung schließlich erkannte und freiwillig abdankte (203 = 819). Die hiermit ermöglichte friedliche Beilegung des Conflictes wurde wesentlich dadurch erleichtert, daß inzwischen dem Ma'mûn über die Verkehrtheit seiner, oder vielmehr seiner Umgebung Politik endlich die Augen aufgegangen waren. Er entschloß sich also, einstweilen sich den Arabern etwas zu nähern, entledigte sich des Fadl (202 = 818) wie des verunglückten alidischen Schwiegersohnes (203 = 818) auf gut orientalische Despotenweise durch heimlichen Mord, über den er natürlich officiell untröstlich war; und nachdem so die Steine des Anstoßes beseitigt waren, konnte er sich im J. 204 (819) ohne Widerspruch in Bagdad huldigen lassen.

Damit war er indeß noch nicht am Ende der Schwierigkeiten. Hatte ihm seine allzu große Neigung zu

den Persern die Araber entfremdet, so war seine Versöhnung mit den Arabern Grund genug, die extremen Fractionen der Perser gegen ihn aufzubringen; und so nahm die Bewegung der schon unter Raschîd thätigen Churramîje, die bereits im J. 201 (817) durch Bâbek neu angeregt war, in den nächsten Jahren bedenkliche Dimensionen an. Von 205 an wurde ein Heer des Chalifen nach dem andern von Bâbek geschlagen, und die, wie früher, in Adherbeigan aufgekommene Sekte, deren Lehre in einer Vermischung mohammedanischer, indischer und persischer Elemente bestand, die aber hauptsächlich eine neue Reaction des persischen Nationalgefühls darstellte, breitete ihre Herrschaft über Theile Armeniens, Mesopotamiens und Persiens bis nach Chorasan hin aus, ohne daß es, solange Ma'mûn lebte, gelungen wäre, sie zu unterdrücken.

Glücklicher war Ma'mûn in andern Provinzen und in seinen Unternehmungen gegen die Byzantiner. Daß Chorasan unter seiner Regierung ruhig war, ist kein Wunder, besonders da er seiner Lieblingsprovinz im J. 205 (820) seinen bedeutendsten persischen General, den Tâhir, als Statthalter sandte. Freilich fühlte sich der selbstbewußte Mann inmitten seiner Landsleute so zu Hause, daß er im J. 207 (822) es wagen konnte, sich für unabhängig zu erklären. Zum Glück für den Chalifen starb er einen Tag später; aber Ma'mûn wagte doch niemand anders als seinem Sohne Abdallah die Regierung der Provinz zu übertragen, welche von da ab über funfzig Jahre lang in den Händen der Tahiriden blieb, ohne daß den Chalifen mehr als die nominelle Oberhoheit über dieselbe verblieb — ein weiterer Anfang zur Ablösung einer Hauptprovinz vom Chalifenreiche.

Uebrigens konnte Abdallah ibn Tâhir erst im J. 213 (828) selbst nach Chorasan gehen, da er in der Zwischenzeit seine Feldherrngaben anderwärts zu bethätigen hatte. In Aegypten waren nämlich während des letzten Bürgerkrieges Unruhen entstanden, da ein Aufstand gegen Emîn's Statthalter (196 = 812) fortwährende Reibungen zwischen den dort rivalisirenden arabischen Stämmen zur Folge gehabt hatte. Die Verwirrung erreichte ihren Gipfel, als Scharen moslimischer Spanier, welche nach dem Aufstande Cordovas gegen Hakam I. aus Spanien verbannt worden waren, unter Abu Hafß el Ballûtî im J. 199 (815) nach Alexandrien kamen und von der Stadt Besitz nahmen. Sie hielten sich dort jahrelang, bis endlich Abdallah 210 (826) sie zum Abzug zwang. Die Spanier segelten nach Kreta, welches sie eroberten und wo sie eine bis zur Wiedereroberung durch die Griechen im J. 350 (961) regierende Dynastie gründeten; Aegypten wurde beruhigt; bald aber, nachdem Abdallah die Provinz verlassen hatte, brachten die Bedrückungen seines Nachfolgers nicht nur die Araber, sondern auch die geduldigen Kopten zur Verzweiflung und verursachten eine allgemeine Empörung (214 = 829); nur mit Mühe gelang es Ma'mûn mit seinem Bruder Mu'taßim und dem tüchtigen General Afschin zusammen, die Kopten zu Paaren zu treiben (217 = 832).

Zwischen diesen innern Kriegen liegen noch einige Kämpfe mit den Byzantinern, die sich Bâbek's Erfolge zu Nutze zu machen suchten, aber in vier aufeinanderfolgenden Feldzügen (215–218 = 830–833), meist unter Ma'mûn's eigener Führung, bis hinter Tarsus und Thana zurückgedrängt wurden. Empfindlicher noch mußte den Griechen der Verlust Siciliens sein, welches die Aghlabiden von 212 (827) ab allmählich von Afrika aus eroberten; doch ist die Geschichte dieser vom Chalifate unabhängig gewordenen Dynastie hier nicht weiter zu verfolgen (s. den Artikel Aglabiten = Aghlabiden).

Man sieht, wo die muslimischen Truppen ihre Waffen nach außen kehrten, waren sie noch im Stande, etwas zu leisten; aber im Innern gehorchten sie bereits jetzt mehr dem eigenen Vortheil, oft auch diesem oder jenem populären General als der rechtmäßigen Regierung. Kein Wunder, daß die Chalifen nach zuverlässigeren Stützen suchen mußten. Ma'mûn hatte eine solche in den Persern zu finden geglaubt, und seiner Vorliebe für dieselben blieb er auch treu, nachdem er sich äußerlich mit den Arabern vertragen hatte. So wenig dies die Dynastie wirklich halten konnte, so hat es doch der Civilisation die große Förderung gebracht, daß die wissenschaftliche Forschung, auch abgesehen vom theologischen Interesse, nunmehr einen breiteren Raum im Geistesleben des Orients einzunehmen anfängt. So wenig Ma'mûn als ein musterhafter Regent oder gar als ein anständiger Charakter bezeichnet werden kann, so muß er doch da, wo keine Politik ins Spiel kam, eine nicht gewöhnliche intellectuelle Begabung und feines Verständniß für höhere geistige Thätigkeit entwickelt haben. Er ließ sich von Persern und Syrern zur Ermuthigung und Förderung von allerhand Studien auf dem Gebiete der Philosophie und der exacten Wissenschaften anregen; auf seinen Befehl wurden die einschlagenden Hauptwerke der griechischen Literatur, die bisher nur syrisch vorhanden waren, ins Arabische übersetzt, er gründete eine wissenschaftliche Bibliothek und ein Observatorium. Dem entspricht auch seine Begünstigung der freieren Richtung in der Theologie: durfte er es der Araber wegen nicht wagen, sich zu seinen jedenfalls persisch beeinflußten Ueberzeugungen offen zu bekennen, so stellte er sich doch wenigstens auf die Seite der rationalistischen Theologen und machte im J. 212 (827–828) durch die officielle Proclamation des mu'tazilitischen Dogmas „daß der Koran geschaffen sei" (s. d. Art. Mu'taziliten) die rationalistische Lehre für alle Muslime verbindlich. Natürlich wurde auch diese „liberale" Maßregel in despotischer Form durchgeführt, und die ehrlichen Orthodoxen, welchen ihr Gewissen die Annahme der Formel verbot, mannichfach gedrangsalt: immerhin verdient Ma'mûn's selbstlose Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen alle Anerkennung und erhebt seine Regierung über die der meisten andern Abbasiden.

Dem Ma'mûn folgte in der Herrschaft sein Bruder Abu Ishâḳ, genannt el Mu'taßim Billâh (218–227 = 833–842). Er war ein tüchtiger Soldat, aber nichts weiter, und glaubte demgemäß den immer wachsenden Unruhen im Reiche und der oben angedeuteten Unzu-

verlässigkeit der Truppen am besten dadurch abhelfen zu können, daß er sich eine von den verschiedenen Factionen unbeeinflußte Militärmacht schuf. Er nahm daher in überwiegender Zahl Berbern und Türken aus den Provinzen jenseit des Oxus in seine Dienste, und als der Widerwille gegen das rohe und übermüthige Gebaren dieser Truppen zugleich mit der Erbitterung über die fortgesetzten Verfolgungen der in Bagdad hochverehrten Orthodoxen lautes Misvergnügen in der ohnehin unzufriedenen und zu Ausschreitungen geneigten Bevölkerung der Hauptstadt hervorrief, that er den noch verhängnißvolleren Schritt, sich mit seiner militärischen Umgebung nach Samarra, drei Tagereisen nördlich von Bagdad, zurückzuziehen und dort eine neue Residenz zu gründen, welche er mit einem Wortspiele auf den älteren Namen Surr man râ „Freude dessen, der es sieht" nannte. Es liegt auf der Hand, daß er damit seine Nachfolger gänzlich in die Hände der Soldateska gab, die wol er selbst noch, nicht aber die späteren Chalifen zu bändigen verstanden, sodaß Thron und Herrscher bald zum Spielball der Intriguen und Feindseligkeiten wurden, welche zwischen den türkischen Offizieren hin- und hergingen; kaum daß es später noch einmal ein paar kräftigen Herrschern wie dem Muwaffak gelang, die zügellose Sklavenbande einem festen Willen wieder dienstbar zu machen.

Rein militärisch betrachtet, war die Reorganisation des Heeres zunächst allerdings ein großer Vortheil, da die Türken und Berbern dem, der sie zahlte, blind ergeben, dabei tapfer und kräftig waren; und so wurde es endlich möglich, in einer Reihe von Feldzügen, in denen sich der Tahiride Ishâḳ ibn Ibrahim, Mohammed ibn el Aschʿath, besonders aber der Perser Afschin (s. über diesen letztern früher) auszeichneten, den Bâbek mit seinen Churramiten wiederholt zu schlagen und dabei allmählich zurückzudrängen, bis er endlich in Adherbeigan, wo die Sekte zuerst entstanden war, belagert und, nachdem er noch einmal entronnen war, endlich im J. 222 (837) gefangen genommen und grausam hingerichtet wurde. Auch einige andere Unruhen, wie ein Aufstand der Aliden in Chorasan (219 = 834), der Kurden bei Moßul (226 = 841), eines falschen Omajjaden in Palästina (227 = 842), wurden rasch unterdrückt. Die größten Erfolge erzielte Muʿtaßim indeß gegen den griechischen Kaiser Theophilus, der die mehrjährige Dauer des Krieges gegen Bâbek dazu benutzt hatte, die Provinzen am obern Euphrat zu überziehen und greulich zu verwüsten. Im J. 223 (838) sammelte der Chalife eine große Armee, welche in mehrern Colonnen unter Afschin, den Türken Aschnas und Waßîf und Muʿtaßim selbst in Kleinasien einrückte, ein griechisches Heer besiegte und die Stadt Amorium einnahm und gänzlich zerstörte. Daß auch hierbei die Türken wieder die erste Rolle spielten, reizte einige arabische Generale, welche sich zurückgesetzt fühlten, zu einer Verschwörung, deren Ziel die Uebertragung des Chalifates an Maʾmûn's Sohn ʿAbbâs war. Dieselbe wurde indeß entdeckt, die Schuldigen hingerichtet und Muʿtaßim in seiner Abneigung gegen die Araber und in seinem Streben, sie durch Türken zu ersetzen, nur noch mehr bestärkt.

Aber er mußte selbst noch die Erfahrung machen, daß auch auf die Fremden kein Verlaß war, sobald es sich um ihr persönliches Interesse handelte. Weitaus der erste von diesen war damals Afschin, zwar von Herkunft und Glauben ein Perser, aber seinem Geburtsorte und seiner Stellung nach zu den Türken Transoxaniens gehörig. Er war nach der Besiegung Bâbek's wie nach der Einnahme von Amorium mit Geschenken und Ehren überhäuft worden; trotzdem beneidete er den Abdallah ibn Ṭâhir um die Statthalterschaft von Chorasan, und reizte daher den Mâzijâr ibn Kârin, Ispehbedh des nominell zu Chorasan gehörigen Tabaristan, zur Empörung auf. Sie wurde unterdrückt (224 = 839), Afschin aber, dessen Mitschuld der Chalife argwöhnte und der im J. 225 (840) durch eine Unbotmäßigkeit seines Bruders noch mehr compromittirt ward, fühlte den Boden unter seinen Füßen wanken und wollte flüchten, wurde aber gefangen gesetzt, und da über seinen Verrath nichts positiv feststand, wegen Ketzerei in Anklagezustand versetzt. Auch in dieser Beziehung konnte man seiner geschickten Vertheidigung nicht beikommen, sodaß er dem Todesurtheile entging, aber nur, um im Kerker zu verschmachten (226 = 841).

Bald nach ihm starb Muʿtaßim; sein Sohn el Wâthik Billah, der ihm folgte (227—232 = 842—847), lebte nur seinen Launen und Lüsten und zeichnete sich hauptsächlich durch Güterconfiscationen und Verfolgung der armen Orthodoxen aus. Beinahe hätte ihn indeß sein tyrannisches Gebaren den Thron gekostet: Ahmed ibn Naßr, ein angesehener Theologe, zettelte eine Verschwörung in Bagdad an, die weite Kreise ergriff, aber durch vorzeitiges Losbrechen vereitelt wurde und nun ihrem Anstifter das Leben kostete. Besonders unruhig waren unter Wathik auch die Araber in Syrien und Arabien, deren Züchtigung er seinen Türken überließ; gegen die Griechen erlitt der Gouverneur der Grenzfestungen eine Niederlage (231 = 846).

Nach Wathik's Tode, der eine Folge seiner Unmäßigkeit war, setzte Waßif, der Commandant der türkischen Leibwache, statt des unmündigen Sohnes des verstorbenen Chalifen dessen Bruder Gaʿfar zum Herrscher ein (232—247 = 847—861). Er nahm den Namen el Mutawakkil Billâh „der auf Gott sein Vertrauen Setzende" an, ein Name, dem er wenigstens im Sinne der Theologen alle Ehre machte. Er hatte politische Einsicht genug, um zu erkennen, daß mit den Türken allein sich auf die Dauer nicht regieren lasse, und suchte demzufolge wieder eine Stütze in der Masse des Volkes. Wir wissen, daß sich diese, vor allem in der Hauptstadt, infolge ihrer Abneigung gegen alles Persische, also auch gegen Freidenkerei und Rationalismus, längst in den Händen der orthodoxen Partei befand; um sich also deren Beistand zu sichern, brach Mutawakkil im J. 237 (852) mit den Muʿtaziliten, entsetzte die Beamten, welche dieser Richtung angehörten, und leitete eine schonungslose Verfolgung gegen alle Anhänger derselben ein, wobei er in seinem

frommen Eifer so weit ging, daß selbst unzweifelhaft Orthodoxe, wenn sie nicht zu den Extremen gehörten, vor der Anklage der Ketzerei nicht sicher waren. Insbesondere aber machte er auch der bis dahin geübten Toleranz gegen Christen und Juden ein Ende, ließ alle Kirchen und Synagogen einreißen, schärfte frühere Verordnungen, welche die Rechte der „Schutzgenossen" aufs Aeußerste beschränkten, von neuem ein: kurz an die Stelle des Indifferentismus trat die starrste Intoleranz. Da nun die Orthodoxie einige Zeit nachher auch in der wissenschaftlichen Theologie das Uebergewicht über die rationalistische Richtung bekam, so war es natürlich mit der freien Geistesentwickelung, welche unter Ma'mûn einen so hohen Aufschwung genommen hatte, zu Ende: freilich wirkten die gegebenen Anregungen noch in hervorragenden Köpfen weiter, und gerade die bedeutendsten Philosophen und Naturkundigen des mohammedanischen Orients gehören späteren Zeiten an: aber sie mußten ihre Erkenntnisse in zweideutige Worte kleiden, und jede Wirkung auf das Geistesleben breiterer Volksschichten blieb ihnen versagt.

Es ist selbstverständlich, daß solcher Verdienste wegen Mutawakkil von den kirchlich gesinnten mohammedanischen Schriftstellern — und andere gab es ja nach ihm nicht viele mehr — hochgepriesen wird. Nach unsern Begriffen war er ein abscheulicher Tyrann, dem die Grausamkeit Vergnügen machte, der unter dem Deckmantel scheinheiliger Frömmigkeit ein ausschweifendes Leben führte, den Staatsschatz in der leichtsinnigsten Weise vergeudete, aber zu träge war, sich ernstlich um die Regierung zu kümmern. So gab es denn überall Empörungen: in Adherbeigân (234 = 848—849), in Syrien, wo besonders die Christen unter dem harten Drucke sich empörten (237—240 = 852–855), in Aegypten (bis 241 = 855—856), dessen Küste obendrein von einer griechischen Flotte verheert wurde (238 = 853), in Armenien (237—238 = 851—852): warfen auch die türkischen Feldherren, in erster Linie die beiden Boghâ, die Aufstände nacheinander nieder, so nahm doch die innere Auflösung immer mehr zu. Auch im Osten, wo die Tahiriden im allgemeinen gute Ordnung hielten, gelang es doch im J. 238 (852—853) dem Ja'kub ibn Leith es Ssaffâr, Stammvater des Geschlechtes der Soffariden (genauer Ssaffâriden), in Seǵestan sich selbstständig zu machen, von wo aus dann die Soffariden allmählich die Nachkommen Tahir's verdrängten. — Auch an die Griechen wurde in mehrern mit wechselndem Glücke geführten Kriegen im allgemeinen Terrain verloren; doch brachte die im J. 245 (859) versuchte Belagerung von Samosata den Byzantinern eine große Niederlage ein, die sich im folgenden Jahre wiederholte.

Die Launenhaftigkeit Mutawakkil's wurde schließlich so thöricht, daß er es sogar mit seiner türkischen Leibwache verdarb. Er verbannte Bogha den älteren, und wollte Waßîf verhaften lassen; aber die Türken kamen ihm zuvor — in Verbindung mit des Chalifen ältestem Sohne Muntaßir, den sein Vater schlecht behandelte und der Thronfolge zu berauben vorhatte, überfielen sie ihn in der Nacht vom 3. zum 4. Schauwâl 247 (10—11. Dec. 861) und machten ihn nieder.

Muntaßir (247—248 = 861—862), der zwar am Morde seines Vaters nicht selbst sich betheiligt, denselben aber gebilligt hatte, starb bereits nach sechs Monaten unter furchtbaren Gewissensqualen. Die Wahl des Nachfolgers fiel natürlich den Türken zu, welche einen Enkel Mu'taßims als Musta'în billah (248—252 = 862—866) dem widerstrebenden, aber zu kräftigem Widerstande unfähig gewordenen Volke aufdrängten. Musta'în war ein Schwächling, der ruhig zusah, wie die Tahiriden die Herrschaft über das Reich mit den Türken theilten, während die Byzantiner die Grenzgebiete verwüsteten, und das über die Misregierung wüthende Volk, als es sich endlich nicht blos in Bagdad, sondern sogar in der Residenz Samarra erhob, von den Türken zusammengehauen wurde (249 = 863). Nach Bezwingung des Widerstandes geriethen letztere selbst untereinander in Streit, wobei Musta'în sich so ungeschickt benahm, daß er sich die Unzufriedenheit der maßgebenden Offiziere zuzog und nach Bagdad flüchten mußte, während in Samarra Mutawakkil's Sohn el Mu'tazz billah zum Chalifen ausgerufen wurde (251 = 865). Der Tahiride Mohammed ibn Abdallah, welcher in Bagdad Statthalter war, unternahm es, Musta'în zu vertheidigen, mußte ihn aber selbst aufgeben, als er bemerkte, daß er hinter seinem Rücken sich mit den Türken zu einigen versuchte. So wurde Musta'în zur Abdankung gezwungen (252 = 866), nachdem unter seiner würdelosen Regierung noch in Tabaristan der Alide Hasan ibn Zeid, in Ispahan die Familie Abu Dôlaf's sich selbständig gemacht und überall in den Provinzen sich die Bande der Ordnung gelöst hatten.

Die Regierung des Mu'tazz (252—255 = 866—869) läßt sich kurz als der Versuch eines schlauen und gewissenlosen Mannes bezeichnen, durch Aufhetzung der das Chalifat bedrängenden Generale und Statthalter gegeneinander die Macht der einzelnen zu neutralisiren, und inmitten der entzweiten Großen dem nur noch nominellen Oberhaupte neuen Einfluß zu gewinnen. Leider verrechnete sich Mu'tazz dabei gewöhnlich, und erzielte lediglich neue Unruhen in Bagdad, unter welchen die schon seit Ma'mun im Verfall begriffene Hauptstadt wiederum erheblich litt; daneben ist zu verzeichnen die Ausbreitung von des Ssaffâr Ja'kub ibn Leith Herrschaft auf Kosten der Tahiriden über Herat, Kerman und bis nach Fars hinein (255 = 869); die thatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach erfolgte Lostrennung Aegyptens durch den Türken Ahmed ibn Tulun, der daselbst die Dynastie der Tûluniden (s. das.) gründete; die Festsetzung eines Rebellenhäuptlings Musâwir bei Moßul (254 = 868) und die Fortdauer der kleinen Dynastien der Nachkommen Abu Dolaf's bei Ispahan und der Aliden in Tabaristan. Man kann sich bei solchen Verhältnissen nicht wundern, daß dem Chalifen schließlich selbst das Geld fehlte, seine türkische Leibwache zu bezahlen, die ihn, als er innerhalb einer bestimmten Frist keinen Rath geschafft hatte, einfach tödtete (255=869).

Aus der tiefen Erniedrigung, in welche das Abbasidenchalifat gerathen war, wurde es noch einmal auf eine kurze Zeit durch vier vortreffliche Fürsten herausgehoben. Dem ersten derselben, el Muhtadi billah, (255—256 = 869—870), gelang es freilich noch nicht, mehr als eine moralische Wirkung zu erzielen. Aus einem stillverborgenen Leben war er von den Türken hervorgezogen, weil er unbedeutend und lenksam erschien; aber er war ein fester Charakter und entschlossen, die unwürdige Sklaverei seines Hauses zu brechen oder zu sterben. Sein Auftreten imponirte zuerst den Türken, und so gelang es ihm zu Anfang, einen derselben gegen den andern auszuspielen, während er inzwischen aus den längst durch die türkischen Mishandlungen aufs äußerste gebrachten Arabern Bagdads und der Umgegend sich neue Truppen zu schaffen bestrebt war. Aber die Araber des Irak waren zu heruntergekommen, als daß sie zu einem festen Entschlusse sich hätten aufraffen können; muthlos ließen sie den Chalifen im Stich, der sich vergeblich an der Spitze einer geringen Schar den rebellirenden Türken entgegenzuwerfen versuchte — auch die bisher noch zu ihm gehalten, ließen ihn nun im Stich, er wurde gefangen und getödtet. Aber er hatte nicht vergeblich gelebt. Klügere unter den Türken mochten doch eingesehen haben, daß auch für sie bei der steten Anarchie nur Unheil herauskomme, oder fürchten, daß eine neue Bewegung unter den Arabern nachhaltigere Wirkung haben würde. Jedenfalls unterstützten sie zunächst den neuen Herrscher el Mo'tamid 'ala'llâh (256—279 = 870—892) ohne Rückhalt, und obwol dieser als Regent eine reine Null war, so fand er doch in seinem Bruder Talha, oder, wie er mit seinem Beinamen gewöhnlich genannt wird, el Muwaffak billah, einen Stellvertreter, dem er die Sorgen der Regierung bald gänzlich überließ, und der mit kräftiger Faust die Türken bändigte und disciplinirte, den Hof ihrem Einflusse durch Zurückverlegung der Residenz nach Bagdad entzog, die Araber wieder zur Theilnahme an politischen und militärischen Angelegenheiten zu bewegen und systematisch die Macht des Chalifates zu heben anfing. Freilich konnte dies nur langsam gelingen; die entfernteren Provinzen blieben unter ihren Dynastien unabhängig, ja Ahmed ibn Tulun dehnte seine Herrschaft 264—265 (877 8—878 9) über Syrien und einen Theil von Mesopotamien aus, und vergeblich versuchte Muwaffak's Sohn Mo'tadid erst Ahmed, und als dieser 270 (884) gestorben war, seinem Sohne Chumâraweih in wechselvollen Kämpfen diese Provinzen wieder zu entreißen. Ebenso breitete sich es-Sjaffâr nicht nur im Osten auf Kosten der Tahiriden aus, deren Herrschaft er 257—259 (873) durch Einnahme Chorasans und der übrigen Länder bis zum Oxus ein Ende machte, sondern besetzte 261 (875) Fars und rückte sogar gegen das Irak weiter, bis er dicht vor Bagdad angelangt war. Hier indeß trat ihm Muwaffak entgegen und schlug ihn (262 = 876), sodaß er sich zurückziehen und wenigstens auf die Provinzen bis Chuzistan beschränken mußte. Inzwischen nahm ein Aufstand eines seiner Unterstatthalter in Chorasan ihn stark in Anspruch, und nach seinem Tode 265 (879) hielt es sein Sohn 'Amr für räthlich, sich gegen diese Rebellen einen Rückhalt zu sichern, indem er äußerlich dem Chalifen huldigte; und als er im J. 271 (885) dem inzwischen mehr und mehr zu Kräften gekommenen Muwaffak gegenüber sich weigerte, aus dem Abhängigkeitsverhältnisse Ernst zu machen, wurde er bis zum J. 274 (887/8) aus den meisten seiner Provinzen verdrängt und auf das ßaffaridische Stammland Segestan beschränkt. Erreicht wurde dieser Erfolg von Muwaffak mit Hülfe der Samaniden, d. h. der Nachkommen des Persers Nûh ibn Asad ibn Sâmân, welcher unter Ma'mun Unterstatthalter von Transoxanien geworden war, und dessen Familie diese Stellung während der ganzen Tahiridenzeit behalten hatte, bis nach dem Sturze der letztern Naßr ibn Ahmed ibn Sâmân vom Chalifen direct mit der Statthalterschaft von Transoxanien belehnt und dadurch der natürliche Gegner der Ssaffariden geworden war, von deren Provinz Chorasan Transoxanien eigentlich abhing.

Viel Unruhe machten dem Muwaffak natürlich die Aliden. Gegen ihre tabaristanische Dynastie wurde allerdings erfolgreich gekämpft (275 = 889) und ihre Aufstände in Kufa (255 = 869) und Medina (271 = 885) waren von minderer Bedeutung; aber während die Nachkommen Ali's selbst mehr und mehr zurücktreten, fällt in diese Zeit die Ausbildung einer geheimen Propaganda, welche unter dem Vorgeben, die Sache des Imamates — d. h. des religiösen Primates wirklicher oder gefälschter Aliden — zu vertreten, von gewissenlosen Abenteurern besonders in den untern Schichten des Volkes betrieben wird. Die letztern mußten vorzüglich auf dem platten Lande, durch die ewigen Bürgerkriege, welche die ehrgeizigen und selbstsüchtigen Generale und Statthalter untereinander führten, allmählich zur Verzweiflung getrieben werden, und so fand jeder, der frech genug war, sich für einen Sendling des in mystischer Verborgenheit gehaltenen Imâm auszugeben, Gehör, wenn er Haß gegen die nichtsnutzigen Herrscher predigte und Glauben an den Imâm verlangte; und kam es dann zum Aufstand, so nahm der Kampf der erbitterten und ungebildeten Haufen von Bauern und Pöbel gegen die staatliche und bürgerliche Autorität natürlich jenen Charakter eines grausamen Vertilgungskrieges an, den man aus den Jacquerien und Bauernkriegen des Abendlandes kennt. Die umfangreichste und verderblichste Organisation der gedachten Art, die der Ismaeliten s. diesen Art. und der von diesen ausgehenden Karmaten s. d. treten erst unter dem folgenden Khalifen an die Oeffentlichkeit; aber schon von Anfang der Regierung Mo'tamid's an hatte sich ein Araber vom Stamme Abd elkeis, aus der Gegend von Rei gebürtig, mit Namen Ali ibn Mohammed ibn Abderrahmân, für einen Nachkommen Ali's ausgegeben und in Bahrein wie im Irak Unruhen angezettelt. Wahrhaft furchtbar aber wurde der gewissenlose Mann — der infolge seiner Schandthaten unter dem Namen el Chabîth „das Scheusal" bekannt ist — als er im J. 256 (870) an der Spitze zahlreicher Scharen von Negersklaven (arab. Zeng, die es überall gab und unter denen

er mit größtem Erfolge geworben hatte, sich in der Nähe von Baßra erhob, zunächst die umliegenden Orte, dann Baßra selbst eroberte (257 = 871) und überall auf das entsetzlichste hauste. Muwaffaḳ, sein Sohn Moʿtaḍid und seine tüchtigsten Feldherren, deren Kräfte mehrfach durch den Krieg mit es-Ssaffâr getheilt waren, vermochten die Zenǧ, welche sich bis Ahwâz, ganz besonders aber in dem durch Tausende von Kanälen und Sümpfen unwegsamen Gebiete zwischen der Euphratmündung und Wâsiṭ festgesetzt hatten, nur unter vielen Wechselfällen ganz allmählich einzuschränken, bis endlich im J. 270 (884) el Chabîth an seinem letzten Zufluchtsorte gefangen und enthauptet wurde.

Verhältnißmäßig unbedeutender sind die Kriege mit den Rebellen von Moßul (s. oben) und den Nachkommen Abu Dolaf's; erstere wurden 279 (893) geschlagen, letztere nach ihrer Unterwerfung 276 (890) als Statthalter belassen. Für die Grenzgebiete nach Byzanz konnte Muwaffaḳ natürlich nicht viel thun, und der Kaiser Basilius benutzte die innern Wirren unter den Mohammedanern trefflich zu verwüstenden Kriegszügen (besonders 259 = 872—873; 262—264 = 876—878), doch vermochte er die festen Bollwerke Tarsus, Adana und Malatia nicht zu überwältigen.

Muwaffaḳ, den Moʿtamid zu seinem Nachfolger hatte ernennen müssen, starb im J. 278 (891); ihm folgte sein Sohn el Moʿtaḍid billah zunächst als designirter Thronerbe, dann, nach Moʿtamid's 279 (892) erfolgtem Tode, als Chalife (279—289 = 892—902). Er war ein gebildeter Mann und ausgezeichneter Fürst, gleich bedeutend als Militär wie als Verwalter, dabei gerecht, wenn auch streng und energisch, sparsam und ordnungsliebend. Vermöge solcher Eigenschaften gelang es ihm, das Werk seines Vaters mit Erfolg fortzusetzen und noch für einen Augenblick den Glanz des Chalifates herzustellen; nur für einen Augenblick, denn die Verderbniß der Zeit war zu groß geworden, als daß der Untergang der arabischen Herrschaft selbst durch die trefflichsten Fürsten noch lange hätte aufgehalten werden können; so brechen gerade unter Moʿtaḍid die Ismaeliten und Karmaten hervor, welche diesen Untergang schließlich mit herbeigeführt haben.

Vorläufig ging dem neuen Chalifen alles nach Wunsch: Chumaraweih, ein vergnügungssüchtiger Mensch, hatte das Kriegführen satt und huldigte dem Chalifen, der sein Schwiegersohn wurde; nach seinem 282 (896) erfolgten Tode ging die Dynastie immer mehr zurück, die Fürsten waren schwach, die Generale waren uneinig; so konnte der Chalife 286 (899) Mesopotamien ohne große Mühe den Tuluniden abnehmen. Im Osten benutzte Moʿtaḍid den gedemüthigten Ssaffariden ʿAmr (s. oben) zur Unterdrückung von Aufständen in Chorasan und zur Bekämpfung der Aliden in Tabaristan; beide Provinzen verlor er indeß abermals, als er, wieder übermüthig geworden, die Samaniden in Transoxanien unterwerfen wollte; er unterlag (288 = 901), und die Ssaffariden wurden von neuem auf Segestan beschränkt, während die Samaniden mit Bewilligung des Chalifen ihre Herrschaft über Chorasan und Tabaristan ausdehnten. Neue Selbstständigkeitsgelüste der Nachkommen Abu Dolaf's (281—284 = 894—897) wurden unterdrückt, die Rebellen in Mesopotamien definitiv bezwungen (280—283 = 893—896), und die kleine türkische Dynastie der Sâǧiten, welche sich in den Kriegen zwischen den Chalifen und den Tuluniden in Adherbeigan festgesetzt hatte, erkannte wenigstens die Oberhoheit Moʿtaḍid's an.

Gebot so der Chalife wieder über ein beträchtliches eigenes Gebiet, welches Mesopotamien, Irak, Westpersien und Arabien umfaßte, und waren die großen Vasallen, die Tuluniden (Aegypten und Syrien), Samaniden (Nordostpersien und Transoxanien) und Ssaffariden (Südostpersien) wenigstens voll Respects vor dem Suzerän, mit dessen materieller Macht sie ernstlich rechnen mußten, so brachen doch schon unter Moʿtaḍid die Geschwüre des Ismaelitismus und Karmatismus (s. das.) auf, welche die verdorbenen Säfte des ganzen Orients an verschiedenen Stellen gezeitigt hatten. Die ersten Unruhen fanden 286 (899) in Bahrein statt, welches auch später der Hauptsitz der Karmaten blieb: die dortigen arabischen Stämme waren eben für den demokratischen Charakter der Lehre besonders empfänglich, welche ihnen seit 281 (894) gepredigt wurde. Abu Saʿîd, der Führer der Karmaten, bemächtigte sich der Provinz und wagte schon Züge bis in die Nähe von Baßra, während im Todesjahre des Chalifen selbst in Syrien ebenfalls Unruhen ismaelitischen Charakters ausbrachen und in Jemen auch bereits eifrig gewühlt wurde. Von dort begab sich der ismaelitische Emissar Abu Abdallah el Schiʿî in Gesellschaft einiger berberischer Pilger, auf die er in Mekka Einfluß gewonnen, in den achtziger Jahren (280 = 893 oder 289 = 902) nach Westafrika und begann dort seine Missionsthätigkeit, die später den Aghlabiden den Thron und dem Chalifat Aegypten kostete.

Wurde die Regierung Moʿtaḍid's nur durch die ersten Anfänge des Karmatenkrieges beunruhigt, so brach derselbe unter seinem Sohne el Muktafî billah (289—295 = 902—908) mit voller Stärke los, sodaß er diesem ebenfalls tüchtigen Fürsten recht sehr zu schaffen machte. Zunächst hatte der von den beiden Söhnen Zakaraweih's geleitete Aufstand in Syrien bei der Ohnmacht der tulunidischen Regierung mit großer Schnelligkeit den ganzen Norden des Landes ergriffen, sodaß der Chalife interveniren mußte. Die Karmaten wurden geschlagen und zersprengt (291 = 903); der Chalife aber benutzte die Gelegenheit, der herabgekommenen Dynastie der Tuluniden ein Ende zu machen. Sein General Mohammed ibn Suleiman, der früher selbst in ägyptischen Diensten gestanden hatte, nahm ganz Syrien ein, ohne Widerstand zu finden, und eroberte nach einigen Gefechten auch Aegypten, nachdem der Tulunide Harun bei dem Versuche, einen zwischen einigen seiner Truppenabtheilungen ausgebrochenen Streit zu schlichten, verwundet und gestorben war (292 = 904). Mohammed behandelte das während der Zeit seiner Selbständigkeit, wo es nicht nach Bagdad hatte steuern müssen, lebhaft aufgeblühte

Aegypten als erobertes Land und zerstörte mancherlei Gutes, was die Tuluniden geschaffen hatten; die noch vorhandenen Mitglieder der gestürzten Herrscherfamilie wurden nebst ungeheuern Schätzen nach Bagdad übergeführt, eine bald nachher ausgebrochene Empörung im J. 293 (906) unterdrückt.

Inzwischen aber hatten von neuem die Karmaten das Haupt erhoben. Ali, ein Bruder der oben erwähnten Söhne Zakaraweih's, fiel von der arabischen Wüste, dem schwer zu erreichenden Hauptsitze der Karmaten und der sich ihnen in großer Zahl anschließenden raubsüchtigen Beduinen, her in Syrien ein (293 = 906); von den Truppen verfolgt, floh er nach Südarabien, wo er bald einen großen Anhang gewann und sich der Hauptstadt Ssan'â bemächtigte (293 = 906). Einer seiner Jünger, Abu Ghânim, wagte noch in demselben Jahre einen zweiten Einfall in Syrien, wo er große Verheerungen anrichtete, dann aber von einem Heere unter Husein ibn Hamdân vertrieben und getödtet wurde; Ali ibn Zakaraweih selbst tauchte gleich nachher wieder im Irak auf, plünderte die von Mekka zurückkehrende Pilgerkaravane (294 = 906) und wurde erst etwas später (294 = 907) im Irak geschlagen und getödtet.

Gegen die Byzantiner, die in den Jahren 291 (904) und 292 (905) die Grenzprovinzen verwüsteten, wurde 291 (904) eine große Flotte ausgesandt, welche den Archipelagus und die Stadt Thessalonich gründlich ausplünderte; auch einige Kriegszüge auf griechischem Gebiete (294 = 907) lieferten reiche Beute.

Aber der Aufschwung, den die Dynastie seit Muhtadi genommen hat, geht mit dem vorzeitig gestorbenen Muktafi zu Ende. Ueber die Nachfolge waren die höchsten Beamten und Offiziere getheilter Ansicht; die einen wünschten des Mo'tazz' Sohn Abdallah, einen rechtlichen und hochgebildeten Mann, der als Dichter einen berühmten Namen hatte, zum Herrscher freilich wenig Anlage besessen zu haben scheint, die andern glaubten unter einem unmündigen Chalifen den eigenen Ehrgeiz besser befriedigen zu können, und stimmten für Muktafi's dreizehnjährigen Bruder Ga'far. Die letztere Partei behielt die Oberhand und man huldigte dem Ga'far unter dem Namen el Muktadir billah (295—320 = 908—938). Die Gegenpartei wollte sich indeß noch nicht geschlagen geben, und es wurde eine Verschwörung angezettelt, um den Ibn el Mo'tazz auf den Thron zu erheben. Zu Anfang schien alles zu gelingen, die Truppen unter Husein ibn Hamdân (s. oben) erkannten den Prätendenten als el Murtadâ billah an (296 = 908); aber es gelang nicht, auf den ersten Angriff das Schloß, in dem sich Muktadir befand, zu stürmen; Husein, vielleicht durch Versprechungen des letztern gewonnen, zog mit seinem Heere ab, das Volk ließ ebenfalls den Ibn el Mo'tazz im Stich, und so wurde er am nächsten Morgen gefangen genommen und mußte sein Eintagschalifat mit dem Leben bezahlen. War die Herrschaft des Muktadir von nun ab vorläufig unbestritten, so konnte doch von einer Regierung desselben nicht die Rede sein; er war zunächst ein halbes Kind und entwickelte sich zu einem vergnügungssüchtigen Schwächling, der seine Minister und Generale schalten und walten ließ, wie sie wollten, solange sie, wie der niederträchtige Ali ibn el Furât, ihm Geld zum Verschwenden schafften, diejenigen aber, welche die Staatseinkünfte nicht ihren eigentlichen Zwecken entzogen und auf das Wohl des Volkes bedacht waren, wie der brave 'Alî ibn 'Isa und Mohammed ibn Mokla, bei der ersten Gelegenheit loszuwerden suchte. Kein Wunder, daß die Staatsmaschine alsbald in die größte Unordnung kam, die Unzufriedenheit über die schamlosen Erpressungen der Beamten wie des Chalifen selbst allgemein wurde, und schließlich Wesir, Polizeichef und Generale, Soldaten, Polizisten und Volk übereinander herfielen und allgemeine Zuchtlosigkeit in der Hauptstadt einriß. Einmal kam es wegen einer Differenz zwischen dem Obergeneral (Emîr el omarâ, wörtlich „General der Generale") Mu'nis und dem Polizeipräfecten Nazûk zu einer abermaligen Einsetzung eines Gegenchalifen, des Mohammed el Kâhir billâh, Mo'tadid's Sohn (317 = 929), dessen Rolle aber auch, da Mu'nis für Muktadir eintrat, nach wenigen Tagen ausgespielt war. Trotzdem wünschte sich der thörichte und wankelmüthige Chalife der Bevormundung durch Mu'nis zu entziehen; es kam zum Kampfe zwischen den beiderseitigen Truppen und Muktadir wurde erschlagen (320 = 932).

Der Verlauf von Muktadir's Chalifat ist typisch für die Regierungszeit seiner nächsten Nachfolger und deswegen noch in seinen Hauptzügen von uns angegeben worden; im weitern werden wir die endlosen Zwistigkeiten zwischen den Generalen und Wesiren, insbesondere die fortwährenden Kämpfe um die Würde des Emîr el omarâ, des Obergenerals, der die ganze Regierung und insbesondere auch den jeweiligen Chalifen als willenlosen Figuranten in der Hand hatte, übergehen und nur anführen, was für die Lostrennung der einzelnen Provinzen und für den schließlichen Untergang des Chalifates als solchen von Wichtigkeit ist. In ersterer Beziehung ist Muktadir's Regierung ausgezeichnet durch das Aufkommen der Fatimiden in Afrika infolge der Thätigkeit der schon oben erwähnten ismaelitischen Sendlinge. Wir verweisen über das Einzelne auf den Artikel Fatimiden (zu dem jetzt noch Wüstenfeld's Geschichte der Fatimiden im XXVI. und XXVII. Bande der Abhandlungen der Gesellsch. d. Wiss. zu Göttingen, auch im Separatdruck, Göttingen 1881, hinzukommt), bezw. Aghlabiden. Waren die westlich von Barka gelegenen Bezirke durch die Aghlabiden von dem Chalifate schon ziemlich abgetrennt, so wirkte ihre Besitznahme durch die Fatimiden doch auf die weitere Geschichte des letztern in höchst nachdrücklicher Weise ein. Die Fatimiden gaben sich, mit Recht oder Unrecht, als Aliden und waren jedenfalls den Ismaeliten affiliirt; in beiden Eigenschaften waren sie geborene Feinde der Abbasiden, und dazu mußten die Machtmittel, welche sie durch die schiitisch fanatisirten Berberstämme in die Hand bekommen, die ehrgeizige Dynastie zu Unternehmungen gegen die Grenzländer Barka und Aegypten ohnehin einladen. So ließ denn

bereits der erste Fatimide, Obeidallah el Mahdi, im J. 301 (913—914) Barka einnehmen, und ein großes Heer, welches unter dem Befehle seines Sohnes Abulkasim nachfolgte, nahm 302 (914) Alexandria. Doch wurde er in demselben Jahre von den Aegyptern, welche aus Bagdad Hülfe erhalten, gänzlich geschlagen, und auch eine zweite Expedition, welche 306—309 (918—921) stattfand, endete schließlich mit der Zurücktreibung des Berberheeres.

War der Ansturm der ismaelitischen Fatimiden auf Aegypten vorläufig abgeschlagen, so hatte das Reich von den der gleichen Wurzel entsprossenen Karmaten um so mehr zu leiden. Sie verwüsteten unter Anführung von Abu Sa'id's (s. oben) Bruder Abu Tâhir Suleimân von 307 (919) an das ganze Irak und Arabien auf das entsetzlichste, ohne daß ihnen bei der Zerrüttung aller Verhältnisse in Bagdad ernstlicher Widerstand entgegengesetzt werden konnte. Ebenso mußte man in der Hauptstadt thatenlos zusehen, wie die Aliden abermals zeitweise Tabaristans sich bemächtigten und die südlich und westlich davon gelegenen Provinzen der Reihe nach von verschiedenen Usurpatoren in Besitz genommen wurden. Daß (910/11—912/13) 298—300 die Samaniden die letzten Reste des Gebietes der Ssaffariden ihrer Herrschaft unterwarfen, konnte dem Chalifen gleichgültiger sein, als daß in Moßul und Mesopotamien die Hamdaniden (Familie des oben erwähnten Husein ibn Hamdân) unter mancherlei Wechselfällen immer mehr Selbständigkeit gewannen.

Unter solchen Verhältnissen wäre es unbegreiflich, daß die Byzantiner an der Westgrenze nicht erheblichere Fortschritte machten, wäre nicht das griechische Reich um diese Zeit gleichfalls durch innere Streitigkeiten wie durch die Kämpfe mit den Bulgaren gelähmt gewesen. So begnügte man sich meist mit gelegentlichen Raubzügen in den beiderseitigen Grenzdistricten, doch wurden im allgemeinen die Mohammedaner zurückgedrängt, und Armenien wie die Gegenden westlich vom Euphrat langsam wieder für Byzanz gewonnen.

Die kurze Regierung des auf Muktadir folgenden Kâhir (320—322 = 932—934; s. oben), eines lasterhaften Tyrannen, der dabei als Herrscher so unbrauchbar war wie sein Vorgänger, ist durch das Aufkommen des Geschlechtes der Buweihiden (weniger genau Bujiden, s. das.) merkwürdig, welche bald nachher den Chalifen die weltliche Herrschaft gänzlich entrissen. Abu Schogâ' Buweih war Anführer einer der zahlreichen Scharen von Soldknechten, welche in den zahllosen innern Wirren der damaligen Zeit die Hauptrolle spielten und sich zumeist aus den rohen, aber noch kräftigen Grenzvölkern rekrutirten. Buweih's Truppe gehörte, wie vermuthlich er selbst, zu den Deilamiten, einem der barbarischen Stämme, welche in den schwer zugänglichen Randgebirgen am Süden des Kaspischen Meeres hausten. Er hat sich bald bei den Samaniden, bald bei den kleinen Usurpatoren der in der Nachbarschaft Tabaristans gelegenen Gebiete (s. oben) herumgetrieben; seine drei Söhne 'Ali (später mit dem Beinamen 'Imâd eddaula), Hasan (Rukn eddaula) und Ahmed (Mu'izz eddaula), die zunächst den Landsknechtsberuf ihres Vaters fortsetzten, strebten nach Höherem, und 'Ali nahm im J. 320 (932) den Truppen des Chalifen Ispahan ab. Noch in demselben Jahre genöthigt, die Stadt wieder zu räumen, wandte er sich nach Fars, und in Gemeinschaft mit seinen beiden Brüdern gelang es ihm, den Statthalter des Chalifen zu schlagen (321 = 933) und Schiraz, die Hauptstadt der Provinz, zu erobern (322 = 934), wo sich alle drei dauernd festsetzten.

Unter dem folgenden Chalifen, el Râdî billah, der ein frommer und rechtschaffener Mann gewesen sein soll, jedenfalls aber auf den Lauf der Dinge ohne erheblichen Einfluß blieb, dehnte die Macht der Buweihiden sich langsam weiter aus, denn die Generale, die in der Würde des Emîr al omarâ abwechselten und um dieselbe stritten — insbesondere Mohammed ibn Râik und der Türke Bagkam — konnten nicht verhindern, daß die drei Brüder sich Ispahans und Chuzistans bemächtigten. Aber auch in den andern Provinzen schnitt man aus den Fetzen des Chalifates neue Fürstenthümer zurecht: in Aegypten machte sich der türkische Statthalter Mohammed ibn Toghg nach heftigen Kämpfen mit dem Anhange seines Vorgängers wie mit dem seinen Versuchen auf Syrien entgegentretenden Emir al omarâ Ibn Râik selbständig und gründete die Dynastie der Ichschididen, nachdem er bereits 323 (935) einen neuen Angriff des nach dem Tode seines Vaters unter dem Namen el-Kâim zur Regierung gekommenen Fatimiden Abulkasim abgeschlagen hatte, und von Moßul her dehnten die Hamdaniden (s. das.) ihre Herrschaft über ganz Mesopotamien aus (323 = 935). Letzteres gereichte allerdings dem Islam zum Heil, da die Hamdaniden, besonders der unter dem Namen Seif uddaula berühmte Ali, die Grenze kraftvoller gegen die Griechen schützten, als dies seit lange geschehen war (324 = 936 und folgende Jahre). Doch vermochten sie unter dem Chalifate des el Muttaki (329—333 = 940—944) trotz mehrfacher Versuche nicht, die Ordnung in Bagdad herzustellen, welches besonders seit dem Tode des Bagkam abwechselnd von Türken und Deilamiten gemishandelt wurde; sie wandten sich daher nach Syrien, welches inzwischen von den Ichschididen besetzt war, um den nördlichen Theil des Landes ihren Besitzungen hinzuzufügen. Dies gelang ihnen vollkommen, und bis zum J. 356 = 967 konnte Seif uddaula zu Haleb einen Hof halten, der vermöge der Empfänglichkeit dieses Fürsten für Kunst und Wissenschaft einen erfreulichen Lichtblick in dieser trüben Zeit gewährt. Inzwischen hatte der rohe Türke Turun den unglücklichen Muttaki, welcher sich mit diesem seinem Emir el omarâ überworfen hatte, entsetzt und geblendet, und ihm einen Sohn des Muktafi, el Mustakfi billah (333—334 = 944—946), zum Nachfolger gegeben. Bereits aber war der Buweihide Mu'izz eddaula im Anzuge, der nach wenigen Gefechten Bagdad einnahm und den Chalifen entthronte. Allerdings setzte er einen neuen in der Person des el Mutî' billah, eines Bruders Muttaki's, ein, nahm aber gleichzeitig

selbst den Titel Sultan an, zum Zeichen, daß er die Regierung allein zu führen beabsichtige. Damit hört der Chalife auf, weltlicher Fürst zu sein; er bleibt allerdings Beherrscher der Gläubigen, insofern er auch weiterhin geistliches Oberhaupt für alle ist, für welche nicht das Imamat, d. h. der geistliche Principat, von Rechts wegen den Nachkommen Ali's zukommt. Diese, die Schiiten, fahren demgemäß fort, dem rein geistlichen Chalifen die Anerkennung zu weigern, welche sie schon bisher dem beide Principate in sich vereinigenden geweigert hatten. Freilich hat auch die geistliche Würde des Chalifen keinerlei selbständige Bedeutung mehr, da er sie natürlich lediglich unter dem Einflusse der Sultane ausübt, in deren Gewalt er sich befindet, und so ist die Nennung seines Namens als Beherrscher der Gläubigen im Kirchengebete und auf den Münzen eine leere Form.

Indem wir die Geschichte des Orients, welche bis dahin mehr oder weniger mit der Entwickelung des Chalifates zusammenfiel, weiter zu verfolgen jetzt den auf die einzelnen Dynastien bezüglichen Artikeln überlassen, geben wir noch eine Uebersicht über die Schicksale der späteren Chalifen, unter Hinzufügung kurzer Notizen über die gleichzeitigen bedeutenderen Ereignisse, durch welche jene beeinflußt wurden.

Die Buweihiden waren Schiiten und als solche den abbasidischen Chalifen sehr abgeneigt. Solange sie also als erbliche Emire el omara, bezw. Sultane die Herrschaft über Bagdad führten, wurden die Chalifen — es waren Muti' (334–363 = 946–974), Tâi' (363–381 = 974–992) und Kâdir (381–422 = 992–1031) — sehr schlecht behandelt, sodaß sie oft selbst in äußerer Dürftigkeit leben mußten: auch kamen bei den bereits in der zweiten Generation der Buweihiden ausbrechenden Zwistigkeiten zwischen den zahlreichen Einzelfürsten dieses Geschlechts, welche von den Grenzen der Samaniden bis gegen Syrien hin kleinere oder größere Herrschaften innehatten und sich fortwährend untereinander bekriegten, die Chalifen häufig ins Gedränge und mußten mehr als einmal die Partei wechseln, um sich überhaupt zu erhalten. Inzwischen hatte mit dem Siege der Buweihiden natürlich die Zahl der in Bagdad wohnenden Schiiten sich erhöht und ihr Selbstgefühl gegenüber den Sunniten (s. das.) stark zugenommen, besonders seit ihnen unter Kâdir ein eigenes geistliches Oberhaupt (nakib) von den Buweihiden gesetzt worden war. Da nun die letztern in ihren Familienkriegen um Bagdad sich nicht weiter viel bekümmern konnten, gab es fortwährend Reibereien zwischen Sunniten und Schiiten in der Stadt, und nicht einmal diese zu verhindern waren die Chalifen im Stande. Ferner war es, als außer den spanischen Omajjaden (s. unten), deren Selbständigkeit ja alt war und die bei der großen Entfernung keinen Einfluß im Osten hatten, auch noch die Fatimiden den Chalifentitel angenommen hatten (297 = 910), dem Ansehen der Abbasiden auch als geistlicher Fürsten sehr abträglich, daß die Fatimiden seit 358 (969) Herren Aegyptens und des größten Theiles Syriens wurden, von wo sie ihren Einfluß einerseits nach Mesopotamien, andererseits nach Mekka und Medina ausdehnten, auch war ernstliche Gefahr vorhanden, daß die schiitischen Buweihiden sich geradezu für die Fatimiden erklärten, d. h. das Abbasidenchalifat auch als geistliche Würde einfach unterdrückten. Doch kam es schließlich nicht dazu, da die Buweihiden ihre Macht immer mehr in kleinere, miteinander in ewigen Kriegen liegende Staaten zersplitterten, bis von Osten her ihrer Herrschaft ein Ende gemacht wurde. Dort hatte der berühmte Sultan von Ghazna, Mahmud ibn Sabuktegîn, ein neues großes Reich gegründet, indem er den größten Theil des Gebietes der Samaniden, deren letzter im J. 389 (999) von Ilek Chan, dem Fürsten von Turkestan, entthront war, seiner Herrschaft unterwarf, und dann 396–416 (1006–1026) einen bedeutenden Theil Nordindiens eroberte. Seine Nachkommen geriethen ebenfalls in Zwietracht und wußten den gewonnenen Besitz nicht zu wahren, sodaß unter dem Chalifate des Kâïm (422–467 = 1031–1075) durch eine neue Invasion von Türken ihnen ihre persischen Provinzen rasch verloren gingen. Die Führer dieser Invasion waren die Nachkommen des Selgûk, eines von dem jetzigen Kirgisenlande aus in den Dienst der Samaniden getretenen Türken, nach welchem die neue Dynastie die der Seldschuken (s. das.) genannt wird. Seldschuk's Enkel Toghrulbeg eroberte 433–446 (1041–1054) die nördlichen Gebiete von Persien bis Adherbeigân, und 447 (1055) zog er bereits als Sieger in Bagdad ein. Obwol Bagdad von den rohen Türken im Anfange nicht wenig belästigt wurde, so war doch die Ankunft der Seldschuken eine wahre Erlösung für Kâïm: die Türken waren schon als Gegner der Perser Sunniten, und Toghrulbeg ließ sich, um seiner Herrschaft den Charakter der Legitimität zu verleihen, im J. 449 (1058) vom Chalifen feierlich mit dem Sultanate belehnen; nachdem dann ein Aufstand des buweihidischen Feldherrn Basâsîrî, der die augenblickliche Abwesenheit Toghrulbeg's dazu benutzte, den Chalifen zu vertreiben und den Fatimiden Mustanßir in Bagdad zu proclamiren (450 = 1058), nach kurzer Frist unterdrückt war (451 = 1059), konnte Kâïm sich endlich einiger Ruhe erfreuen. Er wurde sowol von Toghrulbeg als nach dessen Tode (455 = 1063) von seinem Sohne Alp Arslan (455–465 = 1063–1073 mit Achtung behandelt, und der berühmte Wesir Nizâm ulmulk hob unter diesem Fürsten wie unter seinem Sohne Melikschah (465–485 = 1073–1092) die alte Chalifenhauptstadt wie das ganze Reich durch eine geordnete Verwaltung und durch vielfache Förderung der materiellen und geistigen Interessen auf das erheblichste. Während so Bagdad zur Zeit des Chalifen Muktadî (467–487 = 1075–1094) wieder zu Kräften kam, gab der Tod Nizâm ulmulk's und Melikschah's das Signal zur innern Entzweiung der Familie Seldschuk's, die insbesondere während des Chalifats des Mustazhir (487–512 = 1094–1118) viele Kriege und das Auseinanderfallen des Seldschukenreiches in eine Anzahl von Kleinstaaten zur Folge hatte. Damit traf zusammen, daß durch einen schlauen und gewissenlosen Perser, Hasan ibn Sabâh, die Sekte der Ismaeliten von neuem in Aufnahme gebracht

wurde, und zwar in der bösartigsten Gestalt, die sie anzunehmen im Stande war. Ueberall, von Persien bis nach Syrien, dehnte sich die Propaganda aus, und nachdem Hasan ibn Sſabâh sich in der Felsenburg Alamut (in der Gegend von Kazwîn am Südrande des Kaspischen Meeres) festgesetzt hatte (483=1090), wurden die Emissare, die er nach allen Seiten ausschickte, und unter deren Dolchen eine große Zahl der hervorragendsten Männer fiel, der Schrecken der mohammedanischen Welt — Haschschâschin nannte man die entsetzliche Mörderbande, welche durch den früher unbekannten Genuß des Haschisch zu tollkühner Ausführung jedes Befehls berauscht wurde, als Assassinen (s. das.) greifen sie vom Libanon her auch in die Geschichte der Kreuzzüge ein.

Daß die letztern im Anfange überhaupt zu Erfolgen der abendländischen Waffen und sogar zur Eroberung von Jerusalem (492 = 1099) führten, ist auch nur durch die Zersplitterung der Seldschukenmacht erklärlich. Inmitten derselben gelang es nun allmählich den Chalifen, zu dem hergestellten Ansehen auch einige äußere Macht wiederzugewinnen: seit dem Ausbruche von Kriegen zwischen den seldschukischen Fürsten finden wir die Chalifen wieder als weltliche Regierer ihrer alten Hauptstadt, und Mustarschid (512—529 = 1118—1135) hatte es bereits so weit gebracht, daß er sich verschiedentlich an den fortwährenden Kriegen zwischen den umliegenden Kleinstaaten mit eigenen Truppen betheiligen konnte. Seinem Nachfolger Râschid (529—530 = 1135—1136) bekam ein ähnlicher Versuch freilich übel: zur Flucht aus Bagdad gezwungen, wurde er auf Verlangen des Sultans Mas'ûd durch die Ulema, die höheren Geistlichen, für abgesetzt erklärt, und das Chalifat auf el Muktafî li amrillah (530—555 = 1136—1160) übertragen. Diesem gelang es, allmählich seine Herrschaft über die Umgegend von Bagdad auszudehnen, sodaß schließlich das ganze Irak, wie eine Art Pontificium Muhammedis, dem Chalifen wieder gehorchte. Er, wie sein Nachfolger Mustangid (555—566 = 1160—1170), regierten ziemlich selbständig, der letztere hatte die Genugthuung, daß durch des damascenischen Türkensultans Nureddin ibn Zengi kurdische Feldherren Schirkuh und dessen Neffen Sſalâh eddin (Saladdin), den Ejjubiden, die Fatimidenherrschaft in Aegypten thatsächlich beendet wurde, und Mustadî (566—575 = 1170—1180) konnte sich bald nach Antritt seiner Regierung der Nachricht erfreuen, daß der Gegenchalife in Kairo auch seiner geistlichen Würde von Saladdin entsetzt sei, das Chalifat der Aliden also aufgehört habe zu existiren (567 =1171). Freilich war Mustadî' für die Erfolge seiner Regierung auch sonst auf andere angewiesen, und seine Wesire, von denen er sich abwechselnd beherrschen ließ, waren nicht der Art, daß sie die Bedeutung des kleinen Staates hätten steigern können: nicht der Chalife war das wirkliche Haupt des Islam, sondern Saladdin, der nach Nureddin's Tode Syrien und Mesopotamien seinem Gebiete hinzufügte (570—571 = 1174—1176) und 583 (1187) Jerusalem den Christen wiederum entriß. Wie wenig der inzwischen zur Regierung gekommene Nâßir (575—622 = 1180—1225) der eigentlichen Aufgaben des Chalifates gedachte, zeigte er deutlich in der Zeit der Bedrängniß, welche über die tapfern Bestreiter der Kreuzfahrer seit der Belagerung Akkon's (585—587 = 1188—1191) hereingebrochen war: er hatte schöne Worte, aber keine wirkliche Unterstützung für Saladdin, der ohne die thörichte Willkür des Richard Löwenherz in dieser schweren Zeit sicher unterlegen wäre. Nâßir war überhaupt ein Mensch von kurzsichtigem Egoismus, der lediglich auf die Interessen seiner Schatzkammer und seines weltlichen Besitzes bedacht war; und keineswegs klug bedacht, denn in dem Bestreben, persische Grenzgebiete seinem unbedeutenden Staate anzufügen, verfeindete er sich mit dem mächtigen Mohammed ibn Takasch, Fürsten von Chârizm, der damals über das nördliche und östliche Persien gebot, und um gegen diesen aufzukommen, bestärkte er selbst den Mongolen Dschingischan in der Absicht, den Oxus zu überschreiten. So beschleunigte er die Katastrophe, die früher oder später allerdings doch über das unglückliche Vorderasien kommen mußte; im Jahre 616 (1219) brachen die Horden Dschingischan's über das Reich des Chârizmschah herein, und wenn sie auch für diesmal an Bagdad vorbei über den Kaukasus nach Rußland stürmten, so hatten sie doch den Weg nach Vorderasien gefunden. Der einzige, der mit seinem nach jeder Niederlage wieder erwachenden Muthe diese neue Gefahr hätte beschwören können, war nicht mehr: kurz nach dem mit den Christen geschlossenen Frieden war Saladdin 589 (1193) gestorben, und seitdem vergeudeten seine nächsten Verwandten ihre Kraft in fast ununterbrochenen Feindseligkeiten gegeneinander; während dessen erschienen, wie zur Warnung, wiederholt die Mongolenschwärme an der Grenze und selbst innerhalb des Gebietes des Chalifen — aber das Geschlecht der Abbasiden war kraftlos und indolent geworden, und der nach Zâhir (622—623=1225—1226) und Mustanßir (623—640 = 1226—1242) als letzter den wankenden Thron bestieg, Musta'ßim, war als Regent völlig unbrauchbar, eine willenlose Beute der Intriguen seiner Wesire. Sei es absichtlich, sei es wider Willen, sie beschleunigten noch das Anrücken der neuen Mongolenscharen, die unter Hulagu 653 (1255) über den Oxus gen Westen zogen; der Chalife fand weder den Entschluß, sich der Gnade des übermächtigen Barbaren rechtzeitig zu empfehlen, noch mit wirklichem Ernst die fünfhundertjährige Residenz seines Stammes zu vertheidigen: so ergab er sich nach matter und unvollständiger Gegenwehr im J. 556 (1258) und starb in demselben Jahre von Henkershand. Die Rettung des Islams gelang nicht dem berufenen Oberhaupte der Religion, sondern dem Mamlukensultan Beibars, der sich inzwischen an die Stelle der heruntergekommenen Ejjubiden gesetzt hatte, und nun auch das Todtengräberamt für das Chalifat übernahm, indem er, um seine weltliche Macht durch das Ansehen geistlicher Autorität zu stärken, einen aus Bagdad entkommenen Abbasidenprinzen im J. 659 (1261) als Chalifen unter dem Namen Mustanßir in Kairo einziehen ließ. Dessen Nachkommen haben das Amt geistlicher Thürsteher bei der Regierung in Kairo

fortgeführt, solange die Mamlukenherrschaft währte (das Verzeichniß ihrer Namen findet man in Weil's Geschichte der Chalifen, V, 441), andere als rein decorative Bedeutung haben sie nie gehabt. Den letzten, Mutawakkil III., führte Sultan Selim im J. 923 (1517) nach Konstantinopel, nachdem er auf das Chalifat zu Gunsten der Osmanen hatte verzichten müssen; wegen leichtsinnigen Lebenswandels ließ er ihn aber von dort 926 (1520) auf eine Festung bringen. Sultan Soliman erlaubte ihm 929 (1522—1523) nach Kairo zurückzukehren, wo er von Ahmed Pascha bei dessen Empörung (929) nochmals als geistliche Autorität hervorgezogen wurde. Nachher hört man nichts von ihm, als daß er 945 (1538) gestorben ist. Seitdem gebührt die Würde des Chalifen, des geistlichen Oberhauptes, für alle Sunniten dem Sultan in Stambul, der in dieser Eigenschaft vom Scheich-ul-Islam berathen wird.

Neben den Abbasiden haben noch einige andere Dynastien den Chalifentitel für sich in Anspruch genommen: die Omajjaden von Cordova im J. 317 (929) und die Fatimiden durch Obeidallah in Rakkâda 297 (910). Ueber die ersteren s. die Art. Omajjaden und Geschichte Spaniens; hier genügt es anzugeben, daß das Omajjadenchalifat dort im J. 422 (1031) erlosch, obwol von den Theilfürsten, welchen die Regierung der spanischen Provinzen später anheimfiel, noch mehrere den Chalifentitel annahmen, sodaß es z. B. im J. 440 = 1047 vier Chalifen zu gleicher Zeit in Spanien gab; auch die Almoraviden und Almohaden ließen sich, ebenso wie später die Scherife von Marokko, als Beherrscher der Gläubigen bezeichnen. Das Chalifat der Fatimiden (s. das.) tritt, wie bereits angedeutet, als alidisches Gegenchalifat den Abbasiden feindlich gegenüber, ist aber schließlich trotz der schiitischen Tendenzen seiner Vertreter als eine dem wirklichen Chalifate adäquate Erscheinung kaum aufzufassen, so sehr die Fatimiden bestrebt waren, an den Ernst ihrer Prätensionen glauben zu machen. Es währte von 297—567 = 910—1171.

Aus der Literatur über die Geschichte der Chalifen führen wir folgende Werke allgemeinerer Tendenz an, auf welche sich größtentheils auch die Darstellung dieses Artikels stützt: G. Weil, Geschichte der Chalifen. Bd. 1—3 (Mannheim 1846—1851). Bd. 4. 5 (Stuttgart 1860—1862). — R. Dozy, Het Islamisme. (Haarlem 1863, 2. Aufl. 1882; französisch von Chauvin, Leyden 1879). — Alfred von Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams (Leipzig 1868). — Derselbe, Culturgeschichte des Orients unter den Chalifen. 2 Bde. (Wien 1875—1877). — R. Dozy, Histoire des Musulmans d'Espagne. 4 Theile. (Leyden 1861, 2. Auflage 1881). — F. Wüstenfeld, Geschichte der Fatimiden-Chalifen (Göttingen 1881). — Eine neue, auf die inzwischen erschienenen Publicationen von Texten arabischer Historiker gestützte Bearbeitung der Geschichte der orientalischen Chalifen ist trotz der Vortrefflichkeit von Weil's vielfach nicht nach Gebühr gewürdigtem großen Werke Bedürfniß, dem freilich frühestens nach Vollendung des gegenwärtig im Erscheinen begriffenen Textes von Ṭabarî's Chronik würde abgeholfen werden können.*) *(A. Müller.)*

KHALÎL, richtiger el-Khalîl oder Khalîl-er-Raḥmân, ist der heutige Name der aus der biblischen Geschichte als zeitweilige Wohnstätte Abraham's, als Erbe Kaleb's und als anfängliche Residenz des Königs David bekannten südpalästinensischen Stadt Hebron. Das Wort Khalîl bedeutet im Altarabischen Freund; el-Khalîl, der Freund vorzugsweise, oder Khalîl-er-Raḥmân, der Freund des Allerbarmers, aber wird Abraham genannt als der einzige Sterbliche, von dem bezeugt worden, daß Gott bei ihm freundschaftlich einkehrte und ihm sogar betreffs der Gerechtigkeit des über Sodom und Gomorrha verhängten Strafgerichtes Einwendungen gestattete. Daß aber eine Ortschaft nach einem Heiligen benannt wurde, auf dessen Namen in ihr ein berühmtes Gotteshaus bestand, sodaß ihre eigentliche Benennung ganz verloren ging, ist ein im frühen christlichen Mittelalter häufiges Vorkommniß; schon in vormohammedanischer Zeit ist St.-Abraham ebenso an die Stelle von Hebron getreten, wie z. B. im Osten von Jerusalem El'asarijè, Eleasars-Ort, bei den Lateinern St.-Lazarus, an die Stelle von Bethanien. Allerdings hat auch das Patriarchenheiligthum immer als die große Merkwürdigkeit Hebrons gegolten. Nach der Genesis hatte Abraham von dem Gethiter Ephron daselbst eine Höhle „in Verdoppelung" (ascher b'machpela), d. h. durch die Felsgestaltung in einen vordern, äußern, und einen hintern, innern Raum geschieden, als Grabstätte angekauft, welche zunächst die Leiche der Sara, dann seine eigene und später diejenigen des Isaak und Jakob, der Rebekka und der Lea aufnahm. Daß die Stelle den Juden bekannt blieb, ist sehr zweifelhaft; nichts in der Bibel läßt auf einen so früh entwickelten Heiligen-Stättencultus schließen, und in den historischen Büchern des Alten Testaments wird der Patriarchengruft mit keiner Silbe gedacht. Ueberhaupt verlieren die biblischen Nachrichten Hebron schon bald nach der Davidischen Zeit völlig aus den Augen, und es ist nicht unmöglich, daß die gewöhnlich in die Zeit des Exils gesetzte idumäische Einwanderung schon früher begonnen und allmählich die Stammsitze Judas dem jüdischen nationalen Leben entfremdet habe. Jedenfalls taucht Hebron in nachexilischer Zeit als eine Stadt der Kinder Edom auf und wurde als solche von Judas Makkabäus erobert, um hinfort als nicht jüdisches, autonomes Gemeinwesen der Makkabäerherrschaft anzugehören. Mit Antipater kamen um 50 v. Chr. die seitherigen idumäischen Vasallenfürsten auf den Thron von Jerusalem, welches letztere unter Antipater's Sohne, Herodes dem Großen, die Hauptstadt des glänzendsten römischen Tributärstaates wurde. Es war eine Zeit unglaublichen Aufschwungs des Judenthums als Volks- und Religionsgenossenschaft. Stillschweigend war in ihm die phönizische Nationalität Syriens, Cyperns, Aegyptens, Kleinasiens u. s. w. aufge-

*) Während des Druckes dieses Artikels erschien noch W. Muir, Annals of the Early Caliphate from original sources (London 1883).

gangen, andere Stämme und Völker folgten dem Beispiele. Jede bedeutende Stadt des römischen Reiches hatte ihre jüdische Colonie, der sich zahlreiche Proselyten anschlossen. Die palästinensischen Juden waren nur ein kleiner Theil der Volksmassen, über welche Jerusalems Einfluß sich erstreckte. Von allen Seiten flossen dem religiös-nationalen Heiligthume der Stadt Gaben zu; nichts schien hinfort unerreichbar. Der jüdische Krieg machte der Herrlichkeit ein Ende; aber Palästina war in den Vordergrund der Interessen der Welthauptstadt getreten, und diesem Umstande verdanken wir die unschätzbaren Werke des Flav. Josephus, in welchen zuerst wieder Hebrons und der daselbst gezeigten Patriarchengruft gedacht wird, „von sehr schönem Marmor (dem Josephus ist der behauene Kalkstein der Gebirge Judas immer Marmor) prachtvoll aufgebaut". Es ist dies die erste Nachricht von dem seither so viel bepilgerten und so oft beschriebenen **Bauwerke**, und man geht wol nicht irre, wenn man dasselbe als ein Werk der Herodianischen Fürsten betrachtet, welche, dem durch die fremden jüdischen Pilger in Palästina eingeführten Gräbercultus Rechnung tragend, damit dem gemeinschaftlichen Stammvater der Juden und der Idumäer ihre Huldigung darbringen wollten. Die Stätte scheint, wie diejenige mehrerer anderer Heiligthümer jener frühen Zeit, durchaus willkürlich und kritiklos bestimmt, da sie in offenem Widerspruche mit dem Wortlaute der Genesis ist; dennoch erreichte der Erbauer seinen Zweck, da wenige Jahrzehnte nach der Vollendung sogar ein gebildeter Mann wie Josephus an der Authenticität nicht mehr zweifelte. Im J. 333 sah der Pilger von Bordeaux das Denkmal noch in seiner ursprünglichen Gestalt als rings geschlossenes Temenos; im J. 600 fand Justinus Martyr es zugänglich und darin eine Basilika — wie sich von selbst versteht, dem Abraham, dem *κύριος τῶν προπατόρων* der morgenländischen Kirche, gewidmet. Wie aber die Juden und die Idumäer, so behaupten auch die Araber von Abraham abzustammen; nach der islamitischen Eroberung Palästinas konnte darum das Heiligthum um so weniger in christlichen Händen bleiben, als der Koran dem „Ibrahîm" eine besonders hervorragende Stellung unter den Propheten Gottes anweist. Die Kirche wurde also in eine Moschee verwandelt und blieb als solche den nicht mohammedanischen Pilgern verschlossen, bis nach 300 Jahren Hebron in den Besitz der Kreuzfahrer überging, welche das Gotteshaus seiner frühern Bestimmung zurückgaben, zugleich aber die alte Mauer des Temenos mit in das Befestigungssystem einer daneben angelegten Burg zogen, welche als Kastell St.-Abraham ein Lehen der Krone Jerusalem bildete. Im J. 1167 wurde die Abrahamskirche ein Bischofsitz; aber schon 20 Jahre später eroberte Saladin die Stadt Hebron und gab das Heiligthum dem Islam zurück, der es seitdem fast 700 Jahre lang in ungestörtem Besitze erhalten.

Das Innere des sogenannten Harâm, der Patriarchengruft, zum ersten mal im J. 1862 vom Prinzen von Wales und später wiederholt von europäischen Gelehrten und Reisenden besucht, bietet nichts, das die hochgespannten Erwartungen des Forschers befriedigen könnte; es ist ein Moscheenbau in althergebrachten Formen mit den reichgeschmückten Kenotaphien der Patriarchen. Nur findet sich im Estrich der Moschee eine runde Oeffnung von ungefähr 33 Cmtr. Durchmesser, welche mit einem noch zu untersuchenden unterirdischen Raume communicirt, nach Behauptung der Moscheenhüter, der wirklichen Grabhöhle, wahrscheinlicher aber der Krypte der alten byzantinischen Basilika.

Der heutige Ort el Khalîl bildet ein Kasa des als Muteßarriflik direct der Pforte unterstehenden Sandschaks von Jerusalem und zählt angeblich 10,000, wahrscheinlich aber erheblich weniger Einwohner, mohammedanische Araber und Juden. Christen leben in Hebron nicht. Eine Stadtmauer ist nicht vorhanden, auch keine Spur einer frühern solchen bemerkbar. Die Wohnungen, nach palästinensischer Sitte in Würfelform aus Quaderstein aufgeführt, sondern sich in vier durch Felder und Anger getrennte Gruppen, aus deren größter das Harâm hervorragt. Unterhalb dieser letztern sieht man auf einen alten ausgemauerten Teich, wahrscheinlich denselben, dessen die Bücher Samuelis als die Stätte erwähnen, wo David die Mörder Isboseth's aufknüpfen ließ. Die Juden der Stadt sind ungefähr 250 Familien, darunter 41 Rajah der Pforte; sie leben ärmlich, lediglich vom Ertrage der Sammlungen, welche unter mildthätigen Glaubensgenossen in andern Ländern gemacht werden. Die Mohammedaner sind die ausschließlichen Grundeigenthümer des Orts; sie beschäftigen sich mit Wein-, Feld- und Gartenbau, mit Woll- und Baumwollweberei, sowie mit der Fabrikation von ledernen Wasserschläuchen. Die früher bedeutende Fabrikation von Seife sowie von ordinärer Glaswaare ist in neuerer Zeit quantitativ und qualitativ zurückgegangen. Die Umgegend Hebrons ist ebenso fruchtbar und quellenreich wie wohl angebaut. Besondere Erwähnung verdienen die ausgedehnten Weingärten, deren Frucht allerdings aus religiösem Vorurtheil dem Erzeuger der Weinbereitung nicht zugute kommt, demselben aber dennoch, zu Traubenhonig, Dibs, eingekocht oder zu Rosinen getrocknet, einträgliche Handelsartikel liefert.

Drei Kilom. nordwestlich von der Stadt wird die berühmte Abrahamseiche, balutat-Sibteh oder Sindian, gezeigt. Dieselbe ist neuerdings von der russischen Kirche erworben und zu einer Wallfahrtstätte gemacht worden.

(G. Rosen.)

KHÂMBÂ, ein den Lepcha (Leptscha) zugewanderter Volksstamm, der die Sprache der letztern angenommen hat. Vgl. Journal of the Royal As. Soc. of Bengal, 1840, S. 379 fg. *(G. v. d. Gabelentz.)*

KHAMSE (spr. Chamsse), die Zahl fünf im Arabischen. Als der persische Dichter Nizâmî (gest. 606 oder 602 H. = 1209/10 oder 1205/6 n. Chr.; s. das.) unter dem Titel panǧ ganǧ „die fünf Schätze" ein aus fünf umfangreichen romantischen Gedichten bestehendes Werk veröffentlicht hatte, wurde dasselbe bald unter dem Namen Chamse-i-Nizâmî „Fünfer des N." bekannt (s. Sprenger, Cat. of the Libr. of the King of Oudh p. 519), und danach nennt man ein Chamse jede ähnliche Sammlung von fünf Gedichten

wie deren in Nachahmung der pang gang in der späteren persischen Literatur eine ganze Anzahl erscheinen. Man sehe über diese von Hammer's Geschichte der schönen Redekünste Persiens S. 86; Hâggî Chalfa ed. Flügel III, S. 174 Nr. 4795 fg.; die berühmtesten sind die des Gâmî (gest. 898 = 1492/3; s. d. Art. Dschami), die letzten fünf Stücke seines Heft Aureng umfassend (Sprenger a. a. O. S. 449 fg.), und des Emîr Chosrau von Dihli (gest. 725 = 1325, s. Sprenger S. 468 fg.; 465 fg.). Auch Hâtifî (gest. 927 = 1521) wollte eine Chamse verfassen, doch vollendete er von den beabsichtigten fünf Gedichten nur vier: Leila und Megnûn, Timur nâmeh, Schîrîn und Chosrau, Heft manzar („sieben Ansichten"); s. Sprenger S. 421 fg. (wonach das bei Hammer S. 355 und oben im Art. Hâtifî Gesagte zu berichtigen ist). *(A. Müller.)*

KHAMTI, KAMPTI, kleiner Volksstamm in Assam und Nord-Barma. Die Sprache gehört zur Thai- oder siamesischen Familie des indochinesischen Stammes, scheint sich aber in vielen Punkten von ihren besser bekannten Verwandten, dem Thai und dem Shan, erheblich zu entfernen. Vgl. N. Brown im Journal of the R. Asiat. Soc. of Bengal (1837); W. Robinson, A Descriptive Account of Assam (Calcutta 1841, 8); ferner im genannten Journal: 1849 S. 342 fg.; 1850 S. 311 fg.; Specimens of Languages of India (Calcutta 1874, Fol. S. 168 fg.). *(G. v. d. Gabelentz.)*

KHÂN ist ein mittelasiatischer Herrschertitel unbekannten Ursprungs mit der Bedeutung Gebieter, welcher sich unter den turko-tatarischen und mongolischen, sowie den uralo-finnischen Völkern schon vor dem Eintritt derselben in die Geschichte eingebürgert hatte. Die Avaren, die Bulgaren, die Chazaren, finnische Völkerschaften, welche im 6. und den folgenden Jahrhunderten unserer Zeitrechnung dem römischen Reiche zu schaffen machten, besaßen ebenso wie die demselben Stamme angehörigen, erst später bekannt gewordenen Kirghisen bereits ihre Khâne. Wenn aber der Khântitel bei dem im 10. Jahrhundert nach Europa gedrungenen, gleichfalls uralo-finnischen Volke der Magyaren nicht vorkommt, so darf man wol schließen, daß derselbe auch bei den stammverwandten Völkern nicht national gewesen, sondern ihnen durch den Einfluß tatarischer Nachbarn zugekommen ist. Aus der ursprünglichen Bedeutung erklärt sich ein doppelter Gebrauch des Wortes Khân; während nämlich dasselbe in der Türkei den Gebieter vorzugsweise, d. h. ausschließlich den Sultan, bezeichnet, ist es unter den schiitischen Tataren und Persern allgemein für einen Mann von Rang, einen hohen Staatsdiener, Grundbesitzer u. dgl. m. in Gebrauch und entspricht da also dem Beg der Osmanen. Daß übrigens diesen letztern die weitere Begriffsauffassung nicht immer fremd gewesen, läßt sich aus der Anwendung eines Femininums schließen, welches im Türkischen, wie von Beg Begum, von Khân gebildet wird, nämlich Khanum, gesprochen Hanum, die Khanin, in der Türkei allgemein für eine t. Hausfrau als Herrin in Gebrauch. Der Titel Khân wird dem eigenen Namen des Inhabers angehängt und bildet mit demselben gleichsam ein Compositum, welches die Flexionssilben einfach am Ende anfügt, z. B. Ahmed-Khân, Genitiv Ahmed-Khanyn. Wo aber mit dem Namen des Sultans derjenige seines Vaters genannt wird, wie in den Legenden der Münzen, da wird vielleicht der Raumersparniß wegen der Titel nur einmal gesetzt. Also Abdulmedschid-Ibn-Mahmud-Khân, was Abdulm. Khân, der Sohn Mahmud's (nicht Abd. der Sohn Mahmud-Khâns) zu übersetzen ist, indem der Vatersname mit in das Namenscompositum des regierenden Herrschers hineingezogen wird. Wie demnach das Wort Khân der unmittelbaren, kleinen Titulatur der Sultane angehört, so darf es in der erweiterten Form Khakân auch in der großen Titulatur nicht fehlen. Was diese Form anbetrifft, so ist sie wiederum ihrem Ursprunge und ihrem etymologischen Zusammenhange nach unklar. Indessen bei dem großen Einflusse, den die iranischen Culturländer von jeher auf die Bewohner der turanischen Steppen ausgeübt, kann man nicht umhin, in ihr eine Nachbildung des Xâjathija Xâjathijânâm der persepolitanischen Inschriften, des *βασιλεὺς βασιλέων* der Diadochenzeit und des Malkan Malka der Sassaniden zu sehen und sie demnach als Khân der Khâne zu deuten, wie sie auch von der türkischen Staatskanzlei in den Curialien des Sultans dem neupersischen Schahinschah, Schah der Schahs, gleichwerthig gegenübergestellt wird. — Schon der gelehrte Kaiser Konstantin VII. Porphyrogenitus in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts kennt den Titel Khakân (*ὁ χαγάνος ἄρχων Χαζαρίας* de administr. Imp. Cap. 38 und sonst) bei uralo-finnischen Völkern. Zwei Jahrhunderte später gründete Dschingis-Khân das mongolisch-tatarische Riesenreich, durch welches die Titel Khân und Khakân dem ganzen Orient so geläufig wurden, daß seitdem alle auf mongolischen oder osttürkischen Ursprung Anspruch machenden Dynasten sie geführt haben. Dahin gehören die Dschingisen und die Timuriden in Turkestan, Kasan, Astrachan, der Krim, Sibirien, Afghanistan, Persien u. s. w. Die nächsten Nachkommen Dschingis-Khân's in Persien nannten sich als Häupter des Hauses Îl-Khane, d. i. Großkhane, auch hier sich den alten Iraniern anschließend, bei denen neben dem vorerwähnten Titel Königskönig der von den Griechen mit *μέγας βασιλεύς* wiedergegebene Xâjathija wazraka bestand. Bei den tulunidisch- und seldschukisch-türkischen Dynastien findet sich der Titel Khân nicht, was sich aus ihrem Ursprunge als Leibwache der Khalifen erklärt. Daß die von den später ausgewanderten Oghusen abstammenden Osmanen sich noch heutigentags seiner bedienen, haben wir bereits erwähnt.

Die Herrschaft eines Khân wird in den europäischen Sprachen Khânat genannt mit einer unserm Comitatus, Principatus, Banatus nachgebildeten Form, welchem die orientalische Unterlage fehlt. Ein besonders häufig genanntes Khânat war dasjenige der Krim, welches Ende des 18. Jahrhunderts unter der Kaiserin Katharina II. erobert und Rußland einverleibt wurde. *(G. Rosen.)*

Khânat der Goldenen Horde, s. unter Mongolen.

KHARÂDSCH, ein aus dem Arabischen in die übrigen islamitischen Sprachen übergegangenes Wort, be-

deutet im allgemeinen eine Abgabe, dann aber im besondern diejenige Abgabe, welche der nicht mohammedanische Unterthan gleichsam als Schutzgebühr an den mohammedanischen Staat zu entrichten hat. Diese Abgabe hat in den religiösen Satzungen des Islam ihren Ursprung. Der Koran gebietet die Verbreitung des Glaubens mit dem Schwert und Tödtung der denselben Zurückweisenden, falls sie sich nicht loskaufen. Die islamitische Lehre zerlegt demzufolge die Welt in zwei Theile, Dar el Islâm, das Haus (Heim) des Islam, und Dar el Harb, das Haus des Krieges, und erkennt den Dschihâd, den heiligen Krieg, d. i. den Krieg der Mohammedaner wider die Andersgläubigen, als eine der vornehmsten Religionspflichten an. Wer nun als Nichtmohammedaner seinem Glauben treu bleiben und doch als Besiegter nicht Leben und Freiheit verwirken will, der hat sich zur Zahlung einer Loskaufssumme zu verpflichten, welche als Kharâdsch oder Dschisièh zu einer persönlichen Jahresabgabe gestaltet wurde, aber dem sie Entrichtenden den Schutz der islamitischen Gesetze sicherte. Der Kharâdsch ist demnach eine rein persönliche Abgabe, weshalb er auch gegenüber dem ebenso benannten Tribute christlicher Staaten an die Pforte Kharadsch-i-rä's, Kopf-Kharadsch, genannt wird. Als die osmanische Monarchie im 14. und 15. Jahrhundert sich rasch über volkreiche christliche Länder ausdehnte, hatte sich betreffs der Besteuerung der Nichtmohammedaner längst eine Norm gebildet, welcher die Pforte sich wahrscheinlich einfach anschloß. Danach wurden die Kharâdschpflichtigen in drei Klassen getheilt, nämlich die Reichen (Ashabî-Mâl), die Wohlhabenden (Mutewassitî 'lhâlè) und die Armen (Fukara-Mü'tamèlè), welche je ihre besondere Steuerstufe hatten. Diejenige der Reichen hieß A'la, die hohe, und erforderte vier kahiriner Kettenzechinen, 11 schweren türkischen Silberpiastern entsprechend; die der Wohlhabenden hieß ewsat, die mittlere, und erforderte zwei derartige Zechinen, $5^1/_2$ Silberpiastern entsprechend, endlich die der Armen hieß edna, die niedere, und erforderte nur 1 Zechine, 2 Piastern und 80 Para entsprechend. Zahlungspflichtig waren nur die Unterthanen männlichen Geschlechts vom Eintritt der Pubertät bis an den Tod, mit Ausnahme der Mönche, Bettler und überhaupt auf die öffentliche Mildthätigkeit Hingewiesenen. Da das allgemein übliche Zahlungsmittel nicht das einmal als feststehende Norm geltende ägyptische Gold, sondern das türkische Silbergeld war, dieses aber im Laufe der Jahrhunderte große Verschlechterungen erfuhr, so wurde eine wiederholte Erhöhung des Piaster-Nennwerthes der Abgabe nöthig, ohne daß der ursprüngliche Betrag dadurch vermehrt, oder vielleicht auch nur erreicht worden wäre. Im J. 1803 zahlte die höchste Stufe 12, die mittlere 6 und die niedere 3 Piaster. Die letzte Regulirung fand im J. 1834 unter dem christen-freundlichen Sultan Mahmud II. statt, welcher, obwol nach der Norm die höchste Stufe den Werth von 48 Drachmen reinen Silbers und die zweite sowie die dritte Stufe im Verhältniß weniger zu zahlen gehabt hätte, was nach dem damaligen Münzwerthe mehr als 100, als 50 und 25 Piaster betragen haben würde, aus besonderm Wohlwollen den Betrag auf 60, 30 und 15 Piaster (d. h. 10 Mark, 5 Mark und $2^1/_2$ Mark) festsetzte. Wie man sieht, war die Steuer weder sehr einträglich für den Staat — man rechnete das Jahresergebniß zu 40 Millionen Piaster, d. h. ungefähr 6,700,000 Mark, einzuzahlen von 1,600,000 Individuen aus einer Gesammtbevölkerung von 9,000,000 Rajah-Unterthanen der Pforte —, noch dem Abgabebetrage nach schwer erschwinglich für die Pflichtigen. Da diese letztern dafür von dem auf der muselmanischen Bevölkerung so schwer lastenden Militärdienste befreit waren, so hätten sie wol Ursache gehabt, in dieser Beziehung mit ihrer staatsrechtlichen Stellung zufrieden zu sein. Gleichwol blieb die Steuer immer im höchsten Grade unpopulär, was sich, abgesehen von der ihrer Einsetzung zu Grunde liegenden Idee, aus dem Umstande erklärt, daß durch sie die sich im Verkehr immer mehr verwischende persönliche Superiorität des Türken über den Rajah lebendig erhalten wurde. Den mit dem Einsammeln der Steuer beauftragten Unterbeamten, den Kharadschtschis, meistens rohen, aber um so hochmüthiger auf die Rajah herabsehenden Anatoliern, mußten wegen der auf seiten der Rajah sich äußernden Defraudationssucht weitgehende Befugnisse gegen die Pflichtigen eingeräumt werden, welche häufig gemisbraucht wurden und schon an und für sich dem gebildeten und wohlhabenden Christen und Juden höchst widerwärtig waren. Schon die Untersuchung, ob ein junger Bursche steuerpflichtig sei, durch Abmessen des Halsumfanges gegen die Kopfhöhe erregte Abscheu; sodann entstand oft Streit über die Steuerstufe, und endlich hatte der Zahler die ihm ausgestellte Quittung (Kharadsch-teskerèsi) beständig bei sich zu tragen, weil sie ihm jeden Augenblick abverlangt werden konnte, und er in ihrer Ermangelung arretirt und selbst, wenn er sie nachträglich produciren konnte, zu Geldstrafen verurtheilt wurde. Allerdings bestand in dem Kharadschtschi Baschy eine Behörde, welche eingetretene Streitigkeiten ex aequo et bono zu schlichten beauftragt war. Aber die Uebelstände waren zu sehr eingewurzelt, als daß ihre Ausmerzung hätte leicht bewerkstelligt werden können. Wegen all dieser Gründe betrachteten während des Krimkrieges die mit der Pforte verbündeten Mächte den Kharadsch als ein Haupthinderniß der von ihnen gewünschten Regenerirung der Türkei durch Verschmelzung aller ihrer Völker in eine osmanische Gesammtnationalität, und wurde demnach seine Beseitigung in immer dringenderer Weise gefordert, bis die Pforte, welche in der Erhebung der Abgabe eine religiöse Pflicht sah und ihren Rajah nicht in den Augen ihrer mohammedanischen Unterthanen das Anrecht auf den Schutz der Staatsgesetze entziehen wollte, nach langem Widerstreben durch großherrliche Verordnung (Irâdeh) vom 10. Mai 1855 die Abschaffung aussprach und dieselbe nachher durch den Hatti-Humajun vom Februar 1856 bestätigte.

Wie bereits bemerkt worden, gibt es in der Türkei noch einen zweiten Kharadsch, welcher diesen seinen Namen einer gewissen Analogie mit dem eben besprochenen verdankt, d. i. der von christlichen Nachbarstaaten an die Pforte gezahlte Tribut, welcher dem Zahlenden den

Schutz der Pforte sichert. Dies Schutzgeld entrichteten vordem die Republik Ragusa und bis zum Jahr 1878 Rumänien als vereinigtes moldavo-vlachisches Fürstenthum, sowie Serbien. In diesen Ländern bestand keine persönliche Verpflichtung des Einzelnen gegen den mohammedanischen Staat, sondern ihr Regent, Hospodar oder Fürst hatte aus den ihm zufließenden Steuerbeträgen den Kharadsch zu leisten. (*G. Rosen.*)

KHÂRESM, geschrieben Chowaresm und wahrscheinlich früher auch so ausgesprochen, während jetzt die Vocale der beiden ersten Silben sammt dem sie trennenden w zu einem gedehnten dumpfen a zusammengezogen werden, ist der alte Name des am untern Amustrome oder Djihûn, hauptsächlich aber auf dem linken Ufer desselben belegenen Landes, welches gegenwärtig als Khanat von Khiwa (s. d.) bekannt ist. Die ethnographische Bezeichnung nach den Einwohnern als *Χοράσμιοι* findet sich schon bei Herodot (III, 93), welcher dies Volk zwischen die Parther und Sogder verlegt; die von ihm gebrauchte Form des Namens ist für das gesammte classische Alterthum maßgebend geblieben, obwol das Völkerverzeichniß der persepolitanischen Keilinschriften schon die Form Kârazmiah aufführt. Strabo betrachtet sie als einen Stamm des Massagetenvolkes; keinenfalls gehörten sie zu den Iraniern, doch dürfen wir annehmen, daß sie, wie ihre Nachbarn, die Sogder, Sogdianer, wenn auch in geringerm Maße, die persische Civilisation sich aneigneten. So häufig aber bei den Schriftstellern des Alterthums die Erwähnung des Volkes und des Landes, so wenig erfahren wir von seinen Schicksalen. Wahrscheinlich stand es, wie zu dem Reiche des Darius, so zu demjenigen der Parther und der Sassaniden in einem losen Abhängigkeitsverhältniß. Von den Arabern wurde es im J. 709 unter Koteiba Ibn Muslim erobert und scheint alsbald den Islam angenommen zu haben. Wichtigkeit erlangte es erst, als der natürliche Reichthum der benachbarten Nordprovinzen des Khalifats, zusammen mit der anfangs friedlichen Einwanderung der aus den centralasiatischen Steppen stammenden Türken, welche als Leibwachen der Khalifen die höchste Gewalt an sich rissen, den Schwerpunkt des Reiches in die Nähe seiner Grenzen verlegte. Tontasch, ein Statthalter der Ghaf'newiden, machte sich in dem Lande unabhängig und gründete eine Dynastie, aus welcher um 1041 Anuschtegin hervorging. Derselbe mußte die Oberhoheit des Seldschukiden Toghrul Beg anerkennen, und auch sein Sohn Kutb-ed-Din Mohammed regierte als Vasall der Seldschuken-Dynastie, welche damals unter Melekschah, dem gewaltigen Sohne Toghrul's, den größten Glanz entfaltete. Mohammed's Sohn Atsyz dagegen suchte, die Zwistigkeiten unter den Söhnen Melekschah's benutzend, das Joch abzuschütteln und wurde dafür von Sandschar, dem Sultan Khorassans, mit Krieg überzogen. Es gelang dem letztern, die Hauptstadt Kharesms, Kurgendsch (später Urgendsch), einzunehmen und Atsyz zu verjagen; kaum aber hatte er das Land wieder verlassen, als auch Atsyz wieder erschien und den von Sandschar zurückgelassenen Statthalter zu schleuniger Flucht nöthigte. Um sich aber gegen den Beherrscher eines so mächtigen Reiches wie Khorassan zu behaupten, that Atsyz nunmehr einen folgenschweren Schritt, indem er die heidnischen Osttürken von Kara-Khatai zu einem Einfall in das transoxanische Gebiet Sandschar's bewog (1153). Sandschar, welcher sich den wilden Horden entgegenstellte, wurde geschlagen und erlitt eine solche Einbuße an Macht, daß Atsyz mit seinen Kharesmiern sengend und brennend Khorassan durchziehen und ungestraft reiche Beute in sein Land zurückbringen konnte. Nach 60jähriger Regierung hinterließ Atsyz das Reich seinem Sohne Arslan Schah. Derselbe eroberte im J. 1156 seinerseits Khorassan, starb aber schon 1172, als er eben sich anschickte, die ehemaligen Bundesgenossen seines Vaters, welche über den Amu gedrungen waren und ihm unbequem zu werden anfingen, zurückzuweisen. Es trat nun eine kurze Periode von Schwäche ein, indem Arslan's Söhne, Ala-ed-Din Takasch und Sultan-Schah Mahmûd, ersterer wiederum mit osttürkischen Hülfstruppen, sich wegen der Herrschaft stritten. Als aber Mahmûd im J. 1193 starb, vereinigte Takasch, ein einäugiger Mann, wieder die Gesammtmacht des Hauses in seiner Hand, und benutzte sie zur Eroberung des iranischen Seldschukenreiches mit der Hauptstadt Hamadan. Der Name Kharesm-Schah, welchen die Nachkommen Anuschtegin's führten, wurde durch ihn zu einem der am meisten gefürchteten im ganzen Islam. Sein Sohn, Mohammed Ala-ed-Din, welcher ihm im J. 1200 folgte, züchtigte die Türken von Khatai, unterwarf die Gebiete der Ghaf'newiden und Ghauriden und konnte nunmehr daran denken, eine ähnliche Stellung wie die früheren seldschukidischen Großsultane zu gewinnen. Er eroberte Aserbeidschan und Kurdistan, und da der Khalif Nâssir in Bagdad sich zu ihm feindselig stellte, so ernannte er in dem Aliden Ala-ed-Din Termedi einen Gegen-Khalifen, der auch in Khorassan, den transoxanischen Ländern Kharesm u. s. w. anerkannt wurde. Inzwischen hatte die Bewegung, welche sein Großvater Atsyz den osttürkischen Stämmen gegeben, auch die Mongolen ergriffen, welche, unter Dschinghis-Khan vereinigt, gegen Westen vorrückten, bis sie Grenznachbarn des Kharesm-Schah wurden. Die beiden mächtigen Herrscher traten miteinander in Verkehr, wechselten Gesandtschaften und schlossen Freundschaftsverträge; als aber Ala-ed-Din mongolische Unterthanen, welche kraft jener Verträge in seinen Gebieten verkehrten, da er sie für Kundschafter hielt, umbringen ließ, so brach Dschinghis-Khan in Mawerannahr ein, schlug allen Widerstand nieder und verfolgte den Schah, welcher die Flucht ergriffen hatte, mit solchem Ungestüm, daß er sich nur mit Mühe auf eine Insel des Kaspischen Meeres rettete. Die rohen Horden setzten ihren Siegeszug in den Culturländern des Islam fort und wütheten furchtbar in Khorassan, Djibal, Masenderan und Persien. Auch Kharesm und seine Hauptstadt Urgendsch fiel in ihre Hand und wurde grausam verheert. Ala-ed-Din, der ehemalige Beherrscher eines Reiches, welches vom Kaspischen und Hyrcanischen Meere bis nach Indien gereicht hatte, starb im J. 1220 als armer Flüchtling zu Gaf'na, woselbst sein Sohn, Dschelal-ed-Din Mankberni, welcher dort in

seinem Namen regierte, ihm Aufnahme gewährt hatte. Ein um jene Zeit auch vor Gaf'na erscheinendes Mongolenheer wurde zwar von dem neuen Schah, Mankberni, geschlagen; gleichwol fand derselbe es gerathen, sich vorläufig nach Indien zurückzuziehen, um einen nachhaltigern Widerstand gegen die Mongolen vorzubereiten. Nach fünfjähriger Abwesenheit in Indien kehrte er nach Südpersien zurück, wo inzwischen sein Bruder Ghajath-ed-Din sich gegen die Mongolen behauptet hatte. Ueberhaupt schien die Kriegswuth der letztern nachgelassen zu haben, und so konnte Mankberni sich dem Glauben hingeben, daß es ihm gelingen werde, die Idee seines Hauses, die islamitischen Länder Asiens unter den Kharesm-Schahen zu vereinigen, zur Ausführung zu bringen. Er besiegte seinen Bruder, zwang Persien, Kurdistan und Aserbeidschan, ihm zu huldigen, und eroberte sodann den östlichen Theil von Armenien und Georgien, welche Länder dem seldschukidischen Sultan von Iconium gehörten (1227). Zwei Jahre später erschien er wieder in Armenien und erstürmte das feste Akhlât, wo seine Truppen nicht weniger barbarisch hausten als die Mongolen selber. Nun eilten aber der Ejjubiten-Sultan Eschref und derjenige von Iconium Keikobad mit ihren Heeren herbei, und Mankberni erlitt bei Akhlât eine furchtbare Niederlage, von der er sich nicht mehr erholte. Zu seinem Unglück rückten auch die Mongolen wieder vor; nur mit Mühe entzog er sich der Gefangenschaft, wurde aber auf der Flucht (Juli 1231) von räuberischen Kurden in den Gebirgen von Miafarekein erschlagen. Mit ihm verlor der Islam seine kräftigste Stütze, den Mann, der allein den Mongolen Achtung einzuflößen verstanden hatte. Zugleich erlosch das Geschlecht der Kharesm-Schahe und damit sank sein Heimatland in das frühere Dunkel zurück. Schon längst hatte eine türkische Einwanderung daselbst stattgefunden; im 16. Jahrhundert aber erlag es vollständig, wie Mawerannahr und Ferghana, der großen Uſ'beken-Invasion, welche eine solche Veränderung hervorbrachte, daß sogar der Name Kharesm nur noch in der Titulatur der neuen Herrscher, der Khane von Khiwa, fortlebt. (*G. Rosen.*)

Khat, s. Celastrus.

KHATTI-SCHERIF, in der nachlässigen türkischen Aussprache Hattischerif oder Hattscherif, eine bei den Türken vollkommen eingebürgerte persische Zusammenstellung zweier arabischer Wörter, nämlich Khatt, die Linie, der Strich, und scherif, edel, von Mohammed abstammend, bedeutet zunächst einen vom Sultan als demjenigen Sterblichen, welchem vorzugsweise das ehrende Beiwort scherif, gebührt, eigenhändig ausgeführten Schriftzug, dann aber auch ein Document, welches durch solchen beglaubigenden Schriftzug Gesetzeskraft erhält. Das Beiwort scherif, edel, soll keine Eigenschaft des Khatt, der Schrift, ausdrücken, sondern bezieht sich lediglich auf ihren Urheber und steht demnach auf Einer Linie mit den in den europäischen Sprachen aus Titeln gebildeten Adjectiven, sodaß unser „Kaiserliche Unterschrift" etwas Aehnliches besagen würde. Wenn man aber nach europäischen Begriffen sich unter einer solchen Unterschrift den Namenszug des Sultans vorstellen wollte, da würde dies für die betreffenden türkischen Documente nicht zustimmen; an die Stelle der bekräftigenden Namensunterschrift tritt bei den Orientalen das aufgedruckte Siegel, und der Khatt enthält vielmehr einen kurz ausgedrückten Befehl wie: „So soll verfahren werden!"*) — Auch leidet die türkische Etikette nicht, diese Worte unter den Text zu setzen, sondern sie finden über demselben ihre Stelle, gleich unter dem wappenähnlich, groß ausgeführten, kunstvoll verschlungenen Namenszuge des Souveräns, welchen ein besonderer Würdenträger der Pforte, der Nischandschi, einträgt. Die hergebrachte Form eines derartigen Actenstückes ist also die folgende: In der Mitte einer der Kleinseiten eines sehr langen Papier-Rechtecks findet sich eine Anzahl zu einem Dreieck gruppirter, in Gold, oder Roth, oder Schwarz ausgefüllter Kreise, den Buchstaben h des arabischen Alphabets (ه) vorstellend, welcher arabisch hu (er) gelesen als Gott, Er vorzugsweise, zu deuten ist. Dann folgt ein weiter freier Raum, dann die Tughra, der erwähnte große Namenszug des Sultans, darunter der Khatt, dann der Text, in welchen das Datum hineingezogen wird. Dann endlich, gesondert, die Ortsangabe. Khatti-Scherif nennt man allerdings auch die formlosen eigenhändigen Specialbefehle des Sultans; in der Regel aber sind größere Actenstücke wie die so eben beschriebenen, deren Abschrift den Archiven einzuverleiben, und unter diesen wieder besonders die wichtige, gesetzgeberische und politische Bestimmungen erlassenden darunter verstanden. Der Stil in diesen Documenten ist verschränkt und schwülstig, aber die Gedankenfolge klar und logisch. Nach einer philosophirenden Einleitung pflegt die Sache selbst angegeben und in das rechte Licht gestellt zu werden; dann heißt es mit Bezugnahme auf den über dem Texte befindlichen Khatt: „Da nun mein kaiserlicher Wille an Vorstehendem haftet, so ist, damit besagtermaßen verfahren werde, dieser mit meinem kaiserlichen und glückseligen Schriftzuge versehene, allgewaltige Befehl erflossen."

Dem Ausdrucke Khatti-Scherif identisch ist Khatti-Humajun; wie scherif den Sultan als die Nachkommenschaft Mohammed's in seiner Person zusammenfassend und vertretend, d. h. als den vornehmsten Erdenbewohner bezeichnet, so humajun als den, in dessen Augurium sich der Vogel Huma, der heilverkündende Phönix, befindet, d. h. als den glücklichsten Sterblichen.

Die berühmtesten Khatts sind der Khatti-Scherif von Gûlhane vom J. 1839 und der Khatti-Humajun vom J. 1856. Durch jenen verfügte der Sultan Abdul-Medschid die vollkommene Sicherheit aller seiner Unterthanen, ohne Unterschied des Glaubens und der Abstammung, in Beziehung auf Ehre, Vermögen und Leben; er begab sich also implicite des Rechtes, über das Leben seiner Beamten — nur dieser; gegen Privatpersonen bestand ein

*) Auf Türkisch: boilè idschra oluna. In den früheren Jahrhunderten lautete der Befehl an den Großwesir oft: Boilè edessin, japmassan, baschyny keserim (so sollst du thun, wo nicht, schneide ich dir den Kopf ab).

solches Recht in der Türkei nie — ohne richterliches Erkenntniß nach Willkür zu verfügen, eines Rechtes, das alle seine Vorfahren ausgiebig angewandt hatten, und beschränkte das seitherige Vorrecht der Mohammedaner als der herrschenden Rasse auf die rein staatsrechtliche Sphäre. Der Khatti-Humajun ging noch weiter und sprach die völlige bürgerliche Gleichstellung der Nichtmohammedaner mit den Mohammedanern aus. Der Khatti-Humajun wurde dem Instrument des Pariser Friedens vom J. 1856 als Annex beigegeben und somit unter die Gewähr des internationalen Rechts gestellt. *(G. Rosen.)*

KHEDIWE, eigentlich Khidîw*), Khedive, ein in der orientalischen Literatur nur äußerst selten vorkommendes und den türkischen Gelehrten in der Regel nur aus dem Wörterbuche bekanntes persisches Wort, bedeutet nach dem Ferhangi-Burhâni-kati' einen Padischah, Kaiser, einen Vezier, einen Gebieter und großen Herrn, einen Phönix seiner Zeit. Das Richardson'sche Persisch-arabisch-englische Lexikon, zu welchem außer dem genannten noch andere seltenere orientalische Wörterbücher benutzt worden sind, kennt neben der Form Khidîw auch die Khadîw und Khudîw und fügt zu den Bedeutungen noch Freund, wohlwollender, reicher Mann hinzu. Aus dem allen ergibt sich eine ziemlich vage Anwendung des Wortes. Die Ableitung ist dunkel; verwandt ist das Wort khidîwer mit den Bedeutungen Prinz und vornehmer Herr.

Es bedurfte eines besondern Umstandes, um das Wort khidîw in bestimmter Bedeutung weit und breit bekannt zu machen. Schon längst war die Ausnahmestellung Aegyptens innerhalb der osmanischen Monarchie nicht allein durch großherrliche Fermane, sondern auch durch das internationale Recht anerkannt worden, und immer noch wurde der Vasallen-Erbfürst des reichen Landes, den Europa einen Vicekönig nannte, von der Hohen Pforte mit dem Titel Vali, demselben Titel belegt, den jeder bedeutendere Provinzial-Gouverneur für die in der Regel zweijährige Dauer seiner Amtirung führt. Weder Mehemed Ali selber noch auch seine nächsten Regierungsnachfolger scheinen bei dieser Eigenthümlichkeit etwas Bedenkliches gefunden zu haben. Als aber die lange Zeit für chimärisch gehaltenen Arbeiten zum Durchstich des Suez-Kanals an dem endlichen Erfolge nicht mehr zweifeln ließen, und die Stellung des Vicekönigs zum Sultan wie zu den europäischen Mächten mehr und mehr in den Vordergrund der Tagesinteressen trat, machte sich auch die Bedeutung des Conservatismus der Pforte betreffs jener Titulatur mehr fühlbar. Der Divan folgerte aus dem Vali-Titel, daß Aegypten ein Vilajet, eine Provinz der osmanischen Monarchie, sei, welche allerdings in dem der Familie Mehemed Ali's gewährten Privilegium der Erbstatthalterschaft eine Ausnahmestellung genieße, nichtsdestoweniger aber der Reichsgesetzgebung unterworfen sei und, was die Hauptsache, unter Umständen heimfallen könne. Die Beibehaltung des Vali-Titels ging also Hand in Hand mit andern Ansprüchen der Pforte und zwar unter andern mit dem Verlangen, der Vicekönig solle den Tanfimat, die von der Pforte erlassenen liberalen Gesetze, in seinen Landen einführen. Nachdem im J. 1863 nach Said Pascha's Tode Ismail Pascha den viceköniglichen Thron bestiegen, glaubte die Pforte, welche damals unter der Leitung geschickter Staatsmänner, Fuad Pascha's und Ali Pascha's, einer geachteten diplomatischen Stellung genoß, ihrer Ansicht einen weiteren Ausdruck geben zu können. Sie mischte sich kraft ihrer Souveränetätsrechte in die Angelegenheiten des Kanalbaues und knüpfte die Erlaubniß zur Fortsetzung desselben im Interesse Aegyptens, wie sie angab, an gewisse Bedingungen, welche das ganze Unternehmen eine Weile in Frage zu stellen schienen. Ismail Pascha, welcher seine eigene Stellung im Lande durch die mächtige Actiengesellschaft, hinter der Frankreich, stand, untergraben fühlte, ließ sich die Unterstützung der Pforte gern gefallen und beeilte sich, den Frondienst, mittels dessen bis dahin entgegen den Vorschriften des Tanfimat die Erdarbeiten für den Kanalbau bewerkstelligt worden waren, aufzuheben. Die Hintergedanken, welche die Pforte bei ihrem Schritte hegte, offenbarten sich aber bald. Obwol der Verbleib des Sultans in Konstantinopel und der nächsten Nachbarschaft der Residenz als eine durch alte Tradition geheiligte Etiketteregel galt, ließ sich Abdulasis im Sommer 1863 von seinem Großvezier Fuad nach Aegypten führen, um sich dem durch die Pfortengesetze von schwerem Drucke der Frone befreiten ägyptischen Volke nicht blos als Souverän, sondern auch als Wohlthäter zu zeigen, und auf Kosten des Vicekönigs Dankesdemonstrationen des Volkes entgegenzunehmen. Allerdings führte das Unternehmen zu einem Fiasco der Pfortenpolitik; dennoch fühlte Ismael Pascha sich dadurch angeregt, sich nunmehr die Beschaffung einer gesicherteren staatsrechtlichen Stellung angelegen sein zu lassen, in welchem Bestreben er namentlich durch Frankreich unterstützt wurde. Es kam ihm zu statten, daß der hohe Flug, den die türkische Politik damals nahm, häufig durch den empfindlichsten Geldmangel unterbrochen wurde, und daß der Sultan selbst gegen reiche Geschenke Rechte seiner Krone zu opfern durchaus nicht abgeneigt war. Nachdem es Ismail Pascha in dieser Weise, d. h. durch Geldopfer, gelungen, die Ermächtigung zu einer seinem Lande zu ertheilenden Repräsentativ-Verfassung zu erlangen und ein neues Erbfolgegesetz durchzusetzen, sandte er im J. 1867, während die Pforte durch den großen candiotischen Aufstand sich in schwere pecuniäre Bedrängniß versetzt sah, seinen Minister Nubar Pascha, einen geriebenen Armenier, mit einer bedeutenden Summe nach Konstantinopel, um nebst andern weniger ins Auge fallenden Zugeständnissen einen neuen Titel zu bekommen. So unwiderstehlich unter den obwaltenden Verhältnissen die Argumente des ägyptischen Unterhändlers waren, so fand sich doch insofern eine Schwierigkeit, als

*) Das Schluß-e in Khediwe scheint das unpassenderweise mit dem Worte aus französisch oder englisch geschriebenen orientalischen Zeitungen übernommene e muet zu sein. Sonst müßte man annehmen, daß es aus dem verbindenden i der Zusammenstellung Khidiw-i-Mysr nach Abwerfung des Wortes Mysr (Aegypten) umgeändert wäre. Die Türken gebrauchen die richtige Form Khidîw, wovon Khidiwè der Dativ sein würde.

die Pforte keinen für den Orientalen den Begriff der Souveränetät involvirenden Titel gewähren wollte, und doch der gesammte Vorrath von Ehrenbezeigungen hoher Beamten in den drei islamitischen Hauptsprachen von dem schwülstigen Kanzleistile der Pforte schon für die hohen Veziere in Anspruch genommen worden war. So kam man auf das dem Publikum ganz unbekannte Wort Khidîw, welches neben seinen oben angeführten Bedeutungen auch in der Zusammenstellung Khidîw-i-Hind einen König von Indien bezeichnen soll und sich demnach durch die Dehnbarkeit seines Begriffs nach beiden Seiten hin empfahl, wie es auch alsbald von den Cabineten genehmigt und in die allgemeine diplomatische Terminologie aufgenommen worden ist. (*G. Rosen.*)

Kheiber, s. Khaibar.

KHEVENHÜLLER, ein altes fränkisches Adelsgeschlecht, dessen Stammhaus Khevenhüll zwischen Beilngries und Dietfurt in Mittelfranken liegt. Der Name ist nach Czerwenka, dem Historiographen dieses Geschlechts, von Kiefern-Hüllen abzuleiten. Unter „Hüllen" versteht man in dortiger wasserarmer Gegend künstlich angelegte Wasserlöcher, zur Schwemme der Hausthiere dienend. Analog diesem Kiefernhüll (Khevenhüll) finden sich auf dem fränkischen Jura ein Buchenhüll, Irla-(Erlen-)hüll, Weidenhüll, Schafshüll u. s. w., also nach der örtlichen Lage oder nach Verwendung solcher „Hüllen" (wol von Höhle abgeleitet?) benannte Ortschaften. — Die Einwanderung von Kärnten muß ziemlich früh erfolgt sein. Urkundliches steht darüber nichts fest. Das Geschlecht erscheint bald reich angesessen im Drauthale, besonders um Villach. Es erlangte im J. 1427 vom Grafen Friedrich von Tirol erst pfandweise, dann bald zu freiem Erbe die große Herrschaft Aichlberg zwischen der Drau und dem Ossiacher See und nahm von ihr Namen und Wappen (eine goldene Eichel mit zwei goldenen Blättern) zu den ihren an. Bereits im 16. Jahrh. erfolgte die Trennung in zwei Hauptlinien durch zwei Brüder, deren älterer Christoph die Frankenburger (derzeit gräfliche) Linie gründete, während Siegmund Stifter der Hochosterwitzer (nunmehr auch fürstlichen) Linie wurde. — Genannter Christoph (gest. 1557) erlangte d. d. Wien 31. Oct. 1543 die Verleihung der Prädicate „von Aichlberg und Landskron", sowie am 22. Nov. 1555 das „von Summeregg" nach seinen Schlössern. Seine Söhne Johann Baptist, Bartholomäus und Moritz Christoph erhielten sammt ihrem Vetter Georg (Sohn des Siegmund von der andern Linie) vom Kaiser Maximilian II. d. d. Feldlager Raab 16. Oct. 1566 den Reichsfreiherrnstand, sowie d. d. Wien 10. Jan. 1572 die Wappenvereinigung mit dem Schilde der erloschenen Herren von Weißpriach, aus deren Stamme die gemeinsame väterliche Großmutter entsprossen war. Von diesen Brüdern erlangte Johann Baptist (auch kurz Hans genannt) am 23. Aug. 1590 die Bestätigung des Titels „von Aichlberg, Freiherr auf Landskron, Wernberg" u. s. w. und d. d. Prag 19. Juli 1593 den Reichsgrafenstand (vererblich nach dem Rechte der Erstgeburt für sich, seine Brüder und eventuell für seine Vettern, die Gebrüder Siegmund und Franz von der Hochosterwitzer Linie), wobei gleichzeitig seine Herrschaften Frankenburg, Kammer und Kogl zur Grafschaft Frankenburg erhoben wurden. — Nachdem Hans, der erste Graf von Khevenhüller, am 8. Mai 1606 unvermählt mit Tode abgegangen war, folgte im Besitze und in der Grafenwürde sein nächstältester Bruder Bartholomäus (Erb-Land-Stallmeister von Kärnten seit dem 20. Juni 1588), gestorben 1613. Dessen Sohn Franz Christoph (geb. 1588, gest. 1650) — Näheres über ihn s. unten — war der Großvater des gleichfalls unten zu behandelnden Ludwig Andreas (geb. 1683, gest. 1744), sowie durch den älteren Bruder dieses letztern der Fortpflanzer des frankenburger Stammes, welcher derzeit mit dem gegenwärtigen Grafen Hugo (geb. 1817), dem Nutznießer der Fideicommißherrschaft Kammer, zu erlöschen droht. — Die Hochosterwitzer Linie, begründet durch oben genannten Siegmund, erlangte in dessen Sohne Georg vom Erzherzoge Karl d. d. Wien 13. März 1564 das Erbstallmeisteramt von Kärnten (für beide Zweige) und 1566, wie oben schon gezeigt, gemeinsam mit den Vettern den Reichsfreiherrnstand, am 17. April 1571 das Prädicat „von Hohen-Osterwitz", 1572 die gemeinsame Wappenbesserung, sowie am 1. Mai 1587 noch das Prädicat „von Karlsberg". Des Georg ältesten Sohnes Siegmund Descendenz erlosch noch im 17. Jahrh.; der zweite Sohn Franz ist der Stammhalter. Sein Enkel Ehrenreich, der sein Geschlecht 1666 der katholischen Lehre wieder zuführte, wurde für sich und seine Nachkommen vom Kaiser Leopold I. d. d. Wien 23. Juli 1673 in den erbländisch-österreichischen Grafen-, dessen Sohn Siegmund Friedrich d. d. Wien 6. Jan. 1725 in den Reichs-Grafenstand erhoben und letzterer erhielt noch in demselben Jahre das böhmische Incolat, sowie unter dem 24. Oct. 1737 die Aufnahme in das schwäbische Reichsgrafen-Collegium. Seinem Sohne Johann Joseph (geb. 1706, gest. 1776) war es vorbehalten, seinem Hause besondern Glanz zu erwerben. Als Reichshofrath vermählte er sich im J. 1728 mit des Grafen Adolf von Metsch Erbtochter, erlangte am 24. April 1751 die Namen- und Wappenvereinigung mit denjenigen seiner Gemahlin und nunmehr als Graf Khevenhüller-Metsch mittels d. d. Regensburg 30. Dec. 1763 ausgestellten Diploms den nach dem Rechte der Erstgeburt vererbenden Reichsfürstenstand, sowie am 3. Dec. 1775 noch das Erb-Land-Hofmeisteramt im Erzherzogthume Oesterreich unter der Enns. Diese Linie besitzt ein bedeutendes Fideicommiß in Nieder-Oesterreich und es ist die Hoffnung nicht unbegründet, aus einem ihrer nachgeborenen Söhne wieder eine gräfliche Linie erblühen zu sehen. — Besonders sind aus diesem Geschlechte zu erwähnen:

1) Franz Christoph, geboren am 21. Febr. 1588 zu Klagenfurt als ältester der den Vater überlebenden Söhne des Grafen Bartholomäus und dessen zweiter Gemahlin Blanca Ludmilla geborenen Gräfin von Thurn. Als Kind siech und schwach, entwickelte er sich spät, gab sich dann aber mit um so größerem Eifer dem Studium der Wissenschaften hin. Langer Aufenthalt in Italien,

der ihn namentlich in Florenz in Beziehungen zu dem dortigen kunstsinnigen Hofe brachte, ferner Reisen durch Frankreich und England vollendeten seine Ausbildung. Vom Könige Matthias von Ungarn im J. 1609 zum Vorschneider und zwei Jahre darauf zum Silberkämmerer ernannt, begleitete er den König nach Prag, um bei der dortigen Krönung zum ersten mal seines Amtes zu warten, und blieb hierauf in der unmittelbaren Umgebung seines Herrn bis zu dessen Kaiserkrönung zu Frankfurt a. M. im J. 1612. Am 6. Mai 1613 vermählte er sich zum ersten mal mit Barbara Freiin von Teuffel, folgte im selben Jahre dem Kaiser zum Reichstag nach Regensburg, wurde daselbst zum Kämmerer ernannt und trat das Erbe seines am 16. Aug. dieses Jahres verstorbenen Vaters als Haupt seiner Linie an. Durch Erbeinigung mit seinen Brüdern waren ihm die in Ober-Oesterreich gelegenen Herrschaften, namentlich Frankenburg, Kammer und Kogl zugefallen, die er jedoch mit Einwilligung seines Geschlechts zu verpfänden gezwungen wurde. Hierauf trat er im Auftrage des Kaisers auf Veranlassung des Cardinals Khlesl im Jahre 1617 eine Gesandtschaftsreise nach Spanien an, welche noch in demselben Jahre zur Ernennung als ständiger ordentlicher Gesandter führte. Trotz der bedrängten Lage, in welche Khevenhüller bei seinen eigenen derangirten Verhältnissen und dem Ausbleiben des ihm zugesicherten Gehalts gerieth, und die seinen eigenen Aufzeichnungen nach bis zum Versetzen, resp. Verkaufen seiner und seiner Gemahlin Kleider führte — eine für einen kaiserlichen Gesandten gewiß recht beschämende Situation — wahrte er unverdrossen des Kaisers Interesse am Hofe von Madrid, mehr als sein eigenes, bis zum J. 1621. In die Heimat zurückgekehrt und am 20. Dec. genannten Jahres zum Geheimen Rath ernannt, ließ er sich trotz der gemachten traurigen Erfahrungen zur Rückkehr nach Spanien bereden. Hier erhielt er vom König von Spanien den Orden vom Goldenen Vließe, vermittelte noch 1629 die Vermählung der Infantin Maria mit dem König Ferdinand von Ungarn und führte erstere selbst, wiederum unter den größten pecuniären Bedrängnissen, an den kaiserlichen Hof, hiermit (1631) seine spanische Botschaft abschließend, nachdem er unter dem 1. Febr. dieses Jahres zum Oberhofmeister der jungen Königin Maria ernannt worden war. Von nun an blieb er in den verschiedensten und einflußreichsten Functionen am kaiserlichen Hofe, war gleichzeitig Assistenzrath des Erzherzogs Leopold Wilhelm, in Kärnten Oberster Erbland-Stallmeister und vielfach in kleineren Missionen seines Herrschers thätig. Er schrieb die „Annales Ferdinandei“ (Ferdinand's II.), deren Prodromus in Wien 1646 erschien und die Zeit von 1578—95 behandelte. Eine fernere Auflage der Annalen in neun Bänden erschien Regensburg 1640—41 (Band 1—4) und Wien 1642—46 (Band 5—9), die ihrer kleinen Auflage wegen äußerst gesucht, in den Jahren 1716—26 von M. G. Weidmann in Leipzig eine Erneuerung erfuhr. — Franz Christoph hatte sich nach dem Tode seiner ersten Gattin mit Susanna Eleonore Gräfin von Kollonitsch vermählt, aus welcher Ehe er jedoch nur eine Tochter erzielte, während sein gleichnamiger Sohn aus erster Ehe seinen Stamm fortsetzte, nachdem er selbst am 13. Juni 1650 zu Baden bei Wien sein Leben beschlossen und sein Leichnam nach Schörfling in Ober-Oesterreich gebracht worden war.

2) Ludwig Andreas, ein Sohn des eben genannten jüngeren Franz Christoph, geboren am 20. Nov. 1683 von dessen zweiter Gemahlin Ernestine Barbara Gräfin von Montecuccoli, die ihm — sein Vater starb bereits 1684 — eine treffliche Erziehung geben ließ. Als jüngerer Sohn bei den ohnehin seit der Zeit seines unwirthschaftlichen Großvaters stark zurückgegangenen Verhältnissen des Khevenhüller'schen Hauses ohne Aussicht auf Besitz, wendete er sich dem Kriegshandwerke zu, machte unter dem Prinzen Eugen den Spanischen Erbfolgekrieg mit, wurde 1707 zum Kämmerer des Kaisers Joseph ernannt und erhielt bald darauf als Oberst das Commando eines Reiterregiments. Nach der Schlacht von Peterwardein überbrachte er die Nachricht des glänzenden Sieges über die Türken dem Kaiser, wurde 1733 Feldmarschall-Lieutenant und erhielt hierauf das Obercommando im italienischen Feldzuge. Khevenhüller übernahm nach Karl's VI. Tode im Bairisch-österreichischen Erbfolgekriege die Leitung, rückte von Wien aus dem Feinde entgegen und über Linz, das dem bairischen Kurfürsten bereits gehuldigt hatte, direct auf dessen Hauptstadt los und dictirte 1742 in München den Frieden, starb aber bereits am 26. Jan. 1744 auf der Höhe seines Ruhms, von seiner Gemahlin Philippine Maria Anna Gräfin von Lamberg nur zwei Töchter hinterlassend, die beide durch Heirath in die gräfliche Familie von Windischgrätz eintraten.

Das Wappen ist getheilt, oben erscheint in Schwarz eine goldene Eichel an zweiblätterigem goldenem Stabe aus der Theilung wachsend, unten in Gold ein schwarzer Querstrom. Aus dem Helme mit beiderseits schwarz-goldenen Decken wächst ein gold über schwarz getheilter Steinbock mit schwarzen Hörnern. Zu diesem uns aus den frühesten Siegeln bekannten Schilde gesellten sich später diejenigen mehrerer aufgeerbten Geschlechter, so das der Kellerberg (d. d. Eßlingen 4. Sept. 1525 von Karl V. verliehen), der Mannsdorf (d. d. Prag 22. Juli 1544 von Ferdinand I.), der Auffenstein (d. d. Graz 28. Mai 1571 vom Erzherzog Karl), der Weißpriach (d. d. Wien 10. Jan. 1572 von Maximilian II.) und schließlich das der Metsch (wie oben erwähnt von Franz I. zugefügt), sodaß sich die Wappen beider Linien nunmehr ziemlich complicirt darstellen.

(*H. von Borwitz und Harttenstein.*)

KHIWA, auch Chiwa — das anlautende kh entspricht unserm ch nach a und o — ein auf der Grenze von West- und Centralasien gelegenes Land, wird in der Regel zu Turkestan gerechnet, welchem es auch ethnographisch zugehört, während seine Lage im Westen des Amu es geographisch absondert. Da seine Regenten den Herrschertitel Khan führen, so wird es als Khanat bezeichnet. In seiner heutigen Ausdehnung grenzt Khiwa im Norden an den westlich vom Delta des Amu-Stro-

mes [1]) befindlichen Theil vom Südufer des Aralsees; nach Westen an die Steppe des russischen transkaspischen Gebiets, woselbst man sich eine ungefähr drei Breitengrade lange, mit gelinder westlicher Ausbucht nordsüdlich laufende Linie zu denken hat; nach Süden in nicht näher angegebener Linie an die Steppe der Tekke-Turkomanen bis zur Niederung des Amu, dann ost- und nordostwärts erst an die Amu-Niederung und dann an den Fluß selber, welchem die Linie, das Delta draußen lassend, bis zur westlichen Mündung folgt, wo sie mit der Nordgrenze zusammentrifft. Die Steppe der Tekke-Turkomanen, als deren Hauptstadt das in blühender Oase liegende Merw zu betrachten, trennt Khiwa nach Südosten von der persischen Provinz Khorassan und von Afghanistan. Von Khiwa, d. i. der Hauptstadt, welche dem Lande den Namen gegeben, nach Meschhed, der nächsten bedeutenden Stadt Khorassans, gebrauchen die Karavanen 18 Tage und ebenso viel von Khiwa nach Asterabad. Auf ersterm Wege finden die Reisenden weder Wasser noch bewohnte Orte zum Rasten; auf letzterm nur im Atrek-Flusse Trinkwasser, sonst dieselbe trostlose Oede. Was die Bodengestaltung anbetrifft, so ist Khiwa im großen und ganzen eine dürre, meistentheils flache, jedoch auch hier und da hügelige Plateau-Landschaft, in weiten Strecken mit tiefem Sande überdeckt und nur selten mit kleinen, spärlichen Graswuchs aufweisenden Angern versehen. An solchen Stellen, welche die Weideplätze für die Schafheerden nomadisirender Horden bilden, findet sich auch gelegentlich stagnirendes Wasser. Eine Ausnahme macht nur die auch oberhalb des Delta sehr breite Niederung des Amu, offenbar derjenige Theil des Landes, welcher ihm vor alters seine Bewohner zugeführt, und in welcher noch jetzt die gesammte seßhafte Bevölkerung sich zusammendrängt. Diese Niederung, durch ein System von wohlunterhaltenen Kanälen vom Amu her bewässert, lohnt den ihr gewidmeten sorgsamen Anbau durch reichliche Ernten. Die hauptsächlichsten Producte sind Getreide, Reis, Sesam, Lein, Obst, Wein, Melonen, Baumwolle und Seide. In den Steppen werden außer den Schafen auch Kamele gezogen; im übrigen ist die Viehzucht nicht nennenswerth. Die Bevölkerung besteht aus einer herrschenden Rasse, den Usbeken, und einer wol unterworfenen, aber freien solchen, den Sarten oder Tadschiks. Letztere, welche den Kaufmanns- und Handwerkerstand ausmachen, sind die Nachkommen der alten Chowaresmier und reden unter sich persisch. Erstere, ein osttürkischer Stamm, welcher sich im 16. Jahrh. wie auf die transoxanischen Länder so auf das damalige Kharesm (d. i. Khiwa) warf, um sich darin als Herrschervolk niederzulassen, reden einen eigenen türkischen Dialekt. Die Usbeken werden als roh, arglistig, schmuzig in Kleidung und Wohnung, träge, gefräßig mit einem Hange zur Obesität geschildert; sie dürften also die Rasseeigenthümlichkeiten ihrer ostasiatischen Heimat treulichst bewahrt haben. Ständeunterschiede werden bei ihnen wenig berücksichtigt; der Herr setzt sich mit dem Diener zur Mahlzeit nieder, und selbst der Khan zeichnet sich in der Einfachheit seiner Tracht und seines Auftretens nur wenig vor seinen Unterthanen aus. Die Kleidung besteht aus einem Hemde und Beinkleidern aus weißem Baumwollstoffe, mittels eines Gürtels in einer Weise zusammengehalten, daß die Brust offen bleibt, darüber zwei oder drei Röcken aus gestreiftem Seide- und Baumwollatlas in lichten Farben, ferner einer Schaffell-Mütze in Form eines flach abgestumpften Kegels und groben Stiefeln. Bei feierlichen Gelegenheiten legt der Khan einen mit kleinen Juwelen verzierten Turban und einen goldgestickten Rock an.

Durchweg beseelt die Usbeken das Gefühl, daß die Macht ihres Stammes auf dessen festem Zusammenhalten und einem Eifer für das Gesammtinteresse beruht, vor welchem jede Rücksicht auf Moral und Menschlichkeit, aber auch auf persönliche Wünsche und Bedürfnisse schwindet. Jahrhundertelang war der khiwasische Staat eine wohlorganisirte Räuberbande; Karavanen wurden ausgeplündert und Expeditionen in die benachbarten persischen, transoxanischen und afghanischen, ja selbst russischen Culturdistricte ausgesandt, um friedliche Dörfer zu überfallen, ihre bewegliche Habe zu rauben, vor allem aber die Einwohner in harte Sklaverei nach Khiwa zu schleppen, wo sie theils zur Feldarbeit angehalten, theils als Knechte weiter verkauft, theils endlich bei schlechter Kost zum Loskauf in Verwahrung genommen wurden. Solcher Sklaven waren zu Zeiten in Khiwa so viel, daß sie ihre Peiniger an Zahl weit überragten; jedoch war dafür gesorgt, daß Aufstandsgelüste den Waffenlosen nicht in den Sinn kommen konnten, und an Flucht war bei den das Land umgebenden Sandwüsten, welche noch dazu von khiwasischen Nomaden durchstreift wurden, von vornherein nicht zu denken. Rußland hat sich ein Verdienst um die allgemeine Menschlichkeit erworben, indem es durch seinen siegreichen Feldzug vom J. 1873 diesem schmählichen, seine eigenen östlichen Provinzen schwer schädigenden Treiben ein Ende bereitet hat.

Der Handel Khiwas war, solange die Loskaufgelder für die Sklaven alljährlich die Staatseinnahmen vermehrten, nicht unbedeutend. Von Rußland erhielt es Eisen, Blei, Cochenille, Baumwollstoff, farbig und weiß, Wollzeuge, Stickereien, Gold- und Silberlitze, Zucker, Messer, Feuerwaffen, Glaswaaren, Gold in Dukaten und Pelze. Dagegen wurden nach Rußland ausgeführt: Seide, roh und verarbeitet, Häute, Baumwolle, schwarze Lammfelle (Astrachan), alte Münzen aus Bokhara, Lapis Lazuli und Rubinen aus Badakhschan, Türkise aus Meschhed, Shawls aus Kaschmir u. s. w. Die Industrie ist gering, sie beschränkt sich auf Atlas- und Seidenweberei. Die Landesreligion ist die sunnitisch-mohammedanische; Christen gibt es in Khiwa keine, doch leben unter den Mohammedanern einige wenige Juden.

1) Gewöhnlich Amu Derja (Darja). Das ins Osttürkische übergegangene persische Wort Derja bedeutet wie das arabische Bâhr nicht blos ein Meer, sondern auch einen großen Fluß, d. i. Strom; es ist also Appellativum und sollte von den Karten verschwinden. Fällt es doch niemand ein, den Nil Bâhr Nil zu nennen, obwol dies seine gewöhnliche Bezeichnung im Orient ist.

Die Hauptstadt Khiwa liegt in einer Entfernung von ungefähr 21 geogr. Meilen von dem linken Amu-Ufer. Sie ist von einer hohen, jedoch vielfach verfallenen Mauer umgeben und enthält elende, aus Weidenflechtwerk bereitete und mit Lehm überschmierte Häuschen, die man in Erde dargestellte Nomadenzelte nennen könnte. Das schönste Gebäude ist die Moschee Polwân Agha, wie das Wohnhaus des Khans[2]), auf der Citadelle, dem besten Stadtheile, gelegen. Andere Ortschaften sind Urdschendsch (Gorgana), einst die Hauptstadt von Khâresm, jetzt ein elendes Dorf, Hesâraşp, Serşân und Pitnak. Die Einwohnerschaft der Hauptstadt wird vielleicht zu gering auf 4—6000 Seelen geschätzt; Sicheres ist darüber nicht zu ermitteln.

Von der Geschichte Khiwas ist nur Weniges bekannt. Wie es scheint, hielten die Usbeken nach ihrer Besitzergreifung des Landes anfangs die Idee der mongolischen Oberherrschaft aufrecht und bezogen ihre Regenten von den nomadisirenden Kusak (Kirghisen) als Sprößlinge der weitverbreiteten Familie Dschingis-Khan's. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde dies anders; wir finden da an der Spitze des Staats einen einheimischen Häuptling Ilburs Khân Inag, welcher während des großen Perserkönigs Nâdir Schah's Zuge nach Indien wiederholt plündernd und raubend in Khorassan einfiel. Um ihn dafür zu bestrafen, verband sich Nâdir nach seiner Rückkehr mit dem Schah von Bokhara zu einem Kriege wider Khiwa; nach einem opfervollen Marsche durch die Wüste gelangte er an den Amu, überschritt denselben, verwüstete die Hauptstadt und führte einen Theil der Einwohner als Zwangs-Colonisten in sein Land. Auf Ilburs folgte Mohammed Emir Inag (Inag ist der Name eines Usbeken-Stammes, welchem die Familie angehörte), welcher eine zahlreiche Horde von Jamuten (die Jamuten sind ein Turkomanen-Stamm) im Lande Khiwa aufnahm. Sein Sohn und Nachfolger, Ewas Inag, ging noch weiter, indem er die Jamuten auf Kosten der Usbeken zu bevorzugen beflissen war. Dessen Sohn Iltenazzer dagegen verfolgte eine entgegengesetzte Politik, indem er die Jamuten anfeindete; dies ging so weit, daß die Jamuten wieder auszuwandern beschlossen und sich nur mit vieler Mühe zurückhalten ließen. — Iltenazzer fand seinen Tod in den Fluten des Amu, als er, nach einem Raubzuge in Khorassan von persischen Truppen verfolgt, hastig übersetzen wollte. Ihm folgte um das J. 1810 Mohammed Rahîm Khân, welcher sich in den Besitz Khorassans durch eine Verschwörung der mit der gegenwärtig in Persien regierenden Kadscharen-Dynastie unzufriedenen Häuptlinge der Gebirgsgegenden zu setzen gedachte, aber durch die Wachsamkeit Feth Ali Schah's von ernstlichen Unternehmungen gegen die persischen Staaten abgehalten wurde. Auf Mohammed Rahîm folgte im J. 1826 sein Sohn Rahmân Kuli Khân.

Peter der Große hatte schon 1717 einen Kriegszug zur Eroberung Khiwas unternommen, welcher völlig misglückte; der Raubstaat blieb wie eine offene Wunde an dem Staatskörper Rußlands, welches es geschehen lassen mußte, daß bald hier bald dort in seinen spärlich bewohnten und schlecht behüteten Ländern von den verschlagenen Briganten Handelskaravanen aufgelauert und russische Unterthanen, bisweilen Hunderte in einem Jahre, in khiwasische Sklaverei geschleppt wurden. Erst im J. 1839, 122 Jahre nach dem Unglücke Peter's, entschloß sich die russische Regierung abermals zu einer Expedition gegen das Khanat zur Befreiung vieler in der Gefangenschaft gehaltener Unterthanen; aber auch dieses Unternehmen scheiterte an der Ungunst des Klimas und der Schwierigkeit, durch die Wüsten ein Heer zu führen. Abermals vergingen 34 Jahre, bis dasselbe wiederholt werden konnte. Inzwischen hatten die Russen sich die Ostufer-Länder des Aralsees unterworfen, von welchen aus allein das khiwasische Culturland, wenn auch mit großen Mühsalen, erreicht werden konnte. Der General Kaufmann, ein ebenso energischer wie umsichtiger Feldherr, wurde mit der Leitung der Expedition betraut, welche im März 1873 von der Stadt Taschkend aus ihren Anfang nahm. Nach einem äußerst beschwerlichen Marsche, welcher wegen des ungeheuern, jedes Lebensrequisit nachschleppenden Trains ein Vierteljahr beanspruchte, gelangte das Heer durch glühenden Wüstensand den 10. Juni vor der Stadt Khiwa an, welche sich nach kurzer Beschießung ergab und gleich den folgenden Tag von den Russen besetzt wurde. Die Macht des Khans, welche auf dem Rufe seiner Unangreifbarkeit beruhte, war völlig gebrochen, zahllosen Sklaven wurden sofort der Freiheit wiedergegeben und die Friedensverhandlungen begannen, welche zu dem am 25. Aug. 1873 abgeschlossenen, für Khiwa sehr unglücklichen Vertrage führten. Thatsächlich wurde der Khan dadurch ein Vasall Rußlands, den Russen wurde völlige Handelsfreiheit gewährt, das Amu-Delta, sammt dem auf der rechten Seite des Stromes befindlichen Gebiete, in welchem vor Zeiten die zweite Hauptstadt Khowaresmiens, Kât, gelegen, wurde an Rußland abgetreten, die bereits durch (erzwungenes) Decret des Khans vom 25. Juli verfügte Abschaffung des Menschenhandels bestätigt und unter die Gewähr des internationalen Rechts gestellt. Nach dem dem Staate auferlegten Gebietsverluste kann das Areal desselben auf kaum mehr als 1050 geogr. □Meilen geschätzt werden, wobei man die Südgrenze auf den 40° 16′ Gr. nördl. Br. annimmt, mit einer Bevölkerung nach A. C. Kuhn's während des russischen Feldzugs angestellter Schätzung von

250,000	Seelen seßhafter Einw. in	50—65,000 Häusern,
125,000	„ Karakalpak-Nomaden in	25,000 Kibitken,
200,000	„ Turkomanen-Nomaden in	40,000 Kibitken,
100,000	„ Kirghisen-Nomaden in .	20,000 Kibitken,
675,000	Seelen zusammen in	85,000 Feuerstellen.

So seiner wichtigsten Existenzbedingungen beraubt (schon in Kharesm wurde vor Jahrhunderten ein schwunghafter

2) Dasselbe soll sich nur durch eine auf dem Fußboden ausgebreitete Strohmatte vor den Häusern der Unterthanen auszeichnen.

einheitlichen Politik sah, fiel auf die Knie, bat um Verzeihung, und erklärte lieber beide Kronen niederlegen zu wollen als Khlesl zurückzurufen. Khlesl wurde nach Innsbruck gebracht, bis zum Herbst 1619 gefangen gehalten, dann nach einem Kloster bei Schwaz geführt und dort auf sein Zimmer beschränkt, wo ihm jegliche Correspondenz verboten war. Sein großes Vermögen wurde eingezogen und zu Rüstungen verwendet. Endlich wurde Khlesl nach Rom entlassen, wo er am 27. Nov. 1622 eintraf und in der Engelsburg internirt wurde. Von hier schrieb er an Ferdinand Glückwünsche wegen der Siege der Kaiserlichen (unter Tilly und Wallenstein) und bat mit Berufung auf sein Alter von 71 Jahren um die Erlaubniß zur Rückkehr. Ferdinand gab ihm seine Freiheit, doch mußte Khlesl in Rom bleiben und auf sein Vermögen verzichten, genoß jedoch die Einkünfte der Bisthümer Wien und Wiener-Neustadt. Nach 9½-jähriger Verbannung durfte er (1627) zurückkehren, war dann noch als Bischof sehr thätig, jedoch aller Politik fern bleibend, bis er nach kaum drei Jahren, 77 Jahre alt, am 18. Sept. 1630 starb.

Literatur: Hammer-Purgstall, Cardinal Khlesl's Leben (4 Bde., Wien 1850—51); Kerschbaumer, Cardinal Khlesl, Minister-Präsident unter Kaiser Mathias (Wien 1865). Dazu: Gindely's Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs, 1. Bd., und ältere Literatur eingehend in Franz Krones' Grundriß der österreichischen Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Quellen- und Literaturkunde (Wien 1881—82), woselbst auch einzelnes monographisches Material. (*H. M. Richter.*)

KHMER. Die Sprache von Kambodscha bildet mit der von Annam und der peguanischen (Talaing, Môn) zusammen eine Familie. Gleich ihren verwandten ist sie einsilbig und isolirend, hat aber keine dem Worte anhaftenden Betonungen. Dank vorderindischem Einflusse besitzt sie eine reiche, bisher fast unerforschte Literatur, hat aber auch zahlreiche Fremdwörter aus dem Pâli und vielleicht zum Theil aus dem Sanskrit in sich aufgenommen. Die Khmer-Schrift ist gleichfalls indischen Ursprungs und Systems, aber überaus unschön in ihren kleinlichen Verschnörkelungen.

Literatur: Aymonier, Dict. français.-camb. Saigon 1874; derſ. Vocabul. camb.-franç., ebend. 1874; derſ. Dict. Khmêr-français, ebend. 1878.

(*G. von der Gabelentz.*)

KHODAWEND'KJÂR*), gleichsam Herrenland, wurde das älteste Vilajet der Türkei, die Wiege der osmanischen Monarchie, dem alten Bithynien, Nord-mysien und dem Nordwesttheile von Phrygien entsprechend, nach dem Regenten-Beinamen genannt, welchen der Sultan Murad I., der erste große Eroberer auf europäischem Boden, führte. Der Grund jener Benennung ist unklar, vielleicht sollte sie ein Land bezeichnen, dessen Verwaltung sich der Großherr vorbehielt, während die neuerworbenen rumelischen Provinzen Vezieren und Sandschak-Begs untergestellt werden sollten. Wenn aber solch ein Plan je bestand, so ist ihm keine Folge gegeben worden; nichtsdestoweniger hat die Provinz den Namen Khodawend'kjâr unausgesetzt geführt, und selbst von der neuen Provinzial-Organisation, welche die alten Ländernamen der Vilajets abzuschaffen und die Namen der Provinzialhauptstädte an die Stelle zu setzen liebt, ist Khodawend'kjâr beibehalten worden.

Das Vilajet Khodawend'kjâr grenzt gegen Norden an das Marmara-Meer, in welches es mit der Insel Marmara und zugehöriger Eilandgruppe, sowie mit der Halbinsel von Cyzicus hineinragt; weiter läuft die Grenze im Norden der Bucht von Mudania dem Samanly-Gebirge entlang, setzt östlich von Isnik (Nicäa) über den Sangarius, den von der westlichsten Krümmung dieses Flusses rechtsseitig umflossenen Karakaja-Berg mit einschließend, senkt sich dann in südsüdöstlicher Richtung nach dem Emir Daghy, folgt sodann in westlicher und südwestlicher Richtung einer Linie bis an den obern Mäander, zieht sich von da in großem nordwestlichem Bogen in das Quellgebiet des Simaw-Flusses, von wo sie ohne Rücksicht auf Gebirgs- und Flußläufe sich in fast ganz westlicher Richtung dem Meere zuwendet. Die Westgrenze folgt der Küste des Aegäischen Meeres, mit der Insel vor Aiwalyk in dieses hineinragend bis zur Stadt Edremid (Atramyttium) im Grunde des gleichnamigen Golfs und läuft dann über das Ida-Gebirge nordwärts, bis sie sich in der Mündung des Kaj'daghsûi mit der Nordgrenze vereinigt. Außer den genannten beiden Meeren berührt das Vilajet nordwärts den Sandschak von Kodscha-Ili (Nicomedien), ostwärts die Vilajets von Angora und Konia, südwärts diejenigen von Konia und von Aidin, und westwärts den Sandschak von Bigha. — Das Vilajet ist 1358,3 geogr. □Meilen groß und wird von 1,030,244 Seelen bewohnt. Es erstreckt sich, von der kahlen und unfruchtbaren Binnenhochebene Kleinasiens ausgehend, durch fruchtbare, wohlbewässerte, allerdings vielfach von rauhen Gebirgen unterbrochene Thäler und Flächen bis an das Meer über Gebiete, die zu den reichsten und fruchtbarsten der Halbinsel gehören. Von den Gebirgen ist das berühmteste der Keschisch Daghy, der bithynische Olymp, 2327 Met. hoch, und der Ak Dagh, 2440 Met. hoch, welcher letztere einen Theil der Wasserscheide zwischen dem Simaw und dem Gedüs' Tschai, dem Hermus der Alten, bildet.

Von Flüssen sind zu erwähnen der Ulubâd (Lobadia)-Tschai, welcher den Susyghyrlyk-Tschai (Macestus),

*) Khodawend'kjâr, ein persisches Wort, dessen Bedeutung die Wörterbücher als Schöpfer, Herr, hoher Gebieter, angeben, ist ein insofern unklares Compositum, als zu kjar machend, schaffend, ein Object erwartet wird, welches das Adj. khodawend, herrlich, nicht bietet. Wahrscheinlich ist es nicht ein aus dem Sprachbewußtsein frei entstandenes Wort wie kjâmkjâr (Wunsch thuend, d. h. absolut), sondern ein von der höfischen Schriftstellerei der persisch redenden Dynastien erfundenes, durch welches der Souverän, resp. Gott, als ein in all seinem Thun herrliches Wesen bezeichnet werden soll, sodaß Khodawend entweder als Abstractum oder als Adverbium zu fassen wäre.

sowie den Adirnôs-Tschai (Rhyndacus) und den Nenufar, den Fluß der Brussa Ebene, d. h. die Gewässer der Nordwest- und der Südseite des Olymp, nebst denjenigen des weiter südlichen Gebiets bis zur Wasserscheide des Hermus, aufnimmt; der Gjöksu, ein vom östlichen Olymp herabkommender Zufluß des Sakaria (Sangarius) und der in seinem ganzen Laufe noch nicht ermittelte Kutâhja-Sûi. Auch an schönen, fischreichen Landseen ist kein Mangel, wie der See von Manias, der von Abulonie, von Nicäa, der Ainegjölü (Spiegelsee im Osten des Olymp), der See von Bulwudun. Die Producte sind mannichfaltig; weltbekannt sind der Meerschaum, ein Mineralproduct der Gegend von Kutâhja, das Opium von Kara-Hissâr, das danach den Beinamen Afiûn (Opium) führt, und die Seide von Brussa und der Brussa-Ebene. Außerdem sind der Wein vom Olymp, Getreide, Häute, Saffian, Krapp, Gelbbeere, Galläpfel als Ausfuhrartikel anzuführen.

Die Hauptstadt Brussa mit 100,000 Einwohnern, wovon 85 Proc. auf die Mohammedaner und 15 Proc. auf Griechen, Armenier und Juden entfallen, die alte Prusias, liegt am Nordfuße des Olymp oberhalb einer herrlich angebauten Ebene, und ist sowol wegen ihrer mineralischen und heißen Quellen wie auch wegen ihrer Prachtbauten, Moscheen, Imarets (Armenküchen), Mausoleen u. s. w. der früheren türkischen Sultane merkwürdig, welche daselbst mit ihren Angehörigen bis auf Mohammed II., den Eroberer Konstantinopels, begraben worden sind. Von andern wichtigen Städten nennen wir Kutâhja (s. d.), Afiûn Kara-Hissâr, Aiwaly, Isnik mit den Ruinen des alten Nicäa, Demirtasch wegen seiner bedeutenden Seidenzucht, Uschak wegen seiner Teppichwirkereien.

Nach der gegenwärtig geltenden Provinzialorganisation umfaßt das Vilajet von Khodawend'kjâr vier Sandschaks und zwar:

1) **Brussa**, den Norden des Gesammtgebiets einnehmend, mit den Kasas und Nahien: a) Brussa, Adranos mit Neu- und Alt-Dschebel, Kirmasti und Harmendschi; b) Mudania mit Terlèbè; c) Gjemlik und Pasarkjöi; d) Bilèdschik, Lefkè, Gjölpasary, Karadscha Schehr, Sögüt; e) Jenischehir, Isnik, Bar-Hissâr; f) Ainèhgjöl, Pasardschik, Dumanitsch; g) Myhalitsch, Selichân, Gjöktschè Dagh.

2) **Balikesr**, im Norden vom Sandschak Brussa, im Süden vom Sandschak Sarukhân, Vilajet Aidin, im Osten von den Sandschaks Kutâhja und Afiûn Kara Hissâr und im Westen vom Aegäischen und Marmora-Meere, sowie dem Sandschak von Bigha begrenzt, mit den Kasas und Nahien: a) Balikesr, Iwrindi, Balijè, Fart mit Schami, Susyghyrlyk, Kiresin; b) Erdek (Kycicus), Kapydaghy, Pascha Limani, Mermerè (die Insel Marmora), Emir Ali, Aidinschik, Bandyrma, Gjönen, Maniâs; c) Edremid, Nomadenstämme Dschini, Kyldonly, Haraméin und Nèjè; d) Kjemer Edremid, Aiwalyk mit der Insel Buned; e) Soma mit Tell Duchân, Byghadytsch, Sandyrghy (?), Balat, Kebsût.

3) **Kutâhja**, im Norden an die Sandschaks Brussa und Kodscha-Ili, im Osten an das Vilajet Angora, im Süden an den Sandschak Afiûn Kara-Hissâr und Sarukhan und im Westen an Sarukhan, Balikesr und Brussa grenzend, mit den Kasas und Nahien: a) Kutâhja, Tauschanly mit Sultan Önü, Giregi, Ewrendschik, Armudlu, Gümüsch, Altun Tasch, Atraf Schehir; b) Simaw, Egrigjös, Dagh Ardi, Emed, Gedüs', Schabhanè; c) Uschak Benas', Ulu-Gjöbek; d) Eski Schehr, Sidi Ghasi, In Önü, Bus', Djûk.

4) Kara-Hissâr Sahib (d. i. die officielle Benennung von Afiûn Kara-Hissâr), den Südost-Theil des Vilajet einnehmend, mit den Kasas und Nahien: a) Kara-Hissâr Sahib mit Emir Daghy, Sandykly, Hidschanly, Soma, Danischmendli, Scheikhly, Gejikler, Tschöl Owa, Ischykly, Seradschly; b) Tschal mit Bakla, Tas'-Kyry, die Nomadenstämme Bus', Olus, Chowaresm, Musliha; c) Bulwudun, Schuhûd, Ishakly, Kara Mok, Tschai; d) Afisieh, Dschanbarhîn, Khosnew Pascha, Bardaktschi.

Jedes dieser Sandschaks untersteht einem in dem Vororte residirenden Mutesarrif, das ganze Vilajet dem in Brussa residirenden Vali. Erstinstanzliche Gerichte bestehen an denselben vier Stellen, während Brussa zugleich Sitz eines Appellhofes ist. (*G. Rosen.*)

KHOKAND, auch, weniger genau, Khokan oder Kokan, ist der Name eines das Land Ferghana der alten islamitischen Geographen, d. h. den östlichen Theil des in der Blütezeit des Islam viel gepriesenen Maweranahr oder Transoxana einnehmenden ehemaligen Khanats, welches seit 1875 unter Wiederherstellung des alten Namens dem russischen General-Gouvernement Turkestan einverleibt ist. Das Land dehnt sich im allgemeinen über die Quellgebiete des Sir-Stromes (Sihûn, d. i. Jaxartes) bis südwärts an den Alai Tagh (Mus Tagh), die Wasserscheide gegen den im Lande Badakhschân entspringenden Amu-Strom (Gihon), aus, überschreitet aber die letztere im Südosten, um sich über das obere Gebiet des Surkh-Ab auszudehnen. Ostwärts bildet das Kaschgarische Gebirge so die Wasserscheide des Sir wie die Landesgrenze. Auch im Norden wird das Land durch Gebirge von Nordturkestan geschieden; dieselben werden aber von dem Narin, dem mächtigsten Zuflusse des Sir, welcher diesem vom Tian Schan zuströmt, durchbrochen. Von der chinesischen Grenze (Kaschgarien) dehnt es sich westwärts gegen 80 geogr. Meilen weit, von der Grenze Badakhschâns nach Norden gegen 60 geogr. Meilen weit aus. Im Westen bildete früher die Wüste von Kysyl Kum, jetzt das russische Sarefschan-Gebiet, im Nordwesten die Wüste Ak Kum, jetzt das russische Sir-Darja-Gebiet, die Grenze.

Als Theil des centralasiatischen Alpenlandes, welches den größten unserer Continente nach allen Richtungen mit Strömen versorgt, entbehrt Khokand nicht der befruchtenden Wasseradern, von denen die meisten sich in den Sir, den Hauptfluß des Landes, ergießen. Der Wasserreichthum, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Abwechselung von Berg und Thal, die südliche Lage zwischen dem 39° und 43° nördl. Br. machen Khokand trotz dem durch die continentalen Verhältnisse bedingten großen

Unterschiede der winterlichen und sommerlichen Temperatur zu einem von der Natur vorzugsweise begünstigten Lande. Bis auf die im Westen und Norden sich ausbreitenden Steppen, welche von Kirghisen, Kara Kalpaks und andern Nomadenstämmen durchzogen werden, ist das Land ebenso reichlich bewohnt wie wohl angebaut. Der Obstreichthum Khokands ist in Asien berühmt; unter den Früchten werden außer Weintrauben und unsern übrigen Obstarten Granatäpfel, Mandeln und Pistacien angeführt, welche man soweit nördlich kaum vermuthen würde. Außerdem wird Baumwolle gebaut und in den Berggegenden behufs der viel betriebenen Seidenzucht die Maulbeere. Zu den Feldfrüchten zählt der Reis und die Melone. Unter den Mineralien des Landes werden schon von einem arabischen Geographen des 10. Jahrh., Istakhri, Steinkohlen (schwarze Steine, welche wie Kohlen brennen), Türkise im Districte von Khodschend, Gold-, Silber- und Quecksilber-Minen angeführt.

Das Khanat zerfiel in eine Anzahl von Districten, welche je von einer bedeutenden Stadt oder Ortschaft den Namen führten; die wichtigsten sind, außer dem Stadtgebiete von Khokand: Khodschend im Südwesten, Taschkend im Nordwesten, Isfara, Margilân, Osch, Waddi, Namangan und Andidschân. Die Hauptstadt Khokand, nach welcher das Khanat seinen Namen führt, liegt 12 Kilom. südwärts vom Sir entfernt in einem üppigen, von dem mittels vieler Kanäle vertheilten Karabell, einem linksseitigen Zuflusse des Sir, bewässerten Thale. Der Ort ist als Stadt neueren Ursprungs und wird von den älteren Geographen nur einmal als an der Karavanenstraße von Khodschend nach Khaskit (bei Ibn Haukal Kwakend) gelegen, erwähnt. Früher ein kleines Dorf, verdankt er seinen Aufschwung dem Regentengeschlechte, welches in ihm residirte, von ihm aus das Land regierte und durch glückliche Kriege erweiterte. Obwol die Einwohnerzahl der Stadt auf 50,000 geschätzt wird, so bewahrt sie doch einen ländlichen Charakter; sie entbehrt der Mauern und ihre von Lehmsteinen aufgeführten Häuser, gegen 6000 an Zahl, sind nicht aneinandergereiht, sondern liegen innerhalb eigener Gehöfte und Gärten. Sie soll 300 Moscheen besitzen, welche aber zum großen Theil in Trümmern liegen. Besonders wichtig ist in ihr der große Bazar, in welchem die von Rußland bezogenen Manufacturwaaren, Waffen, Werkzeuge und dergleichen mehr sich mit den Erzeugnissen Chinas, namentlich dem Thee, mit den Producten des eigenen Kunstfleißes, den Seiden- und Baumwollgeweben und endlich den Rohproducten des Landes begegnen. Vier große Karavanserais nehmen die Handelszüge auf, welche jahraus jahrein den Verkehr zwischen Kaschgar, Taschkend, Samarkand, Bochara und deren Hinterländern vermitteln. In der Stadt Khokand berühren sich die Straßen von Merw über Bokhara, Samarkand und Khodschend; von der Stadt Turkestan über Tschemkend und Taschkend; von Karabura über Tus, von Kaschgar über den Terekdawan-Paß, Osch, Andidschân, Marghilân; endlich von Karategin über den hohen Koksu-Paß.

Die Bevölkerung des gegenwärtigen Ferghana als Provinz des russischen General-Gouvernements Turkestan wird auf 960,000 Seelen angegeben, welche auf 73,215 □Kilom. wohnen. Rußland hat, indem es die Districte Khodschend und Taschkend absonderte, die Grenzen des alten Ferghana wiederhergestellt, über welche die Khane des Landes durch Eroberung der besagten Städte hinausgegangen waren; mit denselben zusammen dürfte Khokand weit über eine Million Einwohner besessen haben. Jedenfalls gehören die Culturländer Khokands zu den am besten bevölkerten Gegenden des russischen Asiens.

Die Geschichte Ferghana-Khokands ist leider sehr dunkel. In ältester Zeit scheinen daselbst seßhafte sogdianische Stämme mit nomadisirenden Saken zusammengelebt zu haben. Das Land vermochte sich weder politisch noch in Beziehung auf seine Culturentwickelung dem mächtigen Einflusse Persiens zu entziehen, dessen Sprache wir noch heute bei den geringen Resten der alten Landesbevölkerung, den Tadschiks, d. h. den Nachkommen der persicirten Sogdianer, erhalten finden. Die älteste bestimmte Nachricht von Ferghana erhalten wir von dem arabischen Geographen Abu Ishâk Istakhri aus der Mitte des 10. Jahrh., welcher neben weniger bekannten Ortsnamen eine Anzahl unter sich anscheinend analoger, aber jetzt nicht mehr verificirbarer solcher, namentlich mit der Endung nket anführt. Der wenig spätere arabische Geograph Ibn Haukal nennt als die Hauptstadt Ferghanas Akhsiket und gibt von der Lage dieser am Flusse Tschadsch, von ihrer Größe, ihrem Castell (Kohendiz) u. s. w. eine Beschreibung, welche sich noch in den Mittheilungen des Sultans Baber einigermaßen wiedererkennen läßt, während nachher durch fremde Einwanderung ganz andere Zustände eingetreten sind. Aus dem von Istakhri und Ibn Haukal den Einwohnern Ferghanas gespendeten Lobe dürfen wir schließen, daß sich dieselben schon im 10. Jahrh. zum Islam bekannten. Im Beginn des 13. Jahrh. wurde Ferghana, welches bis dahin zu dem Reiche der Khowaresmier gehört hatte, dem Gebiete der Mongolen unter Dschingis-Khan einverleibt; nach dem Tode des großen Eroberers dürfte es unter der Herrschaft der Dschagatai-Dschingisen von Balkh gestanden haben, bis in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. Timur seine Herrschaft von Samarkand ostwärts nach Kaschgar ausdehnte, also ohne Zweifel auch Ferghana im Besitz hatte. Timur's Denkwürdigkeiten erwähnen Ferghanas nicht; wohl aber der Städte Khodschend und Andidschân als unbestrittener Grenzfestungen seines Reichs. Dem Timur folgte sein Enkel Pir Mohammed, unter welchem die großen Eroberungen wieder verloren gingen. Mohammed's Oheim Schahrokh, ein Sohn Timur's, wußte wenigstens die Stammlande in Turkestan zusammenzuhalten; aber noch in demselben Jahrhundert erschien der osttürkische Stamm der Usbeken, welcher schon zu Timur's Zeit einzuwandern begonnen hatte, massenhaft in Ferghana und warf die Timuriden aus dem Lande. Der damalige Schah war Baber, derselbe, welcher alsdann nach Indien ging, dort ein mäch-

tiges Reich gründete, und in seinen berühmten Denkwürdigkeiten, dem Baber-nâmeh, eine interessante Beschreibung seines Heimatlandes Ferghana hinterlassen hat. Schon Baber's Vater, Omar Scheikh Mirza, hatte seinem Schwiegervater, dem Mongolenfürsten Junis Khân, Taschkend abtreten müssen, sodaß ihm blos Ferghana geblieben war, und er seine Residenz in Akhsîket, der schon erwähnten Stadt mit festem Felsenschlosse, 7 geogr. Meilen unterhalb Andidschân über dem Sir-Strome gelegen, genommen hatte. An Unterstützung durch die geschlechtsverwandten Nachbarherrscher war nicht zu denken. Ueberhaupt war die große Zersplitterung des Reichs der Timuriden und die Eifersucht des einen Fürsten auf den andern das Unglück der Familie. Diese selber rief die Fremdlinge her, der eine Vetter bekriegte den andern mit usbekischen Söldlingen, bis sie beide der Uebermacht erlagen. War noch zu Timur's Zeit das Persische die eigentliche Landessprache in Ferghana gewesen, so wurde dies nunmehr anders. Die Mehrzahl der Einwohner bestand aus usbekischen Türken; was von den alten Einwohnern nicht umgekommen war, wanderte wahrscheinlich in die südwestlichen Länder persischer Zunge aus, sodaß nur ein geringer Bruchtheil zurückblieb, nämlich die schon erwähnten Tadschiks, welche eine ähnliche Stellung wie die Juden im mittelalterlichen Europa einnehmen, aber fortfahren, einen alterthümlichen Dialekt der persischen Sprache zu reden. Mit Baber's Flucht 1504 können wir die Usbeken-Eroberung als vollendet betrachten. Wir erfahren, daß der erste Usbeken-Herrscher Scheibani Khan hieß; über die Schicksale dieses Mannes aber und über diejenigen seiner Nachkommen herrscht Dunkelheit. Nach der Mittheilung eines vornehmen Khokanders, Mahsum Khodscha, hätte sich das Reich allmählich in einzelne kleine Herrschaften in der Weise aufgelöst, daß die Hauptortschaften des Landes, wie Khodschend, Andidschân, Osch, Isfara, je von einem unabhängigen Khodscha, Gebieter, regiert worden seien. Dies habe bis in die Mitte des 17. Jahrh. gedauert, wo ein gewisser Schah-Rokh Beg, ein vornehmer Mann, der sich für einen Dschingisen ausgegeben, aus der Wolgagegend nach Ferghana gekommen sei, sich zum Khodscha einer der Herrschaften des Landes gemacht habe und dann durch List und durch Gewalt immer weiter gedrungen sei, bis er fast das ganze Ferghana unter sich vereinigt und den Grund zu dem Khanat von Khokand gelegt habe. Jedoch sei erst von seinem jüngeren Sohne und zweiten Nachfolger, Abdulkerim Beg, der Ort Khokand ausgebaut und zur Residenz eingerichtet worden. Diesem letztern folgte Irdana Beg auf 20 Jahre; dann Suleimân Beg, dann Schah-Rokh Beg II. (nur auf 3 Monate), dann Narbutta Khân, ein Enkel Abdulkerim's (auf 30 Jahre, wahrscheinlich von 1771 bis 1801), welcher alle noch unabhängigen Ortschaften Ferghana's außer Khodschend unterwarf; dann Alim Khan, wie es scheint, bis 1812; dann Amîr Khan, Alim's jüngerer Bruder, welcher Khodschend, Uratipa und Taschkend eroberte und auch eine Landesmünze, aus übersilbertem Kupfer, schlug; dann Ornar Khan, der dritte Sohn Narbutta's. Alle diese Herrscher hatten sich der Ansprüche Bokharas zu erwehren, dessen Schah ein historisches Hoheitsrecht über Ferghana zu haben behauptete und bis zur Zeit der Schah-Rokhiden die Theil-Fürsten (Khodschas) zur Anerkennung desselben gezwungen hatte. Dazu kam der Gegensatz zwischen dem Schiitismus der iranischen Länder und dem Sunnitismus der Usbeken. Um die Mitte unsers Jahrhunderts erschien sogar eine Gesandtschaft*) des Khans von Khokand in Konstantinopel, um den Sultan als Khalifen der Rechtgläubigen die religiöse Huldigung des Landes darzubringen und ihn um Förderung seiner Interessen anzugehen.

Dieser diplomatische Schritt scheint aber bei Rußland den längst gehegten Plan zur Reife gebracht zu haben, sich des reichen und bevölkerten Landes zu bemächtigen, und damit einerseits auf den centralasiatischen Handel einen entscheidenden Einfluß zu gewinnen, andererseits aber der Pforte für den Fall eines russisch-türkischen Krieges die Aussicht auf eine dorther zu ihren Gunsten zu veranlassende Diversion abzuschneiden. Durch lange blutige Kriege hatten die kurzsichtigen Herrscher von Khokand und von Bokhara einander gegenseitig geschwächt, und diese Sachlage benutzten die Russen, als schon der sogenannte Krimkrieg (von 1854—56) unvermeidlich geworden war, im J. 1853 eine Expedition unter dem General Perowski vom Aral-See den Sir-Strom hinaufzusenden und dem Khan einen Begriff von der europäischen Waffenmacht beizubringen. Sie eroberten die Stadt Akmes-Dschîd am untern Sir, woselbst sie das Fort Perowski erbauten, und als der Khan mit seinem Heere gegen sie anrückte, schlugen sie ihn unter starkem Verluste zurück. Damit war der nächste Kriegszweck erreicht. Ein Jahrzehnt verfloß über der organischen Angliederung des gewonnenen Gebiets und der Vorbereitung eines weiteren Angriffs, welchem schon der Sir-Strom als Basis dienen konnte, und für welchen die Einrichtung einer Dampfschiffahrt von unberechenbarem Nutzen war. Im Juni 1864 erneuerten die Russen den Krieg und eroberten die Städte Aulietta und Hasrati-Turkestan, an einem Zuflusse des untern Sir unfern diesem gelegen, dann im Spätsommer des Jahres unter General Tschernjajev die Stadt Tschemkend (43 1/3° nördl. Br.), Taschkend und alles Land bis zum Issikgöl. Ein Erlaß vom 24. Febr. 1865 vereinigte diese im Osten des Aral-Sees gelegene Länderstrecke mit den schon genannten, in handelspolitischer Hinsicht wichtigen Städten zu einem neuen russischen General-Gouvernement Turkestan, welches die Nordwest-Hälfte des Khanats von Khokand in sich faßte. Abermals verging mehr als ein Jahrzehnt, während dessen wol Friede herrschte, die Bewohner Khokands aber über die weiteren Absichten des übermächtigen

*) Die Abgesandten hatten Mühe sich verständlich zu machen, da ihr türkischer Dialekt den Osmanlis fremd war. Uebrigens dehnten diese Centralasiaten in Konstantinopel das Gastrecht bis auf offene Misachtung des Privateigenthums aus, und als der stattliche Zug, den das Gefolge bildete, sich zum officiellen Empfange an die Pforte begab, wurden in den passirten Straßen die Läden geschlossen.

Nachbars keinen Zweifel hegen konnten. Nachdem Rußland seine Vorbereitungen vollendet, fehlte es auch nicht an einem passenden Vorwande zum Angriff; durch einen Pöbelauflauf, hieß es, wurde die russische Gesandtschaft von Khokand vertrieben, und, um diesen Schimpf zu rächen, rückten die Russen in das Land, welches keinen Widerstand mehr gewagt zu haben scheint. Am 20. Febr. 1876 wurde die Hauptstadt besetzt, und ein Ukas vom 2. März desselben Jahres erklärte den Rest des Khanats zur russischen Provinz, für welche, wie bereits erwähnt, der alte Name Ferghana wiederhergestellt wurde.

(*G. Rosen.*)

KHOND, KOND, Aboriginer in Orissa und Radsch-Mehal. Ihre Sprache gehört dem dravidischen Stamme an.

Literatur: Smith, Grammar of the Khond Language (Cuttack 1876). (*G. von der Gabelentz.*)

KHÔRASÂN (die Russen, Engländer und Franzosen schreiben kh, weil sie keinen χ-Laut haben), richtiger Chôrasân (d. h. das Land der Sonne, Osten, vom Parsi chôr = Sonne), ist die nordöstliche Provinz Persiens, wol ein starkes Drittel des persischen Reiches, wird seiner Fläche nach zu 322,118 □Kilom. oder 5850 geogr. □Meilen, d. i. mehr als der preußische Staat nebst Baiern, geschätzt, mit 843,000 Bewohnern, also 144 auf jeder □Meile. Es ist das alte Parthia und zum Theil Hyrkania. Nach Norden grenzt es an die Jomud- und die Tekke-Turkmanen nebst Merw; nach Osten an Herat in Afghanistan und südlicher an Seïstân; im Süden an Kirmân; im Westen an Irak-Adschmi; im Nordwesten an Masanderân. Die westliche Hälfte ist Sand- und feste Salz- Thonwüste: im Süden die große Salzwüste Lut oder Lot, d. h. Kahl, 150 bis 180 Meter über dem Meere; im Norden die große Salzsteppe Desht-i-Kowir (Salzsumpf heißt im nördlichen Persien Kowir, im südlichen Kefih) oder Daria-i-Kebîr, wol ebenso hoch wie ersteres, in den tiefsten Theilen vielleicht unter der Meeresfläche. Die erstere, bildet eine weite Fläche von schwärzlich-graubrauner Farbe und besteht aus dürrem Salzlehm, überdeckt mit kleinen Steintrümmern oder grobem Kies, ohne die geringste Vegetation oder irgendein lebendes Wesen. Ein trockenes Flußbett, Chus-Rûd, durchzieht gespenstisch dieselbe; steile, wallartige und zerrissene Abstürze, wol als Rand eines ehemaligen Salzsees, der sich an Stelle der Wüste hier befand, umgeben sie. Ein ganz mit Salz gesättigter Fluß und die täuschendsten Luftspiegelungen gehören zu den Merkwürdigkeiten dieser Einöde. Tebbes in 500 Meter Höhe liegt, von der Wüste umgeben, auf vegetationstragendem, an Palmen reichem Boden. — Die erstere der genannten Wüsten ist ein fast gestrecktes Oval von 30 und 100 geogr. Meilen Durchmesser und wol 2350 geogr. □Meilen Fläche, demnach etwa $^1/_{20}$ des gesammten eranischen Hochlandes, und würde also an Ausdehnung ungefähr dem Adriatischen Meere gleichzustellen sein. Sie ist zwischen das im Süden von Teheran gelegene Kum, zwischen Simnan, Bostan, Nischapur, Dschumin und Tebbes eingesenkt. Von den Bergen auf allen Seiten, ausgenommen im Südwesten, reichen Rinnsale in sie hinein. Der bedeutendste dieser Wasserläufe kommt von Westen, wo sich der vom Plateau von Sultaneh herfließende Absar-Rûd und der von Hamadan kommende Kara-ssu in ihr zum Abi-Schur vereinigen. Die Wüste ist zum Theil ein schlammiger Sumpf, welchen im Sommer eine dicke Salzkruste bedeckt und über dem im Winter Salzsole steht. Südöstlich davon, im Süden von Chaf, liegt ein anderes großes Kowir, und davon südwestlich das genannte Lut. — Kleinere Kowirs gibt es zahllose; überall bildet sich auf den Alluvial-Ebenen bei hinreichender Feuchtigkeit der dieselbe lange festhaltende, unpassirbare Salzsumpf, dessen Salz den weitverbreiteten Gipsschichten entstammt. Der Rand der Salzsteppen, deren stark von Salz durchzogener Lehmboden sich erst im Spätherbste mit der ihm eigenthümlichen Vegetation von Halophyten oder Salzpflanzen bedeckt, scheint nirgends höher als 1000 Meter hoch zu liegen; er ist meist nackt und nur zum Theil wellig. Wo die Gebirge nicht unmittelbar das Salzgebiet berühren, liegen 1000 bis 1300 Meter hohe Hochebenen, durch niedrige Hügelreihen voneinander geschieden, ganz von der Beschaffenheit und mit derselben Vegetation der niedrigen Sträucher und Kräuterarten wie die Steppen Mittelasiens, nur daß hier der eigentliche Flugsand fehlt. Für dieselben besonders charakteristisch sind die schnell zu 2 Meter und mehr aufschießenden Doldenpflanzen, namentlich Ferulaarten, deren Stiele als Baumaterial und zu Sonnenschirmen benutzt werden. Im allgemeinen tragen diese Steppen das Gepräge großer Unfruchtbarkeit und Dürre; nur an wasserreichen Bächen, wo sich Ansiedelungen finden und eine Vertheilung des Wassers geschieht, tauchen Oasen auf, in denen auch das üppigste Obst, Wein, Weizen und Baumwolle, Reis, Melonen, Gemüse, Tabak, Platanen und Pappeln prangen.

Im Südosten grenzt an die große Wüste zwischen ihr und einer andern östlicheren das Gebirgsland Kach-Koh, in welchem der Ort Kahk in 1770 Meter Höhe liegt; der die östliche Fortsetzung des Gebirgszuges bildende Gosuk-Koh hat 1960 Meter Höhe. Südlicher liegt das Kohistan genannte Gebirgsland, in welchem der Ort Chus, bei welchem der Chus-Rûd entspringt, in 1340 Meter Höhe liegt. Und wieder südlicher zieht der die nordöstliche Seite der Lut-Wüste berührende Dubusch-Koh. Das nördliche Chorasan erfüllen die drei langen Parallelketten, von Nordwesten nach Südosten ziehend, das Jakataigebirge; die kurdischen Ala-Dagh nebst dem Binalud-Koh, nördlich von Nischapur und im Norden von Meschhed das 3050 Meter hohe Hazar-Masdschid und der 2750 Meter hohe Kara-Dagh. Im Westen neben dem Hazar, 7 Kilom. entfernt, entspringt bei Badkhor und dem Maidan-Kuni-Passe der im Längenthale nach Nordwesten und Westen sich bewegende Atrek.

Diese Gebirge des nördlichen Drittels von Chorasan, deren südöstliche und östliche Fortsetzung wol der eigentliche Parapamisos der Alten ist, gilt den Persern für ein herrliches Land; die zwischen den parallelen Höhenzügen gelagerten anbaufähigen wald- und quellenreichen, aber

wegen ihrer Klippenwände sehr uuzugänglichen Thäler sind in der That der beste Theil. Aber diese Thäler sind seither stets von den plündernden Horden der Turkmanen heimgesucht worden, welche nicht nur die Bodenfrüchte, sondern die Bewohner selbst nachts aus den Städten raubten und als Sklaven in die Länder Turans verkauften. Durch den von Rußland erreichten Anschluß des Turkmanenlandes mag sich dieses Uebel vielleicht allmählich mindern. — Der Hauptort Chorasans ist der heilige Wallfahrtsort Meschhed, der wichtigste Handels- und Karavanenplatz für das östliche Persien, an welchem die Producte Turans zusammenfließen. — Von Production kann in diesem gewaltigen Wüstenlande kaum die Rede sein, und in den Handel liefert es fast nur Opium, das nach China ausgeführt wird. Tebbes, in der Mitte in einer Oase, liefert Datteln und Orangen und baut den besten Taback Persiens. Unter den Pflanzen sind 150 Arten von Astragalus und 40 Arten Euphorbiaceen. Die Wüste ist reich an Wild, auch an wilden Eseln, deren Fleisch die Perser essen; Schakals, Panther und Tiger hört man nachts in den Städten heulen. In Kohistan wird Teppich- und Shawlweberei gerühmt.

Chorasan, das Land im Osten der Wüste, hat zu verschiedenen Zeiten eine sehr verschiedene Ausdehnung gehabt. Der nördliche Theil, das alte Parthia, bildete nebst Margiana und Aria seit frühester Zeit einen Theil des persischen Reiches; mit diesem kam es an Alexander den Großen und danach an die Seleuciden, nach deren Sturze wurde es wieder persisch, so unter den Arsaciden wie unter den Sassaniden. Das Volk, ein Gemisch von Medern und einem eingedrungenen turanischen Nomadenstamme, führt auf den an Weide reichen Plätzen sein altes Reiter- und Hirtenleben. „Nachdem die Arsakidischen Stammfürsten um 250 vor Chr. durch Losreißung ihres Gebietes von dem Reiche der Seleukiden wieder eine nationale, wenigstens der Grundlage nach eranische Macht hergestellt hatten, die sich mehr nach Westen als nach Osten zu dem parthischen Großreiche von halbtausendjähriger Dauer erweiterte: seit jener Zeit (um 170 v. Chr.) finden wir auch die Provinzialgrenzen von Parthyäa westlich über altmedisches Gebiet, sowie nördlich über Hyrkanien und südlich gegen die Wüste hin vorgeschoben." (H. Kiepert.) — Vom J. 646 bis 820 v. Chr. blieb das Land unter der Herrschaft der Chalifen; zu Anfange des 11. Jahrhunderts kam es unter die Herrschaft der Ghaneviden und schon 1037 setzten sich im westlichen Theile die Seldschuken fest, bis 1117 Sandschar, der seldschukische Herrscher von ganz Persien, Chorasan mit seinem Reiche vereinigte. Im Jahre 1220 kam es unter Dschingis-Khan an die Mongolen, 1331 an Tamerlan. Im J. 1507 verjagten die Oesbeghen die Mongolen und es kam endlich wieder an Persien. Es hat dieses Durchzugsland ganzer Völkerwanderungen seit dem Alterthume den stärksten Wechsel der Bevölkerung und damit der Nomenclatur erlitten. — Der südlichere Bezirk, das jetzige Kohistan, muß, nach H. Kiepert, das Land der Sagartier gewesen sein, der wilden skythischen, aber persisch gekleideten, mit dem Schleuderriemen bewaffneten Reiter im Heere des Xerxes. (*G. A. von Klöden.*)

Ende des fünfunddreißigsten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Stanford University Libraries
3 6105 014 733 294

AE
27
A6
Sect. 2
v. 35

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.